DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Berlin 1920

1. Jahrgang

1. Halbjahr



STEFAN GROSSMANN
ERSCHEINT JEDEN SONNABEND
JAHRGANG I · HEFT 1 · HERAUSGEBER

DAS TAGEBUCH

BERLIN · 10. JANUAR 1920

INHALT

Zum Anfang 1
Theodor Fontane: Ueber Wilhelm II 2
Thomas Wehrlin: Präsident Hindenburg 4
Stefan Zweig: Aufruf zur Geduld 7
Ludendorff in französischer Beleuchtung 10
Gerhart Hauptmann: Abgekürzte Lebenschronik . . 14
Alfred Polgar: Ein paar Tage in Berlin 21
Anmerkungen zur Wirtschaft 26
Erwin Steinitzer: Gesetzgebung gegen alle 30
Glossen: Kunstabend bei Hänisch — Zwiesprache mit sich — Aus einem geselligen Verein — Elegante Welt 33

Einzelheft 1.50 M. Vierteljahrspreis 18.— M.

ERNST ROWOHLT VERLAG



DAS TAGE-BUCH

HERAUSGEBER STEFAN GROSSMANN

INHALTS-VERZEICHNIS

I. Jahrgang / 1. Halbjahr

1920

Da in den ersten drei Heften die fortlaufende Seitennumerierung noch nicht durchgeführt ist, mußte für Heft 2 und Heft 3 eine besondere Bezeichnung durch Voranstellung der Heftnummer eingeführt werden.

Politik, Geschichte, Philosophie, Wirtschaft:

Amerika und die Kappiade 510
Barbusse, Henri: Zur Auslieferung 234
Beradt, Martin: Plaidoyer für Erzberger 315
Brailsford, H. N.: Berufsheer und Demokratie 668
— Der zweite Frieden 398, 440
Bunsen, Marie von: Die Kaiserin Friedrich 796
— Ein Beteiligter über den Vernichtungsfrieden 237
— Englische Geständnisse 505
Chamberlain, William Henry: Eine zeitgeschichtliche Parallelle 728
Curtius, Ernst Robert: Clarté .. 578
Dehmel, Richard: Offener Brief an die Weltfriedensprediger 277
E.: Northcliffs Annäherung an die Arbeiterpartei 187
Fontana, Oscar Maurus: Bildungsarbeit in der österreichischen Volkswehr 170
Fontane, Theodor: Unveröffentlichter Brief über Wilhelm II. 2
Frank, Jakob: Das Ruhr-Leiden 485
— Der neue Militarismus 437
— Eine Verfassungslücke 606
— Erwiderung an Dr. Hugo Preuß 679
— Letzte Erwiderung 777
Frankfurter, Richard Otto: Vieweg 466
Gillet, Louis: Ludendorff in französischer Beleuchtung .. 10
Glasenapp, v.: Die Berliner Lustbarkeitssteuer 768
Goldring, Douglas: Das wahre England 598
Gragün, Hans: 26 Vorgesetzte, 10 Mannschaften 794
Großmann, Stefan: Der Typus Radek 312
— Dr. Köster 502
— Ein Journalist 434
— Enthüllungshändler .. (H. 2) 1
— Geständnis 306
— Helfferich das Archiv 154
— Oesterreichs Schicksalsfrage 694
— Zwei Nein 114
Heimann, Moritz: An alle 792
— Moellendorff und Spengler .. 760
Heine, Heinrich: Zur Auslieferung 194
Herron, George D.: Der Verrat der 14 Punkte 126
Keyserling, Graf Hermann: Die Kultur des Sich-leichtmachens 662
Kuprin, A. J.: Trotzki, ein Porträt 451
Kuttner, Erich: Die Sorge des Generals 603
Lewald, Staatssekretär Dr.: Eine Lücke in der Verfassung? 777
Lewin, Dr. J.: Berichte aus Sowjetrußland 574
— Die polnische Offensive — Die Nationalisierung der Roten Armee in Rußland .. 633
Mann, Thomas: Klärungen 405
Moellendorff, Wichard, v.: Drei Variationen eines Themas I. Bahrs „Rotte Korahs". .. 445

II. Rathenaus Neue Gesellschaft 512
III. Spenglers Preußentum und Sozialismus 543
New Statesman, Aus dem: Die finanzielle Krise 334
Oppenheimer, Prof. Dr. Franz: Die Theorie der Klassenentstehung 350
Paquet, Alfons: Berichte aus Sowjetrußland 117, 161, 204, 253, 328, 356
Penck, Professor Dr. Albrecht: Volkshochschulen, Dozentengehälter, Universitäten (H. 3) 19
Preuß, Hugo: Erwiderung an Jakob Frank 608
Quessel, Ludwig: Deutschlands neue herrschende Klasse .. 157
Rathenau, Walther: De profundis (H. 2) 14
— Die Geschichte der Gegenwart 215
— Konnten wir Frieden schließen, als es Zeit war? (H. 3) 7
Robins, O.: Gespräch mit Lenin (H. 2) 7
Rolland, Romain: Für Moskau 792
Roß, Colin: Die ersten Tage der Revolution 208, 246, 282
S.: Anmerkungen zur Wirtschaft 26
— Folgerungen 427
— Oesterreichische Probleme .. 274
— Wirtschaftliches Tage-Buch (H. 2) 32, (H. 3) 32, 149, 184, 227, 267, 341, 380, 457, 494, 527, 557, 592, 624, 655, 687, 718, 749, 781, 814
Sontzeff: Russische Ueberlegungen 391
Steinitzer, Erwin: Commission des Réparations ...... (H. 3) 4
— Gesetzgebung gegen alle .. 30
Treves, Claudio: Von San Remo nach Spa 630
Vanderlip, Frank A., und Prentiß, Mark O.: Europas Wirtschaft und die Vereinigten Staaten 568
Wehrlin, Thomas: Aus einem Briefe an den Kronprinzen (H. 3) 1
— Blick nach Osten 195
— Brief an den Kronprinzen .. 235
— Gespräch mit einem Franzosen 566
Wehrlin, Thomas: Ich trete in die Partei ein 534
— Paasche und Horthy 757
— Präsident Hindenburg 4
— Ruf an Ebert 789
— Truppe zu vermieten 388
Wer glaubt an den Reichstag 726
Wie in Amerika der Sozialismus bekämpft wird 733
Wetterlé, Abbé: Frankreichs elsässisches Problem 167

Kunst und Literatur:

Bahr, Hermann: Wagner und das Barock 609
Eulenberg, Herbert: Ueber den Unwert der Tageskritik 802
Flammarion, Camille: Die Theorien Einsteins 303
Großmann, Stefan: Gesellschaftsabend bei Reinhardt 265
— Hauptmanns „Weißer Heiland" 422
— Klage um Barnowsky (H. 3) 27
Hofmannsthal, Hugo von: Ueber Raimund 714
Kastner, Rudolf: Mahlerfest in Amsterdam 703
Kesser, Herm.: Ludwig Rubiner 401
Klinger, Dr. Felix: Meine Erfahrungen mit dem Friedmannschen Mittel 363
Kyser, Hans: Die Selbsthilfe der geistigen Arbeiter 551
Mahrholz, Werner: Chronik der akademischen Bewegung .. 258
Polgar, Alfred: Ein Frühvollendeter 220
Tönnies, Ferdinand: Recht und Unrecht 198
Turel, Adrien: Zur Psychologie des Renegaten 135
Vaillant-Couturier: Kunst in Sowjet-Rußland 739
Valentin, Hans: Kunst des Dramas im Film der Zukunft .. 741
Waldmann, Emil: Galerien der Lebenden 323
Weiningers letzter Brief 652
Wolff, Ludwig: Dänische Bücher. Dänischer Film? 318

Betrachtungen, Briefe, Erinnerungen:

Borchardt, Rudolf: Briefe ins besetzte Gebiet ...... (H. 2) 3
Dehmel, Richard: Zwei Briefe 581
Engels, Friedrich: Landschaften (H. 3) 11

Goll, Iwan: Pariser Tagebuch, Dezember 1919 (H. 2), 11, 138, 262
Grillparzer: Briefe an Marie .. 338
— Zwei Briefe 707
Großmann, Stefan: Attentat auf Goethe 808
— Berliner Landpartie 680
— Celly de Rheidt 590
— Die Komtesse 778
— Die neue Schauspielerin 554
— Die Schultern der Mizzi Palme 623
— Liebknechts Briefe 524
Hasenclever, Walter: Kieler Woche 393
Hauptmann, Gerhart: Abgekürzte Lebenschronik 14
Hesse, Hermann: Winterbrief aus dem Süden 224
P. A.: Wiener Gobelins 810
Peukert, Will Erich: Das Liebesparadies in Lille 676
Polgar, Alfred: Ein paar Tage in Berlin 21
— Landstraße bei Wien 488
— Verzaubertes Haus 372
Rieger, Erwin: Reise nach Ungarn 699
Rotten, Elisabeth: Eindrücke von einer englischen Reise 536
Scheu, Robert: Das Wahrheitsamt 697
Schleich, Carl Ludwig: Erinnerungen an Richard Dehmel .. 292
— Erinnerungen an Virchow (H. 2) 21
— Mein Vater 173
— Zürich und Gottfried Keller 639
Veltheim, Graf Hans von: Aus dem Nachlaß 583

Dichtungen, Aphorismen, Satiren:

Zweig, Stefan: Aufruf zur Geduld 7
Barchan, Paul: Die Gans im Schweinestall 686
Barthel, Max: Drei Gedichte .. 333
Bauer, Hans: Das wahrhaftige Leben 738
Benedict, Bertram: In Kaiser Bills Hosen 614
Borchardt, Rudolf: Falsche Zungen 156
Braun, Felix: Drei Gedichte .. 712
— Mein und Dein 618
Brod, Max: Wüßtet Ihr, was Gefühl ist 748
Coster, Dirk: Lieblosigkeit und Liebe 683
Dehmel, Richard: Der lachende Erbe 289
— Drei Sprüche 281
Ehrenstein, Carl: Bitte um Liebe 424
f.: Zündender Versammlungsredner 759
Grillparzer: Generalmajor von Collin 711
Hawk, Toma: Gespräch mit Remigius Sauerlacher 490
Hasenclever, Walter: Ode an eine Tänzerin 134
Heimann, Moritz: Eine Art Parabel, mit Nutzanwendung .. 370
Hofmannsthal, Hugo v.: Reflexionen ....(H. 3) 18
Kamban, Gudmundur: Die Weisheit der Rache 518
Laszlo, Megyery: Einsichten .. 344
Lautensack, H.: Die Heiligsprechung der Hetäre (H. 2) 35
Leonhard, Rudolf: Alles und Nichts 368
m.: Akademisches 264
— An Reinhard 201
— Arbeiterwehr 439
— Ars amandi 508
— Bange Frage 732
— Barbusse 288
— Berliner Ausflug 613
— Dehmel 194
— Den Auszuliefernden 223
— Den Demokraten 608
— Den Rheinbündlern 160
— Der Aktivist 542
— Der verhinderte Kronprinz .. 252
— Deutschland 133
— Die ringenden Exzellenzen .. 261
— Don Quixote 371
— Erzberger-Helfferich 125
— Erzbergeriana 314
— Ewig, ewig blüht das Volk .. 732
— Ewige Wiederkehr 550
— Fluch der Nähe 390
— Frage und Antwort 678
— Glühender Wunsch 484
— Haenisch, der Ewige 426
— Hindenburgs Abend 373
— Kamerad Hiller 582
— Literatenpolemik 305
— Ludendorffs letzter Feldzug 426
— Lustbarkeitssteuer 632
— Massenregie 721
— Merkmal der Tugend 456
— Mittel gegen die Revolution 426

m.: Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt 291
— Preußischer Prätor 504
— Ratgeber für Zeitungsleser .. 556
— Rubiner 336
— Spruch für Könige 444
— Verbotene Humanität 373
— Völkerfrühling in Rixdorf .. 582
— Zum Frankfurter Sieg 439
Mayer, Paul: Die Psychologen .. 367
— Verse .... (H. 3) 24
Palagyi, Ludwig: Madjarischer Stoßseufzer 793
Ramperti, Marco: Die Reklame-Jungfrau 763
Révész, Béla: Boby 746
Rolland, Romain: Liluli 419
S.: Größenwahnsinn 767
— Experimente 638
Sinclair, Emil: Der Europäer .. 374
Schmidtbonn, Wilhelm: Der Fährmann .... (H. 3) 25
Walser, Robert: Der Proletarier 653
— Herkules 580
Wedekind, Frank: Der Staatssekretär 245
Wolff, Ludwig: Damals in Ferrara 142

Glossen:

A., E. v.: Befreiung von der Mode 151
B.: Der Richter .... (H. 2) 36
Bauer, Hans: Der Riegel 560
— Die Inschriften 754
— Wann wird man gelesen? .. 691
Bröger, Karl: Honorare 755
Burckhardt, Jacob: Dem angeklagten Deutschland 310
Emmel, Felix: Brief aus Amerongen 190
Feuchtwanger, Martin: Entschließt Euch! 787
Goetz, Wolfgang: Bismarckianum 151
— Der gelbe Fleck ...... (H. 3) 37
— Elegante Welt 35
— Goethe und sein Volk 152
— Hilfsschrei eines mathematischen Vollidioten 348
Hasenclever, P.: Eugen d'Albert 564
— Tatsachen für Musikfreunde 309
Hauschner, Auguste: Wortdämmerung 756
Heimann, Moritz: Noch einmal: Brüder Rotter 499
Huebner, F. M.: „Im Zeitalter des Judas" 816
g.: Der Dichter Renner 784
g.: Volksgebräuche 788
gr.: Schwärmerei 192
Gr.: Sozialisierung des Großen Schauspielhauses? 150
gr., st.: Erste Begegnung mit Dehmel 308
— Dem Theaterspatzen 661
Gr., st.: Victor Barnowsky 273
Großmann, Stefan: Willi Handl 725
m.: Geschichten aus dem besetzten Gebiet 193
— Nur für Kenner 310
— Vorfall .... (H. 3) 36
— Zwiesprache mit sich 33
M.: Dem Philosophen .... (H. 2) 38
Medgyessy, Ladislaus: Feststellungen 660
Mell, Max: Grete Wiesenthals tragische Kunst 724
Meyer, Alfred Richard: Von des Menschen Lautensacks letzter Station .... (H. 3) 35
ml.: Tunlichst 192
— Dessoirs Verfassung 191
M., P.: Die Landkarte Europas gestern und morgen 386
— Ein Roman aus Sowjet-Rußland 819
m., w.: Akademische Kuriosa Psychologica 308
nn.: Aus einem geselligen Verein 34
— Filmkritik .... (H. 2) 37
P., K.: Liesl Steinrück 533
Paquet, Alfons: Antwort an Herrn Lewin 818
—r.—: Aus dem Tage-Buch eines Referendars 560
Reve, Ludwig: Bonns Verdienste 562
— Deutschlands Verjudung 497
— Technik der Bestechung 658
Schairer: Der Mann mit den gelben Zähnen 692
— Die „Katastrophe" der Zeitungen 345
— Stiefelwichse 432
Schmidt, Erich K.: Der Zeitungsroman 627
Sz., E.: Tatsachen über Ungarn 387
Waldmann, Emil: Der Gönner .. 531
— Lehmbruck 464
W.: Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd! 461
Wolff, Ludwig: Goethes Gespräche 272
Zeiz, A. H.: Boris Grigoriew .. 347
Zyx: Wiener Empfang 191

Druck von Otto Elsner, Berlin S 42

// DAS TAGE-BUCH
HERAUSGEBER: STEFAN GROSSMANN

Heft 1 / Jahrgang 1 ★ Berlin, 10. Januar 1920

ZUM ANFANG

Diese Zeitschrift rechnet mit urteilsfähigen Lesern.

Das „Tage-Buch" kann und wird keiner Partei dienen, wohl aber hoffe ich auf eine Verschwörung der schöpferischen Köpfe neben, über, trotz den Parteien. Wenn es gelänge, diesen Geheimbund der Sachkenner zu schaffen, die urteilen, ohne nach rechts oder links zu schielen und zu schieben, dann würden die Diskussionen über Verwirklichung des Sozialismus, über die aristokratische Durchäderung der Demokratie, über die Erziehung und Erzielung unverstümmelter Menschen, ohne den Ballast der Schwarmgeister leichter und ergebnisreicher werden.

Diese Zeitschrift wird geschrieben für alle Deutschen. Die Papiere von Versailles und St. Germain können nicht hindern, daß unsere Gedanken hinüberfliegen nach Wien, nach Danzig, nach Köln, nach Prag, nach Bozen. Wir wollen auf eine beharrliche, aber keineswegs lärmende Weise deutsch sein... Bester Prüfstein unseres Deutschtums: Die dichterischen Beiträge, die jede Nummer des „Tage-Buches" enthalten wird... Gelingt es auf diese sich selbst nicht verleugnende Weise Kontakte und menschliche Gemeinschaften in Rom, Paris, London zu erreichen, so werden wir uns dieser Zusammenhänge erfreuen, ohne sie durch tobende Uebertreibung zu gefährden.

Das „Tage-Buch" will lieber berichten als urteilen, lieber Material zur Urteilsbildung bringen als das Urteil selbst. Ich will meinen Ehrgeiz daran setzen, über heikle wirtschaftliche und politische Situationen aus eigener Anschauung zu berichten. Klare Darstellung von Konflikten, das bedeutet schon den Beginn ihrer Entwirrung.

Das „Tage-Buch" soll eine Zuflucht werden. Zuflucht der Sachverständigen, Zuflucht der Künstler, Zuflucht der Erneuerer, aber auch Zuflucht der Opfer einer veralteten Justizmaschine, Zuflucht vor dem ehrfurchtslosen Betasten durch einen nur neu-gierigen Journalismus.

Das „Tage-Buch" will Dokumente sammeln vom Geiste der anderen Völker. Deshalb sollen die Zeitschriften Europas und Amerikas hier aufmerksam gelesen und übertragen werden.

Das „Tage-Buch" will Langeweile und Schwerfälligkeit vermeiden. Seine Glossen dürfen und sollen keck sein. Der Leser soll dieses „Tage-Buch" in guter Laune aus der Hand legen.

STEFAN GROSSMANN

THEODOR FONTANE

UNVERÖFFENTLICHTER BRIEF ÜBER WILHELM II.

Theodor Fontane schrieb den folgenden wahrhaft hellseherischen Brief am 5. April 1897; er ist an Georg Friedländer gerichtet, einen Amtsrichter, den Fontane in einer schlesischen Sommerfrische kennen gelernt hatte.

Hochgeehrter Herr!

Sie klopfen an, wegen der Reden aus hohem Munde, drin so viel gesagt und noch mehr verschwiegen wird. Ich komme, wenn ich dergleichen in meiner guten Vossin lese, jedesmal ganz außer mir, während ich mich doch von Illoyalität frei weiß und für vieles, was an „oberster Stelle" beliebt wird, nicht blos ein Verständniß, sondern auch eine Dankbarkeit habe. Was mir an dem Kaiser gefällt, ist der totale Bruch mit dem Alten, und was mir an dem Kaiser nicht gefällt, ist das im Widerspruch dazu stehende Wiederherstellenwollen des Uralten. In gewissem Sinne befreit er uns von den öden Formen und Erscheinungen des alten Preußenthums. Er bricht mit der Ruppigkeit, der Poplichkeit, der spießbürgerlichen Sechsdreierwirthschaft der 1813er Epoche. Er läßt sich, auf's Große und Kleine hin angesehn, neue Hosen machen, statt die alten auszuflicken. Er ist ganz unkleinlich, forsch und hat ein volles Einsehn davon, daß ein deutscher Kaiser was andres ist, als ein Markgraf von Brandenburg. Er hat eine Million Soldaten und will auch hundert Panzerschiffe haben. Er träumt (und ich will ihm diesen Traum hoch anrechnen) von einer Demüthigung Englands. Deutschland soll obenan sein, in all und jedem. Das alles — ob es klug und ausführbar ist, laß ich dahin gestellt sein — berührt mich sympathisch, und ich wollte ihm auf seinem Thurmseilwege willig folgen, wenn ich sähe, daß er die richtige Kreide unter den Füßen und die richtige Balancirstange in Händen hätte. Das hat er aber nicht. Er will, wenn nicht das Unmögliche, so doch das Höchstgefährliche, mit falscher Ausrüstung, mit unzureichenden Mitteln. Er glaubt das Neue mit ganz Altem besorgen zu können. Er will Modernes aufrichten mit Rumpelkammerwaffen. Er sorgt für neuen Most, und weil er selbst den alten Schläuchen nicht mehr traut, umwickelt er eben diese Schläuche mit immer dickeren Bindfaden und denkt: „Nun wird es halten." Es wird aber nicht halten.

Wer sich neue, weite Ziele steckt, darf sein Feuerschloßgewehr nicht blos in ein Percussionsgewehr umwandeln lassen. Der muß ganz neue Präcisionswaffen erfinden. Sonst knallt er vergeblich drauf los. Was der Kaiser muthmaßlich vor hat, ist mit „Waffen" überhaupt nicht zu leisten. Alle militärischen Anstrengungen kommen mir vor, als ob man Anno 1400 alle Kraft darauf gerichtet hätte, die Ritterrüstung kugelsicher zu machen. Statt dessen kam man aber auf den einzigen richtigen Ausweg, die Rüstung ganz fortzuwerfen. Es ist unausbleiblich, daß sich das wiederholt. Die Rüstung muß fort, und ganz andre Kräfte müssen an die Stelle treten: Geld, Klugheit, Begeisterung. Kann sich der Kaiser dieser Freiheit versichern, so kann er mit seinen fünfzig Millionen Deutschen jeden Kampf aufnehmen. Durch Grenadier-Blechmützen, Medaillen, Fahnenbänder und armen Landadel, der seinem „Markgrafen durch Dick und Dünn folgt", wird er es aber nicht erreichen. Nur Volkshingebung kann die Wunderthaten thun, auf die er aus ist. Aber um diese Hingebung lebendig zu machen, dazu müßte er die Wurst gerade vom entgegengesetzten Ende anschneiden. Preußen — und mittelbar ganz Deutschland — krankt an unsren Ostelbiern. Ueber unsren Adel muß hinweggegangen werden. Man kann ihn besuchen, wie das ägyptische Museum, und sich vor Ramses und Amenophis verneigen. Aber das Land ihm zu Liebe regieren, in dem Wahn: Dieser Adel sei das Land, — das ist unser Unglück, und solange dieser Zustand fortbesteht, ist an eine Fortentwicklung deutscher Macht und deutschen Ansehens nach außen hin gar nicht zu denken. Worin unser Kaiser die Säule sieht, das sind nur thönerne Füße. Wir brauchen einen ganz anderen Unterbau. Vor diesem erschrickt man. Aber wer nicht wagt, nicht gewinnt. Daß Staaten an einer kühnen Umformung, die die Zeit forderte, zu Grunde gegangen wären, — dieser Fall ist sehr selten. Ich wüßte keinen zu nennen. Aber das Umgekehrte zeigt sich hundertfältig.

Dienstag, den 6. April 97 . . . Ich orakle weiter, aber werde doch auch suchen, mich dabei der Orakelkürze zu bedienen, sonst wird die Sache endlos. Bei meiner gestrigen langen Schreiberei bin ich an einer Specialsache, die doch zugleich eine Hauptsache ist, vorübergegangen, an des Kaisers

Stellung zu Bismarck. Es ist das Tollste, was man sich denken kann. Ich bin kein Bismarckianer. Das Letzte und Beste in mir wendet sich von ihm ab. Er ist keine edle Natur; aber die Hohenzollern sollten sich nicht von ihm abwenden, denn die ganze Glorie, die den alten Wilhelm umstrahlt — und die noch dazu eine reine Glorie ist, weil das Häßliche davon an Bismarcks Händen kleben blieb — die ganze neue Glorie des Hauses verdankt das Hohenzollernthum dem genialen Kraftmeier im Sachsenwald. „Es wächst das Riesenmaß der Leiber, Hoch über Menschliches hinaus." Und das Riesenmaß seines Geistes stellt noch wieder das seines Leibes in Schatten. Und **der** soll Werkzeug gewesen sein oder Handlanger oder gar Pygmäe! Wie kann man die Geschichte so fälschen wollen. Es ist der sprichwörtlich gewordene Undank der Hohenzollern, der einen hier anstarrt. Glücklicherweise schreibt die Weltgeschichte mit festem Griffel weiter. Aber hieße ich Arnim oder Bülow, ich könnte so etwas nicht vergessen. Und nun leben Sie wohl. Empfangen Sie nochmals meinen herzlichen Dank für zwei so liebenswürdige Briefe und empfehlen Sie mich, worum noch Frau und Tochter bitten, Ihren verehrten Damen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

THOMAS WEHRLIN.

PRÄSIDENT HINDENBURG

Der junge Mann: Also Hindenburg wird Präsident der deutschen Republik.

Der alte Herr: Psst, . . . nicht so laut . . . wir wollen damit noch gar nicht herausrücken, der Beschluß steht noch keineswegs fest . . ., die Schlußberatung bei Helfferich hat noch gar nicht stattgefunden . . ., wie kannst Du die Sache durch Dein voreiliges Hinausschnattern so gefährden?

Der junge Mann: Wer sagt Dir denn, daß ich die Sache nicht gefährden will?

Der alte Herr: Das sagt mir mein Menschenverstand. Du bist zwar dreiundzwanzig Jahre und hast ein heiliges Anrecht auf Eseleien, aber — — — —

Der junge Mann: Ich rate Dir, das Gespräch anders zu führen, Du bist zwar einundsechzig Jahre und hast ein viel unbezweifelbareres Recht auf Verkalkung, aber wenn wir so offen miteinander sprechen, dann treiben wir Politik, wie sie die politischen Parteien betreiben, nämlich Monolog - Politik. Jeder redet an dem anderen schnurgerade vorbei .... Ich denke nicht daran, Eure alte Kaiserpolitik mitzumachen; beiläufig: eine Kaiserpolitik ohne Kaiser, denn daß Wilhelm und sein Sohn nicht zurückkommen soll, darüber seid Ihr Euch doch auch in der Villa Helfferich einig.

Der alte Herr: Wenn Du die Republik willst, dann müßtest Du erst recht Hindenburg als Präsidenten wollen. Hindenburg als Nachfolger Eberts, das bedeutet logischerweise die Anerkennung der bestehenden Staatsform durch alles, was konservativ ist. Eine Präsidentschaft Erbert versöhnt nicht mit der Republik, aber eine Präsidentschaft Hindenburg! ... Wer in aller Welt könnte noch für die Monarchie schwärmen, wenn Hindenburg Präsident der deutschen Republik ist?

Der junge Mann: Wer? Soll ich Dir's sagen, wer? Hindenburg!

Der alte Herr: Du hast kein Recht, an seiner Loyalität zu zweifeln. Er war nie zweideutig! Wird er Oberhaupt der Republik, so hat sich die Republik in Deutschland wirklich durchgesetzt. Er war immer durchsichtig, er denkt gerade.

Der junge Mann: Erhitze Dich nicht zu sehr! Hindenburg ist nicht nur ein Mann, Du weist es wie ich, Hindenburg ist auch eine Firma. Du weißt, wie viele Papiere in die Welt flogen, mit seinem Namen unterzeichnet, von denen er keine Ahnung hatte. Er ist ein sehr alter Herr, er hat seinen Namensstempel allzuoft anderen geliehen. Es würde sich vor allem darum handeln, wer Präsident wird, der Mann oder die Firma Hindenburg ... Ich glaube, der alte Marschall ist zu gutmütig, er läßt sich nach Bedarf, wie Ihr es in der Villa Helfferich ausknobelt, ins Licht und wieder ins Dunkel schieben. Ihr hantiert zu geschickt mit ihm ...., das macht mich mißtrauisch.

Der alte Herr: Du liest Deine Judenblätter, man sieht's. Trotzdem sag ich Dir, wenn wir wollen, wird Hindenburg Präsident! Weißt Du einen, der in der Volkswahl mit ihm konkurrieren könnte? Ebert vielleicht? Ich glaube, da

wird Ledebour und Klara Zetkin lieber für Hindenburg stimmen. Du wirst Dein Wunder erleben. Wenn wir ihn aufstellen, werden drei Viertel der Genossen, bis tief hinein ins kommunistische Lager, den Feldmarschall wählen. Die Leute spüren das instinktiv, er ist aus einem Stück, er ist lebendiges . . . . .

Der junge Mann: . . . . Preußen! Du liest nur Deine Preußenblätter. Du vergißt schon wieder, daß die Zeit vorüber ist, da Preußen Deutschland war. Bayern, Württemberg, Baden, alles am Rhein und Main will keine preußischen Heroen mehr, auch Hindenburg nicht.

Der alte Herr: Geschwätz. Frag mal einen Musterphilister, sagen wir, den Herrn Müller-Meiningen, der jetzt Justizminister in Bayern ist, ob er nicht Feuer und Flamme für die Präsidentschaft Hindenburg ist. Und frag Herrn Koch, den Demokraten aus Kassel, ob er die Courage hätte, gegen Hindenburg zu kandidieren, ach was, zu stimmen? Wenn wir ihn nur nennen, erschlagen wir mit seinem Schatten jede andere Kandidatur! Kannst Du Dir vorstellen, daß Herr Schiffer oder Herr Dernburg oder Herr Petersen Lust haben, neben ihm zu verschwinden?

Der junge Mann: Du redest von Verstorbenen. Eine Kandidatur Hindenburg, darin hast Du recht, rasiert jede bürgerliche Möglichkeit glatt weg. Aber sie stärkt eine Kandidatur Ledebour. Schiebt ihn nur hervor, Euren allzu gutmütigen Marschall, wißt Ihr die Folge? So wird's Euch gelingen, die Roten von Ebert bis zur Zietz, mit oder ohne Parteivertretungen, zu einen. Eine Kandidatur Hindenburg, das bedeutet vielleicht eine Präsidentschaft Ledebour. Wenn Ihr das riskieren wollt, mir kann's recht sein.

Der alte Herr: Dann sind die beiden Heere geordnet, auch das ist gut.

Der junge Mann: Du redest wieder wie 1880. Heere? Heere? Das deutsche Volk hat sich ein Oberhaupt zu geben. Was braucht's da Heere?

Pause.

Der alte Herr: Wer denn, wenn nicht Hindenburg?

Der junge Mann: Jetzt rückst Du dem Problem näher. Wir sollen uns ein Oberhaupt geben und wissen kein oben und unten. Wir sollen uns eine Spitze geben und sind ein

Volk, das noch keine Basis hat! Wir sind Deutsche, aber die meisten wissen es gar nicht, daß dies ein Schicksal ist, eine unentrinnbare Gemeinsamkeit, der sie weder auf katholischen, noch auf sozialistischen Wegen entschlüpfen können; auch nicht mit Rätesystem und tollster Internationalität. Vielleicht werden wir in drei Jahren, wenn wir lang genug in der Wolfsgrube gelegen sein werden, allmählich dazu kommen, eine Ahnung von Volkseinheit zu empfinden, Dein Hindenburg ebenso wie mein Ledebour. Vielleicht werden wir, vor der Tür des Völkerbundes liegend, oder im Völkerbund, isoliert und überstimmt, erkennen, daß wir e i n Volk werden müssen.

STEFAN ZWEIG

AUFRUF ZUR GEDULD

Zu den siebenhundertundfünfzig Aufrufen und Manifesten des letzten Jahres noch einen (den niemand zu unterschreiben braucht): Aufruf zur Geduld!

Einen Aufruf gegen die Aufrufe, gegen die voreilige Zusammenrottung zusammenhangloser Menschen, die, um irgend etwas zu beschleunigen, was sie dumpf wünschen, sich zu Gruppen vereinen, die unter gleichem Wort wahllose Verschiedenheit der Begriffe einhürden. Nie war geistig die Neigung zum Herdentrieb bei den Intellektuellen stärker als in diesen Jahren, die Neigung, sich durch Masse zu verstärken, durch Echo — das doch nur bewegte Luft bleibt, so laut es auch dröhnt — statt durch innere Intensität. Die rasende, die krankhafte Angst, irgendwo bei einer Bewegung nicht dabei zu sein, einen Anschluß zu versäumen, hat ein Mitläufertum erzeugt, so kläglich, so klein, so geistig wertlos, so moralisch nichtig wie alle Uniformität. Kaum ist der Krieg da, so rotten sich die Entlegensten zusammen, um, jeder, Deutschland der Welt zu erklären, kaum ist das Wort Expressionismus erfunden, so deutet und deutelt jeder kleine Schreiber, jeder Maler, jeder Dozent und Schullehrer sein höchst unpersönliches Sein in das neue Wort hinein. Kaum hängt die rote Wolle des Bolschewismus am Himmel, so schreibt jeder sein Broschürchen, alles bündelt sich hastig zu geistigen, zu handwerklichen Sowjets.

Und kaum ist der Krieg zu Ende, so entdecken sie plötzlich alle ein neues Feld, die Völkerversöhnung, die Internationale des Geistes, und flöten Rolland an und Barbusse.

Hier nun Halt zu rufen und zur Geduld zu mahnen, scheint mir Pflicht. Denn jene Zusammendrängungen nationaler und artistischer Bestrebung waren in einem höheren Sinn gleichgültig. Die zwölftausend Broschüren der deutschen Professoren und siebentausend Bände deutscher Kriegslyriker las draußen kein Mensch, und die Neutralen, denen sie zentnerweise von der Propaganda ins Haus geschickt wurden, heizten im kohlenarmen Winter ihre Oefen damit. Ob sich zweitausend oder sechstausend deutsche Dichter und Maler zum Expressionismus bekannten, war unwesentlich — ein Buch wie Franz Werfels „Gerichtstag" stellt ihn so strahlend in die Zeit, daß der Begriff vor dem Werk erblindet. Aber wo diese deutsche Neigung zur Bündelei an Europa rührt, an die Welt, muß der unwissenden Ungeduld energisch in den Weg getreten werden: das Manifest der 93 hat gezeigt, welchen Schaden Ungeduld und unbelehrte Eilfertigkeit anzurichten vermag.

Eine Anzahl Menschen empfinden jetzt plötzlich den Wunsch nach geistiger Einheit Europas. Begreiflicherweise: denn Deutschland befindet sich heute in einer Isolierung des Hasses, wie niemals eine Nation, und der Durst nach Freundschaft, nach Brüderschaft und Anteilnahme brennt in Millionen Herzen. Begreiflich, daß sie nach jedem Funken, jedem Lichtschein vom andern Ufer hinüberschauen und sehnsüchtig ihm entgegenwinken, daß sie rufen, schreien und jubeln, wenn irgendein Gruß — wie etwa jener der „Clarté", die ja doch nur auch ein Fünkchen Licht ist, noch keine Helligkeit — herweht, daß sie freudig die Möglichkeit begrüßen, wieder kosmopolitisch an einem Tisch beisammenzusitzen.

Aber an einem Tisch — seien wir uns darüber klar! —, viel weiter hinaus reicht es heute noch nicht. Die paar Menschen, die drei Dutzend in allen Nationen, die immer einig waren, brauchen einander nicht anzurufen, sie kennen einander, und was jetzt eilig dazutritt, sich hastig zu ihnen drängt, bleibt bedeutungslos für das Ziel. Denn es handelt sich bei der Idee des zukünftigen einigen Europa nicht darum, wer der momentanen M e i n u n g nach Internationalist ist, sondern wer

es der Ueberzeugung nach ist. Ich versuchte einmal, diesen Gegensatz (den die wenigsten erkennen) zu formulieren: „Meinung haben viele, Ueberzeugung ganz wenige. Meinung fliegt zu aus Wort, Zeitungsblatt, Wunsch und Gerede, fliegt wieder fort mit dem nächsten Wind und ist immer dem Druck der Luft unterworfen. Ueberzeugung wächst aus Erlebnis, nährt sich an Bildung, bleibt persönlich und unteilbar an den Tatsachen. Meinung ist Masse, Ueberzeugung der Mensch." Und ich füge noch bei: Meinung ist Ungeduld, Ueberzeugung Geduld. Wer rasch zuläuft, läuft rasch wieder fort. Deshalb dies Mißbehagen, das wir empfinden, wenn der Internationalismus, der heute nach dem Kriege als Bekenntnis ganz gefahrlos ist, mit einemmal soviel Zuläufer findet. Denn diese Ungeduldigen wollen Scheinresultate: Kongresse und Besuche, eine Attrappe von Versöhnung, in der immer nur dieselben drei Dutzend Schauspieler mit immer anders verteilten Rollen spielen werden, begleitet von einigen opportunistischen Statisten, die jetzt, wo das Stück einigen Applaus hat, sich zugesellen.

Aber geben wir uns keiner Täuschung hin: es ist ein Schauspiel nur. Ernüchtern wir die eigene Neigung, zwingen wir uns um zu jenem bessern Gefühl, das mit dem unheroischen Namen Resignation genannt wird und doch der wahre Heroismus ist: zur Geduld. Haben wir den Mut, uns zu sagen: wir sind eine verlorene Generation, wir werden das einige Europa nicht mehr sehen. Zwischen uns und Frankreich liegen die verwüsteten Gebiete und drei Millionen Gräber. Zaubern wir keine Potemkinschen Dörfer herauf, täuschen wir uns nicht darüber, daß all die Zuläufer abfallen werden, wenn nicht im ersten Ansprung die Völkerversöhnung zusammenkommt (oder ein neuer Sprengstoff erfunden wird, der den Sieg sichert). Haben wir den Mut, zu sagen: wir sind drüben und herüben nur kleine, ganz unendlich kleine verläßliche Minoritäten, alles, was wir tun und wirken, ist unfruchtbar, unsichtbar, undenkbar in der gegenwärtigen Zeit, die vierhundert oder tausend Menschen, die jetzt die Manifeste mit unterschreiben, nässen nur weißes Papier. Locken wir nicht die Begeisterung der Jugend in den Wahn, sie könnten morgen oder in fünf Jahren schon wieder auf den Bänken der Sorbonne und den geliebten Straßen des

Quartier Latin mit Kameraden schwärmen, bewahren wir sie vor allzu stürmischer Anbiederung (die, enttäuscht, in Haß umschlagen würde), mahnen wir mit zum einen: zur Geduld. Vor Gott sind tausend Jahre ein Tag, im Leben eines Volkes jede Generation nur eine Stunde: denken wir über unsere verlorene hinaus der nächsten entgegen, die — ich fürchte es gegen meinen Wunsch — wohl schon hinter unseren Tagen ist. Und suchen wir keine Fülle, kein Getümmel von Menschen, wo immer nur der Platz einiger weniger war: in der geduldigen werktätigen, anonymen Aufopferung zu unsichtbarem Ziel. Lassen wir die rasch aufsteigenden Feuerwerke der Manifeste, sie stürzen tatlos aus den Himmeln unserer Hoffnung zurück: gehen wir langsam den dunklen Weg unserer Erde, den Weg der Geduld!

LOUIS GILLET in der „Revue des deux Mondes"

LUDENDORFF IN FRANZÖSISCHER BELEUCHTUNG

In dem von den Deutschen verlassenen Schloß Versigny, wo sich vor unserer großen Juli-Offensive das Hauptquartier der 10. Armee befand, hing unter Nuditäten und Kaiserbildern das Porträt des Generals Ludendorff. Ein unvornehmer Denkerkopf mit riesiger Stirn erzwang unsere Beachtung. Damals wußten wir wenig vom ungekrönten Herrscher Deutschlands. Wir kannten den General als Eroberer Lüttichs, als Seele der deutschen Unternehmungen im Osten, als Angreifer und Verteidiger an der Westfront. Soviel war uns damals schon klar: der Kaiser war seit langem nur noch eine Paradefigur, Hindenburg ein Fetisch, ein harmloser Knecht Ruprecht; die eigentliche Triebkraft auf feindlicher Seite, der Herr und Meister des Deutschen Reiches war Ludendorff. Immer wieder kehrte unsere Unterhaltung zu ihm zurück.

Als Flüchtling hat Ludendorff in Schweden seine Erinnerungen geschrieben. Sie sind eine Enttäuschung. Etwas schnell, in einem knappen halben Jahr, ist der Wälzer von 600 Seiten zustande gekommen. Immerhin handelt es sich um ein Quellenwerk ersten Ranges. Nicht an ferne Zukunft, an unmittelbare Gegenwart hat Ludendorff bei Niederschrift seiner Erinnerungen gedacht. Er ist kein abgeklärter Philosoph, er ist ein Kämpfer, der sein Schwert noch nicht an den Nagel gehängt hat. Der Mann, dem Deutschland sein Schicksal anvertraut, den es jahrelang für seinen rettenden Gott gehalten hat, den es heute für den Zusammenbruch verantwortlich

macht, legt Rechenschaft ab, gibt seine Apologie. Der umfangreiche Band ist eine geschickte, leidenschaftliche, beredte Verteidigungsschrift. Der Verfasser wendet sich lediglich an die öffentliche Meinung seiner Heimat. Er versucht den Nachweis, daß sein Vaterland dem Unheil entgangen wäre, wenn es auf ihn gehört hätte. Anekdoten und persönliche Erinnerungen wird man in Ludendorffs Buch vergeblich suchen. Auf die besondere Wesensart der Hauptfiguren in der ungeheuren Tragödie geht Ludendorff nicht ein. Urteile über Leben und Menschen finden wir nicht. Die Namen von Foch, Brussilow, Haig, Pétain und Joffre werden kaum erwähnt. Daß Ludendorff darauf verzichtet, seine Gegner zu beurteilen, ist sehr bezeichnend für ihn. Daraus erklärt sich vielleicht der schließliche Mißerfolg seiner Strategie. Ludendorff schmeichelt sich, die Menschen zu kennen. In seinem Buch finden wir keine Spur seiner Menschenkenntnis. Niemals macht er den Versuch, den Gegner zu verstehen. Das ist die Quelle seiner verhängnisvollen Irrtümer Ludendorff gibt keine Charakteristik der führenden Männer Deutschlands. Von Hindenburg, vom Kaiser und vom Kronprinzen erfahren wir sehr wenig. Für den Kronprinzen legt er ein gutes Wort ein: der wäre besser als sein Ruf. Daß er mit dem Kaiser schlecht gestanden hat, deutet Ludendorff nur an. Für ihn ist der Kaiser eine nachbismarckische Gestalt.

Unter nachbismarckischen Gestalten versteht Ludendorff die Führer des neuen Kurses, die aus dem agrarischen Deutschland einen Industrie- und Weltstaat machen wollten, die für die Bagdadbahn schwärmten und sich im Traume wiegten, aus Deutschland ein zweites England zu machen. Ludendorff sympatisiert mit dem Landedelmann aus Fontanes „Stechlin", der in der robusten Kraft des preußischen Ostens das Fundament deutscher Größe erblickt; den königlichen Kaufleuten, den Ballin und Rathenau ist er wenig geneigt. Er macht Front gegen die vom Kaiser ausgegebene Parole: „Bereichert euch!" Der materielle Aufschwung Deutschlands bedeutet dem Spartanergeist Ludendorffs den moralischen Niedergang.

Er selbst ist kein Junker. Er entstammt einer gut bürgerlichen, kinderreichen Familie; sein Vater war Kaufmann in Posen, der ihm wenig Glücksgüter, aber Vaterlandsliebe und Königstreue vererbt. Arm und stolz verbringt der junge Offizier seine Jugend in Wesel und anderen langweiligen Garnisonen. Verachtung des Reichtums und schrankenlose Hingabe an das Vaterland bestimmen seine Existenz. Bismarck ist sein Heros. Aus Geschichte und Lage Deutschlands ergibt sich ihm die Notwendigkeit, Heer und Flotte zu verstärken. Als Waffe wählt er die Infanterie, weil diese die Ehre hat, das Härteste zu erdulden. Das Heer ist ihm die Seele alles Guten

und Großen; es soll bleiben wie es war. Deshalb wendet sich Ludendorff gegen die Milderung des Militär-Strafgesetzbuches, gegen die Abänderung des traditionellen Verhältnisses zwischen Offizier und Mann. Er ist ein Gegner der neuen Ideen. Revolution, Demokratie, Sozialismus und Bolschewismus bedeuten ihm die gleiche Gefahr. Aber er sah das Unheil nicht kommen. Von der Arbeit, die sein Heer unterwühlte, hatte er keine Ahnung.

Den Krieg hält Ludendorff für ein Naturgesetz. Natur und Krieg sind identisch. Das Recht Deutschlands steht bei ihm außer Frage. Der Krieg war dem „eingekreisten" Deutschland aufgezwungen, es war ein Verteidigungskrieg. Gegen die Verletzung der belgischen Neutralität hat Ludendorff keine Bedenken. Die Notwendigkeit, in Belgien einzufallen, hat Schlieffen hundertmal bewiesen, und damit ist für Ludendorff die Sache abgetan. Die Vorwürfe gegen das deutsche Heer sind für Ludendorff Verleumdungen. Plünderungen und Grausamkeiten sind nicht vorgekommen; daß die besetzten Gebiete für die Ernährung der Sieger zu sorgen hatten, gilt ihm als Kriegsgesetz.

Am interessantesten für uns Franzosen ist derjenige Teil der Erinnerungen, der sich mit den beiden letzten Kriegsjahren beschäftigt. Am 29. August 1916 übernahmen Hindenburg und Ludendorff die Oberste Heeresleitung. Damals befand sich Deutschland in einer fast verzweifelten Lage. Der Vierbund war geschlagen bei Verdun und im Trentino, in Galizien, in Mazedonien und an der Somme. Die deutschen Heere schmolzen dahin, und der Sieg der Entente schien bevorzustehen. Da rüstete Ludendorff die neue Abwehrschlacht. Ludendorff siegte bei Tarnopol, Czernowitz und Riga, bei Caporetto, Udine und am Piave, aber sein Herz zitterte bei den Nachrichten von der Westfront, wo die Standhaftigkeit der deutschen Heere auf die härteste Probe gestellt wurde. Ludendorff begreift, daß die russische Revolution Deutschlands Rettung bedeuten kann. Er läßt es zu, daß Lenin durch Deutschland nach Rußland fährt, aber er ahnt die Gefahr, die Deutschland selbst zerstören sollte. Ein Reaktionär wie der Generalfeldmarschall empfand ehrlichen Abscheu gegen die Sowjets. Den Heros der dritten Internationale behandelte er wenig schonend. Ludendorff war einer der ersten in Deutschland, der den Bolschewismus als Weltgefahr erkannte. Trotz der Warnung der Obersten Heeresleitung spielte die deutsche Regierung ein Doppelspiel mit ihren gefährlichen russischen Verbündeten. Während der Verhandlungen von Brest-Litowsk, wo die Vertreter des Kaisers „mit diesen Bolschewisten" verhandelten, tobte Ludendorff vor Wut. Gegen die Entsendung einer bolschewistischen Gesandtschaft nach Berlin wandte er sich mit Nachdruck. Er fürchtete, daß die Gesandtschaft ein Herd der Propaganda werden würde. Der Kanzler dagegen

glaubte, daß die Bolschewisten in Berlin am wenigsten gefährlich werden könnten, weil man sie dort im Auge behalten könnte.

Jedenfalls gestattete die russische Revolution der deutschen Heeresleitung, 55 Divisionen an die Westfront zu werfen; mit 207 Divisionen gegen 160 Divisionen der Entente hatte Ludendorff im Westen die Ueberlegenheit. Eile tat not, bevor Oesterreich verhungerte und die Amerikaner in den Kampf eingriffen. Die letzten Abschnitte des Ludendorffschen Buches lesen sich wie ein Roman. Ludendorff schildert die Offensiven vom März und April, die von Ende Mai und die, die unserm Gegenangriff vom 15. Juli voranging. Es ist immer dasselbe: Anfangserfolge, die nicht restlos ausgenützt werden können. Das deutsche Heer war erschöpft. Die Wiederholung der gleichen Manöver stumpfte auf die Dauer die Wirkung der deutschen Angriffe ab. Ludendorff, der sich am 21. März als hervorragender Taktiker erwiesen hatte, war ein mittelmäßiger Stratege. Er zersplitterte seine zahlenmäßige Ueberlegenheit, anstatt sie voll in die Wagschale zu werfen. Anstatt die geschlagene englische Armee zu vernichten, bannte ihn das Ziel Paris. Foch holte zum Gegenschlag aus, und Ludendorff mußte sich auf die Verteidigung beschränken. Aber er begriff immer noch nicht, wie sehr er geschlagen war. Erst die Niederlage vom 8. August öffnete ihm die Augen. An diesem Tage fühlte er sich verloren. Er sah, daß der Feind ihm an der Kehle saß. Am 13. August hielt er in Anwesenheit des Kaisers Kriegsrat mit dem Kanzler im Hauptquartier und sprach sich für den sofortigen Friedensschluß aus. Hindenburg war weniger mutlos, er hoffte immer noch auf die Gnade Gottes. Die Regierung tat nichts. Foch erneuerte seine Angriffe, am 15. September zerbrach die bulgarische Front, der Vierbund war im Rücken gefaßt, die Donaulinie war offen. Am 4. Oktober erfolgte das Gesuch um Waffenstillstand. Ludendorff hätte, wenn er nach den ersten Niederlagen sein Heer hinter die Maas zurückgezogen hätte, vielleicht die Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes gehabt. Er aber leistete verzweifelte Gegenwehr und verzehrte seine letzten Kräfte auf dem Rückzug, der das Grab seines Heeres wurde. Ludendorff hoffte immer noch auf eine Wendung des Kriegsglücks. Geringfügige Umstände macht er für die Niederlage verantwortlich. Das Versagen der zweiten Armee am 21. März, das vorzeitige Bekanntwerden der Offensive usw. Wir wissen den wahren Grund von Deutschlands Niederlage. Unser Sieg war der Sieg des freien Menschen, der zu leiden versteht, über den Sklaven materiellen Genusses. Als unsere Heere im Herbst in die rheinischen Länder einzogen, war Deutschland wirtschaftlich noch nicht am Ende. Der Wohlstand des Landes setzte uns in Erstaunen. Aber die moralische

Kraft Deutschlands war erschöpft. Die Deutschen hingen allzu sehr an weltlichen Gütern. Ludendorff sagt mit Recht, daß Frankreich, Belgien und Serbien mehr gelitten haben als Deutschland, ohne die Waffen niederzulegen. Deutschland wollte keine Opfer mehr bringen. Das Hindenburg-Programm wurde unvollkommen ausgeführt, und dem gesunkenen Lande entstand kein Gambetta, kein Clémenceau. Man versteht die Gefühle Ludendorffs, als er durch Funkspruch die Worte erfuhr, die Clémenceau dem Parlament zurief: „Ich führe den Krieg vor Paris, in Paris, hinter Paris". Deutschland fühlte sich geschlagen. Ludendorff selbst mußte sich gestehen, daß es während des ganzen Krieges weder im Westen noch im Osten gelungen war, einen großen strategischen Durchbruch zu erzielen. 1918 versuchte er noch einmal die feindliche Front zu zerbrechen. Der Mißerfolg zerschmetterte sein eigenes Heer. Ludendorff hatte das Glück versucht, er war ein Spieler. Er spielte skrupellos. Er hat die Partie verloren.

GERHART HAUPTMANN — ABGEKÜRZTE LEBENSCHRONIK

Ein Ausschnitt.

Der Knabe wird endlich in die Unterquinta versetzt, ist ordnungsgemäß in die Oberquinta aufgestiegen und besucht jetzt den Konfirmandenunterricht bei Pastor Klam an der Kirche zu St. Magdalenen. Er ist ein milder, sanftmütiger Mann, aber der Knabe macht von den letzten Bänken aus, in die man ihn gesetzt, hier, im Hörsaal des Pastorhauses, Beobachtungen, die für seine Betrachtung von Welt und Menschen im allgemeinen und Wort und Wesen im besonderen von tiefer Bedeutung sind.

Dem Katheder am nächsten, wo der berufene Diener und Vertreter Gottes sitzt, hat man, in der ersten Bank, mehreren jungen Grafen und Baronen, schlesischen Adelssprossen, Plätze eingeräumt. Und für diese, im übrigen wohlerzogenen, jungen Leute scheint Pastor Klam und das Gotteswort ausschließlich vorhanden zu sein. Es ist, als ob der sanfte Mann den jungen Grafen Soundso, den Sekundaner Freiherrn Soundso Christi und seiner Lehre wegen und der Notwendigkeit, sich damit abzugeben, demütig um Entschuldigung bäte. Er tut eine Frage an Herrn von Soundso und scheint es besonders freundlich anzuerkennen, daß er keine Antwort bekommt. Niemals bekommt er eine Antwort. Aber er sagt: „Ganz recht, Sie wollen sagen, Graf Soundso . . . Sie denken mit Recht, Freiherr

Soundso . . ." und hierauf gibt er selber die Antwort. Kein Blick trifft jemals die Parias in den übrigen Bänken. Niemals wird ein Auge auf den Knaben gerichtet oder eine Frage an ihn getan. Dieser aber ist bereits so tief in das Wesen Christi und der Evangelien eingedrungen, daß er recht wohl durchschaut, wie fern dieser Pastor davon ist.

Regt dieser Pastor seinen Jünger, ohne es zu beabsichtigen, zum Denken an, so ist dies früher durch einen Lehrer in der Schule mit Vorsatz geschehen. Nur in Vertretung übernahm dieser Lehrer für einige Wochen in der Quinta Religionsunterricht. Aber es gelang ihm in dieser Zeit, bei geeigneten Köpfen unvoreingenommene Urteilskraft zu wecken und ihr auch gegenüber dem Bibelbuch Mut zu machen. In dem prachtvollen, körperlich wie geistig tapferen Manne (er hatte den letzten Krieg, unter Auszeichnung, als Offizier mitgemacht) hatten vielleicht die Bücher von Dulk oder David Friedrich Strauß ihre Wirkung getan. Er sah in Joseph ein Muttersöhnchen, ein Nesthäkchen, das sich bei seinen Brüdern verhaßt gemacht hatte, und fand es sogar in der Ordnung, daß sie sich des Aufpassers und Denunzianten entledigten. Sogar den lange entschiedenen Prozeß des Verräters Judas, des Erzbösewichts, wollte er revidiert wissen und ging umständlich daran, mit der Klasse auf originelle Art das Für und Wider der Schuldfrage zu erörtern. Diese Saat, von der Pastor Klam nichts ahnte, gleicht dem Senfkorn, das sich in der Seele des Knaben im Laufe des Lebens zum Baume entfalten wird. Dagegen bleibt der Konfirmationsunterricht und später die Konfirmation und das Abendmahl eine schwache Erinnerung ohne Folge.

Die Ferienaufenthalte daheim haben allmählich an ihrem befreienden Charakter eingebüßt. Der Vater ist stets gereizt und vertieft in Rechnungen, die Mutter einsilbig und sorgenvoll. Schwere Krankheitskrisen des Vaters und des älteren Bruders sind zur Not überstanden: dieser muß Nachkuren gebrauchen, während der Vater sich wegen eines zurückgebliebenen Herzfehlers wegen zu schonen hat. Kaufmännische Stellungen in Hamburg, die der älteste Bruder eingenommen hat, sind wieder aufgegeben und, eigentlich gegen seinen Willen, nur aus Pflicht ist der älteste Sohn dem Ruf des Vaters gefolgt, um sich mit ihm in die Leitung des Gasthofs zu teilen. Dieses Verhältnis hat wenig Gutes und ist eine Quelle der heftigsten Friktionen. Eine gefährliche Neigung zum Jähzorn, die der älteste Bruder besitzt, wird durch solche Umstände noch gesteigert. Es ereignen sich Szenen von gefährlicher Heftigkeit. Ein scheinbar unaufhaltsamer, geschäftlicher Rückgang trägt wohl vor allem die Schuld daran. Man spürt es deutlich, wie sich der Horizont des Familienhimmels mehr und mehr mit Gewölk umzieht.

Die Pension bei dem athletischen Pastor aus Masuren wird gegen eine bei einem Kunstschlosser aufgegeben. Der Kunstschlosser ist ein reicher Mann. Seine Frau will gesellschaftlich höher hinaus. Sie hat ein Interesse an dem älteren Bruder des Knaben genommen, der mit ihrem Sohne in der Sekunda sitzt. Er ist ihr bei Besuchen, die er im Hause des Klassengenossen gemacht hat, aufgefallen. Sein lebhafter Geist, seine bestechende, fast geniale Art bewirken, daß die kluge Frau den Gedanken faßt, ihn dauernd ins Haus zu ziehen, damit er womöglich auf ihren Sohn abfärbe.

Die Stellung des Bruders im Hause des Kunstschlossers ist also von Anfang an gegen die des Knaben eine bevorzugte. Den faulen, unbegabten Schüler sieht man beinahe nur als lästige, unvermeidliche Zugabe an. Bei Tisch wird Gemüse herumgereicht, das Fleisch von der Hausfrau, die in weißer Flanelljacke sauber hantiert, jedem auf den Teller gelegt. Gott weiß, über was sie sich eines Tages geärgert hat, der Bruder des Knaben erhält zwei Stücke, und sie erklärt mit gereizter Entschlossenheit, daß es für ihn nicht mehr zulange. In dieser Familie geht es äußerst sauber zu, die Speisen sind gut und immer reichlich. Zum erstenmal erhalten die Brüder morgens Semmel mit Butter bestrichen. Es ist ihnen früher nie vorgekommen. Der rundliche kleine Schlosser, der sich zum Fabrikbesitzer emporgearbeitet hat, ist in seinem Verhalten gleichmäßig freundlich. Er ist noch immer ganz Handwerksmeister. Er verehrt seine hübsche Frau, nimmt ihren Bildungstrieb für Bildung und fügt sich still und fast ängstlich in sie. Es kommt dem Knaben so vor, als ob er an ihm eine heimliche Stütze hätte.

Es bleibt für die Knaben etwas Fremdartiges an dem Haushalt des Kleinmeisters, der im Begriff ist, sich zu höherem Wohlstand zu entwickeln. Verstümmelte und verballhornisierte Fremdworte schwirren durch die Luft. Eine gewisse unsichere Dünkelhaftigkeit wird für höhere Lebensart gehalten, und ihre komischen Aeußerungen haben die einfache Sitte und Natur handwerklicher Schlichtheit abgelöst. Ein verzehrender Ehrgeiz wühlt in der Frau. Sie will ihn durch ihren Sohn befriedigt wissen. Und außer dem Dünkel fehlt gerade ihm scheinbar die Eignung dazu.

Er ist Büchernarr, kauft Bücher zusammen. Wahrscheinlich ist die Mutter der Anlaß dazu. Sie werden in Kästen verstaut und niemals gelesen. Er und die Mutter scheinen zu glauben, sie nur zu besitzen verbürge schon die Gelehrsamkeit. Natürlich gibt es deswegen Hänseleien zwischen dem Knaben und dem vier Jahre älteren Schlossersohn, die den Haß der Mutter gegen den Pensionär noch steigern. Sie vergöttert den einzigen Sprößling, und zehnfach verletzt sie, wer ihn einmal verletzt.

Ihre gute Stube ist ein anderer Stolz der Meisterin. Hier sind Nußbaummöbelstücke, Nippes, Makartwedel in giftigen Farben, Blumentisch mit Gummibaum, Goldfischaquarium und sonst allerlei Wunderschönes zusammengebracht. Regulator, Teppiche, Oeldrucke. Das Beste vom Besten indessen ist ein Pianino, auf dem niemand spielen kann. Es ist durch zwei große Medaillons von Mozart und Beethoven ausgezeichnet. Eines Tages bewegt man sich in der guten Stube und die Meisterin ergeht sich über die Kostbarkeit dieses Instruments, dem etwas Besseres an Preis und Qualität — sie nennt den Preis! — nicht an die Seite zu stellen wäre, so daß der Knabe sich den Hinweis entgleiten läßt: ein Bechstein habe eine viel bessere Qualität und würde drei- bis viermal so teuer sein. Ihr Blick verrät: die Todfeindschaft ist nunmehr besiegelt.

Im Hause des Pastors hat sich der Knabe trotz mancher Konflikte wohlgefühlt. Im Hause des Oberamtmanns trotz Flöhen, Wanzen und Schwaben nicht unglücklich; wirklich unglücklich fühlt er sich hier unter dem scheelen und giftigen Auge der Meisterin, die es ihm nicht verzeiht, daß er sich instinktiv von ihr, von ihrem Sohne und ihrem Hause absondert, und hauptsächlich nicht, daß er sie durchschaut. Der Knabe ist unklug, ist unerfahren, aber eben zu jung, um einzusehen, wie natürlich und verzeihlich das Verhalten der strebsamen Hausfrau ist. Wie es auch immer sei, es sind in der ganzen Breslauer Zeit die schlimmsten Monate, die er im Hause des Schlossers zubringen muß.

Es liegt natürlich in einer Fabrikgegend. Aus seiner Stube im ersten Stock des Vorderhauses blickt der Knabe auf einen Kohlenplatz. Was für Umstände auch immer sonst noch dazu beitragen mochten, sein Heimweh wächst in der ganzen Umgebung wirklich zu einer marternden Krankheit an. Stundenlang weint er einsam Tränen. Eines Tages kommt er von Hause zurück, liegt wirklich schluchzend auf seiner Bettstelle, hat aber vergessen, sich einzuschließen. Plötzlich steht die achtzigjährige Großmutter, Mutter der Meisterin, neben ihm. Und sie sagt etwas Unflätiges: „Ih, weine man immerzu! Wenn du weinst, so brauchst du nicht p . . .“

Um dieser häßlichen Wirklichkeit zu entgehen, verlegt der Knabe den Aufenthalt seiner Seele teils in die kanadischen Wälder mit Lederstrumpf, teils auf den Mond. Stunden, Tage, Wochen verbringt er damit, bei häufiger Abwesenheit des Bruders, im Zimmer verschlossen, Cooper zu lesen und in einsamen Spielen und Selbstgesprächen zu verwirklichen. Seine Sehnsucht geht in die große Natur, das verlorene Leben in Wiesen und Wäldern. Ein Trost erwächst ihm dabei aus einem gewissen hübschen Zuge der feindlichen Meisterin. Sie kommt nie vom Markt ohne Töpfe mit blühenden

Blumen, und hat ihm verholfen, sich eine kleine Orangerie anzulegen. Er findet wie eine alte Jungfer oder ein Rentner Freude daran. Er besitzt und pflegt Mimosen, die auf Berührung reagieren. Sein Blumengestell, mit Stämmchen, Zweigen und Blättern bedeckt, wird ihm beständige Quelle der Anregung, und in seiner Betrachtung fühlt er sich freier und weit entrückt. Aber noch weiter entrückt ihn ein Märchen, das er dichtet. Es spielt auf dem Mond und ist ein kosmisch-utopischer Traum, die erste Utopie, die er bildet. In jedes Menschen Geist entsteht seine Utopie. Sie entsteht so natürlich im Innern, wie außen das Haar auf dem menschlichen Haupte entsteht. Hier hatte sie zunächst nur den Zweck, die Gegenwart zu überwinden, das Leiden von Ort und Zeit, den Hunger nach Glück durch ein Werk der Einbildungskraft zu beschwichtigen.

In diesem rein persönlichen Jammer dieser stockenden Trostlosigkeit und nutzlosen Existenz gab es Lichtblicke. Besonders durch das Auftauchen eines Klassengenossen des Bruders, Dominik. Auch die dichterischen Neigungen des Knaben sind Ursache. Der Bruder hat eine große, naive Freude daran und gründet auf sie besondere Erwartungen. Auch Dominik macht Gedichte, und der dichtende Sekundaner und der dichtende Quintaner finden sich. Ein weiterer Lichtblick ist eine Reise, die eines Sommerabends in einem Wägelchen, mit dem Gaul des Schlossermeisters davor, angetreten wird.

Aus der fruchtbaren Ebene, die zwischen dem Lauf der Oder und den Sudeten liegt, erhebt sich ein einzelner, schöner Bergkegel, der Zobten, mit einem altertümlichen Städtchen gleichen Namens an seinem Fuß. Berg und Städtchen sind Ziel der Nachtreise. Man hat sich etwa um sieben Uhr abends in den Wagen gesetzt und ist um drei Uhr des Sonntagmorgens vor dem alten Gasthof am Marktplatz in Zobten. Dort herrscht Leben. Die Bürgerressource hält ihr Kränzchen. Bald ist der Schlossermeister mit seinen hübschen Jungens eingeführt. Die menschenfreundlichsten Honorationen und Jünglinge, gelegentlich auch eine Uniform, drehen sich mit den hübschen Bürgerkindern. Die Stimmung ist fortgeschritten, die Fräcke mitgenommen, die Wäsche nicht mehr steif und blank, manche Damenfrisur schon aufgelöst, doch der Humor ist auf höchster Höhe. Der Bruder des Knaben, der Sohn des Meisters und der mitgenommene Schulfreund Dominik stürzen sich ins Vergnügen hinein. Der Knabe bleibt abseits, als Beobachter. Diese Nachtfahrt durch schweigende Felder und Dörfer mit dem Kontrast des erleuchteten Tanzsaales am Schluß hat etwas märchenhaft Unwirkliches.

Ebenso unwirklich erscheint die Stadt und der Marktplatz Zobten bei eintretendem Tageslicht. Hier ist alles Vergangenheit. Der

Spießbürger aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebt hier in seltsamen Giebelhäuschen, die noch älter sind. Man befindet sich in einer anderen Zeit, sieht Urväterhausrat, der seit Jahrhunderten unverändert stehengeblieben ist. Auf dem Marktplatz wächst Gras. Man sieht Schweine herumlaufen. Niemals bisher hat der Knabe ein so verwunschenes Fleckchen Erde, ein solches gemütlich-bürgerliches Vineta des trockenen Landes erblickt. Nie hat sich seine Seele so angemutet gefühlt und so „gemütlich" erwärmt, als durch dieses romantische Ackerstädtchen. Der vereinzelte, schön geformte, bewaldete Bergkegel ragt über die Dächer und blickt in den Marktplatz herein.

Anderthalb Stunden später hat man seinen Gipfel erreicht. Es ist nicht die erste, aber wohl die schönste Bergbesteigung, die der Knabe bisher unternommen hat. Wir wissen, welches Glück für junge Menschen mit einem solchen Aufstieg verbunden ist. Es ist in Liedern deutscher Poeten und auch sonst genugsam ausgesprochen. „Wer hat dich, du schöner Wald", „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" usw. Und Eichendorff singt:

> „Um mich wogt es wie ein Meer.
> fast wie in vergang'nen Tagen,
> da die Wälder rings umher
> rauschen von uralten Sagen."

Jeder Berg ist ein Wunderberg, jeder Berg ist im Innern der Kyffhäuser. Dort sitzt Barbarossa, und sein Bart ist durch den steinernen Tisch gewachsen.

Und es kündigen sich andere Dinge in der Brust des Knaben, die kommenden Schicksale der Liebe künden sich an. Schon als man gegen das Tor der vergessenen Stadt durch die Gäßchen schritt, zeigte sich manches hübsche Bürgerkind am Fenster. Sie waren von einer vertraulich-naiven Lieblichkeit.

> „Du sahst die Fee ihr gold'nes Haar sich strählen.
> wenn morgens früh noch alle Wälder schweigen.
> gar viele da im Felsgrund sich versteigen,
> und weiß doch keiner, wen sie wird erwählen."

Dieses Ahndevolle beseligt den Knaben. Es ist Beseligung, die in Wahrheit vielleicht die höchste ist, obgleich sie noch höheres Glück verspricht.

Und je höher der Knabe mit seinen Genossen, geführt von dem braven Schlosser, steigt, um so stolzer, freier und kühner wird ihm zumut. Seine Brust erfüllt sich mit einer unbestimmten Genugtuung.

Insofern unbestimmt, als sie auf unbestimmten Taten fußt, die zu tun, in Zukunft zu tun, der Knabe sicher ist. Er glaubt, Triumphe vorauszufühlen. Er weiß nicht, daß die Natur, die Sonne, die Liebe, die Jugend, Gott bereits in ihm triumphiert.

Auf der Bergspitze wird der Fernblick aufgenommen. Die Weite des Raumes, die Größe des Umkreises bedingt eine Weite und Größe der Seele, die sie ermißt. Der Gesichtskreis, die Seele weitet sich. Unter sich, fast mit einem Blick zu vereinen, entdeckt der Knabe die winzigen Punkte seines Heimatortes und des anderen davon entfernten, in dem der Vetter Georg gestorben ist und begraben wurde. Das vermittelt ihm allerhand tiefe Empfindungen und Betrachtungen. Er denkt über Leben, Tod, Vergänglichkeit, aber alles nur in Ansätzen, ähnlich einem grünen Strauchwerk, das in einer Wolke eigener, duftender, wirrer Blüten endet. Trotz Schmerz und Wehmut triumphiert das dankbare Freudejauchzen des Lebens.

„Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte
steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte."

Schiller, Körner, Eichendorff, vor allem das deutsche Volkslied sind den Berg mit hinangestiegen. In der Gesellschaft herrscht Einigkeit. Selbst der Gegensatz zwischen dem Schlossersohn und dem Knaben ist in Gesang und Gelächter und in der allgemeinen Wonne der Stunde untergegangen. Auch während des Abstiegs erhält sich die gleiche Festlichkeit. Volkslied auf Volkslied wird abgesungen. Es ist selbstverständlich, daß die Loreley — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin" — dabei nicht vergessen wird. Aber man ist durchaus nicht traurig. Man zieht voll Uebermut wiederum in das romantische Städtchen ein.

In das Städtchen, das selbst ein Volkslied ist. Es ist ein Gedicht lebendig geworden: von Mörike oder Eichendorff. Der Knabe kann sich nicht satt fühlen und satt sehen. Ueber dem Marktplatz erhebt sich die trillernde Lerche im Abendlicht.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus,
und du, mein Schatz, bleibst hier."

Diese erste Fahrt in die romantische Wirklichkeit seiner Heimatprovinz wird der Knabe dem Schlosser nicht vergessen.

ALFRED POLGAR

EIN PAAR TAGE IN BERLIN

I.

Schall und Rauch!

„Wenn der alte Motor wieder tackt,
Wenn die alte Rolle wieder knackt,
In die Faust der Eisendreher spuckt,
Durch den Dynamo der Funke wieder zuckt,
Dann trägst du die Näse wieder vorn:
Marke: Neujebor'n!"

So — oder so ähnlich — lautet der Refrain eines neuen Berliner Couplets, kreiert von dem ausgezeichneten Komiker Graetz. Die hauptstädtische Kabarettkritik nannte ihn Tags darauf einen „kessen", einen „duften" Jungen. Der Sänger verdient diese schmückenden Beiworte, obzwar ich nicht weiß, was sie bedeuten. Er schmettert den Refrain hinreißend; von Kopf bis Fuß vibrierend wie ein angekurbeltes Auto, das vor latenter Kraft und Geschwindigkeit platzen möchte. Nur künstlerische Disziplin hindert ihn, Feuer aus den Nüstern zu blasen. Er ist ein schneidend-pfiffiger Coupletsänger, beredt und lustig bis in die Fingerspitzen, liebenswürdigfrech, von ansteckendem Sanguinismus.

Der Vorfall trägt sich allabendlich im Keller des „Großen Schauspielhauses" zu, in einem kurzen, von dicken, decketragenden Säulen zerrissenen, kalt zinnoberrot angestrichenen Raum. Dort bietet das neue Kabarett „Schall und Rauch" kleingehacktes Amüsierzeug: Pierrotgesänge, Uebermut, Weltschmerz, Puppenspiel, Späßchen mit politischer Stumpfe, Parodien. Auch Serenissimus knieschlappt wieder herein und näselt Gehirnweiches. Hinter jede Bêtise setzt er ein trockenes Gemecker.

Es sind altbackene Launen, schimmelige Süßigkeiten, staubzerfressene An- und Wehmüteleien, Reste einer längst abgedeckten Humor-Tafel, die hier mit berlinischer Grazie geboten werden. Echo verwehten Schalls, übler Geruch zerflossenen Rauchs.

Aber eine Tänzerin ist da, bittersüß und schmalfüßig, die um die Versenkung, darin das Orchester hockt, à la papillon herumschwirrt. Lala Hendmenger heißt sie.

Und dann, wie gesagt, gibt es Paul Graetz. Ein hervorragend kesser, dufter Junge!

Die Berliner winden sich in Hoffnungsschauern und Rührung, wenn er so seine Coupletvision hinpfeffert von dem Motor, der wieder tackt, der Rolle, die wieder knackt, dem Dreher, der wieder spuckt und der Näse, die wieder vorne sitzt.

Und wahrlich, man kann ihn schon wieder tacken hören, den Motor, in Berlin! Noch ist der Horizont grau, von schwefeligem Ornament beunruhigt. Aber ein lichter Streifen zwängt sich herauf: es morgendämmert der Betrieb!

Die Stadt keucht vor Seins- und Habgier, justamentigem Lebenwollen. Schnaubend strebt die Näse nach vorn. Losbricht Raserei der Tätigkeit. Priester, Opfer, Gläubige finden sich wieder im vielgerühmten, blutigen, Brot und Sekt schaffenden, grausam-häßlichen, Segen herabzwingenden Götzendienst der Arbeit. Die Menschen haben wieder Arbeit, die Arbeit hat wieder Menschen: Furchtbar einhertritt auf der eignen Spur . . . die geile Tochter der Kultur. Die berlinische Erde dröhnt und zittert unter den Geschäften, die auf ihr geschoben werden. Der Motor tackt, die Rolle knackt, der Funke zuckt.

Und der Eisendreher spuckt in die Fäuste.

Frägt sich nur, in welcher Absicht er dies tut.

Nur erschossen.

Hier hing wohl einmal, zu Häupten der Richter, das Bild eines militärischen Herrn, strenge, gebieterisch, Schwert-Strahl aus der Pupille sendend.

Der öffentliche Ankläger ist ein glattrasierter, feiner Mann. Taille, Monokel. Er spricht mit hoher, höflicher Stimme. Der Vorsitzende des Gerichtes lugt durch kühl funkelnde, amtlich karge, streng objektive Brillengläser. Es ist um sein neutralgraues, kreisrundes Gesicht etwas Unpersönliches, das die scharfe Mundlinie noch kräftig unterstreicht.

Der Angeklagte, Herr Oberleutnant Marloh, hat ein subalternes Antlitz. Er blickt trotzig und doch bescheiden, wie ein sattelfester Kandidat dem gefürchteten Professor, seinem Richter ins Auge. Hier sitzt er, er konnte nicht anders.

Der Oberst Reinhardt, von dem die Blutgeschichten und die Energie-Lesestücke gehen, ist ein sogenannter schöner Mann. Weiche Züge, ein weicher Mund, sanfte, rundliche Nase. Er sitzt in einer Türnische, die Hände auf den Degenknauf gestützt, das gescheitelte Haupt trauervoll sinnend hinabgebeugt. Seine Rede vor dem Gerichtshof setzt minutenlang aus. Schweigen. Der Saal weiß, daß den Obersten Reinhardt jetzt Ergriffenheit übermannt. Ernst sieht der militärische Gerichtshof auf den Kameraden. Es ist wie geblickter Händedruck. Der öffentliche Ankläger putzt verlegen sein Einglas.

Wie ein italienischer Beau sieht der Hauptmann Kessel aus. Schwarzes Haar, schwarzer Schnurrbart, schwarze Augen. Er hat ein windiges, ertapptes Gesicht.

Der Zeuge Klawunde mit dem drahtig aufgewichsten Schnurrbart war in den kritischen Tagen Oberkommandant von Berlin. Wenn man das nicht wüßte, möchte man nicht „Herr Kommandant" zu ihm sagen. Eher: „Herr Ober".

Der Zeuge Leutnant Penther ist die wunderlichste Figur im Saale. Das Biederste vom Biederen, von Rechtschaffenheit und Redlichkeit umatmet, männlich-herb und doch weich gekernt, vernehmbar herzdurchtönt wie der Wachtmeister in „Minna von Barnhelm". Er steckt in hohen Schaftstiefeln, an denen riesige Sporen martialisch klirren. Ein gewaltiger Pallasch dräut zu seiner Linken. Treuherzig blickt sein Kriegerauge, fest und schlicht tönt die markige Rede. So sehen die Militärpersonen aus, die, ehe sie sterben, das brave Roß noch auf die Schnauze küssen, indes von ferne des Zapfenstreichs schwermütige Melodei herüberschwingt. Und im Hintergrunde geht die Sonne, abendlich glühend, zur Ruhe; nein, zur Rüste.

Dieser brave Mann ist derjenige, der in der „Französischen Straße" die 29 Matrosen aus Lebewesen zu einem Brei von Blut, Knochen, Hirn und Fleischfetzen zermanschen ließ. Er hat das, wie er vor Gericht karg und bescheiden erzählt, „herzlich gern" getan. Es war ihm ein Vergnügen. Bitte sehr, bitte gleich.

„Der Mensch ist gut," singt Leonhard Frank, der, wie man schon hieraus ersieht, ein Dichter ist.

In der Zwischenpause sehe ich den Leutnant Penther auf dem Gang des Kriminalgerichts eine Butterstulle speisen. Sie schmeckt ihm vorzüglich. Jemand bietet ihm eine Zigarette an. Er nimmt sie mit ein paar höflichen Lippenbewegungen. Offenbar sagte er: „Herzlich gern."

Im Prozeß steht gerade die Frage zur Diskussion, ob die Matrosen in der Französischen Straße umständlich gemartert, massakriert und, post festum, wie Leutnant Penther sagen würde, leichengeschändet wurden.

Bei dieser ganzen schauerlichen Debatte, bei dieser exakten Schilderung des Tötungsvorganges von Seite der Töter arbeitet das Herz des Zuhörers wie ein Gespensterhammer; und seine Kehle würgt an der Atemluft. Wie wunderbar hingegen der Gleichmut, die heroische Gelassenheit der preußischen Militärs! Und ihrer verständigen, sachlich prüfenden Richter!

Nein, die Matrosen sind nicht kompliziert, sondern schlicht getötet worden. Und es ist ihnen keine postmortale Unbill widerfahren.

Ein kleiner, warmer Hauch von Zufriedenheit läuft über die Mienen aller Beteiligten, als der Vorsitzende feststellt, daß die Matrosen nur erschossen wurden. Absolut nichts weiter. Nur erschossen. Wer mehr behauptet, ist glattweg ein Verleumder.

Ja, das mit dem herumgespritzten Hirn und den abgesprungenen, halben Schädelkapseln, fügt der Vorsitzende hinzu, erklärt sich technisch ungemein leicht. Es kommt von der Nahschußwirkung, von den sogenannten „Fangschüssen". Also auch dieses Indiz löst sich in Wohlgefallen.

Nur erschossen. Der Gerichtshof nickt oder blickt milde. Ueber die Gesichter Marlohs und der Seinen breitet sich ein Schimmer zutage gekommener Unschuld. Gewissermaßen: Wie sitzen wir jetzt da? Die allgemeine Stimmung ist um eine merkbare Nuance erleichtert. Ein gutes, friedevolles, versöhnliches Gefühl durchwärmt den Kreis des Tribunals.

Und das Bild des militärischen, strengen, gebieterischen, Schwert-Strahl aus der Pupille sendenden Herrn, das nicht da hängt, lächelt.

Dada.

Den Dadaisten gehörte meine große Zuneigung. Sie pfiffen den gigantischen Unsinn des Lebens aus und selbst das „befreiende Gelächter" noch verlachten sie. Sie setzten dem scheußlich-behaglichen Kulturbau aus Zeitungspapier und Ziegelsteinen, inklusive seiner heiligsten, geist - gestrichenen Räumlichkeiten und seiner Kunstkabinette mit esoterischer Wasserspülung, den roten Hahn der Verneinung aufs Dach. Sie störten die comédie humaine-divine durch erquickend bübisches Dazwischenspielen und deckten die Szene mit einem Regen fauler Witze zu. Sie spien ihren Haß in die Fratze der Zivilisation und nahmen überhaupt menschliche Beflissenheit als das, was sie ist: als dadaistische Angelegenheit.

So schien es aus der Ferne. In der Nähe — bei einer Berliner Sonntags-Dada-Matinee — verblaßte der Zauber einigermaßen.

Die Ordnung der Welt ist schlecht: also muß sie verrückt werden. Hierfür sorgt Dada. Lettern, Zahlen, Striche, Formen, Farben, Begriffe, Kausalitäten, Heiligkeiten, Betisen: alles stürzt, purzelbaumt durcheinander. Weiter als bis zu diesem Durcheinander ist Dada noch nicht gekommen.

Der Wirrwarr hat manchmal, einfach dadurch, daß er vorhanden, etwas faszinierend Höhnisches, das leere oder lug- und mistgefüllte Innere der Ordnung unbarmherzig Aufspaltendes. Vor den Trompetenstößen der Dadaisten stürzen die kunstbeklexten Mauern der Menschensiedlungen, und Gestalten im Nachthemd, häßlich, fallen der Lächerlichkeit zur Beute.

Aber solche dadaistische Groß-Augenblicke hatte die Sonntagsmatinee keine. Sondern ein paar junge Leute machten allerlei Stegreif-Jux, verulkten ihre Zuschauer, trampelten, schrien, pfiffen, telephonierten, warfen einander hinaus und herein, fistelten und brüllten, zogen einen gutmütigen Vorhang auf und zu, klatschten sich, quietschend vor Unsinnswollust, auf den Podex und sagten: Ecce homo! Oder auch: Ecce ars!

Sozusagen: „munteres Anarchistenvölkchen".

Es war erschreckend langweilig. Wenn man ihnen das aber sagte, würden sie antworten: Wir sind gegen „Unterhaltung". Und wenn man ihnen sagte: Aber warum so geistlos?, würden sie antworten: Wir sind gegen „Geist". Und wenn man sagte: Aber warum so jammervoll witzarm in der Verneinung von Geist?, würden sie antworten: Wir sind gegen „Witz".

Man hat's nicht leicht mit ihnen.

Denn dies ist, scheint es, ein Wesentliches des Dadaismus: er ist gegen. Was immer in die Schußlinie dieses Gegen kommt, wird Zielobjekt und angeknallt.

Dem Erlegten ziehen sie die Haut ab und treiben Schindluder mit dem armen Fell und verarbeiten es zu Dada.

Und als höherer Sinn der Welt offenbart sich ihre tiefe Sinnlosigkeit. Oder auch umgekehrt.

Es war die Pointe — (. . . wir sind gegen „Pointe" . . .) — der Sonntags-Matinee, als ein beleidigter dicker Bürger die Bühne berannte und von den Dadaisten, die sich die Röcke ausgezogen hatten und in Hemdärmeln fochten, unter ungeheurem Getöse zurückgeschlagen wurde.

Frauen traten leider keine auf.

Unter den Berliner Dadaisten gibt es ein Genie, einen Zeichner. Er arbeitet für zwei ultraradikale Blätter, für den „Blutigen Ernst" und für „Die Pleite". Seine Menschenbilder bestehen aus Kontur und Luft. Aber sie nehmen den Gesichtern und Bäuchen die Eingeweide heraus. Es sind Zeichnungen mit dem Apachen-Messer.

Der gefährliche Mensch heißt George Groß.

Ansonsten ist das Berliner Dada eine durchaus dadaistische Angelegenheit.

ANMERKUNGEN ZUR WIRTSCHAFT

100 Schweizer Franken kosteten vor dem Kriege rund 80, in den Jahren 1915—16 rund 100, in den Jahren 1917—18 rund 140, im ersten Halbjahr 1919 rund 225, im zweiten (ohne Dezember) rund 450, Ende November rund 800 Mark. Die Erscheinung unserer Währungspleite ist mehr als ephemer, ist säkular bedeutsam, ist mehr als Anreiz zur Spekulation oder Organisation, ist Spiegelbild eines Seins und einer neuen Geltung. Es gab vier Möglichkeiten. Erstens wir verloren den Krieg nicht, und die Mark wurde schnell wieder hundert Goldpfennige wert. Zweitens wir verloren den Krieg, aber nicht den Verstand, und die Mark arbeitete sich langsam von fünfzig Goldpfennigen wieder empor. Drittens wir verloren Krieg, Kopf und Kragen, aber nicht den Charakter; dann konnten wir, für die lange Dauer einer Fron, immerhin hoffen, mit einer Art von Doppelwährung den Markwert nach außen auf ungefähr dreißig Goldpfennigen zu halten. Viertens wir verlieren uns alles in allem selbst und versinken, ohne, wie Deutsch-Oesterreich, durch die Macht der Umstände genötigt zu sein, in einem Schlamm von Papierpfennigen, deren ein oder mehrere Tausend auf eine Goldmark (milreis!) gehen. Ueber den ersten Fall lohnt es nicht mehr zu reden; den zweiten vermutete das Ausland noch vor einem Jahr, den dritten noch vor wenigen Monaten, noch nach der Goldverplemperung für Speck und Weizen; der vierte scheint Wirklichkeit zu werden. Das finden einige Leute, die nur an den Rechenmaßstab denken, harmlos, andere, die wichtigere dingliche Wertmaßstäbe dahinter sehen, beklagenswert. Aber beide Ansichten sind ziemlich gleichgültig neben der Tatsache, daß mehr als neun Zehnteln unseres Volkes die Valuta Hekuba bleibt. Darf man deutsche Sachlichkeit wirklich mit Materialismus, deutschen Gemeinsinn mit Herdentrieb, deutschen Patriotismus mit Hurrageschrei übersetzen? Draußen behaupten sie es nachgerade und sind fast davon überrascht, daß sie recht behalten sollen. Solange wir nur die spießbürgerlichen Unbequemlichkeiten, nicht aber die Schande des Markkurses empfinden, bessert sich nichts; auch dann nichts, wenn ganz Europa in der Hörigkeit des Yankeekredits auf die Hälfte oder ein Drittel des kapitalistischen Ansehens herabsänke; auch dann nichts, wenn ganz Europa sich vom amerikanischen Joch sozialistisch befreite. Ein Vagabund, der nur, entweder prügelnd oder bettelnd, fechten kann, steht in jeder Sphäre tief unter Pari, und seine Luderei rächt sich bis ins dritte und vierte Glied.

*

Die Duisburger Deutsche Maschinenfabrik A.-G., im Telgrammidiom „Demag". in der gemächlicheren Stammtischweise nach dem

Generaldirektor „Reuters gesammelte Werke" genannt, hat durch Conrad Matschoß zum 18. 9. 1919 ihr säkulares Entstehen schildern lassen: Von 1819 bis 1832 Mechanische Werkstätte Harkort & Co., danach bis 1872 Maschinenfabrik Kamp & Co., danach bis 1906 Märkische Maschinenbauanstalt in Wetter-Ruhr, danach als Aktiengesellschaft zunächst mit der 1830 ebenda begründeten offenen Handelsgesellschaft Ludwig Stuckenholz, ferner seit 1910 mit der Duisburger Maschinenbau - A. - G. (vormals, nämlich 1862 bis 1872, Bechem & Keetmann) und mit der Benrather Maschinenfabrik A.-G. (vormals, nämlich 1891 bis 1898, De Fries & Co. in Düsseldorf), schließlich seit 1918 mit der Aktiengesellschaft Rudolf Mayer in Mülheim-Ruhr verschmolzen, fühlt sich das Unternehmen mit Recht charakteristisch genug, um seine Erinnerungen unter der Ueberschrift „Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau" als eine öffentliche Angelegenheit zu behandeln. (Es soll der Technik überlassen bleiben, die technische Entwicklung der Beschriebenen und die technische Darstellung des Beschreibenden zu würdigen; hier sei nur angemerkt, daß Matschoß mit seiner Begabung für technische Geschichte einen singulären Fall bedeutet, den die Laien nicht nach Verdienst beachten: sein schlichter und zuverlässiger Bericht, durch gute Holzschnitte erläutert, ist auch dieses Mal durchsichtig, ohne zu verseichten. Mechanisierte Zivilisation, wann wirst du, statt dich nutznießend abzuwenden, den Blick in deine Welt versenken, um vielleicht dermaleinst Kultur darin zu erschauen?) Die Demag unterscheidet sich nicht durch überwältigende Größe (15 Millionen Mark Aktienkapital, knapp 8000 Mann Belegschaft) von ihresgleichen; sie reicht an die west- und mitteldeutschen, geschweige denn an die nordamerikanischen Riesen nicht heran; ihre Fusion vollzieht sich mühselig, opfervoll, auf Gegenseitigkeit, nachdem man sich, kaum eine kleine Bahnstunde voneinander entfernt, mit zwei Dritteln seiner Hauptfabrikate konkurrierend, zwar die Kunstfertigkeit gewürzt, aber das Geschäft versalzen hat; ihr Gelände ist ebensowenig vom Abenteuer erschlossen wie der Durchschnitt der deutschen Industrie, die ja ihren Erfolg öfter einer zähen, fleißigen, gründlichen Konstrukteur- und Fabrikanten-, Kaufmann- und Verwalterarbeit als genialen Würfen des eigentlichen Erfinders oder des intensiven Organisators dankte. Wir können eine stille Mahnung zu uns selbst allmählich gut gebrauchen; wir haben, in der Fülle weltwirtschaftlicher, unkritisch hingenommener Möglichkeiten plätschernd und durch den Anblick einzelner unter uns wandelnder Titanen geblendet, Tugenden an uns gefeiert, die wir nicht besaßen, und darüber den Stolz auf einige bescheidene Eigenschaften vergaßen, die wir von neuem und bewußter pflegen müssen, um die Probe unseres Schick-

sals zu bestehen; wir sind typische Talente zweiter Hand, mehr Bahnglätter als Bahnbrecher, mehr Erben als Eroberer, mehr Steher als Flieger, mehr Soldaten als Heroen; Dampf und Elektrizität, Werkzeug und Waffe, Bergbau und Hüttenwesen, Verkehr und Arbeitsteilung, Betriebsfinanzierung und -regie sind allesamt primär nicht unser Werk, theoretisch nicht und praktisch nicht; unser Verdienst liegt anderswo, nicht darunter — was sollen hier Werturteile! —, aber dahinter, in der Provinz einer sekundären exekutiven Tüchtigkeit. Daß wir uns die dispositiven Anlagen nicht nur großschnäuzig anmaßten, sondern ernstlich vortäuschten, trug mancherlei zu unserm Urteil bei. Und weil die Demag im Zeitalter des jungen das Gesicht des alten Wilhelm wahrte, deswegen darf man sich an ihr freuen und ihr wünschen, daß sie das nächste Jahrhundert bezwingt. Jene gespreizten und aufgeblasenen Glücksritter, die wir in Neudeutschland als Persönlichkeiten priesen, haften ihr augenscheinlich nicht an, die despotischen und nepotischen Hindernisse ähnlicher Familiengründungen scheinen durch eine im besten Sinne bürokratische Kollegialität überwunden zu sein, und das ist, wennschon für liberale Schwätzer ein Graus, für uns anderen eine soziale Hoffnung. Die Demag liegt näher an der Straße einer vernünftigen Gemeinwirtschaft als das hochkapitalistische Dorado der Marxisten; denn sie atmet noch Geist von einem Geist, der durch anständige Humaniora Materie und Mechanik beherrscht, und gerade dahin flüchten wir zurück. Unsere Reise vom patriarchalischen Preußentum zum deutschen Sozialismus soll künftig eine kürzere Route als über New York und Moskau wählen.

★

Nichts kennzeichnet die Sterilität unserer Parteipolitiker so sehr wie ihr Mißverhältnis zur Landwirtschaft. Man braucht weder nationalistisch noch konservativ, weder monarchistisch noch feudalistisch eingeschworen zu sein, um erkennen zu können, daß die sechzig Millionen vereinsamter Deutscher die ganze Wucht ihrer Arbeit auf die agrarische Schale zu legen haben, wenn sie ihr Gleichgewicht behaupten wollen. Aber vertreten das auch die Deutschnationalen? Statt dem Junker und dem Bauern die Zunge zu lösen, lassen sie ihn weiterstammeln, als ob es sich um Eigennutz und Eigenbröteleien handeln, und bestärken so die städtischen Narren in ihrem Wahn, von Monat zu Monat fortzuwursteln und auf das Land schimpfen zu dürfen. In den Annalen unserer Revolution wird niemand so am Pranger stehen wie der Ernährungsminister, der, ein liberales Gemüt vom reinsten Wasser, fallweise, wie er zu sagen liebt, unsern Auslandkredit durch Einkauf von ein paar sinnlos teueren Krumen Weizen oder Speck zerstört, ihren Verbrauch durch Reichszuschüsse

verbilligt und den Ochsen, der da pflügt, an der Kandare halten zu müssen vorgibt. Diese Politik ist ursprünglich vielleicht aus Ressortpartikularismus gegen den (Industrie-) Wirtschaftsminister erklärlich gewesen, obgleich man einen zielstrebigen Wetteifer dieser Art eher beim Handlungsreisenden als beim sozialdemokratischen Gewerkschafter vermuten sollte. Aber neuerdings hat der Ernährungsminister doch alle Wirtschaft im Reich zu betrauen, und da gibt es keine Ausrede mehr. Oder setzen jetzt die nachgeordneten Stellen den Umfang divergenter Manöver fort? Gibt es beispielsweise noch immer eine Reichsstelle für Speisefette neben einem Reichsausschuß für tierische und pflanzliche Fette und Oele? Beschafft dieser noch immer (außer Seife u. a.) Margarine, während jene Schmalz und Butter besorgt? Tobt noch immer zwischen beiden ein Kampf um die Margarinekosten? Endet er noch immer damit, daß man die Teuerung einem illusorischen legitimen Butterpreis zuliebe auf Seife usw. abwälzt, d. h. uns armen Untertanen nominaliter zwar einen billigen Brotaufstrich vorkalkuliert, realiter aber Butter, Schmalz, Talg, Leinöl und was dazu gehört, entweder in den Schleichhandel oder, was noch schlimmer ist, in die Seife usw. verdrängt? Ein Einzelfall? Leider nein. Wie steht es mit der Haferwirtschaft und ihren Rückwirkungen auf das Brotgetreide? Wie mit der Vieh- und Lederwirtschaft, der zufolge, wenn keine komplizierte Rückverrechnung eingeschaltet wäre, die Haut mehr einbrächte als die ganze Kuh? Wie mit der Verpflanzung Erwerbsloser zu den Stätten des Menschenmangels? Wie mit den Siedlungsplänen? Wie mit der Düngerproduktion? Wie, worauf schließlich alles hinausläuft, mit der Verantwortlichung der Landwirte selbst, die sich ja händeringend dazu melden, selbstverwaltend ihre, unsere Zukunft zu retten? Wann gedenkt der Wirtschaftsminister die Parteibrille abzusetzen und mit bloßen Augen den Krach wahrzunehmen, den er uns herbeiwirtschaftet? Hat er die Dramburger Erklärung, die Mitte Dezember in allen Zeitungen stand, so unbefangen und so ernst gelesen, wie sie, ein geschichtliches Dokument von Rang, es verdient?

ERWIN STEINITZER

GESETZGEBUNG GEGEN ALLE

Von Zeit zu Zeit wird uns amtlich oder halbamtlich mitgeteilt, daß in Deutschland jetzt der Volkswille regiert. Es ist sehr nützlich, daß uns das Wolffsche Telegraphenbüro des öfteren daran erinnert. Wir vergessen es nämlich so leicht. Wahrscheinlich, weil — alle Theoretiker und noch mehr die Praktiker der Demokratie sind sich darüber einig — der Volkswille ein recht nebelhaftes und unfaßbares Ding ist, während der Wille des Referenten im Ministerium sich sehr viel deutlicher und handgreiflicher manifestiert und vom Minister schwarz auf weiß nach Hause getragen werden kann. Wir merken nur, daß die Gesetze bei uns gegenwärtig so gemacht werden, wie keiner sie haben will. (Früher waren sie immerhin so, wie manche sie zu haben wünschten.) Sollte das eine Eigentümlichkeit der Regierung des Volkswillens sein?

Da haben wir zum Beispiel das Betriebsrätegesetz. Man kann dies Problem auf doppelte Weise anpacken. Man kann die Arbeiter „in die Produktionssphäre heben", sie aus lebendigen Produktionsmitteln zu verantwortlichen Genossen der Unternehmung machen, ihnen Einblick und — allmählich — Mitwirkung an der Führung der Betriebe einräumen, sie zu produktiver Solidarität mit den leitend am Wirtschaftsprozeß Beteiligten erziehen. Das wollen — instinktiv-begehrlich mehr, als bewußt und zielklar — die Arbeiter selbst, und das wollen die paar Leute, die die Notwendigkeit gemeinschaftlicher Erneuerung unserer ökonomischen Mechanismen begriffen haben. Man kann sich aber auch auf den Standpunkt stellen, daß die Arbeiter nach wie vor reine Arbeitnehmer bleiben, mit Betriebsleitung, Produktivitätshebung, kurz mit allem, was sie bisher nichts anging, auch fürderhin nichts zu tun haben sollen. Dann können die Betriebsräte nichts weiter sein als Arbeiterausschüsse zur Vertretung der reinen Arbeitnehmerinteressen, die am besten als Organe der Körperschaften konstituiert werden, die die reinen Arbeitnehmerinteressen zentral zusammenfassen — der Gewerkschaften. Das wollen die meisten Unternehmer, die Manchesterleute, die sich heute „Freiwirtschaftler" nennen und diejenigen rechtssozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Führer, die im Grunde ihrer Seelen auch Manchesterleute sind. (Es scheint, daß das, unter den „Maßgebenden", die Mehrheit ist.)

Gemacht wird weder das eine noch das andere, sondern ein unmögliches Drittes. Man schafft Arbeiterausschüsse, also Vertretungen der Arbeitnehmerinteressen. Sie bekommen keinen Einblick in die Leitung der Betriebe und noch viel weniger eine Mitwirkung an ihr; man hütet sich peinlich, so etwas wie eine neue Einstellung der

Arbeiter zur Produktion und zu dem Unternehmen, in dem sie tätig sind, herbeizuführen. Aber — sie bekommen Grundlage und Stoff zu unfruchtbarem Nörgeln und Kritisieren an der Betriebsleitung. Eine Bilanz muß ihnen vorgelegt werden, die ihnen nichts sagt und aus der sie — als Arbeitnehmervertreter — nur werden herauslesen wollen, daß der Unternehmer zu viel verdient und sie zu wenig. Sie dürfen zwei Delegierte in den Aufsichtsrat entsenden, der in deren Anwesenheit so verhandeln wird, wie man eben verhandelt, wenn feindliche Spione dabei sind. (Das wirklich wichtige und vertrauliche läßt sich auch bei einer Zigarre im Privatkontor des Aufsichtsratsvorsitzenden abmachen.) Die Arbeiter sagen — mit Recht —, daß diese Art Mitbestimmungsrecht Schwindel, weiße Salbe sei, daß man sie ins Vorzimmer lasse, aber nicht zur Tafel. Die Unternehmer erklären — mit Recht —, daß mit diesem künstlich zum Schnüffeln und Nörgeln aufgereizten Arbeiterausschusse nicht auszukommen sein werde. Und es bleibt nur die Hoffnung, daß schließlich die beiden Parteien untereinander angenehmere und haltbarere Formen des Zusammenlebens finden werden, als der Gesetzgeber sie ihnen vorschreibt.

Kurz vor Neujahr ist das Reichsnotopfer von der Nationalversammlung angenommen worden. Die Sache war schrecklich eilig; es wurde angekündigt, das Reich werde zusammenstürzen, wenn man nicht schleunigst Punkt und Siegel unter die Vorlage setze. Manche Leute glauben, nicht die Verspätung einer Steuer, deren Erträgnisse in dem grenzenlos weiter wachsenden Defizit ertrinken, sondern die Verspätung einer produktiven Wirtschaftspolitik werde das Reich und die Volkswirtschaft zum Stürzen bringen. Aber das nur nebenbei. Unter sonderbareren Umständen ist wohl noch nie ein Gesetz angenommen worden. Unmittelbar vor der dritten Lesung erklärten alle wirtschaftspolitischen Autoritäten der Deutschen Demokratischen Partei in Reden und Zeitungsartikeln, das Reichsnotopfer bedeute in der vorgeschlagenen Gestalt und zusammen mit den anderen direkten Steuern den sicheren Untergang nicht nur des Unternehmertums, sondern der ganzen deutschen Volkswirtschaft. Nachdem dies geschehen war, stimmte die Deutsche Demokratische Partei — oder doch so viele ihrer Nationalversammlungsabgeordneten, wie zur Majorität nötig waren — dem Reichsnotopfer zu. Man kann schwerlich annehmen, daß die Deutsche Demokratische Partei den sicheren Untergang des Unternehmertums und der Volkswirtschaft will. Es bleibt also nur die Vermutung, daß die Herren insgeheim hoffen, das, was sie mitbeschlossen haben, werde irgendwie — infolge Umsturzes, Zusammenbruchs, Regierungswechsels — praktisch gar nicht zur Verwirklichung kommen. Parlamentarischer Macchiavellismus!

Die Sozialdemokraten waren anfänglich vom Reichsnotopfer gar nicht entzückt. Sie fühlten, daß es trotz seines radikalen Anstrichs keineswegs positiv sozialistisch ist. Aber je mehr die Demokraten darüber zeterten, um so besser gefiel es ihnen. Aha, sagten sie, unsere lieben Koalitionsgenossen, die Kapitalisten, schreien, daß sie ruiniert werden; also muß das eine gute Sache für uns sein. Der Schluß ist kindlich, aber er ist bei unseren heutigen deutschen Parteiverhältnissen der normale. Wenn sich die Befürchtungen der demokratischen Wirtschaftler erfüllen und die gegenwärtigen Unternehmer, die mit dem Reichsnotopfer belastet werden, zugrundegehen, so ist für den Sozialismus noch nicht das geringste gewonnen, sondern es wird nur erreicht, daß die Betriebe, soweit sie nicht verfallen, in die Hände ausländischer Kapitalisten und des neuen deutschen Schieberreichtums gelangen. Es ist keine Rede davon, daß der Sozialismus auf- und der Kapitalismus abtritt. Der Kapitalismus wird nur in seiner Produktivität geschwächt (was auch, und sogar am härtesten, die Arbeiter trifft) und die Rollenbesetzung innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft wird verändert. Ob zum Vorteil des Proletariats ist noch sehr fraglich. In seinem Weihnachtsartikel klagt der „Vorwärts" über den „kulturlosen" neuen Reichtum, der Verdienen mit einem großen F schreibe, und stellt ihm, sehnsuchtsvoll und etwas manchesterlich übertreibend, den typischen alten Reichen gegenüber, der, trotz mangelnden sozialen Empfindens, im ganzen doch ein Kerl aus einem Guß gewesen sei, vor dem man Respekt haben mußte. Ahnt man nicht, daß diese ein wenig tragikomisch wirkenden neuen Erkenntnisse auch mit der Wirtschafts- und Finanzpolitik etwas zu tun haben?

Es kann nicht der Sinn der Demokratie sein, daß der Wert gesetzgeberischer Taten von jeder Partei an den Opfern gemessen wird, die die anderen „Mitregierenden" dabei zu bringen haben. Es kann nicht das Ziel der Volksherrschaft sein, daß nichts Ganzes, Geschlossenes, Schöpferisches mehr entsteht, daß keine Linie ungebrochen, keine Konzeption unverkrüppelt bleibt, daß statt der Synthese, die allen gerecht wird, das Kompromiß triumphiert, das schließlich angenommen wird, weil es keinen auf seine Rechnung kommen läßt. Und dies in der Zeit, in der Gradlinigkeit, Produktivität, Ganzheit der Entschlüsse eine Grundfrage der nationalen Daseinserhaltung ist!

Möglich, daß solcherlei Regieren nötig ist, damit Parteikoalitionen nicht sterben (wenigstens nicht vor den nächsen Wahlen). Aber wie sollen Volk und Staat dabei leben?

AUS DEM TAGEBUCH

KUNSTABEND BEI HÄNISCH

Wird eine Sammlung der Reden von Konrad Hänisch endlich vorbereitet? Soll die Düsseldorfer Kunstrede, die versucht hat, die greisen Malkastenleute mit den heftigsten Expressionisten zu einem freundlichen Kinderreigen zu einigen — jede Richtung steht Konrads Herzen gleich nahe — soll der Düsseldorfer Segen über jung und alt, Potenz und Impotenz, Malermeister und Künstler nicht aufbewahrt werden auch für kommende Geschlechter? Und die Aussprache in Köln über das Christentum, soll sie nicht eingemeißelt werden ins Geschichtsbuch der Zeit? Hänisch hat dem Christentum weitere Bestandsmöglichkeiten in der freundlichsten Weise zuerkannt, weniger wegen der religiösen, hauptsächlich wegen der sittlichen Substanz des Christentums. Auch in den Kreisen der Partei sei noch kein verwendbares Ersatzmittel fürs Christentum gefunden worden, wobei Hänisch freilich die Frage offen ließ, ob sich denn der Bildungsausschuß der Partei schon mit der Angelegenheit beschäftigt habe. Eine grundsätzliche Abstimmung über Zweck und Nutzen des Christentums ist allerdings noch nicht erfolgt. . . . Vor allem aber dürfen in der Sammlung von Hänischs Kulturreden die Glockentöne nicht fehlen, mit denen er bei einem unvergeßlichen Kunstabend im eigenen Hause, nämlich im Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, die Vorlesung des Dramas . . . „Moses" von . . . Viktor Hahn eingeleitet hat. Der Gedanke, daß ein Minister für allerlei schöne Angelegenheiten bedeutende Leute abends zwanglos bei sich zu Gaste sieht, ist verlockend. Er muß den Geistern zu Bier und belegten Brötchen auch was Subtileres bieten können. Hänisch ließ den Künstlern und Gelehrten Wildenbruchs „Hexenlied" in die Ohren schreien. Das war bitter, aber es war verhältnismäßig kurz und konnte als Galanterie gegen seinen Operndirektor gedeutet werden. Wer aber beschreibt das Entsetzen der Gäste, als Viktor Hahn, der Besitzer des abgeschmacktesten Boulevardblattes von Berlin, sein Drama „Moses" aufblättern und daraus lesen durfte . . . zehn Minuten . . . zwanzig Minuten . . . eine halbe Stunde . . . dreiviertel Stunde . . . beinah' eine Stunde. Erst herrschte schreckliches Schweigen, dann begann sanftes Flüstern, später erreichten ein paar Mutige die Türen, und schließlich wurde das Schwätzen und Raunen so laut, daß Viktor Hahns zarte Mädchenstimme nicht mehr sehr störte. Langsam, je tragischer es bei Moses zuging, stieg die Fröhlichkeit im Saale. Plötzlich hörte man aus dem Geflüster einige Sätze: „Könnte ihm nicht ein halbwegs kunstverständiger Beamter das Programm machen? . . . Wozu ist denn Becker da? . . . Das kommt von den Leitartikeln im Achtuhrblatt . . . Er sollte doch Troeltsch fragen . . . Wie still und angenehm war es hier unter Schmidt."

ZWIESPRACHE MIT SICH

Paul Westheim hat im Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam-Berlin, eine schöne, mit noch schöneren Bildern geschmückte, dem Werk Wilhelm Lehmbrucks gewidmete Monographie herausgegeben. Wenn

man Westheim glauben darf, war der Verewigte auf dem Gebiet der redenden Künste nicht minder bedeutend als auf dem der bildenden. Westheim schreibt: „Lehmbruck hat gelegentlich auch sich durch das Wort auszudrücken versucht. Dichtungen und Reflexionen eines einsamen Menschen, der Zwiesprache mit sich hält. In seinem Nachlaß fand man eine ganze Reihe Aufzeichnungen, voll der zarten Empfindsamkeit, die seinem Wesen angehörte. Nachstehend eine charakteristische Auslese dieser, das Schaffensbild ergänzenden Aeußerungen." Es folgen nun die Gedichte: „Michelangelo im Gespräch mit seinen Statuen" und „Il Pensieróso".

Wer nicht in der Lage ist, 42 Mark für das Buch von Westheim auszugeben, kann die erwähnten Verse auch schon bei Conrad Ferdinand Meyer lesen. Dort stehen sie Seite 335 und 336 der gesammelten Gedichte. m.

AUS EINEM GESELLIGEN VEREIN

Der Student Maximilian Spaeth in München ist Mitglied und im Vorstand eines geselligen Unterhaltungsklubs. Der junge Mann hat sich 1914 kriegsfreiwillig gemeldet und ist im Felde mit den verschiedenen Kreuzen behängt worden. Guter Bürger, meldete er sich während der Räteherrschaft noch einmal freiwillig, um „München zu befreien". Dennoch musste er es erleben, dass Anfang Dezember in seinem lustigen Bruderklub der Antrag gestellt wurde, wonach künftighin nur Mitglieder aufgenommen werden dürfen, die „nach bestem Wissen und Gewissen versichern können, dass sie deutscher Abstammung sind und unter ihren Vorfahren sich insbesondere keine solchen jüdischen Blutes befinden". Ferner sollte entschieden werden, ob die gründenden Mitglieder, sofern sie Juden, in der Gesellschaft verbleiben dürfen.

Das Vorstandsmitglied Maximilian Spaeth meldet sich bei der Beratung des Antrages — der Programmdebatte sollte ein Konzert folgen — zum Wort, er hatte ja nicht nur unter den Vorfahren, er hatte in den eigenen Adern jüdisches Blut. Der Vorsitzende lässt ihn nicht sprechen, sondern fragt die Versammlung, ob sie Spaeth hören wolle. Die geselligen Klubbrüder stimmen dagegen. Nach längerem Verhandeln erhält Spaeth doch das Wort. Er beginnt seine Rede, aber da hat ein auf deutsche Vorfahren besonders bedachter Klubbruder den lustigen Einfall, der Musikkapelle heimlich einen Wink zu geben. Spaeth redet, die Kapelle spielt. Da entfernt sich der Student aus dem Zimmer, begibt sich in einen Nebenraum und schiesst sich tot. Jetzt hörte die Musik auf.

Maximilian Spaeth ist mit geladenem Revolver in seinen geselligen Klub gegangen. Er wusste, dass dort darüber beraten wurde, ob Juden als Deutsche anzusehen sind. Er war entschlossen, zu sterben, wenn die Antwort seiner Freunde verneinend ausfalle.

Maximilian Spaeth hat vorher, am 1. Dezember 1918, sein Testament verfasst. Darin steht:

„Als Deutschem von Geburt, Denkart, Gefühl und Erziehung ist es mir in die Seele hinein schmerzlich geworden, zu sehen, welch unheilvolle Entwicklung das geistige Werden meiner Volksgenossen ge-

nommen hat und noch weiter nimmt. Ich zweifle daran, in absehbarer Zeit selbst noch Zeuge und Mitwirkender der nationalen Wiedergeburt sein zu dürfen. Gewissenlosigkeit, Verblendung, Selbstsucht, Hass und Rache verdunkeln das klare Vorstellungsvermögen meiner Mitbürger und machen es unmöglich, gemeinsam den geraden Weg, der zu neuem Aufblühen der deutschen Nation führt, zu begehen.

Teils die allgemeine, traurige Erwägung, dass es einem innerlich anständig denkenden, reinlich empfindenden Menschen unmöglich ist, in Gemeinschaft mit so aller Ehre baren Zeitgenossen die Luft des Tages zu atmen, teils der besondere Fall von Ungerechtigkeit und Ehrabschneiderei, den ein mir bis jetzt eng verbundener Kreis von Menschen konstatiert, zwingt mich, allem Irdischen zu entsagen.

Da es zurzeit für mich keine Möglichkeit gibt, auf dem kavaliermässigen Wege mit der Waffe in der Hand meine niedergetretene, vor allen Freunden blossgestellte Ehre zu reinigen, da militärischerseits die Ehrengerichte nicht mehr existieren, akademische Korporationen mir als Juden nicht Waffenschutz geben, kurzweg mir das Recht der Satisfaktion nicht zugebilligt wird, wird jeder anständige Mensch es für begreiflich finden und mich nicht für irrsinnig erklären, wenn ich den einzigen Weg nehme, der mir offen steht. Zum Verbrecher will ich nicht werden, niedriger Rachsucht will ich nicht nachgeben. So bleibt für mich nur das eine: Durch meinen Tod anerkannt zu wissen, dass ein Deutscher jüdischer Geburt, der sein ganzes Leben nur den hohen Idealen besten Menschen- und Volkstums nachgestrebt zu haben glaubt, trotz aller seiner Laster und Fehler, auch ein Mensch von Ehre und Anstand sein kann.

Es ist mein glühendster Wunsch den ich mit ins Grab nehmen will, dass Deutschland und sein armes, verblendetes Volk eines Tages frei von allen Binden, die ihm jetzt die Sehkraft seiner Augen verhüllen, aufs neue und für immer zu Macht und Blüte gelangen möge, besser an Art wie die vergangene, unvergänglich an Dauer und Wert."

gez. Maximilian Spaeth.

Ist nun anzunehmen, daß die geselligen Brüder in München über den freiwilligen Tod ihres Mitgliedes die abgebrochene Debatte noch einmal — ohne Musikkapelle — eröffnet haben? **an.**

ELEGANTE WELT

„. . . . Seelenwanderungsprobleme werden erörtert. Zwischen der Mode von morgen und dem Tanzstern von gestern wird das Thema vom ‚irdischen Jammerthal' angeschlagen . . . Bei solchen Betrachtungen mag das Bild Buddhas wie ein mahnendes Memento und eine tröstliche Hoffnung zugleich wirken. Zumal in einer geschmackvollen Umrahmung von Stoffen, Vorhängen und Teppichen . . . Als nachdenksame Betrachtung zwischen Fünfuhrtee und dem nächtlichen Besuch der Klubs."

Diese Sätze stehen in einem Aufsatz „Auf Buddhas Spuren" in der Zeitschrift „Elegante Welt". Die Tatsache ist um so erstaunlicher, als es mir bei allem heißen Bemühen nicht gelungen ist, ein Inserat im An-

zeigenteil zu finden, in dem der Erleuchtete etwa seine pa-Religion mit garantierten Nirwana anpreist, ja nicht einmal entferntere Reklamen, wie: Gelbe Mäntel in jeder Preislage, oder geschmackvolle Almosen-Schalen stets auf Lager. Daß ein Mensch von des Höchstvollkommenen Lehre nichts weiß, ist kein Grund, ihm einen Vorwurf zu machen. (Der Schmuser weiß denn auch wirklich nichts von dem Prinzen Siddhattha, der nach seiner Meinung „von den alten Philosophen erfuhr, daß das ganze Leben ein Leidensweg sei", den er „pagodenhaft" nennt und von dessen „rundlichem Bäuchlein" er scherzend spricht.) Solcher Schwafel ist nicht erlaubt, — nie und nirgends, nicht einmal in der „Eleganten Welt". Es geht nicht an, eine der ungeheuersten Gestalten des Menschengeschlechtes herabzuwürdigen zur Spielerei in den Salons der parfümierten Leute, Krampf, Kampf und Stern von Millionen als reizendes Füllsel für leere Minuten zwischen noch leereren Stunden zu offerieren, um nebenbei drei, vier Schauspielerinnen ein sinniges Relief zu geben, chinesische Kostüme aus dem Atelier X und Antiquitäten der Handlung X unaufdringlich-dringlich in Empfehlung zu bringen. Hier verkündet ein wahrscheinlich seit vorgestern eleganter Jüngling: Jawoll, der Buddhismus ist chic. Verfolgen wir die Straße solcher Respektlosigkeit aufmerksam weiter, so ist kein Halt mehr, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn die florbestrumpfte Dame, die zwischen Fünfuhrtee und dem nächtlichen Besuch im Klub von des Buddha Lehre etliches plauschen soll, ihren Zwergpintscher Spinoza ruft, vom goldigen Goethe einige schillersche Verse lispelt und nach einer Pessacaglia Bachs den neuesten Tanz, im Arm des Freundes hold erglühend, übt. Man lache doch ja nicht! Es gibt solche Menschen, wie wir sie hier malen. Mich freilich schützte ein gütiger Gott vor ihrer Nähe; aber es muß sie geben, sonst könnte solch ein Blatt mit so stinkendem Inhalt nicht die Straßen Berlins überschwemmen, sonst könnte laut glaubhafter Aussage der Redaktion diese Zeitschrift „trotz der großen Auflage im Freiverkauf sofort nach Erscheinen" nicht vergriffen sein. Diese absolut leeren, armseligen Eleganteriche glauben dabei wahrhaftig noch, so sei der Ton der vornehmen Welt, erfahren sie doch froh in der Rubrik „Korrespondenz" (a. a. O. Seite 38, R. in B.), daß man zu Samt-, Pelz- und Astrachanmänteln nur schwarze Schaftstiefel trägt und daß hierzu der passende Handschuh der helle wildlederne oder Glacé ist, ohne schwarze Raupen (wohlgemerkt). Wer dennoch den hellen wildledernen **mit** Raupe trägt, dürfte drunter durch sein, um im Jargon zu bleiben, denn er weiß nicht, was sich schickt. Aber der Buddha ist gut genug für die Zeit zwischen Fünfuhrtee und dem nächtlichen Besuch im Klub. Es sei mir gestattet, zu bemerken, daß ich am Schneuzen in die freie Luft — ohne Benutzung des sonst üblichen Taschentuchs —, nicht ein Tausendstel des Anstoßes nehme, wie gegenüber solcher geistiger Dünstung (womit man wohl das hübsche Wort Mentalität' verdeutschen könnte).

Wen wird es nach solchem Erlebnis erstaunen, wenn die Aufführung des Evchen Humbrecht, die sich bei einmütigster Ablehnung der Presse als ein Attentat auf Heinrich

Leopold Wagner darstellt, allhier gepriesen wird als ein „gewagtes" Stück, das man heimlich in der Pension liest — es bleibt unerforschlich, wie ein Backfisch auf die Neudrücke der deutschen Literatur verfallen soll. Und keiner murrt, wenn der Ausschreier von den „Kostümen der napoleonischen Zeit" in diesem Drama daherredet; daß der General Bonaparte in den Tagen der „Kindermörderin" so ungefähr das größere Einmaleins in den Bereich seiner Kenntnisse zog, weiß er nicht. Allein nicht nur an Toten erprobt sich dies Brevier der feinen Leute, auch der Lebende wird nicht verschont. Der literarisch tiefschürfende Verfasser und mit ihm die kontrollierende Schriftleitung schiebt Seite 58 der feinen Nummer die Verfasserschaft von Albine und August unserem Georg Hermann zu. (Der vortreffliche Germanist unserer Universität Max Herrmann wäre wegen der Identität der Buchstaben empfehlenswerter gewesen.) Und an diesem Schmus studiert der seit vorgestern elegante Mann, die seit gestern nacht elegante Frau sozusagen Kultur. Ihr fällt es nicht ein, sich beleidigt zu fühlen oder an der Berechtigung der schwarzen Raupe auf den hellen Wildledernen zu zweifeln. Er sieht es nicht oder — warum nicht? — er sieht es vielleicht gern, wenn Hekatomben von Schauspielerinnen neben anderen Damen, die das Bedürfnis haben, ihre wohlgerundeten Beine durch die „Elegante Welt" dem Meistbietenden zu inserieren, hier dem genießerischen Auge des Schiebers vorgeworfen werden, ob sie nun wollen oder nicht, mitten zwischen Namen von Hut-, Mode-, Pelz-, Leinen-, Krawatten- und sonstigen Geschäften, deren Firmen aus den Artikeln, den Bildern, den Reklamen aufspringen. Und man erkennt: das will nicht geben, das will locken, wie die Bilder der leicht verschleierten Schönen, die des Verlegers Kunstabteilung feilbietet. Dort verbrämen Florstrümpfe, duftige Blusen, enganliegende Badetrikots das letzte, das sie doch mit bewundernswerter anatomischer Akribie zeigen, einer Farbenphotographie gleich, — hier läßt der reizende Plauderton voll picksüßer Ironie (Sprechen Sie — immer — noch?), der wohl den Gipfel unserer Gesprächskultur für derlei geistige Dünstung bedeuten mag, den Wissenden über das Selbstverständliche hinweggaukeln. Weil aber jene sanften Schleier wallen, die verhüllend entblößen, so gellt keines Sittlichkeitsapostels Entrüstungsschrei gen Himmel. Der wird nur laut in den nächtlichen Straßen, wo arme Geschöpfe kichernd rührende Schamlosigkeiten flüstern. Auch dies — gesteh ich's nur — liegt meinem Herzen weit näher, denn an den dunklen Ecken wird kein Buddha beschmutzt durch die Nachbarschaft von Jupons und Monokels dieser eleganten Welt.

Wolfgang Goetz.

Redaktion des „Tagebuch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tagebuch / Heft 2 Jahrg. 1 / Berlin, 17. Januar 1920

STEFAN GROSSMANN

ENTHÜLLUNGSHÄNDLER

Einige Tage, nachdem ich das Erscheinen des „Tage-Buches" angekündigt hatte, kam ein schofler Bursche, der sich Journalist nannte, zu mir, um mir eine, wie er sich ausdrückte, „hochsensationelle Affäre zu offerieren". Der Jüngling sprach in einem so miserablen Deutsch, daß mir auch sein moralisches Wesen schnell erschlossen war. Derlei Edelleute sind nicht leicht abzuwimmeln, meine betonte Schwerhörigkeit hinderte ihn nicht, mir die Angelegenheiten der Herren Sklarz in höchster Aufregung vorzutragen. „Ich überlasse Ihnen das hochpikante Material vollkommen gratis."

Solche Makler mit dem Material des Defraudanten Sonnenfeld hat es ein gutes Dutzend gegeben. Dieselben Geschichten wurden mir noch einmal angeboten, und natürlich nicht nur mir, sondern auch Herrn Helfferich, der die Enthüllungshändler, wie ich aus mancherlei Zeichen schließe, mit offeneren Händen aufgenommen hat. Dann wanderte das Material zu den Journalisten, zu Herrn Harden, zu Herrn Sochaczewer, einem Landsmann der Enthüllungshändler, zu einigen alldeutschen Blättern, und dann ging die von dem Defraudanten Sonnenfeld inspirierte Bewegung an allen Ecken los. Der Millionendieb hatte sich einen sehr geschickten Verteidiger gewählt. Einige Wochen lang war nicht von der Million die Rede, die Herr Sonnenfeld Herrn Sklarz unzweifelhaft gestohlen hat, sondern von den Mittagessen, die Noske bei Sklarz, Scheidemann bei Parvus verzehrt hatte. Das war ein hübscher Regie-Erfolg.

*

Ich habe Parvus vor etwa einem Jahrzehnt kennengelernt. Ein Asiat, breitschulterig, fett, schlecht erzogen, ein roher Genießer. Damals unerträglich durch einen talmudistischen Marxismus, mit dem stets alles zu beweisen war, der Linkste der Linken. Er stand im Zimmer Viktor Adlers und behandelte den weisesten, gütigsten Sozialisten mit vorsichtig dosierter Geringschätzung, ein bißchen devot, ein bißchen anmaßend. Viktor Adler sah ihn nur an, hörte ihm nur zu, erwiderte ihm kaum. Er ließ ihn nur ins Vorzimmer seines Ich. . . . Von Vorliebe für Herrn Helphant bin ich seit jener Wiener Begegnung frei. War übrigens nie ein Freund der Ghettosozialisten außerhalb des Ghettos, empfand ihren Radikalismus unter deutschen Arbeitern immer als falsche Musik.

1917 hörte ich in Kopenhagen wieder von Parvus, der, so sagte man mir, im Getreidehandel mit der Türkei reich geworden war. Die dänischen Gewerkschaftler und die deutschen Diplomaten in

Kopenhagen lobten ihn sehr. Er hatte den pfiffigen Gedanken, die deutsche Kohle, die Dänemark brauchte, an die großen Gewerkschaften abzugeben und so hunderttausende Dänen an der Neutralität praktisch zu interessieren. Das war der intelligenteste Schachzug, den deutsche Diplomaten während des Krieges unternahmen. Es war zu vermuten, daß Parvus und sein Gesellschafter Sklarz an dem Geschäft verdienten. Aber alle gönnten es ihnen, die Dänen, weil sie Kohlen, die Deutschen, weil sie wenigstens in dieser Ecke verläßlich neutrale Nachbarn hatten.

*

Die Händler mit Enthüllungen kamen im richtigen Augenblick.

Helfferich, der Lederne, der jetzt so tatkräftig ist, wie er es im Reichsinteresse nicht einen Tag gewesen, rieb sich die Hände. Inwieweit er den Enthüllungsrummel als heimlicher Nährvater fördert, ist schwarz auf weiß schwer nachzuweisen.

Die Unabhängigen, die mit dem Rätesystem noch kein Schlagwort für die Wahlbewegung haben, grinsten. Korruption ist noch immer die gebräuchlichste Vokabel für die Aschitation gewesen.

Die liberalen Zeitungen sägten voll Behagen an dem Ast, auf dem die verbündeten Führer saßen.

Die Strebsamen in der Sozialdemokratie, gierig, den arrivierten Führern ein Bein zu stellen, taten Luftsprünge. Im besonderen Genosse Davidsohn, eine Mediokrität, an der nur die Tücke ungewöhnlich ist, legte Scheit auf Scheit ins Feuer.

Trotzdem muß gesagt werden: Bis heute ist von den Defraudanten an Sklarz noch nicht ein einziger Fall vorgebracht worden, der auf einen Amtsmißbrauch aus eigennützigen Motiven der Scheidemann, Noske, Hänisch schließen läßt.

Aber freilich, die Stunde der Enthüllung war gut gewählt. Nie war der Schieber geneigter, den Nebenmenschen von vornherein als seinesgleichen zu qualifizieren als jetzt.

Aber wir andern? .... Ziemt es uns nicht, ein wenig zu warten? .... Ein Dutzend Prozesse stehen vor der Tür ... Gedulden wir uns!

Gegen Scheidemann, Gradnauer, Hänisch, von Noske nicht zu reden, läßt sich Entscheidendes sagen. Es sind — in dieser Stunde — Geister von zu kleinem Format, unschöpferische Köpfe, durch Routine verbraucht. Jedenfalls: Philister. Aber sie haben, glaube ich, auch die Tugenden der Philisterei: Weiße, ängstlich geplättete Westen. Ich glaube es nicht, daß sie sich befleckt haben, denn sie leben ja von ihrem bißchen Sauberkeit.

Hingegen die Enthüller und Enthüllungshändler: Ein Defraudant, der rechtzeitig geisteskranke Vater des Defraudanten, die Reventlows, die Helfferichs, die Adolf Hoffmann und ... Maximilian Harden.

Wir wollen ein bißchen warten.

Vor geraumer Zeit ist uns mit unbekannter Handschrift und nur von einsilbigen und vieldeutigen Zeilen begleitet, eine kleine Sammlung von Schriftstücken geringen Umfanges mitgeteilt worden, für die unser Interesse erbeten wurde. Eigene Beschäftigungen und die Umstände einer verworrenen Zeit waren der Teilnahme an fremden Schicksalen nicht eben günstig, so daß es einer glücklichen Zufallsstunde bedurft hat, um uns nach den so leicht und unbedingt wie geheimnisvoll und verlockend in unsere Hände gelegten Blättern und Zetteln greifen zu machen. Daß wir sie im Vertrauen, die Meinung des unbekannten Schreibenden nicht völlig zu verfehlen, Lesern weitergeben und damit fortfahren werden, solange ihr Geschmack an solchen schwer einzureihenden Zwischenformen des Persönlichen und des Geformten anhalten mag, enthält die Wirkung, die sie auf uns getan haben, schon in sich und sagt sie mit einem größeren Nachdruck, als Worte haben könnten.

Wir haben aus Gründen, die man uns zu vereinzeln erläßt, in diesen Briefen alles getilgt, was Schlüsse auf die Umstände des Schreibers und der Empfängerin zulassen und in Zeiten, wie diese sind, zu einer Vermehrung der Gefahren für alle Auseinandergerissenen, über den Riß mit tausend Kräften erfinderischer Sehnsucht Hinwegstrebenden führen müßte; ja, wir haben diesem Bedenken gelegentlich ein ganzes Blatt, so sehr es einer Verewigung würdig gewesen wäre, geopfert. Die Daten sind geändert, die Zeiten von Grund aus verschoben und andere Eingriffe vorgenommen worden, die erst in einer nicht mehr von den Schergen des Feindes umstellten Zukunft, wenn sie etwa diesen leidenschaftlichen, unglücklich-glücklichen Blättern der Vergangenheit ihre Gunst bewahrte, einer ordentlichen Wiedergabe Platz machen können. So wundere man sich nicht, wenn gelegentlich ein Wort der letzten Gegenwart anzugehören scheint, das immerhin unter einer verflossenen Konstellation der Fakten auftritt, und suche nicht die niedere Wirklichkeit da, wo wir nur jene höhere unangetastet lassen durften, die sich bereits über die Zeiten hinweg dem Höchsten, der Wahrheit, annähert.

Ob schon eine solche in diesen Augenblicksgebilden einer nach allen Seiten hin leidenden, allen Leiden heftig gegenwirkenden Seele vorhanden sei — die Wahrheit dieser Schreckenszeit, zu der neben den ungeheuren Trümmern auch die Hoffnungen gehören und über den Gräbern die ewigen Sterne —, das entscheide der Leser. Uns genügt, wie es uns rührt, das Auge des Liebenden, in dem sich hier die Verwirrung und Zerreißung der Zeit in einziger Weise zu einer neuen und ewigen Gewähr sammelt. Von Macht, Reichtum, Geltung, Einfluß, den Gütern, die man nach den Worten des hier gleich an-

fangs angezogenen Goetheschen Gedichtes nicht h o f f e n soll — ‚wer sie will, ergreife sie', wird als den die Zeit und ihren aufstrebenden Tumult am nächsten angehenden, in dieser Zeitschrift sonst genug die Rede sein. Denn das Alte wiederzugewinnen, was er verloren hat — als hätte er ohne tieferen Grund verloren und als könne er diese tiefen Gründe von außen brechen, unter deren Gruftdeckel das nie mehr so kehrende Alte liegt — ist dem Sterblichen, gerade weil es sterblich ist, so eingeboren, wie es ihn fremd und umfaßlich dünkt, sich den Kräften anzuvertrauen, die durch Wiedergeburt aus dem Geiste allerdings und wahrhaftig von innen her die Grüfte sprengen und die Ketten zerreißen, weil es unsterbliche Kräfte sind, und alle irgendwie der Liebe verwandt. Darum gönne man hier den Liebenden das Wort, in denen wohl auch das Zerrissene und Zerschlagene der Epoche zerrissener wirkt — der äußeren Wirkung nach — als in tausend mit feigem Trost Begnügten, aber auch jenes Ganze und Ewige einzig w i r k t , als Wirkendes daheim ist, an das alleine sich die Goethesche Göttin wenden mag — alles abwehrend, bis sie im Getümmel begehrender und verzweifelnder Stimmen den Ton der Liebe vernimmt. Es ist, wie man weiß, die Hoffnung, — Elpore, und alle Liebe, auch die persönlich scheinende, alle reine Hoffnung, auch die auf ein eingeschränktes Ziel gerichtete, scheint uns ein konzentrisches Angehöriges und Abbildendes der gewaltigen Liebe, ohne die wir ewig fortfahren werden, gemein zu begehren und ehrlos zu verlieren, — der gewaltigen Hoffnung, die uns endlich erretten muß, so wahr sie zu den Urworten ebenso feierlich gehört wie der Zufall und der Dämon.

R u d o l f B o r c h a r d t.

F . . . . . , bei S . . . . , den . . . XII 18.

Wir sind also getrennt, man steht also wirklich zwischen uns, Du bist für mich unerreichbar geworden. Ich darf Dir im Grunde nicht schreiben, ich weiß es von Dir selber, ohne das einzige zu gefährden, was mir das Leben zu einem Lebendigen macht. Besetztes Gebiet! Es war mir ein Wort wie andere geworden, schon beinahe gleichgültig hingesprochen, an Zeitungsphrase, an Schaufensterware hängend. Jählings bist Du für mich dies geworden, besetztes Gebiet, die erbarmungslose Pfändung des Fremden auf meiner Seele, auf meiner Arbeit und meinem Dasein, auf dem Herzen in meinem Herzen.

Ich sollte sagen: Wunderst Du Dich nicht, daß ich Dich dennoch erreiche, durch die Mauer aller Verbote hindurch, — auch Deiner eigenen, mit Tapferkeit zagenden, im Verzagen noch tapferen, unwiderstehlich überwältigend und begütigend? Du erwartest mich nicht, und dennoch bin ich da, mit tausend fremden Flügeln? Aber es ist

ja unmöglich, Du hast mich ja dennoch erwartet, gerade weil es unsinnig war, jetzt und dort auf mich und ein Wort von mir zu rechnen. Du liest schon weiter, als wäre dies ein Brief wie alle anderen der verschollenen leichten Zeit, dem Boten im Fluge abgenommen, die Hülle noch im Gehen zerrissen. Dein Herz überschwebt die Wirklichkeit schon so siegreich, wie das meine sie überlistet hat und sie sich unterwirft. Sich unterwirft! Sich unterwirft? Verzeihe mir das, Heilige, ein solches Wort in solchen Tagen. Besser, ich fahre fort wie oben und wiederhole mechanisch, daß wir getrennt sind; daß Fremde zwischen uns stehen; daß Du unerreichbar für mich geworden bist und es nie mehr bist als eben nun, da ich die Berührung vom Feindseligsten gleichsam erpreßt habe. Anders als mechanisch werde ich es mir nie einzuprägen vermögen. Wie die Gewalt uns zerrissen hat, so kann auch nur die immer wieder angesetzte rohe und blinde Gewalt mich selber hindern, fortzuleben wie ein lächelnder Wahnsinniger, und mich zwingen, die Zerreißung meines Innern als die eiserne Voraussetzung alles meines Lebens anzuerkennen. Schon daß ich beständig von mir selber rede — schon damit beginnt es. Wie hätte ich darauf kommen können, dergleichen zu tun, als wir noch lebendig voneinander wußten? Als ich das Zimmer noch kannte, in dem Du lebst, und die Menschen, die Dir die Schuhe zuknöpfen dürfen, die Glücklichen, und den Hut wußte, den Du gestern getragen haben mußt, weil es regnerisch war, wäre es mir nicht eingefallen, Dich in der Geographie meines kämpfenden Gefühles spazieren zu führen, sondern ich unterhielt Dich von Dingen, die Du nicht so genau erraten mußtest, wie ich Deinen Griff nach diesem Hute, und keinem andern — oh sicher! keinem andern!

Erraten — nein, Du kannst es nicht mehr, ich muß sagen, berichten, erzählen. Ich muß Dir sagen, daß nicht Du allein mir entrissen bist, das Leben ist es mir. Die Bahnen alles meines Innern hatten sich völlig nach Dir geordnet und trugen jeden Blutstropfen, der in mir läuft, an Dir vorbei. Wenn ich die Gedanken, die Dich nicht zum Ziele oder zur Voraussetzung haben, die nicht wie Boten im Vorbeigehen etwas bei Dir abzugeben haben oder etwas von Dir zu holen, aus mir entfernte, so bliebe nur die Arbeit, die statt meiner dennoch wiederum an Dich denkt, eben da sie mich hindern will, an Dich zu denken. Erraten kannst Du nicht, was statt dessen geworden ist. Erraten, wie jeder Blutstropfen, der im traumsicheren Sturze Dir zuverlangt, auf halbem Wege in mein Herz zurückkehrt und es bis zum Ersticken bricht, wie aller Gedanke gebrochen ist, noch ehe er ausgreift, da er sicher ist, Dich nicht zu ergreifen. Besetztes Gebiet! Zerrissen alle natürliche Nachbarschaft, aufgerissen alle Bahnen des Lebens und der Nahrung. Aufprallend an der fürchter-

lichen dumpfen Schranke der verirrte Wagen und der Zug. Vernichtet aller Reichtum und alles Wachstum, durchhauen die Leidenschaft des handelnden Muskels, und zurückströmend auf die Sammelpunkte, die in vergeblichem Safte ersaufen, die vergebens nach allen Seiten der Lebenswirkung — immer noch wie immer —, ausgeschleuderten Entsendungen des Heiligen, des Menschlichen, der für ewig wurzelnd gedachten, an Grund und Himmel geschlossenen Gemeinsamkeit!

Worte, Worte — wie Du sie nicht von mir gewohnt bist. Ich besinne mich, was sonst ich Dir zu geben hätte, um Dich zu unterhalten, Dir ein Lächeln abzugewinnen, am trübsten Tage. Aber es ist so unendlich schwer, zu s a g e n , statt zu sagen ‚sage mir!' — Was sagen, was geben? Ich bin nicht in B . . ., sieh oben nach dem Datum, das Du gewiß übersehen hast, als Du mit den erblassenden schönen Lippen die ersten Worte halblaut nachlasest, das ‚wir sind also getrennt!' Ja hier, eben hier bin ich — was soll ich davon sagen? Daß ich im tiefen Schnee angekommen bin, den Weg durchs berghoch Lose mir erst stampfend, die schönen Herbstbäume ermordet vom gräßlichen Einbruche des Todes vor der Zeit, — und daß nun, da ich aus dem Fenster blicke, ein Bild für Dich, kein Schnee mehr ist, sondern Herbstbraun und gelbe Kronen, und gebräunter Büsche Grün, von denen es allenthalben auf kaum gebleichte Wiesen herunterträuft, die Rinnsale laufen, die Bäche poltern zu Tal, das Flüßchen tobt und gischtet über das Wehr. So hat es getaut, und ich habe, versperrt in meine harte Kammer, nichts davon geahnt! So kann es noch tauen in einer solchen Welt! Da sehe ich mich weiter um, was liegt da? Der Aeschylus, mein einziger heiligschwerer, herzgewaltiger Trost seit Wochen, versweis gelesen und erinnert wie Folgen sieben Beethovenscher Töne. Davon demnächst. Und wie ich das andere Buch wegnehme, auf das mir die Kerze statt meiner zu weinen droht, — denn das Kraftwerk versagt täglich, und wir behelfen uns mit dem Unschlitt der Vorzeit — was anders ist es, als was ich jetzt auch auf Deinem Tische liegend mit geisterhaftem Hellblicke weiß? Ja, es ist Pandora, das letzte Gemeinsame unserer Herzen vor Riß und Schicksal. Du wußtest, daß ich es an jenem Abend nur für Dich las, nur scheinbar allen den anderen. Da war noch nichts zu ahnen, trotz aller Schatten, die sich häuften, — aber wann könnte der Leidenschaftliche, der Liebende die Hoffnung, Elpore, entbehren! Du hast oft gelächelt wenn ich sagte, ‚wer liebt, zittert', und geantwortet, ‚wer liebt, vertraut'. Zittern und Vertrauen, beides sind Namen der Hoffnung. Wie sie es selber im Gedichte dem Flehenden sagt, so vertritt sie nun Dich mir mit den himmlischen Mädchenworten, — täglich höre

ich dies, ‚Wende Dich zu mir, Geliebter, sieh in **mir** der Liebsten, Treuesten hoffnungsvollstes Ebenbild'. — Ich bin es, Du weißt, längst gewohnt, daß die Götter Dich mir vertreten, und erstaune nicht über die neue eigenste Art. Nichts als die Götter sind uns geblieben, wie dem zerhauenen und unter die Schächer geteilten Vaterlande nichts als seine Götter. Mein Herz, indem es sich an Deine Brust wirft, ist mit allen Tausenden, die die geliebte Brust jenseits frecher neuer Grenzen vergeblich suchen und sich zu den eigenen Göttern und denen des Vaterlandes wenden, die gestürzten wieder auf Altären errichten, die beleidigten versöhnen, und um der Liebe willen alles Joch der bittersten Demut zu übernehmen bereit sind, ohne dessen Ueberwindung die Hoffnung so ferne weicht wie vor den verschränkten müßigen Armen. Und also nur dies letzte Wort. Ich weiß nicht, wer träge sein mag. Wir arbeiten Tag und Nacht. Ich arbeite Tag und Nacht.

O. ROBINS

GESPRÄCH MIT LENIN

Der amerikanische Oberst Robins, der als Chef einer Roten Kreuzmission 1918—19 in Rußland verbrachte, hat wiederholte Unterredungen mit Lenin gehabt. Den Inhalt dieser Unterredungen hat er in der amerikanischen Zeitschrift „The Metropolitan" zusammengefaßt. Das Gespräch scheint uns eine sehr wichtige Orientierung zu sein.

Nachdem ich den inneren Hof des Kremel durchschritten hatte, trat ich in das Gebäude ein, das früher das Haus des Obersten Gerichtshofes des Zaren war, und wurde in ein Zimmer geführt, das mit Samt ausgeschlagen war, worin sich ein merkwürdiger Schreibtisch aus geschnitztem Holz befand, derselbe Schreibtisch, an dem der Zar einst Todesurteile unterschrieb.

An diesem Schreibtisch saß Lenin. Klein und kernig gewachsen, mit grauen Augen, kahlem Kopf, überraschte er mich vor allem durch seine Ruhe. Er trug einen Anzug, der vor mehreren Jahren gekauft zu sein schien. Sein Zimmer war vollkommen ruhig. Obgleich er sich des „Rausches der revolutionären Phrasen" enthält, scheint er wieder das Fieber der revolutionären Erregung von sich zu geben. Er war beschäftigt, Berichte durchzufliegen, das alles, während er Besucher empfing, denen er einige Minuten, deren Zahl im voraus festgelegt wurde, bewilligte: zehn Minuten, fünf Minuten, eine Minute sogar. Er empfängt sogar stehend Besuche. Er spricht leise wie ein Mensch, der es nicht nötig hat, seine Stimme zu erheben

Es ist möglich, daß wir gestürzt werden, sagte er, sei es, weil die Kräfte der Reaktion die Oberhand gewinnen werden, sei es durch

fremde Intervention. Aber die Idee der russischen Revolution wird nicht minder in der Welt jede soziale Kontrolle auf politischer Basis umstürzen. Die politische soziale Kontrolle ist dem Untergang geweiht. Die russische Revolution wird ihr überall ein Ende machen.

Aber, unterbrach ich ihn, meine Regierung ist eine demokratische Regierung. Wollen Sie sagen, daß die Idee der russischen Revolution die demokratische Idee in der Regierung der Vereinigten Staaten zerstören wird?

Die amerikanische Regierung ist korrumpiert, sagte Lenin.

Ich protestierte energisch: Unsere nationale Regierung und unsere lokalen Regierungen sind vom Volke gewählt, die Wahlen werden ehrlich gemacht, und die gewählten Männer sind wirklich von ihren Wählern gewählt. Sie werden nicht behaupten können, daß die amerikanische Regierung gekauft ist.

Ach, Oberst Robins, sagte Lenin, Sie verstehen mich nicht. Ich hätte nicht „korrumpiert" sagen sollen. Ich will nicht sagen, daß Ihre Regierung vom Geldstandpunkt aus korrumpiert ist. Ich will sagen, daß sie korrumpiert und vom Gesichtspunkt des Gedankens abgekommen ist. Sie hat den politischen Geisteszustand einer Epoche, die heute vorüber ist. Sie ist immer noch bei der Epoche Thomas Jeffersons. Darum fehlt es an intellektueller Rechtschaffenheit. Wie soll ich Ihnen das erklären? Nehmen wir ein Beispiel, die Staaten New York und Pennsylvania. Der Staat New York ist der Mittelpunkt Ihrer Banksystems, der Staat Pennsylvania der Ihrer Stahlindustrie. Sie bilden sogar die Grundlage Ihres Lebens, sie machen Sie zu dem, was Sie sind. Nun wohl! Wenn Sie wirklich Vertrauen zu Ihrem Banksystem haben und wenn Sie es respektieren, weshalb schicken Sie nicht Herrn Morgan in den Senat der Vereinigten Staaten? Warum schicken Sie dorthin Männer, die über Bankangelegenheiten weniger auf dem laufenden sind, die die Bankiers und Stahlfabrikanten beschützen, und behaupten, von ihnen unabhängig zu sein? Das entspricht nicht Ihren Zwecken, das ist nicht aufrichtig. Sie lehnen es ab, die Tatsache anzuerkennen, daß die wahre soziale Kontrolle nicht mehr eine politische Kontrolle sein kann. Deshalb sage ich, daß Ihrem System die Rechtschaffenheit fehlt. Darum lobe ich unser System und prophezeie, daß es das Ihrige stürzen wird.

Ich antwortete: Offen gestanden, Herr Kommissar, ich glaube es nicht.

Und doch, Sie werden sehen, daß ich recht behalte, sagte Lenin. Kennen Sie unser System?

Noch nicht sehr gut, Sie sind damit ja erst beim Anfang.

Ich sage Ihnen, sagte Lenin, unser System wird das Ihrige zerstören, weil die sozial-wirtschaftliche Kontrolle durchaus der Grundlage des modernen Lebens entspricht. Wen, glauben Sie, werden

wir als Vertreter des Distrikts von Baku in die Nationalversammlung wählen? Das Bakuer Gebiet, das ist das Petroleum, das Baku macht und es regiert. Die Vertreter von Baku werden also von der Petroleum-Industrie gewählt, von den Arbeitern der Petroleum-Industrie. Wer sind diese Arbeiter? werden Sie fragen. Die Verwalter und die Leute, die diesen Verwaltern gehorchen: die Ueberwachenden, die Ingenieure, die Meister, die Handarbeiter, mit einem Wort, alle die Personen, die an der Produktionsarbeit engagiert sind, sei sie geistig oder manuell. Was die Personen anbelangt, die mit ihrer Arbeit an der in Frage stehenden Industrie beteiligt sind, die aber versuchen, davon zu leben, ohne zu arbeiten — durch Spekulation, durch Grundzins, Interessen, die nicht das Produkt irgendwelcher Anstrengung sind — das sind keine Arbeiter. Ob diese Personen über Petroleumfragen auf dem laufenden sind oder nicht, sie haben nichts mit der wirklichen Petroleumerzeugung zu tun, denn unsere Republik ist eine Republik von Erzeugern.

Gut, werden Sie sagen, aber unsere Republik ist eine Bürgerrepublik. Vollkommen. Aber ich sage, daß der Mensch als Erzeuger mehr Wert hat als der Bürger. Was sind die Bürger in Ihrem Petroleumdistrikt, die mehr wert sind? Sind es nicht diejenigen, die am meisten zum Gebrauch des Petroleums beisteuern? Wir werden doch Baku als Petroleumdistrikt betrachten. Ebenso werden wir das Donetz-Mineralbecken als Kohlendistrikt vertreten. Die Vertreter des Donetzbeckens werden Vertreter der Kohlenindustrie sein. Desgleichen werden die ländlichen Distrikte Landleute als Vertreter haben. Das wahre Interesse der ländlichen Distrikte ist weder der Handel, noch sind es Bankspekulationen, sondern es ist die Landwirtschaft. Die Bauern unserer ländlichen Distrikte werden Vertreter, die von der ländlichen Bevölkerung gewählt sind, schicken, damit diese von der Landwirtschaft sprechen. Dieses System ist mächtiger als das Ihrige, weil es auf Tatsachen begründet ist. Es steigt zu den Quellen der Produktion hinauf und aus diesen Quellen wird die soziale Kontrolle des Staates geboren. Unsere Verfassung wird auf einer sozialen wirtschaftlichen Kontrolle gegründet sein, auf einer Epoche, in der die wirtschaftlichen Faktoren herrschen werden. Unsere Regierung wird triumphieren, weil sie dem Geist des jetzigen Zeitalters entspricht, wofür sie in der Praxis einen Ausdruck und eine Verwirklichung findet. Deshalb sehen wir der Zukunft mit Vertrauen entgegen, Herr Oberst Robins. Es ist möglich, daß Sie uns in Rußland vernichten werden. Es ist möglich, daß Sie die russische Revolution in Rußland austilgen werden. Sie werden uns vielleicht stürzen. Aber das macht nichts. Das wird an dem Lauf der Dinge nichts ändern. Vor hundert Jahren haben die preußische, die englische, die russische Monarchie

die revolutionäre Regierung Frankreichs gestürzt, sie setzten einen sogenannten legitimen Monarchen wieder ein. Aber sie konnten nicht aufhalten und haben tatsächlich nicht aufgehalten eine politische Revolution der Mittelklassen, die Revolution der demokratischen Bürgerschaft, die die Männer in Paris im Jahre 1789 begannen. Sie konnten den Feudalismus nicht retten. Jedes soziale Kontrollsystem auf feudaler aristokratischer Basis war dem Untergang geweiht durch die soziale politisch-demokratische Kontrolle, die durch die französische Revolution ausgearbeitet wurde. Jedes System der sozialen Kontrolle auf politisch-demokratischer Basis, das in der Welt gegenwärtig existiert, ist berufen, durch die soziale wirtschaftliche Kontrolle der Produzenten zerstört zu werden, die von der russischen Revolution ausgearbeitet wurde.

Man kann uns zerstören, aber unsere Idee wird nicht untergehen.

Ich sehe wohl, Herr Oberst, daß Sie mir nicht glauben. Ich werde die Ereignisse abwarten müssen, um Sie zu überzeugen. Es kann sein, daß Sie fremde Bajonette quer durch ganz Rußland streifen sehen werden. Es kann auch sein, daß Sie dem Untergang aller Sowjets und aller Sowjetführer beiwohnen. Sie werden vielleicht ein Rußland wiedersehen, das ebenso schwarz ist wie das alte Rußland. Aber die Funken, die inmitten dieser Finsternis gesprüht haben, werden genügt haben, um überall die politische Demokratie zu vernichten. Sie werden sie nicht durch einen physischen Stoß zerstört haben, sondern einfach nur, indem sie, und sei es für einen Moment, einen Schein auf die Zukunft geworfen haben." —

Diese absolute Gewißheit, gegründet auf den Glauben an eine verhängnisvolle Entwicklung des Ganges der Ereignisse, erregte mich. Das war irgendwie eine Verneinung dessen, was das Wesen des Amerikanismus ausmacht. Das Regime der Sowjets konnte einen Amerikaner, wie ich es bin, nicht bekehren. Ich kehrte aus Rußland antisozialistischer als jemals zurück. Aber ich war nicht weniger überzeugt davon, daß die Leninsche Philosophie eine war, mit der man rechnen mußte, und daß man, um Front gegen sie zu machen, ihren positiven Wert anerkennen mußte.

Lenin spricht weder von Gewissen noch von Stimmenmehrheiten, aber er spricht von Lebensfähigkeiten, von wirtschaftlichen Lebensfähigkeiten: die Arbeiterklasse Rußlands ist diejenige Klasse, die heute im Besitz der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit des Landes ist. „Mit ihr werden wir eine russische Regierung machen, die besser ist als die an der Isar oder die Kerenskis, weil sie begabt sein wird mit einer anderen und reelleren Lebensfähigkeit als jede andere politische Regierung, wo und wie sie sei, nämlich der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit. Und dieses System wird durch die Kraft des Beispiels die ganze Welt beherrschen und überall durchdringen."

IWAN GOLL

PARISER TAGEBUCH

Dezember 1919.

Glückliche, die ihr Paris ahnt und vielleicht liebt. Aus der Nacht kohlenlosen Winters gleißt in eurer Erinnerung oder in eurer Sehnsucht dieser Vampyr mit der elektrisch geschliffenen Aureole. Hier noch wäre, wenn nicht Zuflucht, doch Vergessen.

Aus den öden Dörfern hebt ihr das Haupt und horcht. In der Provinzzeitung klingt der zauberhafte Name vor jedem Telegramm. Die Vokale a und i, lichter Aufruf im Worte Paris, fast befreiende Melodie. . . .

Glückliche, an einer goldenen Illusion Reichere als ich — wie werd ich euch enttäuschen müssen! Wahrheit ist Grausamkeit. Wenn dieser Fetisch lügt, verhüllt Europa heulend ihr Haupt.

*

Wenn Paris nur aus Stein bestände, wäre die Welt gerettet. Göttliches und Adliges atmet aus ihnen. Ein Quader zu sein, teilzunehmen als ein unersetzliches Individuum am Giebel des Louvre, an einer Säule der Madeleine, an einer Rosette der Notre-Dame des Champs muß gütigstes Geschenk des Schicksals bedeuten. In ewig klarer Schönheit des Kunstwerks den Tod der Jahrhunderte erwarten, auf Ewigkeitsbegriffe gern verzichten, da Stein vielleicht den vollkommensten Ausdruck des Nirwana darstellt. . . .

*

Die Menschen rufen den Menschen und wollen nicht, daß er die Dummheit ableugne. Paris ist leider keine steinerne, sondern eine fleischerne Stadt. Die Menschen rinnen rosa und grau zwischen den Häusern und als ein dickes Dämmern durch die Stationen der Untergründe. Papierene Vögel (der Zeitung) ballen sie wie damals Falken in der Hand, womit sie Gott und seine Geschöpfe zu Tode jagen.

Es ging die Legende von „guten Menschen" aus Paris, von seiner graziösen Zivilisiertheit. Heute ist kein Europäer mehr gefühls-gut, er kann höchstens noch gescheit-anständig sein. Und auch diese Mode geht zurück. Weniger schlimm ist es, daß das Brot einen Franken kostet, als daß die Bäcker ihre Liebenswürdigkeiten geopfert haben. Die Pariser Butterhörnchen waren ewig berühmt, aber das Lächeln der Verkäuferinnen darauf unsterblich. Und doch ist es gestorben, im Krieg ist alles gestorben. Was war, ist nicht mehr: nicht das alles zertrümmert sei, aber unser Herz ist zertrümmert. Unser Revolutionsherz kann am gelinden Zauber einer alten Straße kaum noch das empfinden, was der epikuräische Impressionist liebte. Und das ist die größte Einbusse. Unser Herz ist

verstopft. Und was nicht durch unser Herz geht, existiert nicht, ebensowenig wie die Landschaft für eine tote Pupille existiert.

Ich glaube, das ist der schlimmste Schlag für unsere Zeit: die Innerlichkeit ist hin. Innerliche Güte war es, was früher das Mimi-Dasein auszeichnete, was das zittrige Konzert der Ausrufer (sie heißen: marchands des quatre saisons) morgens in der aufwachenden Montparnassestraße so Heimeliges an sich hatte. Heute fehlt uns allen die Sammlung, das auch anzuerkennen. Alles Vorjährige ist schon anachronistisch. Wir bedauern eine Sekunde lang, dann Vergessen.

Ich empfinde noch etwas viel Schlimmeres in diesem Sieges-Paris. Vor zwanzig und noch vor zwei Jahren war der Arbeiter der Mann in der Jacke der Heros des Boulevards. Er war der Unglückliche, der Geduckte, der Erdrückte: man hatte nicht nur Mitleid, sondern Liebe mit ihm. Ich gestehe, es lag ein kleiner Hauch Sentimentalität dabei, wenn man in ein Jaurès-Meeting ging. Die damalige „Guerre Sociale" eines Hervé möchte ich Impressionismus nennen.

Dem heutigen Arbeiter kann man nur dies noch: recht geben. Man kann ihn nicht mehr lieben. Denn er ist, wie alle Europäer von 1920, egoistisch, brutal, und — er leidet nicht mehr. Er hat die höchsten Löhne. Wer dreißig Franken täglich verdient, kann a priori nicht mehr von Elend reden. Nicht von körperlichem Entbehren. Was denn? Hier stelle ich das Volk: wo ist dein seelisches Entbehren? Jetzt beweise, daß du Mensch bist, daß du besser leiden kannst als dein Feind, der Bürger. Jetzt zeige du, daß du kein Bürger werden willst, kein hohler Bauch, kein stinkender Mund. Zeig es in deinem Werke und deiner Freude.

Volk von Paris: eins will ich von dir wissen — und das ist die Entscheidung über dein Schicksal: kannst du mystisch werden?

Nein, das ist fast eine theoretische Frage. Ich gestehe, daß das eine Antwort ist auf ein Problem, das ich dieser Tage in deinen Zeitungen und Versammlungen fand, im „Populaire" und in der „Assemblée à la Bellevilloise". Da stiegen deine jungen neuen Führer aufs Podium. Sie brachen alle Brücken mit der Vergangenheit ab. Sie verbrannten die Schiffe der zweiten Internationale. Sie klagten die Arbeiter des Krieges an, nicht genug gedacht, über sich und den Tod der andern nachgedacht zu haben. Verzweiflung war ihre Rede. Gestern noch, im Artois, in Verdun, gestern noch bei den Kammerwahlen: zähes, verblödetes, verirrtes Volk. Und nun sagt einer, du werdest nur siegen, wenn du Mystiker wirst. Dieser Mann könnte Lenin sein, wenn du Franzose Russe wärest. Du bist es nicht: wie soll man dich befreien?

Unglück über Frankreich. In diesem göttlichen Kampf kann es nicht mitmachen, weil es seit jeher zu menschlich meditiert. Utopie,

einen Bürger zum Glauben erziehen zu wollen. Und jeder französische Prolet ist ein Kleinbürger im Ei. Hundertdreißig Jahre langen dazu, uns das zu beweisen. Nach Osten wendet euch, Brüder. Im Westen geht Neumond schlafen und es schlägt erst Mitternacht, die unheimliche Stunde, an der Uhr von Europa! Es ist noch eine Weile, bis der gallische Hahn kräht. Und der träumt nicht in dunklem Mystizismus: der erwartet die logische Minute. In diesen Wintern erhellt sich der Horizont spät.

*

Was aber kurz vor Mitternacht geschieht, möchtest du genießen, Zeitgenosse? Sardanapal, Byzanz, Rom: du gehst ins Kino. Alle Autos von Paris sind rot. Sie klappern. Sie sind aus dem vergangenen Jahrhundert des Vorkriegs. Die Karawane dieser bösen Tiere sucht ihren Weg durch die zitternde Rue des Martyrs nach Pigalle hinauf. Dort kläffen die Hunde vor den Nelly-Bars in grünen Uniformen. Und Tigerfelle springen über den purpurschimmernden Kot in die Höhlen des Marmors.

Es gibt zweihunderttausend gezählte Göttinnen, die alle nur Sekt und Poularden vertragen, die alle trotz des Abgangs der Amerikaner ein Seidenmäntelchen um die blasse Schulter tragen, um darin zu frieren. In allen Dancings stoßen grinsende Neger in die Jazz-band-Trompete, und der am Klavier imitiert den Trott der Nashörner. Durch die Revuen aller Musik-Halls schleift der wütende Clemenceau sein Rasputinettchen am Goldseil hinter sich durch die hesperidenbewachsenen Wahldörfer: Mandel-Rotschild wirft der Königin von Spanien eine Kußhand zu. In allen Gaumonts muß der arme Herr Poincaré am Wagenschlag den erstarrten Zylinder über die Menge halten, und nie denkt einer daran, daß dieser tadellose Huit-reflets das Gegenteil eines Füllhorns ist.

Aber an der nächsten Straßenecke leuchtet das Café Biard. Dieses Café Biard, immer mit derselben Besitzerin an der Kasse und demselben Kellner am Kaffeebrunnen, steht an allen Ecken aller Straßen der Stadt. Keine Statistik wagte noch, sie zu zählen. Es wäre auch unnötig, denn nächtlich erstehen immer zwölf neue. Für fünfzehn Centimes trinkst du bläuliches Wasser, zuckerlos. Milch ist in Paris polizeilich verboten. Eine leere Flasche kostet zwei Franken. Nur die silbernen Sektflaschen rollen durch die überschwemmten Gossen.

Ein Mensch spricht:
Ich bete.
Warum bete ich?
Ich will danken, preisen, verströmen. Ich will. Ich muß.
Ist das wahr?
Ja, es ist wahr.
Nein, es ist nicht wahr. Ich will mehr.
Was will ich?
Ich will Leidesende. Ich will Glück, ich will Seligkeit.

Also kaufen will ich, werben will ich, bitten will ich, betteln will ich.

Was heißt das? Vorteil um leichte Mühe, Vorteil vor wem? Vor anderen, die ehrlicher und stolzer sind. Vorteil von wem? Von Mächten, die sich bereden, beschwatzen, bebetteln lassen.

Also bete ich aus Neid, aus Gier, aus Unehrlichkeit. Und solches Gebet soll erhört werden — darf erhört werden?

Ach, es ist wahr: selig sind die geistig Armen. Sie kennen den Zweifel nicht. Sie sind Kinder, man fragt nicht, man erhört sie.

Doch ich bin nicht geistig arm. Ich will geistig arm sein. Ich will alles Wissen und Denken abtun. Ich will vergessen.

Ach! je heißer ich will, desto kälter empfinde ich, daß ich nicht geistig arm bin. Daß ich mich immer weiter von geistiger Armut entferne, daß ich den letzten Flaum der Naivität verliere.

Weil ich mich ans Heil klammere, deshalb entgleitet mir das Heil.

Aber ich schreie doch! Ich schreie doch aus meiner Seele, so hilflos, so noterfüllt, wie je ein armes Geschöpf geschrien hat. Warum wird eine arme zerbrochene Seele nicht erhört? Ist sie nur deshalb verworfen, weil an ihr Fluch des Denkens haftet? Verworfen demnach von Anbeginn? Gnadenwahl? Prädestination?

Warum denn schreie ich?

Weil ich will, will, will! Weil ich etwas will, das nicht ist, weil ich sein will, was ich nicht bin, weil ich haben will, was ich nicht habe. Will ich Böses? Schreie ich um Geld und Gut, Leben und Kraft, Ehre und Macht?

Ach, vielleicht schreie ich auch um dieses. Vielleicht ist in meiner Seele ein verworfener Winkel, der auch um dieses schreit. Doch mein volles Herz, mein wahres Ich schreit nach Heil und Erlösung und ringt die Hände. Und wird verworfen; weil es will, weil es etwas will, weil es Erlösung will!

Ist denn Wollen und Wollen so großer Unterschied? Wenn ich wollte, was andere wollen: Vorteil, Glück, Segen; wenn ich betete, was der Araber betet, der Hirt, der Landmann, der Krämer betet — ich wäre gerechtfertigt. Mit Glauben, ohne Glauben, mit gutem, mit bösem Willen, mit reinem, mit schlechtem Herzen: ich wäre gerechtfertigt um des Undenkens, um der Kindlichkeit willen.

Soll ich Kindlichkeit erschleichen? Soll ich Gott betrügen? Soll ich die Augen schließen, durch Suggestion, Geplapper, Formeln mich wissentlich unwissend machen? Soll ich das Licht fliehen, weil es Licht des Teufels ist? Liebt die Gottheit den, der das Licht flieht?

Um so schlimmer! Kein Unterschied ist Wollen und Wollen! Heil wollen — Macht wollen, Erlösung wollen — Glück wollen, Gott wollen — Welt wollen: Wollen ist das eine, Wollen ist das andere.

Edler, seliger, heiliger ist das eine Wollen als das andere? Ja freilich! Klüger ist es, durchdachter, schlauer — unseliger also ist es als das andere.

Wer wäre so töricht, das Erdenheil zu wollen, wenn er mit gleichen Mitteln — für das gleiche Geld, flüstert der Teufel — den Himmel kaufen kann und die Welt? Wenn Peter im Märchen sein Seelenheil verkauft um einen Goldklumpen, so zittert das Kind nicht vor Peters Bosheit, sondern es ärgert sich über Peters Dummheit. Das klügere Wollen ist das verworfenere, denn es steht der geistigen Armut ferner. Aber jedes Wollen ist verworfen. Denn wer will, will, was er nicht hat. Er will das Mehre, das Bessere, das Vorteilhaftere, und wenn es die Tugend wäre.

Ich will rein sein, wahr sein, gut sein, gläubig sein, selbstlos sein, edel sein, gottgefällig sein.

Was Wunder? Wenn ich das alles bin, so habe ich es leicht. Alle meine Handlungen werden heilig und gottgefällig; ich werde zu leiden scheinen, aber selig sein; ich werde in meinem ganzen Fühlen und Sein der Erlösung teilhaft.

Und weil ich klug genug bin, das zu wissen, weil ich konsequent genug bin, um das zu wollen, weil ich nachhaltig genug bin, um das immer wieder zu erbitten — deshalb soll eine Macht sich herbeilassen, meine Spekulation zu segnen, meinen klugen Willen zu erfüllen, Logik für Frömmigkeit zu halten und ihr zu gewähren, was der Kindlichkeit zusteht.

Was sind Handlungen? Zweckmäßigkeiten. Ich handle gut, edel, aufopfernd und werde gefragt: konntest du anders? Sage ich nein, und ist es wahr, so lautet die Antwort: nun gut, du bist deiner Natur gefolgt, wo liegt dein Verdienst?

Sage ich ja, so lautet die zweite Frage: ist es dir leicht geworden? Es ist mir leicht geworden. Nun, so hast du vernünftig gehandelt. Vielleicht ist es dir nützlich gewesen. Doch glaube nicht, daß es dir angerechnet werde.

Ist es mir schwer geworden, was dann? Dann habe ich Gnade erschlichen.

Ich habe meine böse Natur zum Guten mißbraucht. Ich habe transzendental betrogen. Warum? Aus Zwecken und wieder aus Zwecken.

Also hat die Kirche recht. Die gute Handlung ist wertlos, die böse ist verwerflich, doch nicht entscheidend. Auf Gnade kommt es an, Gnade läßt sich nicht erschleichen.

Wohl denen, die geistig arm sind! Wohl denen, deren Natur gut ist! Wohl denen, die im Stande der Gnade sind!

Der Wille ist unfrei. Determinismus herrscht.

Wer nun sind die geistig Armen? Wer sind die guten Naturen? Wer sind die Begnadeten? Es sind, die von guten Eltern stammen. Die mit glücklichen und einfachen Instinkten geboren sind. Die eine gute Jugend gehabt haben. Die frei geblieben sind von Kränkung, Verführung, Ehrgeiz, Ranküne. Die das Denken nicht nötig hatten, weil für sie gesorgt wurde, oder seiner nicht fähig oder nicht begierig waren. Also kann der Stand der Ungnade erblich sein, also gibt es eine Erbsünde?

Sicher gibt es eine Erbtugend. Es gibt Menschen, die sich nie zu fürchten brauchen, weil ihr Leib gesund, ihr Geist geschützt ist, weil ihnen eigentlich nichts geschehen kann. Es gibt Menschen, die nie in Versuchung kommen, weil keine ihrer Begierden überstark und jede gesund ist.

Wer aber nichts zu fürchten hat, der fürchtet nichts und wird nicht gemein. Wer nicht in Versuchung kommt, entbehrt nichts und wird nicht schlecht.

Und alle anderen sind verworfen? Alle, die kämpfen und sich verzehren, die sich sehnen und verzweifeln, die begehren und erliegen, alle verworfen? Und gerettet nur die, die keiner Rettung bedurften, die Ungefährdeten, Unversuchten, Unbewußten? Was sagt die Schrift? Was sagen die Weisen und die Heiligen?

Sie sagen: erkenne deine Schuld, und glaube.

Ja, ich erkenne meine Schuld. Doch wie bin ich schuld an meiner Schuld? Sie reicht weiter zurück als mein bewußtes Leben. Ich war verstrickt, bevor ich ahnte. Und wenn ich mich entstricken

wollte, so war es nichts wert; es war zweckhaftes Handeln, einfaches logisches Vorziehen des Nützlichen vor dem Schädlichen.

Ich bin verstrickt in die ewige Kette der Sünde, ich stelle es fest, wie ich die Schwächen meines Leibes, meines Geistes, meiner Seele feststelle.

Soll ich mich hassen, verabscheuen, zerknirschen? Gut, ich will es tun? Doch welchen Wert hat es? Kann ich mich anders denken als ich bin? Kann ich mich umschaffen? Wenn ich mich zerknirsche, vernichte — was ist es?

Eine Handlung des Geistes. Eine Handlung, also wertlos. Eine Handlung der Vorschrift, eine Handlung des besten Zwecks — aber des Zwecks — eine Handlung wie jede Handlung.

Ich soll glauben. Gut, ich will glauben.

Ich will für wahr halten, was geschrieben steht.

Ich will mit allen Kräften des Willens, mit aller Gewalt der Suggestion mich zum Glauben zwingen. Das Widerstrebende will ich deuten. Mit allem Licht des Geistes will ich das Symbolische aneignen. Ich will von vornherein annehmen: in allem, was mir nicht einleuchtet, irre ich. Ich will das zu Glaubende gleichsetzen mit jeder transzendenten Wahrheit. Ich will in allem Unglauben die Versuchung erkennen. Ich will alle Kritik und Wissenschaft vergessen um einer höheren Wahrheit willen. Ich will allen Irrtum und Aberglauben der Kirchen, bestehenden und abgetanen, als leichten Schatten der der Grundwahrheit erkennen. Ich will glauben. Ich werde glauben. Ich glaube.

Und dieser Glaube, durch Willen, durch Tat, durch Gewalt errungen, soll mein Heil sein? Diese Errungenschaft absichtlicher Energie? Das ist ja nicht nur Tat, Zwecktat, es ist Gewalttat. Sacrificium intellectus. Vernichtung einer Lebenskraft, um des hohen Zieles willen.

Also ist Askese das Gebot? Abtötung des Leibes, der Sinne, des Geistes? Kann Selbstverstümmelung das Tor des Himmels öffnen?

Ach, sicherlich habe ich den Begriff des Glaubens zu eng gefaßt. Glauben ist doch nicht für wahr halten. Glauben ist πίστις, fides. Das Wort Glauben ist mangelhafte Uebertragung, hat auch wohl etwas seinen Sinn geändert. πίστις heißt Treue, Vertrauen, Zuversicht. So gesellt es sich zur Hoffnung, zur Liebe.

Kannst du lieben, hoffen, vertrauen?

Ja, ich kann. Ja, ich will.

Ich habe die göttliche Gewalt der Natur vor Augen. Ich glaube an die Herrlichkeit des Lebens. Ich fühle die Unendlichkeit der

Geisteswelten. Ich atme Schöpfung, ich lebe in Dank, Anbetung und Zuversicht der Herrlichkeit.

Ist das wahr? Ja, es ist wahr.

Ist das wahr? Es ist wahr, doch es ist nicht immerwährend wahr.

Es ist wahr in den großen Augenblicken des Lebens. Es fordert Spannung, Erlebnis, Höhe. Es sind Augenblicke. Dann kommen Zeiten der Schwäche.

Und können nicht solche Augenblicke dauernd werden? Kann ich mich nicht selbst in Feuer halten? Heilige können es. Gibt es nicht selbst Pastoren, die sich bei der Kaffeetasse und Zigarre erhaben fühlen?

Ich kann es nicht. Und wenn ich tausendmal den Irrsinn und die Grausamkeit der Welt, das wahnsinnige Leiden der Unschuldigen, die Albernheit des Alltags, die Plackerei, Qual, Misere und Niederträchtigkeit des Lebens in mir ersticke, wenn ich mit allen Spiegelfechtereien der Philosophie das Böse, Törichte, Sinnlose in die Sphäre notwendiger Kontraste und Schattierungen erhebe — es bleibt etwas übrig, das der Verlogenheit einer Leichenpredigt ähnlich sieht.

Muß ich das bändigen? Im Heiligen ist's gebändigt. Soll ich — nein, darf ich in mir, der ich nicht heilig bin, die Schule des Heiligen aufrichten? Und wehe mir, wenn ich nach solcher Schulung, Gymnastik der Seele, Training des Geistes und Herzens, mir schließlich sage: ja, es geht vorwärts. Ich mache Fortschritte. Noch sechs Monate strammer Arbeit, und es fleckt.

Sakrileg! Wehe mir, wenn ich mich unterfange, auf diese feinste, bewußte Art Gott zu täuschen und meine Seele zu vernichten.

De profundis! Aus dem Abgrunde schreie ich. Eli, Eli, lama asabthani.

Die Stimme antwortet:

Mensch, was zerstörst du dich?

Ja, es ist wahr. Dein Gut und Böse, dein Erkennen und Nichterkennen ruht tief und unberührbar im Abgrund deiner Seele.

Ja, es ist wahr. Kein Denken, Wollen und Handeln reicht in diese Tiefe. Sie ist unerreichbar deiner Bewußtheit wie der Blutstrom des Herzens deinem Willen.

Dies bdeutet Erlösung: daß du selbst so wenig in deine Tiefen greifen kannst, wie dich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen.

Dies bedeutet Erlösung: daß du dich nicht zeugen kannt.

Dies bedeutet Erlösung: daß der Geist sich nicht selber faßt.

Dein Tun ist eitel und nicht eitel. Es bewegt nicht die Mächte, doch es gibt dir Zeugnis von dir.

Dein Wollen ist schlecht und gut. Es will sich selbst, doch es wird gewollt um deinetwillen.

Dein Denken ist töricht und weise. Es entfremdet dich geistiger Armut und führt dich zurück zu geistiger Unschuld.

Du willst erlöst sein? Es nützt dir nichts. Erlöst wirst du, auch wenn du es nicht willst. Verzagst du vor der Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit des Geschehens? Verzage. Doch sei wahrhaft. Was weißt du vom Geschehen der Welt? Was dir geschehen ist, weißt du nicht mehr. Nicht mehr ist dir geschehen, als du tragen konntest, in Lust und Leid, und du liebst, was dir geschehen ist und geschehen wird.

Was ist dein Kampf und dein Schmerz?

Der Geburtskampf und der Werdeschmerz deiner werdenden, geboren werdenden Seele. Was wird, das schmerzt. Der Milchzahn schmerzt und die Seele schmerzt.

Warum widerstrebst du?

In jedem Augenblick sind Millionen göttlich weltlicher Kräfte am Werk, dich zu erlösen. Glaube oder glaube nicht. Liebe oder liebe nicht. Hoffe oder hoffe nicht: doch warum sperrst du dich?

Blutströme göttlichen Blutes tragen dich. Sonnenströme göttlicher Sonnen umbranden dich. Liebesströme göttlicher Liebe durchdringen dich. Warum widerstrebt du?

Der Kampf deines Denkens verschließt dich. Das Rasen deines Willens sperrt dich. Die Furcht deines Willens panzert dich.

Gib Einlaß! Laß strömen, laß werden, laß mit dir geschehen!

Sieh, du bist müde. Müde von der Abwehr des Heils. Peitsche deine Dämonen nicht. Die Erinnyen wollen ruhen. Laß sie schlafen.

Ruhe du selbst. Entspanne dem Rüstzeug.

Kämpfe nicht gegen dich. Kämpfe gegen uns.

Sieh, die Ströme dringen ein. In deiner trockenen Brust, in deinem dürren Auge keimt Wärme und Feuchte.

Jedes Geschöpf kann dich erlösen. Gott, Tier, Mensch, Kraut und Stein.

Warum bist du dir feind? Gib dich, gib dich: das nennen wir den guten Willen.

Der gute Wille ist Wille, der kein Wille ist. Er ist der Nichtwille, der kein Wille des Nichts ist. Erlösung ist Lösung, nicht aus Fessel, sondern aus Spannung.

Erlöst, gelöst, entspannt, entlastet bist du, wenn ein Schöpfer oder ein Geschöpf, eine Macht oder eine Unmacht dir sagt, daß du es bist.

Und kannst es nicht glauben? Und willst es nicht glauben? Sieh doch: du sollst es nicht glauben, denn du weißt es. Du weißt es, denn du hast eine Seele, und jede Seele trägt den Keim der Erlösung. Der Keim der Erlösung aber ist, daß du es weißt, auch wenn du es nicht weißt, und nicht glauben und nicht wissen willst.

Nun gehe hin und decke dein Wissen zu. Bedecke es vor dir selbst, aus Scham, aus Zorn, aus Unwillen. Bedecke dein Wissen, weil du es nicht wissen, nicht glauben, nicht sehen willst. Bedecke es mit Erde, mit Schutt und Stein, vergrabe es.

Aber wisse: es ist Same und unzerstörbar. Je tiefer du es vergräbst, desto heißer wirst du es betauen, und desto ungestümer wird es keimen, wachsen und emporbrechen.

Wenn aber der Same deines Erlösungswissens zutage bricht, so ist es um deinen bösen Willen geschehen. Dann ist deine Brust wehrlos, die Ströme, die dich umbrandeten, fahren hindurch, im Trotz und Dünkel und Eigenwillen bist du hingegeben den Mächten, deren Liebe so gewaltig ist, daß sie unspürbar wird, wie der Schwung der Erde.

Dann sündige, wenn du kannst! Ist Erlösungswissen dir erwacht, so ist deine Seele dir erwacht. Sie wird wachen und schlafen, und wenn sie schläft, wirst du Dinge tun, die du nicht begreifst. Leiden wirst du an diesen Dingen, und leiden wirst du an jenen Dingen, doch dein Leiden ist nicht Strafe, dein Irren ist nicht Sünde, dein Wohltun ist nicht Tugend und dein Adel ist nicht Verdienst.

Dies ist Wiedergeburt: nicht daß aus dem sündigen Leibe ein schuldloser geboren werde. Nicht daß aus Verdorbenem, Verworfenem, Verwestem Entsühntes, Geheiligtes, Belebtes auferstehe: sondern daß im ewigen Gang der Schöpfung das Alte sich verjünge, das Tote sterbe und der Geist erwachse.

Sieh! Alle Sünden waren einst Tugenden, und alle Tugenden werden einst Sünden sein. Das erste Licht war brennender Schmerz, der erste Gedanke war würgender Kampf. Willst du zurück zum Kind, zum Tier, zum Kraut, zum Stein, weil diese vier selig sind? Nicht selig sollst du werden, sondern seelenhaft. Nicht auserwählt, sondern wiedergeboren. Ein Geschöpf der Grenze bist du; wenn du die Hülle sprengst, wird dein Herz hängen bleiben. Die Schmerzen, die du fühlst, sind die Schmerzen der wachsenden Seele. Stemme dich! Kämpfe mit uns, wehre dich, und wehe deiner Hüfte!

Der Mensch spricht:

Dona nobis pacem.

Die Stimme spricht:

Vitam! Vitam venturi saeculi.

PROF. DR. CARL LUDWIG SCHLEICH

ERINNERUNGEN AN RUDOLF VIRCHOW

Professor Schleich schreibt seine Lebenserinnerungen, die noch in diesem Jahr im Ernst Rowohlt-Verlag erscheinen werden. Der Abschnitt entstammt dem Werke.

Das war ein merkwürdiger Klimawechsel, der sich in der altehrwüdigen chirurgischen Klinik in der Ziegelstraße vollzog, als Bernhard v. Langenbeck, dessen letzter Famulus ich gewesen war und unter dem ich unzählige Narkosen zu vollziehen und damit tiefe Blicke in den früheren Mißbrauch des Chloroforms zu tun die erste Gelegenheit hatte, die Stätte seiner bahnbrechenden chirurgischen Kunst verließ und dem so viel jüngeren Genius Ernst von Bergmanns den Platz räumte.

Alte und neue Welt, Mittelalter und Neuzeit, wie oft verschmelzt ihr ineinander, wenn man alt genug wird, um von euch zu erfahren, daß jede Periode der Erkenntnis und des Könnens immer zugleich alt und zugleich jung ist und immer in der Mitte zwischen einer sogenannten abgetanen und sogenannten kommenden Zeit steht! Es ist Sache der Phantasie, sich bei jedem Fortschritt diese doppelte Beziehung zum Aufstieg aus der Vergangenheit und zu dem sicheren Ueberholtwerden durch die Zukunft recht klar zu machen. Bergmann kam wie ein diktatorischer Sieger und sah fast höhnend auf die freilich noch wenig antiseptischen Methoden v. Langenbecks herab und heute, kaum vierzig Jahre später, sehen wir schon deutlich, daß seine, v. Bergmanns, Leistungen sowohl dem technischen Erfindungsgeist Langenbecks als dem des universell vorstürmenden Reformators August Bier, seines Nachfolgers, erheblich unterlegen sind.

Nachdem ich etwa noch ¾ Jahre, Sommer und Herbst 1883, bei v. Bergmann in der chirurgischen Klinik verweilte, hörte ich, daß im pathologischen Institut der Charité zwei ähnliche Stellungen frei seien; so traten mein Freund Hermann Bindemann und ich auf Fürsprache meines immer für mich auf der Lynceuswarte spähenden guten Vaters ein bei einem Mann von ungeheurem Namen in der Medizin, der über das Gebiet seines engeren Berufes weit hinweg ragte an allgemeiner Bedeutung für die Lehre vom Menschen, ja vom Leben und seiner politischen Betätigung durch Völker und Individuen, Rudolf Virchow.

Als ich mich bei von Bergmann verabschiedete, entließ er mich mit den Worten: „Nun, junger Mann, jetzt kommen Sie in die erste und hervorragendste Schule, welche die Welt hat. Benutzen Sie das und wir sehen uns sicher wieder!" Wie sich das Wiedersehen gestaltete, wird an anderer Stelle ausführlich zu schildern sein. Solch ein, in diktatorisch scharfem, baltischen Dialekt vorgetragener, tief

respektvoller Hinweis auf den großen Mann, sein Weltruf und ein allgemeines Tuscheln und Zischeln von der strengen und sarkastischen Schärfe dieses Denkers und Begründers einer absolut neuen medizinischen Denkform ließen uns beide Novizen vom Herzen bis in die Knie erschauern, als wir in Frack und weißer Binde nebst Handschuhen und Zylinderhut vor dem hochberühmten Gelehrten standen. Bindemanns köstlicher Humor, den ich von dem Stralsunder Gymnasium her allen Lebenslagen gewachsen wußte, half auch hier über eine gewisse Peinlichkeit hinweg. Noch vor der Tür zum Allerheiligsten flüsterte er mir zu: „Ik glöw ja nich, dat son Mann n' richtigen Pommer iss; iss hei't äwer doch, denn nachher segg ick einfach: gudd'n Dag, min Jung. Dat ward hei likers verstahn!" Die Tür ging auf, Oberwärter Hübner, Virchows alleinherrschendes Faktotum, winkte uns „Medizinlehrlinge", wie er alle Kandidaten nannte, hinein und wir standen vor dem Allmächtigen, einem kleinen, gelbhäutigen, eulengesichtigen, bebrillten Manne mit dem eigentümlich stechenden und doch leicht verschleiertem Auge, an dem die Armut von Wimpern auffiel. Die Augenlider waren papierdünn, wie pergamenten. Sehr fein geschnitten war die Nase, die den Stolz ihres Trägers in zwei sehr graziös geschweiften Nüstern, die leicht beim Sprechen wie halb hohnvoll zitterten, bekundeten. Schmale, blutlose Lippen, nicht allzu üppiger grauer Vollbart. Er zehrte gerade an einer belegten Berliner Schrippe. Neben dem Teller stand eine kleine Weiße. Das war das einzige Frühstück, welches dieser Heros des Beobachtens und Registrierens nach dem Morgenimbiß bis in die späten Nachmittagstunden trotz Kollegabhaltens, Empfängen, Examen, Sektionsprotokollen, anthropologischen Messungen, Parlamentssitzungen usw. einnahm. Seine Gattin, welche in Bewegungen, Sprache, langsam und still aneinandergereihten Worten und Manieren völlig den Rhythmus des Gatten übernommen hatte und ganz im Banne seiner Bedeutung stand, hat mir später selbst erzählt, daß Virchow fast regelmäßig dazu noch bis 1 Uhr nachts und länger zu Hause arbeitete und spätestens um 6 Uhr aufstünde. Trotzdem hat er während den 6 Semestern, welche ich seinem Institut angehörte, außer Ferien- oder wissenschaftlichen Reisetagen nicht ein Mal gefehlt, was ich von meiner freilich amüsierlicheren Gehilfen- und Kandidatentätigkeit nicht behaupten kann. Genug, nun standen wir vor ihm und als er ernst auf uns zukam, uns eine etwas kühle Hand reichte, die Brille auf die Stirnhöcker schob und uns ganz nahebei visitierte, da flüsterte Bindemann, dem sein: „min Jung", doch wohl im Halse stecken blieb, scheinbar unhörbar: „So geit dat doch nich!" Sofort fragte Virchow: „Meinten die Herren etwas?" Ich tat einen Atemzug und stammelte einiges von Dank

und Freude über den Eintritt in die neue Tätigkeit. Huldvolle Ueberweisung in die Arbeitsräume.

Nun saßen wir beide im großen Mikroskopiersaal an angewiesenen Plätzen, jeder vor einem eigenen Mikroskop, als Beaufsichtiger der Arbeiten der Studierenden. Wir hätten selbst gar wenig Uebung in der Handhabung des verlängerten Auges und waren durchaus angewiesen auf die studentenfreien Nachmittagsstunden, um Vorsprung vor den gleichfalls Lernenden zu erhalten. Ich muß sagen, daß mich Virchow darin wahrhaft rührend unterstützte. Wie oft kam er plötzlich in den Saal, wenn Assistenten und Personal längst das Institut verlassen hatten und fragte freundlich, was ich da tue. Dabei erwischte er mich einmal auf einer groben Unwissenheit, welche zu denjenigen Blamagen führte, über welche der Mensch später in stillen Morgenstunden einsam im Bette zeitlebens erröten kann, trotzdem es niemand sieht und weiß.

Ich hatte Trichinenfleisch vor mir. Und Virchow fragte mich: „Haben Sie schon welche gesehen?" „Ja, im Mikroskop!" sagte ich stolz. „Nein, ich meine mit bloßen Augen!" Ich lachte höchst belustigt und hell auf, denn ich dachte, Virchow wolle mich, den Neuling, uzen. Da sprach er mit ganz strengem Blick: „Sie müssen sich dies Lachen dem Ihnen Neuen gegenüber gänzlich abgewöhnen, es ist das Dummste was man machen kann!" Und nun zeigte er mir, daß man in der Tat die Trichinen bei seitlicher Beleuchtung, falls sie in verkalkter Hülle liegen, als weiße feine Pünktchen im Muskelfleisch mit bloßem Auge deutlich erkennen kann. Es ist dann meine Spezialität geworden, bei Obduktionen nach dem Zufallsbefund von Trichinen in den Hals- und Rückenmuskeln zu fahnden und ich habe dabei statistisch festgestellt, daß unter 100 Leichen 20—30 einige verkalkte Trichinen bei sich haben, ohne je direkt an Trichinose erkrankt gewesen zu sein. Sehr wohl und ungezwungen kann aber mancher Muskelrheumatismus und mancher Hexenschuß (mit leichtem Fieber) auf eine relativ spärliche Einwanderung von Trichinen vom Darm her bezogen werden. Einige Trichinen erwischt vielleicht jeder. Das mit dem Lachen vor den Toren des Unbekannten habe ich mir aber gründlichst hinter die Ohren geschrieben und bin mit diesem Vermächtnis meines großen Lehrers allen Lebensneuheiten gegenüber sehr gut gefahren.

Man muß äußerst tolerant und vorsichtig sein auch dem scheinbar belachenswertesten Neuen gegenüber. Freilich war ich Zeuge, als es einst Virchow selbst passierte, daß er diese Vorsicht des „Erst Prüfens, dann Lachens" außer acht ließ, gelegentlich des ersten Anblicks der Kochschen Cholerabazillen unter dem Mikroskop. Er

lachte auch und meinte: „Es ist unmöglich, solche bunten Kommachen machen keine Seuche. Pettenkoffer hat eine ganze Bakterienkultur als Brühe geschluckt und hat nicht einmal Diarrhöe bekommen!" Und doch wäre man jetzt ein arger Ketzer, wenn man die Allmacht der spezifischen Bakterien anzuzweifeln wagte. Freilich hätte Virchow doch im Grunde recht behalten können, wenn er seine Forschungen darauf gerichtet hätte, die alle Bakterien zur Ansiedlung befähigenden Vorbedingungen genau zu erkennen. Die meist immer noch nebelhafte „Disposition" — ja da steckt doch wohl das eigentliche Problem der Bakteriologie, welche sich eine Zeitlang so hoch und kühn über Virchows Schulter emporgeschwungen zu haben glaubte.

Jedoch zurück zu den Erlebnissen! Täglich war ich bei Sektionen, Schädelmessungen, Examensabhaltungen, knifflichen mikroskopischen Studien zugegen, auch mußte ich oft Protokoll führen bei wissenschaftlichen Gutachten Virchows, die von ihm, als höchster Instanz, nicht selten gefordert wurden. Dabei passierte es mir oft, daß ich technische Ausdrücke nicht kannte. So z. B. begann sein berühmt gewordenes Gutachten im Szegediner Ritualmord-Prozeß mit dem diktierten Worte: „Denata". Ich sah ihn überrascht und fragend an; er durchschaute mich sofort und sagte: „Das heißt: die Verschiedene, natus = geboren, denatus — — ja, wie soll man sagen? — abgeboren, verstorben!" Ueberhaupt war in ihm eine heftige philologische Leidenschaft, was seine starke Neigung zu sprachlichen Spitzfindigkeiten verriet. Seine scharfen Unterscheidungen zwischen Synonymen, wie „hypertrophisch" und „hyperplastisch", Ex- und Transsudat usw. usw., mußten uns absolut geläufig sein, sonst kam sein Hohn und seine weiße Nase, die auch chamäleontisch erblaßte, wenn jemand mit ihm stritt, ja, auch wenn ein leidlich geistreicher Gedanke außerhalb des Bannkreises Virchowscher Wissenshorizonte von jemand anderem aufblitzte. Sein Aufsatz „Ueber Barbarismen in der Medizin" allein beweist, wie peinlich scharf er Sprachwurzeln nachspürte und bis in den Tod Verbindungen von lateinischen mit griechischen Lehnsgliedern haßte. Auch falsche Adjektivbildungen waren ihm schwer zuwider. (Peripherisch und peripher, Diphtherie und Diphtheritis.) Dann konnte er ungemein heftig werden. Ich war Zeuge und Protokollant, als er ein Unglückswurm von Examenskandidaten bei solchen kriminellen Entgleisungen unterbrach mit den Worten: „Halten Sie ein! — Wem sehen Sie ähnlicher, Ihrer Mutter oder Ihrem Vater?" Verblüfft stotterte der Kandidat: „Ich glaube meiner Mama!" Darauf Virchow zu unserem Entsetzen: „Die arme Frau!" Als Selbstsühne ließ er den mäßig Vorbereiteten durch das Examen, der seinerseits wohl vor Freude über sein kaum er-

hofftes Glück Aehnlichkeiten Aehnlichkeiten und tödliche Kränkungen kleine Scherze sein ließ. Einmal aber irrte sich der große Wortanalytiker selbst sehr verblüffend. Er ließ einen älteren Arzt durch das Kreisphysikusexamen fallen, weil er nicht wußte, woher das Wort „Serum" (in Blut-Serum). komme. Bei einem Fakultätsdiner von v. Bardeleben interpelliert, wie er seinen Neffen deshalb „rasseln" lassen könne, nannte Virchow obigen Grund. Worauf Rundfrage am Tisch. Keiner der anwesenden Koryphäen wußte die Ableitung des Wortes. Worauf Virchow überlegen lächelnd erklärte: „Das kommt von Serus, a, um — klar!" Inzwischen war der sogen. Knochen-Wegner, sein erster Assistent, ein derber Grobian, an das Konversationslexikon gegangen, kam zurück und sagte scharf: „Das ist falsch. Serum ist griechischen Ursprungs und kommt von to serron = die Blutflüssigkeit!" Staunen — und Virchow saß selbst in der philologischen Mausefalle, ließ den Kandidaten noch einmal kommen, zerriß sein Dokument, prüfte von neuem und schrieb hin: „Mit I. bestanden. Virchow!"

Wie genau erinnere ich mich einer wundersamen Szene im Mikroskopiersaal. Alles war zu Tisch gegangen, nur drei japanische und ein chinesischer Arzt, die sehr gut Deutsch konnten, waren zugegen. Virchow hatte sein neben dem Saal liegendes Arbeitszimmer, in dem etwa 30 der seltensten Skelette, Ausgrabungen aller Menschenmöglichkeiten, eine schaurige Garde bildeten, nach Diktator Hübners Aussage schon lange verlassen, um im Parlament zu reden, und ich begann den Herren des Ostens über Wagners Musik einen belehrenden Vortrag zu halten mit Demonstrationen, d. h. ich sang mit meiner nicht üblen Tenorstimme (man vergleiche meine Bühnen-Erlebnisse in Zürich und Mailand) Stellen aus „Lohengrin", „Tristan" usw. Als ich dann die Stolzingarie aus den „Meistersingern" begonnen hatte — ich sehe noch die staunenden gelben Gesichter der asiatischen Kollegen vor mir — öffnete sich die Virchowtüre und er selbst, der Chef, trat ein mit ungeheuer ernstem und neugierigem Blick. „Ich habe eigentlich gemeint, diese Stätte, die dem Tode und dem wissenschaftlichen Ernst gehört, sei kein Raum für Bühnenreminiszenzen." Als ich, mich freiwillig denunzierend, ihm entgegentrat, sagte er: „Ich weiß schon! Wir haben nur den einen Johann, den munteren Seifensieder!" — „Aber machen Sie das künftig lieber auf der Kegelbahn!" Längst waren die Söhne des Ostens hinter die Mikroskope geflohen und ich stand wie ein begossener Pudel. „Johann, der muntere Seifensieder!" Hätte Virchow ahnen können, daß ich der Erfinder der Marmorseife wurde, die er in späteren Jahren noch sogar selbst benutzt hat! Vielleicht ein Fall von Verbalsuggestion, der mich eventuell noch das Leben kosten kann. Denn ich habe geschworen, mich aufzu-

hängen im Kleiderschrank meiner Frau, wenn ich durch die Seife ein berühmter Mann werden sollte! Nach Sternen vergeblich langen und durch Seifensiedertum glänzen — nein, das geht doch nicht, wenn's auch ein Virchow so ansah. Eine andere Humorszene leistete sich Freund Bindemann, das prächtige Heimatoriginal. Wir wollten einem Kaninchen irgendeine Injektion unter die Haut applizieren und hatten zu diesem Zwecke das Kaninchen sehr ungeschickt auf den Operationsblock gebunden — aus Mangel an Uebung. Darüber zu kam Virchow und sagte ärgerlich: „Aber so quälen Sie ja das Tier! Geben Sie her, ich werde Ihnen das zeigen!" Bindemann band das niedliche Tierchen ab, nahm es unter die Achseln wie eine Puppe, reichte es so baumelnd dem Meister und sagte ganz zärtlich: „Na, dann geh du mal zu d e m Onkel!", was der Gestrenge gnädig überhörte. Ich muß gestehen, es war leider das einzige Mal, wo mir einer meiner vielen Lehrer einen tiefen, nachhaltigen Eindruck von Mitleid mit der Kreatur, von der Idee der Schonung, von dem Einfühlen in das Leid beigebracht hatte! Wie geschickt zeigte er uns die erforderlichen Handgriffe. Seine Art zu sezieren war von höchster Meisterschaft, schon rein technisch. Ich habe ihn einmal im Frack eine Obduktion ausführen sehen. Kein Fleckchen, kein Spritzerchen auf den Manschetten. Nichts entging seinem einzigartigen Scharfblick und der Schlußkraft seiner Kombinationen. Einmal standen seine höchst gelehrten Assistenten Jürgens, der elegante und geniale Bonvivant und Ganglienforscher, Grawitz, der Prophet der schlummernden Zellen, ein Mann von wahrscheinlich einst allergrößter Bedeutung, Israël, der ehrgeizige Zynikus, und natürlich wir Duodez-Anatomen ratlos vor einer nach allen Regeln der Kunst obduzierten Leiche, und keiner wußte die Ursache des Todes aufzudecken. Einer von uns Zauberlehrlingen mußte den Herrn und Meister holen und siehe! Die Brille hochgeschoben, alle Organe durchschaut, ein Schnitt ins Becken und dann sagte er lächelnd: „Meine Herren, Sie haben den Plexus vesicalis nicht freigelegt. Hier die Thrombose von einem kleinen Blasengeschwür und hier der kleine embolische Pfropf in der Arteria coronaria des Herzens. Genügt Ihnen das? Daran stirbt man eben!"

Wahrlich, ein Adlerauge war sein, das tiefste Blicke konnte tun in die verstecktesten Zusammenhänge des kranken Lebens, auf die grauen Schrittspuren des Todes und der Krankheit, über die Blumenfelder und Wiesen des blühenden Lebens, und es ist wohl recht, daß man ihm ein Denkmal gesetzt hat, auf dem er einen symbolischen Ringkampf mit dem Ungeheuer der Schmerzen auf sich nimmt! Wahrlich, er hat die unerhörteste Menschenarbeit eines ruhelosen Lebens daran gesetzt, dem Unhold der Krankheit bis in alle

Winkel nachzuspüren, und es wird sein ewiges Werk sein, was er geleistet, indem er die letzten Verstecke in den Mosaikgrotten des Organismus, den Zellen, aufspürte, an denen die vielfingerige Krallenhand der gestörten Lebensbedingungen einsetzt. Er hat eben alle Gewebe auf alle von ihm allein geschaffenen Krankheitssymptome in einem ungeheuren System von der Entzündung bis zur Geschwulstlehre durchstöbert. Ein Riesenwerk! Freilich, allein gehört ihm der Ruhm des ursprünglichen Gedankens wenigstens nicht. Wenn auch die Ausführung allein ihm, Rudolf Virchow, dem Schivelbeiner Apothekerssohne, gelang. Erstens hat er unbegreiflicherweise den alten Kölliker in Würzburg mit ganz ähnlichen Gedanken über die Zellehre wie Virchow sie selbst später proklamierte, jahrelang bekämpft (so erzählt Kölliker in seiner Selbstbiographie), und zweitens war ein junges, mit 27 Jahren verschiedenes Genie, Karl Reinhard, laut Zeugenschaft meines Vaters, der mit beiden intim verkehrte, der Urheber des genialen Gedankens, die Schwannsche Zellenlehre für die Pflanzen auf die menschliche Organisation zu übertragen. So ist die erste Arbeit über die Zellen in Virchows Archiv nicht von ihm, sondern eben von Karl Reinhard, während Virchow in den ersten Bänden nur Aufsätze über allgemeine Fragen, wie: „Autoritäten und Schulen", „Hungertyphus", „Seuchen" usw. publizierte. Ja, in dem VI. Bande dieses Archivs kann man nicht nur zwischen den Zeilen der Virchowschen Rede am Grabe Karl Reinhards lesen, daß dieser früh dahingeraffte, ungewöhnliche Mensch die überaus fruchtbare Divination gehabt hat, eine zellulare Pathologie, die Virchow allerdings mit unerhörter Konsequenz durchgeführt hat, zu schaffen, ja, Virchow hat dies auch direkt bekundet. War der Gedanke auch nicht ganz sein, die Tat gehörte ihm allein.

Uebrigens will ich beiläufig erwähnen, daß die Vorrede zu Virchows Standardwerk „Die Zellular-Pathologie" in dem Eldorado meiner Jugend, in dem Ostseebad Misdroy, das meine Freunde mit der Insel Wollin aus meinem Märchenbuche „Es läuten die Glocken"*) kennen, an Ort und Stelle von Virchow verfaßt und unterzeichnet ist.

Es ist mir nicht möglich, alles zu beschreiben, was ich von Virchow weiß und was ich mit ihm resp. in seinem Lichtkreis erleben durfte, davon könnte ich ein ganzes Buch schreiben, denn der Mann lebt in meinem Herzen. Ich muß es mir versagen, die herrlich lehrreichen Fahrten mit ihm zu den Araucanern, Mikrocephalen, Riesen, Monstren aller Art des Panoptikums, des zoologischen Gartens, des Aquariums zu schildern; von vielen weiß ich sehr ergötzliche Geschichten zu berichten, auch kann ich weder bei den Ausgrabungen auf Wollin, noch

*) Verlagsanstalt Concordia, Berlin, Dessauer Straße 23.

bei der Exhumierung eines Negers, der 2 Jahre schon in meiner Heimaterde bei Stettin den Todesschlaf schlief, verweilen, auch kann ich nicht von den tausenden und abertausenden Schädelmessungen Virchows berichten nebst ihren manchmal drolligen Begleiterscheinungen. Auch widerstrebt es mir, an dieser Stelle die Begebenheiten in Virchows Hause bei Bällen und anderen festlichen Gelegenheiten zu schildern, ich will nur noch einige Gespräche mitteilen, welche zwischen uns ausgeführt wurden auf solchen Ausflügen zu Studienzwecken, bei denen ich das hohe (mein Vater sagte immer das „unverschämte") Glück hatte, Virchow allein zu begleiten, weil sie etwas von der Weltanschauung dieses hochbedeutenden, aber doch ein wenig einseitigen Forschers bekunden. Es soll gleich gesagt sein: Virchow war ganz krasser Mechanist und Materialist und wollte die Gesamterscheinungen des Lebens aus dem Mechanismus der Zellen erklärt wissen.

So kamen wir einst von der Sektion eines jung verstorbenen Mädchens aus dem der Charité nicht fernen Augustahospital. Das Gespräch begann mit einigen despektierlichen Bemerkungen über die Kaiserin Augusta: „Wie er (Wilhelm I.) seine Soldaten hat, so hat sie eben ihre Spitäler! Die Leutchen müssen sich doch auch beschäftigen."

Dabei kamen wir auf Glaubensdinge zu sprechen. Ich äußerte einige Bedenken über die Entstehung der Welt aus Zufall. Ich erinnere mich genau, den Zufall einen Clown der Möglichkeiten genannt zu haben, von dem es doch wohl unbegreifbar sei, daß er die eisernen Gesetze der Natur geschaffen. „Nun", sagte der Meister, „in Ihnen ist auch noch solche Art dichterischen Verleimungszustand (er sagte kolliquativer) des Gehirns vorhanden. Sie haften auch noch, wie wir alle als Kinder, an allerlei theistischen oder pantheistischen Märchen!" „Aber meinen Herr Geheimrat wirklich, daß auch z. B. ein Goethe auch solchen Verleimungszustand in einem sonst doch tadellosen Gehirn gehabt hat?" „Natürlich ist dichterische Betrachtung der Welt etwas ganz anderes wie naturwissenschaftliche. Seine Unzulänglichkeit exakten Denkens zeigt sich deutlich in der Farbenlehre. Die ist wirklich colliquativ." Ach, hätte ich ihm damals doch das sagen können, was ich heute davon weiß! (siehe das Kapitel dieser Erinnerungen, welche Strindbergs Namen trägt.)

Dann sagte Virchow: „Sie können es ja seitenweise bei mir lesen, wie ich zu allem Transzendenten und Metaphysischen stehe. Hier hört buchstäblich mein Interesse auf!" „Ja, warf ich ein, es ist nur merkwürdig, daß für so viele Leute gerade da das Interesse beginnt, z. B. in der Frage nach Gott!"

„Aber", rief er, „lassen Sie doch alle die theologischen Mätzchen aus dem Spiel. Lesen Sie bei Kant, was er von den sogen. Beweisen für das Dasein Gottes gedacht hat!" „Aber man befindet sich doch mit dem Gottesglauben in einer sehr guten Gesellschaft. Ich kenne keinen ganz überragenden bedeutenden Menschen, der nicht an so etwas wie Gott oder Geist der Natur geglaubt hat!" sagte ich etwas unvorsichtig. Virchow blieb stehen und fragte ganz naiv: „Halten Sie mich nicht für bedeutend?" „Natürlich!" stammelte ich. „Na also!" war die Antwort.

Ein andermal kamen wir auf solchem Gange auf den Darwinismus zu sprechen. Virchow sagte: „Ich glaube nicht an diese Dinge. Wenn ich auf meinem Sofa liege und die Möglichkeiten von mir blase, wie andere den Dampf ihrer Zigarre, so kann ich solchen Träumereien wohl folgen. Aber dem Wissen hielt das nicht stand. Häckel ist ein Narr. Das wird sich schon noch herausstellen. Wenn übrigens so etwas wie Transmutation vorkäme, so könnte es nur auf dem Wege pathologischer Entartung geschehen!" „Das heißt," sagte ich sehr naseweis: „Darwin hätte in Berlin pathologische Anatomie studieren sollen!" Er schwieg vernichtend. Jürgens, dem ich von diesem Gespräch berichtete, meinte: „Das dürfen Sie nicht tun, das vergißt Ihnen Virchow nie!"

Ich kann es nicht glauben. Er war eigentlich immer freundlich zu mir, bis auf einmal; als ich viele Jahre später unter seinem Vorsitz eine Reihe von Geschwülsten demonstrierte, welche ich ohne Narkose mit meiner Infilterationsanaesthesie schmerzlos entfernt hatte, da sagte er: „Das haben Sie alles mit Einspritzungen gemacht? Das glaube ich Ihnen nicht!" Darauf lud ich ihn mit folgenden Worten ein: „Herr Geheimrat! Meine Unterrichtsstunden sind von 10—12 vormittags!" Nun, wenn später meine Fachkollegen mich wegen dieser Segenstat aus dem Saale wiesen, so hätte ich es nicht als Kränkung empfinden brauchen, wenn Rudolf Virchow, ein Anatom, diese Dinge gröblich verkannte.

Uebrigens wußte er sonst gerade in chirurgischen Dingen außerordentlich Bescheid. Mein Freund Langerhans, dessen Kinder ich schon früher glücklich operiert hatte, Virchows Patenkind, ließ mich rufen, als ich schon Chirurg war. Er hatte nach einer Verwundung bei einer Sektion unzweifelhaft Wundstarrkrampfanfälle. Virchow kam herbei und fragte, was ich zu tun gedenke. Ich entwickelte meinen Plan. „Seien Sie mir nicht böse!" sagte er im Nebenzimmer sehr freundlich, „wollen Sie eine so verzweifelte Sache nicht lieber einem älteren Chirurgen überweisen, z. B. von Bergmann bitten, daß er hier beisteht?" „Aber natürlich!" sagte ich und eilte spornstreichs hinweg, fand Bergmann nicht, aber Sonnenburg, der sofort kam und

Virchow genehm war. Er operierte (zu meiner Genugtuung genau in der geplanten Schnittführung), Virchow warf mir einen billigenden Blick zu; ich leitete die Narkose und hier bewährte Virchow sich als ein Kenner sehr feiner chirurgischer Maximen. Es ist eine Regel, die noch nicht einmal alle Chirurgen kennen, daß nur beim Tetanusanfall die Narkose trotz anscheinender Erstickungsgefahr auf das Energischste in aller Tiefe erzwungen werden muß, wegen des zu überwindenden Stimmband-Muskelkrampfes. Der arme Langerhans bekam während der Operation einen neuen Tetanuskrampf, ich goß Massen von Chloroform auf die Maske, sah Virchow an und er nickte. Ja, ja, nur immer zu, trotzdem er ganz blau ist!" Das hat mir sehr imponiert.

Ich danke Virchow unendlich viel. Bergmann hatte wohl recht, als er mich beglückwünschte zu dem Segen solcher Schule. Virchow war ausschließlich Naturwissenschaftler und es rächt sich wohl bei vielen Geistesheroen, daß ihnen die Basis gleichsam der mikroskopischen Anschauung bei ihren unausbleiblichen Gedankenexkursen in das biologische Gebiet fehlt. In Virchows Schulung habe ich die ersten Schritte getan zu einer ganz vom Ueberlieferten abweichenden Vorstellung über das Nervenleben und die Funktion der Neuroglia, was gerade in Virchows Augen, der die Neuroglia für ein einfaches Stütz- und Rankengewebe aus Bindesubstanz erklärt hatte, ein an Tempelschändung grenzendes Vergehen gewesen wäre. Unter Prof. Jürgens habe ich Tausende von Serienschnitten durch das Gehirn machen und durchmustern müssen und mir ging damals schon der Gedanke von der Hemmungstätigkeit dieses eigentümlichen Gewebes auf. Aber Virchow hätte mich als ein Junker Naseweis gewiß unliebsam angelassen. Das geschah mir auch mit einer Anregung, die mich leicht zu einer medizinischen Berühmtheit in jungen Jahren hätte machen können. Mir war es, angesichts sehr schwerer tödlicher Entbindungserfahrungen im gynaekologischen Institut Gusserows aufgefallen, daß niemand bei schwerer Geburt wegen Beckenenge gewagt hatte, die Symphyse, d. i. den vorderen Beckenknorpel, unter der Haut mit einem gekrümmten Messer zu durchschneiden. Als ich ganz naiv das einmal im Kreise der Assistenten fragend erwähnte, entstand allgemeines Verblüffen und dann Gelächter, als Bindemann höhnend sagte: „Operier du man den Düwel noch'n Schwanz af!" Und Freund Prowe, wohl der bedeutendste unter uns allen (er starb früh in Südamerika) meinte: „Frag' mal Virchow!" Getan wie gedacht. Aber auch Virchow meinte abwehrend: „Nun, und dann 6 Wochen nach dem Schnitt? Dann bricht Ihnen die Frau hinten im Kreuz zusammen!" Viel Spott und Hohn ließen die Sache einschlafen. Aber viele Jahre später machte von Frankreich her die

Symphyseotomie den Siegeslauf durch die Welt und gilt noch heute für eine Großtat. Von Bindemann besitze ich noch eine Karte, in der er schreibt: Symphyseotomie (s. Paris. Journal medicale 1896, Nr. 12). „Also doch, min Jung. Gratuliere!" Ebenso schrieb mir Prowe, wie schade das sei, daß ich die Sache nicht gegen alle verfochten hätte. Nun später habe ich das bei anderen Gelegenheiten mannhaft getan, aber mit noch viel deprimierenderem Erfolge.

Virchows Einfluß verdanke ich unbedingt meine besondere Stellung zur Geschwulstlehre. Und zwar aus folgenden Gründen: Neben mir im Mikrokopiersaal saß der Japaner A. . . . ., welcher sämtliche dem Institut eingesandte Krebsfälle überwiesen bekam, das bedeutete die Ueberlassung fast sämtlicher in Berlin operierter Krebsgeschwülste. Ein herrliches Material, das ich in Tausenden von A. . . . . gefertigten Schnitten gewissermaßen gratis zu studieren bekam. Nach 2 Jahren fragte Virchow: Nun, Herr Dr. A. . . . ., haben Sie etwas gefunden? Echt japanisch sagte dieser mit einem devoten Knicks: „Hai, o gar nix, Herr Keheimratt." Ich aber folgte Virchow und entwickelte ihm meine gewonnene Ueberzeugung, daß der Krebs eine Folge einer Bastardehe zwischen den Zellen sei, also eine Art Zellincestes, einer anarchischen Zellenunzucht; das Produkt dieser pathologischen Zeugung und Befruchtung sei eine Art fragmentarischen Embryos, eine unvollkommene, nicht vollebensfähige partielle Kindklumpenbildung an falscher Stelle. Er sei ein Produkt krankhafter Zellzeugung, wie das normale Kind an rechter Stelle das Produkt physiologischer Zellzeugung sei. Virchow sah mich groß an und sagte: „Das haben wir alle einmal gedacht!" Ich habe bis auf den heutigen Tag nirgends gefunden, wo diese alle ihr Denkmaterial niedergelegt haben. Darum habe ich diese Theorie 1889 veröffentlicht. Sie steht noch heute unerschüttert da und Czerny, Miculicz, Angerer haben sie gelehrt.

Nun ist er lange dahin. Er, der große Dichter des Romans von der Zelle, er, der nicht wußte, daß auch er des ewig-kolliquativen Verleimungszustand des Gehirnes teilhaftig geworden war, welcher allen Genies die Möglichkeit staunenswerter, unerhörter Assoziation, die Ahnung wunderbarster Zusammenhänge überhaupt erst ermöglicht. Was er kolliquativ (verschmelzend) dachte, war eben ein Plus von Ganglienverbindungen aus dem Gebiet verschiedener Ueberschaubarkeiten. Virchow aber war trotz des ungeheuren Schatzes an Einzelwissen doch in gewissem Sinne einseitig. Er selbst arbeitete deduktiv, während er sich für den Klassiker der Induktion hielt, was er gewiß auch war. Aber was heißt es, die Lehre von den Pflanzenzellen Schleidens und Schwanns auf die menschliche Lebensmechanik zu übertragen, anders als nach einer deduktiven Idee zu verfahren,

welche induktiv Material, Beweise herbeischafft? Er hat nicht geahnt, daß 20 Jahre genügen würden, seinen Kernsatz: „Die Zelle ist ein Elementarorganismus", völlig umzustoßen. Die Zelle ist ebenso hoch organisiert wie der Mensch selbst, nur ein winziger Bestandteil ihrer, der Zellkern, ist eine allgemeine Elektrizitäts-Aktiengesellschaft mit 100 Milliarden von Molekülen und 1000 Milliarden Möglichkeiten von Elektronenwirbeln, in welchen alle Lebenserscheinungen, auch die des Krankseins, Interferenzen, Prismenwirkung, Lichtfelderverschiebungen bedeuten. Wo bleibt da der Elementarorganismus? So etwas gibt es überhaupt nicht. Gibt es doch nicht einmal für die moderne Physik einen Stoff, eine Substanz. Alles ist Bewegung, Idee, Fluß. Die Welt ist völlig geistig geworden. Der Materialismus und Mechanismus ist tot. Das Leben ist eine Manifestation der Weltseele. Schon Form ist Geist dieser metaphysischen „Elementarorganismen", den man Gott nennen muß.

So ist es gekommen, daß ein Mann, der Jahrzehnte hindurch der Beherrscher und Besetzer aller Lehrstühle der Medizin war, heute fast zu den Vergessenen gehört, der hier und da noch einmal erwähnt wird, meist zur Bekämpfung seiner Lehren, während es durch Jahrzehnte keine Seite, die von Medizin handelte, gab, auf der er nicht 5—6mal zitiert wurde.

Eh er es gedacht und für möglich gehalten hätte, gehört er zum Mittelalter und ist Klassiker geworden. Seine Terminologie steht, seine Lehre ist dahin. Erst ein Revolutionär, mit den Prometheus-Licht-Gedanken, dann eine Phase des Alleinherrschers, dann eine schwere Hemmung der Kommenden. Das ist die Tragik des Genies und allein an diesem zwingenden Verhältnis oder Verhängnis läßt sich erweisen, wie groß er war.

WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Bayerische Probleme.

In Bayern gehen Dinge vor, für die man in Berlin um ein bißchen Aufmerksamkeit bitten muß. Bayern ist nämlich nicht nur ein Land, in dem es schöne Sommerfrischen und Wintersportplätze gibt, in dem sich früher billig hamstern ließ und in dem das Bier auch jetzt noch um einen Grad besser ist als bei uns — es ist auch ein Land, dessen Haltung für die Zukunft des Deutschen Reiches eine sehr entscheidende Bedeutung gewinnen kann.

Der norddeutsche Zeitungsleser, der im Durchschnitt über Bayern nicht besser unterrichtet wird als über Arabien, sieht zunächst nur eine Kette politischer Ereignisse, die ihn mäßig interessieren. Der

Bauerndoktor Heim ist mit Herrn Erzberger zerfallen und arbeitet Hand in Hand mit einem Herrn Eisenberger an der Bildung einer einheitlichen bayerischen Bauernpartei. Das bayerische Zentrum fürchtet, daß ihm seine bäuerliche Anhängerschaft davonläuft und löst die Beziehungen zum Nationalversammlungszentrum. Soweit der bisherige Verlauf.

Parteisache? O nein, viel mehr. Der erste organisierte Versuch der Auflehnung gegen die völlige wirtschaftspolitische Sterilität des gegenwärtigen Parteiensystems und der auf ihm ruhenden Regierung. Eine Auflehnung, die sich auf dem Untergrunde des stärksten stämmlichen Partikularismus, der in Deutschland überhaupt zu finden ist, immer deutlicher und — nehmen wir die Sache um Gottes willen nicht leicht — immer gefährlicher gegen das Einheitsreich richten wird, wenn dieses Parteisystem nicht verschwindet und diese Art des Regierens nicht aufhört.

Womit agitieren die Heim und Eisenberger? Damit, daß die bayerische Wirtschaft im allgemeinen, die bayerischen Bauern im besonderen, vom Reiche nichts haben, aber dem Reiche fortgesetzt geben müssen. Das Reich verlangt die Bahnen, das Reich verlangt die Steuerhoheit, das Reich verlangt in gewissem Umfange und in gewisser Beziehung die Wasserkräfte. Die Wirtschaftspolitik des Reiches hat eine Mischung von freier Wirtschaft und behördlicher Zwangswirtschaft geschaffen. Die freie Wirtschaft ist unter den gegebenen Umständen zu einem sehr großen Teile Schieberwirtschaft. Die Schieber sitzen in Berlin, in Frankfurt, in Köln, in Essen; sie verdienen, und das bayerische Volk hat mit enormen Preisen und nicht minder enormen Reichssteuern für ihre Profite aufzukommen. Die Zwangswirtschaft spüren die bayerischen Bauern unmittelbar. Sie beglückt sie mit der wachsamen Vormundschaft des Gendarmen, sie drückt ihnen den Erlös, kümmert sich aber nicht um die Förderung der Produktion und versorgt sie nicht zu einigermaßen erschwinglichen Preisen mit den notwendigsten Gegenständen ihres eigenen Bedarfs.

Das Bild ist gefärbt und übertrieben. Es gibt auch in Bayern Schieber genug, und die fränkischen Winzer sind durch die freie Wirtschaft Konjunkturgewinnler ersten Ranges geworden. Aber es ist doch so viel Wahres an der Schilderung, daß sie namentlich bei Leuten, die von Haus aus auf die „Preußen" schlecht zu sprechen sind, durchschlägt.

Schieberwirtschaft und Zwangswirtschaft erzeugt Reichsfreudigkeit nur bei den Schiebern und bei den Leitern der Kriegsgesellschaften. Gemeinwirtschaft bekämpft den Partikularismus praktisch und wirksam, indem sie zur Arbeit im Rahmen des Ganzen zwingt und dieser Arbeit Geltung gibt. Hätten wir eine durchorganisierte

sich selbst verwaltende deutsche Wirtschaft, so hätte Herr Heim in ihr Führeraufgaben, Führerverantwortung und Führererfolg. Er hätte weder Zeit noch Anlaß, auf bayerische Selbsthilfe zu sinnen und Regensburg gegen Berlin mobil zu machen.

Achten wir auf diese Zeichen. Der „Temps" interessiert sich sehr für sie.

Die französische Donau.

Als man noch an dem Luftschlosse „Mitteleuropa" baute, hing man auch dem Gedanken nach, die Donau zu einer großen europäischen Verkehrsader auszugestalten. Der deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsblock, dazu noch Rumänien und Bulgarien, sollten auf dem Rücken der Donau ihre Güter tauschen.

Der Traum vom deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsblock ist ausgeträumt. Die Karte Europas hat sich sehr verändert; aber seine Hydrographie ist dieselbe geblieben. Und nun nehmen — die Franzosen den alten Donauplan wieder auf. Ganz wie die Mitteleuropäer sagen sie, daß die Donau das wirtschaftliche Bindeglied der an ihren Ufern liegenden Staaten werden solle. Außerdem und vor allem aber auch das Bindeglied zwischen diesen Staaten und Frankreich. Der Rhein-Donau-Kanal soll die Donau unmittelbar an die französische Wirtschaft anschließen. Nach dem Friedensvertrag wird die Donau, die von Ulm ab internationalisiert ist, von einem Ausschusse verwaltet, der aus zwei Vertretern der deutschen Uferstaaten — wohlgemerkt, nicht des Deutschen Reiches — und je einem Vertreter der anderen Uferstaaten und aus je einem Vertreter der in Zukunft in der europäischen Kommission vertretenen Nichtuferstaaten (Großbritannien, Frankreich, Italien) besteht.

Wie weit die wirtschaftliche Belebung der Donau gelingen wird, kann zweifelhaft sein. Nicht zweifelhaft aber ist die politische Linienführung, die Frankreich bei der Erneuerung des mitteleuropäischen Donaugedankens im Auge hat. Sie ist nur dann ungefährlich, wenn wir den Süden durch produktive Politik fest mit dem Reiche verkitten. Versäumen wir das, so könnten eines Tages fatale Zusammenhänge entstehen zwischen der französischen Donau, dem bayerischen Partikularismus und — einer neuen Monarchie in Budapest und Wien.

Der Steuerpolizeistaat.

Das Jahr hat kaum begonnen, aber zwei neue Steuergesetzentwürfe sind bereits da. Einer davon schlägt eine besonders originelle Abgabe vor: sie soll das Einkommen erfassen, das man sträflicherweise verbraucht hat, obwohl man es — nach der durch die Nationalversammlung approbierten Ansicht des Reichsfinanzministeriums — hätte zurücklegen müssen.

Du darfst, sagt der Gesetzgeber, fünfzehn oder zwanzigtausend Mark verbrauchen (wenn du sie hast), dazu noch zehn Prozent deines Einkommens, damit du wenigstens andeutungsweise besser lebst, wenn du mehr verdienst. Außerdem habe ich eine Liste „unvermeidbarer" Ausgaben aufgestellt, die dir gleichfalls erlaubt sind. Aber damit ist Schluß. Gibst du mehr aus, so ist das Verschwendung, die die hohe Obrigkeit der Volksrepublik nicht dulden kann. Du bekommst also ein Strafmandat; und je mehr du verschwendest, um so höher wird die Strafe.

Gegen den Gedanken, daß wir auf entbehrlichen Luxus verzichten und in erster Linie für die Produktivität des Ganzen arbeiten müssen, ist gewiß nichts einzuwenden. Aber gegen die Uebersetzung dieses Gedankens ins Polizeistaatliche muß mit der größten Entschiedenheit protestiert werden. Denn er wird durch sie blamiert und ruiniert.

Der Sinn der neuen Wirtschaft ist nicht die Eröffnung unbegrenzter Möglichkeiten für die Bevormundung der Untertanen durch Behörde und Schutzmann. Ihr Sinn ist Genossenschaft; und zu ihr gehört ein neuer Geist genossenschaftlich-gemeinschaftlicher Verantwortung, der natürlich nur allmählich werden und wachsen kann.

Diesen Geist, diese Gesinnung, die ängstlich gepflegt und gehütet werden müßte, schlägt man von vornherein tot, wenn man wieder ins Polizeistaatliche-Schikanöse zurückfällt. Es gibt gar kein zuverlässigeres Mittel, mir eine gute und erwünschte Gesinnung auszutreiben, als den Versuch, mir ihre Betätigung in der Form anmaßend-rücksichtsloser, starr-schematischer, obrigkeitlicher Quälerei aufzuzwingen. S.

H. LAUTENSACK

DIE HEILIGSPRECHUNG DER HETÄRE

Du fragst: ob je mich einer lind verführt?
(Oh wie so oft, daß mich wer lind verführte!...)
Und fragst: ob je mich wer rauh angerührt?
(Wie öfter noch, daß mich wer rauh anrührte!...)

Ich schwör es dir — bei was du auch verlangst:
Nur meine Seele ist nicht frei von Makel
Und windet sich darob in Höllenangst — — — —
Jedoch mein Leib ist wie ein Tabernakel!

AUS DEM TAGEBUCH

WIENER IDYLLE

In einer der alle halbe Stunden verkehrenden Straßenbahnen spricht eine Frau tschechisch. Eine andere protestiert dagegen: „Wien ist eine deutsche Stadt, in Prag darf man auch nur tschechisch reden." Da erhebt sich ein Wiener als Unparteiischer: „Sie, Frau, lassen S' die Frau nur ruhig tschechisch reden. Seit der Revolution gibt's keine Nationalität mehr und keine Konfession. Merken S' Ihna das, Sie Saujüdin".

DIE RICHTER

In einem Geldstreit hatte ein alter Richter eine große Reihe von Zeugen zu vernehmen, die alle für die gleiche Zeit auf das Gericht bestellt waren und die er zunächst sämtlich von dem Korridor hereinrufen ließ, um ihnen insgesamt die Bedeutung ihrer Zeugenpflicht klar zu machen. Er stellt ihnen die Bedeutung des Eides vor, sagt, daß sie Gott zum Zeugen der Wahrheit anriefen, und macht ihnen, nach alter Gewohnheit, klar, welche Strafen sie im Fall der Verletzung dieser Pflicht bedrohten, nicht bloß im diesseitigen, sondern auch im jenseitigen Leben. Bei dieser Bemerkung wird er von einem noch jungen Mann unterbrochen, der hervortritt und ziemlich polternd erklärt, er könne Gott nicht zum Zeugen der Wahrheit anrufen, er sei Dissident. Der Richter ist zunächst betroffen, sammelt sich dann aber und äußert vorsichtig: „Also, Sie glauben nicht an Gott?," worauf der Mann ruhig antwortet: „Nein, ich glaube nicht an Gott." „Also, dann wollen wir das zu Protokoll nehmen. Schreiben Sie", zu der die Schreibmaschine bedienenden Kanzleigehilfin gewandt: „Als die Zeugen auf die Bedeutung des Eides hingewiesen waren, erklärte der Zeuge — wie war Ihr Name?" „Menzhoff." „der Zeuge Menzhoff . ." „Der Vorname . .", wirft die Maschinenschreiberin ein. „Franz." „der Zeuge Franz Menzhoff . . . Ihr Alter?" „27." „Schon geworden?" „Jawohl." „Also 27. Also, Sie haben keine Religion?" „Nein, ich bin Dissident." „Das heißt, Sie glauben nicht an Gott." „Nein." „Also schreiben Sie hin: ohne Glauben an Gott zu sein, weshalb ich die Eidesformel ohne Anrufung Gottes aussprechen mußte."

Nachdem das niedergeschrieben ist, ersucht der Richter alle Zeugen abzutreten und läßt sie dann einzeln zu ihrer Vernehmung hereinrufen. Als so und so vielter wird Franz Menzhoff hereingerufen, vernommen und soll vereidigt werden. Der Richter erhebt sich, der Zeuge erhebt sich auch, der Richter sagt: „Ich spreche Ihnen zunächst die Eidesformel vor und Sie sprechen sie mir dann nach. Sie schwören ..." Der Zeuge unterbricht ihn: „Ich schwöre." „Nein", unterbricht ihn wieder der Richter, indem er die Hand hochhebt, als wollte er den Mund des Zeugen schließen, „ich spreche Ihnen erst die ganze Eidesformel vor, hinterher sprechen Sie mir nach. Also Sie schwören bei

Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß Sie die reine Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen haben. So, jetzt erheben Sie die rechte Hand und sprechen Sie mir nach: Ich schwöre es." „Ich schwöre es." „So wahr mir Gott helfe." „So wahr mir Gott helfe." „Also, protokollieren Sie: Der Zeuge wurde auf seine Aussage vorschriftsmäßig vereidigt — Ach, erlauben Sie mal, Sie hatten ja doch gesagt, daß Sie ohne Glauben an Gott seien und den Eid in anderer Form leisten wollten. Dann hätte ich ihn Ihnen doch nicht so vorsprechen und Sie hätten ihn nicht so leisten dürfen." „Ja." „Na, nun ist es ja einmal geschehen. Na, es macht ja auch nichts aus." B.

DIE INTENSIV SINNLICHEN

Wilhelm Borngräber Verlag zeigt das Buch des Jahres (warum nicht des Jahrhunderts, des Jahrtausends?) an: Phantom von Kurt Münzer, unter Beifügung folgenden Gewäschzettels „Mit ungeheurer Spannung verfolgt man die von stärkster Erotik durchtränkten Geschehnisse dieses Buches . . . Ein gewaltigeres Buch an Intensität des Sinnenlebens ist nie geschrieben worden". Wilhelm, red doch keine Töne. Das mit der Intensität des Sinnenlebens kennen wir; allenfalls kommts doch nur auf eine lütte Schweinerei heraus. Kurt Münzer, sind Sie so gründlich an diesen säuischen Verlag verkauft, daß Sie sich gegen diese Anreißerei nicht wehren können?

FILMKRITIK

Da wird jetzt in einem Dutzend frommer und unfrommer Komitees darüber beraten, wie man den Film heben solle. Und die Zeitungen drucken die Berichte der Filmverbesserer ab und tun außerordentlich erzieherisch.

Aber in der Hand der Presse läge es, mit einem Schlage rettend einzugreifen. Die Zeitungen brauchen nur die Filmkritik nicht länger dem Annoncenonkel oder — in den wenigen Fällen, wo's besser liegt — anonymen, unverantwortlichen Berichterstattern zu überlassen.

Hätten wir einen ästhetisch und moralisch verantwortlichen Redakteur für alle Kino-Angelegenheiten in jeder Zeitung, dann wäre diese beschämende, neu-polizeiliche Zensurvorlage gar nicht entstanden. Die Liberalität der Annoncensammler hat die Auferstehung der Polizeizensur ermöglicht! Hätten wir in jeder Zeitung einen fachmännisch erfahrenen, ästhetisch verläßlichen Filmkritiker, dann würden wir Leser mit all dem dummen Schwatz über Ria, Lia, Mia verschont. Und wir bekämen nicht allwöchentlich in der illustrierten Beilage das öde Lächeln dieser geckischen Affen in Cutaway und Glacéhandschuhen zu sehen. Genügt es nicht, daß so ein nichts als nur gut angezogener Probiermonsieur für e i n e n Tag der Filmaufnahme seine 2000 Mark, im Jahre also seine 200 000 Mark empfängt? Müssen wir mit den stupiden Gesichtern dieser weibischen Laffen noch allwöchentlich auf Plakatsäulen, in Zeitungen und Wochenschriften geärgert werden? Gäbe es in den Zeitungen verantwortliche Redakteure für die Kinofragen, wenigstens so verantwortlich wie die Theaterkritiker für die Schaubühne, dann wären wir mit dem Unfug dieser männlichen Kinokokotten verschont worden und die

kleinen Mädchen, Schreibfräuleins und Hutmacherinnen würden durch die Bilder dieser Laffen nicht in ihrem gesunden Rasseninstinkt versüßlicht und verdorben werden.

Gäbe es eine verantwortliche Filmkritik in den Zeitungen, dann würde der geschmackvolle Film aus der Novitäten - Ueberschwemmung herausgehoben werden und nicht in der Masse des Nichts-als-Trivialen untergehen. Ein solcher Film, reizend in der (sei's auch übernommenen) Fabel, voll liebenswürdiger, heiterer Einfälle des Regisseurs (Lubitsch), zimmerrein und doch voll Heiterkeit, ist das phantastische Lustspiel „Die Puppe" von Hermann Thimig und Ossi (warum Ossi? Abkürzung von Osiris?) Oswalda mit einer in Deutschland ungewöhnlichen Grazie dargestellt.

Wer die Filmkritik in den Zeitungen verfolgt, wird kaum e i n e Besprechung entdeckt haben, die diesen gelungensten deutschen Film aus der Masse der Trivialitäten herausgehoben hätte.

Kritik bedeutet vor allem: Unterschiede machen, herzhaft ja und herzhaft nein sagen können! Wie aber sollen die Annoncensammler distinguieren können? Dazu fehlt ihnen die innere Unbefangenheit! Den rechtschaffenen, aber meist phlegmatischen Filmrezensenten wieder fehlt es an Autorität, weil es ihnen an innerer Beteiligung mangelt.

Am Filmkitsch trägt auch die Filmkritik der deutschen Zeitungen die Schuld. nn.

DEM PHILOSOPHEN!

An der Kantstraße. Von der Stadtbahn aus blickt das trunkene Auge zu nachtschlafender Zeit in ein Lichtermeer, das altertümlichen Schießbuden, Verkaufsständen und Karussells entsteigt. Ein Bengel von 14 Jahren lümmelt sich im Stadtbahncoupé, spuckt seinen Zigarettenrest einer Dame in den Schoß, gibt seinem gleichaltrigen Kumpanen einen Rippenstoß, um ihn auf die unterhalb des Bahndamms befindlichen Herrlichkeiten aufmerksam zu machen und sagt dabei ehrlich begeistert: „Paß doch auf, Justav, dat ist der Kantrummel." m.

DAS POLITISCHE PLAKAT

96 Seiten auf bestem Kunstdruckpapier mit 22 ganzseitigen, farbigen Abbildungen von Pechstein, Cesar Klein u. a. sowie Aufsätze von Adolf Behne u. Dr. Paul Landau

Unbeschwert durch veraltete behördliche Denkweise sucht sich hier neuzeitliche Kunstauffassung mit den Forderungen und Erkenntnissen des Tages auseinanderzusetzen.

PREIS 3 MARK

Durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag „Das Plakat", Charlottenburg 2

Redaktion des „Tagebuch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

AUS EINEM BRIEFE AN DEN KRONPRINZEN

THOMAS WEHRLIN

Ich habe keinen Paß nach Holland erhalten, es ist mir unmöglich, Hoheit, Ihnen dies alles mit der ganzen Eindringlichkeit meines Herzens zu sagen. Hoheit werden sich meiner kaum entsinnen, ich hatte die Ehre, Ihnen einmal im Dunkeln bei einer Generalprobe im Deutschen Theater vorgestellt zu werden, dann begegnete ich Hoheit bei einem Tee, den eine Opernsängerin einem ganz kleinen Kreise gab, Sie kamen ganz unerwartet, aber es wurde doch nicht tragisch. Es war ja die außerordentliche Fähigkeit Ihres fröhlichen Temperamentes, nichts tragisch werden zu lassen. Das letzte Mal hatte ich den Vorzug, in Davos als Fünfter auf Ihrem Schlitten zu sitzen. Eine Erinnerung an Schnee und Sonne, blauen Himmel und Gelächter, an Lichter hinter den Kulissen und an die Abendstunden in der Hall des Hotels, das alles ist eine schlechte Ouvertüre für diesen Brief. Vergessen Sie, wo Sie mich sahen. Ich bin ein anderer geworden.

Ich weiß nicht, ob Hoheit sich die Fähigkeit, jeder Wendung ins Tragische zu entgleiten, unversehrt erhalten haben. Stünde ich morgen vor Ihnen, so würde ich darum bitten, alle Begegnungen der Vergangenheit zu vergessen, die intimen Tees bei Dina, das Beisammensein im Bob, die Sektfröhlichkeit hinter der spanischen Wand, sicher liegt das alles auch schon weit, ganz weit hinter Ihnen . . . . Ihr Gesicht erinnert in guten Stunden unzweifelhaft und zuweilen verblüffend an Friedrich den Großen. Lassen Sie Ihre hellen Augen ernst werden, fühlen Sie sich als Blut des großen Potsdamers, rufen Sie meinetwegen Ihre Hoheit, die Kronprinzessin hinzu, wenn Sie diesen Brief durchlesen. Ihr Gesicht war nie ernster, als wenn Ihre hohe Gemahlin neben Ihnen war. Ich beschwöre Sie auf den Knien meines Herzens, nehmen Sie Ihren ganzen, verborgenen Ernst zusammen und widmen Sie das Tiefste Ihres Wesens diesem Vortrage:

Die Monarchie in Deutschland ist nicht verloren, wenn Sie, Hoheit, wollen! In Ihrem Kopf wird in den nächsten Wochen entschieden, ob der Ebertismus, schon im Verwelken begriffen, ganz absterben soll oder nicht. Er wäre ja nie entstanden, wenn Ihr Kaiserlicher Vater sich nicht hätte bewegen lassen, nach Holland zu gehen, und wenn Hoheit ihm nicht gefolgt wären. Die Deutschen sind viel treuere Tiere als es im Herbst 18 aussah. Auch der verlorene Krieg hätte die Deutschen Ihrem Herrn Vater nicht entfremdet, . . . wenn

er nur dagewesen wäre! Ich erinnere mich sehr gut an Lüttwitzens Einzug. Was wäre das für ein Tag — trotz allem — gewesen, wenn nicht Lüttwitz, wenn ein Höherer als Retter in das liebknechtische Berlin eingezogen wäre. Er hat den Tag verpaßt, genau wie Prinz Ruprecht, der am Tage der Befreiung von Lewien und Leviné in München hätte einziehen müssen. Ruprecht wußte es, er verzögerte die Heimkehr, weil er einem Spitzbuben von Maler-Astrologen-Diplomaten folgte, der ihm ein späteres Sommerdatum geweissagt hatte. Ihre protestantische Vernünftigkeit wird sich von keinem katholischen Wahrsager verwirren lassen. Ich appelliere, Hoheit, an die helle Klarheit Ihrer Potsdamer Vorfahren. Seien Sie dem großen Potsdamer auch innerlich ähnlich und hören Sie:

Holland wird Ihren Kaiserlichen Vater nicht ausliefern, auch Sie nicht. Die Geschichte wird wohl aus dekorativen Gründen noch eine Weile diskutiert werden, aber Vetter Georg, so stumm er scheint, ist verläßlicher als Onkel Eduard, er wird im entscheidenden Moment Lloyd George die Hand besänftigend auf die Schulter legen, wenn's nötig wäre ... Vom Prinzgemahl in Holland nicht zu reden ... Es ist nichts zu befürchten für Ihren Herrn Vater, und wir alle gönnen ihm die Stille in Amerongen. Wissen Sie aber, wer am glücklichsten ist über dieses Einschlafen der Kaisertragödie? Ebert und die Ebertiner. Sie haben die Betrachtung des Genossen Landsberg im „Vorwärts" gelesen — um Deutschlands willen, lesen Sie jetzt wenigstens die roten Blätter selbst, nicht nur vorgelegte Ausschnitte! — da frohlockte Genosse Landsberg: Nur keine Märtyrerkrone für den Kaiser. Ein Prozeß in London, das wäre die gründlichste Belebung des monarchischen Gedankens in ganz Deutschland. Wilhelm II. im Tower — das wäre die einzige Möglichkeit, wieder ins Schloß Unter die Linden zu kommen.

Nun hätte ich mich in dieser großen Stunde an Ihren Kaiserlichen Vater wenden können. Aber ich weiß, er ist grau und vergrämt geworden und es hätte keinen Sinn, ihn zu einem heroischen Entschluß zu bewegen, der bei der jähen Wandelbarkeit seines Temperaments morgen in Zerknirschung umschlüge. Fern liegt es mir, den unglücklichen Herrn zu schmähen. Im sechsten Jahrzehnt hat man ein Recht auf stillen Lebensweg. Uebrigens würde die Tat, die wir begehren, von ihm getan, weniger Wirkung üben. Sein Einsatz ist nun mal verspielt, das meint auch Helfferich, auch Hergt, auch Reventlow. Er kann, weil er nach Holland ging, die befreiende Tat nicht mehr leisten.

Aber Sie, Friedrich des Großen ähnlicher, junger Sproß, Sie könnten den monarchischen Gedanken in Deutschland retten! Sie allein. Frei gesagt: Wenn England und Frankreich Sie begehrt, dann

geben Sie sich Ihnen! Zertreten Sie den holländischen Zaun, weisen Sie die Hilfe des Prinzgemahls von sich, lassen Sie sich Handfesseln anlegen, nehmen sie das Martyrium einer Gefangenschaft im Tower auf sich, führen Sie das Schauspiel herbei, sechs englische und französische Richter über den Anwärter des deutschen Kaiserthrones zu Gericht sitzend. Mit der Photographie dieser Gerichtstagung retten wir die Monarchie in Deutschland!

Zweifeln wir nicht an den Wurzeln: Der monarchische Gedanke ist nicht im deutschen Untertan erloschen, sondern in den deutschen Monarchen. Eine königliche Tat — und der Herzensschrei von sechzig Millionen Deutschen tönt Ihnen wieder ungeschwächt entgegen.... Aber die Tat muß geschehen. Noch ein Jahr der Entschlußlosigkeit in Holland, noch ein Jahr Billardspielen und Fischen in Holland und die Stunde ist verpaßt, in der das Schicksal der Hohenzollern gewendet werden könnte. Ebert ist keine Errungenschaft, aber er könnte eine deutsche Gewohnheit werden.

Der monarchische Gedanke kann nicht leben, wenn er nicht genährt wird. Wilhelm II. kann, wird die wendende Tat nicht mehr vollbringen, Sie aber, Erbe Friedrichs, sollen Sie tun! Die Entente greift nach Ihnen, bieten Sie ihr die offene Brust! Gehen Sie selbst nach London! Lassen Sie sich die schmutzigste Zelle im Tower anweisen! Lassen Sie sich vom Pariser Pöbel die Achselstücke von den Schultern reißen! Lassen Sie sich verurteilen für Geschehnisse, an denen Sie nie teilgenommen! Lassen Sie sich vom Fallbeil eines himmelschreienden Urteils bedrohen! Arbeiten Sie, noch ehe Sie den holländischen Zaun zertreten, mit Lauff oder mit Herzog, mit Dryander und Wilamowitz eine Verteidigungsrede aus, die wir dann in sechzig Millionen Exemplaren drucken und an jeden Deutschen geben werden. Lassen Sie Deutschland endlich um Ihr Schicksal zittern!

Um neune ist alles aus. In zwei Jahren ist die ebertinische Republik, ganz allmählich und lautlos, eine Selbstverständlichkeit geworden. Jetzt schlägt's halber neune. Und wenn es, Hoheit, Ihr Leben kostete, je höher Ihr Einsatz, um so sicherer das Spiel. Das Königtum kann nicht leben ohne königliche Führer! (Nur ganz beiläufig möchte ich bemerken, daß die Gefahr einer wirklichen Bedrohung des Lebens Eurer Kaiserlichen Hoheit ausgeschlossen ist. Höchstens die Verbannung. Nach Java oder Borneo, wo es sich vermutlich unterhaltender leben läßt als hinter dem holländischen Zaun.)

Ist der Entschluß Eurer Hoheit gefaßt, so werden wir in Deutschland ihn auszunützen wissen. Ein Propagandaapparat von allergrößter Ausdehnung bis ins kleinste Gebirgsdorf, bis in die letzte ostpreußische Klitsche wartet nur auf Ihr Zeichen.

Deutschland, sagt der Versailler Vertrag, schuldet den alliierten Mächten mehr, als es jemals zu zahlen imstande ist. Weder sein Vermögen, noch seine gegenwärtige und künftige Arbeit reichen aus, um die Ansprüche zu erfüllen, die zu erheben das Siegerkonsortium sich berechtigt glaubt. Es muß also dafür gesorgt werden, daß Deutschland wenigstens so viel bezahlt, wie es irgend aufzubringen vermag. Wieviel das sein wird, läßt sich nicht vorausbestimmen; denn das Maß der deutschen Leistung, der Ertrag der deutschen Arbeit in den kommenden Jahren sind noch unbekannte Größen. Selbstverständlich darf man es nicht den Deutschen überlassen, ihre Verpflichtungen zu bemessen und zu begrenzen: sie würden für den eigenen Verbrauch und für die Ausdehnung ihrer Wirtschaft zuviel zurückbehalten. Man muß einen Gläubigerausschuß einsetzen, der ihre Wirtschaft und ihre Lebenshaltung, ihre Erzeugung und ihren Konsum kontrolliert und ihnen vorschreibt: soundsoviel braucht ihr, um als Einzelwesen nicht zu verhungern, als Gemeinschaft die notwendige staatliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Alles übrige gehört uns.

Dieser Gläubigerausschuß, der den Namen Commission des Réparations führt, wird demnächst seine Tätigkeit aufnehmen. Seine Kontrollvollmachten sind so gut wie unbegrenzt (auch ausdrücklich als „weitestgehende“ — les plus étendus — bezeichnet). Er kann (und wird) sich zur Ueberwachung der deutschen Wirtschaft und der deutschen Verwaltung einen umfangreichen Beamten- und Sachverständigenapparat schaffen. Er ist an keine Gesetzgebung, keine besonderen Verfahrensvorschriften gebunden; er arbeitet und entscheidet nach Richtlinien der „Billigkeit“, die er selbst bestimmt. Er schätzt „in regelmäßiger Wiederkehr die Zahlungsfähigkeit Deutschlands ab und prüft das deutsche Steuersystem, 1. damit alle Einkünfte Deutschlands, einschließlich der für den Zinsendienst und die Tilgung seiner inneren Anleihen bestimmten, vorzugsweise zur Abtragung der Wiedergutmachungsschuld verwendet werden, 2. um die Gewißheit zu erlangen, daß das deutsche Steuersystem im allgemeinen im Verhältnis vollkommen ebenso schwer ist, wie dasjenige irgendeiner der im Ausschusse vertretenen Mächte“. Zwar kann er selbst formell nicht eingreifen, wenn er glaubt, daß Deutschland seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, das heißt, für den eigenen Bedarf zu viel in Anspruch nimmt; aber er kann (oder muß vielmehr) an seine Mandanten, die alliierten Mächte, appellieren, die ihrerseits jede erdenkliche Zwangsmaßregel (auch die Blockade) anwenden dürfen. Mit dieser Drohung im Hintergrunde werden die Wünsche des Wieder-

gutmachungsausschusses, bestimmt und energisch zum Ausdruck gebracht, für die Regierenden Deutschlands natürlich Befehle sein.

Der Buchstabe des Versailler Vertrages gibt dem Wiedergutmachungsausschuß das Recht, unsere Privat- und unsere Staatswirtschaft völlig zu ruinieren. Er handelte nicht gegen den Wortlaut der Bestimmungen, wenn er Deutschland zum Staatsbankerott zwänge und wenn er öffentliche Ausgaben streichen würde, die zur Erhaltung der staatlichen Ordnung unerläßlich sind. Besteht er, wie Shylock, auf seinem Schein, so ist das Leben des Schuldners verwirkt. Auf den gerechten Richter, der uns im letzten Augenblicke von der unsittlich-tödlichen Verpflichtung befreit, ist nicht zu hoffen.

Nun ist es ja höchst unwahrscheinlich, daß die Entente den Shylock spielen will. Shylock konnte sich darüber hinwegsetzen, daß der tote Schuldner nicht mehr zu zahlen vermag; die Entente kann das nicht. Vor allem können es die Länder der Entente nicht, die unsere Zahlungen nicht etwa bereichern, sondern denen sie nur stärkste und gefährlichste e i g e n e Verschuldung erleichtern sollen. Wenn man von dem Landgewinn auf der einen, dem Landverlust auf der anderen Seite absieht, so besteht der Unterschied zwischen dem siegreichen Frankreich und dem besiegten Deutschland nur darin, daß das erstere einen auf eine Riesensumme von Milliarden lautenden Wechsel im Schranke hat, den das letztere in einer längeren Reihe von Jahren (vielleicht von Jahrzehnten) allmählich honorieren soll. Zieht man diese Forderung ab, so bleibt auf beiden Seiten der gleiche Passivenüberschuß; ja die Grundlage der Wirtschaft Frankreichs ist wahrscheinlich noch stärker erschüttert, die Reproduktion seiner ökonomischen Leistung noch mehr erschwert. In England sind die Aktiven größer, die Passiven kleiner; man hat Verluste, allein man nähert sich doch schon wieder einem neuen Gleichgewichte. Eine direkte Abhängigkeit von künftigen deutschen Zahlungen besteht kaum. Aber im Portefeuille des englischen Staats liegen aus der Kriegszeit in großen Beträgen französische Schuldscheine; und diese Schuldscheine sind in der Hauptsache gedeckt durch den deutschen Wechsel, den Frankreich besitzt.

Die Commission des Réparations hat also kein Interesse daran, uns durch Gewaltstreiche auf die Dauer zahlungsunfähig zu machen. Dagegen wird es ihr Ziel sein, den Teil des deutschen Wirtschaftsertrags, über den von uns selbst verfügt werden darf, möglichst niedrig zu halten. Um das, was wir behalten können, und um das, was wir abzugeben haben, wird ein zäher und hartnäckiger Kampf geführt werden. Deklamationen und Lamentationen, Hinweise auf unser Lebensrecht und unsere Kulturansprüche werden uns in diesem

Kleinkriege nicht das geringste nützen. Unsere Gläubiger sind nicht sentimental. Wir müssen sie davon überzeugen, daß die Arbeit schlecht genährter, in trostloser Beengung hinvegetierender, durch keine Besserungsaussicht angespornter Sklaven unproduktiv ist; daß auch für sie mehr abfällt, wenn der Schuldner sich freier rühren, seine Tätigkeit breiter entfalten, wenn er darauf rechnen kann, aus gesteigertem Leistungsergebnis auch für sich selbst Vorteil zu erzielen.

Der Kampf um die Erneuerung und Steigerung unserer Wirtschaftsproduktivität und um den Anteil der anderen an ihren Früchten muß sachlich, ehrlich, mit völlig offenem Visier durchgefochten werden. Nichts wäre aussichtsloser als der Versuch, die Gläubiger dadurch abzuwehren, daß wir uns hinter die Rechte einer Souveränität zurückziehen, die nicht mehr vorhanden ist. Nichts wäre törichter und schädlicher, als die Forderung, daß sich die Kommission um unsere Wirtschafts- und Finanzpolitik, um ihre Voraussetzungen und ihre Durchführung nicht zu kümmern habe. Sie soll, sie muß sich um diese Dinge kümmern; hindern wir sie daran, so hindern wir sie damit auch, zu erkennen und zu berücksichtigen, was uns und ihnen nottut. Seit dem Versailler Frieden ist unsere Wirtschafts- und Finanzpolitik nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Angelegenheit; denn auf unserer Wirtschaft lastet eine fremde Hypothek von ungeheurer Größe, die wir nur verzinsen und abtragen können, wenn unsere ökonomische Politik im höchsten Grade produktiv ist. Wir müssen Rechenschaft ablegen über unser Tun und Unterlassen, und die Rechenschaft muß uns rechtfertigen. Verweigern wir die Diskussion, führen wir unsere Sache schwach, geben wir uns — objektiv, nicht aus dem Gesichtswinkel der jeweils regierenden Parteikoalitionen betrachtet — Blößen, so geraten wir unweigerlich in den Ruf böswilliger oder unfähiger Schuldner. Und die Gläubiger werden versuchen, die Schraube fester anzuziehen.

Die Commission des Réparations bindet unsere Wirtschaft an die der Sieger, unseren Wiederaufbau an den der durch den Krieg am härtesten getroffenen Kontinentalländer der feindlichen Gruppe. Sie tut das in unparitätischen Formen, mit selbstherrlichen Allüren, die wir als bittere Demütigung empfinden. Aber die Formen und Allüren können die Tatsache nicht verhüllen, daß die Verstrickung und die Abhängigkeit gegenseitig ist. In dieser Gegenseitigkeit liegt unsere Pflicht, aber auch unser Recht und unsere Aussicht.

Der Tag, an dem die Commission des Réparations ihre Tätigkeit beginnt, setzt uns ein festes Ziel: aus dem Kontrollverhältnis eine Arbeitsgemeinschaft zu machen. Es liegt nicht nur an uns, daß es erreicht wird. Aber uns darf die Schuld nicht treffen, wenn es nicht erreicht wird.

WALTHER RATHENAU

KONNTEN WIR FRIEDEN SCHLIESSEN, ALS ES ZEIT WAR?

Wie es uns an politischer Begabung fehlt, so fehlt es uns an psychologischem Blick. Denn beides ist das gleiche: Einfühlung.

Wochenlang hat ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß sich gequält, die schuldhafte Tat zu finden, die den Frieden zur rechten Zeit vereitelte.

Auch wenn die Kläger und Richter in einer Person den Zeugen und Beklagten in einer Person überlegen gewesen wären, hätte man eine schuldhafte Tat nicht gefunden. Schuldhaft war der Zustand, und schuld am Zustand waren alle.

Es herrschte die vom Volk getragene Militärdiktatur. Sie herrschte in erster und letzter Instanz, ohne Berufung. Jede ihrer Kabinettsfragen brachte alles ins Wanken.

Es herrschte der Zustand, den Bismarck im Kriege für den bedenklichsten hielt. Der Zustand, dem im Laufe der sogenannten Weltgeschichte nur etwa sechs Menschen gewachsen waren.

Am 23. Dezember 1916 hatte diese Militärdiktatur telegraphisch erklärt, sie könne den Krieg militärisch nicht beenden. (Die gleiche Erklärung, gemildert, gab im Juli 1918, drei Monate vor dem Zusammenbruch, ein Staatsmann ab und wurde deshalb von der gleichen Militärdiktatur gestürzt.)

Nach dieser telegraphischen Erklärung, so grübelt heute Untersuchungsausschuß und Volk, warum wurde nach dieser Erklärung nicht der Friede erstrebt, sondern das große und aussichtslose Glücksspiel des Unterseekrieges begonnen?

Die Frage ist hoffnungslos unpsychologisch. Es muß begriffen werden, daß das System an sich jede rechtzeitige Kriegsbeendigung unmöglich machte.

Denn weder konnte ein Staatsmann kommen, der sein Veto einlegte. Das wäre der Militärdiktatur gegenüber ein machtloses, rein demonstratives Veto gewesen. Vielleicht eine schöne Tat, doch keine mögliche. Denn jeder damalige Staatsmann bekleidete oder empfing sein Amt unter voller Kenntnis der Machtverhältnisse. Und nicht nur das: wenn er einen leisen Schimmer von den Aussichten hatte (wie Kühlmann), so wurde er mit Autoritäten zugedeckt; wenn er keinen Schimmer hatte (wie Michaelis und Hertling), so war ihm der Konflikt erspart.

Noch weniger konnte die Militärdiktatur selbst abbauen.

Eine Militärdiktatur, das liegt in ihrem innersten Wesen, kann niemals freiwillig abbauen.

Jeder rechtzeitige Frieden, das weiß nachgerade jeder, hätte zum mindesten Verzicht auf jeden kriegerischen Vorteil und darüber

hinaus ernste Zugeständnisse in Elsaß-Lothringen bedeutet. Das heißt nicht mehr und nicht weniger als das volle Eingeständnis des Nichtsieges und das volle Zugeständnis des gegnerischen Rechtsstandpunktes.

Es hätte also eines schönen Tages in der Zeitung gestanden: „Um dem sinnlosen, blutigen Morden ein Ende zu machen usw., um der Welt den ersehnten Frieden zu schenken usw. usw., hat man sich entschlossen, mit dem Feinde in Vorverhandlungen einzutreten. Diese sind auf der und der Grundlage begonnen worden."

Was hätte das Volk dazu gesagt?

„Also war alles Lug und Trug. Wir sind nicht von vier Mächten überfallen worden, sonst würden wir nicht gutwillig mit ihnen paktieren. Der versprochene Sieg, der Machtzuwachs im Osten und Westen war Schwindel, sonst würden wir nicht klein beigeben. Das Durchhalten war Redensart, denn dies hätten wir gleich zu Anfang haben können. Die gepriesenen Vorzüge der starken Monarchie, des Militarismus, des Feudalismus, des Volks in Waffen, des Kadavergehorsams waren Täuschung, denn die anderen haben ohne diese Widerwärtigkeiten mehr erreicht."

Was wäre das Ergebnis gewesen? In einem verhältnismäßig gesunden Lande hätte sich Monarchie, Feudalismus und Militarismus selbst entehrt und vernichtet — ohne Entschuldigung, ohne Prügelknaben und Sündenbock. Keine Schuld ließ sich abwälzen, denn das Volk hatte den Krieg weder gemacht noch verloren; er war über seinen Kopf hinweg gemacht und verloren worden, und es blieben nur die Unwahrheiten, die den widerwärtigen Vorgang begleiteten.

Nicht einmal die Entschuldigung blieb: wir konnten nicht gegen eine Welt kämpfen. Denn der Nachweis, daß man von dieser Welt überfallen war, mußte beim Friedensschluß freiwillig geopfert werden.

Für die Militärdiktatur lautete somit die Alternative nicht wie damals und heute für das Volk: Entweder bescheidener Verständigungsfrieden mit gesicherter Existenz — oder höchste Wahrscheinlichkeit der Vernichtung; sie lautete für die Machthaber vielmehr so: „Entweder Vernichtung des Systems, Vernichtung dessen, was unserer Meinung nach Preußen und Deutschland groß, was das Leben lebenswert macht, was uns und unseren Nachkommen Herrschaft, Macht und Bedeutung sichert — oder gewagtes, unwahrscheinliches, doch nicht ganz unglückliches Glücksspiel."

Dieses Glücksspiel umschloß in seiner minimalen Chance die Hoffnung unerhörten Glücks und Ruhms, umschloß in seiner großen Gefahr die Katastrophe, die alles begrub und vernichtete, eigene und allgemeine Existenz, Leben, Schuld und Verantwortung.

Ueber dem Entweder hing aber noch eine ganz besondere Wolke. Der Feldherr, der die unglaubliche Kühnheit aufbrachte, sich hinzu-

stellen und zu sagen: Wir verständigen uns, denn wir können nicht siegen, wir opfern außer allen Hoffnungen das System, den Militarismus, das alte Preußen, uns und die unseren, denn es muß sein — dieser Feldherr war im Reich des sittlichen Gesetzes ein Märtyrer und Heros, vor der Armee, vor dem Lande und vor der Geschichte des Jahrhunderts war er verloren. Am Tage zuvor der Abgott des Volkes, am Tage danach abgetan, verurteilt. Denn: „Hätte er noch sechs Monate standgehalten, so war der Sieg unser" ist ein furchtbarer Satz, dessen Gegenbeweis niemals zu erbringen ist.

Anders im Falle der Katastrophe. Da bedurfte es keines Beweises. Impavidum ferient ruinae. Tragischer Kampf des einen gegen alle. Im Entsetzen erstirbt der Zweifel. Die Verantwortung liegt unter Trümmern begraben.

So lagen die Dinge objektiv. So werden sie stets im Falle einer Militärdiktatur liegen, auch wenn der Diktator ein Cäsar ist. Unser Fehler, wenn wir sie nicht erkennen, wenn wir statt des Zustandes Menschen verantwortlich machen. Mir wurden sie erkennbar im Juli 1917, als ein Gespräch mir die gewollte, krampfhafte, unberührte Ueberschätzung des Neptunus ex machina, des Unterseekrieges, enthüllte.

Menschen, die so ungeheurem Konflikt erliegen, dem ungeheuersten, der überhaupt ausgedacht werden kann, denn er heißt Ideal und Vaterland, mag man vorm höchsten Tribunal verantwortlich machen, wenn man von der Forderung sittlicher und intuitiver Genialität ausgeht. Man darf sie nicht verantwortlich machen, wenn mit Sicherheit angenommen werden kann, daß ihnen der Konflikt überhaupt nicht ins klare Bewußtsein trat, sondern bloß ihr unbewußtes Wollen überschattete.

Und so war es; denn diese Männer, denen es an strategischer Genialität nicht fehlte, waren nicht Denker, Philosophen, Staatsmänner, sondern Fachleute. Ihr Sach- und Fachdenken wollte sich auf militärische Probleme beschränken; ihr Wille aber war zu stark, ihre Macht zu groß, und so griffen sie, halb unbewußt, auf die Zentralgewalt über und fanden keinen Widerstand.

Wie sollten sie ihn finden? Volk und Volksvertreter hingen ihnen an; die starke Monarchie war aus Schwäche der Person zur Fiktion geworden, von der als einzige, negative Realität die Ohnmacht des „Zivilkanzlers" und die eifersüchtige Teilung der Ressorts: Politik, Verwaltung, Armee, Marine, übrigblieb.

Sie fanden keinen Widerstand, am wenigsten bei jenem urteilslosen, bürgerlich beschränkten Reichstage, und wurden, ohne es bewußt zu wollen und zu erkennen, Diktatoren des Landes, deren Stirnrunzeln jeden widerspenstigen Staatsmann vertrieb.

Sie waren Diktatoren und wußten es nicht, sie waren es und wollten es nicht sein. Ihre Königstreue, ihr Preußentum hemmte sie; sie wollten die starke Monarchie, sie wollten trotz allem an sie glauben, sie wollten die Trennung und Verantwortung der Ressorts — freilich unter der Bedingung, daß nichts ihnen im Wege war.

Hätten sie ihrer eigenen Lage ins Auge geblickt, hätten sie sich selbst als Diktatoren des Landes zu erkennen gewagt, so wäre ihr Denken einfacher geworden. Sie hätten sich nicht mehr als Militärmacht gefühlt, sondern als Landesgewissen. Die Marine mit ihrem Allheilmittel hätte ihnen nicht als ein Nebenschicksal gegolten, dem man ohne Nachprüfung vertraut wie einer großen ärztlichen Autorität. Politik und Kriegführung wäre verschmolzen. Statt der Arbeitsteilung: ich mache den Krieg, du machst den Frieden (jedoch so, wie ich ihn verstehe und wann ich es bestimme), wäre die Einheit der Verantwortung aufgestiegen. Und mit ihr der große Konflikt, von dem die Rede war, der Konflikt Ideal und Vaterland.

Er stieg nicht auf, sondern dämmerte im Unterbewußtsein. Vermutlich überdeckt mit jenen allgemeinen Wahrheitssätzen, die im Militärsystem sich überall einstellten, wo das Sach- und Fachwesen seine Grenzen hatte. Etwa von der Art: „Ich bin ein einfacher Soldat; Entscheidung über Krieg und Frieden steht meinem Könige zu; ich schlage seine Schlachten und nehme jede, auch die letzte Chance wahr, solange mir nichts anderes befohlen wird. Ich bin gewohnt, daß alles klappt, und was die Marine verspricht, muß sie halten."

Der größte Geist dieses Schlages ist dem kleinsten cäsarischen Geist unterlegen. Dennoch war er in Preußen stark, das seine Siege stets gegen schlampige Gegner erfocht, und blieb stark und beliebt, bis zum ersten Mal seit 1806 wieder Gegner erstanden, die nicht schlampig waren.

Es ist seltsam. Gerade die, welche dem alten System feind sind, suchen die Fehler nicht im System und Zustand, sondern bei Menschen. Sie verlangen von Menschen, die dem System entsprungen sind und es verkörpern, daß sie das System in sich hätten aufheben sollen.

Bei der Komödie des Plebiszits, das den Thron Napoleons III. errichten sollte, erfand man die Phrase: „L'Empire, c'est la paix." Die Wahrheit lautet: „Die sogenannte starke Monarchie und der Militarismus ist das Hasard."

LANDSCHAFTEN

Bei der Durchsicht des schriftlichen Nachlasses Johann Jacobys fand ich vor etlichen Jahren einen Brief Eduard Flottwells, in dem von einem Industriellensohn aus dem Rheinland die Rede war, der eben — man schrieb 1842 — in Berlin sein Jahr abdiene und unter dem Pseudonym Friedrich Oswald in Gutzkows „Telegraph für Deutschland" interessante Aufsätze veröffentlicht habe. So entdeckte ich einen Teil der Aufsätze, die demnächst unter dem Titel: Schriften der Frühzeit (Aufsätze, Briefe, Dichtungen) von Friedrich Engels selbständig, zugleich aber auch als Ergänzung zu dem ersten Band meiner Engelsbiographie, der eben in dem gleichen Verlag herauskam, erscheinen werden. Als im Juli 1840 „Landschaften" im „Telegraph" erschien, war Engels noch nicht zwanzig Jahre alt.

Gustav Mayer.

Hellas hatte das Glück, seinen landschaftlichen Charakter in der Religion seiner Bewohner zum Bewußtsein gebracht zu sehen. Hellas ist ein Land des Pantheismus; alle seine Landschaften sind — oder waren es wenigstens — in den Rahmen der Harmonie gefaßt. Und doch drängt sich jeder Baum, jede Quelle, jeder Berg zu sehr in den Vordergrund, und doch ist sein Himmel viel zu blau, seine Sonne viel zu strahlend, sein Meer viel zu großartig, als daß sie sich mit der lakonischen Vergeistigung eines Shelleyschen Spirit of nature, eines allumfassenden Pan begnügen sollten; jedes einzelne macht auch in seiner schönen Abrundung Ansprüche auf einen besonderen Gott, jeder Fluß will seine Nymphen, jeder Hain seine Dryaden haben — und so ward die Religion der Hellenen. Andere Gegenden waren nicht so glücklich; sie dienten keinem Volke zur Grundlage seines Glaubens und müssen ein poetisches Gemüt abwarten, das den religiösen Genius, der in ihnen schlummert, heraufbeschwört. Steht ihr auf dem Drachenfels oder auf dem Rochusberg bei Bingen und schaut ihr hin über das rebenduftende Rheintal, die fernen blauen Berge mit dem Horizont verschmolzen, das Grün der Felder und Weinberge, vom Golde der Sonne übergossen, das Blau des Himmels widerstrahlend aus dem Strom — da senkt sich der Himmel mit seinem Licht auf die Erde und spiegelt sich in ihr, der Geist versenkt sich in die Materie, das Wort wird Fleisch und wohnt unter uns — das ist verkörpertes Christentum. Im graden Gegensatz dazu steht die norddeutsche Heide; da ist nichts als dürre Halme und demütiges Heidekraut, das im Bewußtsein seiner Schwäche nicht von der Erde aufzukriechen wagt; hier und da ein ehemals trotzender, jetzt vom Blitz zersplitterter Baum; und

je heiterer der Himmel ist, desto schärfer scheidet er sich in seiner selbstgenügsamen Herrlichkeit von der armen verfluchten Erde, die im Sack und in der Asche vor ihm liegt, desto zornesheißer blickt sein Sonnenauge auf den kahlen, unfruchtbaren Sand — hier ist die jüdische Weltanschauung repräsentiert.

Die Heide ist genug gescholten worden, die ganze Literatur[1]) hat ihr einen Fluch zugewälzt und sie nur, wie in Platens Ödipus, zur Staffage der Satire angewandt, aber man hat es auch verschmäht, ihre seltenen Reize, ihre versteckten poetischen Beziehungen aufzusuchen. Man muß eigentlich in einer schönen Gegend, auf Bergeshöhen und waldigen Felsenkronen, aufgewachsen sein, um das Abschreckende, Trostlose der norddeutschen Sahara recht zu empfinden, aber auch um den verborgenen, wie die lybische Mirage nicht immer sichtbaren Schönheiten dieses Gebietes mit Lust nachzuspüren. Die eigentliche Prosa Deutschlands steckt nur in den Kartoffelsteppen der linken[2]) Elbseite. Aber die Heimat der Sachsen, des tatenreichsten deutschen Stammes, ist auch in ihrer Öde poetisch. In einer Sturmnacht, wenn die Wolken gespenstisch um den Mond flattern, wenn die Hunde sich von fern einander zubellen, dann jagt auf schnaubenden Rossen hinein in die endlose Heide, dann sprengt mit verhängten Zügeln über die verwitterten Granitblöcke und die Grabhügel der Hünen; in der Ferne blitzt das Wasser der Moore im Widerscheine des Mondes, Irrlichter gaukeln darüber hin, unheimlich tönt das Geheul des Sturmes über die weite Fläche, der Boden wird unsicher unter euch und ihr fühlt, daß ihr in den Bereich der deutschen Volkssage gekommen seid. Erst seit ich die norddeutsche Heide kenne, hab ich die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" recht verstanden. Fast allen diesen Märchen sieht man es an, daß sie hier entstanden sind, wo mit dem Anbruch der Nacht das Menschliche verschwindet und die grausigen, formlosen Geschöpfe der Volksphantasie über einen Boden hinhuschen, dessen Öde am hellen Mittag schon unheimlich ist. Sie sind die Versinnlichung der Gefühle, die den isolierten Bewohner der Heide erfassen, wenn er in einer solchen wilden Nacht durch sein Heimatland geht oder vom hohen Turme die öde Fläche schaut. Da treten die Eindrücke, die ihm von den Sturmnächten der Heide aus seiner Kindheit geblieben sind, wieder vor ihn hin und gestalten sich zu jenen Märchen. Das Geheimnis von der Entstehung des Volksmärchens belauscht ihr am Rhein und in Schwaben nicht,

---

[1]) Im dritten Bande des Blasedow nimmt sich der Alte der Heide an. (Anmerkung des Verfassers.)

[2]) Sic!

während hier jede Blitznacht — h e l l e Blitznacht, sagt Laube — davon mit Donnerzungen redet.

Der Sommerfaden der Apologie der Heide würde, vom Winde getragen, sich wohl noch länger fortspinnen, wenn er sich nicht eben um einen unglücklichen, mit hannoverschen Landesfarben angemalten Wegweiser verwickelt hätte. Ich habe lange über die Bedeutung dieser Farben nachgedacht. Die königlich preußischen zeigen zwar das nicht an, was Thiersch in seinem schlechten Preußenliede darin finden will; immerhin aber erinnern sie in ihrer Prosa an die kalte, herzlose Bureaukratie und alles das, was dem Rheinländer vom Preußentum noch nicht recht einleuchten will; der schroffe Abstand zwischen Schwarz und Weiß kann ein Analogon bieten für das Verhältnis zwischen König und Untertanen in der absoluten Monarchie, und da sie eigentlich nach Newton gar keine Farben sind, so können sie andeuten, daß die loyale Gesinnung in der absoluten Monarchie die ist, welche sich zu gar keiner Farbe hält. Die muntere rote und weiße Fahne der Hanseaten paßte doch wenigstens vor Zeiten; der französische Esprit schillert in der Trikolore, deren Farben sich auch das phlegmatische Holland aneignete, wahrscheinlich um sich selbst zu persiflieren; am schönsten und bedeutungsvollsten bleibt freilich immer die unglückliche deutsche Trikolore. Aber die hannoverschen Farben! Denkt euch einen Stutzer, der mit seinen weißen Inexpressibles eine Stunde lang über Stock und Stein, durch Chausseegräben und frischgepflügte Felder gejagt ist, denkt euch Lots Salzsäule — ein Exempel für das ehemals hannoversche Nunquam retrorsum, zur Warnung für viele — denkt euch dieses ehrwürdige Denkmal von der ungezogenen Beduinenjugend mit Lehm beworfen, und ihr habt einen hannoverschen Wappenpfahl. Oder bedeutet das Weiß vielleicht das unschuldige Staatsgrundgesetz und das Gelb den Kot, mit dem es von gewissen feilen Federn bespritzt wird? —

Wenn ich den religiösen Charakter der Gegenden festhalte, so sind die h o l l ä n d i s c h e n Landschaften wesentlich calvinistisch. Die totale Prosa, die Unmöglichkeit einer Vergeistigung, die auf einer holländischen Fernsicht lastet, der graue Himmel, der nun einmal einzig zu ihr paßt, alles das erweckt denselben Eindruck, den die unfehlbaren Beschlüsse der Dordrechter Synode in uns zurücklassen. Die Windmühlen, das einzig Bewegte in der Landschaft, erinnern an die Erwählten der Prädestination, die sich einzig und allein vom Hauche der göttlichen Fügung antreiben lassen; alles andere liegt im „Geistlichen Tod". Und der Rhein wie der strömende, lebendige Geist des Christentums verliert in dieser dürren Orthodoxie seine befruchtende Kraft und muß ganz und gar ver-

sanden. So erscheinen, vom Rheine aus gesehen, seine holländischen Ufer; andre Teile des Landes sollen schöner sein, ich kenne sie nicht. — Rotterdam, mit seinen schattigen Kais, mit seinen Grachten und Schiffen, ist für Kleinstädter aus dem Innern Deutschlands eine Oase; hier begreift man, wie die Phantasie eines Freiligrath mit den scheidenden Fregatten zu fernen, üppigeren Gestaden ziehen konnte. Dann wieder die verdammten seeländischen Inseln, nichts als Schilf und Dämme, Windmühlen und glockenspielende Kirchturmspitzen, zwischen denen sich das Dampfboot stundenlang hindurchwindet!

Aber nun, welch seliges Gefühl, wenn wir hinausfliegen aus den philiströsen Dämmen, aus der enggeschnürten calvinistischen Orthodoxie in das Gebiet des freiwogenden Geistes! Helvoetsluys verschwindet, die Waalufer versinken rechts und links in den höher aufjubelnden Wellen, das sandige Gelb des Wassers verwandelt sich in Grün, und nun vergessen, was dahinter ist, und mit frohem Herzen hinaus in die dunkelgrüne, durchsichtige Flut!

Und nun vergiß der Schmerzen,
Die man dir angetan,
Und geh' mit ganzem Herzen
Die große freie Bahn.
Der Himmel beugt sich nieder,
Wird eines mit dem Meer —
Du willst zerrissen wieder
Fahren dazwischen her?
Der Himmel beugt sich nieder,
Umfängt die schöne Welt,
Selig der schönen Glieder,
Die er umschlungen hält,
Als wollte sie ihn küssen,
So hüpfte die Welle auf,
Und du, du willst zerrissen
Vollenden deinen Lauf?
Sieh, wie der Gott der Liebe
Sich in die Welt versenkt,
Und daß er ihr verbliebe,
Sich ihr im Menschen schenkt!
Trägst du nicht allerwegen
Den Gott im Busen dein?
So laß ihn frei sich regen,
Und seiner würdig sein!

Dann hänge dich in die Taue des Bugspriets und schau in die Wogen, wie sie, vom Kiele zerteilt, den weißen Schaum weit hin-

ausspritzen über dein Haupt, dann sich über die ferne, grüne Fläche, wo die schäumenden Wellenhäupter in ewiger Unruhe auftauchen, wo die Sonnenstrahlen aus tausend tanzenden Spiegeln in dein Auge zurückfallen, wo das Grün des Meeres mit dem spiegelnden Himmelblau und Sonnengold zu einer wunderbaren Farbe verschmilzt, da entschwinden dir alle kleinlichen Sorgen, alle Erinnerungen an die Feinde des Lichts und ihre hinterlistigen Ausfälle, und du gehst auf im stolzen Bewußtsein des freien, unendlichen Geistes. Ich habe nur einen Eindruck, den ich diesem vergleichen konnte; als sich zum erstenmal die Gottesidee des letzten Philosophen vor mir auftat, dieser riesenhafteste Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts, da erfaßten mich dieselben seligen Schauer, da wehte es mich an, wie frische Meerluft, die vom reinsten Himmel herniederhaucht; die Tiefen der Spekulation lagen vor mir wie die unergründliche Meerflut, von der das zum Boden strebende Auge sich nicht abwenden kann; in Gott leben, weben und sind wir! Das kommt uns auf dem Meere zum Bewußtsein; wir fühlen, daß alles um uns und wir selbst von Gott durchhaucht sind; die ganze Natur ist uns so verwandt, die Wellen winken uns so vertraut zu, der Himmel breitet sich so liebeselig um die Erde, und das Licht der Sonne hat einen so unbeschreiblichen Glanz, daß man meint, es mit Händen greifen zu können. —

Die Sonne sinkt im Nordwest; links von ihr erhebt sich ein leuchtender Streif aus dem Meere, die Küste von Kent, das südliche Ufer der Themse. Auf der Seite liegen schon die Nebel der Dämmerung, nur im Westen ist wie über den Himmel, auch übers Wasser der Purpur des Abends ausgegossen; der östliche Himmel prangt in tiefem Blau, aus dem die Venus schon hell heraustritt; im Südwesten zieht sich lang am Horizonte Margate hin, in dessen Fenstern das Abendrot sich spiegelt, ein langer, goldner Streif in zauberischem Lichte; und nun schwingt die Mützen und begrüßt das freie England mit freudigem Rufe und vollem Glase. Gute Nacht, auf fröhliches Erwachen in London!

Ihr, die ihr über die Prosa der Eisenbahnen klagt, ohne je eine gesehen zu haben, laßt euch fahren auf der, die von London nach Liverpool geht. Wenn es irgendein Land gibt, das gemacht ist, auf der Eisenbahn durchflogen zu werden, so ist es England. Keine blendenden Schönheiten, keine kolossalen Felsmassen, aber ein Land voll sanfter Hügelwellen, das bei der englischen, nie ganz klaren Sonnenbeleuchtung einen wunderbaren Reiz hat. Man staunt über die mannigfachen Gruppierungen der einfachen Staffage; aus ein paar Hügeln, Feld, Bäumen, weidendem Vieh macht die Natur tausend anmutige Landschaften. Eigentümlich schön er-

scheinen die Bäume, mit denen alle Felder, einzeln und in Gruppen, besetzt sind, so daß die ganze Gegend etwas Parkähnliches erhält. Dann wieder ein Tunnel, der den Wagenzug für einige Minuten in Dunkel hüllt, und der in einen Hohlweg ausläuft, aus dem man plötzlich wieder in die lachenden, sonnigen Felder versetzt wird. Auf einmal führt der Weg auf einem Viadukt quer durch ein langes Tal; tief unten liegen die Städte und Dörfer, die Wälder und Wiesen, zwischen denen der Fluß sich hindurchschlängelt; rechts und links Berge, die im Hintergrunde verschwimmen, und über dem reizenden Tale eine zauberhafte Beleuchtung, halb Nebel, halb Sonnenschein — doch kaum hat man das wunderbare Gebiet überschaut, so ist man ihm in einen kahlen Hohlweg entrückt und hat Zeit, das magische Bild in der Phantasie neu zu schaffen. Und so geht es fort, bis die Nacht hereinbricht und der Schlummer die schauensmatten Augen schließt. O, es liegt eine reiche Poesie in den Provinzen Britanniens! Oft meint man, noch in den golden days of merry England zu sein, und Shakespeare mit der Büchse hinterm Hag schleichen zu sehen, wie er noch nach fremdem Wilde jagte, oder man wundert sich, daß auf dieser grünen Au nicht eine seiner göttlichen Komödien wirklich sich abwickelt. Denn wo die Szene auch liegen mag, in Italien, in Frankreich oder Navarra, immer ist's im Grunde doch merry England, wohin seine barocken Rüpel, seine superklugen Schulmeister, seine liebenswürdig-bizarren Frauen gehören, überall merkt man dem Ganzen an, daß nur der englische Himmel dazu paßt. Nur einige Komödien, wie der Sommernachtstraum, haben das Südlich-Klimatische so vollkommen wie Romeo und Julie, auch in den Charakteren.

Und nun zurück zu unserem Vaterlande! Das malerische und romantische Westfalen ist ganz ärgerlich geworden über seinen Sohn Freiligrath, der es über dem freilich weit malerischeren und romantischeren Rhein ganz und gar vergessen hat; trösten wir es mit einigen schmeichelnden Worten, damit seine Geduld nicht eher bricht, als das zweite Heft erscheint. Westfalen ist von Bergketten gegen Deutschland hin umgeben und nur gegen Holland offen, gleichsam als sei es von Deutschland ausgestoßen. Und doch sind seine Kinder echte Sachsen, treue, gute Deutsche. Nun, jene Berge bieten herrliche Punkte dar; im Süden die Ruhr- und Lenne-Täler, im Osten das Wesertal, im Norden eine Bergkette von Minden nach Osnabrück — überall die reichsten Aussichten, nur in der Mitte des Landes eine langweilige Sandfläche, die man durch Gras und Korn immer hindurchscheinen sieht. Und dann die alten, schönen Städte, vor allem Münster mit seinen gotischen Kirchen, mit den Arkaden seines Marktes, mit Annette Elisabeth von Droste-

Hülshoff und Levin Schücking. Der letztere, den ich das Vergnügen hatte, dort kennen zu lernen, war so gütig, mich auf die Gedichte jener Dame aufmerksam zu machen, und ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einen Teil der Schuld abzutragen, die das deutsche Publikum sich gegen diese Poesien aufgeladen hat. Es hat sich bei ihnen wiederum bewährt, daß die gepriesene deutsche Gründlichkeit es sich nur zu leicht mit der Würdigung von Gedichten macht; man blättert sie durch, untersucht, ob die Reime rein, die Verse fließend sind, ob der Inhalt leicht zu verstehen und an schlagenden, wenigstens blendenden Bildern reich ist, und das Urteil ist fertig. Aber Dichtungen wie diese, wo eine Innigkeit des Gefühls, eine Zartheit und Originalität der Naturbilder, wie sie nur Shelley haben mag, eine kühne Byronsche Phantasie im Gewande einer freilich etwas steif drapierten Form, einer von Provinzialismen nicht freien Sprache auftreten, gehen spurlos vorüber; wer hätte aber auch Lust, sie etwas langsamer zu lesen als gewöhnlich — und da man doch nur Gedichte zur Hand nimmt, wenn die Stunde der Siesta kommt, so könnte die Schönheit derselben wohl gar dem Schlafe Abbruch tun! Dazu ist die Dichterin eine gläubige Katholikin, und wie kann sich ein Protestant dafür interessieren! Aber wenn der Pietismus den Mann, den Magister, den Oberhelfer Albert Knapp lächerlich macht, so steht der kindliche Glaube dem Fräulein von Droste gut. Es ist eine mißliche Sache um die religiöse Freisinnigkeit der Frauen. Die George Sands, die Mistreß Shelleys sind selten; nur zu leicht zernagt der Zweifel das weibliche Gemüt und erhebt den Verstand zu einer Macht, die er bei keinem Weibe haben darf. Wenn aber die Ideen, mit denen wir Kinder des Neuen stehen und fallen, Wahrheit sind, dann ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo das weibliche Herz ebenso warm für die Gedankenblüten des modernen Geistes schlägt, wie jetzt für den frommen Glauben der Väter — und erst dann wird der Sieg des Neuen vor der Tür sein, wenn die junge Generation es mit der Muttermilch in sich aufnimmt.

Nicht: vieles zu kennen, aber: vieles miteinander in Berührung zu bringen, ist eine Vorstufe des Schöpferischen.

Die einzige Gleichheit, die vor dem tiefer eindringenden Blick besteht, ist die Gleichheit des Gegensätzlichen.

Daß der Mund küßt, ißt und redet, sollte für sich allein die am Greifbaren haften, darauf bringen, daß wir durchaus dem Ungreifbaren gegenüberstehen.

Es gibt so viele Arten von Zwanzigjährigen oder von Fünfzigjährigen, als es Arten von Freunden, Liebhabern oder Vätern gibt.

Situationen sind symbolisch; es ist die Schwäche der Menschen, daß sie sie analytisch behandeln und dadurch das Zauberische auflösen.

Das ist das Furchtbare an der Schuld, daß sie der Furcht, dem größten Uebel auf Erden, eine ungeheure Berechtigung unterschiebt.

Angewöhnungen sind darum so schwer zu bekämpfen, weil sich in ihnen die Trägheit, die sonst jedem Tun entgegenwirkt, mit einem gewissen rhythmischen Tätigkeitssinn verbündet.

Die einfachen Charaktere, nicht die zusammengesetzten, sind schwer zu verstehen.

Das Fremde zu schauen, hindert die Fremdheit, das Vertraute zu erkennen, verwehrt die Vertrautheit.

Je näher ein Mensch dem anderen kommt, desto weniger vermag er ihn — außer er sieht ihn mit den Augen der Liebe — in seinem Treiben folgerichtig und in seinem Innern konsistent zu finden, und der andere vergilt ihm das. In der Tat aber ist auch nirgends Konsistenz außer im Produktiven.

Das Innere des Menschen ist ein in harten Stein gegrabenes Labyrinth, von dem er allein den Ausgang ins Freie zu kennen glaubt — aber er glaubt nur.

Jeder Mensch nimmt, wenn er stirbt, ein Geheimnis mit sich ins Grab: wie es ihm, im geistigen Sinn, zu leben möglich gewesen sei.

PROFESSOR DR.
ALBRECHT PENCK

VOLKSHOCHSCHULEN, DOZENTENGEHÄLTER, UNIVERSITÄTEN

Am 10. Januar d. J. ist die Volkshochschule Groß-Berlin in feierlicher Weise in der neuen Aula der Universität eröffnet worden. Unter dem großen Bilde, das Fichtes Reden an die deutsche Nation darstellt, begrüßte der Rektor die neue Schöpfung, die in den Räumen der Universität ihren ersten Schritt an die Oeffentlichkeit machte. Durch die Ansprachen zog sich wie ein roter Faden die sich aufdrängende Parallele zwischen Universität und Volkshochschule. Beide sind entstanden in Zeiten tiefster Erniedrigung des deutschen Volkes; die Universität, um dem Staate durch geistige Kräfte zu ersetzen, was er durch physische verloren hatte; und am Tage, da Millionen von Deutschen losgetrennt wurden vom Mutterlande, um unter fremder Herrschaft allmählich dem Untergange entgegengeführt zu werden, ward die Gründung der Volkshochschule vollzogen. 1810 standen die Interessen des Staates im Vordergrunde, der von weitblickenden Männern gelenkt wurde. 1920 bildete sich die Arbeitsgemeinschaft von geistigen Arbeitern und Handarbeitern, um die geistigen Kräfte im deutschen Volke zu heben.

Aber nicht bloß äußerlich ist die Parallele. Sie geht bis in das Innere der Sache. Nur derjenige, der das Wesen der Universität in den vom Mittelalter überlieferten Aeußerlichkeiten — im Vorhandensein einer Magnifizenz mit Herzogsrang, in der Trennung nach vier Fakultäten, im Vorhandensein von Pedellen mit Scharfrichtergewändern erblickt, könnte dies verkennen. Ihrem Wesen nach sind Universität und Volkshochschule gleich. Beide erstreben Vertiefung der geistigen Bildung und suchen sie zu erreichen durch eine besondere Art des Unterrichtes. Ist er auf der Volksschule gerichtet auf die Uebermittelung notwendigster Kenntnisse, wird er auf höheren Schulen getragen durch die Autorität der Lehrer, so besteht sein Wesen auf der Hochschule darin, daß sich die Studierenden durch eigene geistige Tätigkeit Ueberzeugungen erarbeiten, wobei dem Lehrer nur die Rolle des Beraters und Führers zufällt. Solcher Hochschulunterricht setzt nicht notwendigerweise die Kenntnisse voraus, die man sich durch den 9jährigen Besuch eines Gymnasiums oder Realgymnasiums erringen kann. Er kann jedem Wißbegierigen erteilt werden, der mit dem nötigen Ernst und gesunden Menschenverstand an die Aufgabe herantritt. So stehen in der Art des zu erteilenden Unterrichts Universität und Volkshochschule auf gleichem Boden. Verschieden sind ihre Ziele. Die Volkshochschule bescheidet sich, Beobachtungs- und Urteilsvermögen sowie die Einsicht des

einzelnen zu heben; die Universität bereitet auf bestimmte Berufe vor. Sie kann daher nicht auf eine bestimmte Vorbildung verzichten, die die höheren Schulen liefern. Sie muß deswegen eine gewisse Summe von Kenntnissen vermitteln, in deren mechanischer Aneignung ja leider so viele Studierenden die eigentliche Aufgabe des Studiums erblicken.

Ist es schon beim Universitätsunterricht oft schwer genug, die richtige Einstellung der Vorlesungen auf die recht mannigfaltige Vorbildung der Studierenden zu finden, so erheischt der Volkshochschulunterricht ganz besonders pädagogisches Geschick. Mit der Vorlesung ist es da nicht geschehen. Der Lehrer muß sich vergewissern, ob er verstanden worden ist; er muß aufkeimende Mißverständnisse sofort beseitigen; er muß mit seinen Studierenden arbeiten und in ihnen Erkenntnisse wecken; er muß dabei absehen von gelehrter Ausdrucksweise; er muß technische Ausdrücke vermeiden, die ihm geläufig sind als Abkürzungen ganzer Gedankengänge; er muß überall auf den Kern der Sache losgehen. Das ist eine große Kunst, die nicht jedem Universitätsprofessor gegeben ist, die aber viele sich gern aneignen werden, sobald sie erkennen, daß der Volkshochschulunterricht in seiner Eigenart beileibe nicht eine Verflachung, sondern eine Vertiefung des akademischen darstellt, indem er den Lehrer zwingt, überall die Fundamente seiner Wissenschaft auf das klarste zu beleuchten.

Ein Ideal, das manchem vorschwebt, kann durch die Volkshochschule nicht verwirklicht werden: sie wird ihren Unterricht nicht unentgeltlich erteilen. Die Erfahrung vieler populärer Unternehmen hat gelehrt, daß unentgeltliche Vorträge von der Hörerschaft nicht in der erwarteten Weise geschätzt werden. Sie werden als Geschenke betrachtet und als solche nicht immer gewürdigt. Die Zahlung von Eintrittsgeld, wie gering es auch bemessen sein möge, wirkt wie ein erworbener Rechtstitel, den man nützt, schon weil man das Gefühl hat, daß er den Lehrer verpflichte. Die Volkshochschule Berlin kennt nur Privatvorlesungen, die gegen ein bestimmtes Kollegiengeld gehalten werden, und zwar entspricht dessen Höhe ungefähr dem an der Universität gezahlten: 5 Mark für die zehnstündige Vorlesung.

Aber wenn der Studierende der Volkshochschule ähnlich gestellt werden soll wie der der Universitäten, so werden es die Lehrenden nicht sein. Für sie ist eine Entschädigung von 30 Mark für die Unterrichtsstunde geplant: das ist nicht einmal halb so viel als der Professor im Durchschnitt für eine Stunde Vorlesung erhält. Wenn man alles an Gehalt, Wohnungsgeld, Teuerungszulagen und Kollegiengeld zusammenfaßt, so ergeben sich da 60—100 Mark für die Stunde.

Dem Fernerstehenden mag diese Zahl imponieren, und er mag leicht geneigt sein, dem so glänzend honorierten Professor die Tätigkeit in der Volkshochschule sozusagen als Ehrenpflicht abzuverlangen. Er weiß in der Regel nicht, daß die Vorlesungen nicht bloß unmittelbare Vorbereitungen erheischen, sondern gleichsam das Endergebnis einer recht umfangreichen wissenschaftlichen Tätigkeit sind. Steht doch das ganze wissenschaftliche Schaffen des Gelehrten mehr oder weniger im Dienste seiner Vorlesungen. Jede einzelne Stunde verknüpft sich mit etwa 15 Stunden wissenschaftlicher Arbeit. Nicht anders liegen die Dinge für die Vorlesungen der Volkshochschule. Derjenige, der da glaubt, einen Stoff sozusagen aus dem Aermel schütteln zu können, irrt: er muß ihn ganz gehörig durcharbeiten und durchdenken, wenn er ihn seinen Hörern klarmachen und die von ihnen kommenden Fragen beantworten will. Allerdings, Forschertätigkeit braucht er für diese Zwecke nicht zu entfalten. Drum wird er mit weniger als 15 Stunden Vorbereitung auskommen — vielleicht mit der Hälfte. Rechnen wir dazu noch die Zurücklegung von Entfernungen und die Abhaltung der Vorlesung selbst, so erheischt jede Stunde Vorlesung in der Volkshochschule 10 Stunden Zeitaufwand. Dieser wird mit 30 Mark honoriert, die Stunde also mit weniger als dem Stundenlohn eines Metallarbeiters.

Diese geringe Einschätzung des Wertes wissenschaftlicher Arbeit kann mit Recht Bedenken hervorrufen. Drückt nicht der Gelehrte, der sich an ihr beteiligt, den Wert und damit das Ansehen wissenschaftlicher Arbeit herab? Wird er nicht ein Preisdrücker auf dem Gebiete des öffentlichen Vortragswesens, das so manchem eine willkommene, vielfach nötige Nebeneinnahme verschafft? Ich glaube nicht. Die Volkshochschule ist keine Erwerbsgesellschaft, sie ist eine Arbeitsgemeinschaft. Hierin liegt ihre werbende Kraft, die anderen Unternehmungen nicht zukommt, und die dem Lehrenden hilft, wirtschaftliche Bedenken zu zerstreuen. Er hilft durch die Volkshochschule der Allgemeinheit. Sie darf nicht an der lästigen Geldfrage scheitern. Die Lohnfrage, die jetzt die ganze Gesellschaft zerrüttet, darf in der Volkshochschule nicht aufgerollt werden. Sie kann nur emporkommen, wenn so billig als möglich gearbeitet wird; denn wirtschaftlich kann sie sich nicht halten: kann doch das Kollegiengeld des Hörers nicht einmal das Honorar des Dozenten tragen. Denn wenn das Ideal der Arbeitsgemeinschaft verwirklicht werden soll, so dürfen die einzelnen Vorlesungen nicht stark besucht werden: 50 wäre schon eine ansehnliche Hörerzahl. Sie zahlen 250 Mark Kollegiengeld, und 300 Mark soll der Lehrer erhalten! Wer deckt das unvermeidliche Defizit, das außerdem aus den Kosten für Verwaltung, für Bekanntmachung, für Beheizung und Beleuchtung, für Transporte er-

wächst, die alle zu decken sind, wie viele Hörsäle an Hochschulen und öffentlichen Schulen, wie viele Apparate seitens der Laboratorien auch zur Verfügung gestellt werden. Das Reich tut nichts, obwohl es den Volkshochschulen in seiner Verfassung einen Satz widmet; Preußen hat die Unterhaltung der Volkshochschulen den Gemeinden zugewiesen. Diese müssen helfen, und sie werden es gewiß tun, namentlich wenn sie sehen, daß sparsam gewirtschaftet wird. Aber wenn das geschieht, möge nicht vergessen werden, daß diejenigen, welche heute durch ihre Betätigung als Lehrer die Volkshochschule verwirklichen helfen, nicht mehr zu den Gutsituierten gehören. Schauen wir etwas die Verhältnisse an, unter welchen sich heute das Gelehrtendasein abspielt.

Da sind die Jungen, die Assistenten. Sie waren bis zum 20. Jahre auf den höheren Schulen, haben 5 Jahre studiert — der Unterbrechung durch den Krieg gedenken wir hier nicht. Sie genießen ihr erstes Einkommen, nachdem sie ein Vierteljahrhundert von ihren Eltern unterhalten worden sind. Sie beziehen einschließlich der Teuerungszulage heute im Jahre 3420 Mark; 4 Wochen haben sie Urlaub; 6 Stunden ist ihre tägliche Dienstpflicht. Zwei Mark also bekommen sie für die Stunde. Welcher Handarbeiter wäre mit einem solchen Lohne zufrieden? Es ist beschämend für unsern Staat, daß an den großen wissenschaftlichen Instituten in Berlin die Assistenten augenblicklich genau so gut gestellt sind wie die Scheuerfrauen. Es ist mir ein Rätsel gewesen, wie ein Assistent mit diesem Einkommen leben kann. Der Zufall hat mir einen Einblick gewährt. An einem großen Institute unserer Universität, wo den ganzen Tag gearbeitet wird, ist ein Kochherd für die Studierenden eingerichtet, die über Mittag da sind, damit sie sich etwas wärmen können. Dort bereitet sich der Assistent das Mittagessen: einen Teller Suppe mit Suppenwürfeln und . . . 5 Kartoffeln. So heute, so morgen. Uebermorgen kommt Spinat an die Reihe aus einer Konservenbüchse, deren Inhalt auf drei Tage verteilt wird. Dann einmal Haferflocken.

Da sind die Privatdozenten, die in freien Wettbewerb getreten sind, um eine Professur zu erlangen. Sie haben das Recht bekommen, an der Universität ihre Vorlesungen anzukündigen und abzuhalten. Sie beziehen alles einlaufende Kollegiengeld, dessen Einhebung die Universität ihnen vermittelt. Schon vor dem Kriege war es ein seltener Fall, daß ein Privatdozent durch seine Vorlesungen und seine wissenschaftliche Tätigkeit die Mittel für seinen Lebensunterhalt gewinnen könnte. Gewöhnlich mußte er trachten, irgendeine Assistentenstelle zu erlangen, um sich über Wasser zu halten, falls er nicht eigenes Vermögen zusetzte, wie es viele getan haben, oder vom eigenen Vermögen leben konnte, wie es mehr und mehr tun konnten.

Heute kann kein Privatdozent mehr von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit leben. Zwar ist das Kollegiengeld in der Neujahrsnacht um 60 Proz. erhöht worden. Aber alle anderen Preise haben sich verdoppelt bis verfünffacht. Wissenschaftliche Arbeit wird nicht mehr honoriert: stößt doch die Drucklegung selbst der kleinsten wissenschaftlichen Arbeit jetzt der Kosten halber auf ungeheure Schwierigkeiten. Anstatt Honorar einzunehmen, müssen sich jetzt unsere jungen Gelehrten zu oft ganz horrenden Beiträgen zu den Druckkosten ihrer Arbeiten entschließen, falls sie wünschen, in wissenschaftlichen Kreisen bekannt zu werden. Heute muß jeder Privatdozent, wenn er nicht auf Rosen gebettet ist, zu gewinnbringender Nebenarbeit greifen. Die Volkshochschule gewährt solche nicht.

Da sind die Extraordinarien. Sie haben meist die Dreißig mehr oder weniger lange überschritten. Viele von ihnen sind verheiratet, manche haben Kinder. Ihr Jahreseinkommen mitsamt den Teuerungszulagen ist in den ersten Jahren geringer als das eines Eisenbahnarbeiters von 24 Jahren nach der in den letzten Tagen bewirkten Aufbesserung: sie stehen sich auf rund 8000 Mark. Wie können sie leben in dieser Zeit heilloser Teuerung? Ich habe da nicht in die Töpfe gucken können; aber ich weiß, daß hier ein Klavier, daß dort ein Teppich aus dem Haushalte verschwunden ist. Längst ist der Dienstbote aufgegeben: die Frau behilft sich mit einer Aufwärterin. Nur der Kenner vermag wahrzunehmen, daß der gut passende Anzug gewendet ist — vielfach verrät er durch seine zu große Weite, daß er noch aus guten Friedenszeiten stammt. Man hört keine Klage aus diesen Kreisen, sieht aber jedem einzelnen die Sorge an.

Da sind endlich die Ordinarien, die gewöhnlich nach überschrittenem 40. Lebensjahre die Stelle erreicht haben, manchmal erst, nachdem sie ihre beste Kraft in hartem Kampfe ums Dasein abgenutzt haben. Ihr Gehalt ist nicht so hoch wie das Einkommen eines Eisenbahnangestellten von 24 Jahren. Dazu gesellen sich die Zulagen für Wohnung und Teuerung und das Kollegiengeld, sowie Prüfungstaxen. Darüber macht man sich oft recht falsche Vorstellungen. Man hat vom ungeheueren Kollegiengeld eines Juristen, von den riesigen Taxen eines Mediziners, von den gewaltigen Laboratoriumsgeldern eines Chemikers einmal gehört und beurteilt alle Professoren danach. Daß die meisten Tag für Tag 10 Stunden arbeiten, wissen die wenigsten, und daß die Arbeitsstunde mit 5—6 Mark honoriert wird, daß der Professor dafür auch sein Studierzimmer halten und seine Bibliothek sich beschaffen muß, das ist den meisten unbekannt.

Schon während des Krieges kam es in der Professorenschaft zu einer Notlage. Das Einkommen an Kollegiengeld, das einen wesentlichen Teil der Einnahmen bildet, sank in dem Maße, wie Studenten

ins Feld zogen. Literarische Arbeiten, deren Ertrag im Frieden vielfach dazu diente, wenigstens die Kosten der Bibliothek und des Studierzimmers zu bestreiten, wurden nicht mehr verlangt. Die Teuerungszulage machte den Entgang nicht wett. Waren alle Beamten während des Krieges besser gestellt als in Friedenszeiten, so waren es die Professoren nicht. Schon bei der Rektorenkonferenz 1918 in Halle wurde von einer Verschuldung der Professorenschaft gesprochen. Sie hat seither große Fortschritte gemacht, und auf Besserung ist keine Aussicht. Wie die Dinge heute liegen, wird ein Professor nach erreichtem 60. Lebensjahre so viel Einkommen bezogen haben wie ein gleichalter Metallarbeiter nach den neuen Lohnsätzen, wobei wir natürlich die Zubuße in den Jahren des Studiums in Rechnung stellen.

Es werden in der Volkshochschule nicht Bessersituierte minder gut Situierte zu unterrichten haben, sondern mancher Hörer, der den Vorträgen eines Assistenten oder Privatdozenten folgt, wird ein besseres Einkommen haben als sein Lehrer. Dieser aber bescheidet sich mit einem Honorar, das, wie dargetan, geringer ist, als der Stundenlohn eines besseren Arbeiters. Wenn angesichts solcher Verhältnisse die Volkshochschule verwirklicht werden kann, so geschieht dies, weil der alte deutsche Idealismus die Lehrenden beseelt. In seinem Zeichen ist die Volkshochschule Groß-Berlin geboren. Möchte er immer über ihr walten, möchte immer der einzelne das Gefühl haben, daß sein Interesse und das seiner Klasse sich unterordnen möchte dem Wohle der Gesamtheit!

PAUL MAYER

VERSE

Blutes Urquellen rauschen mir wieder,
Herzsaft des Kosmos mich wieder durchrinnt,
Seit ich gebettet im Glanz Deiner Glieder
Wissender Träumer bin, König und Kind.

Gitter des Wahnes, die mich umschlossen,
Sanken von magischem Spruche gefällt,
Seit Du mich weihtest zum Liebesgenossen,
Ist mir Dein Herzschlag Atem der Welt.

Heimkehr. Das alte Ufer! Die unveränderten Berge! Die sechs Jahre waren für sie ein Tag. Sogar, wie sonst, steigen die Wälder rot hinauf, mit Voraneilenden und Zurückbleibenden, so, als wolle die ganze Masse über den Grat hinüber und auf der anderen Seite das Tal gewinnen.

Hat der See ein anderes Gesicht? Weiß er um das Furchtbare, das unter den Menschen geschehen ist? Ach was, er schlägt Wellen wie sonst ans Ufer. Ungealtert. Und nur darum müde, weil kein Wind heute ihn aufweht. Er erhält Jugend und Kraft anderswo her.

Wir aber, wir stolzen Menschen — wir bewegen die Welt aus unsern Gehirnen. Wir stürmen an aus uns. Wir räumen auf mit dem Morschen aus uns. Wir erzeugen Leben aus uns selbst.

Sieh, der Fährmann!

Früher ein Mann mit einer blonden flämischen Roßmähne. Jetzt ein Mann beschneit. Aber noch nicht Greis. Noch mit der Urkraft gelber Pferdezähne.

Wie früher schlägt er das Boot über die schmalste Stelle. Stumm, hart und kurz, mit geöffnetem Mund.

Während am jenseitigen Ufer die Leute noch die Grastreppe hinaufsteigen, wendet er schon wieder sein Boot. Und während sie drüben über dem Hügel in den Himmel entschweben, füllt er hier sein Boot schon wieder mit neuer Fracht.

Er mußte hier sein. So gewiß wie die Berge. Die sechs Jahre waren ihm ein Tag. Ob Regen, Schnee, Tag, Nacht und nur die zwei Laternen zu sehen, winzige Leuchttürme: immer fuhr er. Stumm, wer hat ihn schon sprechen hören? Nicht einmal für Trinkgeld sagt er Dank.

Ein Riese sitzt er auf der Holzbank. In einem Lederwams, das noch einem Auerochsen abgezogen ist. Er nimmt die Menschlein auf seine Hand und setzt sie ans Land. Zärtlich besorgt sieht er auf ihre Schuhe, um zu prüfen, ob sie auch für die lange Wanderung auf den Wegen der Erde gerüstet sind.

Daß es Bahnen gibt, elektrische Wagen, Autos, scheint er nicht zu wissen.

Er ist kein Mensch. Die Sonne auf den Hügeln, die schönen Bäume, der demütige Seewinkel haben in ihm Gestalt an-

genommen. Er kann sich nicht um unsere Zeit kümmern. Er hat schon in Urzeit die Ruder ins Wasser geschlagen, er wird sie ins Wasser schlagen noch nach Jahrtausenden.

Plötzlich springt mich Widerwille an, daß der da immer noch fährt, unter Sonne, zwischen den zwei Laternen, die jetzt am Tage lächerlich dastehen. Was alles ist vom Himmel gerast in den sechs Jahren! Wohin überall bin ich Mensch umhergeworfen worden! Wohin die andern Brüder und Schwestern im Boot! Krieg ist gewesen, Sterbende haben geschrien. Hast du Kerl allein nichts von allem gehört?

Ich sehe einen im Boot, brennende Augen im knochigen Gesicht, der ist in Versuchung, dir auf die Schuhe zu speien. Dir, der du immer noch dahinfährst, Knecht eines andern, der irgendwo im geheizten Zimmer sitzt und den Knecht dem Wetter und den Wellen überläßt. Da allen das Menschenrecht aufgegangen ist — dir nicht? Ich sehe einen zweiten, mit wilder Stirn, den es treibt, dir die Faust zu schlagen mitten zwischen deine blauen Augen, die mit Wasser und Himmel eins geworden sind, kalt und menschenfremd wie sie.

Halt! Vielleicht wartet der Fährmann auf seine Stunde? Vielleicht steht er morgen schon auf von seinem Sitz, nimmt sein Ruder als Waffe und fordert sein Recht?

Ach, das alles ist so fern von ihm. Wenn die Glocke durch die Nacht schellt, geht er aus dem warmen Bett und treibt das Boot hin, und die Sturmwolken reißen an seinem Haar. Er fährt Menschen an sein Ziel. Er weiß nicht, woher sie kommen. Er fragt nicht, welchen Weg sie gehen. Aber er ist da, zuverlässiger als die Sonne, die so oft hinter Nebeln bleibt. Er fährt Menschen. Junge Frauen aus dem Elternhaus fort. Heimkehrende Söhne zu den Müttern zurück. Er dient. Er liebt. Er ist nicht umhergeschweift. Er hat nicht die Zeit versäumt. Er fährt Menschen. Vielleicht ohne zu denken. Sein Gesicht ist tierhaft geworden. Zum Gesicht eines Pferdes. Seine Gedanken kurz wie die Stirn.

Er spannt nicht Segel auf, er schaltet keinen Motor ein. Er bleibt bei der einfältig schweren Arbeit, die er überkommen hat.

Fluch dir und deinesgleichen! Ihr seid es, ihr Demütigen, die den Lauf der Welt zurückhalten.

Steh auf, nimm dein Ruder, drohe!

Aber er taucht die Ruder ein, kurz, hart, streblos wie die Kühe im Ufergras, die Bäume auf den Hügeln.

Und doch nehmen die, die endlich aus seinem Boot steigen und über die Treppe herrlich ins Leben hinaufschreiten, Kraft und Glauben für ihren Kampf mit von ihm. Von ihm, der zurückbleibt und beharrt. Welch ein Rätsel sieht einen an aus diesen Augen?

STEFAN GROSSMANN

KLAGE UM BARNOWSKY

„Nicht an dem Tage, an dem Marguerite starb, hatte Armand von ihr Abschied genommen. An diesem Tage war er erstaunlich ruhig, denn schon in der bitteren Stunde, in welcher der erste unheilvolle Husten aus Margueritens Mund brach, schon an dem Geburtstag des heranbrechenden Unheils, hatte er sich innerlich zum Abschied gerüstet."

Die robuste Rotte der Rotter hat ihre Siegesfahne aufs Lessingtheater gepflanzt, noch kommandiert unter Victor Barnowsky, aber seine Tage sind gezählt. Es gilt, sich innerlich zum Abschied zu rüsten: Wer war der Teure?

Er kam aus Breslau. Man sah es ihm an, wenn er, in vollkommenster Eleganz, in einen Salon eintrat, das Taschentuch delikat, bis auf ein kleinwinziges Zipfelchen, in der Seitentasche verborgen, die taubengrauen Handschuhe gelassen im rechten Händchen schwenkend, die Krawatte höchst behutsam abgetönt. Der Zylinder glänzte erschütternd. Nicht ein Pünktchen war inkorrekt. Kein Zweifel, Breslaus vornehmster Mann stand da.

Er verdankte seine Geburt als Theaterdirektor seiner Ungefährlichkeit. Zwischen Reinhardt und Richard Vallentin waren Zwistigkeiten entstanden. Reinhardt sollte das Kleine Theater aufgeben und ins größere Haus übersiedeln. Vallentin brannte darauf, Unter die Linden zu kommen. Aus Angst vor Vallentin gab Reinhardt das Kleine Theater dem ungefährlichen Schauspieler Victor Barnowsky. Im Kleinen Theater hat Barnowsky ein paar Jahre sehr glücklich gewirtschaftet, auf anständige Weise, mit gutem, unrevolutionärem Geschmack Geld verdient.

Dann kam er ins Lessingtheater. Kerr brauchte einen Theaterdirektor, der Reinhardt bedrohen sollte. Nur mit einer solchen Gefahr, meinte Kerr, war Reinhardt vor Erstarrung, vor Amerikanertum zu bewahren. Aber es war nicht leicht, Victor zu einer Gefahr für

Reinhardt aufzuziehen. Was hat er denn als Brahms Nachfolger geleistet? Die Veroperung des „Peer Gynt", die schließlich mit der noch viel schlimmeren Verfilmung der norwegischen Nationaldichtung endigte! Brahm würde bei dem Gedanken, Ibsen zu verfilmen, im Sarge unauffindbar geworden sein. Der Nachfolger Brahms hat für Ibsen Außerordentliches getan: Er zerstörte Ibsens Renommee bei Ufa, Bioskop und Eiko für ewige Zeiten.

Reinhardts Gefahr war, die Abiturienten sprachen darüber in den Frühstückspausen, der Rundhorizont, die plastische Dekoration, die echten Kostüme, der Requisiteur. Es gab nur ein Gegenmittel: Das spartanisch einfache Theater. Barnowsky ging durch die Berliner Salons und klagte: Oh, dieser Reinhardt. Ganz genau dieselbe Idee wie er hatte ich, dreieinhalb Sekunden später. Diese dreieinhalb Sekunden sind mein Schicksal! Aber er hätte, als Brahms Nachfolger, „Kaiser und Galiläer" und die „Kronprätendenten" in einer rein auf geistige Wirkungen gestellten Aufführung herausbringen und so Brahms Werk wirklich abschließen können.

Es blieb bei der Pflege des längst Durchgesetzten. Mitten im Krieg psychologischer Ehebruchstücklein von Schnitzler. Sudermann wurde zu neuen, mit Rotter freilich nicht vergleichbaren, Siegen geholfen. Auch dem Dichter Hans Müller wurde Bassermanns Hilfe geboten.

Ein zweites Theater wurde gewonnen. Hier herrschte einen Winter lang Fritz Friedmann-Frederich. (Es gibt Dinge, die man sich vornehmen und doch nicht ausführen kann — so offenbart sich ein Charakter.) Irgendwie blieb Fritz Friedmann-Frederich Herrscher dieses Theaters. Sein Geist hat sich in die Mauern eingekratzt.

Und die Feiertage, die auch das Geschäftstheater der Kunst bewilligt? Im Gedächtnis haftet nur eine schöne Aufführung eines Marionettenspiels der Fürstin Lichnowsky, schön wegen der Bilder Barnowskys und doch verfehlt, weil das stille Spiel fürs Marionettentheater, nicht für die kalte Runde des Lessingtheaters bestimmt war. Sonst? Eine Aufführung des Molièreschen „Don Juan", zur Ergänzung der Reinhardtschen Molière-Inszenierungen. Eine Aufführung des Franzosen Heinrich Mann, zu sehr aus dem lateinischen Geist, als daß sie nicht kalt gelassen hätte. Dann wieder eine Ausgrabung des alten Niebergall, beste Reinhardt-Imitation. Im Sommer eine durch Reinhardts Pantomimen angeregte Inszenierung von „Wallensteins Lager" im Freien, wobei der Erbe Brahms zuließ, daß man keinen Vers Schillers hören konnte. Blickt man die Jahre zurück: Nirgends eine eigene geistige Absicht, nirgends ein Wille, der aus eigener Anschauung entsprungen. Immer nur: Anpassung, Nachahmung, abhängiges Vorwegnehmen, Anpassung an die Schauspieler, Nachahmung

Reinhardts, Vorwegnehmen Reinhardtscher Möglichkeiten. Daher diese dummen, täglichen Katzbalgereien und Streitigkeiten um Stücke und Einstudierungen.

Niemals auch nur eine Witterung für die Sehnsucht der jungen Seelen. Deshalb konnte dem Erben Brahms fast der ganze Strindberg entgehen. Zu der inneren Welt von Toller, Goll, Zweig, Stramm führte ihn kein Weg. Er war unjung von Geburt.

Aber die Schauspieler, die er Berlin zugeführt hat? Kein Zweifel, er hat einige Talente gefunden. Aber er hat sie gefunden und wieder verloren. Die frische Dagny Servaes ist ihm begegnet. Aber was hat er mit ihr anzufangen gewußt? Er hat den besten Berliner Komiker: Max Adalbert. Wie hat er mit diesem Pfund gewuchert? Er hat ihn ganz in die Fritz-Friedmann-Fredrich-Luft gesteckt, und in all den Jahren ist ihm (außer dem „Datterich") nicht eine einzige Aufgabe für Adalbert eingefallen. Er hat die Lina Lossen. Aber er läßt sie immerfort edle Frauen in derselben Tonlage sprechen, bis der Zuschauer des monotonen Edelsinns überdrüssig wird und einmal e i n e n neuen Ton von diesen sanften Lippen hören möchte. Ein Direktor muß Phantasie für seine Schauspieler haben. Er muß nachts in seinem Bette liegen, die ganze Weltliteratur muß durch sein finstres Zimmer geistern, nur um eine Besetzung für das junge, noch nicht ganz entdeckte Fräulein Schulz zu finden. Diese Fürsorge im Geist fehlt ihm, das spüren die Schauspieler, deshalb sind sie gegen Barnowsky noch treuloser als gegen andere. Daher ihr perfider Reichtum an Barnowskyanekdoten.

Die Rotte der Rotter wird nicht ohne Gefolge kommen. Sie wird einen Maler für die neue Bourgeoisie mitbringen, einen Kossuth oder Stuck und daneben einen ausgemergelten Expressionisten, wenn die Presse darauf besteht; sie wird sich einen Literaturdozenten zahlen, der ihr die Aufgaben auszusuchen hat, wodurch man schnell ins feinere Renommee kommt, sie wird Georg Kaiser, Oskar Kokoschka und Romain Rolland durch Generalverträge an sich binden, das sind höchstens 50 000 Mark aufs Konto allgemeiner Geschäftsunkosten fürs erste Jahr, und dazu wird sie allabendlich Ludwig Fuldas neues satyrisches Zeitmärchen spielen. Sie werden sich drei Literaten als Adjutanten halten und in vier Wochen den Dialekt der Snobs in den Grundzügen erlernen. In drei Monaten wird Fritz Rotter von Victor Barnowsky nicht zu unterscheiden sein!

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Renners Reisen.

Herr Renner, der Staatskanzler der Schmerzensrepublik Deutsch-Österreich (Verzeihung, der Republik Österreich; „Deutsch" darf sie ja nicht heißen), ist nach Prag gefahren, um gegen das Verhungern und Erfrieren seiner Untertanen etwas zu tun. Prag ist bekanntlich neuerdings die Hauptstadt Mitteleuropas und freut sich, daß diese unumstößliche Tatsache (die sich Berlin noch nicht so recht klargemacht hat) wenigstens von Wien förmlich und feierlich anerkannt wird. Herr Renner wurde ziemlich freundlich empfangen und durfte das Rathaus besichtigen. Er unterhandelte mehrere Tage und ließ am Ende „verlautbaren", daß er zwar nicht viel, aber doch einiges erreicht habe; die Tschechoslowakei werde etwas mehr Kohle liefern, auch Zucker. Hoffentlich wird dies Versprechen bald erfüllt. Denn die Kohle, über die Österreich jetzt verfügt, scheint gerade noch für den Sonderzug gereicht zu haben, der Herrn Renner von der nahen tschechischen Grenze in seine Residenz zurückbrachte. Als er zu Hause war, wurde der Verkehr eingestellt, die Wiener Fabriken standen still, die Straßenbahn fuhr nicht mehr und sogar die Theater, auf die doch die fremden Missionen und die einheimischen Schieber kaum verzichten können, sollen geschlossen werden. Herr Renner will nächstens nach Belgrad reisen, um Lebensmittel zu besorgen. Es steht zu befürchten, daß nach seiner Rückkehr die Nahrungsmittelrationen bestenfalls noch mit der Briefwage zugemessen werden können.

Die Bemühungen, den Schlüssel des österreichischen Wirtschaftsproblems in Prag und in Belgrad zu finden, wirkten grotesk, wenn die Situation, der sie entspringen, nicht so furchtbar traurig wäre. Das Ergebnis dieser Bettelreisen können doch nur Almosen sein, hingeworfene, karge Brocken, die das Leiden verlängern, aber den Patienten nicht zu Kräften bringen. Weder die Tschechoslowakei noch Jugoslawien wird (und kann) Österreich etwas schenken. Zu bieten aber hat dieses Land, das zwar eine hungrige Millionenstadt besitzt, aber keine Rohstoffe, keine bedeutende Großindustrie (in Wien saßen ja nur die Direktionen der Gesellschaften, die in Böhmen und Mähren ihre Fabriken betrieben) und keine agraren Ueberschußgebiete, auf absehbare Zeit nichts. Es kann nur leben, nur eigene neue Wirtschaftskräfte heranbilden als Teil eines größeren Ganzen, das selbst über eine gewisse Versorgungsbasis verfügt und schließlich auch imstande ist, unentbehrlichste Einfuhren mit Leistungen seiner Wirtschaft zu bezahlen. Dies größere Ganze ist Deutschland, kann nur Deutschland sein.

Herr Renner sollte sich in Paris nicht mit Empfehlungsbriefen nach Prag und Belgrad billig abspeisen lassen. Er sollte den Herren auseinandersetzen, daß in Prag und in Belgrad für Österreich wenig zu holen ist, und daß es wirklich nur zweierlei gibt: entweder der Hohe Rat übernimmt die Verwaltung und Versorgung der Völkerbundskolonie Österreich freundlichst in eigene Regie (was ihm zu kostspielig und zu unlohnend sein dürfte), oder er gestattet gütigst den Anschluß, der eine Magenfrage in des Wortes bitterster Bedeutung geworden ist.

F ü n f z i g M i l l i a r d e n P a p i e r g e l d.

Um Neujahr hat der deutsche Papiergeldumlauf beinahe den Betrag von fünfzig Milliarden erreicht. In der ersten Januarwoche ist er zwar um ein paar hundert Millionen zurückgegangen; aber die Summe der zirkulierenden Banknoten und Darlehnskassenscheine stellte sich immer noch auf rund neunundvierzig Milliarden. Vor einem Jahre waren es „b l o ß" zweiunddreißig Milliarden. Diese Gegenüberstellung soll nicht etwa der billigen Argumentation gewisser rechtsstehender Politiker als Stütze dienen, daß die gegenwärtige Regierung an dem ganzen finanziellen Elend schuld sei. Die gegenwärtige Regierung hat sicher sehr viel auf dem Kerbholz; aber es liegen auch Zwangsläufigkeiten vor, die man billigerweise anerkennen muß. Die unproduktiven Riesenorganisationen, die der Krieg geschaffen hatte, ließen sich, um der Werte, die in ihnen gebunden, und um der Menschen willen, die in ihnen versorgt waren, nicht von heute auf morgen auflösen; und Kriegsanleihen zur Bestreitung ihrer Kosten konnte man nach der Niederlage kaum aufnehmen. Nachdem die Armee zerfallen war, mußte man ein Söldnerheer haben; und das Söldnerheer war, bei dem betrübenden Manko an vaterländisch-idealistischer Gesinnung und bei den generösen Konkurrenzangeboten unserer Bolschewisten, nun einmal eine kostspielige Sache. Der Zusammenbruch der Staatsautorität, das Versagen der Staatsexekutive, muß mit Papiergeld bezahlt werden, direkt, indem tausend Ansprüche, die sonst zurückgedämmt wurden, notgedrungen erfüllt werden, indirekt, weil Korruption, Schiebertum, Preistreiberei sich ungestört auswirken können. Aber der Staatsapparat ist nicht vom neuen Regime zerschlagen worden; er brach mit dem alten nieder.

Die Anerkennung der Zwangsläufigkeiten soll keine Entlastung sein. Vergeudung findet in großem Umfange statt; er gibt noch viel produktionshemmende, teure Zwangswirtschaft, die längst durch billigere, produktionsfördernde Solidarwirtschaft ersetzt sein könnte. Der Dilettantismus parlamentarischer Minister, gegen den sich auch jetzt bereits fanatische Anhänger des parlamentarischen Systems aufzulehnen beginnen (freilich erfolglos, denn sie wissen nichts anderes,

als die Parlamentarier zu beschwören, freiwillig der Krippe fernzubleiben), richtet viel Unheil an. Wir müssen, wie die Dinge liegen, entweder mehr Waren oder mehr Banknoten produzieren; wird die Versorgung mit Waren knapper, so steigert sich der Wettbewerb des Geldes um sie und neues Geld muß gedruckt werden. Geschieht — in Landwirtschaft und Industrie — wirklich alles, damit wir mehr Waren erzeugen, damit unsere Produktivität sich hebt? Kann dafür alles geschehen, wenn man nicht nach einem schöpferischen Plane arbeitet, sondern nach Augenblicksbedürfnissen, die sich nicht mehr vertagen lassen, und mit Kompromissen, die niemand befriedigen?

Für die fünfzig Milliarden gibt es immerhin mancherlei Entschuldigungsgründe. Aber es gäbe keine mehr, wenn es nach Jahresfrist siebzig oder neunzig wären.

Der Arbeiterausschuß als spanische Wand.

Neulich stand in den Zeitungen, daß die Daimlerwerke sich hinter ihren Arbeiterausschuß gesteckt hätten, um die Erfüllung alter Verträge zu Preisen, die die Selbstkosten nicht mehr decken, verweigern zu können. Der Ausschuß erklärte in einem Briefe, Lieferungen, bei denen die Selbstkosten nicht gedeckt seien und durch die mithin die finanzielle Leistungsfähigkeit des Unternehmens untergraben werde, dürften nicht ausgeführt werden. Die Gegner der Gemeinwirtschaft griffen den Vorgang sogleich auf. Bitte, sagten sie, so sieht es also aus, wenn Unternehmer und Arbeiter sich in gemeinwirtschaftlicher Selbstverwaltung zur Regelung der Produktion vereinigen! Gemeinsame Preistreiberei und Schröpfung der Konsumenten.

Zu dem besonderen Falle ist zu sagen, daß wohl auch bei entwickelter Gemeinwirtschaft gegen Verletzung rechtsgültiger Vereinbarungen die Gerichte angerufen werden können. Der Richter könnte zwar die Arbeiter nicht zwingen, Kraftwagen herzustellen, die nach ihrer Ansicht zu billig abgegeben werden müssen, wohl aber die Firma, dem Besteller Schadenersatz zu gewähren. Grundsätzlich ist zu bemerken, daß kein vernünftiger Gemeinwirtschaftlicher die Gefahren rücksichtslosen Betriebs- und Branchenegoismusses, die sich aus der Herstellung der Produktionssolidarität der Unternehmer und Arbeiter ergeben können, verkennt. Deshalb soll ja die ganze Wirtschaft durchorganisiert, deshalb soll ein Aufbau geschaffen werden, in dem Gewichte und Gegengewichte, in dem alle Kräfte und Interessen ihren Platz finden und an dessen Spitze Organe der Gesamtinteressen den Ausgleich vermitteln und nötigenfalls erzwingen. Der Einwand der Freiwirtschaftler würde gelten, wenn es bloß die Absicht wäre, da und dort Einzelkartelle mit Arbeiterbeteiligung zu errichten. Die wären allerdings vielleicht noch partikularistischer und egoistischer als reine Unternehmerkartelle. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

GEHÄLTER

In dem Aufsatz, den Professor Albert Penck in diesem Heft des „Tagebuch" veröffentlicht, nennt er die Gehälter, die der Staat den Gelehrten an den Hochschulen ausbezahlt. Man erschrickt.

Im preußischen Staatshaushaltplan für das Jahr 1919 ist das Jahreseinkommen für den Oberassistenten der psychiatrischen Universitätsklinik mit einem Jahreseinkommen von 2400 Mark festgesetzt.

An der Berliner Universität haben ordentliche Professoren ein Jahreseinkommen von 3600 Mark garantiert. Je entlegener das wissenschaftliche Gebiet des Vortragenden ist, desto unwahrscheinlicher ist die Aussicht des Gelehrten, das garantierte Einkommen zu überschreiten.

Uebrigens gibt es im Ministerium vortragende Räte, die, nach dem Staatshaushaltplan, 7000 Mark jährlich beziehen.

Zum Glück gibt es in anderen Atmosphären tröstlichere Entlohnungen.

Der Filmdarsteller Reinhold Schünzel bezieht für jeden Tag der Mitwirkung an der Fertigstellung eines Filmes 2000 Mark.

Der Schauspieler Emil Jannings erhält für jeden Tag der Mitwirkung an einem Film 2000 M.

Frau Henny Porten erhält für jeden Film 44 000 Mark. Zehn Filme im Jahre sind ihr garantiert. Das ist ein Jahreseinkommen von 440 000 Mark. Da zehn Filme in etwa 150 Tagen fertigzustellen sind, kann Frau Porten dies Minimum überschreiten. Ihr Jahreseinkommen wird auf 600 000 Mark geschätzt.

ZEITUNGEN SIND ERWERBSUNTERNEHMUNGEN

Herr Hugo Stinnes hat den Zeitungsverlag und die Druckerei der Firma Büxenstein gekauft. Dort erscheinen eine Anzahl Zeitungen, die zu schlecht gemacht sind, als daß sie Beachtung fänden. Aber wenn ein so schwerer Herr, nicht nur als Herr der Kohlen, sondern neuerdings auch als Papiererzeuger, entscheidend seine Hand auf einen Zeitungsverlag legt, so wird er wissen, was er will. Er. Aber die Redakteure, die da mit dem anderen Mobiliar verkauft wurden? Und gar die ahnungslosen Leser, die nie bis zu den Quellen dringen, aus denen sie allmorgendlich gelabt werden?

Eine der gelesensten Zeitungen Bayerns, die Zeitung der kleineren Beamten und Kleinbürger, die „München-Augsburger Abend-Zeitung" ist verkauft worden. An wen? Der Leser erfährt es nicht, kaum der Redakteur. Gestern noch nannte sich die Zeitung demokratisch, von morgen an wird sie deutschnational sein. Aber die Uebergangsfrist von gestern auf morgen dauert einige Monate; der arglose Leser soll das Hinübergleiten womöglich nicht wahrnehmen, er soll mitrutschen Wohin? Das wird in einem Privatkontor beschlossen, bei irgendeinem bayerischen Helfferich.

Auch hinter den gepolsterten Türen des „Lokalanzeigers" scheinen wichtige Entschlüsse gefaßt worden zu sein. Hat das segeltüchtige Blatt einen neuen Besitzer gefunden? Ist der Verlag der „Leipziger Illustrirten Zeitung", ist J. J. Weber in die heiligen Hallen des Scherlkonzerns eingetreten? Warum wurde der all-

zeit willige Verlagsdirektor Eugen Zimmermann abgetan? Wittern die Redakteure den Umschwung? Wurde der neue Verlagsdirektor Herr Klitzsch, kein Journalist, sondern ein Geschäftsmann, eingesetzt, um im unwahrscheinlichen Falle ungehorsame Schreiber schnell vor die Tür zu setzen? Noch ist's Geheimnis, wohin das einst gelesenste Blatt Berlins von morgen an steuern wird. Der Leser jedenfalls wird nichts gewahren.

Ist dieser Zustand leidlich? Können, wollen die Journalisten es ertragen, daß der Handel mit Zeitungen über ihre Köpfe hinweg erfolgt? Die Teuerung des Papiers, des Drucks, der Nachrichten, das Hinschmelzen des Anzeigenteils bringt schon heute viele Blätter in Todesnöte. Die Inseratensteuer wird viele Zitternde zu Gefallenen (in jedem Sinne) machen. Wie, wenn in dieser Bedrängnis des Geschäfts wohlhabende Fremde auftauchen und, human wie sie sind, mit gutem englischen Geld deutsche Zeitungen billig erretten wollen? Ist nicht die Zarenpresse schon in englischem, die Pariser Presse in russischem Besitz gewesen? Wer wird es ahnen, wenn deutsche Zeitungen hinter gepolsterten Türen von Vordermännern entschlossener Ententekapitalisten erworben werden? Die Redakteure? Wenn sie's ahnen, würden sie den Mut finden, zu sprechen? Der Leser aber, der ahnungslose, wird ganz vorsichtig, in leise gesteigerten Dosen traktiert werden. Der Prozeß der inneren Zermürbung der Nation, in Bayern französisch, in Hamburg englisch angeblasen, kann uns gründlichere Zersetzung bringen als alle Dorten und Heim zusammengenommen.

Hat irgend jemand in der Nationalversammlung von dieser tödlichen Gefahr auch nur einen Dunst? Ach Gott, in der Nationalversammlung.

VON DES MENSCHEN LAUTENSACK LETZTER STATION

Von des Künstlers Heinrich Lautensack erster Station kann erst jetzt gesprochen werden, nachdem Hermine Koerner in München, das Kleine Theater in Berlin mit der endlichen Aufführung des „Gelübde", beziehungsweise der „Pfarrhauskomödie" das Schweigen durchbrach, in dem des Dichters Werk nach seinem traurigen Ende im Irrenhaus für immer scheinbar versinken sollte.

Sein Leben — ein Passionsweg, nicht ohne Groteske. Die Stationen: Kindheit, fern den Eltern, in Vilshofen bei Passau; Absolvierung der Münchener Industrieschule; aus dem Studenten der Technischen Hochschule wird der Henkersknecht der Münchener Elf Scharfrichter; kleiner Dichterruhm, weil die Delvard seine Gedichte spricht, später, als aus den Elf sieben wurden und nun Tantenmörder hießen, Franz Blei zwei lyrische Votivtafeln in Bierbaums „Insel" schmuggelt; Vagantendasein mit der blonden Dora Stratton, seiner ersten Frau, durch Deutschland; Axel Juncker druckt die „Medusa"; Cabaret wird Kabarett, schließlich Variété, Tingeltangel; Conférencier im Berliner „Klimperkasten"; es war einmal ein Dichter; eine Wirtin in der Körnerstraße will einen Koffer mit Manuskripten nicht herausgeben, da die Miete nicht gezahlt ist; die zweite Frau; in einigen Tagen entstehen „Hahnenkampf" und „Pfarrhauskomödie";

die Zensur verbietet beide, als Barnowsky sie fürs Kleine Theater erwirbt; Heinrich liest Romane für Verleger, bearbeitet Komödien für Wäschehändler, wobei er als Verdienst einzelne Taler zählen muß; es war einmal ein Dichter — ahnt man nach den „Dokumenten der Liebesraserei"; Kino lockt: schreib Films! Goldmünzen, ein paar, rollen; Krieg — eben Schauspiel „Das Gelübde" in den „Weißen Blättern" erschienen; Landsturmmann in Königsberg mit Bab, Gurlitt, Ascher, Landau, Guggenheim; zur „Samländischen Ode" paraphrasiert Pechstein Lithos; Urlaub für den Hindenburg-Film; Reklamation vom Kino; Hebbels „Mutter und Kind" muß dran glauben; Kleist und Adalbert Stifter sollen hergenommen werden; Lu Synd wird aktuell; Filmregisseur; braue Lappen winken; Fahrt in die Heimat: Passau, München; Wedekinds Begräbnis muß gekurbelt werden; der „unwürdigste" Schüler grüßt den Meister; Gift der Erbsünde klettert ins Gehirn; Sanatorium, eine Irrenanstalt löst die andere ab, bis es die letzte wird, wo anhebt das Sich-Zerfleischen, körperlich und geistig, bis zum 10. Januar 1919.

Das Tagebuch dieser letzten Station liegt vor mir. Der Mensch Lautensack konnte die schönsten Buchstaben malen — Kunststück, wenn ein berühmter Holzschneider, Goethes Hanauer Goldschmied, Vorfahre waren. In den alten Gleichfluß der Linien springt plötzlich Wildheit. Denn überall lauern Feinde. Alle, die wir seine Freunde waren, kriegen ihr Fett weg. Dazwischen immer wieder Wehklagen um Wedekind, den er durch die Aerzte hingemordet wähnt. Zusammenraffung des künstlerischen Werks. Jugendgedichte muß das schwindende Gedächtnis immer wieder zu Papier bringen. Die Hetzpeitsche des Todes gibt das Tempo an. „Das Gelübde" — o, der vierte Akt ist noch nicht gut genug. Licho hat es gesagt. Nein — besser: man macht einen Film daraus. Bei Gurlitt müssen die Elf Scharfrichter auferstehen. Wut über Aerzte und Krankenwärter. Warum muß man ein Märtyrer sein? Briefe an den Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Alfred Richard Meyer — Die Bücherei Maiandros — die Bücher sind nicht in den Schaufenstern — man muß in Meyers Wohnung einbrechen — Lu Synd, dir diese Verse! — die Aerzte verlangen die Beichte, die Generalbeichte. Heinrich Lautensack schreibt sie. Wahnsinn überflammt Wahrheiten. Er klagt sich an. Er erniedrigt sich. Er schluchzt hin. Er rechnet kalt mit den Menschen ab, die ihm am nächsten standen. Er verdammt. Letzte Liebe gibt sich ganz der Heimat, den Eltern, den Adoptiveltern. Das künstlerische Werk muß noch einmal in ängstlicher Disposition aufgezählt werden, mit immer barockeren Untertiteln und Widmungen — das einzige, das er noch geben kann. Auseinandersetzung mit der Zensur. Groß dieser Satz: „Ich bin Moritz Stiefel und Sohn des Staatsanwalts in Einem. Wer kauft meine Bücher? Wer liest sie, wenn mich die Zensur mit meinen besten Absichten verbietet und die Direktoren feige sind!" Und dann viele Tage später, zwischen Buchstaben, die kein Auge je entziffern kann, dieses: „Ich klammere mich an meine Werke." Sehnsucht, letzte, nach der Heimat. Das Re-

quiem auf Frank — ja, es muß schon doch eine Pantomine für den Film werden — aber natürlich mit Versen drin. Die müssen noch mal überfeilt werden. Erinnerung an den Krieg. Preußen ist nicht Bayern. Dennoch — dennoch: „Berlin ist die schönste Stadt der Erde, aber auch der meisten Morde und Selbstmorde bis vor dem Kriege gewesen. Das Preußenland, wie es vor dem Kriege war, in 40 Friedensjahren in einem einzigen Belagerungszustand — dieses Berlin Dabei-sein-wollen, dieses Einander-Auffressen, ich war ihm nicht gewachsen, dem Großstadttod, der von der Großlandwirtschaft wie alles Rechte kommt." Dann wieder die Scharfrichter. Nein, die Brigitta von Stifter ist wichtiger. Besser kein Film. Oder doch ein Vorspiel in Versen dazu „Preußisch Wahlrecht so gut wie angenommen. 1300 m vor Ypern. Lichnowsky und die sonstigen Frommen im Inland samt dem Ausland wird giepern vor dem ulkigen Deutschland frei! Morgen wieder Siegesfeier!" Im schwarzen Walfisch zu Askalon — viele Strophen gegen der Verfasser der „Beiden Seehunde". „Mein ganzer Katholizismus in meinen Werken, Lotte, du süße Maus, Ekel, Ehebruch. Ich suchte Freunde für Wedekind und war stets gegen alle Berliner Schieber der Kunst wie überhaupt Berlin W-Richtung . . . aber ich kam gegen Genossen wie Henry Weinverkäufer, die sich Kabarettisten, Artistenvolk und des ganzen Elendenkirchweih', die Berlin in König Nicolo und wie in Heinrich Manns nach Liebe und zwischen den Rassen nicht auf. Taucht unter, Gedanken! 1½ Millionen durchgebracht. Pfui Teufel! Letzte Worte. Ich rege mich hier nur auf. Ich weiß jetzt, daß mein Körper mißhandelt ist und vertraue nur noch, daß mein Film unheilbar, solche Aerzte-Verlogenheit haben wir in Deutschland. Der ganze Befund: Sie haben mich gäll gemacht, fett gefräßig, ohnmächtig vor Hunger. Wie Christus gefoltert. Ach teuere Heimat, wo Milch und Honig fließt."

Wollt ihr mehr? Fünfzig enggeschriebene Seiten geht das so weiter. O, dieses furchtbare Sterben muß sehr langsam gewesen sein — begreift ihr. Starrt ins Dunkel. Richtet euch auf im Licht, das euch jetzt — endlich, endlich! — die „Pfarrhauskomödie" im Kleinen Theater geschenkt hat. Habt euer Leben um aller Menschlichkeiten willen doppelt lieb. Und laßt das nächste Genie genau so elend zugrunde gehen, wie ihr es Heinrich Lautensack antatet.

Alfred Richard Meyer.

VORFALL

In der Untergrundbahn sitzen einige Offiziere. Sie kommen aus dem Baltikum. Einer erzählt: „Als wir in Tilsit einzogen, das hätten Sie mal sehen sollen. Da war Zug in der Truppe. Die Beine flogen nur so, wie bei der Parade. Die Zivilisten bildeten Spalier und sangen: ‚Heil dir im Siegerkranz'."

Das Publikum verharrt in ehrfürchtigem Schweigen und, seinen Erfolg auskostend, wiederholt der Offizier: „Die Zivilisten bildeten Spalier und sangen: ‚Heil dir im Siegerkranz'." Die Fahrgäste wagen nicht, sich zu mucksen. Nur ein Ladenmädchen bemerkt sachlich: „Siegerkranz? Siegerkranz is' ausgezeichnet."

m.

DER GELBE FLECK

In Rußland tragen die käuflichen Mädchen einen gelben Fleck am Kleide, gewiß wohl weniger als ein Aushängeschild, wie etwa der Krug im grünen Kranze die Durstigen zu locken weiß, als zur Brandmarkung. Der gelbe Fleck scheucht den Frommen wie ehedem die Knarre des Aussätzigen männiglich von hinnen jagte. Es blieb diesen Tagen vorbehalten, ähnliche Verdeutlichungen bei uns einzuführen. Wir haben ja Zeitschriften, die gleichen Zweck vollauf erfüllen. Ich gestehe, daß ich an dem Verkaufsstand, an dem ich mir den ‚Reigen' und ‚Ich und die Großstadt' für vieles Geld erwarb, scheu vorübereile. Was muß der Händler von mir denken? Denn ich für mein Teil weiß, was ich von einem oder einer zu halten habe, in deren Händen unversteckt ich diese schimpflichen Papiere erblicke. Es lohnte sich nicht, solchen Dingen die Ehre einer Polemik anzutun; allein, in welchem Dorf eine Krankheit wütet, vielleicht die Maul- und Klauenseuche, wird eine Warnungstafel ausgehängt. Also auch hier. Denn hier ist Krankheit.

Lieben Freunde, wahrlich, wir haben nichts wider das Erotische, das Galante, gegen die Zote, nicht einmal gegen die Pornographie, sobald dies nur alles Hand und Fuß hat, sobald es nur Blut, Drang und einen — noch so wüsten — Willen spüren läßt. Wer wäre nicht entzückt über die Grazie eines englischen Romans aus der Zeit der drei George, der einer Dirne Leben getreulich schildert, wer nicht berührt von den galligen Schweinereien des Petrus Aretinus oder den zarteren des Meursius? Ja, wir lassen uns die eminent langweiligen Schriften des verrückten Sade gefallen, von Casanova oder Retif de la Bretonne und ihren Meisterwerken ganz zu geschweigen. Der Dienst des Gartengottes, mag er so wild und seltsam sein, wie er will, hat bis hinein in die krümmsten Irrwege seinen hohen Ernst. Ferne sei uns unzüchtige Scham.

Wogegen wir aber fest Stellung nehmen, das ist jenes geifernde Gesabber, das Gelüstle, ist die Geilheit; verzeiht, so widerlich Wort und Begriff sind, es muß einmal gesagt werden. Sie wird ausgerufen unter Schlagworten wie ‚glutvolle Sinnlichkeit' und ‚Erotik'. Nebenbei: Eros hat mit Psyche zu tun, ihr Tüchtigen! Just in der anderen Ecke der Welt bläst der Satyr seine Schalmei. Welch übler Duft erstaunlicher Unbildung! Dem Eros Unflätiges unterschieben, ist weit schlimmer, als mit dem Messer essen, meine teuren Feinde! Und nun wälzt sich die Lava des Schmutzes über dich hin.

Da wäre denn also ‚Reigen', Blätter für galante Kunst und Tanz. Es wird uns wenig Spielraum für die Phantasie gelassen. Die Bilder sind so gefällig, nichts anderes von dir zu verlangen, als daß du nackte Beine und Brüste nebst rosigen Knopsen, wenn irgend angängig, auch noch den Nabel einer Dame mit deinen Augen betastest. Mehr nicht. Da aber liegt's. Dein Blick soll mehr noch lüften, soll das schlecht Verborgene sich mit der gleichen Deutlichkeit ausmalen wie das Sichtbare. Und wie wir nach Schlabbrigem oder Fettigem gern zu einem Glase Branntwein greifen, so kommt uns hier die Sehnsucht an nach Lattenzäunen, auf denen eine-

schlichtere Empfindung das berühmte Viereck von pompejanischer Brutalität brünstig hinschmierte. Was man am wenigsten von solchen Bildern verlangen kann, ist Witz, wie ihn einst die vie parisienne aufwies. Doch ich wüßte mich keines anderen Gefühles zu entsinnen, als eines fürchterlichen Katzenjammers, der mich beim Anschauen dieser grotesken Impotenz beschlich. Der Verlag hingegen ist anderer Meinung: „Schon das vielfarbige Titelbild wird dauernd fesseln und gern als Wandschmuck verwendet werden", läßt er sich fettgedruckt vernehmen. Er ist auch, wie man vermuten könnte, nicht der Meinung, daß man das übrige nun in den Papierkorb senken soll, nein, er rühmt, hier würde „in Wort und Bild . . . jene heitere und unbefangene (unbefangen ist besonders hübsch) Kunst der Galanterie gepflegt, wie sie in künstlerisch bedeutendbn Kulturepochen ausgeübt ward". Ueberschrift: gewalztes Eisen. Was solche Köpfe sich vorstellen unter Begriffen wie: heiter, unbefangen, Galanterie, Charme und Grazie, verdeutlicht eine Geschichte ‚Adam und Eva' in der Rubrik ‚Am Teetisch' des Dezemberheftes, wo ein Fall von Vaginismus erzählt wird. Ohne Witz, ohne Salz. Der Mensch, der sich den Namen des Spötters Lukian zugelegt hat, hält die medizinische Tatsache für hinreichend, das Bocksgefeixe der galanten Herren zu entfesseln. Das ist eine Schweinerei, nein, das ist eine säuische Schweinerei. Und das wagt von Charme zu faseln, erfrecht sich, bedeutende Kulturepochen auch nur in den Mund zu nehmen. Hier ist der gelbe Fleck. Flieht! Die Ratsche knarrt. Aussatz! Wie die Bilder, so mühen sich die Dichter-Mitarbeiter kaum, das Unwesentliche hinzuzufügen, und wäre es nur der sanfte Abglanz einer guten Zote. Wen schiert es denn, wenn da einer äußert, er sei — o! — der siebzehnjährigen Brüste müde, und sich entschlossen zeigt, die Reife küssend zu umfangen, deren köstliche Glieder von allem Geschehen wissen? Es sei denn, solche ginge das an, denen es die Kehle verschlägt, wenn sie so etwas auch nur lesen, und denen Wort und Bild freundliche Helfer sein wollen, die verschnürte Kehle wieder ins Geschick zu bringen. Wer nicht die jetzt üblichen fünfzig Mark der Portokasse entnehmen kann, er holt sich hier für 2,50 M. eine Ersatzlust. Obendrein bekommt er als Philosophie mit auf dem Weg, daß man ein Don Juan nur durch Indiskretion werden kann. Unser Feldwebel sagte immer zu uns, wenn er uns besonders lieb hatte: Ihr Gifte! Kurz, man ist glückselig, wenn man im Inseratenteil innehält und sich die Augen rein wäscht mit der Reklame, die zu sagen weiß, daß Nuos-Schuhputz aus echtem Terpentinöl und ausländischen Edelwachsen hergestellt wird.

Wolfgang Goetz.

WIENER SCHICKSAL

Im Wiener „Neuigkeits-Weltblatt" erschien folgende Anzeige:

> Hübscher Knabe,
> am 30. Dezember 1919 geboren, ist zu verschenken.
> Auskunft: Swol, Hebamme,
> 10. Bezirk, Bürgerplatz 13.

Ein Schäferhund ist in Wien unter 3000 Kronen nicht zu kaufen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

STEFAN GROSSMANN

ZWEI NEIN

Eine neue sozialistische Partei, nicht verkalkt durch einen veralteten bürokratischen Apparat, eine neugeborene Partei ohne Trug und routiniert gewordene Funktionäre, eine junge Partei mit eigenem politischen Erlebnis, das nicht bloß Schulerlebnis aus dem Kautskyschen Katechismus ist — wie habe ich, wie haben wir uns das gewünscht.

Dennoch sehe ich ein: Ich werde kein Mitgliedsbuch der U. S. P. erwerben.

Vor allem: Ihr wachst zu schnell. Ihr glaubt, Erfolge zu haben, wenn Ihr der alten Partei Genossen um Genossen, Gewerkschaft um Gewerkschaft, Verein um Verein abspenstig macht. Aber Ihr Toren, was Ihr verzehrt, steckt Euch im Leibe! Je mehr S. P. D. Ihr schluckt, desto mehr tragt Ihr von ihr in Euch. Eine Partei, Freunde, besteht nicht nur aus ihrem Programm, sie besteht aus ihren Anhängern.

Ich stand im Jahre 1913 in den Wandelgängen des Reichstags und sah die große Fraktion der damals noch einigen sozialdemokratischen Partei an mir vorübermarschieren, Dicke und Dünne, Revisionisten und Orthodoxe. Ich erschrak. Wenn ich mich vor Siechens Bierklinik oder vor der Schultheißbrauerei aufgestellt hätte, so wären nicht mehr Bierphilister, petits bourgeois, triviale Erscheinungen, von denen zwölf aufs Dutzend gehen, vorbeigezogen. Kaum ein Gesicht, auf dem eine bedeutendere Schrift zu lesen war, keine Stirn, an die man glauben, kein Auge, an dessen Leuchten man sich erinnern könnte. Viel Behäbigkeit, ein wenig tänzelnde Schlauheit, etliche brav tapsende Sachlichkeit — das war auf diesen feisten oder verkniffenen Gesichtern zu lesen. Von diesen Köpfen hat sich ein Teil unabhängig gemeldet, die andern sind bei der S. P. D. geblieben. Ich möchte mich 1920 nicht wieder in der Wandelhalle aufstellen, ich glaube, ich würde nicht viel zuversichtlicher werden. Ihr alle seid unjung geblieben.

Das Material einer Partei sind ihre Menschen, nicht ihre Programme.

Dies festgestellt, will ich kein Mitgliedsbuch bei der U. S. P. nehmen. Auf Grund eines Augeneindrucks? So mag ein Prinzipieller spötteln. Nun wohl, die letzten drei Wochen haben meinen Augeneindruck bestätigt. Nie ist eine junge, revolutionäre Partei von einer Regierung stärker provoziert worden. Führer, wie der rechtschaffenfeurige Däumig (dessen Gesicht, Wesen und Wort in der Seele lebendig

bleibt), sind kurzweg ins Gefängnis gebracht, Eure Zeitungen sind im ganzen Reich eingestellt, Eure Versammlungen verboten worden.

Wie habt Ihr geantwortet?

Ihr schweigt!

Ich will Euch nicht aufreizen, nicht raten, Euch zu übernehmen. Seid, um Gotteswillen, nicht heroischer als Ihr sein könnt. Eure pfiffigsten Leute sagen: Nur still, jetzt wollen wir uns nicht rühren. Sie wissen schon, warum. Sie wissen, man darf dem deutschen Proletarier nicht mehr Aktivität zumuten als ihm innewohnt. Dreißig Jahre lang hat der deutsche Proletarier das unrevolutionärste Spießerdasein geführt, das sich nur denken läßt und dabei an ein paar Abenden im Winter bei Bier und Wurst die blutrotesten Redensarten im Munde geführt. Die revolutionäre Phrase, das war seine revolutionäre Aktion . . . Je greller die Redensarten, desto unfähiger war man zur Handlung. (Die Angst vor der Versimpelung zuerst in den Gewerkschaften, dann in den Konsumvereinen: das war die Angst vor Euch selbst.)

Nun wird Euch, ein Jahr nach Eurer angeblichen Revolution, der Knebel in den Mund gesteckt. Schreien könnt Ihr nicht. Was aber sollt Ihr denn tun, wenn Ihr nicht schreien könnt?

Ihr verschmähtet es, eine Antwort zu arrangieren. Das ist rechtschaffen, das ist anständig gehandelt. Aber in welchem selbstbewußten, blutvollen Volke wäre nicht die Antwort aus der Tiefe ganz von selbst entstanden, wie der Regenbogen in nasser Luft?

Es gab kein Kommando zur Antwort an Noske, . . . folglich gab es auch keine Antwort!

Ich möchte nicht die Bitterkeiten kennen, die der im Stich gelassene Däumig in seiner Zelle denken muß. Aber noch weniger hätte ich Lust, in einem halben Jahr Eure revolutionären Redensarten anzuhören, dann vorgebracht, wenn sie wieder behördlich zugelassen werden.

Nein, Ihr Buchmenschen der U. S. P., Ihr kennt nicht das Material Eurer Partei, Ihr kennt nicht den deutschen Arbeiter, welcher ein unaktiver, bestenfalls gehorsamer, durch Ideen nicht zu erhitzender Phlegmatiker ist.

Ich könnte es nicht mitmachen, wie Ihr dies gutmütige Gesicht ins Heroisch-Revolutionäre umschminkt.

Nur allein um dieser letzten drei Wochen willen möchte ich kein Mitgliedsbuch der U. S. P. annehmen.

II.

Es gab eine Zeit, in der ich in Versuchung war, mir ein Mitgliedsbuch der S. P. D. anzuschaffen. Ich bin nicht der deutschen Meinung,

daß die Verbindung mit einer Partei eine katholische Ehe darstellt, unlösbar für alle Zeiten. Nur ein Volk von Unpolitikern nimmt das Verhältnis mit oder zu einer Partei so blutig ernst.

Aber ich kann nicht leugnen, daß ich dennoch eine Zeitlang auf Freiersfüßen herumging und meine ehrbare Annäherung an die sozialdemokratische Partei vor dem Bezirkskassierer legitimieren wollte. Das war gerade damals, als Noske Bluthund genannt wurde. Damals hatten Eichhorns Abnehmer noch Maschinengewehre, und es war nötig, ihnen dieses Spielzeug von den Dächern zu nehmen. Damals übernahm die S. P. D. die Zügel des Staates, und eine Staatsregierung brauchte Staatszustimmung, also Staatsparteien.

Inzwischen ist ein Jahr vergangen.

Die Sozialdemokratie hat ihre Talente verbraucht, ohne daß der Verbrauch schöpferischen Zwecken genutzt hätte. Die Partei arbeitet mit ihrem alten Vokabularium, ohne den Mut zu einem offenen Bekenntnis zum Staate zu finden. Man ist in der Nationalversammlung gouvernemental, im Wahlverein des Bezirkes dröhnt man mit internationalem Pathos auf alte oppositionelle Weise.

Taktik? Nein, Aengstlichkeit, Furcht vor dem Mißverstehen der Masse.

Ich zögerte mit meinem Besuch vor dem Parteistandesamt . . . .

Und nun, Dummheit auf Dummheit.

Die „Freiheit" geknebelt, Däumig und drei Dutzend andere verhaftet, Versammlungen verboten.

Das war erlaubt vor einem Jahr, als es noch Maschinengewehre auf den Dächern gab.

Däumig ist gegen Maschinengewehre, Paul Levis „Rote Fahne" ist schießfeindlich, Hilferdings „Freiheit" zielt nur mit fetten Lettern.

Diese Verhaftungen, Verbote, Versammlungsstörungen sind nichts als wohlgelungene Selbstmordversuche der S. P. D. Leute, die in den Wahlvereinsversammlungen noch mit oppositionellem Getue Wirkung suchten, zerstören ihre letzten Möglichkeiten durch diese stupide Feldwebelpolitik. So handelt eine Partei nur, wenn sie Wahlen, die 1920 stattfinden sollen, um ein paar Jahre hinausschieben will. Aber in diesen zwei oder drei Jahren werden die letzten Ueberbleibsel der S. P. D. für immer verschluckt werden. Uebrig bleiben werden ein paar sozialdemokratische Minister a. D., einige sozialdemokratische Oberbürgermeister und der Kassierer mit dem unverwendbar gewordenen Parteivermögen. Eine sozialistische Staatspartei? Nein, nur mehr die Leiche einer von allzukleinen Führern stückweis zerschlagenen Oppositionspartei.

Und mein Mitgliedsbuch zur S. P. D.?

Ich denke nicht daran, einem Selbstmörderklub beizutreten.

ALFONS PAQUET BERICHTE AUS SOWJETRUSSLAND

Die folgenden Berichte sind mir im Laufe der vergangenen Monate aus Sowjetrußland zugegangen. Sie sind verschieden ihrer Herkunft wie ihrer Form nach. Die meisten von ihnen betreffen die Tätigkeit einzelner Behörden der Moskauer Zentralregierung, insbesondere geben sie von der Tätigkeit der Zentralregierung auf kulturpolitischem Gebiet, auf dem Gebiet der Wirtschaftsorganisation, des Verkehrswesens, des öffentlichen Bauwesens usw ein, wie ich glaube, im allgemeinen zuverlässiges Bild. Daneben eröffnen sie durch mancherlei Einzelheiten und Streiflichter eine Vorstellung von Zuständen in verschiedenen Gegenden sowie über die Denkweise in den Regierungskreisen, bei den Bauern, bei den Arbeitern und unter den Gebildeten. Wer zu lesen versteht, wird finden, daß oft ein kurzer Abschnitt, der nichts als die nüchterne Feststellung einer geschehenen Reform enthält, die Umwälzung einer Welt umspannt. So zum Beispiel der Abschnitt über die Beseitigung der alten juristischen Fakultäten, die einst der Mutterschoß der bürokratischen Verwaltungswissenschaft und des russischen Tschin gewesen waren, und die Ersetzung dieser Fakultäten durch soziologische Fakultäten unter der Leitung der Moskauer Sozialistischen Akademie. Diese Tätigkeitsberichte sollen im übrigen von den deutschen Lesern nicht kritiklos gelesen werden. Diese Nachweise einer radikal aufs Moderne gehenden Staatstätigkeit besagen immerhin, daß Verwaltung und Ordnung in der Welt auch auf anderer Grundlage als der der kapitalistisch-obrigkeitlich gerichteten Organisation möglich sind. Schon das würde ihre Veröffentlichung rechtfertigen. Die russische Revolution hat bei allen Völkern die Sicherheit über die sogenannten Realitäten, über möglich und unmöglich kräftig erschüttert. Natürlich können wir diese Berichte nicht etwa als Rezepte werten, wie's gemacht wird. Es erscheint uns nicht als überraschend, daß man in Rußland auch unter der Herrschaft der Räte fortfährt, nach westlichen Methoden zu arbeiten; so ganz rückständig, wie der Bericht über die Kommission für das Staatliche Bauwesen die Arbeitsweise des alten Regimes erscheinen lassen möchte, war nun das frühere Rußland, namentlich auf dem Gebiet des Ausbaues der Verkehrsstraßen, keineswegs; allerdings, es war sehr langsam.

Ob sich das Tempo des russischen Menschen, wenn wir ihn einst auf seinem Boden wiedersehen, durch die Revolution sehr beschleunigt haben wird, das müssen wir abwarten; ich glaube es beinahe. Deutlich feststellbar ist an manchen der hier berichteten Reformen die Verwertung von Errungenschaften des westlichen Forschens, sei es auf dem Gebiet der modernen Pädagogik oder beim Bau hydrotechnischer Stationen. Für den Westen haben diese Berichte ihre Bedeutung ferner darin, daß sie manchen Hinweis auf die Arbeitsmöglichkeiten für künftig einwandernde ausländische Arbeitskräfte enthalten.

Die Blockade gegen Sowjetrußland übte nun bereits seit mehr als zwei Jahren ihre Wirkung. Trotz des wachsenden Widerspruchs der Völker suchten bis heute die Machthaber des offiziellen Englands und Frankreichs den Arbeitsaufbau der russischen Arbeiter- und Bauernrepublik, die Kristallbildung eines auch in seiner Idee neuen Rußlands zu stören, und noch lieber zu zerstören. Es ist aber klar, daß jede Regierung, die im heutigen Rußland die Sowjetregierung stürzen und an ihre Stelle treten würde, zunächst genötigt wäre, eine ganze Reihe von Neuerungen, die diese Regierung eingeführt hat: wie die Räte, die Zivilehe, die Neuordnung des Schulwesens, von den technischen und wirtschaftsorganisatorischen Einrichtungen ganz zu schweigen, — einfach zu übernehmen, wenn auch vielleicht mit der Absicht, sie in schrittweiser Reaktion wieder hinwegzueskamotieren. Ein abermaliges Aufflammen des Bürgerkrieges würde dann die Folge sein, eine Wiederkehr des jetzt mählich entweichenden Chaos; ist die Welt noch nicht arm genug, um das jetzt entstehende, neue, arbeitsfreudige Rußland bei der Wiederaufrichtung der Wirtschaft, bei der Neuordnung, nach der sie selber hinstrebt, entbehren zu können?

I.

Das Kommissariat für Handel und Industrie.

Noch vor dem Umsturz im Oktober 1917 bestand Rußlands Einfuhr aus dem Auslande hauptsächlich in Munition und Materialien, die mittelbar oder unmittelbar zur Kriegführung bedurft wurden. In den letzten Monaten vor der Oktoberrevolution gingen über Archangelsk und Murman ausschließlich Kriegstransporte; alle für den Volksbedarf bestimmten Güter, wie Ackerbau- und überhaupt Industrieartikel durften nur noch über Wladiwostok gehen, wo infolge der ungenügen-

den Durchfuhrfähigkeit der mit Kriegsladungen aus Amerika und Japan überhäuften sibirischen Eisenbahn enorme Lager von Baumwolle, Rohstoffen, Konserven, Schuhwerk, Reis und anderen Produkten und Materialien sich ansammelten.

Gleich nach der Februarrevolution 1917 begann die Einfuhr selbst der für die Kriegführung notwendigen Materialien merklich zu sinken, und noch unter Kerenski wurde, ungeachtet der ausdrücklichen Forderungen des russischen Kriegsministers, eine ganze Reihe von wichtigen Geräten und Werkzeugen, wie z. B. Kessel, Dampfturbinen, Gestelle für Kanonengießereien, Maschinen für Pulverfabriken und dergleichen von den Engländern zurückgehalten. Die Einfuhr aus Amerika und Schweden wurde gleichfalls eingeschränkt; nach dem Oktoberumsturz begannen England und Amerika jegliche Gütersendungen nach Rußland einzustellen, die schwedischen Transporte kamen nur noch in unbeträchtlicher Menge an, da Schweden zu dieser Zeit aus Mangel an Rohstoffen und Heizmaterial seine Produktion stark einschränken mußte. Der im Januar 1916 ausgebrochene Bürgerkrieg in Finland machte der Einfuhr durch die Nordgrenze und die Häfen des baltischen Meeres ein Ende.

Da der Brester Friedensschluß mit Deutschland keine tatsächliche Wiederherstellung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern (abgesehen von den in den Monaten Oktober-November 1918 nach Petersburg gelieferten 3 Milliarden Pud deutscher Kohlen) zur Folge hatte, andererseits aber die Beziehungen zu der Ukraine, dem Kaukasus und zu Sibirien abgebrochen wurden, so sah sich Sowjetrußland schon anfangs 1918 in bezug auf den Warenaustausch von der ganzen Welt abgeschnitten; die Versorgung der Armee, der Landwirtschaft und der Bevölkerung mit den nötigen Werkzeugen und Materialien mußte ausschließlich aus den im Lande vorhandenen Vorräten und auf Kosten der Innenproduktion gedeckt werden. Die darauf folgende, durch die Ententeregierungen systematisch durchgeführte politische Isolation Sowjetrußlands unterband die Einfuhrmöglichkeiten nach Sowjetrußland endgültig, sie machte sogar die Einfuhr von unbeträchtlichen Quantitäten einzelner äußerst unentbehrlicher Waren (wie Arzneimittel, wichtiger Instrumente, landwirtschaftlicher Geräte usw.) unmöglich, die immer noch über Skandinavien nach Rußland Eingang gefunden hatten.

Die Warenausfuhr Rußlands hörte noch lange vor der Revolution fast gänzlich auf, da sämtliche Hilfsquellen des Landes für die Armee und ihre Bedürfnisse in Anspruch genommen waren. Einige Verträge für die Ausfuhr von Leder, Pottasche, eines kleinen Quantums von Wolframerz und Glimmer — das war alles, was von dem früher so bedeutenden russischen Export übriggeblieben war.

In dieser Lage trat Sowjetrußland in das Jahr 1919. Welche Form und welchen Umfang Rußlands künftiger Warenaustausch mit dem Auslande annehmen wird, ist einstweilen noch schwer zu sagen: das ist vor allem von dem Gang der in Deutschland ausgebrochenen und in den anderen Ländern des Westens unvermeidlichen Revolution abhängig. Falls die Revolution im Westen keine weitere Entwicklung erfährt, Sowjetrußland aber infolge irgendwelcher politischer Kombinationen sich erhält und sogar im Zustand eines schlechten Friedens Beziehungen zum Ausland anknüpft, so wird der Güterverkehr die Form eines Warenaustausches annehmen. Dabei wird auf der Seite Rußlands die ganze Ein- und Ausfuhr in den Händen der staatlichen Organe ruhen, was die Möglichkeit nicht ausschließt, daß das Ausland den Handel nicht nur mit Hilfe seiner Regierungsorgane, sondern auch vermittels verschiedener Industrie- und Handelsvereinigungen sowie privater Firmen führt. Sowjetrußland hat keineswegs etwa*) ein besonderes Interesse daran, nur Regierungsorgane fremder Länder zu seinen Kontrahenten zu haben. Es wird auch mit privaten Firmen und Vereinigungen Handelsbeziehungen anknüpfen. Freilich, angesichts des allgemeinen Warenhungers und der Notwendigkeit, alle Seiten des ökonomischen Lebens zu regulieren, werden wahrscheinlich auch die bürgerlichen Regierungen bestrebt sein, ihren Warenaustausch organisiert durchzuführen, d. h. wenn auch nicht mittels der Staatsorgane, so doch unter strenger Aufsicht und Kontrolle der Tätigkeit einzelner Privatfirmen und Vermittler.

Der Umfang des Warenaustausches wird wahrscheinlich notgezwungen von der einen wie von der anderen Seite unbedeutend sein, denn die wirtschaftliche Leistungskraft aller Länder ist durch den mehrjährigen Krieg und durch die Revolution bis auf den Grund erschüttert. In den ersten Jahren nach dem Friedensschluß werden sogar die reichsten Länder Europas und Amerikas nicht imstande sein, auch nur ein Zehntel der Produkte, die sie vor dem Kriege auf den auswärtigen Markt warfen, zu liefern. In der ganzen Welt wird die Nachfrage nach Produkten das Angebot übersteigen, besonders aber wird das mit den Rohstoffen der Fall sein.

Was Sowjetrußland anbelangt, so gibt es, von der allgemeinen Erschöpfung des Landes sowie der Zerrüttung seines Transportwesens und der ganzen Industrie abgesehen, noch eine besondere Ursache, die die Entwickelung der Warenausfuhr hemmen wird. Diese Ursache besteht darin, daß mit der Befreiung der Bauern und Arbeitermassen vom inländischen Markt bedeutend größere Konsumtions-Anforderungen gestellt werden, als es in dem alten Rußland der Fall war, wo die Bauern und Arbeiter monatelang weder Fleisch noch Fett oder

*) Wie es noch im Jahre 1918 schien. A. P.

Zucker zu sehen bekamen, und von Pelzwerk und Wollstoffen nicht einmal träumen konnten. Die früher nur auf den Weltmarkt gelieferten russischen Rohstoffe werden jetzt größtenteils zur Deckung des inländischen Konsums verwendet werden müssen; dadurch wird die russische Ausfuhr in einer ganzen Reihe wichtiger Artikel eine Minderung erleiden.

Dieser Umstand wird allerdings nur vorübergehend von Bedeutung sein, da die Stärkung des Binnenmarktes eine ganz besondere Steigerung der Arbeitsproduktivität zur Folge haben wird und nach dem Aufhören des Bürgerkrieges und der Wiederherstellung normaler Verkehrsverhältnisse zwischen den Produktivzentren mit den zurzeit noch abgeschnittenen, für die Zufuhr von Rohstoffen wichtigen Grenzgebieten, die Produktivität unserer Industrie kolossal steigen muß. Das alles wird somit günstige Ausfuhrbedingungen schaffen.

Voraussichtlich werden als Exportartikel nach wie vor jene Grundmaterialien und Rohstoffe bleiben, die auch vor dem Kriege den Hauptgegenstand der russischen Ausfuhr bildeten, vor allem Leder, Rauchwaren, Haare, Wolle, Borsten, Flachs, Werg, Treber, Pflanzenöl, Flachssamen und als Hauptartikel Holz, Holzprodukte und Bretter in Form von Fournierplatten und verschiedenartiger Holzartikel, von Geräten, Möbeln und Baustücken an bis auf Baracken und Häuser, deren Produktion schon jetzt von manchen Volkswirtschaftssowjets organisiert wird. Die Holzausfuhr, im Zusammenhang mit dem in Nordrußland projektierten Eisenbahnnetz, das riesige Waldstrecken erschließt, wird sicherlich von hervorragender Bedeutung sein und bei einer einigermaßen vernünftigen Leitung der Waldwirtschaft und des Holzexports Rußland seine führende Stellung auf dem Weltmarkte zurückgeben können. Die Nachfrage des Auslands nach russischem Holz wird unbegrenzt sein, sobald das tatsächliche Kriegsende die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete Frankreichs, Belgiens und der südslavischen Länder ermöglichen wird.*) Rußland verfügt schon jetzt über bedeutende Vorräte an unbearbeitetem und gesägtem Holze, sowie Brettern, Fournieren und dergleichen, die sofort nach der Wiederaufnahme der friedlichen Handelsbeziehungen greifbar wären. Auch die verschiedenen Produkte der Holzindustrie und der trockenen Destillation, wie z. B. Pech, Kolo-

*) In Sibirien hat sich die gegenrevolutionäre Regierung Koltschaks besonders auf die Ausbeutung des Holzreichtums und in bescheidenerem Umfange auch der Gruben geworfen. Nach einem amerikanischen Bericht bestanden die Haupteinnahmen der sibirischen Eisenbahnen aus dem Transport von Vorräten der „Verbündeten", worunter nicht etwa Zufuhren von Maschinen und Kriegsmaterialien, sondern die Holzmassen der an die „Verbündeten" verpfändeten sibirischen Wälder zu verstehen sind. Trotz dem Ueberfluss an Brotgetreide in Sibirien und der wieder aufblühenden Schnapsfabrikation kostete dort das Pud Getreide vor der Ernte 1919 von 100 bis 120 Rubel. A. P.

phonium, Spiritus, werden in nächster Zukunft die ihnen in der russischen Ausfuhr gebührende Stellung einnehmen. Es klingt zwar etwas seltsam, jetzt von der Ausfuhr russischer Nahrungsmittel zu sprechen, wo Rußland sich in einer so überaus katastrophalen Verpflegungslage befindet, es ist aber sicher, daß gleich nach Beendigung des Bürgerkriegs oder wenigstens nach Verbesserung und Wiederherstellung des Eisenbahnverkehrs das mit dem Kaukasus und mit Sibirien wieder vereinigte Sowjetrußland imstande sein wird, Landwirtschafts- und Viehzuchtsprodukte an Westeuropa zu liefern, da der Ueberfluß an Wolle, Flachs, Pflanzenöl, Treber, Fellen, Salz, Spiritus u. a. sehr groß ist, und nach Ueberwindung der durch den Bürgerkrieg geschaffenen künstlichen Schranken ein gewisser Teil dieses Ueberflusses dem Auslande gegen Materialien und Maschinen abgetreten werden kann, die zur Wiederherstellung unserer Industrie nötig sind.

Insbesondere besteht eine Möglichkeit der Ausfuhr von Spiritus und Alkohol. Die meisten Branntweinbrennereien blieben unversehrt. Sofort, nachdem die Zufuhr von sibirischem und kubanischem Getreide eine Verringerung des Kartoffelkonsums ermöglichen und Zentralrußland den nötigen Ueberfluß an Korn geben wird, kann das Branntweinbrennen im vollen Maße wieder beginnen, wobei Spiritus durch das Konsumverbot zum Exportartikel wird.*) Die während des Krieges in der Krim und im Kaukasus angehäuften Weinvorräte und das seit Kriegsbeginn im Lande bestehende Verkaufsverbot für Wein werden es ebenso ermöglichen, gleich in den ersten Monaten nach Wiederherstellung normaler Handelsbeziehungen viele Millionen Eimer Wein an das Ausland abzugeben.

Die Lieferung von eigentlichen Getreideprodukten an das Ausland ist wahrscheinlich Sache der späteren Zukunft, da zuerst einmal der Verbrauch im Inlande seinen normalen Umfang gewinnen muß. Dasselbe gilt auch für Zucker, dessen Quantität nicht einmal bei vollem Betrieb sämtlicher im vorrevolutionären Rußland existierender Zuckerfabriken für den inneren Markt genügen wird. Nur der Bau einer bedeutenden Anzahl neuer Zuckerfabriken in Kleinrußland, im Südwolga-Gebiet und auf den unübersehbaren Flächen des Nordkaukasus wird Rußland in den Stand setzen, in die Reihe derjenigen Mächte wieder einzutreten, die dem Weltzuckermarkte seine Bedingungen diktierten. In derselben Lage wird sich die Ausfuhr von Fleisch und anderen Produkten der Viehzucht befinden; voraussichtlich werden die letzteren mehr in bearbeitetem Zustande, d. h. als Konserven und dergl., ausgeführt werden.

*) Auch die Regierung des „Landadmirals" Koltschak in Sibirien betrachtete den Alkohol als eine wichtige Erwerbsquelle, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht Spiritus ausführte, sondern das Branntweinmonopol wieder einführte. Dieses ergab im April 1919 bereits 45 Millionen Rubel gegen 26 im Januar. A. P.

Die Ausfuhr von Tabak und seinen Erzeugnissen kann schon in den ersten Monaten nach Wiederherstellung der Friedensbeziehungen eine besondere Stelle im russischen Export einnehmen, da die Vorräte an Tabak im Süden sehr groß und die Tabakfabriken Rußlands ganz unversehrt geblieben sind und bei dem in Westeuropa herrschenden Tabakhunger auf einen guten Absatz rechnen können.

Was nun die Mineralstoffe, wie Steinkohle, Asphalt, Mineralsalz, Erze u. a. betrifft, so wird der eigene Bedarf der russischen Industrie in den ersten Jahren nach Beendigung des Bürgerkrieges so groß sein, daß man kaum mit einem namhaften, für die Ausfuhr freibleibenden Ueberschuß an diesen Waren rechnen kann, wenigstens so lange, bis es den industriellen Arbeiterorganisationen Rußlands durch Schaffung einer ganzen Reihe neuer Erzgruben, Berg- und Hüttenwerke und Verwendung mechanischer Kraft gelingen wird, die Leistungsfähigkeit dieser rohstofferzeugenden Anlagen um das Mehrfache zu steigern. Auf diesem Gebiete kann gleich nach Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen die Ausfuhr von Edelmetallen von Interesse sein, wie von Gold und besonders von Platin aus dem Ural, wo die Entdeckung neuer Platinlager zu erwarten ist.

Produkte der Naphthalinindustrie können nur in zwei oder drei Jahren nach Wiederherstellung normaler Produktionsverhältnisse auf dem ausländischen Markte erscheinen, da diese Industrie durch den Bürgerkrieg stark gelitten hat. Bei dem allgemeinen Mangel an Materialien wird die Wiederherstellung dieser Anlagen viel Zeit in Anspruch nehmen, abgesehen davon, daß in erster Linie der Bedarf des Binnenmarktes wird gedeckt werden müssen.

Die Ausfuhr von Eisenerz, Eisen, Stahl, Blei usw. ist auch nur als Folge einer bedeutenden Produktionssteigerung schon auf sozialistischer Grundlage möglich. Der Kupferbedarf der Elektrotechnik und einer ganzen Reihe projektierter Kraftanlagen ist so groß, daß Rußland während der nächsten Jahre bedeutende Mengen dieses Materials aus dem Auslande wird kommen lassen müssen. Eine Baumwollausfuhr wird in den ersten fünf Jahren nach dem Kriege kaum möglich sein. Mit der Erschließung neuer Gebiete im Kaukasus und in Turkestan, besonders aber nach Ausführung der grandiosen Bewässerungsarbeiten, die von der Sowjetmacht gleich nach Wiederherstellung normaler Verhältnisse in dem soeben befreiten Turkestan in Angriff genommen werden, wird Rußland nicht nur den eigenen Bedarf decken können, sondern auch in der Lage sein, einen bedeutenden Teil der Baumwolle an ausländische Märkte abzutreten. Die riesigen Naturreichtümer Rußlands lassen auf eine Entwickelung der Ausfuhr der verschiedenartigsten Produkte und Erzeugnisse hoffen. So stellt z. B. der Ostbusen des Kaspischen Meeres eine gigantische

Retorte dar, wo sich jeden Herbst eine so große Menge von Schwefelnatronsalz anhäuft, daß sie als Basis der zur Deckung des Weltbedarfs erforderlichen Schwefelsäure- und Natronlaugeproduktion gelten kann.

Schon während des Bestehens der Sowjetmacht wurde durch Schürfungen (trotz großem Mangel an Werkzeugen, Arbeitskräften und Material) im südlichen Rußland neue Lager von Brennstoffen, Kohle, Brennschiefer, und im Gouvernement Tombar neue Fundorte von Eisenerz in der Stärke von einer Milliarde Pud entdeckt. Stichhaltige wissenschaftliche Daten sprechen dafür, daß ungewöhnlich große Magneteisenerzmassen vorhanden sind, die in dieser Gegend die magnetischen Anomalien hervorgerufen haben. Im Ural, in Nordrußland und hinter dem Baikalsee sind Wolframerzlager entdeckt worden, sowie Erze von bedeutender Aktivität, Glimmerlager, feinster Graphit im Turkestangebiet. Endlich werden in Zukunft die unerschöpflichen Reichtümer an Steinkohle und Erzen im Kusnezk-Becken*) und Altai zur Grundlage der Bearbeitung und Ausfuhr von vielen Mineralien werden.

Das Sowjetrußland sieht als sozialistischer Staat seine erste Aufgabe in der höchstmöglichen Entwickelung seiner Produktivkräfte und in einer möglichst vollen Befriedigung der Bedürfnisse des arbeitenden Volkes. Es kann daher bei Verwirklichung seiner Aufgaben beim auswärtigen Warenaustausch keine merkantilen Ziele verfolgen. Sokann. Ohne Hilfe des Auslandes, ohne Heranziehung des fremdländ. h. solange von der Ausfuhr unserer Produkte zur unmittelbaren Stillung der Bedürfnisse der verbrüderten Völker noch keine Rede ist, und es sich nur um den Tauschprozeß mit Regierungen und industriellen Vereinigungen, die uns im Grunde feindselig sind, handelt, solange wird die Triebkraft der Ausfuhr unserer Rohstoffe ins Ausland nur in der Notwendigkeit liegen, den Ausländern ein Aequivalent. für diejenigen Produkte und Erzeugnisse ihrer Industrie zu liefern, die Rußland in seinem sozialistischen Aufbau nicht entbehren kann. Ohne Hilfe des Auslandes, ohne Heranziehung des fremländischen Kapitals in einer für die sozialistische Regierung annehmbaren Form, d. h. in Gestalt von Material, Maschinen, technischen Anlagen, Fachkenntnissen und Arbeitskräften, wird Rußland weder sein Arbeitstransportwesen noch seine Industrie und Landwirtschaft schnell genug wieder herstellen können. Für Maschinen, Instrumente, verschiedene Vorrichtungen, für Produkte aus tropischen Ländern, wie Tee, Kakao und Kaffee, für vervollkommnete Produktionsmethoden, für die unmittelbare Mitwirkung ausländischer Meister, Techniker, Ingenieure und Organisatoren, für all das wird Sowjet-

*) Südlich der sibirischen Bahn im Gouvernement Tomsk.

rußland den bürgerlichen Ländern Europas und Amerikas mit Rohstoffen bezahlen, die sich im Schoße des Landes befinden, die aber hervorzuholen und in genügenden Mengen bis an die Eisenbahngrenzstationen zu befördern sind. Bei Schaffung einer sozialistischen Produktion wird Sowjetrußland natürlich bestrebt sein, durch planmäßige Einführung noch nicht dagewesener Produktionsformen in Rußland eine maximale wirtschaftliche Selbsttätigkeit zu entfalten und den Bedarf an bisher aus dem Auslande gelieferten Erzeugnissen einzuschränken. Natürlich kann aber von einer vollen Isolierung Rußlands und seiner Umwandlung in eine sich selbst genügende ökonomische Einheit in absehbarer Zukunft nicht die Rede sein. Die Entwicklung des auswärtigen Handels, d. h. die Sicherstellung einer Möglichkeit, das Maximum von Rohstoffen u. a. Waren für die Ausfuhr zu gewinnen, wird daher als unumgängliche, unentbehrliche Bedingung eines schnellen Aufschwungs der Produktionskräfte im sozialistischen Rußland erkannt.

Im Falle eines Erfolges der sozialistischen Revolution in Westeuropa und der Verwandlung aller kapitalistischen Länder in soziale Republiken wird das oben geschilderte Bild bedeutende Aenderungen erfahren. Der ganze Warenaustausch wird dann einen anderen Anstrich bekommen, und es ist keine Utopie, anzunehmen, daß einzelne sozialistische Länder einander mit Rohstoffen und Produkten versehen werden, ohne Rücksicht darauf, ob die von dem einen Lande abgegebenen Rohstoffe ein genaues Aequivalent des von der anderen Seite fließenden Warenstromes darstellen. Die Gemeinsamkeit des sozialistischen Produktionssystems wird sicherlich bald zur engsten Mitarbeiterschaft einzelner Völker führen, und nicht allzufern ist vielleicht schon die Zeit, da die Erze in Krivoi-Rog oder die Steinkohle in Altai mit Hilfe von schleunigst aus Deutschland herbeigeschafften Maschinen und unter Mitwirkung deutscher Ingenieure ausgebeutet werden, während gleichzeitig sibirische Oele oder Treber aus Ekaterinodar ohne Handel und Rechnereien in direkten Zügen nach Deutschland zur Stillung seines nationalen Bedarfs abgehen werden.

Die Wiederherstellung der Industrie in allen Ländern und die Liquidierung der Folgen des fünfjährigen Krieges würden natürlich bedeutend beschleunigt werden durch einen Umschwung in Westeuropa und dem Uebergang aller kapitalistischen Länder zum sozialistischen System der Produktion und der Produkten-Verteilung.

ERZBERGER—HELFFERICH

Wer hat das reinere Herz? Nie läßt sich die Frage entscheiden.
Hat man den einen gehört, gibt man dem anderen recht. m.

Professor George D. Herron war während des Krieges das unoffizielle Sprachrohr des Präsidenten Wilson. Eine maßlose antideutsche Propaganda ist von ihm betrieben worden. Während der Friedenskonferenz ist er von Wilson wiederholt nach Paris berufen worden, er wurde zum amerikanischen Delegierten für die Prinkipo-Konferenz ernannt. Im Laufe der Friedenskonferenz wandte sich der amerikanische Ideologe immer schroffer von Wilson ab. In einer Schrift: „Der Pariser Friede und die Jugend Europas" erhebt er eine feurige Anklage gegen die Papiere von Versailles und St. Germain. Die persönliche Stellung Herrons gibt seiner Herzentladung ganz besondere Bedeutung. Hier das Wichtigste aus der Schrift:

Die Kriegsnot war noch nicht die größte aller Plagen. Der Frieden von Versailles — falls er nicht revidiert wird — bedeutet eine weit schlimmere Hölle, ein weit hoffnungsloseres Irrenhaus, als selbst der Krieg geschaffen hatte. Seine Paragraphen strotzen von Wildheit, Eroberungslust, Gesetzesverachtung und Ehrlosigkeiten, die ebenso grausam wie schamlos, ebenso sinnlos wie gemein sind. Die Rachsucht des primitiven Menschengeschlechts feiert in ihnen eine neue Auferstehung in modern-kapitalistischem Kleide, d. h. in jenem Kleide, das die fadenscheinigste aller Maskeraden ist: niemals haben erbärmlichere Köpfe für die Bemäntelung ihrer vulgären Gelüste schlimmere Heucheleien ersonnen und sie anderen Nationen als Gesetzes- und Friedensparagraphen aufzuerlegen gewagt. Das ist kein Friedensvertrag, dieser Vertrag von Versailles: er ist weiter nichts als ein mitleidsloser Gesetzesknäuel, der eine weitere militärische Verwicklung und ausbeuterische Verwaltung unserer Erde nach sich ziehen wird. Aus solchem Frieden können Kriege erstehen — geistige wie wirkliche Kriege —, die zu den schlimmsten gehören, die die Welt je gesehen hat, so daß wir einem Menschenalter von Mord und Totschlag, wenn nicht einem Jahrhundert von tartarischer Tortur entgegensehen können. Und nicht nur können: der allgemeine Schrecken und Wahnsinn in und um uns hat schon eingesetzt, und seine Ursache ist der Vertrauensbruch, den die Konferenz an den Völkern, an ihren klar ausgesprochenen Punkten begangen hat.

Und doch hatten die Völker einen Bruderfrieden erwartet, zum mindesten erhofften sie die Grundlagen eines Bruderfriedens, zu dem die Konferenz von Paris das Fundament legen sollte. Es gab einen Mann, dessen Prometheische Gestalt hoch über seine so eben geschilderte alltägliche Umgebung hinausragte. . . . Auf ihn waren die Blicke der ganzen Welt gerichtet, an seinem Munde hingen die

atemlosen Völker, vor ihm beugten sich Millionen und Abermillionen, wie sie sich noch nie vor einem Sterblichen in Ehrfurcht gebeugt hatten. Wenn dieser Mann nur den Völkern dasselbe Vertrauen geschenkt hätte, das sie ihm so verschwenderisch entgegenbrachten; wenn er sich über die Köpfe seiner Berufsgenossen hinweg nur an sie und ihre Herzen und Hoffnungen gewandt hätte; wenn dieser Mann, der zum Größten vom Geschicke zu berufen erschien, sich auch zur Größe dieses Geschickes hätte emporschwingen können: er würde diese unsere Welt auf eine Anhöhe geführt haben, wie sie in ihrer lichten Erhabenheit noch niemals von menschlichen Wesen erreicht worden ist. Noch niemals, seitdem die traurige Geschichte unseres Geschlechtes begann, ist so viel Macht zum Guten und zum Hohen, zum Schönen und zum Edlen in die Hand eines einzigen Mannes gelegt gewesen. Aber ach! und abermals ach! — niemals noch berichtet unsere menschliche Chronik von einer mitleidserregenderen Tragödie als der vom Versagen dieses Mannes, als der von seiner Unfähigkeit, der Hoffnungen und dem Vertrauen der Völker gerecht zu werden und ihre Wünsche gegen den widerstrebenden Geist seiner Standesgenossen in die Wirklichkeit zu überführen. Und die Tragödie wird darum nicht weniger tragisch, wenn wir die Tatsache — vielleicht ist es eine Tatsache! — in Betracht ziehen, daß der Mann deswegen hauptsächlich versagte, weil seine Freunde ihn im Stiche ließen, weil die feindlichen Mächte der Umgebung ihn schließlich überwältigten. Ja, die Tragödie bleibt selbst dann noch eine Tragödie, wenn wir zugeben — was wir als brutales Faktum wissen —, daß von allen politischen Propheten, von Moses bis Mazzini, keiner mächtig und überragend genug gewesen wäre, um der gräßlichen Ueberfülle des Verrates und der Heuchelei Herr zu werden, mit der die Pariser Konferenz begann, verhandelte und beschloß und die in ihren letzten Tagen geradezu zu einer Farce auswuchs.

Nun gibt es aber Leute, die der Pariser Konferenz kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen und die sich doch in demselben Herzen für ihre Beschlüsse und Unterlassungssünden mit verantwortlich fühlen. Zu diesen Leuten — vielleicht zu den Unbedeutendsten unter ihnen — gehöre ich selber: im Verein mit diesen Leidensgenossen richte ich die fragenden Blicke in die Zukunft, ohne sie und in der Einsamkeit richte ich sie mit bitterem Zweifel auf mein eigenes, vielleicht nicht ganz schuldloses Herz. Ich habe alles, was in meinen Kräften stand, getan, um Amerika zum Anteil an diesem Kriege zu bewegen. Vor dem Eintritt Amerikas hatte ich — meist durch einflußreiche Freunde — mich dafür eingesetzt, Italien zu einer gemein-

samen Aktion mit der Entente zu bewegen. Vielleicht haben meine Worte und Bemühungen nur wenig Erfolg gehabt, vielleicht überschätze ich noch den unbedeutenden Erfolg, den sie gehabt haben konnten: das alles hindert nichts an der Gewissens-Tatsache, daß ich mich persönlich daran beteiligt habe, Italien und Amerika in diesen Krieg zu treiben.

Ich glaubte damals — und ich bin noch heute dieser Meinung —, daß die Kultur, die sich als Germanismus zu bezeichnen pflegte, zu den unerfreulichen Erscheinungen der Weltgeschichte gehörte, und ich betrachtete den Angriff Deutschlands auf seine Nachbarvölker als den Ausdruck und die Konsequenz eben dieser minderwertigen Weltanschauung. Eine deutsche Welt — deutsch geworden nach dem Muster des Wilhelminischen Deutschlands — würde eine Welt geworden sein, in der die menschliche Seele zugrunde gegangen wäre: die Menschen würden zu Maschinen herabgewürdigt und würden nur Maschinen zur Schaffung anderer Maschinen geworden sein. Es erschien mir besser, einen Strich unter unsere Menschheitsgeschichte zu ziehen, ein Ende selbst für unser menschliches Leben auf diesem Planeten herbeizuwünschen, als eine Weltordnung nach deutschem Schulen und Kasernenmuster auf ihr einführen, paradieren und über uns ergehen zu lassen.

Ich drängte Italien zum Krieg, nicht nur, weil ich wünschte, das Land solle seiner nationalen Bestimmung treu bleiben, nicht nur, weil ich Vertrauen hatte zu seiner politischen Zukunft — sondern ganz besonders, weil Deutschland ohne die italienische Intervention seine Vorherrschaft über den europäischen Kontinent ohne Zweifel errungen und durchgesetzt haben würde.

Ich trat für Amerikas Kriegserklärung ein, weil ohne sie an eine Niederlage Deutschlands nicht zu denken war — das war mein erster Beweggrund. Aber ich hatte noch einen zweiten und wichtigeren: einer, der über die Niederlage Deutschlands hinausging, und eine fernere Zukunft mit Bestimmtheit ins Auge faßte. Ich glaubte fest und treu daran, daß Amerikas Teilnahme an dem Kriege dessen ganze innere Beweggründe verändern und ihn schließlich so abschließen würde, daß er der letzte der großen Menschheitzwiste sein würde. Ich glaubte tatsächlich an eine schließliche freie Vereinigung gleicher und veredelter Völker. Ich kannte den Geist unserer jungen Soldaten aus Mitte und Westen Amerikas: ich wußte, sie hatten nur zu den Waffen gegriffen, um die Welt zu heben, zu bessern und zu säubern und schließlich einen Weltkrieg wie diesen für immer unmöglich zu machen.

Und noch zu einer anderen Schuld muß ich mich bekennen. Einige Zeit nach der amerikanischen Kriegserklärung kamen verschiedene hervorragende Deutsche zu mir nach Genf, um von mir näheres über Amerikas Absichten zu erfahren, und nebenbei gaben sie mitunter der Hoffnung Ausdruck, doch irgend einen Fingerzeig zu erhalten, wie man durch amerikanische Hilfe zu einer Hilfe, zu einer Vermittlung zwischen den kämpfenden Parteien gelangen könnte. Diese Deutschen kamen meist zu mir, weil sie von meiner Freundschaft mit den Professoren Jaffé und Förster sowie mit Dr. Mühlon gehört hatten.

So verfuhr ich mit den ersten Vermittlern, die an meine Tür pochten. Später — und hier beginnt meine wirkliche Schuld — überzeugte ich die Deutschen von etwas anderem, und zwar von etwas, an das ich selber ebenfalls glaubte, nämlich von der absolut sicheren Einhaltung der vierzehn Punkte. Jene, die ich überzeugt hatte, überzeugten wiederum andere ihrer Landsleute von diesem gesicherten Versprechen, dessen zu erwartende und genaue Beobachtung übrigens von anderen Quellen her ebenfalls bestätigt wurde. Der bestimmte Glaube, daß diese Botschaft des Präsidenten Wilson die Grundlage des kommenden Friedens bilden würde und das Vertrauen, das sie ihm als einem persönlichen und geradezu von der Vorsehung bestellten Bürgen entgegenbrachten — wurden schließlich so stark und allgemein, daß sie das ganze deutsche Volk durchdrangen und endgültig zum Frieden stimmten.

Es war wirklich im Grunde genommen dieser Glaube des deutschen Volkes an die vierzehn Punkte und deren geistigen Urheber, der die Niederlage der deutschen Armee im Jahre 1918 veranlaßte. Wenn die Wahrheit einmal gesagt werden soll: es war Wilsons gegebenes Wort, daß das Deutsche Reich inwendig ausgehöhlt und so den Sieg vorbereitet hatte, den Marschall Foch schließlich mit dem Schwerte errang.

Und siehe da: Paris hat es fertiggebracht, alle unsere Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen auf ein Kriegsende mit einem gerechten Frieden zu enttäuschen. Statt eine offene oder demokratische Politik zu treiben, hat man dort im Gegenteil und mit Böswilligkeit wieder alle Verträge und Abmachungen in der üblen, althergebrachten Weise abgeschlossen. Anstatt eines Geheimvertrages in 1914 haben wir so ein ganzes Hundert auf den Hals bekommen — ein Hundert, von dem nicht ein einziger Vertrag auch nur eine halbe Dekade überleben und in Geltung sein wird.

Denn dieser Friede, den Paris der Erde beschert hat, ist ein preußischer Frieden, ein Friede, der sich wiederum auf das Schwert

stützt, ein Frieden, der den Keim neuer Kriege in sich trägt, ein Frieden, der nur aufrecht erhalten werden kann durch Europas vollständige Militarisierung und Kasernisierung. Nicht ein Paragraph steht in diesem Vertrage, der nicht seinerseits das Tor öffnete, entweder der faulen Intrige, oder einem neuen scheußlichen Kriegsausbruch. Europa ist und bleibt ein von Waffen starrender Kontinent — und inmitten dieses Kontinents liegt ein Deutschland, das politisch sich immer mehr erholen wird. Ohne eine tiefer gehende Revolution der Herzen, ohne eine richtungsverändernde Beeinflussung von außen wird dieses besiegte Land den Keim abgeben für die Reaktion gegen alles, was von Paris her sich über die Welt ergoß: es wird noch einmal zur Macht gelangen, es wird versuchen, Europa wiederum zu organisieren und Asien vielleicht mit Japan oder mit einem seinerseits ebenfalls militarisierten China teilen.

Und doch wäre der materielle Triumph Deutschlands nur das kleinere Uebel gewesen verglichen mit einer anderen Pariser Vergiftungserscheinung. Denn die allerschlimmste Konsequenz dieses Friedens ist der Sieg des deutschen Vorkriegsgeistes über jene Welt, die sich einst gegen Deutschland zusammenscharte, um gerade diesen Geist auszurotten. Und wenn wir selbst zugeben, daß wir Deutschland militärisch besiegt haben, so müssen wir andererseits doch eingestehen, daß Deutschland uns wiederum moralisch erobert hat. Ja, die alliierten Staaten — oder besser gesagt, ihre Führer — haben die Preußen noch überpreußelt.

Aber warum, so fragen wir, hat Paris versagt?

Der Grund ist ein einfacher: von ihren Anfangstagen an bis in die späten und dunklen Stunden ihres traurigen Endes hat diese Pariser Konferenz unter der geheimen, aber um so wirksameren Kontrolle der hartgesottenen Kapitalisten Europas und Amerikas gestanden. Sie waren es, deren geheimer Einfluß die Friedenskonferenz regierte.

Kein Wunder, daß man an diesem grünen Tische nur geringes Verständnis für irgend ein geistiges Prinzip hatte. Die Geldatmosphäre, die dort herrschte, betäubte selbst gutgesinnte Friedensdiplomaten und ließ sie mit Leichtigkeit ihrem gegebenen Worte und ihrem geschworenen Versprechen untreu werden. Sie hypnotisierte selbst ihr größtes Mitglied und ihren besten transatlantischen Freund und entwickelte sich, nach vollbrachter Tat, immer mehr zu einer salbungsvollen Aktionärversammlung für die Verteilung der Dividenden, der geraubten Güter, der eroberten Felder, der ungehobenen Bodenschätze. Die unglaublichen Vorschläge und Entscheidungen dieser sogenannten Friedenskommission hatten mit Frieden weniger zu tun als mit Handel und Erpressung:

nicht um die Seele der Menschen, nicht um die Herzen der Völker kümmerten sich diese Realpolitiker, sondern nur um Oel und Eisen, Kohle und Gold, Kali und Kupfer. . . . Alles Blut, alle Tränen, die in diesen schrecklichen Jahren, die doch noch Jahre der Hoffnung waren, vergossen wurden — alle diese ängstlich auf Erfüllung harrenden Erwartungen dieser todmüden und dennoch lichthungrigen Menschengenerationen wurde von den Großmächten, jenen Großmächtigeren, den Spekulanten und Geldmagnaten ausgeliefert. . . . . General Smuts hatte recht mit seinem offenen Worte, daß er im geheimen sicherlich noch für sehr milde gehalten hat: „Diese Konferenz ist schlimm, und nichts wäre schlimmer für die Welt, als ihr ungestörtes Weiterwirken."

Aber — so könnte jemand hier einwerfen — was bleibt uns denn für eine Hoffnung, auf welches Ziel könnten wir unsere irdischen Schritte weiterrichten, nun, da uns alles im Stiche ließ, nun, da das vollkommene Chaos da ist, nun, da der Kapitalismus uns nur noch fester in sein Joch eingespannt hat?.

Und die Antwort ist: vor allem einmal ist es mit der Welt, so wie sie war, endgültig vorbei, vor allem einmal ist es mit jeder Art von Sklaverei gründlich zu Ende. Denn unserer Kultur mittels Reformation zu helfen, das war unmöglich: sie konnte nur durch Zusammenbruch verändert und in eine vollständige innere und äußere Regeneration übergeleitet werden.

Ja: die alten Gesetze, die alten Glauben, die alten Methoden von Thron und Altar, sie sind alle tot, oder sie liegen im Sterben: mögen sie dahingehen und lasset die Toten die Toten dieser Zivilisation begraben. . . . Ihr Soldat hat Schiffbruch gelitten, ihr Diplomat hat schmählich versagt, ihr Finanzmann hat Bankerott gemacht und ihr Gelehrter wie ihr Intellektueller sitzen auf dem Trocknen: lasset sie sitzen, wo sie sitzen und geht mit Achselzucken an ihnen vorüber. Nicht eine Besserung oder Reformation haben wir zu wünschen, zu erwarten und zu erhoffen: sondern eine gänzliche geistige Neugeburt und Umwandlung des Menschengeschlechts.

Und auch aus dem Kampfe der alten oder der heute neu erstandenen Nationen kann die neue Welt nicht erstehen. Man kämpft heute ja nicht mehr für die Freiheit, nicht mehr für eine ehrliche Selbstbestimmung und Selbstbehauptung der Völker, sondern für Kohle und Eisen, Geld und Oel, Kali und Baumwolle, für Konzessionen, ökonomische Vorteile und materielle Handelsherrschaft. Der schamlos entfesselte nationale Egoismus, der sich in Zank mit seinen Nachbarn betätigt und Trümmer auf Trümmer zu häufen im Begriffe steht: er ist die Frucht der Politik der Großmächte, die, eine jede mit eigensüchtigen, wenn auch sorgsam verhüllten Zielen die kleineren Völker

mit ihren eigenen Leidenschaften und Begehrlichkeiten zu erfüllen und zu vergiften verstanden haben.

Diese Großmächte und ihre würdigen kleineren Kumpane von der Pariser Konferenz haben den ganzen Begriff der Nationalität ins Falsche und Geistlose umzudrehen verstanden. Eine jede Nationalität kam nach Paris mit einem ganzen Katalog von Rechtsansprüchen — und diese Rechtsansprüche erstreckten sich auf alles, was nach ihrer Ansicht in ihrem Annexionsbereiche gelegen war. Keine europäische Nation kam nach Paris mit einem Ideal: z. B. mit dem Wunsche nach einem Vaterlande des guten Willens, einer Republik der Gleichheit und des Friedens, einer Vereinigung des Fortschritts und der Tüchtigkeit. Nicht eine dieser vielen Nationen kam in der Absicht, auf irgend etwas Verzicht zu leisten zugunsten eines höheren internationalen Ideals, eines neuen Friedens, einer neuen Gerechtigkeit, eines neuen Reichtums, der allen gemeinsam zum Nutzen und Gedeihen gereichen könnte.

Und den 14 Punkten gar ging es besonders traurig: jede der europäischen Mächte, ob klein oder groß, suchte sich aus ihnen den größtmöglichsten materiellen, militärischen, territorialen Vorteil herauszutüfteln; jede war nur darauf bedacht, wie man durch eine besondere Auslegung dieser Paragraphen eine spezielle Bevorzugung für sich selber herausdestillieren konnte. Sie all kamen zu Wilson mit ihren Ansprüchen und machten ihn persönlich noch dafür verantwortlich, wenn er sie nicht realisieren konnte. Alle Welt nahm seine Hilfe in Anspruch für Dinge, die man für sich haben wollte. Kein Mensch dachte daran, ihm bei jenem zu helfen, die er für die Welt halten wollte und deren die Welt so dringend benötigte.

Es ist Europas Jugend, die mit der heiligen Aufgabe der Entsagung und der Versöhnung den Anfang machen muß. Es sind die jungen Männer und Frauen aller Völker, die die Hände einander über die Grenzen werden entgegenstrecken müssen — über Grenzen von Land wie Stand, um mit ihren vereinten Kräften dem Hause der Kapitalisten ein Ende zu machen.

Wenn ich soeben meinen Appell an die europäische Jugend richtete, so will ich damit nicht gesagt haben, daß der amerikanische Kreuzzug für eine sauberere und reinerere Welt nunmehr vorüber und endgültig aufgegeben sei. Gewiß, die Kreuzzugstimmung ist verraucht und an ihre Stelle ist ein gewisses Gefühl der Abkühlung, ja der Beschämung getreten. Der Kreuzzug hat sein Ziel nicht erreicht — aber das lag nicht etwa an der Leistungsfähigkeit seiner Teilnehmer. Diese waren betrogen und ausgebeutet worden, und das von den nämlichen Feinden, die die Jugend Europas und die Hoffnung der Welt geknickt und ausgebeutet hatten. Aber lange wird es nicht

dauern, und Amerikas Jugend wird sich von neuem erheben und sich mit neuen Idealen beseelen; sie wird sich wiederum ihrer heiligen Aufgabe erinnern und dieses Mal mit einer besseren Kenntnis dieser Aufgabe und jener Kräfte, die ihr entgegenstehen und schon einmal zum Scheitern brachten.

Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, so hätte vielleicht aus dem Konflikte zwischen Proletariern und Kapitalisten, zwischen denen, die die Maschinen handhaben und denen, die sie besitzen, eine neue soziale Ordnung — mit ihren guten und bösen Erscheinungen — geboren werden können. Früher oder später — nach langer, schmerzlicher, kostspieliger und unserer Menschlichkeit nicht ungefährlicher Entwicklung würde der Proletarier schließlich der besitzenden Klassen Herr geworden sein. Aus diesem Siege heraus und nach einer darauf folgenden Periode der Tyrannei hätte schließlich vielleicht eine neue und passendere Gesellschaftsordnung entstehen können. Alles dieses ist heute unmöglich geworden. Alle Verbände und Gewerkschaften, alle Klassen und Stände, alle Elemente und Bestandteile der uns heute umgebenden Gesellschaft sinken gleichzeitig zusammen, bröckeln, wie ich schon oben sagte, in eine einzige Trümmermasse auseinander. Und eine neue Ordnung kann nur geboren werden durch eine gemeinsame Arbeit aller sich wiederum vereinigenden Klassen, von denen eine jede ihr Möglichstes tun muß, um die andere zu verstehen, zu versöhnen und zu unterstützen — eine neue Ordnung, die uns schließlich zu dem ersehnten Ziele einer einzigen, in Liebe verbundenen und zu gleichem Vorteil vereinigten Menschheit führen muß.

Ich lege diese Notwendigeit der Menschheit deswegen so dringend, ja befehlend — und vielleicht mit einer gewissen Anmaßung befehlend — ans Herz, weil ich fühle, daß diese Menschheit zwischen zwei gleich gefährlichen Eventualitäten eingeklemmt ist: zwischen den internationalen, reaktionären Kapitalismus auf der einen Seite und dem internationalen materialistischen Bolschewismus auf der anderen. Beide sind Ausgeburten der gleichen Tyrannei und gleichen Rachsucht, beide sind die gleichen Feinde des wirklichen Sozialismus und der aufrichtigen Demokratie, beide enthalten die gleichen Giftbazillen für die Seele und für die Gesellschaftsordnung. Wenn eine von diesen Bewegungen triumphieren sollte, so wäre der geistige Tod des Menschengeschlechts ein unabwendbares Schicksal.

DEUTSCHLAND

Daß am Boden du liegst, wir würden darum nicht verzweifeln.
Wie du dein Schicksal erträgst, hat uns die Hoffnung geraubt. m.

WALTER HASENCLEVER

ODE AN EINE TÄNZERIN

(GERHARD AUSLEGER GEWIDMET)

In einem Varieté in Kiel
Unter rauchenden Männern im Qualm der Hafenstadt
Verlassenen Orts dumpf gieriger Freuden
Tanzest du in der Matrosenschänke,
Leichte Gazelle am Gestade des Nils.
Den Kreis der Wiedergeburten durchwandelnd
Von der weißen Maus zum singenden Vogel
Bist du in einen Menschen verwandelt
Aus dem Reich der unseligen Tiere.
Schon versinkt im Dunst der Lampen
Die Hülle der Armut, das rote Kleid;
Die geschminkten Lippen, Morgenröte,
Öffnen sich über dem ewigen Meer.
Aus dem Nebel der Straßenbordelle,
Wo du dein Bild verkaufst,
Tönt Gesang von rudernden Schiffern
Und das Eiland der Circe steigt auf.
Asphodelos Blume umwölkt deine Schläfe,
Das Blut der Opfer stürmt in die Höhe,
Wieder tanzest du vor dem Altare
Zu dem Klang der schimmernden Flöten.
Doch die Stunde flieht zu den Schatten,
Der vergängliche Ruf der Eule
Droht verworren im Erdengrund.
Mir allein, der ich nicht mehr lebe,
War vergönnt, dein Antlitz zu schauen,
Das verhüllt vor niederen Tieren
Sich entschleiert vor dem Altar.
Und ich weiß, da ich von dir gehe,
Ferne Geliebte im Sonnenwagen:
Es war mein Gesicht, das ich sah,
Wie ich wandle verhallenden Schrittes
Heimwärts aus dem Gespenst der Nacht.

ADRIEN TUREL

ZUR PSYCHOLOGIE DES RENEGATEN

Zur Erstaufführung der „Sendung Semaels"
von Arnold Zweig im Deutschen Theater.

Es gibt kein lebendigeres, größeres Thema in unserer Zeit, als das Problem des Renegatentums. Der Renegat an einer Religion, an einer Partei, an einem Volke ist das summierte Ergebnis der Irrtümer, der Verwucherungen des betreffenden Gesellschaftsorganismus. Um diese Dinge darzustellen, ist das Schicksal der Ostjuden unermeßlich wertvoll. Auch da, wo das System der wechselseitigen Schuld, der sich gegenseitig steigernden Protesteinstellung nicht zu Progromen führt. Die Chassidim leben inmitten von Völkern hochgradig militaristischer, physisch geschalteter Energie, die das Primat ihres Hirnes nur mühsam aufrecht erhalten und leicht in faustrechtliche Formen des Wettbewerbes zurückfallen, wenn sie im Kampf der Gehirne nicht standzuhalten vermögen. Inmitten dieses Faustrechtes versuchen die Juden eine Kopfkultur aufrechtzuerhalten, deren kolossaler Ehrgeiz es ist, irgendwie den gesamten Lebensprozeß exakt rechnerisch zu beherrschen. Wenn sie ganz unverfälscht nur an diesem Ziel festhalten würden, so könnten ihnen wohl alle Konflikte mit ihrer Umgebung erspart bleiben, aber sie würden auch glatt auf dem Flecke verhungern können. Selbst aus einer alten Rasse stammend, die mit Degenerationserscheinungen schwer zu ringen hat, lassen sie sich halb in die atavistischen Wettbewerbsformen des Faustrechtes verwickeln. Die physische Gewaltsamkeit liegt ihrer Struktur fern, so degenerieren sie zur Faustrechtsform des Hirnprimats, zum Wucher. In der gegenwärtigen Zerfallperiode der kapitalistischen Lebensformen kann jeder von uns in seiner ganzen Umgebung beobachten, wie der Ehrgeiz zum Wucher weiter nichts ist als die entartete Fratze des tiefberechtigten Ehrgeizes, den Lebensprozeß mathematisch zu beherrschen. Irgendwo im Drama, aber leider nicht organisch genug mit der Haupthandlung selbst verbunden, deutet Zweig ja selbst an, daß die Juden von ihrer Mission das Hirnprimat, die Regulierbarkeit des Lebens zu erkämpfen, entartet und abgebogen sind, insofern sie wuchern. Das ist exakt der Punkt, wo das Problem des Renegatentums einzusetzen hat. Der Renegat ist der Mensch, welcher an den Mängeln seiner Kulturgemeinschaft leidet, der aber zu schwach ist, diese Mängel zu beheben, der sie vielmehr zum Vorwand nimmt, um sich der Gegenpartei anzuschließen. Das bedeutet für ihn die Notwendigkeit einer Umstülpung aller Werte. Um seinen Frontwechsel zu rechtfertigen, muß er sich gewaltsam blind stellen zu den Tugenden der eigenen Kaste ebenso wie zu den Mängeln der Partei, der er sich mit einem brutal zerreißenden Rucke in die Arme wirft. Das gewaltsame Nichtsehenwollen der Bipolarität beider

Parteien ergibt dann die fanatische Verzerrung, welche die übrigen Menschen als häßliche Lüge erkennen. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß die Lösung, die künstlerische Darstellung dieser Tragik mit der Lösung des Pazifismus-Problems identisch wäre.

Es ist also kaum abzusehen, was Arnold Zweig in dieser Tragödie des Renegatentums hätte leisten können, wenn handlungsmäßig sichtbar geworden wäre, wie aus der zweispältigen halb hirnmäßig jüdischen halb faustrechtlichen Entwicklung der Familie Scharf (Moritz soll Händler werden) sich in ihm ein Widerstand gegen die Tradition seines Stammes entwickelte, ein tiefes Gefühl für ihre Mängel, welche seiner Schwäche zum Vorwand dienten. Es müßte einmal aus voller Tiefe gezeigt werden, daß der Renegat in gewissen Beziehungen den Sinn seines Kulturmechanismus fruchtbarer erlebt als diejenigen, welche kritiklos am starren Wert der Dogmenüberlieferung festhalten. Aber er ist zu feminin, zu schwach, um selbst Regenerator zu werden. So wirft er sich leicht fremder suggestiver Brutalität an den Hals. Das ist das Problem der Regeneration des Abendlandes aus der eigenen biologischen Masse heraus, durch Formen des Sozialismus, die noch verworren sind. Das könnte in „Semaels Sendung" das Kampfproblem des Moritz Scharf sein. Aber Zweig erreicht diese Höhen nur in einer einzigen Szene: wo der jüdische Renegat und der traditionstreue Jude sich wechselseitig verwünschen und . . . Bruder nennen. Wäre das ganze Stück in diesem Stil gehalten, so würde ich sagen: Habemus papam. Aber davon ist gar keine Rede. Zweig hat es sich viel zu leicht gemacht. Sein Renegat wird viel zu sehr durch äußere Tortur „bestochen". Auch ist es ein dreizehnjähriger Junge, in welchem die antithetischen Zweifelsqualen der Pubertät mehr durch Deutschs sehr gute schauspielerische Leistung hineingetragen als vom Dichter ausgedrückt wird. Nirgends leidet dieser Knabe sichtbar genug an den Mängeln seines Lebenskreises. Daß er Soldat werden möchte, ergibt sich nach Zweig aus seiner individuellen Eitelkeit, während es spürbar sein müßte, daß es eine Protestform gegen das militantische Schachertum vieler seiner Glaubensgenossen ist.

Ebenso unzulänglich ist die Charakteristik der Gegenseite. Soviel ich von Schauspielkunst verstehe, hat Jannings aus der Figur des Untersuchungsrichters sehr vieles gemacht, aber die Zeichnung im Drama selbst läßt ihn im Stich. Sie geht nicht darüber hinaus, was ein guter Journalist im Leitartikel einer Zeitung sagen könnte, um einen Parteigegner unmöglich zu machen. Wer ein Künstler sein will, also ein großer Künstler (denn Kunst ist groß, oder sie ist Kitsch, ein Mittelding gibt es da nicht) der ist uns die Antithetik der Gefühle, die Dialektik der Niedrigkeit schuldig, welche beim

Spitzel, beim Schieber, beim Streber dieselbe ist wie beim Renegaten. Alle diese Menschen nehmen tatsächliche Schwächen des Gegners oder der Gesellschaft zum Vorwande, um die eigenen unweltlichen Instinkte loszulassen, um ihre Lebensenergie auf den denkbar tiefsten Wettbewerbsstil zu schalten. Es ist sehr dankenswert, wenn man uns zwingt, die psychischen Funktionen eines doppelten Raubmörders, eines Michael Kohlhaas, eines aus Qualen und Not fanatisierten bösartigen Juden als Ergebnis bösartiger Lebensumstände zu verstehen. Aber dann hat die militaristische Gegenseite genau dasselbe Anrecht auf eine auflösende Deutung ihrer Triebe im Sinne eines höheren Lebensstils.

Daß Arnold Zweig das nicht geleistet hat, daß er die Gewaltsamkeitskrämpfe dieser Juden und Madyaren nicht souverän zur inneren Deutbarkeit bringt, empfindet er selbst. Darum greift er zum alten Kunstmittel des Doublettenspiels. Wie Moritz Scharf von seiner Rasse, so fällt in der angedeuteten Parallelhandlung der Teufel Semael von Gott ab. Da Gott bei Zweig sagt: „Der Mensch ist mein Weg zu mir", ist Gott für ihn der Kosmos . . . und da Gott zugleich der oberste Hüter der jüdischen Tradition ist, setzt Zweig indirekt Judentum gleich Kosmos. Das ist ein Chauvinismus, der sich um so mehr rächt, als Zweig ihn zu überwinden sucht, ohne die Kraft dazu zu finden. — Der entscheidenden Antithetik Gott—Satan ist er nicht gewachsen. Gott ist ihm ein Teil und zugleich das Ganze. Satan ist seine Antithese und zugleich sein Knecht. Freilich ist nun jeder Pol an seinen Gegenpol gebunden, aber dann ist auch Gott reziprok der Knecht Satan. Entweder Gott ist alles, dann muß die Antithetik des Lebens in ihm selber ringen. Oder Gott ist die eine Hälfte der Welt, dann muß ihm Satan ebenbürtig sein. Und die endliche Versöhnung des alten Kampfes kann sich nicht durch Unterwerfung Satans vollziehen, sondern durch Auflösung der alten Formen von gut und böse in höheren Funktionen der Lebensspannung. Es ist im Tiefsten falsch, Gott mit Satan disputieren zu lassen, um dann plötzlich dem Höchsten einen oberlehrerhaften Kommandoton in den Mund zu legen, vor dem der Quartaner Semael in die Knie stürzt. Das herausgepolterte Schimpfwort: Sklave! ist ein Hieb mit dem Rohrstock und kein Argument. Bei Zweig fällt Satan vor diesem Argument in die Knie, die rechte Antwort würde etwa lauten: Herr und Rabbi! Mit Feldsteinen kann jeder Halbaffe schmeißen. Das sind keine Mittel des Hirnprimats. Ziehe mich an, versöhne mich innerlich zu deinen Diensten, statt mich zu erschlagen. Hier bleibt eine Lücke, welche auch durch die andere Handlung nicht ausgefüllt wird, denn Moritz Scharf kapituliert vor der Tradition genau so wie Semael vor Javeh. Es findet keine tiefere Versöhnung durch Ueberwindung der gegenseitigen Mängel statt.

Wenn man in der Linie einer so hohen Tradition steht, wie es die jüdische ist, kann es nicht schwer sein, schöne Dinge zu sagen. Was aber nottut, wäre die logische Fortentwicklung dieser Tradition über das Gebot: Auge um Auge! hinaus. So schön auch manche Szenen sind, ich kann nicht finden, daß Zweig der Gesamtstruktur dieser Probleme gewachsen wäre.

IWAN GOLL

PARISER TAGE-BUCH

Januar 1920.

Es schneidet allen guten Revolutionären ins Herz, wenn man einmal das Volk der Großen Tage von 89 weniger hymnisch besingt, als gang und gäbe ist: dies Frankreich, das seinen heiligen Leitsatz Liberté, Egalité, Fraternité" auf sämtlichen Kasernen und Gefängnissen der clemencistischen Reaktion stehen hat. Der Kult für dies Volk von concierges, dessen letzter Instinkt immer zum kleinbürgerlichen Ideal der Ordnung und des bas-de-laine treibt, wurde schon von Börne in seinen „Briefen aus Paris" und von Krapotkin in seiner „Geschichte der französischen Revolution" als ungerechtfertigt hingestellt: umsonst.

Der Deutsche liebt Paris wie ein grüner Student eine dreißigjährige Kokotte: er wird sie niemals kennen. Kein deutscher Dichter (außer Heine) von den wenigen, die überhaupt über Paris zu schreiben gewagt haben (wie Rilke, Schickele), hat das Wesentliche: ihre Laster, wissen wollen. Das ist immerhin galant von seiten der Barbaren. Oder war es früher nicht so, als Montmartre nicht amerikanisiert und seine statistisch gezählten 200 000 Göttinnen weniger egoistisch waren? Aber Balzac!

*

Ich komme auf „mystisch" zurück: brodeln im hiesigen Proletariat Gefühle, die man so nennen könnte? Ruft es nach Jaurès, wie nach ermordetem, gestohlenem Propheten? Möchte wirklich die Masse die totale Umstülpung der Dinge, wo sich gerade jeder gewandte Commis oder Chauffeur ein Vermögen erschieben kann? Ist das Mystik, nicht mehr „arm" sein zu wollen? Und Arme gibt es nicht mehr. Gibt es Hungernde? Nicht unter den Arbeitern, deren Tagelohn von 20—44 Franken beträgt. Die Kriegswitwen hungern, die alten Rentner hungern, aber sie haben ein buntes Läppchen im Knopfloch und singen die Marseillaise.

Das Volk von Paris ist unmystisch auch deshalb, weil es viel zu politisch orientiert ist. Nicht nur draußen, auch hier wird der 16. November immer noch für eine große Schlappe und Schmach angesehen. Weil ein paar Vertreter des Parti Socialiste Unifié weniger

mit den Oelgötzen und Oelschiebern des Nationalblocks um die Wette gemeine saloppe und bedrohliche Worte auswechseln werden und solcher Pfeffer dann nicht im „Petit Parisien" zu lesen sein wird? Das ist vielleicht der grimmigste Schmerz der geschlagenen Sozialisten. In Wirklichkeit ist es ein wahres Glück für das Proletariat Frankreichs: Wenn es ihm jetzt einmal schlecht geht, daß es sich nicht auf eine platonische Interpellation vor feixenden Ministern verläßt, sondern auf die gute, ganz unparlamentarische Aktion der Straße, auf die Faust.

Und hier, lieber Kamerad, ist die Antwort: ja, es ist zur Revolte fähig! Es wird zur Revolte genötigt sein, genau wie an eurem 9. November. Wenn Clemenceaus Weltreaktion so unmöglich sein wird wie die Ludendorffs. Eine Brotrevolution, keine fanatische, doch mit dem Unterschied, daß sie vorbereitet war.

(Das ist immer der Unterschied der französischen Revolutionen von anderen gewesen:) Immer war das Volk von seinen Intellektuellen geführt. Soll ich zum xten Mal den Namen Voltaires hierhersetzen? Es ist nötig, weil er unser aller Vater sein muß, heute wie damals. Frankreich war und bleibt das Land des großen Herzens. Frankreich hat die größten Männer geschenkt, die für das Wohl des Nächsten (was oft mehr ist als für eine Idee) nicht nur zu sterben (was oft viel weniger schwer ist), sondern zu leben und zu kämpfen wußten. Frankreich ist die Schule des Volks, dort sind seine besten Lehrer, Erzieher und Führer zur Freiheit. Und wenn der Prolet selbst nicht immer aus dem besten Holz ist, letzten Endes entscheidet der geistige Wille, der hinter ihm steht, der Intellektuelle, der Dichter und der Soziologe, die ihr Lebenswerk aus lebendem Menschenvolk schnitzen.

Ich will hier einmal an Hand der Programme nur aufzählen, was von dieser Seite in der ersten Januarwoche getan worden ist.

Samstag, 3. Januar.

Eröffnung des „Théâtre du Faubourg" in einer alten Kapelle, die abends als billiges Volkskino dient. Jeden Samstag um 4 Uhr nachmittags ladet die junge Avantgardenzeitschrift „Le Faubourg" und deren tapferer, noch sehr junger Direktor Leo Poldès zur freien Aussprache über ein gewähltes Thema ein, wie z. B. zuletzt „Sozialismus und Idealismus". Das Publikum wird dringend aufgefordert, mitzudiskutieren. Eine glänzende Idee ist nun die Errichtung einer „Bühne" dortselbst, wo Stücke junger unbekannter Autoren, meist revolutionären Inhalts, von befreundeten Schauspielern von allen Theatern gratis aufgeführt und sofort darauf vom Publikum kritisiert, gelobt oder angegriffen werden.

Der erste Versuch wurde am 3. Januar gemacht mit einem Drama „Agamemnons Heimkehr" von Rodolphe Rey. Ein allerdings tech-

nisch ganz unvollkommenes Werk, dessen Ideen aber vehement gewirkt haben. Agamemnon: ein Oberst, kehrt vom Krieg heim und findet seine Tochter verhurt in den Klauen eines Kriegsschiebers. Die Gattin, das ganze Haus verdorben. Auch der Sohn kehrt heim, angeekelt, verflucht Eltern und Vaterland, geht aufs Land, um Bauer zu werden, nichts mehr zu wissen. . . . Alles, was gegen den Krieg und die Gesellschaft des Nachkriegs zu sagen ist, ist da gesagt. Tapfer. Poilus waren im Saal. Alles ist mitgegangen, selbst die Frauen.

Demnächst ein kontradiktorisches Stück von Poldès: „Das Forum", in dem das ganze Elend der Wahlen und heutiger Politik an den Pranger gestellt werden wird.

Diese Theateraufführung war das wichtigste Bühnenereignis des neuen Jahres in dem Paris der fünfzig Theater, achtzig Musik-Halls, drei Zirkusse, zehn Konzertsäle, zweihundert Kinos und unzähliger Konzert-Kaffees.

Sonntag, 4. Januar, 10 Uhr früh.

Ecole Socialiste Marxiste.

Jeden Sonntag vormittag treffen sich hier leise und zukunftsgierige Arbeiter, denen doch die Zeitung nicht genügt. Diese „Schule" entwickelte sich aus einer Vortragsreihe, die der bekannte Journalist und Jaurèsbiograph Rappoport kurz vor dem Waffenstillstand über die „Geschichte des Sozialismus" hielt. Der Erfolg war der, daß man eine Dauereinrichtung schuf. Unter den Männern, die sich freiwillig erboten, Lehrkurse zu übernehmen, seien genannt: Marcel Sembat, Marcel Cachin, Jean Longuet, Frossard, Loriot, Léon Blum, Rappoport, Charles Gide, Georges Pioch und viele andere.

Der Zweck der Schule: Sozialistische Erziehung und Propaganda durch rationelle Erlernung der sozialistischen Doktrin und eingehendes Studium der historischen und vor allem der heutigen Ereignisse. . . .

Vor einem Vierteljahr waren 350 Schüler eingezeichnet, worunter gegen hundert Ladenkommis, ebensoviele Tagesarbeiter, Post- und Eisenbahnbeamte, 30 Studenten, 20 Schullehrer, 6 Aerzte, 4 Literaten, Ingenieure usw. und 45 Frauen.

Montag, 5. Januar.

Eröffnung der „Université du Peuple", die von der Zeitschrift „La Forge" (Direktor: Luc Mériga) und seiner Ghilde Les Forgerons gegründet ist.

Programmworte: „Es gilt für uns nicht mehr, zum ‚Volk zu gehen': dieser Ausdruck hatte Sinn vor 15—20 Jahren, als einige freie Geistige vom akademischen Lehrstuhl herabstiegen, um den Massen

ein paar Brocken ihres Wissens zu schenken. Wir aber (von der Forge) wir brauchen nicht zum Volk zu gehen: wir sind Volk!"

Hier spricht ein starker Wille. Die „Forge" war eine der mutigsten Tribünen gegen den Krieg. Allerdings macht man ihr jetzt den Vorwurf, allzusehr zu arrivieren und ob der geistigen Kraft sehr oft die wahre Gesinnung einflußreicher Mitarbeiter zu übersehen.

Es scheint auch wirklich, daß das, was in dieser sogenannten „Université du Peuple" geboten werden wird, von ungebildetem Volk sehr wenig zu genießen ist. So, wenn an erster Stelle ein Kurs von dem Kubisten Gleizes über Plastik oder von Henry-Marx über allgemeine Bildung angezeigt wird. Weitere Kurse werden handeln von: modernem Theater, moderner Literatur (Barbusse, Rolland, Elie Faure), von der Russischen Revolution, von der Philosophie des Individualismus.

Und ein letzter Abschnitt im Programm klärt auf:

„Wo die alte Welt, Kameraden, am Boden liegt, ist es an uns, eine neue aufzurichten. Andere politische und ökonomische Organisationen kümmern sich schon um wichtigste Faktoren. Wir wollen die neuen Formeln der Kunst und des Geistes festlegen." . . . . . Warum dann schon „Université du Peuple?"

Donnerstag, 8. Januar, 8 Uhr.

Soirée Populaire et Artistique organisée par le Groupe „Clarté".

Eine der unzähligen Manifestationen von Clarté, wo Dichter, Redner und Rezitatoren Wahrheit und Schönheit des Geistigen vergeuden. Diesmal sprach man über Rabindranath Tagore. Aber die beliebteren Abende waren die, die Barbusse „Pour la Revolution Russe" und „Le Mensonge" betitelte, vor etlichen Monaten. Und es sei hier die Gelegenheit benutzt, um die wahren und tiefsten Ziele der Pariser „Clarté" bekanntzumachen, über die man sich in Deutschland nicht ganz klar zu sein scheint.

Die Pariser Clarté ist extremistisch und geht mit keiner bestehenden politischen Partei zusammen, weil: Clarté die Freiheit des Geistes verlangt, und diese weit über das hinausgeht, was Politiker oder Oekonomen sich unter Freiheit vorstellen können.

Die Pariser Clarté bekundet täglich in Wort und Schrift ihre Mitkämpferbereitschaft und brüderliche Sympathie für die russischen Sowjets. Sie ist kommunistisch und bemüht sich, allen Regungen bourgeoiser Mediokratie und seichter Demokratie auszuweichen. Dies ist der Boden, auf dem auch die Auslands-Clartés sprießen sollen.

Clarté verlangt wohl den Zusammenschluß der Intellektuellen aller Länder, aber vor allem auch den Zusammenschluß der Intellektuellen mit dem Volke!

Diese Leitsätze wurden mir von den führenden Mitgliedern des Comités persönlich mitgeteilt. Dies sind Sätze, die einmal in die Statuten aufgenommen werden müßten, denn wie viele (auch in Deutschland) mißverstehen die Tendenz dieser Bewegung!

Sonntag, 11. Januar, 3 Uhr.

„Les Fêtes du Peuple."

Schon berühmt in Paris. Musikfeste fürs Volk, die in den größten Gebäuden, wie dem Trocadéro, abgehalten werden. Die Musik der Fünftausend. An diesem Sonntag gab der volkstümliche Leiter und feinsinnige Komponist Albert Doyen Stücke aus dem „Fliegenden Holländer" und Beethovens 2. Symphonie: Taten! Frenetischer Dank.

Und nun möchte ich diese Woche mit einer des Revolutions-Berlin vergleichen. Mir fehlen Belege. Vielleicht ließe sich das Faubourg-Théâtre und die Charlottenburger „Tribüne" — nein, als ich zum letzten Male von dieser erfuhr, weigerte sie sich, vor Volk zu spielen, und die Preise der Plätze berechneten sich nach Zehnern.

LUDWIG WOLFF

DAMALS IN FERRARA

Vor vielen, vielen Jahren, als ich noch jung und unerfahren war, kam ich eines Mittags im Februar nach Ferrara.

Romantische, kaum zu begründende Sehnsucht hatte mich nach dieser Stadt getrieben. Wahrscheinlich lag es am Namen. Ferrara. Klingt das nicht wie heller Trompetenton? Es gibt noch eine zweite Stadt, die mich ebenso lockt und reizt: Samarkand. Klingt das nicht wie harter Trommelwirbel? Aber nach Samarkand werde ich niemals kommen.

Damals in Ferrara ging ich langsam und in feierlicher Erwartung vom Bahnhof durch einen Wiesenplan, so scheint es mir, der Stadt zu, die still und sanft unter blaßblauem Himmel lag. Die Luft roch schon nach Frühling.

Ich marschierte durch die Straßen und erschrak über das laute Echo meiner Schritte. Kein Wagen fuhr. Wenige Menschen begegneten mir. Keine Kinder spielten vor den Häusern. Die Stadt schläft, so dachte ich.

Kreuz und quer lief ich durch Ferrara, sah stolze Paläste, die unbewohnt erschienen, trat in leere Kirchen, stand vor versiegten Brunnen und vor fröstelnden Marmorbildern, die sich in ihrer Verlassenheit maßlos langweilten, und als der Abend dämmerte, wußte ich, daß diese Stadt längst gestorben war und nur mehr in meiner Sehnsucht gelebt hatte.

Es war vorerst eine schreckliche Enttäuschung.

Aber ein wenig später begann die schwermütige Einsamkeit dieser lautlosen Stadt wie mildes Gift zu wirken und hielt mich, der fliehen wollte, zurück.

Ich kehrte in einem Albergo ein, das stattlich an dem Hauptplatz lag, und mietete ein Zimmer für die Nacht.

Als es Zeit zum Abendessen war, ging ich in das Restaurant hinunter und setzte mich, da die Nacht frühlingshaft war, zu einem der Tische, die vor dem Haus standen. Ein alter, fetter Kellner, den die andern Gäste Antonio riefen, bediente mich höflich und aufmerksam. Die Männer, die die übrigen Tische besetzt hatten, waren Bürger der Stadt, Advokaten, Magistratsbeamte, Apotheker und ähnliche Würdenträger. Sie unterhielten sich maßvoll und ohne Lärm.

Allmählich belebte sich die Piazza. Masken tauchten auf, in bescheidenen Kostümen, und wandelten paarweise vorüber, aber so still und gemessen, daß es einem Gespenster-Karneval glich.

Irgendwoher kam Verdi-Musik, wildschmetternd, als wollte sie die tote Stadt erwecken.

Ich saß beklommen da, ganz erfüllt von jener wunderlichen Frühlingstraurigkeit, die nur die Jugend kennt.

Da plötzlich fuhr eine schwere, altväterliche Kalesche, von einem greisenhaften Kutscher gelenkt, mit Getöse vor dem Albergo vor und machte halt.

Eine junge Dame mit schwarzer Halbmaske öffnete den Schlag, der wappengeziert war, und stieg aus dem Wagen.

Von allen Tischen grüßten achtungsvoll die Gäste. Die junge Dame dankte mit leichtem Kopfneigen, überflog mit einem Blick die Anwesenden und trat kurz entschlossen zu meinem Tisch.

„Es ist erlaubt, mein Herr?"

Ich errötete, damals konnte ich noch erröten, und stotterte eine Antwort. Mein Herz schlug bis zum Hals.

Antonio, der fette Kellner, watschelte heran und grüßte ehrerbietig:

„Guten Abend, Principessa."

Ich wagte kaum mehr zu atmen. Eine Principessa von Ferrara saß an meinem Tisch.

Die junge Fürstin bestellte ein Glas Orangewasser.

Immer wilder schmetterte die Verdi-Musik. Immer mehr Masken zogen vorüber. Ein Arlecchino warf sparsam mit Konfetti um sich. Schmächtige Raketen stiegen in die Luft.

Ich nahm allen Mut zusammen und betrachtete meine Nachbarin. Ich sah einen wundervoll geschwungenen granatroten Mund, ein edles blasses Kinn, eine singende Halslinie. Die Prinzessin war jung, jünger

als ich. Sie saß regungslos da und blickte starr auf das tolle Maskentreiben von Ferrara.

Antonio brachte das Orangewasser. Die Principessa holte aus einem Perlentäschchen einige Centesimi hervor und legte sie auf den Tisch. Der Kellner dankte ergeben.

Sie nah meinen kleinen Schluck und musterte mich, während sie trank. Ich spürte es deutlich.

Dann wendete sie den Kopf wieder zur Seite und sah auf die Piazza. Nach einer halben Stunde erhob sie sich jählings, neigte ein wenig das Haupt und schritt ihrem Wagen zu. Ich habe nie wieder eine Dame so schreiten gesehen.

Die Würdenträger der Stadt grüßten achtungsvoll.

Die altväterliche Kutsche setzte sich knarrend in Bewegung.

Ich bezahlte mein Abendbrot und stand auf. Ich konnte nicht länger sitzen, das unerhörte Erlebnis dieser Stunde brauste durch meine Adern. Ich trat auf den Platz und blickte dem langsam rollenden Wagen sehnsüchtig nach.

Mit einemmal hielt die Kalesche.

Ich ging schüchtern und zögernd näher. Wie im Halbschlaf kam ich daher, angezogen von einer unentrinnbaren Kraft.

Als ich hart beim Wagen war, öffnete sich der wappengeschmückte Schlag.

Woher ich damals meine Verwegenheit nahm, weiß ich heute nicht mehr, — aber ich stieg ein.

Die Kutsche holperte weiter.

Ich saß bebend und berauscht neben meiner Nachbarin. Kein Wort kam über meine Lippen, als fürchtete ich, mit einem Laut diesen nie geträumten Traum zu verscheuchen.

Wir fuhren lange durch leere, schweigende Straßen.

Plötzlich nahm die Fürstin die Maske ab und lächelte mir zu. In diesem Lächeln lagen „Du dummer Junge!" und schwermütige Zärtlichkeit und hoffungslose Trauer, das sterbende Ferrara lag in diesem zagen Lächeln. Der Schein der Wagenlaterne fiel auf ihr blasses Gesicht, in dem nur die jungen Lippen glühten.

Da wußte ich, mit wem ich durch die blauschimmernde Märchennacht fuhr.

Dies war Julia.

Ich tastete nach ihrer Hand und küßte sie demütig.

Die Kalesche rollte donnernd durch eine hochgewölbte Einfahrt und hielt.

Die Prinzessin stieg aus. Ich folgte.

Der greise Kutscher grüßte.

Wir stiegen eine breite Marmortreppe hinan, die schwach erhellt war. Wir betraten einen Vorraum, der ungeheuerlich groß erschien. Auf dem Kamin stand ein zweiteiliger Leuchter mit brenenden Kerzen, den die Fürstin ergriff. Wir kamen in einen Saal, in dem das Bild einer Frau hing, deren Gesicht, von den flackernden Kerzenlichtern verzerrt, unheimlich grinste.

Das nächste Zimmer war kleiner und wohnlicher. Ein niederes Bett verbarg sich hinter schweren Vorhängen. Ein kleiner Toilettetisch mit ovalem Spiegel. Zwei steife Sessel. Eine hohe Flügeltür, die zu schmalem Balkon führte.

Julias Schlafgemach.

Die Prinzessin stellte den Leuchter auf den Tisch und sah mich an, der in hilfloser Seligkeit inmitten des Zimmers stand.

Dann kam sie langsam an mich heran, legte einen Arm um meinen Hals und küßte mich auf die Augen.

Ich kann nichts weiter von dieser Nacht erzählen, denn an meinem altgewordenen Herzen frißt Neid, giftiger Neid auf jenen glücklichen jungen Menschen, der damals in Julias Schlafgemach weilte.

Als der Morgen dämmerte, sagte die Fürstin mit matter Stimme:

„Sie müssen gehen, mein Freund."

Es war die Lerche, nicht die Nachtigall.

Ich riß mich los und taumelte aus dem Zimmer. Taumelte durch den Saal und kam, eingehüllt in rosenfarbige Wolken des Glücks, in den Vorraum.

Ein altes, grauenhaft häßliches Weib erhob sich von einer Bank und grüßte heiser. Mich fror bis in die Knochen.

Die Alte hielt mir eine zerbeulte Sammelbüchse aus Blech entgegen und bat unterwürfig:

„Für die Armen, Signore."

Ich holte Silbermünzen aus der Tasche und warf sie hastig in die Büchse.

„Zu wenig für die Armen, Signore," krächzte das Weib.

Mit wutzitternden Fingern nahm ich aus der Brieftasche eine Banknote und steckte sie in die Almosenbüchse.

Noch einmal öffnete sich der zahnlose Mund der Alten:

„Zu wenig für die Armen, Signore."

In tiefster Beschämung riß ich alles italienische Geld hervor, alles Geld, das mich bis nach Palermo hätte bringen sollen, und stopfte es in das unersättliche Blechmaul.

„Ich will Sie führen, Signore," sagte die Alte untertänig und geleitete mich die breite Marmortreppe hinab.

Durch ein kleines Tor verließen wir den Palast.

Milchige Morgennebel schwammen über den toten Straßen.

Wie die Reue, wie späte Erkenntnis, wie der Todesengel mit den vier Mächten des Schreckens schlich das alte gelbe Weib an meiner Seite.

Wir erreichten die Piazza. Die Alte verschwand, entglitt, löste sich auf.

Ich stand allein, inmitten des im Nebel schwankenden Platzes, in der tiefsten Verlassenheit meines Lebens. Niemals habe ich Einsameres und Toteres gesehen als die Piazza von Ferrara an jenem Februarmorgen.

Endlich, endlich begann irgendwo eine kleine Kirchenglocke zu bimmeln.

Ich fand meinen Gasthof und schlief bis spät in den Tag hinein.

Als ich erwachte, zählte ich mein Geld. Es reichte beim besten Wechselkurs knapp für Zimmermiete und Heimreise. Ein Mittagsmahl in Ferrara konnte ich mir nicht mehr leisten.

Während ich dem alten Kellner die Rechnung bezahlte, fragte ich hart und vorwurfsvoll:

„Warum sagen Sie eigentlich zu dieser Puttana Principessa?"

Der dicke Antonio betrachtete den jungen Barbaren mißbilligend.

„Sie ist doch eine Principessa, Signore."

Ich lachte höhnisch auf.

„Eine feine Principessa!"

Roh und unbarmherzig ist die Jugend.

Der alte Kellner antwortete entschuldigend mit sanfter und gutmütiger Stimme:

„Die Principessa ist arm. Die Principessa ist bitterarm, Signore."

Ich zuckte verächtlich die Achseln und verließ, Gram im Herzen, die tote Stadt.

Heute erst, da ich nicht mehr jung, aber herrlich erfahren bin, heute erst weiß ich, wie milde Nachsicht und wie tiefe Menschlichkeit in den Worten des alten fetten Kellners lagen.

Heute erst weiß ich auch, daß meinen Lebensweg keine Frau gekreuzt hat, die schöner und mehr Dame war als die arme, bitterarme Principessa, damals in Ferrara.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Das Problem des Geschäftspolitikers.

Ob Herr Erzberger, der in dem großen Prozeß der wirkliche Angeklagte ist, durch einen Freispruch Helfferichs verurteilt oder durch eine Verurteilung Helfferichs freigesprochen wird, ist an sich ziemlich gleichgültig. Wesentlich ist nur,

daß wir alle erkennen, welche Möglichkeiten der Wandlung öffentlicher Moral sich aus dem Nebeneinander kapitalistischer Wirtschaft und reinem Parlamentarismus ergeben. Wir können diese Wandlung gutheißen oder ablehnen. Lehnen wir sie ab, so müssen wir Maßnahmen gegen sie ergreifen. Diese Maßnahmen können sich nicht gegen die Symptome richten, oder gegen die Personen, bei denen diese Symptome besonders kraß hervortreten, — das wäre eine durchaus unzureichende Kur —, sondern nur gegen die Ursachen —, also gegen das Nebeneinander von freikapitalistischer Wirtschaft und reinem Parlamentarismus.

Herr Helfferich hat Herrn Erzberger als Typus des politischen Geschäftemachers charakterisiert. Das stimmt nicht; Herr Erzberger ist noch nicht Typus, er ist mit seiner politischen Geschäftspraxis Pfadfinder, Pionier. Diese Mission ist einträglich, aber sie ist unbequem. Die nach ihm kommen, werden es beträchtlich leichter haben.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß der Pfadfinder Erzberger, den politischen Sittenkodex eines entwickelten Parlamentarismus vorwegnehmend, sichtlich vieles für zulässig hält, was er noch nicht völlig offen und einschränkungslos als zulässig bezeichnen darf. Denn er sieht sich ringsumher von antiquierten Anschauungen umgeben, denen schlankweg zu widersprechen bedenklich wäre. Dadurch entstehen tragikomische Situationen. Ist es erlaubt, so wird gefragt, daß ein Abgeordneter von einer Behörde Vorteile für ein bestimmtes Privatunternehmen begehrt und dabei verschweigt, daß er an dem Gewinne selbst beteiligt ist? Nein, sagt Herr Erzberger, das ist im allgemeinen nicht erlaubt, aber wenn die Beteiligung nur ein Prozent beträgt, so ist nichts dagegen zu sagen. Die Moral gestattet demnach die Ausnutzung des Mandats zum Zustandebringen eines Zwanzigmillionengeschäfts, bei dem der Abgeordnete 200 000 Mark verdient; sie verbietet ihm aber, sich als Volksvertreter für ein Unternehmen zu interessieren, bei dem insgesamt 30 000 Mark und von ihm selbst vielleicht 5000 oder 10 000 Mark gewonnen werden können. Es ist wirklich ganz praktisch, daß die Ethik den Parlamentarier nur auf die großen Geschäfte verweist. — Ist es zulässig, daß ein Minister, der über besondere Informationen und Kompetenzen verfügt, Aktien kauft, deren Kursentwicklung mit jenen Informationn und Kompetenzen in einem gewissen Zusammenhange steht? Herr Erzberger beansprucht für Minister die Freiheit, Wertpapiergeschäfte zu machen, aber er fügt sogleich hinzu, er habe die Hapagaktien nicht gekauft, weil er wußte oder etwas dazu tun konnte, daß sie steigen, sondern weil er sein Zutrauen zur deutschen

Handelsschiffahrt zum Ausdruck bringen wollte, über deren Zukunft die Oeffentlichkeit sehr skeptisch dachte. Verzeihung, Herr Minister, hätten Sie sich nicht zweckmäßig damit begnügen können, dies Zutrauen in Reden und Zeitungsartikeln anzuzeigen? Daß Sie Hapagaktien gekauft haben, erfährt die breitere Oeffentlichkeit doch erst jetzt. — Ist es moralisch, daß ein Abgeordneter für 10 000 bis 12 000 Mark jährlich die Vertretung der Wünsche des Viehhandels oder des Metzgergewerbes übernimmt? Wenn er kein Geheimnis daraus macht, ja, erklärt Herr Erzberger. Ich war schon im Begriffe derlei zu tun, wäre ich nicht inzwischen Staatssekretär geworden, so hätte ich den Handel abgeschlossen, — jedoch, verstehen Sie, bitte, recht, nur im Interesse der Fleischversorgung des deutschen Volkes. Meyer fabriziert Hosenknöpfe; aber er kann für sich in Anspruch nehmen, daß er das nur im Interesse des deutschen Volkes tut. Denn über allem Zweifel erhaben ist die Tatsache, daß das deutsche Volk Hosenknöpfe braucht.

Das sind Unbequemlichkeiten der Uebergangsmoral, unter denen der arme Erzberger leidet. Seine Nachfolger werden es, wie gesagt, besser haben. Sie werden mit heiterem Bekennermute ausrufen: jawohl, es ist erlaubt, es ist erlaubt. . . . .

Dem Pionier Erzberger sind seine (wie es scheint, auch in Schweizer Valuta umgerechnet, beträchtlichen) Erfolge schon um deswillen zu gönnen, weil er nicht nur wegen der veralteten Moralanschauung, sondern auch rein tatsächlich unter den größten Schwierigkeiten zu arbeiten hatte. Als er seine den Gewohnheiten des Parlamentarismus entsprechende Praxis begann, hatten wir noch den Obrigkeitsstaat. Im Obrigkeitsstaate fühlten sich die Minister und die Behörden von dem einzelnen Abgeordneten noch nicht sehr abhängig; in ihrer bürokratischen Ueberhebung waren sie sogar eher geneigt, ihn als lästigen Außenseiter zu betrachten. Der Abgeordnete, der unter diesen betrübenden Umständen spezielle Wünsche durchsetzen wollte, mußte schon etwas von den schätzenswerten Eigenschaften jener Handlungsreisenden besitzen, die sich durch mehrfache deutliche Mißerfolge bei einem Kunden von seiner weiteren „Bearbeitung" nicht abschrecken lassen. Er durfte es sich nicht verdrießen lassen, das, was er wollte, dreimal zu sagen. Es war die außerordentliche und deshalb auch außerordentlichen Lohnes würdige, betriebsame Zähigkeit Erzbergers nötig, um unter solch widrigen Verhältnissen den neuen Typus zu kreieren. Die Späteren werden auch in dieser Beziehung leichteres Spiel haben. Denn im parlamentarisch regierten Staate ist der Beamte gegen jeden besseren Volksvertreter grundsätzlich sehr zuvorkommend. Der Mann kann ja morgen Minister sein.

Was zu tun ist? Nun, es ist ein Zustand zu schaffen, bei dem der Ministerialdirektor oder Minister dem Abgeordneten, der mit einem besonderen Anliegen für die Hosenträgerfabrik von Schulze, Lehmann & Co. zu ihm kommt, etwa folgendes zu antworten genötigt ist: Lieber Freund, ich kann deinen Wunsch mit dem besten Willen nicht erfüllen. Die Möglichkeiten wilder Vertretung einzelner Wirtschaftsinteressen durch einzelne Parlamentarier sind — leider oder Gott sei Dank — erledigt. Deine Hosenträgerfabrik muß ihre Interessen im Selbstverwaltungskörper ihrer Industrie geltend machen und dieser muß die Sache regeln. Aeußerstenfalls wird das Wirtschaftsparlament sich mit ihr befassen. Versuchte ich einzugreifen, so würde ich meine Kompetenzen überschreiten, die industrielle Selbstverwaltung wiese mich in meine Schranken zurück und das Ergebnis wäre null. Ich möchte dir gern gefällig sein, aber der Aufbau unserer Wirtschaftsverwaltung macht es mir unmöglich.

Ein anderes Mittel gibt es nicht.

Frankreichs Steuerlast.

Die Erkenntnis, daß Sieger und Besiegte in den gleichen Abgrund stürzen, wenn sie sich nicht rasch entschlossen zu wirtschaftlicher und finanzieller Solidarität zusammenfinden, nimmt auch in den westlichen Ländern zu. Die Stimmen Keynes und Norman Angells sind nicht die einzigen. Im Januarheft der Londoner „Review of Reviews" schreibt der Pariser Korrespondent dieser Zeitschrift, Sisley Huddleston, über die Gefahr des europäischen Bankrotts. Er findet, daß die Franzosen sich noch sträuben, den ganzen katastrophalen Ernst ihrer Lage zu erfassen. Die künftige französische Steuerlast sei auf 1000 bis 2000 Franks pro Kopf der Bevölkerung zu schätzen. Frankreich habe letztes Jahr für 200 Millionen Pfund exportiert, aber für 1000 Millionen Pfund Waren eingeführt. Da sei der schlechte Wechselkurs leicht zu erklären. (Huddleston vergißt, in diesem Zusammenhange auf die Kapitalflucht hinzuweisen; so wenig wie bei uns ist in Frankreich der Reichtum, namentlich der neue, bereit, nachträgliche Steuerspesen zu bezahlen, die einen großen Teil des Gewinns aufzehren.) Entschädigung von Deutschland? „Je weniger wir aus dieser Gegend erwarten, desto klüger sind wir." Wenn Deutschland nicht vor dem Bankrotte bewahrt wird, fällt es der europäischen Armenversorgung anheim. Und wir alle werden sehr schnell folgen. Wenn die Völker nicht miteinander schwimmen wollen, werden sie sicher miteinander ertrinken.

S.

AUS DEM TAGE-BUCH

SOZIALISIERUNG DES GROSSEN SCHAUSPIELHAUSES?

Ein Mitarbeiter, den ich achte, schreibt mir:

100 000 Berliner gehen einmal im Monat ins Theater, wenn es Reinhardt will. Sie hören, was er ihnen bieten mag. Sie sitzen, wohin er sie weist. Sie machen sich den Abend frei, den er ihnen nennt. Sie genießen die Schauspieler, die er für sie bestimmt. Die 100 000 Abonnenten sind folgsam. Folgsam im Jahre 1920, kurz nach der sogenannten deutschen Revolution. Möchten Sie es nicht unternehmen, die 100 000 Abonnenten zu etwas weniger Folgsamkeit aufzureizen? Was wird geschehen, wenn Reinhardt nächstes Jahr die Preise um die Hälfte erhöht? Und er wird erhöhen, getrost. Werden die Abonnenten stumm ihre 100 000 Börsen ziehen und zahlen, was der eine, bei aller Kunst- und Volksfreundlichkeit doch gut kapitalistisch denkende Unternehmer vorschreibt? Gegen die Steuervorschrift gibt's einen Instanzenzug. Wer entscheidet zwischen 100 000 Abonnenten und einem Direktor? Gesetzt den Fall, 90 000 von den 100 000 Abonnenten des Großen Schauspielhauses hätten am ungehörten „Hamlet", am unverstandenen „Faust" im Zirkus kein Gefallen? Durch welchen Mittelsmann können die 100 000 Abonnenten Reinhardt benachrichtigen?

Die einzige Lösung scheint mir: die Bildung eines Vereins der Abonnenten des Großen Schauspielhauses zur Wahrung ihrer materiellen und geistigen Interessen. Mit ihm als einem selbstlosen Zuschauerrat hätte Reinhardt über die Fixierung der Preise, mit ihm über die aufzuführenden Dramen zu verhandeln. Eine solche Organisation, wird man sagen, könnte im Handumdrehen aus dem kapitalistischen Unternehmen ein genossenschaftliches machen. Die 100 000 Abonnenten brauchten nur ihre Adressen zusammenzulegen und sich einen sachverständigen Wortführer ihrer Interessen auszuwählen, und das Große Schauspielhaus wäre mit einem Schlage eine . . . V o l k s b ü h n e. Wollen Sie dieser natürlichen Entwicklung nicht den Weg bahnen, Stefan Großmann? Ich denke, die Aufgabe müßte gerade Sie locken!

Darauf antworte ich:

Nein, die Aufgabe lockt mich nicht. Ich bin kein Abonnent des Großen Schauspielhauses und habe nach dem „Hamlet" kein Bedürfnis, es zu werden. Aber ich gebe zu, daß der Plan der Organisierung der Abonnenten zu ihrem geistigen und materiellen Schutz eine Idee ist, die verwirklicht werden soll, und deshalb veröffentliche ich Ihren Brief. Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Ich habe keine Lust, mitzutun. Habe der Volksbühnensache zehn Jahre treu, ehrlich und fleißig gedient. Das genügt. Ich bin etwas verdrossen aus dem letzten Ausschuß der Volksbühne herausgegangen. Debatten über ästhetische Probleme, vielleicht gar Abstimmungen — diese Erlebnisse liegen mir noch immer im Magen. Die „Konsumgenossenschaft der Abonnenten" — der Gedanke ist ebenso nützlich wie banausisch. Kunst konsumiert man nicht. Man konsumiert auch nicht Frauen. Man konsumiert nicht

einmal Rheinwein. Der Ausdruck stammt, glaube ich, von Dr. Seelig, dem jetzigen Theaterreferenten im preußischen Kultusministerium, einem braven Manne, den ich auch nicht konsumieren möchte ... Aber mit der Konsumgenossenschaft ging's noch gerade. Wer aber will die Produktivgemeinschaft dirigieren? Wer von Euch 100 000 will Reinhardt raten, wann und wie er produzieren soll? Ihm sowie uns fehlt die Erziehung zur Brüderlichkeit, es käme nur verdrießlicher Zank heraus.

Dennoch, ich rate nicht ab, ich sehe zu. Gr.

BISMARCKIANUM

In den Tagen, da uns der dritte Band der Gedanken und Erinnerungen neuerweise vorenthalten wird, mag eine kleine Ergänzung erlaubt sein.

Moritz Busch erzählt im I. Band seiner ‚Tagebuchblätter' (S. 568 unter dem 23. Dezember 1870), wie der Kanzler geseufzt habe: „So ein Generalstabschef wird schlecht behandelt, ein Minister auch — allerlei Verdrießlichkeiten, Mückenstiche ohne Ende. Man ließe sich das andre gefallen, aber gute Behandlung kann man nicht entbehren. — Ich wenigstens kann schlechte Behandlung nicht vertragen. Wenn ich nicht höflich behandelt werde . . . . ". Die ergänzende Fassung der englischen Ausgabe: „Than I were inclined, to throw the ribbon of the Black Eagle into the dustbin," mildert den Ausspruch auch um ein erhebliches, der nach einer Mitteilung Buschs an meinen Vater lautete: „Dann wüßte ich nicht, was mich hindern sollte, mir mit dem Orangeband den . . . . zu wischen."

Goetz.

BEFREIUNG VON DER MODE!

Brief einer geschmackvollen Frau.

Hätte man nicht in der allgemeinen Majestätendämmerung Ihrer Majestät der Mode ein klein bißchen den Kragen umdrehen können? Nur daß sie eine kleine Weile wenigstens ihre Hanswurstelei eingestellt hätte! Man sollte meinen, nie wäre der Zeitpunkt günstiger, nie die Anreize zur Revolution gegen sie so vielfache gewesen. Leicht wäre es jetzt vernünftigen Frauen, sich zu emanzipieren und mehr als x Doktorate würde ein Erfolg in dieser Hinsicht für ihre Dignität zeugen. Immer hat es Zeiten des Elends gegeben, da Putz und übertriebener Modeluxus aufreizend gewirkt haben; aber es war niemals die Portion Verächtlichkeit dabei, die man jetzt allgemein für diese Leute hat, die sich nicht genug tun können, ihren plumpen Außenmenschen in eine höhere Kategorie zu bringen durch Luxus, der ihnen so wenig adäquat ist. Außer einigen fabelhaft bezahlten Künstlerinnen, kann sich den Luxus moderner Toiletten nur die Kriegsgewinnerweiblichkeit gönnen, die ihre Blößen viel zu wenig damit verhüllt. Die Preise sind für den Normalbürger unerschwinglich. Dies führt, wenn nicht der Versuch gemacht wird mit der Mode aufzuräumen, zu einer Art Talmieleganz, da nicht das richtige Material verschafft werden kann. Muß man aber schon schäbig sein, vom Schicksal bezwungen, dann um Himmelswillen nicht im Bestreben, schäbig die „letzte Mode" mitzumachen. Man sei in seinen braven alten Kleidern schäbig und mache sich neue Kleider erst nach einer sozusagen „inneren Einkehr". Man müßte sich an die lächerlich vielen

Male erinnern, da man „unglücklich" war, weil man dies oder jenes Kleid, oder den Mantel und Hut nicht besessen hat; wie solche Dinge die Stimmung verderben konnten und können, wenn man nicht endlich beginnt, darüber nachzudenken. Man müßte sich vor Augen halten, welche Witze sich die Mode mit uns erlaubt durch den Zwang zur Schaustellung körperlicher Inferioritäten. Jede Mode weist auf Vorzüge und enthüllt schonungslos die Schwächen. War es bekannt, daß z. B. die Mehrzahl der Frauen o-beinig ist? Man sprach doch immer nur von X-Beinen, und die jetzigen kurzen und engen Röcke haben das fatale O einfach überzeugend festgestellt. Viele sind betroffen, aber wenige nur wissen es. Und eigentlich ist diese Kritiklosigkeit der eigenen Erscheinung gegenüber der Quell allen Uebels. Fast tut einem die Mode leid, so sehr wird sie mißverstanden. Sie will nicht ein Dekolleté über einem runden, fetten Rücken, ganz sicher nicht, aber wo ist die Frau, die ihren Rücken kennt?

Obwohl die Mode etwas Irrationales, Phantastisches, Unbegreifliches ist und gewiß nicht so mir nichts dir nichts aus dieser Welt des Scheins hinauszubringen sein wird, müssen wir doch versuchen, ihr Machtbereich wenigstens etwas einzuengen. Ach, jede neue Modeschöpfung wird sofort Klischee eines Massenartikels. Das Kostüm, der Mantel, das Abendkleid usw., jede „bessere" Frau trägt dasselbe. Da dies höchst langweilig und unerfreulich ist, muß die Mode fast jeden Monat wechseln. Mode ist ein Kind des Luxus für den Luxus — und Luxus für alle ist ein Nonsens.

E. v. A.

BILDUNG IST MACHT

Man liest jetzt öfter an Anschlägen, in denen die Arbeiter aufgefordert werden, sich an Bildungsveranstaltungen, Konzerten, Vorstellungen zu beteiligen, als Ueberschrift das fatale Wort: Kultur ist Macht, Bildung ist Macht. Dies Wort ist nicht nur tief ungebildet, sondern falsch und verwerflich. Bildung ist kein Mittel zur Durchsetzung höherer Löhne, Kultur ist kein Gegenstand elender Schieberpolitik und Erpressertaktiken und -praktiken. Wer dies Wort auf Anzeigen von Bildungsveranstaltungen setzt, zeigt damit, daß er ein Banause — wenn nicht etwas Schlimmeres ist. Dies Wort ist eine Lüge; denn Bildung verfeinert, stimmt gütiger, milder, menschlicher, mißtrauischer gegen brutale Macht. Wir bedanken uns, daß nun auch das letzte, was wir an inneren Gütern haben, in den Kot und Dreck des Machtstrebens, der Schieberpolitik und des Lohnkampfes hineingezogen werden soll. Man denke: ein Beethoven, ein Goethe, ein Mozart bestreiten die Kosten eines Konzertes, eines Theaterabends, damit Menschen durch Bildung zur Macht gelangen!

GOETHE UND SEIN VOLK

Es gibt ein Werk — bitter genug, daß man es erzählen muß — das sich Goethes Gespräche nennt. Der siebzigjährige Woldemar Freiherr von Biedermann trug sorgsam zusammen, was noch erhalten ist von lebendigen Worten des Propheten vom Frauenplan, wie kluge und knechtische, lügenhafte und böswillige Naturen sie aufgezeichnet hatten. Das Geschick war dem Greise gnädig und gönnte ihm mehr

denn anderthalb Jahrzehnte noch, das Riesenwerk zu vollenden. Die Auflage betrug 1000 Exemplare. Der Sohn erwarb, um zu besitzen. Nach zwanzig Jahren schon war eine zweite Auflage nötig, die noch vielfältiger gespiegelt, noch reicher das Bild Goethes zurückwirft. Die Auflage betrug 3000 Exemplare, und die fünf dicken Bände kosteten 25 M. in Leinen gebunden. Seither gingen wiederum zehn Jahre ins Land — und noch sind 1000 Exemplare des ‚Biedermanns' beim Verleger zu finden. In dreißig Jahren also, vom Regierungsantritt Wilhelms II. bis heute, bedurfte das Siebzig-Millionen-Volk der Dichter und Denker ganzer 3000 Exemplare eines Buches, das ihm wie kein anderes seinen Größten bis zur Atemnähe heranführt. (Rechnen wir die öffentlichen Bibliotheken und das Ausland ab, so kommen wir getrost auf 2500 Exemplare) dagegen rühmt sich die Goethe-Gesellschaft einer Zahl von 4060 Mitgliedern. Wer sagt hier was von Verlogenheit?

Ist es bei solcher Kulturaffenschande ein Wunder, wenn niemand errötet über ein Schelmchen, das nachplappernd feststellt, daß „die Natur dem Dichter Goethe das Gefühl der Liebe versagt hat", der „den herzlosen und ungehemmten Imperialismus seiner gedanklichen Eroberungen" ablehnt? Soweit sanken wir, daß die Setzer nicht streiken, wenn ihnen solches geboten wird. Wolfgang Goetz.

RICHTIGSTELLUNG

Ein ärgerlicher Schreibfehler hat in dem Aufsatz „Enthüllungshändler" (in Nr. 2 des „Tage-Buch") den Journalisten Sochaczewski in Sochaczewer umgewandelt. Kenner des Berliner Zeitungswesens werden den Schreibfehler selbst korrigiert haben, denn natürlich kommt für den Enthüllungshandel Herr Ludwig Sochaczewer nicht einen Moment lang in Betracht. Der Enthüller ist Herr Martin Sochaczewski.

POLITISCHE DISKUSSION

Zwischen Karl Kautsky und Parvus ist eine heftige Debatte über die Frage entstanden, ob Herr Parvus für die erste seiner Frauen genügend Alimente bezahlt habe oder nicht. In einem Augenblick, da Deutschland in seinen Grundfesten schwankt, gewiß eine sehr wichtige Frage. Parvus antwortet denn auch mit Bärenstimme. Ein Satz aus seiner seitenlangen Erwiderung: „Meine zweite Frau wies mit Entrüstung meine materiellen Bedenken zurück, als sie ein Kind von mir haben wollte. Ich sei bereits teuflisch verspießbürgert, sagte sie mir, sie wolle nun einmal ein Kind von mir haben; ich solle mir nicht Großes einbilden über die Rolle, die ich dabei spiele, sie werde das Kind austragen, ich solle ihr gefälligst die Sorgen überlassen." Die Aeußerungen des Parvus und Karl Kautskys stehen sich diametral gegenüber. Man wird wohl nicht umhin kommen über die Frage, ob Parvus oder seine Frau das Kind haben wollte, einen Untersuchungsausschuß einzusetzen, der von Angehörigen aller sozialistischen Richtungen beschickt wird. Dieser kann den Fall soweit klären, daß er daraufhin dem nächsten Parteitag zur Erörterung und Beschlußfassung vorgelegt werden kann.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tage-Buch / Heft 5 Jahrg. 1 / Berlin, 7. Februar 1920

STEFAN GROSSMANN

HELFFERICH, DAS ARCHIV

Gott sei Dank, der dumme Junge, der auf Erzberger schoß, wird Helfferichs Prozeß nicht stören. Helfferich hatte sich auf diesen Prozeß vorbereitet wie ein strebsamer Kandidat aufs große Staatsexamen. So sitzt er auch im Verhandlungssaal, zum Platzen voll mit Kenntnissen, und wie der eifrige Schüler möchte er jeden Moment aufzeigen und Antwort für alle geben. Oh, er beherrscht den Lehrstoff bis in die nebensächlichste Jahreszahl, bis zu den Namen der nebensächlichsten Episodisten. Helfferich ist ja immer ein wandelndes Archiv gewesen. Wer sich durch seine Kriegserinnerungen, die in drei dicken Bänden bei Ullstein erschienen sind, durchgearbeitet hat, der kennt diesen grauen, sandigen Menschen. Nur ist er seither giftiger geworden. Früher hatte man den Eindruck, wenn man diesen Mann ein bißchen ritzt und öffnet, rieseln Statistiken und Daten aus seinem Innern, trockener Tatsachensand. Jetzt aufgestochen, würde doch auch etwas gelblicher Neid, der Eiter des Gekränkten und Zurückgesetzten, aus ihm fließen. Sein mageres Gesicht ist mißfarbig, seine wegstehenden Ohren, früher gutmütig in ihrer Größe und wegstehenden Richtung, sind jetzt fiebrig gerötet von Eifer. Es wird erzählt, Helfferich habe als junger Mensch — man kann sich diese Trockenheit gar nicht jung vorstellen — gedichtet, jetzt ist er wohl eine der amusischesten Erscheinungen der deutschen Politik. Grau, eintönig, dürr, ohne blühendes Bild — wie seine Rede — ist auch seine Schreibe. Er weiß viel, er hat ein ausgezeichnetes Detailgedächtnis, er hält seine Argumente beileibe nicht in Unordnung, im Gegenteil, er ist von peinlicher Exaktheit. Die Berge von Material sind auf seinem Tisch und in seinem Kopf sehr korrekt geordnet, alles ist schön glatt hinter- und nebeneinander geschichtet, eine Tatsache liegt sauber neben der anderen. Nur sind die Fakten bei ihm, wie eben in den Archiven meistens, entseelt, es fehlt ihnen der entscheidende gefühlsbetonte Wert. Es gibt kein Hoch und Nieder in diesem monotonen Geist, nur ein historisches Vor und Nach der Geschehnisse. Deshalb sind seine Erinnerungen auch so grau, so unpersönlich, ohne die allerleiseste Regung von Humor, ohne die schwächste eigene Schattierung. Ein Archiv, das aufgezogen wurde und selbsttätig schreibt. Aber wurde er denn nicht zuweilen heftig? O ja, wenn das Archiv improvisieren sollte, wenn Zwischenrufe den normalen Ablauf der vorbereiteten Platte verhindern wollten, wenn

Gefahr bestand, daß die Manuskriptblätter in Unordnung gerieten. Zwischenrufe, die einen aktiven, frisch improvisierenden Geist anfeuern, haben ihn so zornig gemacht, daß er sich im Reichstag einmal mit einer Götz - von - Berlichingen - Geste auf der Ministerbank niederließ. Er war der Mann der Statistiken und historischen Details, das Archiv will seine Ordnung, was immer geschehe, beibehalten.

Diesem Apparat fehlt der befehlende Wille, es wäre denn, man ließe die in ihm schwelende schwarze Flamme des Ehrgeizes als Motor gelten. Deshalb, weil hier der Intellekt nicht von einem aus der Wesenstiefe stammenden Willen dirigiert wird, deshalb hat Helfferich immer wieder „Pech". Aber sein Pech ist sein typisches Erlebnis.

Am 6. Januar 1917 hat Helfferich, kurz nachdem er bei Ludendorff in Pleß gewesen und hätte riechen müssen, daß der U-Bootkrieg vor der Tür stehe — er wurde ärger als eiskalt empfangen — im Hotel Adlon die Verbrüderung mit Gerard heraufbeschworen. Zwei Tage darauf wurde Bethmann zur entscheidenden Beratung nach Pleß berufen. Eine neue Denkschrift für den uneingeschränkten U-Bootkrieg lag Helfferich vor. Wäre Wille und Kraft in diesem wandelnden Archiv, dann hätte er in dieser Schicksalsnacht an der Seite Bethmanns ins große Hauptquartier reisen müssen. Er war ja die Argumentenquelle gegen den U-Bootkrieg. Was tat er? „Ich arbeitete in der Nacht noch einmal die ganze 37 gedruckte Folioseiten starke Denkschrift des Admiralstabs durch und schrieb ein ausführliches Telegramm an den Kanzler." Das Archiv beschrieb Papiere, statt als Mann seine feste Meinung den Hasardeuren stark entgegenzusetzen.

Im Sommer der verpaßten Gelegenheiten, 1917, sagte der von Gott weiß wem entdeckte Michaelis im Garten des Reichsamtes des Innern zu einigen Abgeordneten, daß er „bisher als mehr oder weniger unbeteiligter Zeitgenosse neben dem Wagen der Reichspolitik hergelaufen sei". Helfferich „fand das Vorgehen bei der Berufung des neuen Kanzlers unbegreiflich", er rügt heute „das starke Gottvertrauen" des Dr. Michaelis, durch das er „bei unzureichender Vertrautheit mit dem großen Felde, auf das er nun gestellt war, von Anfang an eine große Selbständigkeit in seinen Entschlüssen und eine auffallende Neigung zu Improvisationen entwickele". Aber es ist ihm, trotzdem er den schnellen Sturz des Michaelis vorausgesehen haben will, nicht eingefallen, mit der Leidenschaft des handelnden Mannes vor den Kaiser zu treten und ihn vor diesem läppischen Experiment in der heikelsten, erregendsten Kriegsstunde zu warnen. Hingegen wurde er der Stellvertreter des Kanzlers, an den er nicht glaubte. Charakterlosigkeit? Die Aufgabe eines Archivs ist es, zu sammeln, zu registrieren, nicht zu bewerten.

Noch mehr. Als Michaelis ging, war Helfferich es — nach seinem eigenem Geständnis (Band III, Seite 209, Helfferich, der Weltkrieg) — der dem Kaiser riet, nach dem Versagen des Gesundbeters den halbblinden, zwischen den Schlaganfällen dahinfristenden Greis Graf Hertling zum Reichskanzler zu berufen. Ein Archiv ist zur Psychologie nicht verpflichtet. Herr Helfferich entschuldigt sich vor der Weltgeschichte, Michaelis habe ihn um diesen letzten Dienst gebeten. Und es gab in diesem Sack voll von Statistiken und Tabellen und Tatsachen keine instinktive Regung, die sich jäh auflehnte gegen die Zumutung, in steigernder Bedrängnis einen Tappergreis ans Staatssteuer zu setzen?!

Jetzt, im Gerichtssaal, breitet das Archiv sich aus, hier kann es im Detail wühlen, mit Details triumphieren. Es ist anzunehmen, daß das Archiv über Erzberger besser Bescheid weiß als dieser selbst. Zu Erzbergers Wesen gehört eine ihm nötige Kunst, das Detail zu vergessen, besonders das hemmende. Wer, wie er, sich entwickelt hat vom kleinen württembergischen Volksschullehrer zum Führer des Staates, der kann sich bei seinem Gestern und Vorgestern nicht aufhalten. Möglich, daß die Entleerung des Archivs Erzbergers Schicksal entscheidet. Möglich sogar, daß für so hochnotpeinliche Verfahren ein unerbittliches Archiv vonnöten ist.

Dann erst recht muß vor Ueberschätzung eines gut bedienten Archivs gewarnt werden. Schauderhafte Vorstellung, daß ein angepfropfter Zettelkasten sich selbständig machen will!

RUDOLF BORCHARDT

FALSCHE ZUNGEN

An einem Tische sind wir zusammen gesessen,
Aus einer Schüssel haben wir Brot gegessen —
Schüssel im Traume, Tische im Traume, für alle Zeit.

Da ist kein Haus, für ein das ander zu sehen,
Da ist kein Weg, wo wir uns vorübergehen:
Dies Haus für dich, der Weg für mich, in Ewigkeit.

Kamst du gestern meine Straße geschlichen,
War ich stracks aus Deinem Wege gewichen,
Beide Augen vor mich, ohne Rufen, gar ohne Klagen.

Säßen wir beide an Tischen wieder zusammen,
Wie Kerzen am Mittag würden wir sein ohne Flammen.
Sehn und uns nicht ansehn; sprechen und uns nichts sagen.

Dieses Gedicht ist dem ersten Bande der „gesammelten Schriften" von Rudolf Borchardt entnommen, der demnächst im Ernst Rowohlt-Verlag erscheint.

LUDWIG QUESSEL

DEUTSCHLANDS NEUE HERRSCHENDE KLASSE

Die Historiker der großen deutschen Revolution, die den Versuch machen werden, das wesentliche Ergebnis der sozialen Umwälzungen im zweiten Revolutionsjahre zu kennzeichnen, werden feststellen müssen, daß das deutsche Volk, nachdem es sich der alten herrschenden Gewalten entledigt und eine Regierung durch und für das Volk nach den Grundsätzen des Erfurter Programms aufgerichtet hatte, sich ganz unerwartet einer neuen herrschenden Klasse gegenüber sah: der der B e r g a r b e i t e r. Das Eigentümliche an ihr war, daß sie gar nicht herrschen wollte, daß sie vielmehr, obwohl den Umfang der deutschen Produktion, die Größe der deutschen Ausfuhr und die Höhe der Lebenshaltung des deutschen Volkes selbstherrlich bestimmend, sich regiert glaubte und heftige Klagen gegen die vermeintlichen Machthaber erhob, die ihr nicht genügend zu Willen waren.

Nun wird es vielen wohl reichlich paradox erscheinen, gerade diejenige Kategorie der deutschen Arbeiterschaft, die im alten Deutschland zu den gedrücktesten und politisch ungeschultesten Schichten des Proletariats gehörte, als h e r r s c h e n d e K l a s s e bezeichnen zu hören. Allein, wer könnte bestreiten, daß es die Bergarbeiter sind, die das Schicksal Deutschlands in ihren Händen halten. In welche Unbedeutendheit der Wille von Parlament und Regierung versinkt, sobald die neuen Herren Deutschlands sprechen, haben uns in diesen Tagen die Vertreterversammlungen der Bergarbeiterverbände gezeigt. Wie eine jeder Einwirkung des Volkswillens entzogene Gewalt beratschlagten sie, ob es den Sonderinteressen ihres Berufes entsprechen würde, durch weitere Verkürzung der Arbeitszeit die hilfslos zu ihren Füßen liegende Nation noch tiefer in unerträgliches Elend zu stoßen. Man komme nun nicht mit dem Einwand, die Bergarbeiter wüßten gar nicht, was die von ihnen gewünschte Herabsetzung der eigentlich produktiven Arbeit vor der Kohle auf vier Stunden täglich für unser Schicksal bedeutet. Mit voller Lungenkraft hat die kommunistische Agitation es den Bergarbeitern in die Ohren geschrien, daß ihr Wille höchstes Gesetz sei, und, solange die Nation wehrlos bleibt, das Streben der übrigen Arbeiterschichten nach Gleichberechtigung im wirtschaftlichen Leben völlig illusorisch sein werde.

Es ist schlichte Wahrheit, daß heute unser Dasein in erster Linie von den Bergarbeitern abhängt. Wenn die Fabrikschlote aufhören zu rauchen, das Licht auf den Straßen erlischt und die Wärme aus unseren Wohnräumen flieht, so weisen die Bergleute die Schuld daran weit von sich und ihre Wortführer suchen uns zu beweisen, wie wenig

Grund wir zur Klage hätten, da doch die Stundenleistung der Bergarbeiter die Höhe der Kriegsvorzeit schon wieder erreicht habe. Diese Wiedergeburt der alten Stundenleistung hat freilich die üble Eigenschaft, daß sie nur zu zwei Dritteln aus Kohle besteht. 33 Proz. der Förderung sind noch immer Schiefer, Steine und andere unverbrennbare Stoffe. In ungeheurem Ausmaße liefern uns die Kohlenreviere Steine statt Kohle. Und was es sonst mit der Wiedergeburt der alten Stundenleistung auf sich hat, zeigt ein Vergleich der Kohlenbelieferung 1913 und jetzt:

Die Zementindustrie verbrauchte
im Frieden monatlich . . . . 300 000 Tonnen Kohle
jetzt erhält sie monatlich etwa . . . 65 000 „ „
darunter sind jetzt geringwertige Kohlensorten.

Die Kalkindustrie verbrauchte
im Frieden monatlich . . . . 250 000 „ „
jetzt erhält sie monatlich . . . . . 70 000 „ „
darunter sind Rohbraunkohlen und Landabsatz.

Die Porzellanindustrie verbrauchte
im Frieden monatlich . . . . 60 000 „ „
jetzt erhält sie monatlich . . . . . 25 000 „ „

An Ziegeleien hatten wir vor dem Kriege 18 000 im Betrieb, heute können infolge Kohlenmangels nur 1200 bis 1300 arbeiten.

Die verhängnisvollen Folgen einer weiteren Schichtverkürzung ergeben sich aus obigen Zahlen, wenn man sie um ein Sechstel bzw. um ein Siebentel weiter verringert. Die Sechsstundenschicht, an der die Bergarbeiter grundsätzlich festhalten, wäre für das besiegte und verarmte Deutschland auch dann ein Schlag von zermalmender Wucht, wenn sie international zur Einführung gelangte. Es wäre eine Last, welche die siegreichen Völker vielleicht noch gerade tragen könnten, unter der wir aber unvermeidlich zusammenbrechen müßten. Die Einführung der Sechsstundenschicht auf internationalem Wege verringert ihre Gefahren für unser Dasein nicht.

Es ist von je her ein Axiom sozialistischen Denkens gewesen, daß keine herrschende Klasse freiwillig auf ihre Vorrechte verzichtet habe. Wer daher Vorrechte irgendeiner Gesellschaftsschicht grundsätzlich bekämpft, wird auch darüber nachdenken müssen, wie die der Bergleute gebrochen werden können. Das starke Argument, welches die Bergarbeiter für ihr Vorrecht, selbstherrlich über das Schicksal der Nation zu entscheiden, vorbringen können, ist ihre Unentbehrlichkeit. Wie in der Frühzeit des Feudalismus der französische Adel sein Vorrecht, die bäuerlichen Massen à volanté mit Abgaben

und Fronden zu belasten, durch die absolute Unentbehrlichkeit seiner Kriegsdienste begründete, so machen heute die Bergarbeiter ihren Anspruch auf vierstündige Arbeit vor der Kohle mit der Motivierung geltend, daß es außer ihnen keine deutsche Menschen gäbe, die den schweren Bergmannsberuf auf sich zu nehmen gewillt seien. Und in der Tat, wenn heute die Bergleute die Arbeit einstellen, so wird jede Regierung in Deutschland vergebens nach Menschen suchen, die sie ersetzen könnten.

Aus diesem Sachverhalt ergibt sich, daß eine Lösung der Bergarbeiterfrage in dem Sinne, daß das deutsche Volk wieder das Recht zurückerlangt, selbständig über sein Schicksal zu bestimmen, nur gefunden werden kann, wenn es gelingt, die Bergbauarbeit zu einer Beschäftigung zu machen, die für kürzere oder längere Zeit sozusagen jeder Bürger verrichten kann. Kann dies Ziel nicht irgendwie annähernd erreicht werden, so sind alle Freiheitsrechte, die das deutsche Volk sich errungen hat, ein wertloses Stück Papier. Die Erziehung eines großen Teils der deutschen Bürger zur Bergbauarbeit kann aber nur erreicht werden durch die Einführung einer Dienstpflicht für den Bergbaubetrieb, was uns niemand verbieten kann und woran uns kein Friedensvertrag hindert. Diese Dienstpflicht für den Bergbau könnte zunächst ein hohes Maß von Freiwilligkeit an sich tragen, so daß sie von der Gesamtheit der Nation gar nicht als Fessel empfunden zu werden brauchte. Genau so, wie das alte Deutschland den Zugang zu gewissen Berufen abhängig machte von dem Nachweis einer zehn- oder mehrjährigen Tätigkeit in der Kaserne, könnte das neue Deutschland bei der Vergebung leichter und bequemer Stellen diejenigen grundsätzlich bevorzugen, die der Allgemeinheit durch Arbeit in den Bergwerken unschätzbare Dienste geleistet haben. Selbst auf akademische Berufe könnte dieser Grundsatz in dem Sinne Anwendung finden, daß ein junger Akademiker, der einige Jahre im Bergwerk tätig war, damit das Anrecht auf sofortige Anstellung ohne Wartezeit erwirkt.

Will das deutsche Volk die Freiheit, den Umfang seiner Produktion, die Größe seiner Ausfuhr, die Höhe seiner Lebenshaltung selbst bestimmen, wieder zurückgewinnen, so darf der Eintritt in den Bergarbeiterberuf in Zukunft nicht mehr als sozialer Abstieg gewertet, sondern muß als sozialer Aufstieg angesehen werden. Zunächst brauchen wir von Männern, die die Arbeit im Bergwerk als ein Mittel zum sozialen Aufstieg ansehen, nicht zu befürchten, daß sie das große Schwungrad unserer Volkswirtschaft jeden Monat durch wilde Streiks zum Stillstand bringen; denn sie wissen, daß gerade die Mühen und Gefahren des Bergarbeiterdaseins ihnen das Recht auf eine bequeme

und angenehme Tätigkeit für den größeren Teil des Lebens sichern. Weiter ist zu beachten, daß dadurch, daß die Bergarbeit aufhört ein lebenslänglicher Beruf zu sein, die Nation immer über einen Stamm von ehemaligen Bergarbeitern verfügen wird, der ihrem Rufe in Zeiten schwerer Not, wenn das aktive Bergarbeiterelement mit seiner ungeheuren Macht das Dasein des Volkes leichtfertig bedrohen sollte, sich bereitfinden lassen wird, vorübergehend die altgewohnte Tätigkeit von neuem aufzunehmen.

Da der Bergbaudienst, der unbedingt an die Stelle der gegenwärtigen lebenslänglichen Bergarbeit treten muß, wenn das deutsche Volk wieder Herr seines eigenen Schicksals werden will, nur eine bestimmte Anzahl Jahre umfaßt, so können geeignete Lehranstalten die jungen Männer, die sich der Bergarbeit hingeben, in ihren freien Stunden für ihre spätere Tätigkeit in einem schöneren und bequemeren Beruf vorbereiten. Für diejenigen Bergarbeiter, die sich auf Grund nachweisbarer Arbeit von fünf Stunden vor der Kohle täglich nach zehn- oder fünfzehnjährigem Bergdienst (etwa vom sechzehnten bis sechsundzwanzigsten bzw. zweiunddreißigsten Lebensjahr) der Landwirtschaft zuwenden wollen, müßte das Reich, sofern sie ihre Befähigung für den landwirtschaftlichen Beruf nachweisen können, ausreichend große Bauernstellen bereit halten.

Man täusche sich nicht, nur eine vom sozialistischen Geist getragene, großzügige Lösung der Bergarbeiterfrage kann die deutsche Nation aus dem Joch, das ihr die neue herrschende Klasse, die tatsächlich herrscht, obwohl sie gar nicht herrschen will, auferlegt hat, wirklich befreien. So wie die Völker Europas sich aus der Knechtschaft des Feudaladels erst befreien konnten, als es ihnen gelungen war, deren militärische Dienste durch solche der Söldnerheere zu ersetzen, so wird das neue Deutschland wirklich frei erst in dem Augenblicke werden, wo die Berg a r b e i t zum Berg d i e n s t, und die jeweilig in den Bergwerken tätigen Arbeitskräfte die Elite der deutschen Arbeiterschaft geworden sind. Erst dann, wenn die Kohlenreviere ein Sammelbecken aller arbeitsfreudigen, aufwärts- und vorwärtsstrebenden Elemente sein werden, kann das deutsche Volk sein Selbstbestimmungsrecht wieder erlangen und die zusammengebrochene deutsche Volkswirtschaft von ihm in systematischer Arbeit neu aufgebaut werden.

DEN RHEINBÜNDLERN

Gestern: Die Wacht am Rhein, und heute schon: Vive la France.
Wenn ihr vom Vaterland spracht, habt ihr den Geldschrank gemeint. m.

Das Kommissariat für Volksbildung.

Das Kommissariat für Volksaufklärung stellt sich zur Aufgabe die Durchführung des Arbeitsprinzips in den Schulen aller Stufen. Der Unterricht in den Schulen des alten Regimes fußte hauptsächlich auf dem Lehrbuch. Die Sowjetschule legt dagegen der Bildung und Erziehung die produktive körperliche Arbeit in allen ihren Formen (Handwerker-, Fabrik- und Landarbeit) zugrunde. Das Ziel der Einführung der körperlichen Arbeit ist selbstverständlich nicht das Erlernen dieses oder jenes Handwerks durch die Kinder. Im Gegenteil, das Kommissariat für Volksbildung hält die Spezialisierung in irgendeinem Fach für äußerst schädlich für Kinder und Jugendliche, und die berufliche Ausbildung soll, nach den bestätigten Vorschlägen, erst mit dem 16. Lebensjahre beginnen. Die körperliche Arbeit in der Schule soll, wie eben angeführt, ein Bildungs- und Erziehungsmittel sein. Der Unterricht aller Wissenschaften, wie Physik, Chemie, Biologie und möglichst auch der Wissenschaften spezialen Charakters, wie Geschichte, Nationalökonomie und Rechtslehre, wird mit dem Arbeitsprinzip verbunden. Die Arbeiten im Schulgarten, bei denen die Kinder Botanik studieren, in den wirtschaftlichen Organisationen der Schule, in den Arbeitskommunen der Schule, in den Schulkorporationen usw. geben den Kindern eine Vorstellung von ökonomischer Organisation im allgemeinen.

Diese der neuen Schule gestellte Aufgabe verlangt selbstverständlich auch einen Lehrer, dessen Vorbereitung das Kommissariat für Volksbildung einen hervorragenden Platz in seiner Tätigkeit einräumt. Das Kommissariat hat im ganzen Lande einige hundert kurzfristige pädagogische Kurse organisiert. Die Lehranstalten zur Ausbildung der Lehrer, die sich während der Zarenregierung mit dem Programm eines Gymnasiums, wenn nicht mit weniger begnügen mußten, da eine zu große Bildung des Volksschullehrers für schädlich gehalten wurde, werden jetzt durch höhere Lehranstalten ersetzt. Auch in diesen Seminarien, die pädagogische Institute genannt werden, dient das Arbeitsprinzip als Basis zur Vorbereitung der Lehrer. Außerdem organisiert man Sonderkurse für die Lehrer der körperlichen Arbeit. Diese Lehrer werden zum größten Teil den Reihen des Proletariats entnommen.

An Stelle der Elternausschüsse, die nur als Ersatz der tatsächlichen Beteiligung der Bevölkerung an den Schulangelegenheiten gelten können, sind jetzt Räte für Volksbildung organisiert. Sie bestehen aus Vertretern der ganzen arbeitenden Bevölkerung des Be-

zirks. Die Räte für Volksbildung geben der Bevölkerung die Möglichkeit, zu verfolgen, was in der Schule geschieht. Sie haben die Möglichkeit, ihre Forderungen an die Schule zu stellen, den Bestand der Lehrer zu kontrollieren usw. Ihnen legen die Sektionen der Volksbildung, die örtlichen Organe des Kommissariats für Volksbildung, jährlich Rechenschaftsberichte vor.

Die neue Schule gibt nicht nur allen Kindern ohne Ausnahme das formale Recht, die ihrem Alter entsprechenden Bildungsanstalten zu besuchen, sondern sie verpflichten sie, die Schulen der ersten und zweiten Stufe zu besuchen, und hält es im Zusammenhange damit für ihre Pflicht, den Kindern die Möglichkeit des Schulbesuchs zu verschaffen. Deshalb übernimmt sie die Versorgung der Kinder mit Nahrung, Kleidung und Schuhwerk, soweit dieses zum Schulbesuch notwendig ist. In den Schulen wird den Kindern unentgeltlich warmes Frühstück verabfolgt, ein gewisser Prozentsatz der unbemittelten Kinder erhält vom Staate Wäsche, Kleider, Schuhzeug. Im Budget des laufenden Sommers 1919 ist eine Milliarde Rubel für diese Bedürfnisse vorgesehen. Außerdem sind in letzter Zeit auf die Initiative des Volkskommissars Lunatscharsly spezielle Räte für Kinderschutz organisiert worden. Es ist die Pflicht dieser Räte, die Interessen aller (nicht nur der schulpflichtigen) Kinder wahrzunehmen. Die Räte für Kinderschutz haben bereits eine ganze Reihe von Maßnahmen zur Verbesserung der Kinderernährung ergriffen, besonders in den großen Stadtzentren, wie Moskau und Petersburg. Sie arbeiten im engsten Kontakt mit den Kommissariaten der Gesundheitspflege, der Verpflegung und des Verkehrs.

Das Volkskommissariat für Volksbildung lenkt ferner seine Aufmerksamkeit auf die Bildung außerhalb der Schule, für die eine besondere Sektion geschaffen wurde.

Wie auf allen anderen Gebieten, so hat die Sowjetmacht auch auf dem Gebiete der Volksaufklärung eine schwere Erbschaft des früheren Regierungssystems übernommen. Mehr als 50 v. H. der russischen Bevölkerung waren Analphabeten. Den Massen der Bevölkerung fehlten die elementarsten Kenntnisse, denn die Zarenregierung hielt das Volk absichtlich in Unwissenheit, da sie in der Aufklärung eine Gefahr für das Bestehen des Regimes sah. Während der Regierung Kerenskis kamen die Fragen der Volksaufklärung nicht über die Kanzlei des Unterrichtsministeriums hinaus; nachdem die Macht in die Hände der Arbeiter und Bauern übergegangen war, mußte die Sowjetregierung das Bildungswesen, besonders die Bildung außerhalb der Schule, neu organisieren und Schritt für Schritt das Vermächtnis des alten Regimes ausmerzen.

Die Massen haben schon längst die Macht des Wissens erkannt und geben uns täglich Beispiele ihres Strebens nach Aufklärung. Im Iwanow-Wosnessensk*) z. B. bleiben die Arbeiter ganzer Werkstätten in der Fabrik, um Vorlesungen über Geschichte und Nationalökonomie zu hören. In Perm kommen die Bauern 70 Werst weit her, um sich zu erkundigen, ob bald Kurse zur Bildung der Sowjet-Arbeiter eröffnet werden. Das Vertrauen zur Arbeit der Sektion für Bildung außerhalb der Schule ist überall groß. In engem Kontakt mit den verschiedenen örtlichen Organisationen hat diese Sektion ein über ganz Rußland verbreitetes Schulnetz organisiert. Dieses ist allen, die lernen wollen, zugänglich, von den Analphabeten angefangen bis zu den Leuten, die schon Vorkenntnisse besitzen. Um die Schulen der arbeitenden Bevölkerung zugänglich zu machen und ihr die Möglichkeit des Schulbesuchs zu verschaffen, werden Schulen in Fabriken, Werkstätten und bei den Hauskomitees eröffnet. Zur Aufklärung der Analphabeten werden allgemein zugängliche Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände und über die brennendsten Lebensfragen organisiert, wissenschaftliche Ausstellungen und kinematographische Veranstaltungen eingerichtet. Ueber ganz Rußland, von den großen Zentren bis zu den ödesten Winkeln, ist ein Netz von Bibliotheken verbreitet. Um jedem des Lesens Kundigen die Bücher zugänglich zu machen, wurde der Verkauf von Büchern und Zeitungen den Postfilialen übertragen. In allen Gegenden Rußlands werden Volkshäuser und Volksklubs, in denen neben der kulturellen Aufklärung die künstlerische Bildung der Masse durch Einrichtung von Künstlerwerkstätten, durch Veranstaltung von Vorstellungen, Chören usw. angestrebt wird, errichtet. Die Arbeiter-, Partei- und andere Organisationen halten die Aufklärung der eintretenden Mitglieder für ihre erste Aufgabe; seit ihrer Gründung wenden sie sich mit der Bitte um Beistand an die „Sektion für Bildung außerhalb der Schule". Das Kommissariat für Volksbildung kommt allen Unternehmungen auf dem Gebiete der Organisation von Schulen, Fachkursen, Bibliotheken, Ausstellungen bereitwilligst entgegen.

Einen Hauptpunkt der Aufmerksamkeit des Kommissariats für Volksbildung bildet die Hochschule. Bei dem alten Regime trug sie, der Zusammensetzung der Professoren wie auch der Studierenden nach, einen ausgesprochen bürgerlichen Charakter. Bekanntlich war die Universität fast ausschließlich den Angehörigen der bemittelten Familien zugänglich. Abgesehen davon, daß für den Besuch der

*) Bedeutendes Zentrum der Textilindustrie östlich von Moskau.

Universität ein ziemlich hohes Honorar erhoben wurde und die Zahl der Freiplätze und Stipendien außerordentlich gering war, wurden in die Hochschulen nur Absolventen einer achtklassigen Mittelschule aufgenommen, d. h. diejenigen, die sich eine recht kostspielige Vorbildung hatten leisten können. Die Hochschulprofessoren pflegten früher die Mittelschule als eine äußerst schlechte Vorbereitung zum Besuch der Universitätsvorlesungen zu erklären; sie bezeichneten den größten Teil der Fächer, die in der Mittelschule gelehrt werden, als unnützen Ballast für den künftigen Studenten, zugleich ließen es die Mittelschulen an der Vorbereitung der elementarsten Kenntnisse fehlen, die ein Student der Medizin oder ein Techniker nötig hat. Dessenungeachtet wurde die Forderung der abgeschlossenen Mittelschule beim Eintritt in die Hochschule beibehalten, um den Angehörigen der ärmsten Bevölkerungsschichten den Weg zur Aufklärung zu verschließen. Die Revolution im Februar 1917 hat in dieser Hinsicht fast nichts für die Verbesserung der Sachlage getan. Erst nach der Umwälzung im Oktober 1917 kam die Reihe auch an die Universitäten.

Anfangs war das Kommissariat für Volksbildung bemüht, die Hochschule zu veranlassen, sich aus eigenen Kräften umzubilden, da es sich aus Achtung vor der Autonomie der Wissenschaft in den Unterricht so lange wie möglich nicht einmischen wollte. Im Laufe des Frühlings und Sommers 1918 wurde eine Reihe von Beratungen und Kommissionen zur Vorbereitung der Universitätsreform einberufen. Die Resultate der Arbeiten dieser Kommissionen waren gleich Null. Die Professoren, die gleich der übrigen sogenannten Intelligenz der Arbeiter- und Bauernregierung feindlich gegenübertraten, wagten es zwar nicht, die ihnen vorgeschlagenen Reformen direkt abzulehnen, sie hemmten aber überall deren Verwirklichung, und der geringste Erfolg der Gegenrevolution veranlaßte die akademischen Kreise, neue Mängel an den Plänen zu finden, die soeben erst von ihren Vertretern angenommen waren, um unter solchen Vorwänden die Verwirklichung der beschlossenen Reformen hinauszuschieben. Das Kommissariat für Volksbildung sah sich schließlich gezwungen, anders zu handeln. Ein Dekret des Rates der Volkskommissare vom 6. August 1919 öffnete die Tore der Hochschule allen, die zu lernen wünschten. Jetzt wird in Rußland zum Eintritt in die Universität kein Diplom verlangt, ebenso wird keine Zahlung von den Studierenden erhoben. An Stelle der kärglichen und seltenen Stipendien der früheren Zeit ist die soziale Sicherstellung aller an der Hochschule Studierenden eingeführt worden. Für diese soziale Sicherstellung sind im vergangenen Sommer

20 Millionen Rubel, im ersten Semester 1919 60 Millionen Rubel angewiesen worden. Anstatt den einzelnen Studenten Almosen zu erteilen, ist das „Allrussische Kollegium für soziale Sicherstellung der Studentenschaft" bemüht, ausschließlich Hilfe auf kollektivistischer Unterlage zu leisten: es unterstützt Speisehallen der Studenten, in denen die Studierenden billiges, im Notfalle unentgeltliches Mittagessen erhalten, Studentenheime, die fast oder ganz unentgeltlich sind. Genossenschaften, deren Aufgabe es ist, den Kauf von Lehrmitteln, Kleidung, Schuhwerk zu vermitteln. Auch hat das Kollegium Institutionen für ärztliche Hilfeleistung gegründet. Die erforderlichen Geldmittel werden an Ort und Stelle durch die Kommissionen für soziale Sicherstellung der Studentenschaft verteilt. Solche Kommissionen gibt es in allen höheren Lehranstalten, in ihnen sind auch die Studenten vertreten.

Eine Hauptaufgabe der Regierung war es selbstverständlich, die Tore der Universität den demokratischen Schichten der Bevölkerung zu öffnen: dem Proletariat und der ärmsten Bauernschaft. Da der größte Teil der Arbeiter und Bauern in Rußland bis jetzt eine kärgliche Bildung erhalten hat, so müssen die höheren Lehranstalten, damit die Arbeiter und Bauern sie besuchen können, dementsprechend umgestaltet werden. Es wird ein Netz von Vorbereitungskursen organisiert, die der aus der Elementarschule hervorgegangenen Jugend die Möglichkeit geben, die Vorlesungen an den höheren technischen Schulen zu besuchen. Die entsprechenden Kurse, hauptsächlich in Laboratorien durchgeführt, umfassen Physik, Chemie, Zeichnen und alle Gegenstände, deren Kenntnis dem werdenden Techniker unentbehrlich ist. An einer Reihe von Fachschulen wurden sogenannte Arbeiterfakultäten errichtet, wo der Unterricht in leichtfaßlicher Form und nach vereinfachterem Programm, als das bisher in den höheren Lehranstalten angewandte, jedoch unter voller Berücksichtigung der wissenschaftlichen Seite des Unterrichts, geführt wird. Gleichzeitig wurde eine Reihe von Kursen eingerichtet, die unmittelbar mit den Bedürfnissen der einen oder anderen Arbeitergruppe zusammenhängen, so z. B. Kurse der Elektrotechnik für Elektrotechniker, der Mechanik für Mechaniker, der Agronomie für landwirtschaftliche Arbeiter. Die Volkstümlichkeit dieser Arbeiterfakultäten ist äußerst groß. Für die elektrotechnischen Kurse an der Karl-Marx-Universität in Moskau haben sich mehr als 1000 Arbeiter gemeldet. Allein in Moskau gibt es einige zehntausend Arbeiterstudenten, doch zeigt sich dieses Streben nach der höheren Bildung nicht nur in den Hauptstädten, ja, es ist sehr charakteristisch, daß die Entstehung einer ganzen Reihe von Hochschulen in der Provinz ausschließlich auf die

Initiative der örtlichen Sowjets hin erfolgte. Gegenwärtig bestehen Universitäten in Kostroma, Tambow, Astrachan, Nishnij-Nowgorod, Samara und Smolensk. Im ganzen zählt man in Sowjetrußland 17 Universitäten, während vor der Oktoberrevolution nur 5 Universitäten bestanden. Außer den Universitäten entstehen in gleicher Weise auch höhere technische Lehranstalten. Man muß hinzufügen, daß auch an vielen russischen Universitäten technische oder landwirtschaftliche Fakultäten bestehen. Besonders gut organisiert ist die technische Abteilung der Nishnij-Nowgoroder Universität. Von den neueren polytechnischen Schulen sind hervorzuheben die proletarischen Polytechniken in Moskau, Petersburg, Iwanowo-Wosnessensk, Brjansk und Kasan.

Die Gesamtzahl der an den russischen Universitäten Studierenden betrug laut Zählung am 1. Januar 1918 60 000. Gegenwärtig darf man die Gesamtzahl der Studierenden auf 100 000 einschätzen. Ungeachtet dessen, daß die Zerrüttung des Eisenbahnwesens und die äußerst schwierige Lebensmittellage der Städte viele veranlaßte, die Hochschule zu verlassen.

Zu den weniger einschneidenden Reformen, die aber auch von großer Bedeutung sind, muß man die Schließung der juristischen Fakultäten zählen. Der Unterricht an diesen Fakultäten wurde nach vollständig veralteten Vorbildern geführt; die Professoren lehnten es hartnäckig ab, das Sowjetrußland anzuerkennen, indem sie in den Vorlesungen des Staatsrechts fortfuhren, die Reichsduma, den Reichsrat usw. als geltende Institutionen zu berücksichtigen. An Stelle der juristischen Fakultät sind nun Fakultäten für Sozialwissenschaften errichtet worden, an denen das Studium der Soziologie und Geschichte als Grundlage gilt.

Die im Jahre 1918 gegründete sozialistische Akademie für Sozialwissenschaft in Moskau hat die Weiterentwicklung der Soziologie und Geschichte im Geiste des wissenschaftlichen Sozialismus zum Ziele. Die Reform der jüristischen Fakultät erfolgte wesentlich auf die Initiative dieser Akademie hin und nach dem von ihr vorgeschlagenen Programm. Die Akademie stellt sich die Aufgabe, nicht ein örtliches, sondern ein internationales Institut des wissenschaftlichen Sozialismus zu sein, und zählt in ihren Reihen schon viele hervorragende Sozialisten der Welt.

ABBÉ WETTERLÉ
in der „Revue des deux Mondes"

FRANKREICHS ELSÄSSISCHES PROBLEM

Das befreite Elsaß scheint in Gärung. Neue politische Gruppen versuchen sich zu bilden. Die Parteien des Landes finden nicht leicht den Anschluß an die französischen Bruderparteien; selbst bei den Sozialisten macht die Angleichung Schwierigkeiten. Gegenwärtig wird der partikularistische Geist stärker und stärker. Die Elsässer und Lothringer träumen von einem etwas ausschließlichen Regionalismus. Sie möchten gern ihre Traditionen beibehalten und in ihrer Art ihre Sonderinteressen pflegen.

Um dies zu verstehen, darf man die Leidensgeschichte des Landes nicht vergessen. Die Elsaß-Lothringer haben Frankreich immer begeisterte Zuneigung bewiesen, aber während eines halben Jahrhunderts haben sie außerhalb der französischen Lebensgemeinschaft leben müssen. Mutig und hartnäckig verteidigten sie sich gegen die Germanisierung. Immerhin hat diese in den Gewohnheiten des täglichen Lebens, in der Denkweise und besonders im öffentlichen Leben Spuren hinterlassen. Frankreich ist ein Einheitsstaat. Zweifellos werden die Regionalisten immer zahlreicher. Die Provinzen fordern Selbstbestimmung innerhalb der nationalen Einheit. Man könnte in Elsaß und Lothringen Erfahrungen sammeln, aus denen die anderen französischen Provinzen Nutzen ziehen könnten. Viele Elsaß-Lothringer überspannen aber ihre partikularistischen Forderungen. Man darf ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Unter deutscher Herrschaft hatten wir Elsaß-Lothringer kein anderes Mittel, um uns gegen die völlige Aufsaugung zu wehren. Wir kämpften mit der Parole: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern!" So entstand eine neue Nationalität auf dem Boden, wo es ehemals nur Einwohner zweier französischer Provinzen gegeben hatte. Man kann dem neuen Volkstum nicht mit einem Schlag sein Eigenleben nehmen. Trotz gutem Willen wird sich die Verschmelzung mit Frankreich langsam vollziehen, und es wäre unklug, sie zu überstürzen.

Wenn ich meine Landsleute darauf aufmerksam mache, daß ihnen jetzt ganz Frankreich offen steht, antworten sie mir mit einem Schein von Recht, daß sie die französische Sprache nicht hinreichend beherrschen, um diesen Vorzug voll ausnutzen zu können. Häufig hört man in Straßburg oder Metz sagen: „Wir kämpften bisher gegen die Fremdherrschaft. Hat sich unsere Lage geändert? Die Beamten, die uns Frankreich sendet, haben von unserer Sprache, unserer Gesetzgebung, unseren einheimischen Sitten keine Ahnung, und doch wäre es so leicht, den größten Teil des Beamtenpersonals aus Einheimischen zu bilden. Man würde unseren Interessen und wohl-

erworbenen Rechten einen schweren Schlag versetzen, wenn man die gegenwärtige französische Gesetzgebung unverändert bei uns einführen wollte. Es ist nicht unser Fehler, wenn wir nicht geläufig französisch sprechen. Aber auch wenn wir die französische Sprache beherrschen, werden wir niemals darauf verzichten, unseren Dialekt zu sprechen. Die neue Schulpolitik, die den deutschen Unterricht unterdrückt, ist in unserem Lande ein Unsinn. Mit Recht dürfen wir fordern, daß wenigstens während der Uebergangszeit die Beamten die Landessprache verstehen. Wie soll man sich vor den Gerichten verständlich machen, wenn man einen Dolmetscher nötig hat, und warum sind die notariellen Akte nicht in der Landessprache verfaßt?"

Dieser partikularistische Geist findet seine Berechtigung in der Tatsache, daß die Elsaß-Lothringer 48 Jahre lang gezwungen waren, ihr Haus nach ihrem Sondergeschmack zu bestellen. Aber man darf die Schwierigkeiten nicht übertreiben. Das Herz beider Provinzen ist für Frankreich gewonnen. Die Mißverständnisse werden verschwinden, wenn Regierung und Parlament kluge Maßregeln treffen. Im Anfang beging man den großen Fehler, Elsaß und Lothringen von Paris aus mit rein französischen Methoden regieren zu wollen. Gerade damals bedurften die wiedergewonnenen Länder einer lokalen Verwaltung. Unsere Beamten waren für ihre schwere Aufgabe wenig gerüstet. Ich verzichte darauf, Frankreichs Vertreter zu beurteilen. Das System selbst war fehlerhaft. Ueberall herrschte Verantwortungsscheu, jede Entscheidung mußte erst dem Ministerium in Paris unterbreitet werden. Meine Landsleute, deren Herz vor Begeisterung für Frankreich überschäumte, erlebten eine peinliche Ueberraschung, als sie die ersten französischen Beamten bei der Arbeit sahen. Es war ein großer Fehler Frankreichs, daß es einen großen Teil der deutschen Beamten in ihren Dienststellen beließ. Die Elsaß-Lothringer, die besonders glücklich waren, von den deutschen Beamten, unter denen sie so vieles gelitten hatten, befreit zu werden, begriffen nicht, daß Frankreich ihnen zumutete, ihren alten Zwingherren weiter zu gehorchen. Der deutsche Beamte bleibt immer ein versteckter Gegner Frankreichs. Bei der Eisenbahnverwaltung gab es unter 40 000 Angestellten 4 000 Deutsche, und man gab sich gar keine Mühe, die unerwünschten Boches durch Einheimische zu ersetzen. Die wichtigsten Aemter waren noch monatelang nach dem Waffenstillstand durch notorische Alldeutsche besetzt. Ueberall gab es noch deutsche Bahnhofsvorsteher. Natürlich erregte das Mißstimmung unter der einheimischen Bevölkerung. Unter fast 2 Millionen Einwohnern gab es 1913 400 000 eingewanderte Deutsche oder Kinder eingewanderter Deutscher. Diese Deutschen, insbesondere

die Angehörigen der oberen Klassen, fühlten sich berufen, „die Westmark" zu germanisieren. Ihnen noch etwas Einfluß zu gestatten, war sehr gefährlich. Diese Deutschen gaben allen Mißverständnissen, wie sie während einer Uebergangsperiode unvermeidbar sind, einen antifranzösischen Charakter. Die Elsaß-Lothringer hatten noch nach unserem Siege unter der Hochnäsigkeit und Unverschämtheit der deutschen Beamten zu leiden. Allerdings ist eine Anzahl Deutscher aus Elsaß-Lothringen ausgewiesen worden. Ungefähr 50 000 sind abgeschoben worden, aber es bleiben immer noch viel zu viel, und nun muß ich meinen Landsleuten einen nur zu gerechtfertigten Vorwurf machen. Die Militärbehörden hätten die Reinigung viel gründlicher vorgenommen, wenn die Einheimischen ihnen nicht oft widersprochen hätten. Ein mit dem Säuberungsgeschäft betrauter Offizier sagte mir: „Jedesmal, wenn ich einen Deutschen ausweisen will, kommen 20 Elsässer angelaufen und bitten, ihn zu schonen. Freundschaftliche oder geschäftliche Beziehungen, Verwandtschaft oder Verschwägerung reichen hin, das notwendige Säuberungswerk zu stören, da viele Elsässer nicht begreifen, daß ihre kleinen Interessen dem Hauptinteresse, der Säuberung des Landes von den Deutschen, weichen müssen. Seitdem das Säuberungswerk sich langsamer vollzieht, werden die Deutschen frecher und frecher. Ueberall haben sie ihre Hände im Spiel, bei jeder Arbeiterbewegung, bei jeder antifranzösischen Kundgebung. Bei dem Straßenbahnerstreik in Straßburg wurden französische Offiziere mißhandelt und „Deutschland, Deutschland über alles" wurde angestimmt. Bei aller Liebe zu Frankreich herrscht in den befreiten Provinzen keine grenzenlose Liebe für französische Einrichtungen. Die sehr gläubige Bevölkerung fühlt sich beschwert durch die Trennung von Kirche und Staat und durch die Laienschule. Die Arbeiterschaft fürchtet, die Wohltaten der deutschen Sozialgesetzgebung zu verlieren.

Es ist unmöglich, die französische Gesetzgebung vollständig in Elsaß-Lothringen einzuführen. Zu viele materielle und geistige Interessen würden gefährdet. Eine Zeit der Ausgleichung ist notwendig. Viel Schwierigkeiten macht vor allem die Sprachenfrage. Im Elsaß sprechen 70—80 Prozent der Bevölkerung als Umgangssprache nur den elsässischen Dialekt. Die Deutschen hatten mit gewohnter Brutalität die Spuren des Unterrichts in der französischen Sprache vernichtet. Man kann nicht auf einen Hieb aus Elsaß-Lothringen ein französisch sprechendes Land machen. Aber mit der sogenannten „Doppelkultur" muß ein Ende gemacht werden.

OSCAR MAURUS FONTANA

BILDUNGSARBEIT IN DER ÖSTERREICHISCHEN VOLKSWEHR

Die Volkswehr Deutsch-Oesterreichs entstand durch Werbung Freiwilliger, aber über die Aufnahme entschied kein Oberst oder General, es entschieden Vertrauensmänner des Volkes. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen unserer Volkswehr und eurer Reichswehr.

Oesterreich war im März 1919 so weit, daß neben den Soldatenräten Bildungsräte gewählt werden konnten, aufsteigend von der Kompagnie, mündend in den Kreis. Es geht von unten nach oben, nicht umgekehrt. Oben aber ist das Reichsbildungsamt der deutschösterreichischen Volkswehr, das im fünften Monat nach der Revolution entstand und in Josef Luitpold Stern einen Leiter erhielt.

Aber — auch das scheint mir wichtig — zuerst war der Bildungsrat der Kompagnie, dann entstand das Amt. Als im März 1919 in einem etwas trüben Saal des ehemaligen Wiener Korpskommandos die Wiener Bildungsräte zum erstenmal versammelt waren und über die Bildung, die sie haben wollten und verstanden, debattierten, war nichts da als der Wille, Bildungsarbeit zu tun, kein System, kein Reglement für Bildung, keine Kanzlei. Das alles kam viel später. In Deutschland — und nicht nur bei der Reichswehr — wäre es umgekehrt, darum droht euch die Gefahr der Verknöcherung nach stürmendem Anlauf.

Das Reichsbildungsamt wurde improvisiert und nicht gegründet. Allmählich bekam es Abteilungen für Unterricht, Gesellschaftswissenschaften, Kino und Lichtbilder, Wanderausstellungen, Büchereien und Theater, Sport, Unterhaltungsabende. Es wuchs, es dehnte sich aus, aber nicht durch die innere Gefräßigkeit, an der jedes Amt leidet, sondern durch die Bedürfnisse der Verbraucher, wie man heute sagt. Denn das Reichsbildungsamt schrieb nicht vor: das und das mußt du lernen, es übte keinen Zwang zur Bildung aus, es reizte den Appetit durch Listen und Verzeichnisse, aber es lieferte nur das Gewünschte, nur das, was die Menschen in den Kompagnien und Bataillonen wollten. Die Bildungsarbeit geschah von unten und nicht von oben. Was diese Arbeit grundsätzlich von den k. u. k. Unteroffiziersbildungsschulen unterscheidet, die bei den überaus schlechten Schulen in den Grenz- und Gebirgsländern der ehemaligen Monarchie und bei ein wenig Verstand der Herrschenden Unendliches hätten leisten können. Viele lernten in diesen Schulen erst lesen und schreiben. 1913 wurde ich in Dalmatien mit dem Menschenmaterial dieser Schulen vertraut. Es waren prachtvolle Burschen, die besten der eingerückten Rekruten

(ganz anders als in den Groß- und Fabrikstädten, wo die Chargenschulen Sammelplätze der Streber waren), und ein Staat, der sinnvoll gelebt hätte, statt elend zu sterben, hätte so eine Arbeitsarmee gerade in diesen verachteten Grenzländern schaffen können, um die ihn Europa hätte beneiden können. Es geschah nichts, es wurden Unteroffiziere gepaukt, es wurde dressiert.

Was damals versäumt wurde, wird in der Bildungsarbeit der Volkswehr versucht, aber auf wesentlich kleinerem Boden und unter wesentlich ungünstigeren Umständen — vergessen wir nicht und nie, die heute Lebenden wurden durch vier Hunger- und Kriegsjahre leiblich und geistig unterernährt, sind seelisch verlaust und verwahrlost. Die Anträge, die von unten kommen, verhindern die Dressur, durchbrechen die Bildungshürde, die amtsmäßig, aber entsetzlich wäre. Die Bildungsräte sind die Mittler dieser Volksstudenten mit dem Reichsbildungsamt, und dieses wieder der Mittler mit den Lehrern. Aber es beschränkt sich nicht auf die Durchführung der Wünsche, die zum Automatismus führte, sondern schafft unmerklich Gelegenheiten zur Bildung, die verführen. Es hat den Ehrgeiz, Kuppler zur Bildung zu sein und kein Feldwebel mit dem Präzeptorstab.

Am zusammenfassendsten zeigte es sein Wollen bisher in der sogenannten Referentenschule, die der Volkswehr im Bildungswesen geschulte Kräfte heranbilden sollte. Die Schule dauerte vom 1. August bis 31. Oktober. Während dieser Zeit war der Schüler, dem Lehrbücher und alle anderen Behelfe, ja Papier und Bleistifte beigestellt wurden, von jedem Dienst befreit. Die Teilnehmeranzahl betrug anfangs 73 — auf jede Wiener Formation kamen zwei (leider mußte die Schule auf Wien beschränkt bleiben), durch Austritte aus der Volkswehr und Ausscheidung der nicht Befähigten verminderte sie sich auf 54. Ein gewählter Schulausschuß besorgte die Aufrechterhaltung der Disziplin und den inneren Dienst. Gelehrt wurden in Kursen: Gesellschaftsgeschichte, deutsch-österreichische Wirtschaftskunde, internationale Wirtschaftslehre, deutsch-österreichisches Staats- und Verfassungswesen, Volkswirtschaftslehre, Theorie des Sozialismus und Vortragstechnik. Wöchentlich waren zwölf Unterrichtsstunden. Einzelvorträge unterwiesen in Statistik, Literatur, Geschichte. Jeder Hörer wurde zu schriftlichen Arbeiten und Referaten herangezogen. Die gelungene Form dieser Schule wird nun wiederholt, sie heißt nun nicht sehr glücklich und etwas großmannshaft Seminar.

Um nie ins Leere hinauszuarbeiten, nirgendwo den Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu verlieren, wurden in den einzelnen Provinzen, in Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Steiermark, Kärnten Landesbildungsämter errichtet, die die Bildungs-

wünsche und Bedürfnisse der Landeskinder im Soldatenrock erfassen, erfüllen und jede Hilfe von der Zentrale ansprechen können und auch erhalten.

Der Unterricht und die Unterhaltungsabende finden in Kasernen statt, jede Kaserne hat ihre Bibliothek, ihr Lesezimmer, jeder Volkswehrmann kann außerdem ohne Gebühr Mitglied der nächsten Arbeiterbibliothek werden, was das Entstehen von Zwergbüchereien verhindern soll und auch verhindert hat. Zu den Kursen, Einzelvorträgen, Führungen, musikalischen Vorträgen und Rezitationen in den Kasernen haben nicht nur Soldaten Zutritt, sondern jedermann, Eintrittsgebühr wird nicht erhoben. Dadurch ist Verbindung des Wehrmanns mit dem Arbeiter geschaffen, sie finden sich zu gemeinsamer Arbeit, sie leben nicht in isolierten Zellen. In einer Kaserne ist sogar ein Hausschneiderinnen - Kurs eingerichtet. Ausstellungen des Reichsbildungsamtes, wie „Das Joch des Krieges", „Alkohol und Geschlechtskrankheiten", „Arbeit in der Kunst", „Stahl und Eisen", „Kind und Kunst", „Tuberkulose", „Wunder des Meeres", wurden so Soldaten und Arbeitern zugänglich gemacht. In der Weihnachtszeit veranstaltete das Reichsbildungsamt in Oesterreich fünfzehn Ausstellungen „Das billige Buch", die nicht nur Bücher zeigten, sondern auch verkauften. Diesem Ziel, jedem seine Bücherei zu verschaffen, in jedem Haus die Oeldrucke durch guten Wandschmuck zu ersetzen, dienen auch die Bilder- und Bücherwochen in den kleinen österreichischen Städten und Märkten. Das Theater mußte auf Wien beschränkt bleiben, auch hier und im Kino wurde Verbindung mit der organisierten Arbeiterschaft gefunden, da die Wiener Volkswehr allein nicht ein ganzes Theater füllen könnte. Eine Volksbühne fehlt Wien. Programmhefte mit Abbildungen und Proben aus den Werken des Dichters und eine Einführung tun hier Bildungsarbeit.

Aber immerhin: Die Schlafsäle in den Kasernen sind noch trostlos, Höhlen der Armut, die Aborte sind noch nicht durch Wasserklosetts ersetzt. Ich glaube, das sind Dinge, die der Bildungsarbeit in der Volkswehr mehr schaden als gelegentliche Eifersucht der Soldatenräte, als irgendwelche bornierte Sabotage, als der Mangel an Heizmaterial. Jede Bildungsarbeit, die die Menschen nicht wohnen und hausen läßt, wie es Menschen gebührt, bleibt halb. Vielleicht wird es in der neuen Wehrmacht, die ja den Ehrgeiz einer Arbeitsarmee haben wird, besser. Es wäre notwendig.

Auf meinem Schreibtisch steht ein Bild: ein Löwenkopf. Eine wallende, den Nacken deckende Mähne. Ein trauerndes, gleichsam nach der Heimat sinnendes Auge. Wehmut in den verwitterten Zügen. Die Aehnlichkeit meines Vaters in seinen späteren Jahren mit dem Haupt eines Löwen — er stand im 85. Jahre, als er 1907 verschied — war auffällig. An dem Sofa meines Sprechzimmers befinden sich gepolsterte Lehnen, deren vordere Enden zwei schön in Holz geschnitzte Löwenköpfe tragen. Als uns eine dreijährige Enkelin meines Vaters einst besuchte, sie wohnte in Stettin im Hause meines Vaters, nahm sie nach echter Kinderart zunächst einmal eine Generalinspektion meines gesamten Wohnungsinventars vor. Als sie vor einem der Löwenköpfe die Beinchen spreizte, hob sie erstaunt die Hände, streichelte den einen und sagte mit rührender Zärtlichkeit: „Opapa!"

Meinen Vater in seinen jüngeren Jahren rekognoszierte jeder Stettiner daran, daß sein weißes Halstuch den Wald seiner Nackenhaare in zwei Hälften trennte, denn am unteren Rande des locker geschlungenen Tuches quollen die dunklen Wellen hervor. Nicht nur diese Mähne war löwenhaft, auch die tief nachdenklichen, gleichsam plastisch enorm durchgearbeiteten, nicht gerade feinen Züge, die ein wenig starke und massige Nase, der ebenfalls breite und volle Mund mit den im Alter schmal gewordenen Lippen, vor allem aber der Ausdruck der tieffaltenumrahmten Augen, eine gewisse Trauer über „diese Tränenwelt!" im Blick, schwere Strahlenfurchen, die sich von der Stirn auf die Nasenwurzel senkten, die grollenden Querrunzeln über den buschigen Brauen und der schöne, wie eine prometheische Flamme von der Kuppe einer mächtigen Stirn emporlechzende Mähnenansatz gaben dem ehrfurchtgebietenden Kopf, zumal im Greisenalter, eine eigenartige Gewalt. Und doch ein weiches, wie ein Lied summendes Mitleidsherz war in ihm; ein alles verstehendes und verzeihendes Licht leuchtete aus den warmen blaugrauen Augen, die so majestätisch grollen konnten.

Meine ersten Erinnerungen an meinen Vater knüpfen sich, wie wohl die aller Kinder, an das Paradies der Spielzeugwelt. So sehe ich einen großen, schlanken Mann mit viel schwarzem Haar mir ein Kamel aus gepreßter gelber Pappe in das Krankenbett legen und sich streichelnd über mich herabbeugen. Mich selbst aber sehe ich noch strampelnd, bodenstampfend, heulend in den Zimmern auf und ab laufen, die Peitsche für meine acht (!) gezäumten und geschirrten Pferdchen auf Rollen in der Hand, tief verzweifelnd, weil an der Reihe der Stühle, welche meine Galakutsche ausmachten, vorn an

dem rechten die lederne Peitschenhülse fehlte, die ich auf den Bock Hildebrands, dem Kutscher meines Vaters, zu höchst bewundert hatte. Wie ich später erfuhr, war inzwischen mein guter Vater die ganze Stadt abgefahren, um ein fertiges „Peitschenloch", wie ich die heißbegehrte Herrlichkeit benannt haben soll, bei einem Sattler, Spielwarenhändler oder in einem Fuhrgeschäft aufzutreiben. Umsonst! Die vielstündige Frist, die auf der Suche nach dieser von Leder umhüllten Handvoll Luft verging, mußte ich ausfüllen mit Paroxysmen von Geplärr, welche das ganze Haus in Aufregung versetzten, bis auch meiner guten Mutter Tränen flossen. Endlich erschien der Retter, der den ganzen Vormittag ärztliche Praxis Praxis sein ließ und schwang in der Tür das heißersehnte Symbol meiner Kutscherwürde. Wollte ich doch durchaus einmal Kutscher werden, wenn irgend möglich mit einem ebenso verkümmerten rechten Daumen, wie ihn der eben erwähnte Hildebrand, mein Ideal, besaß. Meine Mutter hat mir erzählt, daß in dieser Zeit mein Vater fast täglich eine neue Peitsche von seiner Patientenrundfahrt für mich mitbrachte, weil ich kleiner Lümmel in kindlicher Zerstörungswut jeden Tag eine schöne Galapeitsche verkonsumierte. Hätte doch mein allzu sehr auf meine Freuden bedachter Vater die Peitsche gegen mich selbst bis zum Knicken verwandt! Uebrigens besitze ich noch ein sehr drolliges Bild von mir aus dieser Zeit, ein rundliches Kerlchen in schottischem Kittel, ein diktatorisch die Riesen-Equipagenpeitsche auf den Boden stemmender kleiner Rosselenker. Noch auf ein anderes Beispiel der unglaublichen Güte meines Vaters kann ich mich besinnen. Es war Weihnachten. Für meinen Bruder und mich war ein großer Löwe aus Papiermaché mit Uhrmechanismus der Clou der Gaben. Der Löwe, fast so groß wie ein Pudel, konnte aufgezogen mit höchst schauderhaftem Gebrüll die Zimmer durchlaufen. Nur vor den Türschwellen hemmte er meist den starren Wüstengalopp. Was lag näher für unsere Kinderphantasien, als eine Löwenjagd, die denn auch auf mein Anstiften mit allem Raffinement des Anschleichens von der bedrängten Enge unter dem Sofa inszeniert wurde. Die Bewaffnung bestand in Bratenmesser und -gabel, die wir heimlich Mutters Büfett entnommen hatten, auch sicherte uns eine große hölzerne Reibkeule gegen etwaige Ungemütlichkeiten des Löwentieres. Er brüllte und kam wie auf Kommando über die glatten Dielen daher gerollt — ein Abessinierpfiff — und wir waren heldenhaft über ihm mit Keule, Langmesser und Gabel! Er verstummte jäh und fiel; tiefe, schwere Wunden klafften in den Weichen. Wir beschlossen die sofortige Obduktion und wühlten gerade in seinen Eingeweiden, als die Tür aufging und mein Vater staunend sah, was wir angerichtet. Dann sagte er tieftraurig: „Und das arme Tier hat 30 Taler gekostet." Ein

Paar tüchtige Katzenköpfe waren die einzige Strafe. Dann erkundeten wir alle drei auf Vaters Betreiben, um wenigstens den Unglücksfall auszuwetzen, die Physiologie der Bewegung der Bestien und des Löwengebrülls. Wie gut wäre uns beiden Rangen wahrscheinlich eine viel exemplarischere Bestrafung dieses hinterlistigen Mordes bekommen! Die Achtung vor Lebewesen muß einem kräftig eingebläut werden. An sich besitzt sie der Mensch nicht ausgiebig genug! Uebrigens sei straf- und entrüstungmildernd bemerkt, daß dieser Trieb zur „Aufmachung" der Spielzeuge und Apparate fast allen Knaben eignet. Wer hätte nicht seine erste Uhr aufgeklopft und sich, dabei erwischt, mit den Worten entschuldigt, wie ich: „Jungens müssen doch wissen, was da in is!" Ganz anders die Kleinmädchennatur, sie ist auch darin konservativer und mildherziger.

Mein Vater muß in der Beschaffung von sinnreichem Spielmaterial ein mächtiges Erziehungsmittel erblickt haben. Er hat mich mit allen Erzeugnissen dieser Industrie für Entwickelung der Knabenphantasie geradezu überschüttet. Zauberkasten, mehrere große Kindertheater nebst unzähligen selbst ausschneidbaren Kulissenbögen und Figuren aller g r o ß e n Begebenheiten, singende Kreisel, kleine Maschinen, Elektrisierapparate und ganze Armeen von Zinnsoldaten waren unser. Und mein Vater, der sich selbst wohl etwas vom Spieltrieb eines Kindes glücklich bewahrt hatte, hockte mit uns am Boden, wobei seine langen schwarzen Haare ihm oft in Strähnen über das Gesicht fielen, bastelte und machte mit ätzenden Säuren von Mutter streng verbotene Flecke in Dielen und Decken. Er rutschte mit uns, große Drachengestelle beklebend auf und ab, aus denen allmählich wahre Riesenfalter der Luft wurden, welche von manneskopfgroßen Bindfadenknäueln auf dem großen Exerzierplatz Stettins vor dem Berliner Tor hochgelassen wurden. Klinik-Friedrich, sein Faktotum aus seiner in ganz Pommern hochberühmten Augenheilanstalt, war der einzige, welcher den schwebenden Riesen, der sich nun da oben so klein ausnahm, noch vor dem Winde halten konnte. Das waren natürlich Massenausflüge auf den Drachenplatz mit Kind und Kegel! Auch wurden wir Sonntags alle 6 mit Mutter dazu in die große Doktorkutsche gepackt nach irgend einer sumpfigen, schmetterlingsreichen Gegend im Umkreis von Stettin, wenn wir nicht Sonnabend mittag schon per Raddampfer nach der Insel Wollin auf die Stammesburg meiner mütterlichen Großeltern, Kalkofen bei Misdroy, gefahren waren. Zabelsdorf, ein großes Gut bei Stettin, auf dem mein Vater geboren wurde, war gleichfalls oft das Ziel solcher Ausflüge auf „Mottenjagd". Denn mein Vater war ein Entomologe von Namen. Der Ruf der Schmetterlingskenner ist immer international, da jedes Land nur wenige dieser Kleinschmetterling-Sonderlinge kennt, die aber

alle untereinander im intimsten Tauschhandel leben. Mein Vater hat eine Sammlung von über 10 000 Exemplaren Kleinschmetterlinge, Lepidopteren, dem Stettiner Museum vermacht, darunter eine ganze Reihe von ihm zuerst gefundener und beschriebener Arten. Ihm verdankt die Wissenschaft die Aufdeckung eines wunderbaren Ferninstinktes dieser Tierchen, einer Liebeswitterung von unvorstellbarer Feinheit. Mein Vater fand einst auf einer solchen Exkursion einen kleinen weißen Falter, den bisher noch niemand beschrieben hatte und transportierte ihn laut jubelnd mit uns im Wagen nach Hause. Es war eine gut dreistündige Fahrt. Das geraubte, schneeweiße Prinzeßchen ruhte sicher in einer hohen, laubgefüllten Blechkapsel, die mein Vater zwischen die Kreuze eines Doppelfensters stellte, wo es übernachtete. Am nächsten Morgen war das ganze Außenkreuz des Fensters mit Dutzenden von weißen Faltern besetzt; also „Liebesahnung" über Meilen hinweg. Welch ein Instinkt! Diese Beobachtung ist später von anderer Seite vollauf bestätigt worden. Die Zunft der Schmetterlingssammler ist eine Gemeinschaft gleichartig hochorigineller Menschen. Keine Passion typisiert so das Wesen der Zunftzugehörigen.

Ihre Begeisterung für diese allerdings entzückende Welt von Gold-, Silber- und Seidenfarben behängten und prachtüberschütteten kleinen Seglern der Luft ist notorisch so elementar, daß ihnen konventionell der Diebstahl seltener Arten stillschweigend erlaubt erscheint. Wir Jungen wurden bei dem Besuch an den oft weithergereisten Schmetterlingskollegen von meinem Vater zu veritablen Detektivs ausgebildet, hielten geheime strenge Wacht und haben einmal einem alten russischen General ein Paar halblegitim entwendeter Schmetterlingskästchen zu unserem großen Gaudium wieder zurück gestohlen. Vater aquarellierte sie prachtvoll, und ich habe von ihm gelernt, das Kleine, das Winzige in seiner nur durch die Lupe erkennbaren Schönheit mit glühender Ehrfurcht zu betrachten und anzustaunen. Er hatte sich eine Legende ersonnen, wonach ein indischer Weiser wegen seiner Tugend mit voller Erkenntnis aller Geheimnisse von Gott selbst belohnt werden soll. Der Anfang wird mit der Enthüllung des Sonnenstäubchen-Geheimnisses gemacht. Weiter will aber der Weise nichts sehen. Er will es ewig anschauen. So schön ist die Lösung. Diese Legende steht am Beginn meiner Gedichtsammlung. Welch eine Lebensarbeit steckte in der Konservierung von über 10 000 kleinster Flügelwesen mit ausgespreiteten Fittichen auf ebensoviele Korkenstreifen auf das Zierlichste gespannt! Mein Vater trieb alles, was ihn gerade interessierte, mit wahrem Feuereifer, mit „gefährlicher Passion", wie meine Mutter sagte, es gab dann nichts für ihn, als den Kreis seiner auf gerade diese eine Erkenntnisquelle

gerichteten Leidenschaft. Das kann leicht den Eindruck einer gewissen Unbeständigkeit machen, kann aber auch, wie bei ihm, die Quelle einer großen Vielseitigkeit werden, welche zahlreiche Gebiete umspannt und einen Ueberblick über das Leben gestattet, welcher nur wenigen Menschen gegeben ist.

Von Beruf Arzt und besonders Augenarzt, genoß mein Vater große Achtung unter seinen Kollegen. Er war 35 Jahre hindurch Vorsitzender des pommerschen Aerztebundes und des Stettiner Aerztevereins. Ich war später mehrfach Zeuge der großen Verehrung, die er in beiden genoß. Seine große Toleranz und der Adel einer tiefen Humanität, eine heitere Liebe zu dem Menschen als solchen, sein wunderbar schalkhafter Humor hatten ihn zu einer Art salomonischen Friedensstifter nicht nur unter Aerzten geradezu prädestiniert. Aber auch die Konflikte anderer Stände, Ehezerwürfnisse, Ehrenaffären gelangten auf Grund eines schönen und reinen Vertrauens seitens vieler der gebildeten und nicht gebildeten Schichten der Bevölkerung vor sein Forum. Wie viele Menschen hat er miteinander versöhnt. Durch Weisheit und Humor.

Eines Tages kam zu ihm ganz offiziell ein Arzt der Stadt und verlangte von ihm als Vorsitzendem der Aerzteschaft ein energisches Vorgehen gegen Virchow, der sich erkühnt habe, ihm, dem Kläger, ins Gesicht zu sagen: „In Stettin gibt es die dümmsten Aerzte!" „Das ist ja entsetzlich", sagte schmunzelnd mein Vater. „Gewiß, da müßte etwas geschehen. Die Sache hat nur einen Haken. Wenn wir die Sache anhängig machen, wäre das nicht gefährlich? Sehen Sie einmal, Sie und ich, wir rechnen uns gewiß nicht zu den Dümmsten, aber denken Sie sich den Fall, es käme eine statistische Untersuchung und es stellte sich wahrhaftig heraus, daß wir vergleichsweise die größten Esel sind — wären wir dann nicht erst recht blamiert?" — „Das sehe ich ein", sagte der Entrüstete und verzichtete auf die Verfolgung des inkriminierten Virchowwortes. Wer ihn so gut kannte wie mein Vater, sie nannten sich „Du", der wußte wohl, daß Virchow das nur gesagt haben konnte als Quittung auf irgendeine Belästigung. Da ich gerade wieder beim Thema Virchow bin, muß ich ein weiteres Beispiel der Schlagfertigkeit meines Vaters erzählen. Er fragte seinen einstigen Studiengenossen, den großen Rudolf: „Wie gefällt dir eigentlich mein Sohn Carl?" Worauf Virchow: „Weißt du, er ist mir sehr angenehm aufgefallen, er hat mich in den drei Jahren nie um etwas gebeten!" „Ach so", meinte mein Vater, „darum also hat er auch bisher keine Stellung bekommen!" Virchow nickte mit dem Kopf und sagte: „Leider hast du ganz recht, aber, die einem am Rockschoß Sitzenden will man zuerst los sein, das ist ungerecht, aber man ist so froh, ohne Bittsteller zu sein!" Uebrigens hat mir Virchow gleich darauf eine

Stelle im Biologischen Institut in Neapel, bei Anton Dohrn, angetragen. O, wie gern wäre ich dahin gegangen. Aber mein Vater riet ab

Eine enge Beziehung hatte mein Vater zu Albrecht von Graefe, dem größten Augenarzt aller Zeiten, dessen Genie und Segenshand nach Schätzung meines Vaters 10 000 Starblinden das Augenlicht wiedergegeben hat. Er sah in ihm, der sein Lehrer und Freund war, eine Art Christus; auch das schöne Bild Graefes, das mein Verbandzimmer ziert, gemahnt an diese Idealgestalt. Neben Virchows, Wilms' und Helmholtz' Porträt hing es über dem Arbeitstisch meines Vaters. Unter den Augen dieser Heroen habe ich meine erste Jugend froh verspielt. Mit Graefe reiste mein Vater mehrmals nach Heiden in der Schweiz und wußte herrliche Dinge von dem jungen Feuerkopf zu erzählen. Er glühte vom Ideenrausch, hatte schon mit 19 Jahren von Wien aus einen Brief an Helmholtz geschrieben, den ich selber bei meiner verehrten Freundin Ellen von Siemens, Helmholtz' bedeutender und feinsinniger Tochter, einsehen konnte, in welchem er divinatorisch voraussagte, was er alles mit dem gerade damals von Helmholtz erfundenen Augenspiegel zu vollbringen gedenke. Um diese Zeit schon war Graefe eine mathematische Berühmtheit. Mein Vater konnte nicht genug erzählen von dem sprudelnden Geniegeist Graefes, der einmal auf einem Kongreß während einer Diskussionsrede die Idee zu einer der segensreichsten Operationen an der Regenbogenhaut improvisiert habe unter ungeheurem Beifall seiner Fachkollegen. Im Examen bei Dieffenbach, das mein Vater mit Graefe zusammen absolvierte, habe der schöne junge Mann so hinreißend, fast visionär medizinische Probleme extemporiert, daß der kleine Dieffenbach immer staunend zu dem schlanken Verkünder aufblickend, herumgegangen sei und den anderen Examinanden zugeflüstert habe: „Kinder, auf den jebt acht, der wird mal ganz was Dolles!" Die Augen meines Vaters leuchteten, wenn er von diesem Begründer der ganzen modernen Augenheilkunde erzählte, seine Stimme bekam einen zitternden Klang von Innigkeit und Bewunderung. Einst kam er, mein Vater, spät nachts von Wilms, wo letzterer den Freunden den Nachlaß von Graefes Vater zeigte, der vor Dieffenbach und vor Langenbeck die Chirurgische Klinik in der Ziegelstraße leitete — also ein Urahn unseres August Bier. Als der Heimkehrende über die Kronprinzenbrücke ging, traf er, dahinstürmend, das war seine gewöhnliche Gangart, mit wallendem, schwarzem Havelock und tief in die Augen gedrücktem Kalabreser Graefe, den er auch im tiefen Dunkel erkannte: „Mein Gott, Graefe! Woher? — Wohin?" — „Gut, daß ich dich treffe, habe da heute morgen einem rumänischen Ratzenmausefaller staroperiert. Mich peinigt Unruhe, konnte nicht schlafen. Muß sein

Auge ansehen. Komm mit!" Im Sturm ging's zur Steglitzer Straße, wo Anno dazumal nur 3—4 Häuser standen. Sie stiegen viele Treppen hinauf in eine Dachstube. Bei einer Kerze Licht schob Graefe den Augenverband zurück, sah tief aufatmend in die glashelle Hornhaut. „Es geht gut", sagte er und hielt meinem Vater in tiefer Nacht am Bett des Armen einen langen Vortrag, der das Problem zum Inhalt hatte, warum Augenwunden im allgemeinen so gut heilen (was noch heute Problem ist). „Es ist wohl, weil die Natur und der liebe Gott uns da hindurch ins Herz sehen!" schloß er. „So, nun wollen wir Dressel herausklopfen und eine Flasche Romanée mousseux auf das Wohl des Slowaken trinken." Romanée mousseux ist sein Festwein geblieben, ich nannte ihn lacrimae Graefii!

Im Jahre 1864 war Graefe bei meinem Vater in Stettin zu Besuch während der dort tagenden historischen Naturforscher-Versammlung, auf der Darwin, Haeckel und Virchow so heftig aufeinanderprallten. Ich habe dieses wissenschaftliche Erdbeben mit meinen 5 Jahren leider nur bewußtlos miterlebt, denn ich lag gerade an einer Hirnhautentzündung ohne Besinnung danieder. Mein Vater hatte mich aufgegeben. Graefe saß oft und lange kopfschüttelnd an meinem Bette und strich meine Stirn. Plötzlich sei ich am dritten Tage aufgewacht, habe Graefe in den tiefschwarzen, langen Bart gefaßt und ganz freundlich gesagt: „Nanu, was bist denn du für einer?"

Graefe sprang auf und rief ins Nebenzimmer: „Schleich! Mensch! er ist gerettet!" Ob wohl Graefes Hand mich zurückgerufen hat? Ein Wundertäter war er gewiß. Vielleicht knüpfte sich an diesen Anfall, den ich nach einer bengalischen Vorführung herrlicher Griechenbilder in Töpfers Park bekam, ein Mysterium meines Lebens. Als ich nämlich ein Jahr darauf die Vorschule besuchte, in welcher der große Carl Löwe, der unsterbliche Balladenkomponist, mir mehrere Male mit dem Violinbogen auf dem Kopf tippte — ob man durch so etwas wohl musikalisch werden kann? — fragte mich eines Tages unser Klassenlehrer, wo ich denn gestern gesteckt habe? „Ich war doch hier", sagte ich meiner festen Ansicht nach wahrheitsgemäß. „I bewahre, du fehltest!" Die ganze Klasse bestätigte mein Fernbleiben. Die Eltern versicherten mit absoluter Bestimmtheit, daß ich schulmarschmäßig pünktlich abgerückt sei. Und doch weiß ich nicht, wo ich den Tag verbracht habe. Er fehlt mir an meinem Leben, Gott ist ihn mir noch schuldig. Wie tief solche Erlebnisse in uns haften. Vielleicht ein Dämmerzustand?

Auch zu Virchow hatte mein Vater intime Jugendbeziehungen. Mit Carl Reinhard zusammen haben sie manche frohe und ernste Zecherstunde genossen. Es war 1848. Die Revolution brach aus. Virchow stürmte die Stube meines Vaters, der damals königl. preuß.

Unterarzt war, in fliegender Eile: „Schleich! hast du Waffen?" — „Nichts als diese alte Flinte und einen verrosteten Säbel!" — „Her damit! Auf die Barrikaden!" Und fort war er. Mein Vater hatte dann während der Schießereien auf dem Alexanderplatz ärztliche Wacht im Lazarett in der Linienstraße und hatte aus gutem Herzen aber gegen die Instruktion verwundete Zivilisten aufgenommen und chirurgisch behandelt, wofür er von seinem Generalarzt fürchterlich angefahren wurde und Arrest bekam. Ihm ging's nicht gut mit Generälen. Nach dem dänischen Feldzug sah er auf dem Exerzierplatz während einer Parade einen Höchstkommandierenden langsam heranreiten, den er nach seinen schweren Verwundungen mit Mühe und Not wieder zusammengeflickt hatte. Mit schöner, rein menschlicher Freude trat er auf den General grußlos herzu, innigste Dankesbegrüßung erwartend. Da kam er aber gut an. „Herr! Was unterstehen Sie sich! Kreuzdonnerwetter! Wollen Sie wohl stramm stehen!"

Das hat mein Vater der ganzen preußischen Armee nie vergessen: er blieb für die Stettiner bis an sein seliges Ende „der rote Schleich!" Er wollte sogar, als zwei seiner Schwiegersöhne, die Offiziere waren, ihm ein wenig auf der Tasche lagen, eine Broschüre schreiben: „Die Tragödie des Schwiegervaters und die preußische Armee!" Es blieb bei der Absicht. Schon als Kinder fütterte er uns mit seinem über alles gestellten, leidenschaftlich bewunderten Goethe. Wie habe ich als Gymnasiast in seiner Goethebibliothek geschwelgt. Sie war fast komplett. Alle Biographien, auch ausländische, Kommentare, darunter ein sehr merkwürdiger Carl Löwes zu „Faust" II. Teil, Jahrbücher usw. wurden angeschafft. Was Wunder, wenn Freunde sich manchmal über meine Goethe-Kenntnisse wundern. Was man früh aufnimmt, haftet am besten. Mein Vater konnte hinreißend über Goethe sprechen und sagte einmal: er würde gern eine Weltreise zu Fuß machen, um jetzt noch zwei Stunden bei Goethe sein zu dürfen. Ich glaube, Goethe hätte manchmal aufgehorcht, wenn dieser wahrhafte Kenner des Menschenherzens ihm Bekenntnisse vom Labyrinth der Brust vorgetragen hätte. Auch Byron und Bulwer liebte er sehr und übersetzte sie, ersteren in schön geschwungenen Versen. Bulwers „Aegyptisches Mysterium" hat er herausgegeben. Auch hat er Emerson und Smiles ganz übertragen. Am liebsten las er in einer holländischen Originalbibel und zitierte oft die originellen Naivitäten dieses behaglichen Idioms. Ich besitze noch Stöße seiner Handschriften dieser Art. Sein Stil war von großer Flüssigkeit und Prägnanz. Seine Briefe, die ich zum Teil Literaten von Bedeutung vorgelegt habe, sind auch nach deren Meinung kleine Meisterwerke. In seiner kleinen perlenstickereiähnlichen Handschrift offenbarte sich die sichere Hand des Augenoperateurs.

So sehr er die Literatur liebte (einer seiner Lieblingsschriftsteller war der Spanier Perez Galdos), so sehr kehrte er in späteren Jahren den Dichtungen seines eigenen Sohnes den Rücken, nicht aus Mißachtung, sondern aus einer schweren Sorge, ich möchte die Medizin an den Nagel hängen und Schriftsteller werden. Ich sollte nur immer Arzt, nichts als Arzt sein, weil er, immer Graefe, Wilms und Virchow im Herzen, von mir und meinem bißchen Talent sich Ungeheures versprach und ersehnte. Erst spät, als ich das Meinige für seine geliebte Medizin getan, begann er auch bei meinen Reimereien aufzuhorchen; sonst wollte er gewaltsam meinen Kompositionen und Dichtungen sein Ohr sperren. Wenn ich von meinem Poetenberuf sprach, bekam sein Auge einen so unendlich wehen Ausdruck, daß ich derartige Szenen immer mit einer zärtlichen Umarmung schloß: „Na, laß nur, Väterchen. Ich bleibe bei der Medizin!" Ich konnte den traurigen Blick nicht ertragen. Als ich einst August Strindberg beteuerte, daß ich mich nach dem Tode meines Vaters freier und freudiger an Dichtungen heranmache, sagte dieser große Mystiker einfach: „Natürlich! Er hat es eingesehen. Er gibt dich frei!"

In medizinischen Angelegenheiten war er, nachdem meine Entdeckungen der örtlichen Betäubung und vieler medizinischer Präparate erfolgt waren, eifrig mein Anhänger und Schrittmacher. Vielleicht, daß er in seinem verzeihlichen Vaterstolz ein wenig über das Ziel hinausschoß, was natürlich unter einigen seiner Kollegen in Stettin einiges Mißbehagen erregte, so daß um mein Heil natürlich viel besorgtere gute Seelen mir zuraunten, ich müsse meinen Vater hindern, so große Töne für mich anzuschlagen. Ich habe den Aengstlichen barsch den Mund gestopft, indem ich ausrief: „Wenn meine Entdeckungen die Liebe meiner Eltern nicht aushalten, so mögen sie ruhig zum Teufel gehen!" Denn meine liebe Mutter leistete auch darin so Erkleckliches, daß ich ihr einmal neckend zurief: „Mütterchen! Du gleichst einer Nachtigall oben auf der Litfaßsäule, die nur das Lob ihres Sohnes pfeifen kann. Sing' auch mal was anderes!"

Mein Vater war Zeuge jenes unerhörten Auftrittes in der Chirurgischen Gesellschaft 1894, bei dem mir — man staune! — wegen der Proklamation meiner schmerzlosen Operationsmethode 800 deutsche Chirurgen die Tür wiesen. Ich habe die empörende Szene an anderer Stelle ausführlich geschildert, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Als ich entrüstet den Saal verließ, war der einzige, der mir folgte — mein Vater. Mir schlug das Herz bis in den Hals aus Furcht vor seinem bekümmerten Blick. Als er aber schmunzelnd die Terrassen des Saales herabstieg und ausrief: „Die Leute sind ja blödsinnig", da packte uns beide eine ganz explosive Heiterkeit, die wir bei Hiller durch Romanée mousseaux noch zu steigern ver-

suchten. Von da an schrieb er so wilde Streitschriften im Stile eines alten Haudegens, daß, wenn ich eine davon veröffentlicht hätte, sich uns wohl die bürgerlichen Gefängnisse erschlossen hätten.

Seine Stellung in Stettin war die eines ein Zentrum der Geistigkeit bildenden Ausnahmemenschen. Seinem Einfluß konnte sich kaum jemand entziehen. Man gönnte ihm willig seine Ueberlegenheit, weil seine hohe Intelligenz das rosige Licht größter Milde und Menschengüte dämpfte. Ihn öffentlich sprechen zu hören, war ein Ereignis; fast alle fühlten stets etwas wie seelische Erschütterung unter der Weichheit seiner Stimme und der Tiefe seiner Gedanken

Aus einer Zeit stammend, in der Stettin geistig ein kleines Weimar war, hier wirkten Löwe, Oelschlaeger, Giesebrecht, Calo, Schmidt, Zitelmann, hielt er die Traditionen des Kreises dieser zum Teil weltberühmten Männer und bewahrte einen Hauch der damaligen Geistesblüte des Stettiner Lebens.

Man kann die Frage aufwerfen, warum solch ein Mann der Provinz verkettet blieb. Sie ist leicht beantwortbar. Er traute sich nicht die Produktionskraft zu, im vollen Strom zu wirken, vielleicht mangelte ihm in der Tat ein ganz klein wenig die schöpferische Phantasie zu entscheidenden Leistungen. Mit vielen der sogenannten Berühmtheiten der Residenz nahm er es jederzeit voll auf. Dafür ein einziges Beispiel.

Er konsultierte in einem heiklen Falle den großen Frerichs. Nach beendeter Konsultation sagte dieser Schalk sein Urteil über die Dame und die Krankheitslage: „Ja, lieber Herr Kollege, das ist eben eine Hysterie im Aggregatzustande des Gehirns!" Mein Vater antwortete völlig unverblüfft: „Also Sie wissen es auch nicht."

Auch genügend Ehrgeiz besaß mein Vater nicht, um große Karriere etwa in Berlin anzustreben, wo ihm Förderung nach jeder Seite durch Wilms, Graefe, Virchow, v. Langenbeck usw. zuteil geworden wäre. Vielleicht liebte er auch seine Heimat allzu sehr und war glücklich, nahe dem Gut seines Vaters, bei Zabelsdorf, das kürzlich mit einer Million von der Stadt Stettin angekauft ist, zu leben Hier war er geboren und fühlte sich wohl in erreichbarer Nähe von allen seinen Jugenderinnerungen. So zog er vor, lieber in Stettin einer der ersten, als in Berlin einer der zweiten zu sein.

So wurde er der alte Weise von Stettin. Die ihn noch gekannt, werden bezeugen, daß hier eine tiefe, unauslöschliche Sohnesliebe aus begreiflicher Scheu noch viel zu wenig gesagt hat.

Ich bin zwei ganz großen Menschen begegnet, der eine war mein bester Freund und hieß August Strindberg, der andere war mein Vater

Auf seinem Grabstein auf dem großen Friedhof bei Stettin stehen die schönen Worte: Grenzstein des Lebens, doch nicht der Liebe.

MYNONA PASSANTENWAHNSINN VOR WARENHÄUSERN

Eines schönen Tages fuhr eine Equipage hinter der anderen vor dem bekannten Warenhause von Heimwert in der Kaiserin-Cäcilien-Straße vor. Die Wagen waren geschlossen, mit lauter Kutschern in gleicher Livree auf dem Bock. Neben jedem Kutscher saß ein Bedienter; diese jedoch waren bunt und verschieden eingekleidet. Es mochten etwa ein Dutzend Wagen sein, und ihre Reihe stand eine Weile still, ohne daß sich die Leute auf den Böcken rührten. Sie sprachen nicht miteinander und regten auch keine Miene. Da die Fenster der Wagen mit schwarzen Vorhängen verhangen waren und eine geraume Weile niemand ausstieg, sammelten sich die Passanten, von Neugier ergriffen, allmählich an. Endlich, wie auf ein Zeichen, das vielleicht vom Innern des Wagens aus gegeben wurde, sprang der Bediente des vordersten Wagens vom Bock und half mit Behutsamkeit einem offenbar gelähmten alten Herrn in Biedermeierkleidung aus dem Wagen, der sofort abfuhr, worauf der nächste vorrückte. Der Diener geleitete den Alten, dessen schneeweißes Haupt aus einem Vatermörderkragen steif hervorsah, durch das Portal. Er hielt ihn sorglich am Arme, als ob der Greis nicht allein gehen könne, und verschwand mit ihm zunächst auf der Toilette. Wer beschreibt aber die Ueberraschung des Publikums, als der Diener des zweiten Wagens einem genau ebensolchen alten Manne den gleichen Dienst leistete! Bereits waren vier Greise, die sich ähnelten wie ein Ei dem anderen, von ihren Dienern, die sich draußen ansammelten, in denselben Erfrischungsraum geführt worden, und noch immer hatte der Zuzug kein Ende. Der gleiche Vorgang wiederholte sich mit allen übrigen Wagen, welche immer rasch davonfuhren. Die Toilette war überfüllt, und mit den Dienern wartete schon viel Publikum auf die Greise. Doch diese erschienen nicht, so daß nach einer guten halben Stunde der Herr Chef höchstselber sich der Sache annahm. Herr Wolf Heimwert wandte sich natürlich um Auskunft an die Diener; aber diese schienen in derselben Verlegenheit. Man öffnete schließlich, nachdem man auf Klopfen und Fragen keine Antwort erhalten hatte, die verschiedenen Kämmerchen, fand aber zum größten Erstaunen, ja Entsetzen, auch der Diener, nicht die geringste Spur der alten Biedermänner, die doch vor aller Augen in den Aborten verschwunden waren. Sie blieben nun wirklich verschwunden. Wäre man auf die Idee gekommen, eine Leibesvisitation der lieben Diener vorzunehmen, so hätte man deren Herren in ihren Taschen entdeckt, hohle Gummis mit dünner Attrappengewandung. Statt dessen begnügte man sich, die Personalien der Diener feststellen zu lassen, an denen wirklich nichts zum Verwundern war. Wagen und Kutscher wurden, trotzdem W. Heimwert

ein Heer von Detektivs aufbot, nicht ausfindig gemacht. Man ließ die Klosetts intensiv auskultieren; es kamen aber daraus nur einige halbverfaulte Embryos, ein Sonnenschirm, ein außerordentlich genauer Festungsplan von Spandau, gutgetippte Majestätsbeleidigungen, ein Porträt der Kaiserin, vier zerbrochene Klemmer, Mynonas gesammelte Werke, eine Büste des Theosophen St. und ein gefälschter Tausendmarkschein zum Vorschein. Man hat nie etwas aufklären können. Der Philosoph Fressoir sprach sich in einem Artikel des Tageblattes ziemlich geistvoll über Massenhalluzinationen aus; er machte stelzbeinige Folgerungen auf „Passantenwahnsinn vor Warenhäusern" Ist es nicht schade, daß an den alleraufgeklärtesten Sachen immer noch ein unauflösbares Rätsel zurückbleibt? — — —

VALUTAKONFERENZ

Ueberall, wo die Valuta schlecht steht und sich dauernd weiter verschlechtert, begehrt man eine internationale Valutakonferenz. In Oesterreich und in Deutschland wird die Forderung schon seit langem erhoben; auch in Frankreich, wo für den Dollar bereits fast vierzehn Franken bezahlt werden müssen, hat man sie neuerdings auf die Tagesordnung gesetzt. (Wobei freilich die Frage offen bleibt, ob die Franzosen wirklich schon eine internationale, nicht bloß eine interalliierte Konferenz im Auge haben.) Eine Valutakonferenz wünscht man ferner — wenn auch mit etwas geringerem Eifer und Nachdruck — in den Ländern mit guter Valuta, die unter der schlechten Währung der anderen leiden und die es gerne sehen möchten, daß ein stärkerer und reicherer Dritter zum gemeinsamen Besten Abhilfe schafft. Nur dieser stärkere und reichere Dritte, der nach der allgemeinen Anschauung helfen soll und allein gründlich helfen kann — Amerika — interessiert sich vorderhand sehr mäßig für den Konferenzgedanken.

Internationale Konferenzen haben vergleichsweise leichtes Spiel, wenn die Aufgaben, die ihnen gestellt sind, durch gesetzgeberische oder technisch - organisatorische Anordnungen gelöst werden können. Man kann sich darüber einigen, den Parlamenten Gesetzesvorschläge zu unterbreiten, die die Verwendung gewisser gesundheitsschädlicher Stoffe in der Produktion oder die übermäßige Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit verbieten oder die einen Maximalarbeitstag festsetzen. Man kann sich darüber einigen, daß ein Eisenbahnzug durch die verschiedensten Länder von einer Ecke eines Erdteils zur anderen geführt wird, ohne

daß die Reisenden die Wagen zu verlassen brauchen, oder daß ein Brief, der in San Marino nach Peking aufgegeben wird, wirklich in der kürzest möglichen Zeit nach Peking gelangt. Man kann jede beliebige Vereinbarung treffen, deren Erfüllung nur davon abhängt, daß der technische, der Verwaltungsapparat eines Landes — ohne nennenswerte Beeinträchtigung der eigenen Bedürfnisse und Interessen — in den Dienst anderer Länder gestellt wird.

Die Probleme, die eine internationale Valutakonferenz zu bewältigen hätte, sind — jedermann weiß es — nicht von solcher Art.

Warum ist die Valuta der Kontinentalländer, die am Kriege beteiligt waren, so entwertet? Einmal, weil die Wirtschaft all' dieser Länder Defizitwirtschaft ist, weil sie viel weniger erzeugen, als sie zu verbrauchen begehren und, mit Hilfe des Exports von Papiergeld und von produktiven Vermögenswerten, auch tatsächlich verbrauchen Sie produzieren zu wenig, weil ihre Aecker zerstampft oder ausgesogen sind, ihre Werkstätten zerstört oder heruntergekommen, ihre Maschinen zerschlagen, verschleppt oder abgenutzt, ihre Transportmittel halb ruiniert, weil ihnen Rohstoffe fehlen, weil ihre Arbeiter entkräftet, müde, verhetzt, enttäuscht, keine Volleistung mehr hergeben. Sie verbrauchen zu viel, weil keine Regierung den Mut (und auch keine die Möglichkeit) hätte, den Konsum der Bevölkerung auf den Wertbetrag zu beschränken, den die Produktion des Landes erreicht. Ob der Staat selbst für Milliarden Lebensmittel im Auslande kauft und sie den Verbrauchern unter dem Kostenpreise zur Verfügung stellt oder ob er durch eine Zettelemission, die außer jedem Verhältnis zur produktiven Gesamtleistung steht, die einzelnen instandsetzt, mit Papierscheinen zu kaufen, was mit Ware und Arbeit nicht bezahlt werden kann, ist im Wesen einerlei. Die technischen Formen sind verschieden, aber das Defizit ist dasselbe und die Defizitwirkung auf die Valuta ist natürlich auch die gleiche.

Dazu kommt als Zweites die Flucht des Besitzes aus den Ländern, die durch den Krieg finanziell, wirtschaftlich und sozial aus dem Gleichgewichte geraten sind. Der Besitz flieht in erster Linie der Steuern wegen. Aber doch nicht nur der Steuern wegen. Sonst müßte ja die Flucht bei einem gewissen Tiefstande der Valuta aufhören. Der Besitz fühlt, daß in Ländern, denen der Bankrott droht, in denen Geld alle Qualitäten, bis auf die eines im Augenblicke noch anerkannten Notzahlungsmittel, verloren hat, in denen die Arbeit anspruchsvoll und herrschgierig auftritt wie nie zuvor in der kapitalistischen Wirtschaft, in denen es gestern eine Revolution gegeben hat, oder vielleicht morgen oder übermorgen eine geben wird, — daß in solchen Ländern sein Recht sehr prekär und sein Schutz höchst ungewiß ist. Und er kommt, wenn er nicht ganz fest mit dem Lande

und seiner Wirtschaft verwurzelt ist, zur Ansicht, daß hunderttausend holländische Gulden immer noch ein besseres Aktivum sind als zwei oder drei Millionen deutscher Papiermark oder französischer Papierfranken. Die „Klugen" haben schon frühzeitig umgewechselt; die Dummen und die Patriotischen (seit dem Kriege sind in privatwirtschaftlichen Dingen die beiden Begriffe synonym) haben gewartet und dabei immer mehr verloren. Nun sehen sie ihre Dummheit ein und wollen den Anschluß doch nicht endgültig versäumen.

Aber lassen wir die Kapitalflucht, gegen die es zurzeit (außer einer auf alle Fälle unzureichenden Verbotspolitik) überhaupt kein Heilmittel gibt, aus dem Spiele. Was könnte die Konferenz gegen die übrigen Ursachen der Valutakrise tun?

Wenn sie sich nicht mit Palliativmittelchen begnügen wollte, die schon morgen nicht mehr wirken, offenkundig nur eines: veranlassen, daß den Ländern mit Zahlungsbilanzdefizit dieses Defizit solange abgenommen wird, bis sie ihre Bilanz wieder selbst in Ordnung halten können.

Wären an solcher Kur nur die Defizitländer interessiert, so bestünde nicht die geringste praktische Hoffnung auf ihre Durchführung. Aber so liegen die Dinge nicht. Wenn der Kontinent nicht mehr kaufen kann, weil er nicht mehr zu zahlen vermag, entsteht ein klaffendes Loch in der britischen Handelsbilanz, die sich im letzten Jahre so schön gebessert hat. Ein englischer Wirtschaftspolitiker behauptet, daß dann etliche Millionen Bewohner des Vereinigten Königreichs auswandern müßten, weil die Industrie und der Handel des Mutterlandes sie nicht mehr zu ernähren vermöchten. Amerika hat freilich drei oder vier andere Erdteile zu exploitieren, und Europa ist nur e i n Posten in seinen Büchern; aber auch Amerika wird es kräftig spüren, wenn Europa als weltwirtschaftlicher Faktor ausfällt. Außerdem hat doch die Union Europa Summen geliehen, die auch in ihrer Wirtschaft ins Gewicht fallen.

Aber, wenn Amerika und die anderen Länder, die helfen können, sich diesem Problem zuwenden, werden sie zuvor einige Fragen stellen. Angenommen, werden sie sagen, wir nehmen euch das Defizit, soweit es unvermeidlich ist, ab; wir geben euch Kredit, Rohstoffe, Nahrungsmittel. Allein, wenn ihr nicht alle Kraft zusammennehmt, so wird das nutzlos sein, und wir werden dabei verlieren. Seid ihr willens und imstande, alles zu tun, damit ihr bald wieder auf eigenen Füßen steht und uns bezahlen könnt? Ist euer Staat standfest, euer Wirtschafts- und Gesellschaftsorganismus arbeits- und widerstandsfähig? Wißt ihr Wege zur Sicherung und Steigerung der Produktivität eurer Wirtschaft? Könnt ihr der öffentlichen und privaten Vergeudung, die bei euch herrscht, Einhalt tun? Werden eure Arbeiter, die

jedem gedankenlosen Schreier nachlaufen, dazu zu bringen sein, daß sie wieder mehr produzieren als sie verbrauchen?

Diese Fragen werden auf der Valutakonferenz gestellt werden — auch in erster Linie an uns. Und wenn sie nicht sehr klar und sehr überzeugend beantwortet werden können, werden auf der Konferenz schwerlich durchgreifende Ergebnisse zu erzielen sein. Der Hinweis auf die Diktatur Noske-Heine dürfte kaum genügen.

Wenn es aber zu einer ernsthaften internationalen Aktion kommt, um Europa zu retten, dann müssen von allen Beteiligten zugunsten aller feste Verpflichtungen übernommen werden, deren Erfüllung auch der Friedensvertrag nicht hindern darf. Ein großes Programm internationaler Arbeit muß aufgestellt werden, zu dem jeder sein Teil beizusteuern hat, damit überall die Bedürfnisse befriedigt werden, die jetzt nicht befriedigt werden können. Die Lösung des Valutaproblems ist (um im kapitalistischen Jargon zu bleiben) ein straff organisierter internationaler Pol der Produktion und der Bedarfsdeckung. S.

E. NORTHCLIFFES ANNÄHERUNG AN DIE ARBEITERPARTEI

Es gab eine Zeit, sie ist noch gar nicht lange her, da war die „Daily Mail" konservativer als die „Times". In den Spalten der „Daily Mail" wurde noch vor einem Jahrzehnt das englische Oberhaus ermutigt, dem Volkswillen, wie er sich in zwei Unterhauswahlen zugunsten des sozialpolitischen und steuerpolitischen Programms von Lloyd George ausgesprochen hatte, zu trotzen. Wenn das englische Oberhaus glaubte, dem Budget Lloyd Georges und dem Vetogesetz, das das Ablehnungsrecht der Lords beschränken sollte, so hartnäckigen Widerstand entgegensetzen zu können, so geschah das unter Berufung auf eine starke konservative Strömung in der öffentlichen Meinung. Sie war das Erzeugnis der Propagandaarbeit der „Daily Mail". Bevor Northcliffe während jener innerpolitischen Kämpfe Englands die „Times" nach dem finanziellen Zusammenbruch der Walters übernahm, war diese Zeitung außenpolitisch — seit den Tagen von Disraeli — imperialistisch orientiert, innenpolitisch war sie aber weder ausgesprochen konservativ noch liberal. Redmond, der Irenführer, kennzeichnete diese Haltung, indem er sagte, die Ideale der „Times" wären ebenso verschwommen wie die Ziele jener politisch Lauen, um die die Parteien bei jeder Wahl am längsten werben müßten.

Nach dem Verlagswechsel blieb die alte Redaktion im Amte, aber der richtunggebende Einfluß des neuen Herrn machte sich bald durch eine entschiedenere Haltung des Blattes bemerkbar. Die „Times" wurde lang vor dem Kriege das Sprachrohr von Bonar Law, des Führers der gemäßigten unionistischen Opposition gegen Lloyd George und Asquith. Die „Times" und in lauterer Tonart die „Daily Mail", bekämpften daher jede Konzession an die sozialpolitischen und Lohnforderungen der Arbeiter. Streiks waren Verbrechen gegen die Volksgesamtheit, und die höhere Besteuerung großer Vermögen und Renteneinkommen eine verhängnisvolle Zertrümmerung der großen Besitztümer.

Als durch die Aufnahme von Bonar Law, Curzon, Balfour und anderen Unionisten im Laufe des Krieges die liberale Parteiregierung Asquith in mehreren Zwischenstadien in das Koalitionskabinett Lloyd George umgewandelt wurde, vollzog sich eine persönliche und sachliche Annäherung Northcliffes an Lloyd George. Der Zweckverband des Zeitungskönigs mit dem Führer der Sammlungsregierung beruhte aber ausschließlich auf den gemeinsamen Willen, durch Organisation aller materiellen und geistigen Hilfsmittel Englands den Krieg zu gewinnen. Der Burgfrieden und die Koalition hatten mit einem Schlage dem Northcliffekonzern das dankbarste Angriffsobjekt, Lloyd George, den Reformator, genommen. Deutschenhetze, Spionenriecherei, Lieferungsskandale und ähnliches boten in der inneren Politik nur einen kümmerlichen Ersatz für diesen Ausfall.

Trotz der durch die Bildung der Koalition künstlich geschaffenen Ruhe in der inneren Politik fand Northcliffe einen neuen Propagandastoff für seine Blätter: die Wünsche, Beschwerden und Forderungen der Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten. Mit dieser neuen Agitation erzielte der Konzern besonders durch den ungeheuren Absatz der „Daily Mail" an der Front und später im besetzten Gebiet glänzende Erfolge. Die „Daily Mail" wurde in kurzer Zeit das Blatt des Soldaten.

Um den neuen Leserkreis, der auch dem Einfluß der Arbeiterpartei und der Sozialisten offen stand, dauernd zu fesseln, gaben die „Daily Mail" und in mehr verschleierter Form die „Times" einen Teil ihrer konservativen Anschauungen preis. Auf gesellschaftlichem Gebiete verfocht die „Daily Mail" das Versorgungs- und Erziehungsrecht des unehelichen Soldatenkindes. In fast jeder Nummer wurden jetzt die Schicksale der unwanted babies und unmarried mothers in Notizen und Aufsätzen eingehend erörtert, während dieser Gegenstand in der englischen Presse vor dem Kriege nicht erwähnt werden durfte. Kürzlich hat die „Daily Mail" ferner durch den Vorschlag, die „gehässige Standesbezeichnung" lady für Frauen der wohlhaben-

den und gebildeten Kreise abzuschaffen, großes Aufsehen erregt. Diese Konzession an die äußerliche Demokratisierung des englischen öffentlichen Lebens war begleitet von einer weitgehenden Anpassung der Sozial- und Arbeiterpolitik der Blätter an die Forderungen der Gewerkschaften und der Arbeiterpartei.

Für diese Gesinnungswandlung bietet die Stellungnahme der „Daily Mail" zum Streik der Londoner Versicherungsangestellten ein bezeichnendes Beispiel. Die große Versicherungsgesellschaft „Pearl" hatte nach dem Kriege die Mehrzahl ihrer aus dem Heeresdienst entlassenen Angestellten mit Gehältern angestellt, die sich trotz der Teuerung — die englische Indexziffer für Lebensnotwendigkeiten ist von der Zahl 100 vor dem Kriege auf 268 gestiegen — nicht wesentlich von den Vorkriegsgehältern unterschieden. Die Aufbesserungsforderungen der Angestelltenorganisationen wurden von dem Vorstande der Pearl mit dem Bemerken abgelehnt, daß sich die Gesellschaft grundsätzlich weigere, mit Organisationen der Arbeitnehmer zu verhandeln. Darauf legten die Angestellten die Arbeit nieder. In diesem Streik nahm nun die „Daily Mail" nicht etwa nur für die Angestellten Partei, sondern stiftete allwöchentlich 1000 Pf. St. für die Streikkasse und erließ einen Aufruf an ihre Leser, in dem zur finanziellen Unterstützung der Streikenden aufgefordert wurde. Infolge dieser Unterstützung haben die Angestellten einen vollen Sieg davongetragen.

Ein Seitenstück dazu ist die veränderte Haltung der „Times" in der irischen Frage und gegenüber der Sozialisierung des Bergbaues. Seitdem die Arbeiterpartei mit steigendem Nachdruck für die irischen Forderungen eintritt, entdeckt die „Times", die Parnell und Redmond immer bis aufs Blut bekämpft hat, die Vorzüge eines irischen Selbstverwaltungssystems, das weit über alle Forderungen dieser Nationalisten hinausgeht. Vor dem Kriege waren Lloyd Georges Steuergesetze, die die Grundlagen des kapitalistischen Systems intakt ließen und nur eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten bezweckten, konfiskatorischer Sozialismus. Heute, da Lloyd George Bedenken trägt, den S t a a t s b e t r i e b im Bergbau einzuführen, befürwortet die „Times" eine Volksabstimmung über diese Frage.

Ob nur persönliche Feindschaft von Northcliffe gegen Lloyd George oder das uralte Mittel der englischen Politik, Massenwünsche durch weitgehendes Entgegenkommen ihrer Gefährlichkeit zu berauben, den Wettlauf der Northcliffepresse mit der Arbeiterpartei veranlaßt hat, kann erst die Zukunft lehren.

AUS DEM TAGE-BUCH

FRACKLOSE ZEITEN

Der Vorstand des Vereins Berliner Presse lädt den Reichskanzler zum Besuch des Presseballes ein. Danke, erwidert Herr Bauer, ich werde kommen, aber ich sehe auf Ihrer Einladung, daß man im Frack erscheinen muß, ich habe keinen.

Der Reichskanzler kam im Gehrock.

Das Bekenntnis zur Schlichtheit tut wohl. Es kommen fracklose Zeiten.

BRIEF AUS AMERONGEN

„ . . . Ach, über die Vergeßlichkeit der Menschen! Das Schicksal der Millionen Mütter, die ihre Söhne verbluten sahen, sinkt immer mehr in die Dämmerung, aber der tragische Nimbus Wilhelms von Hohenzollern wächst. Während man in Holland unwillig auf seine 50 Möbelwagen blickt, seufzt der deutsche Michel mit Augenaufschlag: der arme Mann! Sentimentale Wilhelmisten wissen nicht genug von der schlichten Einfachheit des gebeugten Mannes zu erzählen, der da Holz sägt und Wassernotarbeiten verrichtet. Sie versichern auch den völligen Verzicht Wilhelms auf jeden kaiserlichen Anspruch für die Zukunft. Wie steht's mit dieser Einfachheit? Wie steht's mit diesem ehrlichen Verzicht?

In der Nähe von Amerongen gibt es eine deutsche Gemeinde, die den Prediger für den Exkaiser stellt. Im Zimmer dieses neuen Hofpredigers sah ich erbauliche Geschenke des hohen Herrn von Amerongen. Zunächst ein Selbstbildnis in Feldgrau — ganz wie früher — mit einer eigenhändigen schwungvollen Unterschrift: Wilhelm I. R. Dazu das eklatante Datum: 27. Januar 1919. Eigenhändig. Schreib- oder Lesefehler ausgeschlossen. Wie ist mir denn? Hatten wir nicht im November 1918 so etwas wie Revolution? Haben wir nicht einen feierlichen Thronverzicht Wilhelms erlebt? Und trotz allem fühlt man sich auf Amerongen am 27. Januar 1919 noch als Kaiser und König von Gottes Gnaden? Das ist kein ehrlicher innerer Verzicht auf den kaiserlichen Anspruch. Das ist alles andere eher als die tiefe Demut und Gebrochenheit, mit der so viel Stimmung für ihn gemacht wird. Noch immer also lebt die Imperatorpose, wenn auch ein wenig ins Tragische frisiert. Nein, Wilhelm hat sich nicht gewandelt. Daß seine Geistigkeit keiner Wandlung fähig ist, geht auch daraus hervor, daß er seinem gegenwärtigen Prediger angelegentlich Artur Dinters „Sünde wider das Blut" empfahl und zu ihm sagte: „Mein Volk hat mich nicht verlassen, die Juden und Judengenossen haben mich verraten". Auch die weiteren Kaisergeschenke in dem holländischen Pastorenzimmer sind nicht weniger kennzeichnend. Da hängen an den Wänden drei runde hölzerne Querschnittscheiben, die vom Exkaiser eigenhändig aus Kiefernbaumstämmen herausgesägt sind. Alle drei sind von Wilhelm mit Blaustift „W. II. Amerongen" signiert und mit den Zahlen 200, 3000, 10 000 versehen. Diese Zahlen bedeuten, daß die Scheiben vom 200ten, 3000ten und 10 000ten Baumstamm herrühren, den der Kaiser bisher zersägte. Der Exkaiser pflegt solche Holzscheiben in großer Anzahl zu ver-

schenken. Die Amerikaner sind ganz versessen darauf, sie den ein wenig lächelnden Besitzern abzukaufen. Wir wußten bisher, daß der Kaiser aus Gesundheitsrücksichten Holz sägt und sahen darin ein Zeichen von sympathischer Einfachheit. Was wir nicht wußten, ist, daß der Kaiser die Baumstämme genau zählte und aus jedem hundertsten sich Eitelkeitstrophäen herausschnitt. Wir wußten ferner nicht, daß er Hunderten von seiner gottbegnadeten Hand berührten Stückchen Holz die eitle Weihe eines Erinnerungsgeschenkes gab. Von hier aus fällt bedeutsames Licht auf seine gesamten Arbeiterallüren. Nun wissen wir, man kann auch um der eitlen Pose willen Holz sägen und die heilige Arbeit zu einer Attitüde erniedrigen." Felix Emmel.

DESSOIRS VERFASSUNG

Der Universitätsprofessor der deutschen Republik M a x D e s s o i r bereitet sich auf den Eid, den er der Verfassung schwören soll, andächtig vor. In seinem zweistündigen wässerigen Kolleg „Philosophie der Kunst" läßt er nach der ersten Stunde eine Pause eintreten und sagt seinen Hörern etwa folgendes: „Ich muß um Nachsicht bitten, wenn diese Pause sich etwas länger ausdehnen sollte. Es handelt sich um die Vereidigung der Professoren. Es wäre immerhin möglich, daß man auch von mir verlangt, diese Verfassung zu beschwören." Die Jünglinge, durch Dessoirs wässerigen Ekkletizismus geistig vorbereitet, brachen in rasendes Beifallsgetrampel aus, und der alte Dessauer lächelt über den frischerworbenen, feudalen Witz seines anpassungswilligen Max. ml.

WIENER EMPFANG

Die Berliner, die wenig haben, schickten den Wienern, die gar nichts haben, einen Zug mit Lebensmitteln. Bitte, kein Eigenlob! Aber die Berliner Hilfsbereitschaft durfte sich sehen lassen mit ihren Gaben, die vom Munde abgespart und in einer von Freiwilligkeit getragenen Organisation gesammelt, zusammengepackt und versandt worden waren.

In Wien: kurzer, formeller Empfang. Ein Bürgermeister am Bahnhof, ein paar Dankworte. Man habe für die Berliner Magistratsherren Zimmer in einem Hotel belegt. Servus.

In dem Hotel — es war kein erstes — blieben die Berliner ungestört. Kein Mensch kümmerte sich um die Boten norddeutscher Brüderlichkeit, kein Wiener Stadtherr machte seine Aufwartung. Nach zwei Tagen brachte zum Abschied die Kellnerschar — wie weiland im Schwarzen Walfisch zu Askalon — die Rechnung dar. Sie lautete auf drei Tage. Berlin zückte die Börse und wollte natürlich nur zwei bezahlen. Aber für drei war bestellt, sagte Wien! Berlin zahlte zwei. Der Zahlkellner schimpfte.

Die Presse widmete der Berliner Spende ein paar Zeilen, rationierte die Begeisterung, wie man in einer darbenden Stadt eben rationieren muß. Erst jetzt findet sie etwas mehr Raum: in einigen der zahllosen Paketchen fand sich ein Stoß Traktätchen. Mormonen-, Methodisten-, Frömmler - Gewäsch. Schade, aber begreiflich, daß es der Aufmerksamkeit der Berliner Sammler entging. So etwas durfte nicht vorkommen, meinte ein katholisches Blatt und runzelte die Stirn. Soweit seien die Wiener noch nicht — noch

nicht auf der Stufe der Parias in Indien, der Lazzaroni in Neapel.

Kleinigkeiten können nicht beirren. Den Verhungernden werden die Hungernden morgen wieder zu Hilfe kommen. Als Deutsche den Deutschen. Verständlich, daß die sterbende Stadt nicht mehr zu Liebenswürdigkeiten gelaunt ist. Man muß mit Carmen denken: Wenn ich dich liebe, was kümmerts dich?

Zyx.

TUNLICHST

Der „Bund entschiedener Schulreformer" hatte in einer Eingabe beim Kultusministerium angeregt, daß der Beamteneid der Oberlehrer in Gegenwart aller Schüler der Anstalt abgelegt werden sollte. Denn bei der politischen Stellung vieler Kollegien sei zu befürchten, daß der Eid auf die Verfassung zu einer Farce gemacht werden würde, falls man ihn hinter verschlossenen Türen ablegen ließe.

Konrad Hänisch hat diese Anregung übernommen. Aber er ist schon so auf die geheimrätliche Tradition des Ministeriums eingestellt, daß er nicht umhin konnte, dem Vorschlag der Schulreformer von sich aus das berühmte „tunlichst" einzufügen, wodurch er natürlich seinen eigenen Erlaß sabotierte. Nunmehr soll also der Eid bloß tunlichst im Beisein der Schüler abgelegt werden. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die meisten Kollegien dies eben für untunlich halten werden. In einem sehr freiheitlichen Realgymnasium sogar konnte ein Oberlehrer gerade noch daran gehindert werden, das Wort „tunlichst" in dem ausgelegten Erlasse mit Blaustift zu unterstreichen

ml.

SCHWÄRMEREI

Brief an einen Operettensänger.

Den folgenden Brief habe ich im Original gelesen. Ein Operettensänger, der an einem Berliner Theater Tag für Tag singt, hat mir ihn, auf mein Bitten, aus seinem Dokumentenschatz überlassen. Für seine Echtheit bürge ich. Sternheims perfidester Witz wirkt, finde ich, schwächlich neben diesem exakten Geständnis einer bürgerlichen Seele.

gr.

Sehr geehrter Herr!

Ehe ich mich Ihnen ganz frei ausspreche, sollen Sie vorerst wissen, wer ich überhaupt bin. Also einiges aus meinem Leben. Als Tochter eines Rentiers bin ich vor 41 Jahren geboren. Bis zum 17. Jahre besuchte ich die höhere Töchterschule, im 18. Jahr verheiratete ich mich mit meinem jetzigen Mann, einem Großkaufmann. Mein Mann hatte ein Barvermögen von 100 000 Mark, welches aber in drei Jahren durch Spekulation verloren war. Mein Vater war sehr streng, gab mir ein jährliches Taschengeld, welches mich zwar vor Hunger schützte, aber ich mußte meinen Haushalt zu möglichster Sparsamkeit einschränken. In meiner großen Unerfahrenheit gelangte ich zu meinen sechs Kindern, welche ich nun in Sparsamkeit, Glauben und Liebe erzog. Mein Mann erwarb eine Stellung als Beamter der Lichtbild-Gesellschaft, welche er jetzt noch bekleidet. Wir haben zwar unsere Ehe nach außen hin vorbildlich geführt, aber mein Mann war durch sein flottes Leben in jungen Jahren bald ein abgelebter Mann und ich leide darunter noch heute. So verging ein Tag wie der andere, bis jetzt eine Freundin vor einem Jahr zu mir kam und

mir von Ihrer Vorstellung erzählte; sie redete zu mir wie ein Pastor, sei doch nicht so töricht und sitze zu Hause wie eine Mauerblume, ich mich also aufgemacht und ins Theater; damit hatte ich was Gutes angerichtet, da bin ich nun eines anderen belehrt, es gibt etwas im Leben, da muß ich nun mit Boni sagen: Liebe ist stärker als alles andere — aber nun nicht etwa denken, mein lieber Herr, daß meine Verliebtheit mich zu irgendwelchen Unarten führen könnte, nein, ich behalte mich in meiner Gewalt. Aber die Verehrung für Sie kann mir kein Mensch nehmen und darin werde ich mich nun glücklich fühlen müssen.

Durch den Tod meiner geliebten Eltern vor kurzer Zeit bin ich nun in den Besitz meines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt und ich kann nun ein ganz beschauliches Leben führen.

Zwei Geschwister habe ich noch, ein Bruder ist Rechnungsrat im hiesigen ... Ministerium und eine Schwester ist in Görlitz verheiratet in sehr guten Verhältnissen. Meine zwei Schwiegersöhne sind in geachteten Stellungen, mein Sohn Apotheker. Nun, lieber Herr, wissen Sie, wer ich bin.

Wenn wir nun mal alleine plaudern wollen und ist es auch nur ein halbes Stündchen, so würde dies am Montag, den 18. d. M., nachmittags von 3—5 Uhr, am besten sein, wir verzehren einen guten Bohnenkaffee und ich werde uns eine Torte backen dazu. Von mir aus sind Sie schnell im Theater.

GESCHICHTEN AUS DEM BESETZTEN GEBIET

In einer Stadt, die vor Jahrhunderten Lieblingsresidenz eines Frankenkönigs war, und die in kultivierteren Zeiten denen Labung spendet, die einen Fußtritt der Venus bekommen haben, steht ein Denkmal des Hohenzollernkaisers Friedrich III. Es fiel auf, daß die Franzosen in den ersten Wochen nach ihrem Einzug diesem Würde aushauchenden Standbild Reverenz erwiesen, indem sie ihm täglich ein Ständchen brachten und zu seinen Füßen eine Ehrenwache postierten. Plötzlich hörten alle Ehrenbezeugungen auf: es hatte jemand herausgefunden, daß das Denkmal des bärtigen Mannes nicht Charlemagne errichtet war.

In derselben Stadt spielten die Franzosen die Marseillaise beim Promenadenkonzert. Die Einheimischen schwiegen eisig. Dann spielten die Engländer: „God save the king". Stürmischer Beifall. „Wie edel von den Engländern, Heil Dir im Siegerkranz zu spielen." Die englische Presse nahm freudig von dem Vorfall Notiz: „Wie beliebt wir doch schon in Feindesland sind; als man unsere Nationalhymne spielte, gab es eine Ovation für England."

Eine Dame „aus besseren Kreisen" äußerte im vertrauten Kreis: „Ich kann das englische Militär nicht leiden. Ich wünschte, die ekelhaften Kerle wären wieder weg." Es fand sich eine Denunziantin. Die englische Behörde fällte folgenden Spruch: Die Dame muß sich sechsmal an verschiedenen Tagen beim Ortskommandanten melden und in höflichem Tone und mit anmutigem Lächeln sagen: „Ich schätze das englische Heer überaus; ich habe nie liebenswürdigere Leute gesehen als die Engländer. Hoffentlich bleiben die Herren sehr lange bei uns."

m.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

HEINRICH HEINE

ZUR AUSLIEFERUNG

„Auch keinen deutschen Nachttopf würde ich an Frankreich abtreten," rief er einst im Eifer des Gesprächs, als jemand bemerkte, daß Frankreich, der natürliche Repräsentant der Revolution, durch den Wiederbesitz der Rheinlande gestärkt werden müsse, um dem aristokratisch-absolutistischen Europa desto sicherer widerstehen zu können.

„Keinen Nachttopf tret' ich ab," rief Börne, im Zimmer auf und ab stampfend, ganz zornig.

„Es versteht sich," bemerkte ein dritter, „wir treten den Franzosen keinen Fußtritt Land vom deutschen Boden ab; aber wir sollten ihnen einige deutsche Landsleute abtreten, deren wir allenfalls entbehren könnten. Was dächten Sie, wenn wir den Franzosen z. B. den Raumer und den Rotteck abträten?"

„Nein, nein," rief Börne, aus dem höchsten Zorn in Lachen übergehend, „auch nicht einmal den Raumer oder den Rotteck trete ich ab, die Kollektion wäre nicht mehr komplett, ich will Deutschland ganz behalten, wie es ist, mit seinen Blumen und seinen Disteln, mit seinen Riesen und Zwergen . . . . . nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!"

Heinrich Heine: Ludwig Börne.

DEHMEL

Tapfer hast Du gelebt im Kampf mit des Hirnes Dämonen,
Deine zerwühlte Stirn zeigt uns die Spuren der Schlacht.

m.

Als junge Leute waren wir die Affen des Westens. Mit dreiundzwanzig mußten wir Arm in Arm auf dem Boulevard St. Michel marschieren, das gehörte zu den stillen Traditionen des europäischen Deutschen. Paris war nicht allein die hohe Schule der Mode, des geschliffenen Ausdrucks, nicht nur die Stadt der Sonne und der neuen Malerei, es war die Hochschule der erotischen Kultur. In Deutschland lernten wir arbeiten, in Paris lernten wir genießen. Der kleinen Grisette, mit der man ein oder zwei Jahre in der Nähe der Avenue Clichy gehaust hat, haben die deutschen Frauen die Erträglichkeit, die politesse du coeur zu danken, die ihre Männer nicht in Bonn und Göttingen, sondern in Paris erworben haben. Dort hat sich das Sexuelle zum Erotischen, das Erotische zum Kameradschaftlichen verfeinert. In Paris verlor der deutsche Student sich selbst, man soff nicht, man überfiel nicht die Weiber, man kam zu menschlicher Heiterkeit, man erlernte eine im Deutschen ungewohnte Tugend: Delikatesse.

Unwillkürlich schauten wir, nach Hause zurückgekommen, immer wieder nach Westen. Es erfreute uns, zu hören, daß der Kaiser ein gutes Französisch sprach; daß er an Coquelin und an Suzanne Grandais Gefallen fand, sprach für eine feinere Hohenzollernsche Tradition. Unzweifelhaft hat Wilhelm um Frankreich geworben. Das ist ja jetzt auch in Briefen an den Zaren bestätigt, wenngleich ihn sein majestätisches Selbstgefühl von einem nahen Anschluß an die „Freimaurer und Demokraten" zurückhielt. Jede intelligente Regung des Kaisers ist ja durch seinen Monarchenwahn schnell erstickt worden. Ich möchte Wilhelm, Gott behüte, nicht für die Kontinentalpolitik reklamieren. Es wäre das Boshafteste, was man den Kontinentalpolitikern zufügen könnte. Sie selbst werden sich hüten, sich als Wilhelms Vollstrecker zu offenbaren. Dennoch beweisen Wilhelms schlicht-pfiffige Briefe an den Zaren, daß ihm die Einigung der Kontinentalstaaten gegen England sehr deutlich vorgeschwebt hat. Aber diese Vaterschaft wird nicht sehr laut verkündet, es könnte den Erben der Idee schaden . . . .

Frankreichgläubig, wer war es nicht?! Der Adel war es, die Diplomatie war es, die Künstler waren es, die Frauen waren es, die Revolutionäre waren es . . . Der Krieg zerriß die Legende. Man sah die Sammlung der französischen Kriegskarikaturen, die auch in Deutschland erschienen sind, und fuhr zurück. In keinem Lande hat es so grauenhaft grausame Zeichnungen gegen die Boches gegeben, nirgendwo steckten auch die Zurechnungsfähigen in so dickem Blutnebel wie in Paris. (Die Kontinentalpolitiker sahen gnädig drüber

weg. Manche aus triftigem Grund. Unkenntnis der französischen Sprache bewahrt den Kontinentalpolitiker vor mancherlei Konflikten.) Wie zahm sind die gutmütig-unwissenden Erklärungen unserer deutschen Intellektuellen neben den tollen Grausamkeitsorgien, die sich Paul Claudel und Georges Ohnet, Saint-Saens und Pierre Loti geleistet haben. Und die Politiker taten, was die Literaten nur wollten. Die Pechvögel, die jahrelang nicht in italienischen oder englischen, sondern in französischen Gefangenenlagern sich verzehrten, sind vom Frankreichglauben dauernd geheilt. Man lese nur das qualvolle Buch des deutschen Arztes Dr. Brausewetter, das bei Bruno Cassirer erschienen ist. Es gibt dazu kein englisches, kein italienisches, kein russisches Gegenstück.

Wer aber noch einen Rest von Frankreichgläubigkeit, Glauben an die alte Clairvoyance des französischen Geistes besaß, den hat die Auslieferungsliste gelehrt, auch den Spiritus der Sieger nicht zu überschätzen. Kein moralisches Wort gegen Besessene! Aber wie ausgesucht dumm ist diese Aufstellung von 1000 Namen aus allen Gauen. Es ist, als hätte ein teuflischer Souffleur, um die deutsche Ganzheit besorgt, den Franzosen befohlen: Schreib, schreib, schreib. Je mehr Namen, desto besser, Namen aus dem Süden, Namen aus dem Norden, Namen aus Bayern, Namen aus Preußen. Die deutsche Einheit — in der französischen Liste ist sie.

Wir sind leicht geneigt, die Politiker, die wir entbehren, bei den andern zu vermuten. Da tut's not, zu lesen, daß auch drüben mit Wasser, mit heißem, aber mit Wasser gekocht wird. Die Liste ist der glückliche Versuch der Franzosen, Bayern mit Preußen, Württemberg mit Sachsen, Junker mit Sozialisten zusammenzuschweißen. Hab Dank, Millerand. Plötzlich wird das Unsichtbare jedem deutlich: Wir sind e i n Volk . . . Selbst den Kommunisten, die ihre „Mörder" ausliefern sollen, dämmert es auch, daß auch die „Mörder" ihnen, den Deutschen, und keinem fremden Gerichte gehören . . . . Unzweifelhaft, wir sind zu Dankadressen an Millerand verpflichtet.

Wie aber den Blick je wieder nach Westen wenden? Erdrückend war die Majorität, die Millerands Auslieferungsrede zujubelte. Weit und breit keine starke Stimme, auch nur von der inneren Sicherheit eines Asquith. Wo ist Monsieur Sembat, Jaurès gewandter Assistent? Wo steckt Renaudel, an den Eisners Kinderseele glaubte? Wo ist der neue, aus proletarischer Tiefe aufgestiegene Erbe Jaurès? Ach, und wie dünn klingt das kleine Clarté-Orchester um den tapferpathetischen Barbusse . . . .

*

Indessen wäre der Osten aufmerksamen Betrachtens wert. Was Englands und Amerikas kommerzielle Agenten in Sowjetrußland vor-

bereiten, sollte Ulrich Rauscher durch Hermann Müller aufmerksamer verfolgen lassen. Vor allem scheint es allmählich nötig, daß wir mit Rußland wieder in geordneten diplomatischen Verkehr treten. Die Hoffnung auf einen schnellen Zerfall des Leninreiches muß doch mindestens gestundet werden. Wie, wenn der Besitz der Ukraine die Sowjetherrschaft nicht nur für einige Monate festigt? Wie, wenn die Berichte, die P a q u e t hier im „Tage-Buch" veröffentlicht, längst mehr als theoretischer Vorsatz sind? Wie, wenn eine innerlich so anpassungsfähige Führerschaft wie Lenin und Trotzki nach all den Grausamkeiten nun endlich mit Hilfe der Bauern- und Arbeitergenossenschaften zu ihrer Produktionsmöglichkeit gekommen wäre? Wie, wenn der Frühling uns wirklich eine rote Armee in nächste polnische Nachbarschaft bringt? Einige Blicke nach Osten verlohnten sich. Unmöglich kann die Frage unseres Verhältnisses zu Rußland vom Standpunkt des routinierten Parteisekretärs angesehen werden, der von einem vorsichtig angebahnten Kontakt mit dem Osten nichts als eine Stärkung der Parteifonds der „Unabhängigen" befürchtet. Die Anfrage sei gestattet: Was hat die Regierung Ulrich Rauschers getan und veranlaßt, um auch nur genügend unterrichtet zu sein über die entscheidenden Veränderungen, die in dem abgeschlossenen Rußland während des letzten Jahres vor sich gegangen sind. Sie wird sich doch nicht auf die Erzählungen der Flüchtlinge und Emigranten verlassen haben. Niemand weiß Falscheres von Rußland als die entthronten Bank- und Fabriksdirektoren, die in Helsingfors, Kopenhagen und Berlin um ihr verlorenes Konto trauern. Wen hat Hermann Müllers Lenker nach Rußland zum Studium entsendet? Oder will sich die Weisheit in der Wilhelmstraße erst zur Prüfung der russischen Dinge entschließen, nachdem englische Nüchternheit, frei von allen moralisch-sentimentalen Erwägungen, den russischen Markt nicht bloß studiert, sondern auch gewonnen hat?! Die Sowjetrevolution, wie russisch sie sich jetzt gebärde, ist aus deutscher Spekulation entstanden, Marx hat das Kind erzeugt, Ludendorff hat es in die Heimat geschickt. Immer, wenn Rußland organisiert wurde, hat es deutsche Ordnungskräfte gebraucht. Warum der russischen Wirtschaft die helfenden Hände Deutschlands verweigern? Und der deutschen Wirtschaft russischen Hanf, Leinen, Holz, Platin? Dies alles, Hermann Müller, mußte seit Monaten gesehen und studiert werden. Wen sandten Sie nach Rußland? Wie war es möglich, daß Sie bis heute keinen Blick nach dem Osten geworfen haben? Westgläubig ist kein Deutscher mehr, der arme, in seiner Not zum Kreisel gewordene Karl Renner ausgenommen. Wär's nicht wenigstens einer Prüfung wert, ob das Licht nicht wieder aus dem Osten kommen kann?

Kaum zwei Wörter gibt es, die so leichthin gebraucht werden und so stark mißbraucht werden wie die Wörter Recht und Unrecht.

Jahrhundertelang haben Philosophen und Rechtsgelehrte sich redlich bemüht, die Grenzen zwischen Recht und Moral in gehöriger Weise abzustecken; die letzten waren Männer, deren Namen noch heute mit einiger Achtung genannt werden, nämlich Fichte und Kant — diese Reihenfolge ist hier richtig, weil Fichtes Naturrecht früher erschien als Kants Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Fichte hebt nicht nur den Unterschied, sondern den häufigen Gegensatz zwischen Recht und Moral hervor. — In der Erfahrung und in bezug auf positives (geltendes) Recht liegt dieser auf der Hand. Alle möglichen Quälereien des Menschen durch seine Mitmenschen, Ausbeutung und Frevel, Nichtswürdigkeiten, die zum Himmel schreien, geschehen von Rechts wegen; der Ruchlose besteht auf seinem Schein und niemand kann ihm etwas anhaben. Er lacht darüber, wenn man ihm sagt, daß er schweres Unrecht tue — der Richter gibt ihm Recht. Am grellsten tritt dieser Widerspruch im Strafrecht zutage. Wie viele Schändlichkeiten geschehen fortwährend, ohne daß die Norm des Strafgesetzes verletzt wird; und wie leicht wiegen viele Dinge auf der moralischen Wage, die der Staatsanwalt als strafbare Handlungen rücksichtslos verfolgen muß! Wie äußerlich und roh sind die Grenzen gezogen, jenseits deren die strafbare Handlung anfängt. Verführung eines Mädchens von 15⁹/₁₀ Jahren ist strafbar; wenn das Kind zwei Monate älter ist, so hat der Strafrichter nicht mehr darein zu reden, obwohl der Sittenrichter keinen Unterschied, ja unter Umständen den zweiten Fall niederträchtiger finden wird als den ersten. „Unzüchtige Handlungen" „dürfen" sogar schon an 14jährigen Kindern vorgenommen werden, die Altersgrenze ist hier — aus praktischen Erwägungen, die man nicht unbegründet nennen kann — noch um zwei Jahre tiefer gesetzt worden. So gibt es eine Menge von Handlungen, die im höchsten Grade unsittlich und als solche allgemein anerkannt sind, ohne daß das Strafrecht auch nur versucht, ihnen zu wehren. Und was für harmlose „Untaten" sind es dagegen zum Teil, die es mit Strafen bedroht! Von den Uebertretungen gar nicht zu reden — unter denen auch die Obdachlosigkeit als strafbare „Handlung" ihren Platz findet —, auch unter den „Vergehen" gibt es solche, aus denen sich die meisten rechtschaffenen Staatsbürger „kein Gewissen machen". Die „Majestätsbeleidigung" wurde flottweg mit Gefängnis bestraft — am häufigsten waren es betrunkene Vagabunden, die im Unwillen über ihre Verhaftung Schmähungen gegen die Obrigkeit von sich gaben — als zu gleicher Zeit (es war 1890 und in den Folgejahren der Bismarck-Fronde) die Staatsanwälte in sonst königstreuesten Salons

sich die Ohren zuhielten wegen der Urteile und Ausdrücke, die über den damals noch jungen und mit schwellenden Segeln ins Leben hinausfahrenden Kaiser laut wurden. — Und um auch von den mit schwersten Strafen bedrohten Handlungen zu reden, die das Strafgesetzbuch als Verbrechen heraushebt, so zweifelt niemand daran, daß ein Verbrechen aus sittlich reiner, ja hoher Gesinnung hervorgehen k a n n (wie selten es auch vorkommen möge), sogar ein ‚gemeines', d. h. gemeinrechtlich strafbares Verbrechen; denn in bezug auf politische Verbrechen anerkennt unser Strafgesetzbuch ausdrücklich, daß solche auch aus ehrenhaften Beweggründen hervorgehen können, indem es bei den schwersten dem Richter die Wahl zwischen Verhängung von „Festung" oder „Zuchhaus" läßt und letzteres nur vorschreibt, wenn ehrlose Motive angenommen werden. Und wir haben noch in den Wirrsalen unserer Tage erlebt, daß diese Begünstigung angewandt wurde. Dabei bleibt natürlich Verbrechen Verbrechen.

Bei allen diesen offenbaren Tatsachen beharrt der träge Sprachgebrauch dabei, die Wörter Recht und Unrecht unterschiedlos im juridischen und im moralischen Sinne zu gebrauchen. Da die meisten Menschen nur innerhalb des Sprachgebrauchs und als seine gehorsamen Diener zu denken vermögen (wenn man das ‚denken' nennen will), so hallen alle Wände und Zeitungen von Tönen wider, die so lauten, als ob „Unrecht" notwendig und immer etwas moralisch Verwerfliches und Abscheuliches wäre. Der Engländer, der überall, wo es um eine unentwickelte und rohe Denkweise sich handelt, im Vordergrunde steht, wendet außerdem sogleich, als Schlagwort seiner gerechten Entrüstung, das Wort ‚Verbrechen' *(crime)* an, um seiner Sittlichkeit und, daß er nicht ist wie diese *foreigners*, desto bewußter zu werden; es muß da natürlich von Vorgängen und Handlungen die Rede sein, durch die er sich und sein friedliebendes Land in ihren weitreichenden Interessen und „Verantwortlichkeiten" (so nennt er bekanntlich die Gebiete seiner Gewaltherrschaft) geschädigt oder auch nur gefährdet glaubt.

Die ganze Frage wird noch schwieriger, wenn man sich erinnert, daß auch Recht im j u r i d i s c h e n Sinne etwas anderes ist, wenn es auf natürliches als wenn es auf positives Recht bezogen wird. Der Begriff des Naturrechts, den die Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts mutwillig verschüttet hat, wird von der jüngsten Rechtsphilosophie aus dem Schutt wieder hervorgeholt, und es ist hohe Zeit, daß das geschehe, denn er ist unentbehrlich, wenn er auch einer gründlichen Neubearbeitung bedarf. Die Lehre, von deren ehemaliger Geltung wir uns kaum noch eine Vorstellung bilden, irrte darin, daß sie es nur individualistisch und (in meinem Sinne) gesellschaftlich aufgefaßt hat; aber ihre Grundsätze bleiben in Anwendung auf Privatrecht, Staats-

recht und Völkerrecht, wie sie heute noch fast ausschließlich gedacht werden, richtig. Worauf kann eine Revolution, die ein offenbares strafbares Unrecht, ein Verbrechen nach positivem Recht ist, sich stützen, wenn nicht auf Naturrecht? Was ist Krieg gegenüber dem positiven Völkerrecht, wenn nicht die Selbsthilfe, zu der das Naturrecht immer im Fälle der Not das Recht gibt, was sogar für gewisse Fälle im positiven Recht anerkannt wird —? Wie rasch macht die Revolution selber das wieder zum positiven Recht, was die Erhaltung des umgewälzten Staates betrifft, wie macht sie anderes positives Recht einfach sinnlos, wie die §§ 94—104 RStrGB. (Majestätsbeleidigung), die doch förmliche Rechtskraft noch unzweifelhaft besitzen. In Wirklichkeit ist es offensichtlich nicht das Naturrecht allein, sondern das in ihm enthaltene Recht des Erfolges, der tatsächlichen Macht, was einer gewaltsam begründeten Regierung ihre Gewähr gibt; auch dann noch, wenn sie durch eine auf Grund ihrer Vorschriften gewählte Versammlung sich hat beglaubigen lassen. In der öffentlichen Meinung erscheint sie aber durch eine solche Beglaubigung als gedeckt, und darin gibt die naturrechtliche Denkungsart als die einer natürlichen Logik sich kund. Die Berufung aller erwachsenen Personen, ohne Unterschied des Geschlechts, ist — wie immer man sonst darüber denken möge — eine wichtige Konsequenz des die Zeit immer noch beherrschenden Gedankens, daß der Staat ein Gebilde ist, über dessen Einrichtung und Gestaltung sämtliche Individuen, die ihn zusammensetzen, als gleiche sich vertragen und miteinander einig werden.

Das Naturrecht ist am häufigsten moralisch aufgefaßt worden und wird es noch. Naturrecht und Moral wenden regelmäßig verwechselt und zusammengeworfen. Ihr Unterschied liegt aber klar zutage. Naturrechtlich ist es, daß Verträge gehalten werden müssen, es ist sogar der Hauptsatz des individualistischen Naturrechts, Hauptsatz auch des naturrechtlichen Völkerrechts. Moralisch kann es im höchsten Grade, nämlich durch das Gebot der Selbsterhaltung oder auch durch andere höhere sittliche Pflichten, gerechtfertigt sein, Verträge zu brechen, sie nach dem zu Tode gerittenen Ausdruck als Papierfetzen zu behandeln. Die Regeln des Naturrechts sind Gebote des wohlverstandenen gemeinsamen Interesses, sie regelmäßig zu beobachten ist auch mein Interesse; aber darin liegt nicht, daß sie unbedingt in jedem einzelnen Falle verbindlich für mich sind, die naturrechtliche Pflicht ist auch eine sittliche Pflicht, aber es gibt höhere sittliche Pflichten, und dazu gehört unter außerordentlichen Umständen auch die Erhaltung des eigenen Daseins, obgleich die Vorschrift, Verträge zu halten, eben dadurch sich begründet, daß sie darauf abzielt, das Dasein der Sichvertragenden zu erhalten. Moralisch verbindlich sind

eben darum Verträge nur in dem Maße, als Freie und Gleiche sich vertragen, d. h. für den, der nicht als Freier und Gleicher anerkannt ist, sind sie minder verbindlich. Darum ist umgekehrt z. B. ein Friedensvertrag moralisch um so weniger verbindlich, je mehr er ein diktierter und aufgezwungener Vertrag ist. Ja, auch die naturrechtliche Geltung eines solchen Vertrages könnte im höchsten Grade zweifelhaft werden, wenn nicht das Naturrecht, wie alles objektive Recht, an äußerlich offenbare Merkmale sich halten müßte; und so wird für das Naturrecht nur die völlige Unfreiheit und der vollkommene Zwang die Gültigkeit eines förmlichen Vertrages aufheben. Daher gelten auch im ausgesprochenen, offenbaren Kriegszustande nur die (stillschweigend oder ausdrücklich vereinbarten) Regeln der Kriegführung und sonst ausschließlich das Recht des Stärkeren.

Der Kontrast zwischen positivem und natürlichem Recht einerseits, sittlicher Gerechtigkeit und darin beruhenden Vorstellungen von Recht und Unrecht andererseits kann nicht greller beleuchtet werden als durch die Sklaverei, worin die Franzosen die ehemaligen Kriegsgefangenen zurückhalten. Sie haben das ‚Recht' des (wenn auch aufgezwungenen) Vertrages für sich, sie haben auch das Naturrecht des Kriegszustandes für sich. Und doch ist es ein zum Himmel schreiendes Unrecht, das sie begehen, ein Unrecht von der Art, wie es die Religionen als Frevel gegen die Götter oder gegen den einigen Gott brandmarken; eine Sünde, die das christliche Evangelium bezeichnet als Sünde gegen den Heiligen Geist, die niemals vergeben werden kann.

AN REINHARD

„Das äusserlich Grobe hat immer den Tag bestimmt,
aber das innerlich Feine bestimmte die Zeit."
Theodor Fontane

Höre und zürne mir nicht; ich rufe nach Deines Wesens
Feinerem Grundgehalt, eh' Du ihn spielend verlierst.
Prospero warst Du einst, da hast Du uns Träume gezaubert,
Deren unsterblicher Glanz heut noch die Seelen beschwingt.
Ja, wir danken Dir viel: wir können es nimmer vergessen,
Dass Du Märchen erschufst einer entgötterten Zeit.
Wo blieb Dein Zauberstab? Hast Du im Betrieb ihn verloren?
Ihn durch die Peitsche ersetzt, seit Dir ein Zirkus gehört?
Multum, non multa! Denk' an dies Wort und schreib' es ins Herz ein
In Deinem Warenhaus flattert die Seele verirrt.

m.

RAMSAY MACDONALD

GEGEN DEN DEUTSCHEN SOWJETISMUS

Aus dem „Labour Leader".

Der Beschluß der deutschen Unabhängigen Sozialisten, sich von der zweiten Internationalen zu trennen und sich der dritten (Moskauer) Internationalen anzuschließen, ist immerhin ein wichtiges Ereignis. Dennoch dürfen wir jetzt nicht wie jene Leute handeln, deren Herzschlag sich dem der großen Masse anpaßt und deren Ueberzeugung je nach der Stimmenmehrheit wechselt. Wenn ganz Europa mit der dritten Internationalen gehen würde, so wäre das wohl ein Grund für uns, an der Richtigkeit unserer eigenen Entschlüsse zu zweifeln und sie nachzuprüfen, aber nicht, sie ohne weiteres umzustoßen. Wir haben es deshalb abgelehnt, der Moskauer Internationalen beizutreten, nicht etwa weil sich nur ein paar Länder um sie gruppierten, sondern weil wir ihren Grundsätzen mißtrauen und weil wir den Gang der sozialistischen Entwicklung der Welt anders auffassen.

Warum sind die deutschen Unabhängigen umgefallen? Die Gründe, die sie dafür hatten, zeigen die Richtigkeit unseres Standpunktes. Einmal sind es nämlich die innerpolitischen Zustände Deutschlands und zweitens der erbitterte und zerrüttende Kampf, den die U. S. P. mit den Mehrheitssozialisten führt, die die Unabhängigen zu ihrem Abfall trieben. — Die U. S. P. sieht, wie sich die Mehrheit immer mehr von den sozialistischen Prinzipien entfernt und in die Reihen der Militaristen und Reaktionäre übergeht. Wenn die Mehrheit dabei nicht die heilige Fahne des Sozialismus beschmutzen würde, würden sich die Unabhängigen viel weniger daraus machen. Man kann einen offenen und ehrlichen Feind mit Nachsicht bekämpfen, nicht aber einen Bruder, der als Feind auftritt und mit den Feinden des Sozialismus zusammenarbeitet. In Bern und auf den anderen internationalen Zusammenkünften machte sich das in einer erbitterten Feindseligkeit zwischen der deutschen U. S. P. und den deutschen Mehrheitssozialisten bemerkbar, in einer Feindseligkeit, die von fast allen anderen Teilnehmern mit größtem Mißbehagen empfunden wurde. Es war wie Blutschande! In Luzern erreichte es den Höhepunkt, als die Unabhängigen erklärten, daß sie in Genf für die Ausstoßung der Mehrheit wirken wollten. Einige von uns machten einen Einigungsversuch: Wenn die Mehrheit ausgemerzt werden soll, dann merzt die Schuldigen aus und schließt euch wieder zu einer Partei zusammen. Aber offensichtlich waren die feindlichen Gefühle zu groß, und die Bitterkeit gegen die Mehrheit hatte die Haltung der Unabhängigen auf der zweiten Internationalen zu stark

beeinflußt. So mußte es auch kommen, daß die Führung in der deutschen U. S. P. in andere Hände überging. Kautsky, Bernstein und die anderen sind in Ungnade gefallen, und neue Leute, wie z. B Crispien, wurden auf den Schild gehoben. Wenn Hugo Haase noch leben würde, wäre seine Stellung sicherlich sehr zweifelhaft. Auch Hilferding befindet sich in der Minderheit. Es sind neue Leute da, und diese neuen sind aus der Sowjetschule.

Wo der Parlamentarismus versagt, muß der „Sowjetismus" notgedrungen gedeihen.

Wie richtig diese Argumente leider sind, wird durch den Beschluß der belgischen Sozialisten, in eine nationale Regierung unter reaktionärer Führung einzutreten, erläutert. Dieser Beschluß der Belgier — was auch immer vom belgischen Standpunkt dafür gesagt werden mag — stärkt die Moskauer und zerrüttet die zweite Internationale, die jetzt weiter nichts als eine Versammlung von kompromittierten Sozialistengruppen zu sein scheint.

Ich gebe zu, daß in dem Beschluß der deutschen U. S. P. sehr viel Kraft liegt. Ich fühle es. Es ist außerordentlich groß, alle diese Unterschiede in einem Lande zu machen, das so daniederliegt wie Deutschland. Und es ist ebenso bemerkenswert, daß eine Partei in der Lage wie die deutsche U. S. P. einen solchen Beschluß fassen konnte.

Es schwächt Bern; gewiß! Aber — wird es Moskau stärken?

Ich glaube, daß, wenn sich die sozialistischen Parteien der Welt dem Moskauer Programm anschlössen, sie zu kleinen, wilden, revolutionären Minderheiten zusammenschrumpfen würden, und daß dann die ganze sozialistische Bewegung dorthin zurückgeschleudert wird, wo sie vor Generationen stand, als sie nichts weiter war als Gärstoff in den Herzen weniger in einer Welt von Finsternis tappender Pioniere.

Wenn die geplante Zusammenkunft scheitert, müßte die I. L. P (Internationale Labour-Party) sofort dafür arbeiten, eine neue Internationale zusammenzubringen. Die nationalen Parteien, die fest auf sozialistischem Boden stehen, die nationale Unterschiede zwar anerkennen, aber auch die Notwendigkeit einsehen, mit jeder Kundgebung des Geistes der Arbeiterklasse in Berührung zu bleiben, selbst wenn sie die ja nur aus Krieg und Unglück entstandene extreme Form zeigt, diese Parteien müßten sich dann zu einer Beratung zusammenschließen.

So mein Freund! Halte treu zur Internationalen. Sie wird werden! Nicht in Moskau. — Laß dich durch neue Doktrine nicht verwirren. (Uebers. G. Zeiz-Segall.)

Das Kommissariat für soziale Fürsorge.

Das Volkskommissariat für soziale Fürsorge, das aus dem Willen der Arbeiter- und Bauernrevolution entstanden ist, stellt für Rußland etwas völlig Neues dar. Aus der Vergangenheit kann ihm zum Vergleiche nichts an die Seite gestellt werden. Unter dem alten Regime war die bedürftige Bevölkerung auf die kärglichen Almosen von Wohltätigkeitsvereinen angewiesen. Letztere waren nichts anderes als die Verkörperung einer Laune von Leuten, die nicht wußten, wie sie die Zeit totschlagen sollten; die praktischen Ergebnisse ihrer Tätigkeit waren daher gleich Null. Die Revolution im Oktober 1917 hat diese Pfennig-Wohltätigkeit abgeschafft. Sie setzte an ihre Stelle die Pflicht des Staates allen arbeitenden Bürgern gegenüber.

Die vielseitige Tätigkeit des Kommissariats für soziale Fürsorge und die ihm gestellten Aufgaben fanden ihren Ausdruck in den am 31. Oktober 1918 vom Sowjet der Volkskommissare bestätigten „Bestimmungen über die soziale Fürsorge für Arbeitende".

Gemäß diesen „Bestimmungen" erstreckt sich die Fürsorge ausnahmslos auf alle Werktätigen, die ihren Lebensunterhalt aus eigener Arbeit, ohne Ausbeutung fremder, ziehen. Wenn man berücksichtigt, daß mit Einführung der Arbeitspflicht und Verstaatlichung der kapitalistischen Unternehmen die Bourgeoisie in Sowjetrußland verschwindet, so ist es klar, daß die soziale Fürsorge in nächster Zukunft alle Bevölkerungsschichten der russischen föderativen Sowjetrepublik umfassen muß.

Die Fürsorge tritt nach dem neuen Dekret in allen Fällen des Verlustes der Existenzmittel ein, mögen sie eine Folge vorübergehender Arbeitsunfähigkeit, durch allgemeine Erkrankung, Verstümmelung, Schwangerschaft usw. verursacht, oder eine Folge dauernder Arbeitsunfähigkeit sein. Laut Gesetz hat man auf Versorgung Anrecht auch im Falle des Verlustes der Existenzmittel infolge von Arbeitslosigkeit, die nicht durch Schuld des Arbeitslosen eingetreten ist. Es liegt den Organen der sozialen Fürsorge ferner ob, Vorbeugungsmaßregeln gegen Erkrankung und Verstümmelung zu ergreifen und der ganzen Bevölkerung aller Art ärztliche Hilfe zu vermitteln, angefangen von erster Hilfeleistung bei plötzlichen Erkrankungen bis zu allen möglichen ärztlichen Spezialbehandlungen in Ambulatorien, Kurorten und Sanatorien. Jeder Arbeitende hat außerdem Anspruch auf Heil- und Arzneimittel, medizinische Bedarfsartikel, künstliche Gliedmaßen usw. Im Falle vorübergehenden Verlustes der Arbeitsfähigkeit infolge von Krankheiten oder Verstümmelung werden bis zum Tage der Wiederherstellung der Gesund-

heit Unterstützungen in Höhe des Verdienstes des Arbeitsunfähigen gewährt. Schwangere und Wöchnerinnen erhalten Unterstützungen in gleichem Umfange für die Zeit von 8 Wochen vor und 8 Wochen nach der Entbindung, falls sie körperlich arbeiten; alle anderen erhalten sie für die Zeit von 6 Wochen. Bei Arbeitslosigkeit wird Unterstützung bis zum Tage des Arbeitsantritts in Höhe der kleinsten tarifmäßigen Löhnung des betreffenden Ortes gezahlt. Bei dauerndem Verlust der Arbeitsfähigkeit (mehr als 60 Prozent) ist die Rente eine volle, gleich dem fünfundzwanzigfachen mittleren Tageslohn des Ortes, an dem der Rentenempfänger wohnt; beträgt sie 45 bis 60 Prozent, ist sie gleich ¾ der vollen Rente, bei 3—45 Prozent gleich der Hälfte der vollen, bei 15—30 Prozent gleich $^1/_5$ der vollen Rente.

Nach seinen Funktionen zerfällt das Kommissariat für soziale Fürsorge in folgende Sektionen:

1. Sektion für Kinderheime. Zu den Obliegenheiten dieser Sektion gehört die Sorge um aufsichtslose Kinder, wie ausgesetzte Waisen, uneheliche Kinder, Kinder von Bettlerinnen und Prostituierten, Kinder von Eltern, denen die Elterngewalt entzogen ist (bei Verbrechern, Trunkenbolden, Straßenhändlern usw.), sowie anormale Kinder dreier Kategorien: moralisch Anormale, die ein Verbrechen begangen haben und auf die sich das Gesetz vom 17. Januar 1918 bezieht, laut welchem für Minderjährige das Gericht abgeschafft wird und sie dem Volkskommissariat für soziale Fürsorge überwiesen werden: geistig Anormale und körperlich Anormale. Die Sektion für Kinderheime richtet Asyle, Kommunen und Heime für Kinder ein, welche aufsichtslosen Kindern die Familie ersetzen sollen. In diesen Asylen und Heimen wird das Arbeitsprinzip und der Grundsatz der Selbständigkeit der Kinder durchgeführt. Mit den Kinderheimen sind Bibliotheken, Klubs und Kinderspielplätze, Werkstätten usw. verbunden. Ist ein bestimmtes Alter erreicht, so haben die Kinder der Asyle und Heime ebenso wie die anderen die jedem zugänglichen Schulen zu besuchen. In den Kinderheimen und Asylen bleiben die Kinder bis zum siebzehnten Lebensjahre, worauf sie selbständig den Lebensweg beschreiten. Gemäß den „Bestimmungen" hat jedoch der Staat auch hier seine Fürsorge nicht einzustellen.

Nach den bis zum 1. Januar 1919 eingegangenen Nachrichten werden in Rußland mehr als hunderttausend Kinder beaufsichtigt, und es bestehen 1500 Kinderheime. In nächster Zeit soll eine weitere beträchtliche Anzahl von Heimen und Asylen errichtet werden.*)

*) In Petersburg wurden in den Sommermonaten 1919 gegen 120000 Kinder auf Staatskosten ernährt. Nach einem Organisationsplan der „Wirtschaftlichen Kommission" übernimmt wenigstens für die Dauer der Blockade der Rätestaat die gesamten Kosten der Verpflegung der Kinder von Arbeitern und Beamten mit Lebensmitteln in ganz Sowjetrußland. A. P.

2. Sektion für Mutter- und Säuglingsschutz. Diese Sektion hat in ziemlich großer Anzahl Asyle und Heime für Schwangere eingerichtet. Für Wöchnerinnen sind Geburtshilfsanstalten organisiert, wo die Mütter Unterweisung in Kinderernährung und Pflege erhalten. Nach dem Austritt aus der Geburtshilfsanstalt kommt die Mutter mit dem Neugeborenen in ein besonderes Asyl, das unter Aufsicht von Spezialärzten steht. In den Fabriken und Werken, sowie zu Zeiten der Feldarbeiten im Sommer werden Kinderkrippen eingerichtet, wo Mütter ihre Säuglinge stillen können. Für erkrankte Wöchnerinnen sind besondere Abteilungen vorgesehen. Für verwaiste Säuglinge werden Patronate organisiert, die unter ärztlicher Aufsicht stehen und wo die Kinder gestillt werden. Die Sektion für Mutter- und Säuglingsschutz besitzt ihre eigenen Molkereien, die den Kindern und Müttern Milch verabfolgen, und außerdem beaufsichtigt sie den Handel mit Milch, soweit letztere für Kinder bestimmt ist. Der Sektion sind Kurse für die Ausbildung von Heimleitern der Sektion für Mutter- und Säuglingsschutz angegliedert, wo die Hörer außer dem allgemeinen Unterricht noch Spezialunterricht genießen.

3. Sektion für verstümmelte Kinder. Hauptaufgabe der Sektion ist, den Krüppel zu irgendwelcher Arbeit fähig zu machen, die mit der erhaltenen Verstümmelung vereinbar ist. Zu diesem Zweck ist die Sektion vor allem für die möglichste Wiederherstellung der Gesundheit des Krüppels besorgt, um ihn zu einem seiner Verstümmelung entsprechenden Unterricht vorzubereiten. Für Krüppel besteht eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Werkstätten, wo sie ihre Kräfte und Kenntnisse anwenden können. In Moskau gibt es 10 Fachunterrichtskurse für Krüppel.

4. Sektion für Invaliden. Nach den bisher eingelaufenen, bei weitem nicht vollständigen Daten, betreut die Sektion gegenwärtig an 65 000 Greise und Greisinnen, die in zweitausend Heimen untergebracht sind. Eine gründliche Umgestaltung der für Invaliden bestimmten Heime ist in Aussicht genommen, wobei als Vorbild Heime für 50 bis 100 Insassen statt der bisherigen dienen sollen. In den Invalidenheimen wird nach Möglichkeit das Prinzip der Arbeit und der Selbständigkeit durchgeführt.

5. Renten-Sektion. Dauernde Renten erhalten gegenwärtig außer den Arbeitsunfähigen auch die Familienangehörigen der Roten Armee. Ein Dekret über die Versorgung der Familien von Aerzten und Opfern der Gegenrevolution ist in Vorbereitung. Die Höchstrente beträgt 3000 Rubel jährlich pro Person. Im Dekret des Sowjets der Volkskommissare über die soziale Fürsorge ist Renten-

zahlung an alle Greise über 50 Jahre und an alle Greisinnen über 55 Jahre vorgesehen, doch gewährt die schwere Finanzlage in Verbindung mit dem andauernden Kriegszustande, in dem Rußland sich gegenwärtig befindet, leider nicht die Möglichkeit, das Dekret ganz zu verwirklichen; aus diesem Grunde wird den Invaliden, wie bereits erwähnt, Hilfe in verschiedenen Heimen in natura gewährt.

6. Unterstützungs-Sektion. In der Hauptsache werden Unterstützungen an Soldaten der alten Armee in Rußland von 400 000 Mann ausgegeben (laut Rechnungsbericht ist mehr als 1 Milliarde Rubel ausgezahlt worden). Außerdem richtet die Sektion Werkstätten ein, um der bedürftigen Bevölkerung Beschäftigung zu verschaffen. Zu gleichem Zwecke werden Regierungsbauten unternommen, billige und unentgeltliche Speisehäuser eröffnet, Wohnstätten und Nachtasyle eingerichtet. Eine große Arbeit fällt der Sektion auch dadurch zu, daß sie Flüchtlingen aus Ortschaften, die von den Weißgardisten eingenommen sind, Hilfe erweist.

7. Sektion für Hilfeleistung für Opfer der Gegenrevolution. Die Sektion läßt ihre Hilfe den Sowjet- und Parteiarbeitern angedeihen, die unter der Gegenrevolution gelitten haben, ferner politischen Flüchtlingen, die zusammen mit der Roten Armee zurückgehen. Zum Zwecke der Versorgung von Flüchtlingen und Opfern der Gegenrevolution werden landwirtschaftliche Kommunen eingerichtet, wobei jene bis zu ihrer Unterbringung in den Kommunen Unterstützungen in Höhe des zum Lebensunterhalt erforderlichen Mindestmaßes erhalten.

8. Die Sektion für Rationen gibt den Soldaten der alten Armee und den Familien von Mitgliedern der Roten Armee Rationen aus.

Außer den Hauptsektionen bestehen weniger wichtige Unterabteilungen, z. B. eine zur Bekämpfung der Bettelei.

Im zweiten Halbjahr 1918 hat das Volkskommissariat für soziale Fürsorge 600 Millionen Rubel verausgabt; der Kostenanschlag für das erste Halbjahr 1919 lautet auf mehr als 2 Milliarden Rubel.

Die Mittel des Volkskommissariats für soziale Fürsorge werden aus Einzahlungen gebildet: Für Mutter- und Arbeitslosenschutz in Form eines einheitlichen Satzes für das gesamte Gebiet von Sowjetrußland, für die übrigen Arten der Fürsorge wird die Höhe der Einzahlungen durch die Ortsorgane des Volkskommissariats festgesetzt, und zwar auf Grund von Tarifen über Gefahrklassen, welcher die betr. Behörde, der Betrieb zugerechnet wird. Alle Mittel bilden einen einzigen „allrussischen Fonds für soziale Fürsorge".

Schließlich einige Bemerkungen über die Frage der Versicherungen in Sowjetrußland. In einer Sitzung des Präsidiums des

Obersten Rats für Volkswirtschaft wurde über die Frage der Lebensversicherung ein Bericht erstattet, dem wir (nach der Moskauer Zeitung „Das wirtschaftliche Leben", Nr. 212) folgendes entnehmen:

Die Höchstsumme für Lebensversicherung beträgt heute in Sowjetrußland 10 000 Rubel. Das Kommissariat für Finanzen tritt dafür ein, daß die Lebensversicherung in Anbetracht der gut organisierten Sozialversicherung sofort beseitigt werden soll. Diese Frage ist im Kleinen wie im Großen Sowjet des Volkskommissariates erörtert worden, wobei der erstere sich für die sofortige Beseitigung jeder Lebensversicherung aussprach, der zweite es dagegen für notwendig hielt, die alte Form der Versicherung bis zu der Höchstsumme von 10 000 Rubel noch fünf Jahre lang, d. h. bis 1924, gelten zu lassen, neue Versicherungen jedoch nicht anzunehmen. In Anbetracht dessen hatte die Abteilung Feuerversicherung des Volkskommissariats die Frage der Lebensversicherung dem Präsidium des Obersten Rates für Volkswirtschaft zur Prüfung vorgelegt. Das Kollegium der Feuerversicherungsabteilung hat es als notwendig anerkannt, alle Verträge der Sparkassen und die Policen der Versicherungsgesellschaften zu annullieren, da für alle Bürger im Todesfalle die Organe der Sozialversicherung als einziges Versicherungsmittel in Frage kommen. Ein Teil des Präsidiums tritt für sofortige Annullierung der Versicherungen ein, ein anderer Teil will die Gültigkeit der Lebensversicherung bis 1924 unter der Bedingung, daß keine Vorschüsse auf diese Policen gewährt werden. Die Frage wird unter Zuziehung der Vertreter des Kommissariats für soziale Fürsorge geprüft.

COLIN ROSS

DIE ERSTEN TAGE DER REVOLUTION

I. Im Reichstag und im Zirkus Busch.

Zuletzt hatte ich den Reichstag gesehen, als Prinz Max von der Tribüne aus in übervollem Hause seine Rede verlas. Jetzt waren die Bänke voll von Feldgrauen, teilweise in Mänteln, die Mütze auf dem Kopf, größtenteils rauchend. Auf der Regierungstribüne, die man mit rotem Tuch geschmückt hatte, saßen Haase und andere Unabhängige, und als Leiter der Versammlung trat ein Mann auf, der sie mit der sicheren Geste des geborenen Demagogen leitete und dessen hinter einem Kneifer liegenden lauernden unruhigen Augen den Saal beherrschten.

Vergeblich sah ich mich nach bekannten sozialdemokratischen Abgeordneten um. Nur am Ausgang traf ich Cohen-Reuß, der meinte, sie hätten da wohl nichts zu suchen, da diese eine unabhängige Veranstaltung wäre, der aber trotzdem blieb.

Die Versammlung verlief ruhig und ohne Zwischenfall. Die Soldatenvertreter waren ja eine durchaus willenlose Masse, froh und stolz über die neu errungene Freiheit, aber ohne recht zu wissen, was damit anzufangen, bereit, sich jeder Führung, die man ihnen geben würde, unterzuordnen. In der Hauptsache sprach der Vorsitzende, jener bisher unbekannte Mann, der ihnen als der Metallarbeiter Barth genannt wurde. Er sollte der eigentliche Vater der Revolution sein, der sie vorbereitet, die Waffen beschafft hatte usw. Sein ganzes Auftreten war entsprechend und er wurde auch als anerkanntes Haupt respektiert.

Er präsentierte der Versammlung den Oberleutnant Walz als ihren eigentlichen Führer. Walz war bereits längere Zeit vor der Revolution zu dem Abgeordneten Ledebour gekommen und hatte sich ihm zur Verfügung gestellt. Er war dann darangegangen, die Flammenwerfer-Kompagnie, die er führte, für die revolutionäre Idee zu gewinnen. Sein Feldwebel hatte ihn jedoch angezeigt und kurz vor Ausbruch der Revolution war er verhaftet und eingesperrt worden. Nun hatte ihn die Revolution befreit und er war als erster Offizier, der gemeinsame Sache mit den unabhängigen Verschwörern gemacht hatte, zum militärischen Führer ausersehen.

Nachdem Barth geendet, trat Walz auf das Podium. Ein junger, sympathischer Offizier, hübsch, wenn auch etwas jungenhaft in der Erscheinung mit einer hastigen nervösen Sprechweise.

Ich wohnte der Versammlung lediglich als Zuschauer bei. Der Eindruck war niederdrückend: die politisch ungeschulte Masse der Soldaten in der Hand einiger Demagogen. Nun war es doch so gekommen, wie ich es bereits im Sommer gefürchtet hatte. Tief bereute ich jetzt, daß ich nicht allen Schwierigkeiten und Fehlschlägen zum Trotz die revolutionäre Offiziers- und Beamten-Organisation, die ich im Juli eingeleitet, ausgebaut hatte. Dann wären jetzt die Führer vorhanden.

Ehrlich kann ich sagen, ich hatte nach keiner Führerrolle gestrebt. Ich hielt mich für politisch allzu ungeschult. Ich war mir nur darüber klar gewesen, daß mein Platz auf seiten des Volkes sei. So hatte ich gehandelt, als die Revolution losbrach.

Ich stand jetzt in ihr als ein einzelner, ohne einer Partei anzugehören, ohne mich auf eine Organisation stützen zu können, ja sogar ohne Rückhalt an einen bestimmen Kreis, ein Regiment oder eine Truppe. Dunkel war ich mir bewußt, daß ich wahrscheinlich dabei zugrunde gehen würde, sei es, daß die Reaktion wieder ans Ruder käme, sei es, daß die Revolution in anarchistisch-bolschewistische Bahnen geriet. Aber ich sah hier nur die wild gärenden Massen, zu deren Führern sich Fanatiker und gewissenlose Demagogen aufzu-

werfen begannen. Ich sah keine andere Wahl: aus einem Soldaten mußte ich ein Führer der Revolution werden.

Mit diesem Entschluß ging ich am folgenden Morgen in den Reichstag.

So ruhig der erste Tag der Revolution verlaufen war, so unruhig wurde der zweite. Den Soldaten war es klar geworden, was die Wahl in den Arbeiter- und Soldatenrat bedeutete, und so setzte nunmehr ein heftiger Kampf um die Macht ein. Die Arbeiter waren in der glücklichen Lage, daß sie, wenn auch in zwei einander befehdende Lager gespalten, doch über geschlossene starke Organisationen verfügten mit Führern, die den Massen bekannt waren. Die Soldaten waren aber nichts als eine gewaltige, im großen ganzen ziemlich urteilslose Masse. Ihre Empörung hatte sich in erster Linie gegen den Druck der Offiziere und gegen ein Regime gerichtet, von dem sie überzeugt waren, daß es aus Klasseninteressen bisher den Abschluß des Friedens verhindert hatte. Sie wollten Frieden und keinen Drill mehr, im übrigen möglichst bald nach Hause. In Politik waren die wenigsten geschult, sie sahen jedoch in der Sozialdemokratie die Bringerin des Heils, und so war es die sozialistische Republik, die alle mit Freuden aufnahmen, auch wenn sie vielleicht bisher niemals sozialdemokratisch gewählt hatten.

Das einzige, daß ein gesunder Instinkt ihnen sagte: Vorbedingung für die Sicherung der Revolution, der neu gewonnenen Freiheit und der Durchführung der demokratischen und sozialistischen Ideen ist die Einigung der beiden proletarischen Parteien.

Im Reichstag war das Gewoge und Gedränge noch größer geworden als am Tage vorher. Die verschiedensten Organisationen und Räte hatten sich gebildet und waren bei eifrigstem Debattieren. In einem der großen Fraktionszimmer hatte sich der Soldatenrat der Groß-Berliner Garnison versammelt.

An die hundert Unteroffiziere und Mannschaften und einige wenige Offiziere, von denen kaum einer den andern kannte, saßen da zusammen und debattierten in aufgeregtester Weise. Es galt, den Berliner Truppen neue Führer zu geben, aber woher diese nehmen, da niemand den andern kannte.

Die Mehrzahl der Versammelten war ehrlich bestrebt, wirklich die tüchtigsten und besten Führernaturen, die bereit waren, der Revolution am reinsten zu dienen, zu wählen. Aber mehr und mehr mischten sich schon Elemente in die Debatte, welche lediglich nach der Macht strebten und eine bequeme Gelegenheit sahen, persönliche Vorteile zu erreichen.

Immer erregter wurde die Debatte, immer lauter schrien die Redner, immer schwerer konnten sie sich verständlich machen. Um

durchzudringen, stiegen einzelne auf die Stühle. Mit einem Male sprang ein Zivilist auf den Tisch, ein untersetzter kräftiger Mann. Das aufgebürstete Haar sieht wie gesträubt aus, unter auffällig großen buschigen Brauen blitzen scharfe blaue Augen: „Schluß mit der Rederei, macht mich auf 14 Tage zu eurem Diktator. Wenn ich es nicht recht mache, könnt ihr mir den Kopf vor die Füße legen, aber jetzt keine Minute mehr mit Reden verlieren!"

Es ist Hauptmann von Beerfelde, der bekannte Verbreiter der Lichnowsky-Broschüre. Einen Augenblick herrscht verlegenes Schweigen, niemand scheint recht Lust zu haben, auf seinen Vorschlag einzugehen. An sich wäre es das Richtige, aber wer ist Beerfelde? Ist er der richtige Mann? Es fehlt der Führer.

Die Debatte geht weiter. Mit einem Male knattert draußen wildes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer auf. Alles springt erregt von den Sitzen: „Verrat!, der Reichstag ist umzingelt, Gegenrevolution!" Eine Panik droht auszubrechen.

Einen Augenblick fliegt mir der Gedanke durch den Kopf: „Welch angenehme Aussicht mit diesem schwadronierenden Haufen, der zu keinem Ziel kommen kann, als Aufrührer gefangen und auf den Sandhaufen gestellt zu werden."

Ich springe auf den Tisch: „Sitzen geblieben, niemand verläßt das Zimmer, wir beraten weiter!" Der Reichstag ist durch Maschinengewehre gesichert. In den anstoßenden Räumen rasseln sie schon aus den Fenstern heraus. Ein Kugelschauer schlägt gegen das Dach des gegenüberliegenden Ingenieurhauses. Die Maschinengewehre werden den Angriff schon abhalten, wenn nicht alles blinder Alarm und lediglich nervöse Schießerei ist. Wichtiger ist, daß wir hier zu Rande kommen.

Nur ein Teil der Versammelten ist von Truppenteilen delegiert. Eine ganze Anzahl ist lediglich so hereingekommen und hat hier nichts zu suchen. Einwendungen gegen die Zuständigkeit werden laut. Es soll eine neue Delegiertenversammlung einberufen werden.

Die Situation droht immer verfahrener zu werden. Hauptsache ist, daß sofort ein militärischer Kopf geschaffen wird. Ob er mehr oder weniger rechtsmäßig zustande kommt, ist verhältnismäßig gleichgültig.

Auf mein energisches Betreiben hin wird zur Wahl geschritten. Es ist kein leichtes Stück. Ein Haufen Leute wollen gewählt werden. Ein etwas wirrer Student beruft sich auf Liebknecht, ein anderer schreit immer dazwischen: „Ich bin auch 4 Jahre im Schützengraben gewesen!" Aber es gelingt doch wenigstens, ein paar vernünftige Männer in den Rat zu bekommen.

Wir konstituieren uns als soldatischer Vollzugsrat und setzen uns im Plenarsaal zusammen, der einzige Raum, in dem man augenblicklich ungestört ist. Barth kommt zu uns. Er wittert augenscheinlich bereits Gegenrevolution. Die Zugehörigkeit von Offizieren ist ihm anscheinend gar nicht recht. Mit Barth werden wir Schwierigkeiten haben.

Kein Mensch von uns denkt daran, der Revolution nicht aus ehrlichstem Herzen zu dienen und die sozialistischen Ideale der Arbeiter in weitestem Maße zu verwirklichen. Wenn nur das törichte Mißtrauen gegen die revolutionären Offiziere schwände.

Wir beschließen deshalb, Barth in den Soldatenrat hineinzunehmen. Das beruhigt ihn augenscheinlich, aber er lehnt ab, da er, wie er sagt, jedenfalls zum Vorsitzenden des Arbeiter-Vollzugsrates gewählt werden wird.

Wir wählen Beerfelde zum Vorsitzenden, der sofort die intensivste Tätigkeit beginnt. Es ist ja auch so gut wie alles noch zu machen. Einstweilen besteht nur ein Kopf von zunächst sehr zweifelhafter Autorität ohne jeden Apparat. Es wird ein Büro eingerichtet, Legitimationskarten gedruckt und ausgegeben, Hilfskräfte angestellt, revolutionäre Schutzgarden organisiert und bewaffnet, Posten und Patrouillen ausgeschickt, und dabei drängt sich der ganze Reichstag voll von Menschen, alle mit Anliegen, Anerbieten usw. Wie in einem Hexenkessel wird man wild durcheinandergewirbelt.

Am Nachmittag ist die große Versammlung der Arbeiter- und Soldatenvertreter im Zirkus Busch, welche den Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte wählen soll. Erst im letzten Augenblick können wir aus dem Reichstag weg, sausen im Auto in rasender Fahrt zum Zirkus Busch. Es muß ein phantastischer Anblick gewesen sein, wie wir durch die Dorotheenstraße jagten mit flatternden roten Fahnen. Auf Motorhaube und Trittbrettern Soldaten mit angeschlagenem Gewehr.

Der Zirkus ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein unübersehbares Heer von Arbeitern und Soldaten. Auf der Bühne sitzen und stehen die hervorragendsten Vertreter der beiden Parteien sowie die Delegierten der Soldatenräte. Außer uns kommen noch eine Anzahl Soldatendelegierte auf die Bühne, die wir nicht kennen.

Ein junger Mann in Kneifer und Cutaway, der wie ein Kommis-Voyageur aussieht, leitet die Versammlung. Der Eindruck, den er macht, ist denkbar unsympathisch — ich sehe ihn zum erstenmal —, aber er ist ein gewandter Versammlungsleiter, der die alsbald recht stürmisch werdende Versammlung geschickt zu leiten weiß und immer noch einen Ausweg findet, wenn die Meinungen schier unvereinbar aufeinanderprallen. Es ist Richard Müller.

Die Hauptredner sind Barth, Liebknecht und Ebert. Am eindrucksvollsten spricht Liebknecht. Art und Geste seines Auftretens sind faszinierend. Wie ein fanatischer Glaubensstreiter des Mittelalters wirkt er, wie er da im Licht der Scheinwerfer auf der Bühne steht, den abgezehrten Asketenkopf zurückgeworfen, die Augen in Fernen gerichtet, die er nur sieht, langsam, eindrucksvoll sprechend, jeden Satz gleichsam plastisch formend.

Nach ihm hat der robuste, sehr real wirkende Ebert keinen leichten Stand. Einem großen Teil der Versammlung gilt er ja als ein erledigter Mann, der eigentlich in dieser revolutionären Versammlung nichts zu suchen hat. Man merkt Ebert die Unsicherheit an. Er spricht ein wenig allgemein, versteht aber dann doch, fester und kräftiger werdend, sich durchzusetzen. Den Widerspruch der Unabhängigen übertönt der starke Beifall seiner treu zu ihm haltenden Anhänger.

Dramatisch wird die Versammlung erst, als es zu den Wahlen gehen soll. Die Unabhängigen fordern, daß die Arbeitermitglieder des Vollzugsrates zur Hälfte aus Unabhängigen und zur Hälfte aus Anhängern des Spartakusbundes bestehen sollen. Den Mehrheitssozialisten war nur Parität im Rat der Vollzugsbeauftragten zugebilligt, in dem Liebknecht und seine Anhänger ihrerseits auf Sitze verzichteten, weil sie mit ihren radikalen Forderungen nicht durchdrangen. Den Ausgleich sollte der restlos radikal zusammengesetzte Vollzugsrat bringen. Augenscheinlich war er als die eigentlich vollziehende Regierungsgewalt gedacht. Es wird behauptet, daß die Mehrheitssozialisten mit dieser Lösung einverstanden waren.

Jetzt aber erheben sich mit lautem Protest die Soldatenvertreter. Ein wilder Tumult entsteht. So war die Lösung nicht gedacht. Wenn von den Soldaten auf die Einigung der beiden Parteien gedrängt worden war, so hatte man an eine ehrliche Lösung, die beiden Teilen gerecht wurde, gedacht. Diese offenbare Vergewaltigung der Mehrheitssozialisten erregte wilden Tumult. Die Soldaten drängen in die Arena, Verwünschungen werden laut, Fäuste werden gegen die Bühne erhoben. Vergeblich versuchen Barth und Richard Müller, den Tumult zu bändigen. Es scheint, als ob die Soldaten im Verein mit den mehrheitssozialistischen Arbeitervertretern weitaus in der Oberhand sind, und Unabhängige und Spartakisten müssen sich dazu verstehen, daß auch der Vollzugsrat paritätisch aus Mehrheitssozialisten und Unabhängigen zusammengesetzt wird.

Die Wahl der Arbeitervertreter geht ohne Schwierigkeiten vor sich. Beide Parteien haben ihre anerkannten Führer, die ohne Widerspruch gewählt werden.

Neuer Lärm entstand, als die militärischen Mitglieder des Vollzugsrates gewählt werden sollten. Es zeigte sich, daß nicht nur wir

eine Liste präsentierten, sondern daß noch verschiedene andere Listen existierten. Vor allem waren es die Delegierten einer Soldatenversammlung, die Wels am Vormittag in dem Vorwärtshof einberufen hatte und an deren Spitze Molkenbuhr stand. Eine Vermischung dieser Listen wurde versucht. Allein vergeblich. Wieder schrie alles durcheinander. Mit einem Male gellte ein Name durch die weite Halle: „Molkenbuhr, Molkenbuhr!" Irgendeiner nahm ihn auf und die große Masse der Soldaten, welche diesen Namen des altbekannten sozialdemokratischen Führers kannten, nahmen ihn auf in der Hoffnung, daß sich hier eine Lösung böte. Die meisten waren der Ansicht, daß es sich bei dem Manne im Spitzbart in Feldwebeluniform, der jetzt auf das Podium trat, um den bekannten sozialdemokratischen Parteiführer handle. Ein begeisterter Empfang wurde ihm zuteil.

Er machte den Vorschlag, daß die Angehörigen der verschiedenen Listen sich unten am Eingang zu den Ställen versammeln sollten, um dort leichter zu einer Einigung zu kommen, als es hier in der großen Versammlung möglich war.

Wir gingen hinunter. Aber hier in dem zugigen ungemütlichen Raum, ohne Sitzgelegenheit, ohne Möglichkeit einer Versammlungsleitung kam auch nicht viel mehr heraus, als ein wildes Gegeneinanderschreien. Vergeblich versuchte Molkenbuhr die heftig gegeneinanderprallenden Gegensätze auszugleichen. Man kam zu keiner Einigung, da die Möglichkeit zu ruhiger Aussprache fehlte.

Wir gingen wieder in die Zirkushalle zurück. Es sprachen noch die verschiedenen Redner: Walz, Molkenbuhr und dazwischen immer wieder Barth und Richard Müller. Aber schließlich verlief alles in einem wilden Chaos, in dem kein Wort mehr zu verstehen war. Ein Teil von uns ging. Im Reichstag wartete unserer dringende Arbeit. Ich war in verzweifelter Stimmung. Dieser Auftakt war niederschmetternd, aber es half nichts. Jetzt war es unmöglich, sich zurückzuziehen. Es mußten alle Kräfte darangesetzt werden, die Revolution in ruhige Bahnen weiterzuführen, selbst wenn es ein vergeblicher Kampf sein sollte, der für mich selbst mit der Katastrophe enden sollte. Ich gehörte mir nicht mehr.

Am Abend kam die Nachricht, daß im Zirkus Busch ganz zum Schluß, als der größte Teil schon weg war, eine ganz willkürlich zusammengesetzte Liste, der u. a. Beerfelde und Walz angehörten, gewählt worden war. Es war unmöglich, diesen Vollzugsrat bestehen zu lassen, er würde niemals die Autorität haben, sich durchzusetzen. Es wurde deshalb beschlossen, für den folgenden Tag eine Soldatenratsversammlung in den Plenarsaal des Reichstages einzuberufen, um die Wahl zu bestätigen bzw. unter Umständen abzuändern und zu ergänzen.

WALTHER RATHENAU

DIE GESCHICHTE DER WAHRHEIT

Zu Anfang gab es weder Irrtum, noch Lüge, noch Zweifel. Es gab nur Wahrheit. Wahrheit, die nichts von sich wußte.

Diese Wahrheit war die mythische.

„Ich habe einen Wolf gesehen. Der Wolf sprach zu mir."

Es ist wahr. Denn du glaubst es, du sagst es, ich glaube es. Ich war zwar mit dir, ich habe den Wolf nicht gesehen und nicht gehört, folglich war er mir unsichtbar und unhörbar. Dir war er sichtbar und hörbar; du hast ihn gesehen und zu dir hat er gesprochen.

Wenn wir Kinder sind, erleben wir die mythische Wahrheit unserer Vorfahren.

„Was wird bei Nacht aus der Sonne?" Sie schwimmt durchs Wasser. „Was wird aus dem Vollmond?" Er wird zerschlagen. „Woher weißt du das?" Ich habe es gehört. Jeder weiß es.

Es ist wahr. Mythische Wahrheit. Es mag Menschen geben, die sie nicht wissen, weil sie nicht gefragt, nicht gehört oder nicht begriffen haben; es gibt aber niemand, der zweifelt.

Denn der Zweifel ist noch nicht erfunden. Er hat noch kein Daseinsrecht. Der Erfindung des Zweifels geht die Entdeckung des Irrens voraus.

Wenn die Zwecke sich von den Mitteln sondern, wird die Möglichkeit des Irrtums entdeckt. Auch wenn jemand sagt oder glaubt, eine Sache ist so, kann sie anders sein.

Mit der Entdeckung des Irrtums und der Erfindung des Zweifels entsteht die Beobachtung und die Begründung. Beobachten ist zweckhaftes Betrachten. Begründen ist zweckhaftes Berichten.

Es entsteht die Tatsache. Neben die mythische Wahrheit tritt die praktische Wahrheit. Regeln und Gesetze werden erkannt. Der Mythos wird angespannt, detailliert und systematisiert, um der Tatsache zu folgen. Er wird zur naturgeschichtlichen und geschichtlichen Sage. Sie muß mit jeder neuen Beobachtung und Ueberlieferung Schritt halten. Sie lokalisiert und poetisiert sich.

Die Volkschaften verdichten sich zu engeren Siedlungen, der Verkehr wird wesentlich. Im interessierten Verkehr kann der Vorteil des einen der Nachteil des andern sein. Der Irrtum des einen kann dem andern nützen. Der Verkehr erzeugt die Täuschung und die Lüge. Je mehr gehandelt wird, desto mehr wird gelogen und betrogen.

Der Zweifel wird zur bitteren Vorsicht. Sie verlangt vom Mitmenschen Beweis und Zeugnis. Das Zeugnis wird geheiligt und beschworen.

Es ensteht die beweiskräftige, verbürgte, dokumentierte und geschichtliche Wahrheit. Sie bedrängt die mythische Wahrheit, die sich in Urzeit, Heldensage, Religion, Aberglauben und Naturphilosophie flüchtet und von Dichtern und Priestern verteidigt werden muß. Es droht ihr die Gefahr, verleugnet oder nicht ernst genommen zu werden. Die Welt gestaltet sich um. Ihr überirdischer Glanz erlischt. Ueberwelten nehmen ihn auf, das Geschehene wird folgerichtig, starr und hart.

Nur das Wunder bleibt. Denn das Naturgeschehen ist von der Erstarrung nicht ergriffen, alles Wesentliche ist unerklärt, kein Grundsatz schließt das Uebernatürliche aus, und das Gemüt ersehnt es. Ein Wunder gilt als geschehen, nicht sofern es bewiesen, sondern sofern es nicht widerlegt ist.

Solange die Täuschung nicht zum üblen und erlernbaren Gebrauch wird, vielmehr Erfindungsgabe, Kühnheit und Behendigkeit verlangt, bleibt sie heroisch und wird in der Dichtung gepriesen: Odysseus, Jakob. Mit Feigheit vermengt, wird sie zum Betruge.

Die Menschheit, doppelt skeptisch geworden: zwischen Tatsache und Mythe, Trug und Abwehr, erhebt Zweifel und Frage zum Selbstzweck. Sie forscht. Die Untersuchung wird zur Wissenschaft, die Wissenschaft wird zur Untersuchung. An die Stelle der Tatsache tritt der Zusammenhang, an die Stelle des Dinges der Begriff. Die Bilder des Denkens verblassen, das Denken wird ein Rechnen mit abstrakten Begriffen. Die Tatsachenwelt gerät in fließende Bewegung, das Gesetz wird zur Funktion.

Hier trennen sich die Wege des Ostens und Westens. Der Osten, an die Natur gebunden, sinnt und denkt, findet und schafft: am Forschen hat er keine Freude. Er lebt in der Schöpfung und im Unmittelbaren, nicht im Gehäus mit gespaltenen Strahlen. Selbst die Abstraktion ist ihm bildhaft, und bildhaft bleibt seine Rede. Er will das nähere Ziel und will es mit sinnlichen Mitteln. Um Krieg zu führen, schafft er Heere, nicht optische Instrumente, um Staaten zu verwalten, schafft er Statthalter, nicht schematische Organisationen. Noch eine Weile schreitet der arabische Geist mit der westlichen Bewegung, dann nimmt auch er von den unerkennbar gewordenen Vermächtnissen, die er dem Abendlande gespendet hat, Abschied.

Der Westen aber hat die berauschende Kraft des Messens und Zählens, des Experimentes und des Apparates erkannt. Aus der Studierstube und dem Laboratorium quillt ihm Macht: über Natur, Massen, Räume und Menschen; in Maschinen und Organisationen erstarrt sie. Das Zaubern ist ihm ohne Beschwörung möglich; die schwarze Kunst heißt Geduld und Ueberlegung.

Die Denkkunst, die allein durch ihr abgespaltenes Nebenprodukt, die Technik genannt, so unerhörte Macht gibt: die Denkkunst der Forschung ist zum Inbegriff des westlichen Schaffens geworden, und die neue Wahrheit, die ihr entspringt, ist die mechanische.

Diese Wahrheit durchdringt restlos das Gefüge der Welt, und wo sie eindringt, schafft sie rasende Bewegung. Denn nur in der Bewegung findet der mechanische Geist Ruhe; Qualität ist ihm verhaßt, Substanz verdächtig, Bewegung meßbar.

Die Welt der mechanischen Wahrheit ist ein Bündel von Gesetzen. Alles ordnet und organisiert sich. Nichts Unvorhergesehenes kann geschehen. Kein Wunder ist möglich. Der Mythos ist vernichtet. Die mechanische Wahrheit ist nicht nur beweisbar, sie ist auch erreichbar.

Doch der Geist meldet sich. Aeußerlich angekratzt von messender mechanischer Wahrheit, doch nicht ergründet. Das mechanische Denken, in unerbittlicher Gewissenhaftigkeit, weit entfernt, den Geist zu leugnen oder materialistisch wegzuhöhnen, erklärt sich bereit, den Einwand ernstlich zu prüfen. Es wird freiwillig zugegeben, daß die Denkformen gewaltig abgewandelt werden müssen. Sie werden zur Philosophie aufgerufen. Da Maß und Zahl nicht entscheiden, hat jede Fakultät ihre Stimme; auch der Orient wird zugezogen.

Es entstehen Systeme und Systeme der Systeme. Alle Denkformen der Zeiten werden angewandt, in der stillen Voraussetzung, daß auch das übermechanische Denken abstrakt, begrifflich, dialektisch und beweisbar sei. Selbst das negative Reservat des Ding an sich wird mit Hebeln und Schrauben bearbeitet, bis es eine Ethik und gar eine Aesthetik von sich gibt.

Die praktische Welt indessen verwahrlost. Sie weiß von jeder Sache und jedem Ding, wie man es macht, und von nichts, wozu man es macht. Sie weiß weder von ihren Dingen, noch von ihren Gedanken, noch von ihren Wahrheiten, was sie damit anfangen soll. Die Wahrheit ist nicht zweckfrei — das soll sie sein —, sondern zwecklos. Die Welt wird an ihrer Wahrheit von Tag zu Tag unglücklicher.

Das Schlimmste aber ist, daß sie erkennt: ihre Wahrheit ist nicht wahrer und nicht falscher als irgendeine der früheren Wahrheiten. Denn diese wissenschaftliche Wahrheit ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einem großen Kursbuch, das überdies jeden Augenblick geändert werden kann: ein Fahrplan für Baden, gültig bis zum 15. Mai, und nützlich, wenn ich in dieser Zeit eine Reise machen will. Ueber den Sinn der Reise und ihre Erlebnisse gibt der Fahrplan keinen Aufschluß, auch nicht darüber, wie er zustande gekommen ist, was eine Lokomotive ist und wer sie bewegt.

Die umschließende Wahrheit ist die philosophische, die nicht einmal an sich selber glaubt und sich bei näherer Betrachtung als eine falsch angewandte mechanische Wahrheit entpuppt.

Sind wir nun am Ende? Müssen wir zurück zur mythischen, mythologischen und praktischen Wahrheit?

Wir müssen nicht zurück, dürfen nicht und können nicht. „Zurück zum Mythos" ist romantische Weileidigkeit philologischer Herzen, die auf Forschungsergebnisse Zucker streuen und das sentimentale Paradies eines einstmaligen goldenen Zeitalters — zur Auswahl: Sumarien, Thule, Indien, Hellas — mit vielen angehängten Nullen der Emphase in die Zukunft projizieren.

Philologisch vertiefte Sonnenwendfeiern in schimmernder Wehr mit Gesang und Tanz unter künstlerisch bewährter Regie. Extrazüge.

Wir bedürfen keiner Kreuzung aus idealisierten Geschichtsbildern; keines Achill — Napoleon — Lionardo — Nietzsche, um die müde gewordene europäische Wahrheit mit Kraftgeboten aufzumuntern. Weder Homunculus noch Titanunculus entspringt der Retorte.

Denn der Mensch hat neben seinem gewaltigen hypertrophen Geist eine halberwachte, nach Wachtum begehrende Seele. Sie ist auf diesem Planeten so alt wie das Menschengeschlecht und hat im Lauf der Jahrtausende mehrmals die Augen aufgeschlagen. Ihre Wahrheit, die nicht beweisbar ist, die in unserer, vom Geist geschaffenen dialektischen Sprache sich gar nicht, in der Volkssprache sich nur bild- und gleichnisartig aussprechen kann, liegt jeder partiellen Wahrheit zugrunde.

Sie erkennt, indem sie den Weltvorgang in sich nachbildet, sie urteilt, indem sie ihrer eigenen Richtkraft folgt, die ihre Träger mit der Liebeskraft verglichen haben. Ihre Zuständigkeit erweist sie nicht durch Dialektik, sondern durch einleuchtende Evidenz.

Im Größten wie im Kleinsten zeigt sich, wie heiß wir dieser Wahrheit bedürfen, wie sternenweit wir von ihr entfernt sind. Im Größten: denn diese Welt strebt nicht nach Zielen, sie ringt um Ziele. Mit dialektischen, historischen, moralistischen Geberden und Nachweisen sucht man ihr Ziele aufzuschwatzen. Auf dem Jahrmarkt der absoluten Werte hält der eine das Preußentum mit zugehörigem Imperativ und Imperium, der andere den Orient in zeitlichen Abstufungen, der dritte die Revolution, der vierte den Katholizismus, der fünfte Rußland, der sechste das Mittelalter, der siebente die Pragmatik, der achte die Klassik feil, und der neunte überbietet sie alle durch panachierte Synthesen. Beweisgründe werden der Lektüre entnommen. Die glückliche, problemlose, animalische Empirik der Ziele, die dem Westland eignet, ist uns nicht gegeben. Die einfühlende, das Weltgeschehen und den Weltwillen nachbildende innere Einsicht der evidenten Wahrheit ist uns nicht erschwinglich, weil wir durch dialektischen und pathetischen Mißbrauch des Denkens den Sinn für Qualität des Gedankens verloren haben.

Im Kleinsten: die Not des Tages ist Krankheit. Krankheit des staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Körpers. Die Krankheit fordert zuerst Diagnose, dann Heilplan, zuletzt Therapeutik. An Heilgehilfen, Krankenschwestern, Apothekern, ja selbst an Physiologen und Bakteriologen fehlt es nicht. Sie alle streiten mit großer Gelehrsamkeit, ein jeder auf Grund dessen, was er gelernt hat, ob es an der Niere, der Leber oder Milz fehlt, und jeder empfiehlt die ihm geläufigen Heilmethoden. Der einzige, der fehlt, ist der Diagnostiker, und seine Abwesenheit wird nicht bemerkt. Diagnose ist nämlich nicht Sache des Lehrbuches, sondern des tastenden Fingers und des einfühlenden Geistes, sie ist nicht beweisbar, außer nachträglich durch Obduktion.

Der Sachverständige beherrscht die sichtbare Welt, wie der Schriftgelehrte die unsichtbare. Der Sachverständige ist der Mann, der eine Sache versteht und von den Dingen nichts weiß. Der sich und andere jedesmal vernichtend täuscht, wenn nicht eine Sache gegeben, sondern die Frage zu lösen ist, auf welche Sache es vor allen Dingen ankommt.

Die dialektische Wahrheit der Gelehrsamkeit und Sachverständigkeit, der Reiseeindrücke und Lesefrüchte endet in der Flut des Geschwätzes, Geschreibes und Gedruckes. Die evidente Wahrheit fordert Geschlechter erlebender, wirkender, anschauender und urteilender Menschen.

Die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart und Berlin) gibt ein Buch heraus, das den Titel führt: „Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten."

Es sind Briefe, Tagebuchblätter und Gedichte des jungen Otto Braun, Sohnes von Dr. Heinrich und Lily Braun in Berlin, Neffen des Dr. Viktor Adler. Otto Braun wurde im Jahre 1897 geboren. Siebzehnjährig, zog er als Kriegsfreiwilliger ins Feld, erlitt im November 1916 eine schwere Verwundung, ging, genesen, wieder an die Front und wurde im April 1918 von einer französischen Granate getötet. Er war noch nicht 21 Jahre alt, als er starb.

Dieses kurze Leben aber ist von so intensiver Geistigkeit durchstrahlt, ist vom ersten Erwachen des Bewußtseins bis zu dessen sinnlos-plötzlichem Versickern ins Nichts so rein und tief dahingeflossen, hat gereicht, ein so rührend schönes und adeliges Menschentum zu offenbaren, eine so klar und fest konturierte Persönlichkeit auszuformen, daß seiner literarischen Erdenspur nachzugehen ein lohnender, hochführender Weg ist.

Aus den Briefen und Tagebüchern strahlt, die Augen des Lesers feuchtend, ein Teil des Lichtes wieder, das der Seele dieses herrlichen Knaben mitgegeben ward, und das zu sammeln und zu mehren der Jüngling — hingegeben der Idee, einst sein Teil zur Befreiung und Beglückung der Menschheit beizutragen — inbrünstig beflissen war.

Das Bild des Zwölfjährigen erzählt von ihm psychologische Bände. Stolz ohne Dünkel, Anmut ohne Weichlichkeit. Die Stirne ein Blatt für des Gedankens kühnsten und feinsten Griffel. Der Blick aufgeschlossen den Wundern der Welt, kindlich bange und doch männlich furchtlos das Wirrsal der Erscheinungen empfangend. Ein sonderbarer Ernst überschattet das Gesicht, um den sanften, sinnlichen Künstlermund, geadelt durch Zeichen der Willensstärke und des Selbstbewußtseins, spielt ein Zug früher Skepsis.

Wie er aussah, so war er. Und mehr als das, nämlich ein Genie oder zumindest der geniale Entwurf zu einem solchen. Als ob der Geist gewußt hätte, er müsse sich hier beeilen, entfaltete er sich in solch tropischer, Knospen- und Blütezeit ineinanderdrängender Raschheit, zeitigte eine so frühe Kraft und Fülle, daß schon die spirituelle Potenz des Zwölfjährigen weit hinausgriff über die Gedanken- und Wissenswelt des normalen, reifen, gebildeten Mannes.

Seine Aufnahmefähigkeit war Eltern und Lehrern ein beglückendes und bestürzendes Wunder. „Mit neun Jahren begann er

ein systematisches Studium der deutschen Literatur, mit zwölf besaß er darin eine auf Lektüre der Originalschriften gegründete Kenntnis, „die einem Kandidaten pro fac. doc. alle Ehre machen würde." (Worte aus einer Eingabe seines Lehrers am königlichen Gymnasium zu Spandau an das preußische Unterrichtsministerium, in welcher Eingabe der Professor bittet, ihn von etlichen Stunden seiner obligatorischen Lehrtätigkeit zu befreien und ihm den Unterricht des Otto Braun zu übertragen.) Um der Heldenlieder willen lernte der Zehnjährige Mittelhochdeutsch, um der Vorsokratiker willen Griechisch. Gründlichste kunsthistorische, welthistorische, musikalische, naturwissenschaftliche Studien gingen zwischendurch. Und solch riesiger Wissensstoff war keineswegs nur Futter für ein überentwickeltes, wahllos - hungriges Gedächtnis, sondern er wurde „assimiliert, verdaut, umgeschmolzen, selbständig verknüpft". Seine philosophische Veranlagung zeigt sich in jeder Brief- und Tagebuchzeile. Seine Theaterstücke — das erste schrieb er mit fünf Jahren — seine Gedichte und essayistischen Arbeiten sind voll origineller Gedanken, von der freiesten Phantasie beschwingt, und dabei doch von einem unspielerischen Ernst, der deutlich verrät, wie wurzelfest das Gefühl hoher Verantwortlichkeit für die seinem Hirn und Herzen widerfahrene Gnade schon in der Knabenseele haftete. Mit zwölf Jahren schrieb er einen Aufsatz „Abseits vom Erdenlärm", der den Gedanken darlegt, die gegenwärtige Begeisterung für die Errungenschaften der Technik berge die Gefahr, höhere geistige Werte zu unterschätzen und zu vernachlässigen; die Herrschaft müsse aber naturnotwendig dem Geist, der höchsten Ideenwelt bleiben. „Gelegentlich schwingt sich seine Symbolik zu gigantischer Größe auf, die an Michelangelo oder Dante erinnern mag." So steht es zumindest in jener Eingabe des Professors an das königlich preußische Unterrichtsministerium. Die Antwort, die der Lehrer erhielt, ist so niederschmetternd charakteristisch, daß ich sie im Wortlaut hier wiedergeben will.

Königliches
Provinzial-Schulkollegium. Berlin W 9, den 17. März 1909.
J.-Nr. 2226.

„Euer Hochwohlgeboren teilen wir hierdurch mit, daß der Herr Minister uns beauftragt hat, Sie in seinem Namen auf Ihre befremdliche Eingabe vom 8. Dezember v. J. entschieden ablehnend zu bescheiden. Die Anlagen folgen anbei zurück."

gez.: Mager.

An Herrn Prof. Dr. Petzoldt,
Hochwohlgeboren, Spandau.

Da hat man, in vier Zeilen, Preußen, Wilhelms Schnurrbart, den Stechschritt — und den verständlichen Haß der Welt wider diese furchtbare Lineal-Menschheit.

Bewunderungswürdig wie die Grundlinien des geistigen sind die des ethischen Individuums, die sich aus den Briefen und Tagebuchblättern Otto Brauns zu einem ganz reinen und großen Charakterbild ineinanderschließen. „Ein Mensch ist ja nicht wertvoll" — schreibt er als Dreizehnjähriger — „um seiner Worte, noch um seiner Taten willen, sondern um dessentwillen, was er wirklich und wahrhaftig ist". Und das Bedürfnis nach täglichem Aufzeichnen seines inneren Erlebens motiviert er so: „Um mir Rechenschaft zu geben ... um ganz ehrlich zu sein mir gegenüber." Von solchem Verlangen nach irrtumloser, in jedem Augenblick völlig klarer Bilanz seiner geistigen Wirtschaft, von solch brennendem Wunsch, vor sich selbst bestehen zu können, ungequält von nicht erfüllten Verpflichtungen gegen die eigene, hart und viel fordernde Seele, sind all diese sinnvollen, leidenschaftlichen, in einem lauteren, blanken Deutsch abgefaßten Tagebuchnotizen durchatmet. Ueberzeugt von seiner Berufung, glühend in tiefer Sehnsucht, ein Diener am Werke der Menschenbefreiung zu sein, wertet er Erlebtes, Kenntnisse und Denkresultate nicht nach dem persönlichen Glücksgefühl, das sie ihm bereiten, sondern nach dem Zuwachs an Kraft, Mobilität und Schaffensfreude, der ihm aus ihnen erfließt. Er war im edelsten Sinn des Wortes Sozialist. Am Tag, da er sich ins Feld meldet, notiert er: „Nicht die hohe Kultur des einzelnen kann uns zur Vollendung führen; nur aus der großen Gestaltung des Lebens, der Gesamtheit, der Gemeinschaft wird uns die Erlösung unseres wahren Seins werden." Und als erste Klage des Freiwilligen aus der Kaserne kommt diese an die Eltern: „Der Putzer ist so eine heikle Sache. Ich kann durchaus nicht einsehen, warum ich mehr sein soll, als meine in allem, was hier anlangt, mir gleich- oder gar höherstehenden Kameraden. . . . Es paßt mir darum ganz und gar nicht, von einem Manne, den ich kraft seiner Erfahrung, seiner Kenntnisse und seiner Leistungsfähigkeit durchaus über mich stelle, mir die Stiebeln putzen zu lassen."

Den Krieg nahm er als ein gelebtes Heldenepos. Er sah in ihm den Auftakt einer neuen Zeit, die „in den unerhörtesten Zuckungen und Krämpfen Unerhörtes gebären wird". (Geschrieben am 1. Februar 1915!) Beschwerden und Gefahren des Felddienstes erträgt er mit der gelassenen Heiterkeit eines wahrhaft Weisen, durch nichts erschüttert in dem Glauben an seinen hohen Lebenszweck, durch nichts abgebracht von der Arbeit an der Verfeinerung, Härtung und Schärfung des geistigen Instruments, das er sich aus eigenster

Siegfriedskraft erschmiedet. „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker," schreibt er an die mütterliche Freundin. (Julie Vogelstein, der die Herausgabe des Otto-Braun-Buches zu danken ist.) Am 28. April 1918 berichtet er: „Wie ich schon bei meinem diesmaligen Ins-Feld-Rücken das Gefühl von einem großen Wechsel hatte, der mich erwartete, so auch jetzt. Es ist so schön: die Zukunft ganz undurchsichtig, und man kann sich allerlei bunte Farben und Zauberlandschatten hinmalen". Am 29. April morgens traf ihn die Granate.

Lest diese Tagebücher und Briefe! Das Bild eines Menschen steigt da empor, von dem das Wort nicht gilt, daß er „aus Gemeinem" gemacht sei. Es war wie ein Filter um seine Seele, der Uebles und Schmutziges nicht durchließ. Er lebte und ging hin als Immakulatus, von keinem Kompromiß mit Niedrigkeit und Lüge befleckt. Wie er die Natur liebte, wie er Kunst aufnahm und verstand, wie er sich begeisterte, glühte, der Schönheit diente, wie er unzweideutig zu sich und allem um sich stand, wie er durch sein Sein zurückzahlte, was ihm für kurzen Erdenwandel geliehen war, wie er promethisch strebte und seine Sendung darin sah, dem Himmel, der ihm flammte, Licht für dumpfere Menschenbrüder abzutrotzen — dies alles macht den Satz im Nachruf seines Mathematiklehrers begreiflich: „So wie ihn hat man sich wohl den Knaben Goethe zu denken."

Ein grenzenlos Stupides begrenzte ihm das Dasein auf zwei Jahrzehnte, schüttete die Kostbarkeit dieses Lebens mit plumpem Griff in den Staub. Reicht da der Trost hin vom Liebling der Götter, den sie zu sich nehmen, ehe er in den Bezirk der Enttäuschungen, Demütigungen, Bescheidungen eingetreten? Frage an das Schicksal: Wozu konzipiert die Schöpfung so hohen Entwurf, wenn sie ihn ungenützt wieder in Fetzen reißt? Eine äffische Grimasse ist die Antwort.

Und die Notwendigkeit wird klar, sich einen Gott zurecht zu denken, in dessen fernhin zielende Absicht auch solch stumpfer Irrsinn des Geschehens irgendwie höherlogisch eingeschaltet sein mag.

DEN AUSZULIEFERNDEN

Niemals liebte ich euch, ihr habt unser Elend verschuldet,
Doch mit all eurer Schuld seid ihr von Deutschland ein Teil.
Wenn euch der Fremde verlangt, fühl' ich gemeinsamen Blutes
Rauschen in euch und in mir, Brüder seid ihr mir jetzt.

m.

Liebe Freunde in Berlin!

Ja, im Sommer war es hier anders. Da saßen die Landsleute, welche die eleganten Hotels von Lugano füllen, beklommen in den kleinen Schattenkreisen der Platanen am See und dachten bekümmert an Ostende, während unsereiner mit einem Stück Brot im Rucksack selig den herrlichen Sommer genoß. Und wie liefen damals die glühenden Tage weg, wie waren sie flüchtig und vergänglich!

Immerhin, auch jetzt noch gibt es Sonne hier, und auch jetzt noch sind wir bei ihr zu Gast. Ich schreibe diese Zeilen an einem der letzten Dezembertage, vormittags elf Uhr, im dürren Laub an einer windgeschützten Waldecke an die Sonne gestreckt. Das dauert so bis drei Uhr, auch vier Uhr, aber dann wird es kalt, die Berge hüllen sich in Lila, der Himmel wird so dünn und hell wie nur im Winter hier, und man friert elend, man muß Holz in den Kamin stecken und ist für den Rest des Tages an den Quadratmeter vor der Kaminöffnung gebannt. Man geht früh zu Bett und steht spät auf. Aber diese Mittagsstunden an sonnigen Tagen, die hat man doch, die gehören uns, da heizt die Sonne für uns, da sparen wir Holz und liegen im Gras und Laub und hören dem winterlichen Rascheln zu, sehen an den nahen Bergen weiße Schneerinnen niederlaufen, und manchmal findet sich im Heidekraut und welkem Kastanienlaub auch noch ein wenig Leben, eine kleine verschlafene Schlange, ein Igel. Auch liegen da und dort noch letzte Kastanien unter den Bäumen, die steckt man zu sich und legt sie am Abend ins Kaminfeuer.

Jenen Schiebern, die im Sommer so bekümmert an Ostende dachten, scheint es recht gut zu gehen. Das Blatt hat sich gewendet, jetzt sind sie obenauf. Zwar ihr Paradies, der Spielort Campione, ist noch immer geschlossen, und die Banknoten werden im Koffer schimmlig. Dafür aber lebt man in Lugano ausgezeichnet. Nach dem Tageskurs gerechnet kann eine einzelne Person für wenig mehr als 200 Mark im Tag recht erträglich leben. Ich hatte neulich Gelegenheit, mir das ein wenig anzusehen. Ich war in eines der großen Hotels zum Mittagstisch geladen.

Also ich kam in das große Hotel. Es war herrlich. Ich zog meinen besten Anzug an, meine Wirtin hatte mir schon Tage zuvor das kleine Loch im linken Knie mit etwas blauer Wolle zugestochen. Ich sah gut aus, und wurde tatsächlich vom Portier ohne Schwierigkeiten eingelassen. Durch gläserne lautlose Flügeltüren floß man sanft in eine riesige Halle wie in ein luxuriöses Aquarium, da standen tiefe, ernste Sessel aus Leder und aus Sammet, und der ganze riesige Raum war geheizt, wohlig warm geheizt, man trat in eine Atmosphäre wie einst

im Galle Face auf Ceylon. In den Sesseln da und dort saßen gutgekleidete Schieber mit ihren Gattinnen. Was taten sie? Sie hielten die europäische Kultur aufrecht. In der Tat, hier war sie noch vorhanden, diese zerstörte, vielbeweinte Kultur mit Klubsesseln, Importzigarren, unterwürfigen Kellnern, überheizten Räumen, Palmen, gebügelten Hosenfalten, Nackenscheiteln, sogar Monokeln. Alles war noch da, und vom Wiedersehen ergriffen wischte ich mir die Augen. Freundlich lächelnd betrachteten mich die Schieber, sie haben das schon gelernt, unsereinem gerecht zu werden. In der Miene, mit der sie mich betrachteten, war Lächeln und leiser Spott sehr diskret mit Artigkeit, Schonung, sogar Anerkennung gemischt. Ich besann mich, wo ich diesen seltsamen Blick schon einmal gesehen habe? Richtig, ich fand es wieder. Diesen Blick, mit dem der Kriegsgewinner das Kriegsopfer betrachtet, hatte ich während des Krieges in Deutschland oft gesehen. Es war der Blick, mit dem damals die Kommerzienrätin auf der Straße den verwundeten Soldaten betrachtete. Halb sagte er „Armer Teufel!", halb sagte er „Held!" Halb war er überlegen, halb war er scheu.

Mit der Heiterkeit und dem guten Gewissen des Besiegten betrachtete ich mir die Reihen der Schieber. Sie sahen prächtig aus, besonders die Damen. Man dachte an prähistorische Zeiten, an Zeiten vor 1914, wo wir alle diesen elegant-saturierten Zustand für den selbstverständlichen und einzig wünschenswerten hielten.

Mein Gastgeber war noch nicht erschienen. So näherte ich mich einem der Schieber, um ein wenig zu plaudern.

„Grüß Gott, Schieber", sagte ich. „Wie geht's?"

„O, recht gut, nur ein wenig langweilig zu Zeiten. Manchmal könnte ich Sie beneiden mit Ihrem blauen Flicken auf dem Knie. Sie sehen aus wie ein Mann, der nichts von Langeweile weiß."

„Ganz richtig. Ich habe unheimlich viel zu tun, da vergeht die Zeit schnell. Jeder hat eben seine Rolle."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, ich bin Arbeiter und Sie sind Schieber. Ich produziere und Sie telephonieren. Letzteres bringt mehr Geld ein. Dafür ist das Produzieren weit lustiger. Gedichte zu machen oder Bilder zu malen ist ein Genuß; wissen Sie, eigentlich ist es gemein, dafür darüber hinaus auch noch Geld zu verlangen. Ihr Beruf ist, angebotene Waren mit hundert Prozent Aufschlag weiter anzubieten. Das ist gewiß weniger beglückend."

„Ach Sie! Sie haben immer so etwas Mokantes, wenn Sie mit mir reden. Geben Sie nur zu, Männeken, im Grunde beneiden Sie uns sehr, Sie mit Ihren geflickten Hosen!"

„Gewiß," sagte ich, „ich bin oft neidisch. Wenn ich gerade Hunger habe und sehe euch hinterm Schaufenster Pasteten fressen, dann beneide ich euch. Ich bin kein Asket, ich halte viel von Pasteten. Aber sehen Sie, kein Genuß ist so flüchtig, ist so lächerlich vergänglich wie der des Essens. Und so ist es im Grunde auch mit den schönen Kleidern, den Ringen und Broschen, den ganzen Hosen! Es macht ja Spaß, einen schönen neuen Anzug anzuziehen. Aber ich zweifle, ob dieser Anzug Sie den ganzen Tag beschäftigt, erfreut und beglückt. Ich glaube, ihr denkt oft ganze Tage lang an eure Bügelfalten und Brillantknöpfe gerade so wenig wie ich an mein geflicktes Knie. Nicht? Also was habt ihr schon davon? Die Heizung allerdings, um die sind Sie zu beneiden. Aber wenn die Sonne scheint, auch jetzt im Winter, weiß ich eine Stelle bei Montagnola, zwischen zwei Felsen, da ist es dann so windstill und so warm wie hier in Ihrem Hotel, und viel bessere Gesellschaft, und kostet nichts. Oft findet man sogar noch eine Kastanie unterm Laub, die man essen kann."

„Na, mag sein. Aber wollen Sie davon leben?"

„Ich lebe davon, daß ich produziere, daß ich Werte in die Welt setze, seien es noch so kleine. Ich mache z. B. Aquarelle, ich wüßte niemand, der hübschere macht. Man kann von mir für eine Kleinigkeit Gedichtmanuskripte kaufen, die ich selber mit farbigen Zeichnungen schmücke. Ein Schieber kann nichts Klügeres tun als solche Sachen kaufen. Wenn ich übers Jahr tot bin, sind sie das Dreifache wert."

Ich hatte es halb im Scherz gesagt. Aber den Schieber ergriff die Angst, daß ich Geld von ihm haben wolle. Er wurde sehr zerstreut, hustete viel und entdeckte plötzlich am fernsten Ende des Saals einen Bekannten, den er begrüßen mußte.

Liebe Freunde in Berlin, erspart es mir, das Mittagessen zu schildern, das ich nun mit meinem Gastgeber genoß! Weiß und gläsern leuchtete der Speisesaal, und wie hübsch wurde serviert, wie gut aß man, und was für Weine! Ich schweige davon. Es war ergreifend, die Schieber essen zu sehen. Sie legten Wert auf Haltung, sie beherrschten sich schön. Sie aßen die delikatesten Bissen mit Gesichtern voll ernster Pflichterfüllung, ja lässiger Verächtlichkeit, sie schenkten sich Gläser aus alten Burgunderflaschen voll mit gelassenen und etwas leidenden Mienen, als nähmen sie Medizin. Ich wünschte ihnen dies und jenes, während ich zusah. Eine Semmel und einen Apfel steckte ich mir ein, für den Abend.

Ihr fragt, warum ich denn nicht nach Berlin komme? Ja, es ist eigentlich komisch. Aber es gefällt mir tatsächlich hier besser. Und ich bin so eigensinnig. Nein, ich will nicht nach Berlin, und nicht nach München, die Berge sind mir dort am Abend zu wenig lila, und es würde mir dies und jenes fehlen.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Die Ueberfremdung

Etliche deutsche Aktiengesellschaften haben bestimmte Kategorien ihrer Aktien, die nur einen bescheidenen Teil des Gesellschaftskapitals repräsentieren, mit beträchtlich verstärktem Stimmrecht ausgestattet. Sie begründen dies uns bisher zwar nicht völlig unbekannte, aber doch ungewöhnliche Verfahren mit der einleuchtenden Absicht, ihre Unternehmungen vor Fremdherrschaft zu schützen. Kapitalflucht und Valutabaisse spielten ausländischen Käufern, im Börsenverkehr und außerhalb desselben, riesige Aktienposten in die Hände. Dieses Abströmen sei ernsthaft weder zu kontrollieren noch zu hemmen; und keine Gesellschaft wisse, ob nicht in der nächsten oder übernächsten Generalversammlung eine Majorität ausländischer Aktienbesitzer die Leitung des Unternehmens beanspruchen und, gestützt auf die demokratische Verfassung der Aktiengesellschaft, erlangen werde. Um dies zu verhüten, müsse man einer Gruppe oder Kategorie von Anteilscheinen, die, fest in den Tresors bestimmter deutscher Eigentümer verschlossen, ausländischer Nachfrage unerreichbar seien, durch Pluralstimmrecht den entscheidenden Einfluß in der Generalversammlung sichern. Wanderte dann selbst die Mehrheit der übrigen Aktien ins Ausland, so erwerbe dieses mit ihnen wenigstens nicht die Herrschaft über die Gesellschaft, das Recht, deren Geschäftsführung zu bestimmen.

In den ersten Fällen, in denen diese Argumentation vorgebracht wurde, ließ man sie gelten; seit die Anwendung des Verfahrens sich verallgemeinert, stößt es auf Widerspruch und Mißtrauen. Man betont, daß die Methode die „demokratische" Struktur des Aktienwesens zerstöre, und man äußert die Besorgnis, daß sich unter dem Deckmantel des nationalen Schutzes von „Ueberfremdung" oligarische und monopolistische Bestrebungen entfalten könnten. Nun ist zwar die „Demokratie" der Aktiengesellschaft nur eine irreale, gesetzgeberische Konstruktion; je zersplitterter der Aktienbesitz ist, um so oligarischer wird die Gesellschaft tatsächlich regiert. Trotzdem hat jene Sorge ihre Berechtigung. Denn je geringer die Quote des Gesellschaftskapitals ist, die zur Beherrschung des Unternehmens genügt, um so näher liegt die Möglichkeit, daß Interessen, die gar nicht die der Gesellschaft sind, auf die Führung ihrer Geschäfte maßgebenden Einfluß gewinnen, daß die Leitung der Gesellschaft in den Dienst fremder Zwecke gestellt wird — fremder Zwecke, die denen vielleicht geradezu widersprechen, die die Gesellschaft um ihrer selbst willen verfolgen müßte. Die amerikanische Finanzgeschichte bietet eine Fülle abschreckender Beispiele. In Amerika ist ja die Kunst, Gesellschaften mit minimalem Kapitalaufwand, minimalem An

teil am Vermögen und am Risiko des Unternehmens zu beherrschen — durch übermäßige Ausgabe stimmloser Obligationen, durch Stimmrechtstaffelung, durch „holding companies", durch „voting truts", d. h. durch die dauernde Uebertragung des Stimmrechts von den Aktionären auf Treuhänderkomitees — schon lange vor dem Kriege bis zur Vollendung ausgebildet worden. Und in neunzig von hundert Fällen diente sie dort dazu, ein paar Faiseure zu bereichern, die Gesellschaften selbst zu schädigen oder gar zu ruinieren, dem ahnungslosen kleinen Aktienbesitzer das Geld aus der Tasche zu ziehen. —

Bei uns waren solche Raubmethoden wenig bekannt (und darum auch die dazu gehörige Technik wohlfeiler Gesellschaftskontrolle wenig entwickelt). Hoffentlich schützt uns traditionelle Solidität auch künftig vor allzu smarter Praxis. Aber wer kann schließlich wissen, was noch alles passieren mag, wenn die neue Schicht von „Geschäftsleuten", die der Krieg emporgetragen hat, sich auch im Aktienwesen und in der Finanz einnistet? Auf jeden Fall ist die künstlich zugespitzte Oligarchie, bei der der Beherrscher der Gesellschaft an ihrem Gedeihen und ihrem Verfall nur sehr mäßig interessiert zu sein braucht, eine Gefahr.

Außerdem ist sie als Heilmittel gegen die Ueberfremdung natürlich nur von begrenztem und problematischem Werte. Das Verfahren läßt sich nur bei Aktiengesellschaften anwenden (während das ausländische Kapital auch Privatunternehmungen nicht verschmäht); es versagt auch bei ihnen, wenn sich nicht eine heimische Gruppe findet, die wirklich und ernstlich bereit ist, die Kontrolle festzuhalten. Ueberdies kann die nationale Sicherung, die heute besteht, morgen verloren gehen. Erbteilung, Heirat, Abwanderung, plötzlich entstehende Abhängigkeit von fremder Kredithilfe oder Rohstofflieferung kann den verschlossenen Tresor dem ausländischen Zugriffe öffnen. Geschieht dies aber, dann erhält das Ausland die Kontrolle der Gesellschaft viel billiger, mit weit geringerem Anteile am Risiko des Unternehmens als bei gleichmäßigem Stimmrechte. Und die Gefahr verderblicher Ueberfremdung wird gesteigert.

Nicht jede fremde Beteiligung an deutschem Produktivvermögen, auch nicht einmal jede Herrschaft ausländischer Kapitalisten über ein in Deutschland tätiges Unternehmen ist, wie die Dinge liegen, ein abzuwehrendes Uebel. Soweit unser eigener Kapitalbesitz und die Kapitalneubildung bei uns selbst nicht ausreichen, um die Produktivität unserer Wirtschaft zu erhalten und fortzuentwickeln, ist es zweifellos besser, daß ausländisches Kapital den Fehlbetrag deckt, als daß er überhaupt ungedeckt bleibt und damit auch die Produktivität, an der unser Dasein hängt, stagniert oder verfällt. Der alte

Sachbesitz ist durch die Zerstörung und Abnutzung der Kriegszeit stark entwertet (wie wohl er natürlich in Papiermark höher zu Buch steht als früher in Goldmark); der Geldbesitz wird durch Inflation und Steuern dezimiert. Der neue Schieberreichtum stellt sich der Produktion nur zum Teil zur Verfügung; zum anderen verpufft er in Spekulation oder Vergeudung oder verflüchtigt sich über die Grenzen. Die Lücke ist da und sie muß, wenn es irgend geht, gefüllt werden. Eher, als daß produktive Arbeit, die geleistet werden könnte, ungetan bleibt, ist es noch zu ertragen, daß aus ihrem Ueberschusse Zins- und Gewinntribute ins Ausland abfließen.

Wirklich gefährlich wird die Ueberfremdung erst, wenn sie eine solche Ausdehnung gewinnt, daß das fremde Kapital unsere Wirtschaftspolitik nach außen und innen bestimmen, unsere bisher autonome Wirtschaft also zu einer kolonialen machen kann, oder wenn die einzelne Beteiligung nicht den Zweck verfolgt, unsere Produktivität zu stützen und zu heben, sondern den, sie zurückzudrängen oder auszuschalten. Man kann sich vorstellen, daß ein ausländischer Konzern eine oder mehrere oder vielleicht sogar alle deutschen Fabriken seines Arbeitszweigs aufkauft, nicht um sie weiterzubetreiben, sondern um sie stillzulegen, um ihr Angebot vom deutschen und vom Weltmarkte fortzunehmen. Dann ist ein mehr oder minder großes Quantum deutscher Produktionsleistung einfach weggestrichen und übrig bleiben ein paar Dutzend oder bestenfalls ein paar hundert Büroangestellte und Handlungskommis, die für fremde Produktion arbeiten und von ihr besoldet werden.

Vor der Kolonialisierung unserer Wirtschaft rettet uns nur die eigene aufbauende Arbeit (deren ernsthafter und entschlossener Beginn auch die Voraussetzung l o y a l e r ausländischer Hilfe ist); je länger die Zerstörung an den Fundamenten frißt, um so dringender wird die Gefahr, daß wir aus eigener Kraft nicht wieder emporkommen können. Vor dem Mißbrauch fremder Kapitalbeteiligung zum Schaden unserer Produktivität schützt uns nur die Beseitigung der schrankenlosen, auch im Passiven und Negativen schrankenlosen, Willkür des Einzelunternehmers durch organisierte Selbstverwaltung der Produktionswirtschaft. Wenn es in jedem Herstellungszweige einen Selbstverwaltungskörper gibt, der unter gemeinwirtschaftlichen Gesichtspunkten für stärkste Produktivitätsentfaltung zu sorgen hat, wird es auf die Dauer nicht möglich sein, daß Fabriken stilliegen, in denen mit Nutzen gearbeitet werden könnte, oder daß Verfeinerungswerkstätten veröden und statt hochwertiger Produkte nur billige Halbfabrikate und Massenwaren erzeugt werden, weil die Minderung oder Verschlechterung der deutschen Produktion dem fremden Besitzer oder Partner mehr Profit bringt als ihre Förderung und Veredelung. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

ABSCHIED VOM SIMPLIZISSIMUS

Der „Simplizissimus" ist verkauft worden. Wem? Zu welchem Zwecke? Man sollte meinen, die Herren Ludwig Thoma, Th. Th. Heine, Dr. Geheeb und Gulbransson hätten das Bedürfnis fühlen müssen, die Veröffentlichung mit einer unzweifelhaften Erklärung schnell zu beantworten. Aber es ist nun viel Wasser die Jsar hinuntergeflossen, und noch immer haben die Eigentümer des „Simplizissimus" nichts von sich hören lassen. Ein Witzblatt lebt vom Glauben an seine Unabhängigkeit. Hugo Stinnes, der das Münchener Witzblatt erworben haben soll, ist ein zu guter Geschäftsmann, als daß er den Ertrag des „Simpel" durch eine allzu deutliche Schwenkung gefährden würde. Er wird den Herren Zeit lassen. Wahrscheinlich wird er im Interesse des Geschäftes an das Unternehmen vorläufig gar nicht rühren. Dennoch: Es ist ein Unterschied, ob ein freier, gutgelaunter Münchener Zeichner einen Witz über Erzberger losläßt oder der Angestellte eines Großunternehmers, der unter Erzbergers Steuern stöhnt. Es ist ein Unterschied, ob Ludwig Thoma als freier Schriftsteller über Ebert, Trimborn und Dernburg spottet, oder ob er dies als Angestellter des Hugo Stinnes tut.

Ich möchte nicht zu denen gehören, die das Versiegen der Lustigkeit des „Simplizissimus" während des Krieges als Todeszeichen nehmen. Im August 1914 sind wir alle umgefallen, freilich, der „Simplizissimus" ist nicht wieder aufgestanden. Zuweilen schien's, daß er mit Gulbranssons Hilfe sich wieder erheben wolle, aber dann kam immer wieder ein demagogisch-münchnerisches Element dazwischen, das witzigste Blatt Europas erniederte sich zum grämlichen Lokalblatt. Sehr verdrießlich und widerwärtig wirkte jetzt die geschäftstüchtige Pflege des erotischen Bildes. Das war unter Reznizek liebenswürdig und schmissig, unter Landecke phantastisch, unter den talentarmen Nachpflügern auf abgenutztem Boden allzu absichtlich und darum verdrießlich. Die Witze unter diesen Bettbildern stimmten gramvoll. Auch textlich wurde der „Simpel" bitterarm. Thoma, mit der deutschen Menschheit grollend, scheint keine Freude am Schreiben mehr zu haben. Ein frisches Talent mit Mutterwitz fand sich nicht, höchstens imitierter Humor stellte sich ein. Fühlte er sich selbst schon lebensmüde, der "Simpel"? Sind fünfundzwanzig Jahre Lustigkeit nicht eine ungewöhnlich lange Lebenszeit für ein Witzblatt?

Dennoch gab es, seit dem Kriegsschluß, wieder ein bißchen Hoffnung auf den „Simpel". Die muß nun, wenn das Blatt an Stinnes verkauft wurde, begraben werden. Auch ein Witzblatt lebt von seinem moralischen Kredit. Fragt man erst einmal: Wer witzelt durch dich? In wessen Auftrag witzelst du?, so ist das Vertrauen zerrissen, das auch der Schalk genießen muß.

DAS RECHT AUF EIGENE BEINE

Eines Tages findet der Tenor der Dresdener Oper, Herr Tino

Pattiera, in einer Dresdener Sportzeitung eine Photographie, die ihn nur in Badehosen, mit einem Strohhut auf dem Kopf darstellt. Er ist da als Ringer dargestellt, d. h. der retuschierende Photograph hat auf die Herausarbeitung seiner Waden-, Schenkel- und Armmuskeln besondere Liebe verwendet. Der Sänger ist sich bewußt, nie zu einer derartigen Aufnahme Modell gestanden zu haben, das Bild widert ihn an, er ist verpflichtet, den Leuten seine Stimme, nicht seine Schenkel zur Verfügung zu stellen. Der Fall und Ueberfall, der Herrn Ebert traf, daß ein Fremder ihn im Wasser mit der Linse überraschte, liegt hier nicht vor, denn je länger Pattiera das Bild ansieht, desto unzweifelhafter wird es ihm, daß das Bild zwar seinen Kopf, aber keineswegs seine Waden, seine Arme, seine Schenkel zeige. Er hätte nun zum Rechtsanwalt laufen und prozessieren können. Nach dem leider geltenden Recht hat eine im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeit kein Recht auf das eigene Bild. Ebert war gegen die Badehose wehrlos, es wäre denn, daß er erklärt hätte, das Bild verletze das Schamgefühl und wirke so ärgerniserregend. Der Prozeß hätte für Pattiera günstiger gestanden, denn ihm sind fremde Beine unterschoben worden, und natürlich hat auch ein Tenorist das Recht auf seine eigenen Beine. Pattiera eröffnete ein kürzeres Verfahren, er begab sich mit Zeugen in die sogenannte Redaktion des Blattes, stellte fest, daß die Veröffentlichung dadurch zustandegekommen war, daß der Edelmann von Redakteur einem dreiviertelnackten Mannsbild den Kopf Pattieras aufgeklebt und diese Klebearbeit in die Druckerei geschickt habe. Daraufhin versetzte Pattiera dem Redakteur ein paar Ohrfeigen, die dem Beteiligten immerhin einen Begriff von Pattieras wirklichen Armmuskeln gaben.

Hat man von einer öffentlichen Mißbilligung des Redakteurs durch seine Kollegen gehört? Nichts. Dagegen liest man in Dresden von einem „neuen Fall Pattiera". Gefallen ist aber hier nicht der Sänger, sondern der Journalist.

ZUNFTGEWISSEN

Es ist noch gar nicht so lange her, da ging ein Dichter hin und ließ ein Werk drucken, denn es war schön. Er las die erste Korrektur. Er las die zweite Korrektur, beide Male auf das peinlichste. Als aber der Dichter das erste Exemplar durchsah, da war ein Komma verrutscht, und störte es schon den Sinn des Verses, aus dem es geflüchtet war, so richtete es noch weit größeres Unheil in der Zeile an, wohin es sich nun begeben hatte. Da war der Dichter sehr traurig und zeigte den Jammer dem Besitzer der Druckerei. Der tröstete ihn und sprach: Lieber Herr Dichter, so werden wir denn das Komma ausradieren und mit einem Stempel sein Ebenbild an die rechte Stelle setzen. Und so geschah es, in den tausend Exemplaren des Buches wurde das Komma ausradiert und am andern Fleck Buch für Buch sorgsam nachgetragen. — Damit man nicht denke, hier sei ein Märchen, so nenne ich den Namen des Druckers: er heißt Otto von Holten. Der Dichter liebt es nicht, wenn man ihn nennt.

DIE GEHÄLTER DER GEISTESARBEITER

I.

Sehr geehrter Herr Großmann!

Zu dem Aufsatz von Professor Dr. Penck im Heft 3 des „Tage-Buches".

Ist Ihnen bekannt, daß eine pro fac. docendi geprüfte, verheiratete Oberlehrerin, die an einer staatlichen Anstalt die Stelle eines Oberlehrers verwaltet und vollen Unterricht in Latein und Griechisch in den Oberklassen gibt (22 Stunden wöchentlich), ein Monatsgehalt von M. 162.50 bezieht?

Der Fall ist nicht vereinzelt; ich könnte Ihnen eine ganze Reihe von akademisch gebildeten Damen nennen, die für genau die gleiche Tätigkeit genau das gleiche Einkommen beziehen. Erwähnen möchte ich noch, daß, ebenfalls an einer staatlichen Anstalt, eine Dame mit gleicher Vorbildung und wissenschaftlicher Bedeutung für 10 Wochenstunden in Latein und Griechisch in den Oberklassen monatlich 103 Mark bezieht. Es braucht nicht erst betont zu werden, daß altsprachlicher Unterricht auf der Oberstufe, Thukydides, Tacitus, Virgil und Homer, Sophokles und Horaz, eine tägliche Vorbereitung des Lehrers erfordern, wenn es mit Gewissenhaftigkeit und Souveränität erfolgen soll.

Würden Ihre Bürodamen, vom jüngsten Schreibmaschinenfräulein angefangen, nicht dagegen revoltieren?

II.

Die Tatsache, daß Sie in einem Ihrer letzten Hefte Ihres „Tage-Buches" den Artikel von Herrn Professor Dr. Albrecht Penck gebracht haben, gibt mir den Mut, ein letztes Mal zu versuchen, den Weg in die Oeffentlichkeit zu finden. Zeitungen haben meine wiederholten Zuschriften weder veröffentlicht, noch überhaupt beantwortet. Ich bin Studienassessor, 34 Jahre alt, verheiratet und bekomme als Entgelt für vollen Unterricht ein Monatsgehalt von M. 200.—, zu dem 195.— M. Kriegsteuerungsbezüge hinzutreten. Ich unterrichte hauptsächlich Deutsch und Geschichte, daneben Latein und Griechisch, vorwiegend auf der Oberstufe. Wenn ich Schulstunden, Vorbereitungen auf den Unterricht und Heftkorrektur zusammenrechne, kommt ein Arbeitstag von 9½ bis 10 Stunden heraus. Somit zahlt mir der Staat wenig mehr als M. 1.— pro Arbeitsstunde.

Auch nach Inkrafttreten der Neuregelung der Teuerungszulagen bleibt mein Einkommen unter Mark 700.— pro Monat.

DER VOLKSHELD

Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" wird das Erscheinen des Berichtes über den Prozeß gegen den Grafen Arco-Valley, den Mörder Eisners, von der Verlagsbuchhandlung I. F. Lehmann, München, angekündigt. Der Verleger fügt dem Titel und Preise des mit dem Bild des Mörders geschmückten Buches die erläuternden Worte hinzu: „Das mannhafte Verhalten des Grafen hat ihn in weiten Kreisen des Volkes zum V o l k s h e l d e n gemacht . . . Größter Absatz ist damit zu erzielen". Der Absatz an Volkshelden wird hoffentlich wieder sinken. Steigert sich nämlich solcher Absatz rechts, dann hebt er sich unzweifelhaft bald auch wieder links. Deshalb verdienen die pfiffigen Verleger solcher Volkshelden . . . den Absatz des Lesers.

DER HERAUSGEBER

Romain Rollands „Danton" ist deutsch erschienen. Auf der Uebersetzung steht gedruckt: „Deutsch von Lucy von Jakoby und Wilhelm Herzog". Ich wußte von der Uebersetzung, als Lucy von Jakoby sie in der Stille allein besorgt hatte ... Das deutsche Buch ist zu einer Zeit erschienen, da Herzog, der Herausgeber, sich schon einiges herausgenommen hatte. Man sah ihm zu. Vorher ist das prachtvolle Michelangelo-Werk Rollands, das nicht leicht zu übertragen war, in die Welt geschickt worden, und zwar mit dieser ersten Seite:

Romain Rolland
Das Leben Michelangelos
herausgegeben
von
Wilhelm Herzog

Der Uebersetzer ist hier nicht genannt. Erst bei genauerer Durchsich entdeckt man an weniger auffälliger Stelle und in erheblich kleineren Lettern die nicht ganz unwichtige Feststellung: „Die Uebersetzung ist von Dr. Werner Klette". Der Uebersetzer, der die eigentliche Arbeit besorgte, war dem Herausgeber immer nur Klette.

SORTIMENTER

Eine Dame geht in eine Buchhandlung und verlangt Goethes Gedichte. Der Buchhändler sucht und sucht. Schließlich sagt er: „Goethes Gedichte haben wir leider zurzeit nicht vorrätig. Dürfte ich Ihnen vielleicht mit etwas Aehnlichem dienen?" Die Dame bemerkt lächelnd: „Wenn Sie etwas Aehnliches haben — gern."

PHILOSOPHIE DER SCHAUSPIELER

Rickelt in Ehrfurcht gewidmet.

Die Tragödin Adele Sandrock hat zur Feder gegriffen. Sie schreibt im „Neuen Wiener Journal": „Meine Maria Stuart, meine Medea, meine Orsina und Eboli waren keine Passantinnen, die man in der Berliner Friedrichstraße auf und ab gehen sah, sie waren Gestalten, die ich nach Ewigkeitsmodellen zu formen bestrebt war. So ist es gekommen, daß der Respekt vor der Bismarckschen Staatskunst in den Staub getreten wurde, in welchem wir uns jetzt winden."

Am Schlusse ihrer politisch-ästhetischen Betrachtung schreibt Adele Sandrock: „Der Schauspieler wird sich auf die Straße geworfen sehen, deren Regie ihn bisher ernährte, die aber jetzt in ihrem eintönig verhungerten Aussehen keine fetten Gänse zum Ausschlachten für die Bühne mehr bietet. Da wird wohl nichts mehr übrig bleiben als an die heroischen Zeiten des großen Deutschland wieder anzuknüpfen, die Menschendarstellung von dem in den Abgrund führenden toten Geleise falscher Modernität wieder auf das Weltgeleise der Ewigkeit zu bringen."

Wie schade, daß Adele Sandrock so spät spricht. Hätte sie die Orsina und Eboli dauernd auf dem Weltgeleise der Ewigkeit ohne Rücksicht auf die Passantinnen der Friedrichstraße gespielt, so wäre der Respekt vor der Bismarckschen Staatskunst nicht bloß bei den auf der Bühne ausgeschlachteten Gänsen lebendig geblieben!

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

HENRI BARBUSSE

ZUR AUSLIEFERUNG

Ihr Telegramm habe ich erhalten.

Meine Meinung über die Auslieferung der schuldigen Deutschen und besonders des Kaisers habe ich bereits öffentlich in einer Entschließung zum Ausdruck gebracht, die ich auf dem Nationalkongreß des republikanischen Bundes ehemaliger Kriegsteilnehmer im vorigen September annehmen ließ. Meine Meinung wird nicht nur von meinen Freunden geteilt, sondern auch von allen Gesinnungsgenossen der ‚Clarté'. Wir betrachten die Offiziere, die Fürsten und den Kaiser als Schuldige und sind der Meinung, daß die Strafe, die sie treffen wird, nicht unverdient ist.

Aber wir sehen auch in den andern Ländern große und kleine Schuldige, und eine wirkliche Gerechtigkeit müßte auch diese anklagen und verurteilen. Wir lehnen das Auslieferungsbegehren, wie die Verbündeten es formulieren, ab, nicht weil wir die auf der Auslieferungsliste Stehenden für schuldlos halten, sondern weil das Auslieferungsbegehren unvollständig ist und einen Racheakt darstellt und mit wahrer Gerechtigkeit nichts zu tun hat. Wir fügen hinzu, daß man die Verantwortung für den Krieg nicht auf eine Regierung allein wälzen darf, obwohl wir wissen, daß der Deutsche Kaiser sein gerüttelt Maß an Schuld zu verantworten hat. Der gegenwärtige soziale Zustand Europas macht den Krieg unvermeidlich, und man täuscht die öffentliche Meinung, wenn man behauptet, diese Frage durch die Züchtigung der schuldigen Führer lösen zu können. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die deutschen Offiziere Kriegsgreuel („Atrocités) verschuldet. Wir wissen aber, daß Kriegsgreuel von allen Parteien verübt worden sind, und wir wenden uns infolgedessen gegen ein System, das geneigt ist, eine Sachlage zu entschuldigen, die aus der Barbarei und der Schande des Militarismus entspringt. Hier, wie überall, betrachten wir die Dinge von einem internationalen Gesichtspunkte aus, der unserer Meinung nach der einzig wahrhaft menschliche ist.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

Henri Barbusse.

Soll man Briefe schreiben? Voraussetzung ist doch, daß die anderen sie lesen können, und zwar nicht nur die dicken, sichtbaren Buchstaben, sondern auch das Entscheidende zwischen den Zeilen. In Deutschland wird jetzt nur mit dem Besenstil geschrieben, die dicken Lettern der Kriegszeit haben die Gehirne verwüstet, wer kann noch zartere Schriften lesen? Die Gesinnungsmeier mit Schaum vor dem Munde, die polternden Pathetiker, die kreischenden Zwerge füllen den Markt mit ihrem Geschrei. Wer, der mit leiserer Stimme spricht, ist da noch vernehmlich? Ich darf mich drum nicht wundern, daß mein erster Brief von allen pathetischen Dummköpfen, rechts und links, nicht kapiert wurde.

Soll ich damit zufrieden sein, daß Sie, Hoheit, ihn mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen haben und sich nach ihm aufzuführen bestrebt gewesen sind? Ich riet, sich der Entente freiwillig zu stellen, damit die noch nicht vereberten Gemüter endlich mal um einen Hohenzollern zittern können. Monarchen müssen für ein bißchen dramatische Bewegung unter den Untertanen sorgen. Ein Präsident wird gewählt und geschmissen, fertig. Ein König, und gar ein Kronprinz, muß die Lyriker in Bewegung bringen! Während der vier Kriegsjahre gab's keinen Stoff für die kleinste Hohenzollernballade, kein poetischer Tod, keine ergreifende Verwundung, kein bißchen Gefahr und Bangen für ein einziges Mitglied der erlauchten Familie. Das zehrte am monarchischen Gefühl.

Als im November 1918 einer der Kriegskorrespondenten auch einmal fragte: „Sagen Sie mir, woher stammt eigentlich diese Verachtung der Kriegsberichterstatter? Wir haben doch unsere Arbeit schlecht und recht gemacht, unter allerlei Strapazen, ohne allzuviel Schwindel, jedenfalls war unser Dienst unbequemer als die Arbeit hinterm Schreibtisch zu Hause. Woher diese Mißachtung?" Da erwiderte ich dem Guten: „Lieber Freund, Ihr seid zu unbeschädigt geblieben! Ihr hättet Euch, nachdem zwei, drei Jahre ohne die leichteste Verwundung eines Kriegsberichterstatters dahingegangen sind, in aller Stille zusammensetzen und darüber beraten müssen, wo und wie Ihr wenigstens einem von Euch anstandshalber eine kleine Schußwunde ins Wadenfleisch, einen Volltreffer in die kleine Zehe verschaffen könnt. Dem Ansehen der Kriegsberichterstatter hat ein einziger bescheidener Heldentod gefehlt. Es schickt sich nicht, vier Jahre dem Grauen in die Augen zu sehen und dann nicht einmal auf einen einzigen leichtinvaliden Berichterstatter hinweisen zu können."

So ein kleines Heldentödchen, wie Pallenberg sagen würde, hat auch der Kaiserlichen Familie gefehlt. Untertanen müssen bangen,

sonst schläft das ganze Geschäft der Heldenverehrung im Volke ein. Deshalb habe ich es mir gelobt, Hoheit, als ich hörte, daß Sie meinen Brief mit höchster Aufmerksamkeit gelesen und beschlossen haben, ihm zu folgen. Ein paar Tage, nachdem mein Brief bei Ihnen eingetroffen, schrieben Sie nun an die Könige von England, Italien, Belgien, an die Präsidenten von Frankreich und der Vereinigten Staaten, den begehrten Brief, daß Sie bereit sind, sich freiwillig zu stellen. Bravo, sagte ich mir, das nenne ich einen Leser. Er tat, was ich nur malte.

Dann aber las ich den Brief im Wortlaut. Und kraute mich hinterm Ohr. Sie machten Ihre Selbststellung, Hoheit, davon abhängig, daß die 900 von der Entente Verlangten zu Hause bleiben dürfen. Das hätte ich nun nicht zur Bedingung gemacht. Die Mißtrauischen sagten gleich: Aha, er macht Bedingungen. Sogar unter den 900 war kein allgemeines Entzücken. Mancher sagte: Liegt nicht etliche Ueberhebung in dem Vorschlag? Warum soll der eine uns neunhundert wert sein? Aber ich fand, daß das kleinliche Mäkeleien seien. Sie boten sich an, basta, das habe ich in meinem Brief verlangt. Und ich sah auch schon, wie einige empfindliche Damen richtig zu zittern begannen!

Wer aber begreift meinen Autorenärger, als ich zwei Tage später im „Reichsboten" lesen mußte, der kronprinzliche Brief sei ohne Wissen und Genehmigung Ihres Herrn Vaters geschrieben worden. Der Kaiser werde Ihre freiwillige Stellung nie gestatten.

Da stand ich nun, und die spöttischen Bemerkungen prasselten nur so runter auf mich. „Sagen Sie, Wehrlin," rief der eine, „gibt's denn in Holland keine telephonischen Verbindungen? Konnte der Kronprinz nicht Papa fragen, ehe er den Brief losließ?" — „O du gutgläubige Seele," lachte ein anderer, „das ist natürlich ein Spiel mit verteilten Rollen, im ersten Teil wird der Kronprinz als Bewerber ums Martyrium, im zweiten Teil als gehorsamer Sohn gezeigt."

Ich wagte mich abends gar nicht mehr in Gesellschaft. Dummer Autorenstolz hatte mich verwirrt, ich war so eingebildet auf die Ausführung meines Briefes, ich sah Sie schon, Hoheit, in Paris vor dem Gerichtshof der Entente, zweitausend photographische Apparate auf Sie gerichtet, die beredtesten Rhetoren des Pariser Barreaus an Ihrer Seite, denn das alles ist ja zu mieten, ich hörte Ihre Verteidigungsrede, für die man jemand von Ihren Freunden im Deutschen Theater hätte herüberkommen lassen können — Moissi wird wohl nicht mehr oder noch nicht wollen? —, ich sah schon die „Woche" mit dem großen Bild des Prozesses. Alles futsch. Da stand ich nun und mußte die ganze Weltgeschichte absagen, weil der Papa sie nicht gestattet.

MARIE VON BUNSEN

EIN BETEILIGTER ÜBER DEN VERNICHTUNGSFRIEDEN

„Dieser Karthago-Friede ist unberechtigt und ist undurchführbar ... Menschen ersannen Mittel und Wege, um sich gegenseitig zugrunde zu richten ... Nur etwas einsichtige Großherzigkeit, statt verdummter, hirnverbrannter Habsucht — und wieviel besser stände die Finanzlage Europas da! ... England steht noch immer außerhalb von Europa ... aber Europa ist einheitlich, die festländischen Staaten sind gemeinsam erblüht, sie erbebten gemeinsam während des Krieges und gemeinsam werden sie möglicherweise versinken. Hierin liegt die vernichtende Bedeutung des Vertrages ... Staatsweisheit, die ein ganzes deutsches Geschlecht dem Frondienst überantwortet, die Millionen von Menschenleben erniedrigt, die ein ganzes Volk seines Glückes beraubt, eine solche Politik müßte uns verhaßt und verwerflich sein — selbst wenn sie ausführbar wäre, selbst wenn sie uns bereicherte, selbst wenn nicht aus dieser Unheilsaat der Zusammenbruch unserer europäischen Kultur hervorgehen müßte."

J.M.Keynes: The öconomic consequences of the peace, London, Macmillan 1920.

Diese Auszüge entstammen einem glänzend geschriebenen Buch, das man heute in ganz England mit Erregung liest; es eröffnet dort neue Sehweiten, es rüttelt dort an die Gewissen. Ein englischer Brief spricht von dem „Sensationserfolg", ein bekannter Kenner internationaler Fragen leitet, wie er mir sagte, den in England sich anbahnenden Umschwung auf dieses Werk zurück, und ein jetzt in Berlin weilender ehemaliger englischer Unterstaatssekretär teilt diese Ansicht. (Eine deutsche Uebersetzung wird vorbereitet.)

J. M. Keynes ist Dozent in Cambridge, er war während des Krieges im Reichsschatzamt tätig, vertrat diese Behörde in der Pariser Friedenskonferenz. Da er den Vertrag auf das tiefste mißbilligte, entsagte er dem Staatsdienst; seine Gründe bilden den Inhalt dieser glänzend geschriebenen Anklage eines Augenzeugen.

Auf das offenste hält er seinen Landsleuten und den Bundesgenossen ihre Vergehen und ihre Unkenntnisse vor, er spricht von „grundlegender Unwahrheit", von „schwerwiegendem Betrug", von „unverantwortlichen Zahlen", er bringt Auszüge der empörten deutschen Proteste, „findet es schwierig, ihre Gerechtigkeit zu widerlegen." Er vermutet, daß „jeder Miterleber dieser Pariser Stickluft nicht ohne Scham an diese Zeit zurückzudenken vermöge."

Keynes ist jedoch ganz gewiß kein Deutschenfreund. Gleich auf der ersten Seite sagt er: „durch wahnwitzige Trugbilder, durch tollkühnes Selbstbewußtsein bewogen, hat das deutsche Volk alle unsere

Grundfesten umgestoßen", er nennt Elsaß-Lothringen „die gestohlenen Provinzen", er erwähnt Rußlands mächtigen Ausbreitungsdrang, ohne die daraus folgerichtig hervorgehenden unleugbaren Angriffspläne zu streifen. Im ganzen findet sich nur eine halbwegs anerkennende Erwähnung des deutschen Charakters, er spricht von „den Ordnungskräften, die einigermaßen zur Ueberraschung von Europa sich noch immer auf dem Felsblock des deutschen Wesens erhalten". Ob, was er über uns aussagt oder verschweigt, seiner Ueberzeugung entspricht, möge Keynes mit seinem Gewissen abmachen, diese Anteilnahmlosigkeit kann unserer Sache, der Sache der Wahrheit nur nützen.

Während der unrühmlichen Verhandlungen in Paris ist dieser Engländer zum bewußten Europäer geworden, krasse Unkenntnis bei seinen englischen Lesern voraussetzend, schildert er ihnen die grundlegende Bedeutung Deutschlands im voraugustäischen Wirtschaftsleben Europas. „Will man die jetzige Lage verstehen, vergegenwärtige man sich anschaulich den ungeheuren Bevölkerungskern, zu dem Mitteleuropa durch die Entwicklung des deutschen Wirtschaftssystems geworden war . . . Deutschland ist der Stützpunkt gewesen, um den das übrige europäische Wirtschaftsleben sich ordnete, der Wohlstand des übrigen Festlandes beruht vor allem auf deutschem Wohlstand, auf deutschem Unternehmungsgeist . . . Ueberwältigend ist der statistische Beweis der wirtschaftlichen Verschmelzung Deutschlands und seiner Nachbarn, ganz Europa östlich vom Rhein gehörte zum deutschen Wirkungsgebiet, sein Wirtschaftsleben war demgemäß eingestellt."

Die Friedensberatung hatte die Aufgabe, dem kriegszerrütteten europäischen Wirtschaftsleben wieder aufzuhelfen. Die Verhältnisse waren schwierig und verwickelt. Keynes greift auf die Seelenverfassung der gesellschaftlichen Ordnung des 19. Jahrhunderts zurück. Der Lebenszuschnitt der Masse hatte sich gehoben, aber der große Geldzuwachs blieb in den Händen jener Schicht, die am wenigsten geneigt war, auszugeben. Dank der ungleichen Verteilung, dank den puritanisch sparsamen Instinkten der Reichen, haben diese das in ihren Händen sich ansammelnde Geld zum allgemeinen Nutzen, etwa in Eisenbahnen, angelegt. Gewissenhaft haben die Besitzenden zurückgelegt und gespart, die große Masse ließ sich ihren geringen Anteil an den Glücksgütern, teils aus Unwissenheit, teils aus Ohnmacht, gefallen. Diesem im Grunde genommenen unberechtigten, unsicheren Zustand hat der Krieg ein Ende bereitet. Die Arbeiter wollen nicht länger entsagen, die Besitzenden wollen, um ihre Zukunft besorgt, solange nur die Mittel ihnen zur Verfügung stehen, genießen, beschleunigen dadurch die Stunde der Beschlagnahme ihres Vermögens.

Wiederum hat der Krieg die bereits sich andeutende Aenderung des Verhältnisses der alten und der neuen Welt bedenklich verschärft; bisher konnte Europa sich Amerikas Ueberfluß an Nahrungsmitteln durch wohlfeile Herstellung seiner Ausfuhrgegenstände verschaffen, jetzt bedroht die Bevölkerungszunahme der Vereinigten Staaten, das Anschwellen der Getreidepreise diesen Zustand. Durch den Krieg geriet er vollends ins Wanken, große Teile des europäischen Festlandes lagen schwer krank, sterbend darnieder, Organisation, Transportwesen, Lebensmittelzufuhr waren auf das ernsteste gefährdet.

Auf all diese Verwicklungen hatte die Friedensberatung einzugehen; sechs Monate lang hat Keynes an den Beratungen teilgenommen. „Paris," schreibt er, „war ein Alpdruck, ein jeder war mehr oder minder gestört, das Gefühl einer kommenden Katastrophe überschattete das leichtsinnige Getriebe. Umgeben von bühnenhaftem Glanz der französischen Staatsgemächer wirkten Wilson und Clémenceau mit ihrem fahlen Antlitz und starren Blick unwirklich, wie die tragikomischen Masken einer seltsamen Puppenkomödie . . . . . Clémenceau war im Rate der Vier weitaus der Bedeutendste. Er allein besaß eine Idee, hatte die Folgerungen dieser Idee durchdacht. Weder Verachtung noch Abneigung konnte man für ihn empfinden. Seine Gestalt, seine Haltung sind wohlbekannt, er trug einen Gehrock aus gutem, handfestem schwarzen Tuch, auf seinen niemals entblößten Händen graue schwedische Handschuhe, sein Gang, seine Stimme waren nicht kraftlos, doch wirkte er wie ein Greis, der sich für wichtige Augenblicke aufspart. Er sprach selten, überließ es im allgemeinen seinen Untergebenen, die französischen Angelegenheiten vorzutragen; oft schloß er die Augen, lehnte sich mit seinem Pergamentgesicht im Sessel zurück, die graubehandschuhten Hände vor sich faltend. Ein kurzer Satz, treffend oder zynisch, genügte meistens, oder eine Frage, oder ein glattes Fallenlassen seiner Minister, oder eine zur Schau getragene Hartnäckigkeit, den einige in seinem eigenartigen Englisch vorgebrachten Worte unterstrichen (er allein im Rate der Vier beherrschte beide Sprachen); aber Beredsamkeit und Leidenschaftlichkeit fehlten nicht, wenn er ihrer bedurfte, und solch plötzlich aufbrausender Wortschwall, dem oft ein quälender Hustenausbruch folgte, wirkten noch mehr durch ihre Ueberraschung als durch ihr Ungestüm oder durch ihre Ueberredung.

Gelegentlich begab sich Lloyd George nach seiner auf englisch gehaltenen Rede, während man sie ins Französische übersetzte, hinüber zum Präsidenten Wilson, um die Angelegenheit durch irgendeinen schlagenden Beweis im Zwiegespräch zu bekräftigen oder um

den Boden auf einen Ausgleich hin zu ergründen. Oft gab dies das Zeichen zu einem allgemeinen Durcheinander, die beiden wurden Mittelpunkt einer wogenden Menge. Dann thronte Clémenceau einsam und abseits — Frankreichs Sicherheit kam ja nicht in Frage — auf seinem Brokatsessel; ausgedorrt seine Seele, seine Hoffnungen erloschen. Sehr alt, sehr müde, betrachtete er mit spöttischem Lächeln den Tumult." (Hat es seit St. Simon ähnliche Schilderungen gegeben?)

Tiefstes Mißtrauen brachte Clémenceau den Deutschen entgegen, „deswegen soll man nie mit einem Deutschen verhandeln, nie ihn zu gewinnen suchen, man muß ihm Vorschriften diktieren". Es ist jedoch zweifelhaft, ob diese Charakterzüge ihm als bezeichnend deutsch erschienen, ob seine innere Einschätzung einiger anderer Völker grundsätzlich von dieser Auffassung abwich . . . Vorsicht gebot ihm allerdings, dem „idealen" törichten Amerikaner oder heuchlerischen Engländer ein gewisses Phrasenentgegenkommen zu erweisen. . . . Seine Politik war die des Greises, dessen lebhafteste Eindrücke, dessen blühendste Einbildung der Vergangenheit, nicht der Zukunft angehören. . .

„Durch welche Taschenspielerei kam der Karthagofriede an Stelle der 14 Punkte zustande? . . . Der Umfall des Präsidenten Wilson ist eines der schicksalsschwersten Ereignisse aller Zeiten . . . Als Wilson Washington verließ, genoß er ein Ansehen, ein moralisches Gewicht, wie in der bisherigen Weltgeschichte man ähnliches vergebens sucht. Seine mutigen und maßvollen Worte galten den Völkern Europas mehr als die Stimmen ihrer eigenen Führer. Und dazu hielt er Machtwirklichkeiten in seiner Hand . . . Von Neugierde. Spannung und Hoffnung erfüllt, versuchten wir einen Blick auf seine Züge, auf seine Haltung zu werfen . . . Die Enttäuschung war so vollständig, daß sich die ehemals Zuversichtlichsten kaum noch zu äußern wagten . . . Welche Schwachheit oder welches Unglück hatte einen so unbegreiflichen, nicht vorherzusehenden Verrat herbeigeführt? . . . Der Präsident war kein Held, kein Prophet, er war nicht einmal Philosoph, nur ein wohlwollender Mann ohne die nötige beherrschende Geistesrüstung, um es mit der durchtriebenen Spitzfindigkeit dieser gefährlichen Zauberkünstler aufzunehmen. In diesem verschmitzten Spiel fehlte ihm jede Erfahrung . . . noch schlimmer, ihm fehlte jede Fähigkeit, sich in irgendeiner Umwelt einzufühlen. Wie konnte er gegen Lloyd Georges unfehlbare, traumwandlerische Empfänglichkeit für alle ihn umgebenden Menschen ankommen? Sah man, wie der britische Premierminister diese Gesellschaft beobachtete, ihre Wesensart, ihre Beweggründe, ihre untergeordneten Triebkräfte beurteilte, wie er gewahr wurde, was

vertrag diesen Versicherungen widerspräche. Aber es wußte der Präsident auf Grund einsamen drangvollen Gebetes zu Gott, daß dies keineswegs der Fall sei, daß er nie vom rechten Pfade gewichen sei."

Keynes erläutert darauf die uns wohlbekannte, aber vielen in England nie aufgegangene Rechtsbeugung des Vernichtungsfriedens. „Da Deutschland, den feierlichen Versicherungen trauend, sich freiwillig seiner Macht begab, waren die Verbündeten durch ihre Ehre zu der gewissenhaftesten Erfüllung des Vertrages verpflichtet . . . Der weise und großzügige Weltplan der 14 Punkte hatte im Pariser Morast seinen Geistesinhalt vollständig eingebüßt, sein Wortlaut blieb teilweise unberücksichtigt, wurde teilweise verzerrt."

Ausführlich werden die Ungerechtigkeiten, die Unmöglichkeiten des Vertrages an der Hand von Zahlenreihen dargelegt. So die Bestimmungen über Kohle und Erz; „das Deutsche Reich ist tatsächlich weit mehr durch Kohle und Eisen als durch Blut und Eisen errichtet worden". Keynes erläutert die Bestimmungen über die Verkehrsmittel, Lebensmittel und Tarife. Als Beispiel „sinnlos sich überschlagender Habsucht" erwähnt er, daß, nachdem Frankreich Deutschland seines flüssigen Reichtums beraubt, ihm unmögliche Zahlungen in der Zukunft auferlegt hat, es, wie in den Zeiten ehemaligen Wohlstandes, die ungehinderte Einfuhr von Champagner und Seide erzwingt. „Wenig wurde übersehen, um Deutschland jetzt auszusaugen und in kommenden Zeiten an jeder Entwicklung zu hindern."

Die Wiedergutmachungsforderungen der siegreichen Länder werden durchgegangen. Keynes beweist vermittels amtlicher Zahlen deren maßlose Uebertreibung, besonders sinnfällig ist dies bei den Belgiern der Fall gewesen. „Nie zu verantworten waren ebenfalls die Angaben von Klotz in der französischen Kammer . . . So ernst ist der Betrug der Minister, daß, wenn den Franzosen die unausbleiblich bevorstehende Klarheit kommt, wenn sie ihre Forderungen und die Fähigkeit Deutschlands, diese zu erfüllen, erkennen, der Widerprall nicht nur gegen Klotz, sondern auch gegen die Regierungsform und die Gesellschaftsordnung sich richten wird."

Aber Keynes schont nicht sein eigenes Land, im Gegenteil, die niederschmetterndste Anklage gilt dem Lloyd George. „Eine offenkundige politische Immoralität" war 1918 dessen Anberaumung allgemeiner Wahlen. Die Stimmung ließ sich nicht gut an, einigen neurotischen Ratgebern schwanten gefährliche Wahlüberraschungen, sie verlangten mehr „Pfeffer", und der Verlauf dieser Wahlen zeigt in traurig dramatischer Zuspitzung die innewohnende Schwachheit des Lloyd George, dessen Eingebung nicht seinem eigenen aufrichtigen Pulsschlag, sondern den groben Ausdünstungen seiner jeweiligen Umgebung entspricht. Lloyd George wünschte nicht, den Kaiser an den

ein jeder dachte, ja, was ein jeder demnächst aussprechen würde, sah man, wie er mit unbewußter Telepathie gerade den Beweis oder gerade die Beschwörung gestaltete, welche sich am genauesten der Eitelkeit, der Schwäche oder dem Eigennutz des Zuhörers anzupassen vermochte — dann war es einem sonnenklar, dieser arme Präsident war das hilflose Opfer der Lloyd Georgeschen Künste. Gewiß war die Alte Welt hartgesotten boshaft, das steinerne Herz der Alten Welt hätte die geschliffenste Klinge des mutigsten aller fahrenden Ritter abzustumpfen vermocht. Aber dieser blinde und taube Don Quichote betrat eine Höhle, in der das schneidende, schwingende Schwert sich in den Händen des Gegners befand.

Der Präsident ist eine Nachmittagspredigerseele, seine Gedankenwelt, sein Temperament sind theologisch gefärbt, nicht intellektuell. Man erwartete von ihm einen ausgearbeiteten Plan für den Völkerbund, für die Umgestaltung der 14 Punkte zu einem tatsächlichen Friedensvertrag; statt dessen hatte der Präsident gar nichts ausgearbeitet noch ausgedacht, er hatte keinen Plan, er hatte keinen irgendwie aufbauenden Gedanken, um jenen Geboten, die er vom Weißen Haus in die Welt hinausdonnerte, Odem und Leben zu verleihen . . . Nicht nur war er ungenügend unterrichtet — das war auch bei Lloyd George der Fall —, sein Hirn war träge, er war ohne irgendwelches Aneignungsvermögen . . . Seine Schwerfälligkeit inmitten der Europäer fiel in die Augen, nie hat ein sich in der ersten Reihe befindlicher Staatsmann ähnlich versagt. Im heißen Pariser Dunst verwelkte sein Glaube und verging. Obwohl Zugeständnisse notwendig wurden, blieb er der Vertreter unerschütterlicher Grundsätze und seiner 14 Punkte: auf nichts Unehrenwertes würde er sich einlassen, alles müsse und solle recht und billig vor sich gehen . . . So wurde der ihm vom Himmel eingegebene Wortlaut der 14 Punkte heilig gehalten und die Punkte erstickten unter dem Firnis und der Auslegung, sie zergingen vor dem geistigen Handwerkszeug seines Selbstbetruges . . . Es erstand das Gespinst, aus Sophismen und jesuitischer Schriftauslegung gewoben, das schließlich Sprache und Inhalt des ganzen Vertrages in Unaufrichtigkeit einhüllen sollte . . . Die ehrliche und verständliche Absicht der französischen Politik — Deutschlands Bevölkerungszahl zu verringern und ihr Wirtschaftsleben zu schwächen — sie wurde dem Präsidenten Wilson zu Liebe in die erhabene Sprache der Freiheit und der Völkerrechte eingekleidet . . . Noch ein langer theologischer Gewissenskampf, und der Präsident streckte die Waffen vor diesem Meisterwerk spitzfindiger Trugschlüsse. Sein Gewissen blieb unversehrt. Selbstverständlich erklärte Brockdorff-Rantzau, daß Deutschland nur auf Grund zweifelloser Zusicherungen die Waffen niedergelegt habe, daß der Friedens-

Galgen zu bringen, er glaubte nicht an die Weisheit noch an die Möglichkeit einer so gewaltigen Entschädigungssumme, von Stunde zu Stunde erfüllte jedoch immer mehr zügelloser Rausch seine Gedanken und Worte . . . Am 11. Dezember streckte er die Waffen, seine Kundgebung am Wahltag wird Zynikern Wonne bereiten . . . Gier und Sentimentalität, Vorurteil und Betrug.

Er verbürgte sich und seine Regierung, einem hilflosen Feind Forderungen zu stellen, welche unseren feierlichsten Versicherungen widersprachen, Forderungen, auf welche hin der Feind seine Waffen niedergelegt hatte. „Wenige Seiten der Geschichte wird die Nachwelt so unschwer verdammen. Ein Krieg, der angeblich im Namen der Unversehrbarkeit völkischer Verträge unternommen wurde, endete mit einer ausgesprochenen Verletzung der denkbar heiligsten Verpflichtung seitens der siegreichen Verfechter eben dieser Ideale."

Keynes prüft die einzelnen Vertragsbestimmungen, er schwingt den Hammer, es dröhnen die Schläge. Seine Beweisführung ist uns nicht neu. Selbstverständlich wurde bei uns immer wieder auf die unüberbrückbare Kluft zwischen den Forderungen unserer Feinde und den Möglichkeiten unserer Leistungen hingewiesen. Diese Forderungen belaufen sich nach Keynes vorsichtiger, aus amtlichen Zahlen fließenden Schätzungen bei schwerfälligen, drückenden, erdrosselnden Zahlungsbedingungen auf 8 Milliarden £. In Anbetracht sämtlicher wirtschaftlichen Hilfskräfte und der Gesamtlage Deutschlands ersieht er die gerechte und mögliche Summe in einem Viertel dieser Forderungen, in 2 Milliarden £. (Bekanntlich hatten wir als Gesamtsumme 5 Milliarden £ angeboten, Keynes hält diese Ziffer, dank ihrer Vorbehalte und Bedingungen, für zweideutig und unklar, ihm bedeutet sie in Wirklichkeit nur 1,5 Milliarden £).

Punkt für Punkt wird durchgegangen. Den außerordentlichen Geldschwierigkeiten, mit denen die französischen und italienischen Regierungen zu kämpfen haben, wird er gerecht. Die Befugnisse der Wiedergutmachungskommission nennt er „nicht zu ertragen", die Kommission ist ihm „Werkzeug der Ausplünderung und Tyrannei".

Bemerkenswertes fließt mit ein. „In England", meint Keynes, „besteht nicht die geringste Möglichkeit einer Katastrophe, noch eine ernst zu nehmende Wahrscheinlichkeit einer allgemeinen Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung." Frankreichs Finanzlage erscheint ihm noch verzweifelter als die Italiens. Belgiens Kriegsschäden nennt er überraschend niedrig, die Englands (wegen der ungeheuren Einbuße seiner Handelsflotte) überraschend hoch. „Lenin", so sagt er, „behauptet, sicherste Vernichtung des Kapi-

talismus läge in der Verschlechterung der Münze. Zweifellos hat er recht. Dies ist das unfehlbarste Mittel, die bestehende Gesellschaftsordnung umzustürzen . . . Aus Notwendigkeit oder aus Unfähigkeit sind alle kriegführenden Staaten, selbst nach Beendigung des Krieges, dem Beispiel gefolgt . . . Durch diese Geldwirtschaft untergraben die Regierungen die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Grundlagen des 19. Jahrhunderts . . . Die Angst, die persönliche Furchtsamkeit der Kapitalisten ist jetzt so groß, ihr Glaube an ihre Stellung, an ihre Notwendigkeit im Staatsgefüge hat sich so vermindert, daß sie jeder Einschüchterung zum Opfer fallen. Sie zittern vor jeglicher Beleidigung, man nenne sie Deutschfreunde, internationale Geldleute, Schieber, und sie sind bereit, jedes Lösegeld zu zahlen, um nur nicht hart angefahren zu werden. Sie lassen sich durch ihre eigenen Werkzeuge zugrunde richten, durch die von ihnen eingesetzten Regierungen, durch eine Presse, deren Besitzer sie selber sind. Vielleicht läßt sich geschichtlich nachweisen, daß jede Geslischaftsklasse nur durch ihre eigene Hand umzukommen vermag."

Keynes bringt nicht nur Kritik, er will aufbauen, er glaubt Heilmittel nennen zu können. In erster Linie die Nachprüfung des Vertrages von Versailles. Trotz aller Schwierigkeiten hält er den Völkerbund für befähigt, hier einzugreifen; die drei Hauptgebiete dieser Völkerbundstätigkeit wären: Wiedergutmachung, Kohle und Erz und Tarife.

Seinen Plan, alle gegenseitigen Verschuldungen der Verbündeten aufzuheben, wird die meisten von uns überraschen. Die Gesamtsumme beträgt 4 Milliarden £; die Vereinigten Staaten haben nur geliehen (842 Millionen £), Großbritannien hat etwa doppelt so viel verliehen als geborgt, Frankreich etwa dreimal so viel geborgt als verliehen, die anderen Verbündeten sind nur Schuldner. Keynes behauptet, eingehende persönliche Kenntnis der Beziehungen während des Krieges zwischen den Schatzämtern von England, den Vereinigten Staaten und den anderen Verbündeten zu besitzen, und er hält es für möglich, daß alle diese Länder von ihren gegenseitigen Verpflichtungen absehen. „Vor allem würde also den Vereinigten Staaten Großmut abverlangt werden, ihr Geldopfer war unvergleichlich geringer als das der anderen, Europa dürfte diese Erwartung stellen, falls Europa ehrenhaft sich bestrebt, vom Kampf auch auf geschäftlichem Gebiet abzulassen und den wirtschaftlichen Wiederaufbau des ganzen Festlandes in Angriff zu nehmen. Kommt solcher Plan nicht zustande, wird das Ergebnis des Krieges sich zu einem Netzwerk schwerer gegenseitiger Tribute gestalten. Ja, die Gesamtsumme dieser Tribute könnte recht gut die vom Feind erhältliche Summe überschreiten, und so brächte der Krieg das schlimme Ergebnis, daß die Verbündeten

sich selber Entschädigungen auszahlen, statt sie vom Feind zu erhalten."

Augenblicklich ist eine internationale Anleihe dringend geboten; aber wenn er, Keynes, etwas in den Vereinigten Staaten zu sagen hätte, würde er den jetzigen europäischen Regierungen keinen Heller leihen. „Erforderlich wäre die Umkehr von den falschen Göttern des Hasses und des Nationalismus, die leider den Krieg überdauern, ein neuer Glaube an das Glück und an den Zusammenschluß Europas müßte erwachen. Im Interesse aller müßten wir Deutschland verhelfen, seine Stellung als Schöpfer und Organisator des Reichtums seiner östlichen und südlichen Nachbarn wieder zu gewinnen — sowohl in ihrem wie in unserm Interesse."

Werden sich Keynes Voraussagungen, seine Hoffnungen und Befürchtungen erfüllen? Wer will das sagen, aber sein Buch bietet aus erster Hand Tatsachen und Schilderungen, an denen Geschichtsschreiber auch kommender Jahrhunderte nicht vorbeigehen werden.

FRANK WEDEKIND

DER STAATSSEKRETÄR

In dem Nachlaß von Frank Wedekind, der eben bei Georg Müller Verlag, München, erschienen ist, findet sich dieses kleine Gedicht auf Helfferich.

Manch ein Pech ist doch lächerlich!
Herr Staatssekretär Doktor Helfferich
Schreibt da ein Buch, in dem er verkündet
Und aktenmäßig aufs klarste begründet,
Wie unsere Feinde den Weltkrieg entzündet.
Da tobt die Rheinisch-Westfälische Zeitung:
Das Buch dient der Lüge zur Verbreitung,
Daß England — o gräßliche Heuchelei!
Völlig schuldlos am Weltkrieg sei.
Nun schäumt aber unser Staatssekretär:
Seite vierzig, Zeile sieben von unten her
Findet genau der Nachweis statt,
Welche Schuld England am Weltkrieg hat.
So klare Worte nicht zu begreifen,
Müsse man sich auf Verleumdung versteifen. — —
Also geschehn, um uns einzuschärfen:
Du sollst nicht im Glashaus mit Steinen werfen.

Ledebour und Däumig.

Es war höchste Zeit, daß eine anerkannte Obrigkeit geschaffen wurde. In den Straßen wurde immer noch geschossen. Der Marstall war noch von kaisertreuen Offizieren und Kadetten besetzt. Andererseits benützte bereits hier und da der Mob die Gelegenheit zu Plünderungen. So fand ich die Amtsräume der Auslandsabteilung der Obersten Heeresleitung, Unter den Linden, in wüster Weise zerstört vor. Bei der Gelegenheit war gleichzeitig auch das im Erdgeschoß befindliche Café Viktoria geplündert und dessen Weinkeller ausgeleert worden.

Im Grunde war es ja erstaunlich, daß nicht mehr vorkam, nachdem die Polizei von den Straßen verschwunden war und die neuen revolutionären Schutzgarden noch viel zu schwach und vor allem ungenügend organisiert waren, zum großen Teil wohl auch selbst aus nicht ganz einwandfreien Elementen bestehen mochten. Die ruhige Abwicklung der ersten Revolutionstage und die verhältnismäßig wenigen Fälle von Plünderung, Raub und Gewalttaten waren ein glänzendes Zeugnis für die Haltung des Volkes. Allein, darauf konnte man nicht vertrauen, um so mehr, da ja bei der Befreiung der politischen Gefangenen auch eine ganze Anzahl gemeine Verbrecher losgelassen waren. Dazu kam als erschwerender Umstand, daß man von der Außenwelt so gut wie abgeschlossen war, wenigstens so von den Vorgängen im Innern in Anspruch genommen, daß man für nichts anderes Auge und Ohr hatte. Die wildesten Gerüchte durchschwirrten die Luft. So hieß es, daß Foch ermordet sei, und in manchen Kreisen steigerte sich die Hoffnung auf die Weltrevolution, deren Uebergreifen auf die Entente sie erwarteten. Ich weiß noch, wie Barth in eine derartig optimistisch aufgeregte Versammlung in den Reichstag kam, in der Hand die Waffenstillstandsbedingungen. Als er sie verlesen, herrschte tödliche Stille. Allein wer sollte da das Volk dagegen zum Widerstand aufrufen, und vor allem wer hatte die Autorität und die Macht dazu. Im übrigen konnte man sich nicht um außenpolitische Probleme bekümmern, noch um gesamtdeutsche, solange nicht in Berlin die Verhältnisse geklärt waren.

Glücklicherweise gelang es jedoch, die Soldatenratsversammlung am 11. November in ruhigen Bahnen zu halten. Zum großen Teil war dies Cohen-Reuß zu danken, der sich darauf besann, daß er doch noch im Militärverhältnis stand und daher im Grunde auch Soldat sei. Er erschien in der Uniform des Franzerregiments und übernahm den Vorsitz in der Versammlung. Mit unendlicher Geduld und Geschicklichkeit steuerte er an allen Klippen und Fährlichkeiten

vorbei. Wenn irgendein Rabiater wieder alles verfahren wollte, dann brachte er mit seinem ruhigen, überlegenen: „Ja, aber Kameraden, so geht es denn doch nicht!" den Karren wieder ins Geleise.

Zunächst gelang ihm eine Vereinbarung mit dem im Zirkus Busch gewählten Vollzugsrate, daß von diesem die Hälfte zurücktreten und durch neue Mitglieder ersetzt werden sollte, die auf der heutigen Versammlung zu wählen waren.

Die Verringerung des bisherigen Vollzugsrates ging sehr rasch vonstatten. Es waren ja zum Teil unbekannte Leute, von denen niemand etwas wußte und die vielleicht nicht anders hereingekommen waren, als daß ein Freund am gestrigen Abend im geeigneten Moment ihren Namen gerufen. Sie wurden nunmehr von den übrigen, die in der Revolution schon irgendwie hervorgetreten waren, wie Beerfelde und Walz, rasch und einfach herausgesetzt.

Auch die Wahl der neuen Mitglieder ging verhältnismäßig glatt vonstatten. Von unabhängiger Seite wurde zwar versucht, möglichst Radikale in den Vollzugsrat zu bringen. Unter anderem versuchte Ledebour, der trotz des Protestes zahlreicher Soldatenräte als Nichtsoldat der Versammlung beiwohnte, das äußerste, die Soldaten zu beeinflussen. Allein seine demagogische Rede, die ganz mit den alten Schlagworten arbeitete, fand sehr wenig Beifall, wie es sich auch späterhin immer wieder zeigte, daß Ledebour gar kein Verständnis für die Psyche der Soldaten hatte.

Nach Ledebour sprach ich. Ich versuchte, die Grundlagen der uns bevorstehenden Arbeit zu umreißen. Ich führte aus, daß es die Politiker waren, die uns in diese furchtbare Lage gebracht, und appellierte an die Kräfte des Heeres, vor allem der Front, die jetzt für den Neuaufbau freigeworden waren. Vor allem wandte ich mich scharf gegen den unfruchtbaren Parteienstreit und verlangte die Einigung aller sozial und demokratisch denkenden Teile des Volkes unter gemeinsamer Flagge, wenn es nicht anders ging, über den Widerstand der Führer hinweg durch den Druck der Soldaten auf die Parteileitungen.

Der nachhaltige Beifall bewies mir, daß ich der Masse der anwesenden Soldatenvertreter aus dem Herzen gesprochen, und ich kann wohl die verallgemeinernde Behauptung wagen, daß die überwältigende Mehrheit des gesamten Heeres ähnlich dachte. Hätten in der November-Revolution die Führer der beiden sozialistischen Parteien und des freiheitlich empfindenden Bürgertums in ehrlicher, gemeinsamer Arbeit sich zusammengefunden, wir stünden heute außer- wie innerpolitisch anders da.

Allein die Hoffnung dafür war wohl nur gering. Ich sollte es gleich am eigenen Leibe erfahren. Als ich vom Rednerpult herabtrat,

fauchte mich Ledebour an wie eine wütende Katze: „Sie sind der schlimmste Reaktionär!"

Ich hatte Ledebour im Reichstag vor der Revolution gehört, wie er vom Rednerpult herab warmempfindende, aus dem Herzen geholte Worte wider die Polen und für ein deutsches Danzig gefunden hatte, deren vaterländisches Empfinden von keinem Deutschnationalen übertroffen werden konnte. Und ich hatte Hochachtung vor dem grundehrlichen Glauben und dem starken Fanatismus dieses weißhaarigen Feuerkopfes, mochte er auch in seiner jahrzehntelangen oppositionellen Arbeit im Dienste der Radikalen den Blick für das Mögliche verloren haben. Ich kämpfte so ehrlich wie Ledebour für die Sache des Volkes, wenn auch auf anderen Wegen. Mir lag deshalb an einer von gemeinsamem Vertrauen getragenen Zusammenarbeit, und ich fragte ihn deshalb nach der Versammlung, wie er zu seiner Bemerkung käme. Seine Antwort war: „Sie sind gefährlicher, weil Sie klüger sind!"

Ledebours Verhalten war bezeichnend. Das Mißtrauen gegen die nichtproletarischen Revolutionäre blieb unauslöschlich. Es trägt zum großen Teil mit die Schuld daran, daß es nicht gelang, die Revolution in dem Rahmen des zuerst Erreichten zu konsolidieren. Freilich richtete es sich nur gegen den, der für gemäßigte Ziele eintrat. Wer sich bemühte, mit seinen Reden an Radikalismus die Radikalsten womöglich noch zu übertreffen, den ließ man unwidersprochen als Führer gelten, ohne sich um sein Vorleben und seine Herkunft zu kümmern. Die mangelnde Personenkenntnis war überhaupt die größte Erschwernis. Man mußte mit einer Menge Leute zusammenarbeiten und ihnen Vertrauen schenken, die sich mit der Zeit als höchst zweifelhafte Existenzen und dunkle Ehrenmänner erwiesen.

Doch zurück zu der Soldatenrats-Sitzung im Reichstag. Nachdem das gemäßigte Element in der Versammlung durchaus die Oberhand behalten hatte, versuchten die Radikalen zum Schluß, gleichsam hintenherum, doch noch einige Vertreter in den Vollzugsrat hereinzubekommen. Es erschien plötzlich eine Reihe von Soldaten, vor allem Matrosen, im Saale, die verschiedene Persönlichkeiten als besonders geeignete Kandidaten empfahlen. Unter anderem trat ein Matrose auf, der eine Lanze für den eben erst befreiten Kapitänleutnant Paasche einlegte. Paasche, der Sohn des bekannten ehemaligen Vizepräsidenten des Reichstages, hatte als Seeoffizier Zusammenstöße mit seinen Vorgesetzten gehabt, weil er seine Leute zu gut behandelte. Er kam dann im Jahre 1917 in Verbindung mit den damaligen Streikführern und wurde auf Grund einer Denunziation des eigenen Vaters verhaftet. Ich habe Paasche später als einen vornehmen Menschen kennengelernt, aber er war ein politisch unge-

schulter Fanatiker, und die lange Haft hatte das ihrige dazu beigetragen, ihn einem blinden Radikalismus auszuliefern. So trat er gleich in seiner Rede in geschickter Weise für den Bolschewismus ein, indem er alle Nachrichten über Mißwirtschaft der Bolschewisten als böswillige Lüge und Erfindung bezeichnete und erklärte, Bolschewismus ist nichts anderes als Revolution. Als später die Kandidaten des Vollzugsrats sich vorstellten und ihr politisches Programm kurz skizzierten, sprang er auf und rief aus: „Ich heiße Paasche, war Seeoffizier und bin Revolutionär!"

Allein er wurde trotzdem in den Vollzugsrat gewählt, und wenn ich auch die Genugtuung hatte, mit der größten Stimmenzahl gewählt worden zu sein und nach mir Cohen-Reuß, so waren durch dieses geschickte Vorgehen der Unabhängigen doch wiederum einige Radikale auch in diese Hälfte des Vollzugsrats gekommen.

Ich kam in jenen Tagen aus dem Reichstag nicht heraus, wo man infolge der Unklarheit der Verhältnisse und der ungeheuren Verantwortung unter ständigem Nervendruck stand, zumal in dem wüsten Sturm, der dort herrschte, ein zielbewußtes Arbeiten kaum möglich war. Nachts schlief ich in meinem bescheidenen Zimmer am Schiffbauerdamm, wo ich allerdings auch nur kurz bemessene Ruhe hatte; denn wenn ich nach Hause kam, saß sicher irgend jemand da, der auf mich wartete, und in der Frühe kam bereits ein großer Besucherschwarm, Bekannte aus meinen bisherigen Verkehrskreisen, größtenteils Offiziere bis zu meinen früheren Chefs herauf, die jetzt Rat und Hilfe erbaten oder sich der Revolution zur Verfügung stellten.

Unter anderem trat ein Bekannter als Vertrauensmann Ludendorffs an mich heran, um für diesen meine Unterschrift als Vollzugsratsmitglied für den Auslandspaß zu erhalten, der ihm unter falschem Namen die Reise nach Schweden ermöglichen sollte.

Es war ein schwerer Gewissenskonflikt für mich. Auf der einen Seite wollte ich nichts gegen die Revolution tun, der ich mich mit Leib und Seele verschworen und verpfändet betrachtete, nachdem ich mich ihr angeschlossen und jetzt sogar in eine führende Stellung gekommen war.

Auf der anderen Seite erschien es mir unerträglich, einem Manne wie Ludendorff, der doch zweifelsohne nach besten Kräften seinem Volke zu dienen geglaubt hatte, vor ein Revolutionsgericht gestellt zu sehen. Die Gefahr, daß es zu Offiziersverfolgungen, zu Erschießungen, zum mindesten aber zu Massenverhaftungen kommen könnte, war keineswegs gering. Bereits im Zirkus Busch waren Listen von Persönlichkeiten aufgestellt worden, die sofort zu verhaften seien. Unter anderem erinnere ich mich noch an die Namen Ludendorff, Tirpitz und Reventlow. So unsympathisch mir auch vor allem der Letzt-

genannte sein mochte, so verhinderte ich doch diese Antragstellung. Nun, nachdem die Revolution gesiegt hatte, hielt ich es für das Richtigste, vergangene Schuld begraben sein zu lassen, und vor allem war jeder Denunziation und jedem persönlichen Racheakt Tür und Tor geöffnet, wenn man mit derartigen Verhaftungen begann. Zur Ehre der unabhängigen Führer muß gesagt werden, daß derartige Maßnahmen nicht von ihnen geplant waren, sondern von bisher unbekannten Heißspornen und Fanatikern.

Ich sagte daher Ludendorffs Mittelmann meine Bereitwilligkeit zu, nachdem dieser mir erklärt hatte, daß Ludendorff sich verpflichte, nichts gegen die Revolution und die neue Ordnung in Deutschland zu unternehmen. Meine Mitwirkung an Ludendorffs Flucht erübrigte sich jedoch dann, da er bereits vorher ohne meine Hilfe ins Ausland kam.

Im übrigen nahm ich keins der Angebote zur Mitarbeit an. Es war dies sicher ein Fehler, denn ich hätte meine Politik der Verständigung auf mittlerer Linie bei gleichzeitiger energischer Organisation der staatlichen Machtmittel nur dann erfolgreich durchführen können, wenn ich mich mit einem Kreis von ergebenen Freunden versehen hätte und nach Möglichkeit alle wichtigen Posten mit Anhängern besetzt hätte. Aber mir widerstrebte dies aus drei Gründen. Einmal besaß ich noch ein von keiner Sachkenntnis getrübtes Vertrauen zu den Arbeiterführern beider Lager, und ich betrachtete mich trotz meiner Wahl in den Vollzugsrat lediglich für ein bescheidenes, dienendes Glied der großen sozialistischen Sache, zum andern aber hatte ich ein geheimes Gefühl von der Gefährlichkeit meiner Position. Nachdem ich mich auf keine Partei stützen konnte und nachdem mich lediglich blindgläubiger Idealismus ohne jede politische Schulung an die Stelle, die ich einnahm, geführt hatte, konnte ich jederzeit nur zu leicht in eine Situation kommen, in der ich, von dem einen als Renegat angesehen, von dem andern für einen Spitzel gehalten, ohne festen Boden sein würde. Auf einen raschen Aufstieg konnte ein ebenso rascher Sturz folgen, und in diesen wollte ich keinen andern mitverwickeln. Dazu kam ein Drittes. Ich hatte mich nur unter schweren inneren Kämpfen zum Uebertritt in das revolutionäre Lager entschließen können. Nun ich aber einmal drin stand, fühlte ich mich meinen neuen Kampfgefährten mit Haut und Haar verpflichtet. In einem verstiegenen Idealismus war ich geneigt, in jedem Proletarier, der zu mir kam, einen Freund und Vertrauten zu sehen, während ich glaubte, meinen bisherigen Klassengenossen, selbst meinen Freunden, mißtrauen zu müssen, mich wenigstens nicht entschließen konnte, die uns bewegenden Probleme offen mit ihnen zu besprechen.

Der Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte war konstituiert. Nach den Beschlüssen der Versammlung im Zirkus Busch sollte er als

die höchste politische Instanz der Deutschen Republik dienen, von der auch der Rat der Volksbeauftragten seine Macht lediglich zu leihen hatte. Wenn auch die Volksbeauftragten anfangs diese Version widerspruchslos akzeptierten, so lag hierin doch der Keim zu ständigen späteren Konflikten, denn es war klar, daß das Kabinett der Volksbeauftragten, in das beide Parteien ihre ersten Führer geschickt hatten, sich nicht von einem Vollzugsrat kommandieren lassen konnte, der doch in jedem Falle erst mit der zweiten Garnitur der Volksvertreter besetzt war. Wahrscheinlich hätte sich aber der Vollzugsrat zum Wohl des Ganzen den Volksbeauftragten untergeordnet, wenn es nicht vor allem Ledebour gewesen wäre, der alsbald in die heftigste Fehde gegen die Volksbeauftragten trat.

Zunächst einigte sich das Kabinett mit dem Vollzugsrat, indem Ebert sowohl wie Haase diesen als den alleinigen Träger der Vollzugsgewalt in der sozialistischen Republik anerkannten. Die ersten Verhandlungen fanden in der Reichskanzlei statt. Die Reichskanzlei hatte sich rasch verändert und in der kurzen Zeit einen durchaus revolutionären Anstrich gewonnen. Nur die alten Diener paßten nicht recht dazu, die bleich und verstört und im Innern durchaus indigniert vor den neuen Machthabern die Türen öffneten und schlossen. In der Reichskanzlei sah ich auch zum erstenmal Rosa Luxemburg, die dorthin mit Liebknecht gekommen war. Wenn auch beide den Eintritt in das Kabinett wie Vollzugsrat abgelehnt hatten, so hielten sie doch wenigstens in der ersten Zeit die Verbindung zum letzteren aufrecht, und zwar war der Träger dieser Verbindung der ihnen politisch nahestehende Ledebour. Wir saßen an jenem ersten Abend in der Reichskanzlei bis spät in die Nacht. Das Abendessen wurde aus dem Kaiserhof herübergeholt, und es gab in dem großen Saal, in dem ich zum letztenmal geweilt, als Prinz Max in ihm vor einer der großen Sitzungen des Kriegskabinetts Cercle gehalten, eine recht revolutionäre feldmäßige Abendtafel.

Nachdem die Einigung mit dem Kabinett herbeigeführt, stand als wichtigster Punkt die Aufstellung einer Roten Garde zur Debatte. Däumig brachte den Antrag ein, daß zur Sicherung der Revolution eine Truppe von zunächst 2000 bewaffneten, politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeitern aufzustellen sei.

Ich sah Däumig zum erstenmal. Die massige Gestalt und die brutal kräftigen Züge unterstützten wirksam seinen energisch vorgebrachten Antrag. Von seiner ganzen Erscheinung ging unzweifelhaft etwas von revolutionärer Entschlossenheit aus, die jene von vornherein lähmte, die den Eindruck vermeiden wollten, weniger revolutionär und weniger sozialistisch zu sein. So hatte er augenscheinlich die Mehrzahl der Anwesenden für seinen Antrag gewonnen,

und zwar nicht nur seine Parteigenossen, sondern auch die mehrheitssozialistischen Führer. Trotzdem sprach ich sofort und energisch dagegen. Ich führte aus, daß die Revolution und die Republik selbstverständlich ihre militärische Sicherung und Schutzgarden brauchten, die mit der Zeit zu einer Roten Armee ausgestaltet werden müßten. Aber diese Truppenmacht möge aus der Armee heraus aufgestellt werden, was um so leichter geschehen könne, da ja die Soldaten mit die Träger der Revolution seien.

Allein ich drang nicht durch und der Däumigsche Antrag wurde angenommen. Bereits am nächsten Tage erschienen die Plakate, welche die Arbeiterschaft zum Eintritt in die Rote Garde aufforderten.

Der Däumigsche Gedanke war an sich durchaus richtig. Die neuen Machthaber brauchten, auch wenn sie sich auf den Mehrheitswillen des Volkes stützen konnten, unbedingt eine zuverlässige militärische Macht. Darin gab ich Däumig durchaus recht, nur hielt ich den Weg, den er einschlug, für verhängnisvoll. Ich schätzte und schätze Däumig als einen der stärksten, zielbewußtesten und dabei uneigennützigen Führer der radikalen Arbeiterschaft. Ich sah das Unglück darin, daß Däumig mit seinem Radikalismus der wirklichen Entwicklung um Monate und Jahre, vielleicht um Jahrzehnte voraus war. Vor allem hatte er sowohl wie Ledebour keine Ahnung über die wirkliche Stimmung und politische Gesinnung der Mehrheit der Soldaten, und sie gaben sich wohl auch wie alle unabhängigen Führer argen Täuschungen über die Stärke ihrer Anhängerschaft unter den Arbeitern selbst hin. Zudem waren alle ihre Beschlüsse in verhängnisvollster Weise durch den tödlichen Haß gegen die Mehrheitssozialisten getrübt. In jener ersten Zeit wäre es sehr wohl möglich gewesen, nicht nur die Truppen in der Heimat, sondern das gesamte Heer unter Beibehaltung eines großen Teils des Offizierkorps zu einer zuverlässigen republikanischen Armee umzubilden, stark genug, um als Faktor auch der Entente gegenüber ausgespielt werden zu können. Allein das unglückselige Mißtrauen aller gegen alle, der Unabhängigen gegen die Mehrheitssozialisten, dieser gegen die Unabhängigen, beider gegen die Offiziere hatte dazu geführt, alle Maßnahmen, die auf Reorganisation des Heeres und Aufstellung einer zuverlässigen militärischen Macht hinzielten, so lange hinzuziehen, bis es zu spät war.

DER VERHINDERTE KRONPRINZ

Euch, Kameraden, zu retten, mein Leben brächt' ich als Opfer.
Gerne wär' ich heroisch, hätt' nur Papa es erlaubt. m.

ALFONS PAQUET **BERICHTE AUS SOWJETRUSSLAND**

Die Verstaatlichung der Flotte.*)

Am 26. Januar 1918 wurde die gesamte Fluß- und Seehandelsflotte der Sowjetrepublik als Staatseigentum erklärt. Diese Maßnahme war einer der Versuche der Sowjetrepublik, einen ganzen Zweig der Volkswirtschaft auf einmal zu verstaatlichen. Zu diesem Vorgehen wurde die Sowjetregierung durch die beginnende Zersetzung der Flotte veranlaßt. Sobald nämlich die einzelnen Unternehmer (Reeder) die Möglichkeit einer Enteignung kommen sahen, stellten sie die Anweisungen von Geldmitteln zur Ausbesserung der Flotte ein. Nur durch die Verstaatlichung entging die Flotte der Gefahr, bei Eröffnung der Schiffahrt nicht ausfahren zu können. Da die Verstaatlichung an den einzelnen Orten nicht vorbereitet war, so blieb die „Nationalisierung" anfangs auf dem Papier, und ihre tatsächliche Durchführung zog sich bis lange nach Eröffnung der Schiffahrt hin. Die Schwierigkeiten, die die Schaffung einer einheitlichen Betriebsführung der verstaatlichten Flotte mit sich brachte, werden begreiflich, wenn man bedenkt, daß wohl in keinem anderen Zweige der russischen Volkswirtschaft eine ähnliche Zersplitterung herrschte wie auf dem Gebiete der Fluß- und Seehandelsflotte. Es wird genügen, darauf hinzuweisen, daß sich allein im Wolgabecken, das in der Flußschiffahrt die Grundlage der russischen Wasserwirtschaft bildet und auf welches fast $^1/_7$ aller Transportgüter entfallen, nach der Zählung von 1916/17 2246 registrierte Dampfschiffe im Besitz von mehr als tausend Eigentümern befanden, wobei auf die größeren 15 Firmen der Wolga-Dampfschiffahrt nur 637 Dampfer kamen. Auf diese Weise fiel der Verwaltung der verstaatlichten Flotte von Anfang an die Aufgabe zu, die unvollendete Arbeit ihrer Vorgänger auf dem Gebiete der Schaffung großer Wirtschaftseinheiten zu führen.

Nach der Statistik des früheren Verkehrsministeriums erbte die Arbeiter- und Bauernregierung Rußlands auf allen Binnenflüssen des europäischen Rußlands im ganzen folgende Anzahl von Schiffseinheiten:

Dampfschiffe	4 885 mit einer Tragfähigk. v.	23 700 000 Pud
Segel- u. Ruderschiffe, Flöße usw.	22 515 mit einer Tragfähigk. v.	788 300 000 Pud
Zusammen	27 400 mit einer Tragfähigk. v.	812 000 000 Pud

Hiervon entfallen allein auf das Wolgabassin:

Dampfschiffe	2303 mit einer Gütertragfähigk. v.	12,5 Mill. Pud
Segel- und Ruderschiffe, Flöße usw	7000 mit einer Gütertragfähigk. v.	504,1 Mill. Pud
Zusammen	9303 mit einer Gütertragfähigk. v.	516,6 Mill. Pud

*) Dieser Bericht stammt aus dem Frühjahr 1919. A. P.

d. h. etwa 50 Prozent sämtlicher Dampfer des europäischen Rußlands und etwa 52 Prozent des gesamten Schiffsraums.

Zur Verwaltung der Flotte wurde im Obersten Rat für Volkswirtschaft eine Sektion der „Hauptverwaltung des Wassertransports" (Glawod) geschaffen. Die Tätigkeit dieser Sektion stützt sich ebenso wie die aller Sektionen des Obersten Sowjets für Volkswirtschaft auf den Gewerkschaftsverband von Arbeitern des Wassertransports. Das Verwaltungssystem der Binnenflotte läuft auf Schaffung einer einzigen Wirtschaftsführung innerhalb der Grenzen der geographisch-ökonomischen Einheit des Flußbeckens hinaus, an deren Spitze die Landesverwaltung gestellt wurde, die in kleine Einheiten zerfällt, nämlich in Bezirksverwaltungen in allen größeren Zentren des Flußlaufs und in noch kleinere Distrikts-Hafenverwaltungen usw. als Unterabteilungen. Die Leitung und der allgemeine Arbeitsplan aller Landesverwaltungen ist in der Hauptverwaltung des Wassertransports im „Glawod" vereinigt. An der Spitze der Verwaltung selbst steht ein Kollegium, gebildet aus Vertretern des Gewerkschaftsverbandes von Arbeitern des Wassertransports und Vertretern des Obersten Sowjets für Volkswirtschaft, sowie in Vollmacht des letzteren aus Vertretern der örtlichen Sowjets für Volkswirtschaft. Aus derartigen Landesverwaltungen wurden organisiert: die Verwaltung des Wolgabassins mit dem Sitz in Nischni-Nowgorod, die Verwaltung der Flüsse Westsibiriens in Omsk, die Verwaltung des Bassins der Norddüna in Archangelsk, die Verwaltung des Marinesystems*) und der von deutscher Okkupation freigebliebenen Flüsse in Petersburg und die Verwaltung der Flüsse des Nordwestgebiets in Smolensk.

Zur Verwaltung der der Sowjetrepublik verbliebenen Seeflotte wurden zwei Landesverwaltungen geschaffen: in Archangelsk die Weißmeerverwaltung und in Petersbung die der baltischen Flotte. Letztere führt den abgekürzten Namen Transbalt. Was die Seeflotte anbetrifft, so ist hierüber wenig zu berichten. Die eben erst in Ordnung gebrachte Sowjetflotte des Weißen Meeres, die den Lebensmitteltransport von der Mündung sibirischer Flüsse nach Archangelsk sowie die Bedienung des östlichen Fischereigewerbes geplant hatte, fiel samt und sonders in die Hände der Entente-„Verbündeten", als diese Archangelsk einnahmen. Bei der Besetzung von Archangelsk wurden alle größeren Flußfahrzeuge ausschließlich auf Initiative des Verbandes der Arbeiter des Wassertransports rechtzeitig fortgeführt; auf diese Weise blieb dem Sowjetrußland die gesamte Flußflotte der Norddüna erhalten; ihre Basis befindet sich bis auf weiteres in Welikij Ustjug. Ebenso konsequent wurde das dortige Marineeigentum der

*) Das Marinekanalsystem gehört neben dem „Tichwinschen System" und dem „System von Wischni-Wolotschok" zu den Verbindungen zwischen Newa und Wolga. Es umfaßt, einschließlich der Ladoga-Umgehungskanäle, 472,7 km eigentliche Kanäle und 230,5 km eigentliche Stromstrecken.

Arbeiter- und Bauernregierung beschnitten, teils durch Beschlagnahme einzelner Dampfer und Fahrzeuge durch Engländer und Japaner, welche die Dampfer der freiwilligen Flotte und anderer Dampfergesellschaften Ostasiens wegnahmen, teils dadurch, daß die ganze Schwarzmeer-Flotte von den Deutschen oder mit ihrer Hilfe von der ukrainischen Regierung weggenommen wurde.

Auf diese Weise sind der Arbeiter- und Bauernregierung Rußlands von dem ganzen Bestande von ungefähr 770 Seefahrzeugen mit insgesamt 708 283 Bruttoregistertonnen, welche das alte zarische Rußland im Jahre 1916 besaß, jetzt nur noch etwa 65 Dampfer in der Ostsee mit insgesamt etwa 80 000 Bruttoregistertonnen verblieben. Aus politischen Gründen war es den zur Fahrt bereiten und fertig geladenen Dampfern den ganzen Sommer 1918 über unmöglich, auszulaufen. Erst gegen Ende der Schiffahrtssaison, im Oktober 1918, nach Erhalt schriftlicher Garantien für die Unantastbarkeit der russischen Kauffahrteischiffe von seiten der deutschen, schwedischen, dänischen Regierungen dampften die ersten vier Sowjetschiffe mit Ladung von geschnittenem Holz, Flachs und Hanf zum Warenaustausch nach Stockholm und Kopenhagen ab. Von ihnen erreichte nur ein Dampfer, „Föderation", sein Ziel, während die anderen drei, „Lassalle", „Zimmerwald" und „Republik" trotz aller internationalen Garantien von englischen Behörden angehalten und in Reval beschlagnahmt wurden. Wie verlautet, sollen sie samt ihrer Ladung an die englische Küste fortgeführt worden sein. So endete der Versuch der Arbeiter- und Bauernregierung Rußlands, einen friedlichen Warenaustausch auf ihren Schiffen mit den kapitalistischen Ländern Westeuropas anzubahnen.

Was die Tätigkeit der russischen Flußflotte in der verflossenen ersten Schiffahrtsperiode 1918 anbetrifft, so vollzog sie sich unter dem Zeichen des Kampfes des internationalen Imperialismus mit Sowjetrußland. Die gesamte Wolgaflotte war fast im Lauf von vier Monaten der Schiffahrtssaison lahmgelegt. Die vorübergehende Einnahme von Samara, Simbirsk und Kasan durch die Tschecho-Slowaken, wodurch Sowjetrußland von dem Getreidegebiet abgeschnitten wurde, zerschnitt den Transitverkehr auf der Wolga in zwei Teile; infolgedessen fand der Schiffsverkehr nur auf dem Unterlauf der Wolga von Astrachan bis Saratow und auf dem Oberlauf von Nischni-Nowgorod bis Rybinsk statt. Bei der Einnahme von Wolgastädten durch die Tschecho-Slowaken und Weißgardisten wurde die Flotte nach Norden fortgeführt. Dergestalt häufte sich gegen Ende der Navigation im Jahre 1918 in Nischni-Nowgorod eine riesige Flußkarawane an, der es noch an Ladung fehlte wie vor allem an Heizmaterial, das die ganze Wolga von Baku und Astrachan im Süden erhält. Nach Durchbruch der Sperre von Samara erhielt endlich die Hälfte der Flotte die Mög-

lichkeit, an die Weiterbeförderung von Getreide und Brennstoff aus den produktiven Gouvernements des Südens nach dem ausgehungerten Norden heranzugehen. In der kurzen Frist von wenigen Wochen bis zum Schlusse der Schiffahrt, während die Felder noch von den Kämpfen rauchten, mußte der freie Schiffsraum von Norden nach Süden geschafft und jeder einzelne Tag ängstlich ausgenutzt werden, um alle an den Anlageplätzen und Sammelpunkten aufgehäuften Güter fortzuschaffen. Dank der aufopfernden Tätigkeit des Wolgaproletariats, das im Froste und bis zum Stillstand des Eises unermüdlich arbeitete, hat die Wolgaflotte diese Aufgabe gelöst und in den letzten wenigen Wochen mehr als 50 Millionen Pud Lebensmittel und Naphthaprodukte fortgeschafft. Um zu zeigen, wie intensiv in den letzten Monaten der Schiffahrt gearbeitet wurde, ist es von Interesse, die bezüglichen Angaben mit denjenigen zu vergleichen, welche beispielsweise für das Jahr 1916, also bei fast normalen Arbeitsbedingungen der Flotte, die Intensität des Transports zum Ausdruck bringen. Bekanntlich fällt auf der Wolga die größte Verkehrsintensität in den Schiffahrtsbeginn, wo alle im Laufe des Winters angesammelten Güter auf einmal von dem dazu bereitstehenden Schiffsraum aufgenommen werden. Nehmen wir die Transportintensität für Mai 1916 mit 100 an, so ist der Intensität-Koeffizient für November 1916 39 Prozent. Im Jahre 1919 war der Prozentsatz des Transports für November im Verhältnis zum Mai 69 Prozent. Im ganzen wurden im Wolgabassin während der Schiffahrtssaison über 294 Millionen Pud befördert, und auf der ganzen Wolga-Newa-Düna-Gruppe von Wasserstraßen etwa 455 Millionen Pud Waren. Natürlich sind die Ziffern des Warenverkehrs erheblich niedriger als im Vorjahre, was in den allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen seine Erklärung findet.

Wenn man die Beförderung nach einzelnen Schiffahrtssystemen genauer untersucht, so ist es interessant zu bemerken, daß an den verstaatlichten Wassertransport Forderungen herantreten, die ganz bedeutend den Verkehr des Vorjahres übersteigen, daß er aber die Probe ehrenvoll bestanden hat. So übersteigen z. B. die Verkehrsziffern des Jahres 1918 auf der Norddüna in der Richtung von Archangelsk auf Wologda die des Vorjahres um eine Million Pud, was sich teils durch die Evakuierung von Archangelsk, teils durch die intensive Ausfahrt von Archangelsk von dort während des Krieges aufgehäuften Kriegs- und anderen Importgütern erklärt. Einer ebensolchen Steigerung des Verkehrs im Vergleich zum Vorjahre begegnen wir auf dem Marinesystem in der Richtung von Petersburg auf Rybinsk, hervorgerufen durch ähnliche Gründe und Evakuierung.

Die Schiffahrtssaison 1919 für den Flußtransport wird bei der herrschenden politischen Lage unter äußerst schweren Bedingungen

verlaufen. Was die gewohnten Vorbereitungen zur Schiffahrtseröffnung und Ausbesserungsarbeiten anbetrifft, so ist allerdings trotz aller Schwierigkeiten, die erforderlichen Materialien und qualifizierten Facharbeiter aufzutreiben, doch damit zu rechnen, daß der der Flotte nötige Schiffsraum bereitstehen wird. In dieser Richtung wird der Umstand günstig einwirken, daß bei rationellem Betriebe der Wasserwirtschaft eine erheblich geringere Anzahl von Schiffseinheiten erforderlich ist, als dies unter den kapitalistischen Bedingungen des Wettbewerbs unter den kleinen Eigentümern der Fall war. Nach den von den Zentralverwaltungen getrennt gelieferten Daten rechnet die Hauptverwaltung des Wassertransports in ihren Verkehrsplänen mit etwa 330 Millionen Pud Waren. Hierzu sind 680 bis 700 betriebene Schiffseinheiten und etwa anderthalbtausend andere Fahrzeuge notwendig, die zur Eröffnung der Schiffahrt fahrtbereit sein werden.

Die größte Besorgnis erregt die Frage der Brennstoffbeschaffung für die laufende Saison. Infolge der Einnahme von Baku, der ständigen Lieferquelle von Brennstoff für die ganze Wolgaschiffahrt, hat Sowjetrußland bereits im Jahre 1918 auf der Wolga aus Baku Naphtha nicht in genügender Menge erhalten können. Es mußte daher von den verbliebenen Vorräten zehren. Unter Berücksichtigung des Bedarfs einer ganzen Reihe nicht weniger wichtiger Zweige der Volkswirtschaft an Naphtha ergibt sich daraus, daß die Wolgaflotte aus den vorhandenen Vorräten nur den geringen Teil von 10 Prozent ihres normalen Bedarfs erhalten kann. In dieser Beziehung wird die proletarische Macht Rußlands ihre ganze Energie und Erfindungsgabe anspannen müssen, um aus einer fast katastrophalen Lage herauszukommen und dem Wassertransport die Möglichkeit zu geben, in der Schiffahrtssaison 1919 die für die gesamte Bevölkerung nötige Arbeit zu leisten und die nördlichen und zentralen Gouvernements mit Lebensmitteln zu versorgen. Zu diesem Zwecke werden alle Fahrzeuge, deren Umarbeitung zur Verwendung von festen Brennstoffen, besonders Holz, aus technischen Gründen möglich ist, bereits umgebaut. Trotzdem bleibt die Lage eine ernste, denn 1. kann aus technischen Gründen bei weitem nicht auf allen Fahrzeugen das feste Brennmaterial verwendet werden, und 2. ist wegen des geringen Nutzeffektes des Brennholzes eine derartig große Menge davon nötig, daß ihre Zurichtung nicht möglich ist. Auch an Brennholz steht nicht mehr als 25 Prozent der für den Bedarf des Wolgabassins nötigen Menge zur Verfügung. Auf diese Weise lastet die Hand der englischen Imperialisten, die Baku besetzt halten, schwer auf der Arbeiter- und Bauernregierung Rußlands und lähmt den Blutkreislauf von Sowjetrußland — seine Verkehrsmittel.

WERNER MAHRHOLZ

CHRONIK DER AKADEMISCHEN BEWEGUNG

In unbegreiflicher Verkennung der Tatsache, daß aus der Studentenschaft die künftigen Ober- und Unterführer des deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens hervorgehen, hat bislang die deutsche Oeffentlichkeit im allgemeinen nur sehr gelegentlich Notiz von den Bewegungen und Strebungen in der Studentenschaft genommen. Gewiß, man fand da und dort einmal einen Aufsatz über diese oder jene Angelegenheit der akademischen Jugend — eine planmäßige Verfolgung der studentischen Oeffentlichkeit und ein kritisches Raisonnement darüber war höchst selten zu finden. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß der Herausgeber dieser Zeitschrift sich planmäßig dieser Aufgabe annehmen will. Ich möchte daher mit diesem kurzen Rückblick die Chronik einleiten, um sie gelegentlich dann fortzusetzen.

1. Studentische Parlamentarisierung und Hochschulreform.

Die Revolution traf die Studentenschaft gänzlich unvorbereitet: Die besten Köpfe standen noch im Heer, die Professoren versagten als Führung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, vollständig, nicht aus bösem Willen übrigens, sondern aus Unfähigkeit zu klarem und richtigem Blick in die Wirklichkeit der Dinge; die nationalistische Ideologie hatte an den Studenten ihre ernsthaftesten Gläubiger, und so fühlte sich die Studentenschaft im Gefühl durch den schranken- und hemmungslosen Internationalismus tief verletzt. Kurz: die Studentenschaft stand der Revolution skeptisch, zurückhaltend, ablehnend gegenüber. Auf der anderen Seite fand man auch das richtige Wort nicht: man beschimpfte die Studenten als verrottete Söhne der Bourgeoisie, man benachteiligte sie, wo man konnte, man traute ihnen nur friedliche Gesinnungen zu und zeterte am Ende, wenn die Gesinnung schließlich nicht mehr indolent blieb, sondern geradezu — feindlich wurde. Die Demobilmachung brachte die Studenten ins Land zurück. Das erste, was sich zeigte, war, daß für die Rückkunft in keiner Weise genügend vorgesorgt war: materiell nicht und noch weniger geistig. Aus dem allgemeinen Revolutionstrieb des Jahres 1919 in Verbindung mit dem sehr begreiflichen Wunsche nach Verbesserung ihrer materiellen und geistigen Lage gelangte an allen deutschen Hochschulen im Winter 1918/19 eine Bewegung zum Durchbruch, die auf Selbstverwaltung der studentischen Angelegenheiten in frei gewählten Studentenausschüssen drang. Diese Bewegung war geistig vorbereitet durch die jahrzehntelange Arbeit der Freien Studentenschaft, die als wichtigste Forderung immer wieder die Schaffung gesetzlicher Selbstverwaltungskörperschaften für die

Studentenschaft aufgestellt hatte und die nun naturgemäß an der Schaffung von Studentenausschüssen tätigen Anteil nahm. Diese Parlamentarisierung der deutschen studentischen Jugend ist, als pädagogisches Faktum betrachtet, von nicht leicht vorstellbarer Tragweite. Hier kann eine Führerauslese einsetzen, hier können demokratische Kräfte geschult und geübt werden, hier kann politischer Sinn geweckt und gepflegt werden, nicht in den Diskussionen, sondern in praktischer Arbeit. Das zweite bedeutsame Faktum aus der Chronik des letzten Jahres ist der Zusammenschluß aller Studentenausschüsse aller Hochschulen zur „Deutschen Studentenschaft". Bemerkenswert ist, daß auf der ersten Tagung in Würzburg beschlossen wurde, daß nur solche Studentenausschüsse aufgenommen werden können, welche nach geheimem, gleichem Proporz-Wahlrecht gewählt sind, so daß also eine einseitige Korporations-Vertretung ausgeschlossen ist. Wichtig war ferner, daß Leitsätze zur Hochschulreform beraten wurden, die von einem Geist der Mäßigung und gesunden Vernunft getragen sind und sich jedes gestenhaften Radikalismus enthalten, dabei aber im Rahmen des Möglichen sehr radikal sind. Der Sinn der Forderungen ist: Erneuerung der Hochschule durch die Jugend, Intensivierung des Studienbetriebes, Beibehaltung der bisherigen Vorbildung unter Zulassung besonders qualifizierter Berufstätiger von nicht normaler Schulbildung, Erhaltung der Hochschulen als Anstalten wissenschaftlicher Forschung, Ablehnung der Trennung von Fachschule und Fortbildungsanstalt, grundsätzliche Mitwirkung der Studentenschaft an a l l e n sie betreffenden Angelegenheiten, Verankerung des Studentenparlaments in der Hochschulverfassung, Reform des Prüfungswesens, soziale Fürsorge für die notleidende Studentenschaft. Diese Forderungen werden von 120 000 Studenten erhoben — die Kultusministerien dürften aufhorchen.

Die dritte Tatsache in der Studentenbewegung ist eine Tagung zur Reform der Technischen Hochschulen, die zu Dresden im November 1919 stattfand. Sie wurde einberufen, vorbereitet und geleitet von Studenten: das Alter im Schlepptau der Jugend. Sie beschloß wichtige Grundsätze für die Reform der Technischen Hochschulen: der Schulcharakter soll dem Universitätscharakter angenähert werden, die starren Studienpläne sollen erweicht und freier gestaltet werden. Im übrigen werden die Grundsätze des Würzburger Allgemeinen Studententages sinngemäß auf die Technischen Hochschulen angewandt. Wichtig war, daß aus der Studentenschaft heraus die Vereinigung aller Hochschularten im Rahmen der Gesamt-Universität verlangt wurde. Am wichtigsten war endlich, daß die jungen Techniker unter dem Beifall der junggebliebenen Professoren

und zum Teil unter ihrer Führung sich zu dieser Vermenschlichung und Versittlichung der Arbeit bekannten und die Pflege des Menschentums und der allgemeinen Bildung auf der Technischen Hochschule verlangten.

Die studentische Bewegung dieses letzten Jahres ist ein Teil der großen Bewegung der Jugend. Freistudenten, Freideutsche, Korporationsstudenten aller Schattierung sind ihre Führer. Unterhalb der Parteien, die ja auch in der Studentenschaft aus hochschulpolitischen Gründen wie als Ableger der großen politischen Parteien wirksam sind, bildet sich eine Phalanx der jungen Menschen, die sich sachlichen Notwendigkeiten verpflichtet fühlen, die über der gemeinsamen Not den eklen Parteizank vergessen, die in gemeinsamer Arbeit die gegenseitige Anständigkeit entdecken, im politischen Gegner den Menschen finden. Dies ist vielleicht das wichtigste Ergebnis der studentischen Bewegung, soweit sie in den Allgemeinen Studentenausschüssen und ihrer Arbeit zutage tritt: daß junge Menschen sich an verantwortliche Arbeit zum Wohle eines großen Ganzen gewöhnen und künftige Führer verschiedenster Richtung in menschliche Berührung treten.

Für die Gesundheit und Stärke dieser studentischen Bewegung zeugt einmal, daß sie sich eigene Beamte schon geschaffen hat — in den Studenten-Syndici —, die die unentbehrliche Kleinarbeit leisten, zugleich ruhende Pole in der Erscheinungen Flucht werden und so eine gewisse Kontinuität der Tradition und der Arbeit gewährleisten, was bei dem starken Wechsel der Personen gerade in studentischen Dingen sehr wichtig ist. Ferner erlebt die studentische Publizistik einen ungeheuren Aufschwung; fast jeder Studenten-Ausschuß hat sein mehr oder minder gut geleitetes Blatt, mehrere Zeitschriften suchen dem geistigen Ringen und dem gewerkschaftlichen Kampf der Studentenschaft zu dienen. Zu nennen sind „Die Hochschule", die „Deutsche akademische Zeitschrift", — jene das geistige Schlachtfeld für Hochschulreform und geistige Erneuerung der Studentenschaft, diese dem gewerkschaftlichen Gedanken verpflichtet. Auch in den Blättern der studentischen Verbände regt sich neues Leben: die „Freideutsche Jugend", die „Burschenschaftlichen Blätter", die „Akademische Rundschau", die „Akademischen Blätter", „Die Furche", die „Sozialen Studentenblätter" u. a. bringen zum Teil sehr interessante Aufsätze, die ebenso als Symptome wie als Leistungen beachtenswert sind.

Endlich muß im Zusammenhang dieser Betrachtungen noch einer Tatsache gedacht werden: die akademische Jugend ist wieder, wie vor 100 Jahren, die Trägerin des nationalen Einheitsgedankens geworden. Es ist ein Bekenntnis zur kulturellen Einheit, ein starkes

Mitgefühl mit den vergewaltigten Brüdern auf den Hochschulen in Oesterreich, Danzig usw. auf allen Zusammenkünften der Studentenschaft in Dresden ebenso wie in Würzburg abgelegt worden, das in seiner feierlichen Ergriffenheit von einem starken und echten Gefühl getragen ist und sich dabei freihielt von chauvinistischer Hetzpropaganda. Den Besten unter den Studenten ist Deutschsein die einfache, selbstverständliche Lebenskraft, und es scheinen sich hier Ansätze zu einem selbstverständlichen Nationalgefühl ohne Ueberhitzung und Phrase, aber auch ohne Schwäche und Haltlosigkeit zu bilden. Ein Ziel aufs innigste zu wünschen: Selbstverständlichkeit des Deutschtums, hingenommen, empfunden und gelebt als schicksalhafte Verbindung mit einer Volksgemeinschaft.

Nachdem so das Tatsächliche gezeigt ist, möge eine kurze Betrachtung der Grundmotive dieser Bewegung folgen. Es ist kein Zweifel, daß die Bewegung aus dem Versagen der obrigkeitlich gestimmten Hochschulbehörden und aus der allgemeinen Krisis der offiziellen Wissenschaften ihre stärkste Stoßkraft nimmt. Man m u ß t e einfach zur Selbsthilfe greifen, weil die Behörden und der Geist der Hochschulen an entscheidenden Stellen versagt haben. Die Bewegung wird getragen einmal von dem Gefühl, daß eine Erneuerung im Geist notwendig ist zum Wiederaufbau Deutschlands und daß infolgedessen auch die Hauptausbildungsanstalten der geistigen Menschen, die Hochschulen, eine Reform an Haupt und Gliedern notwendig brauchen. Diese idealistisch gestimmten Hochschulreformer sind natürlich eine Minderheit — immerhin eine Minderheit von Gewicht, weil sie tätig ist und entschlossen auf Reformen drängt. Die andere Kraft der Bewegung ist der gewerkschaftliche Gedanke. Was hat man den Studenten, so lange sie im Felde standen, nicht alles versprochen, und wie hat man diese Versprechungen eingelöst?! Es ist klar, daß eine gewaltige Erbitterung der Unzulänglichkeit der Vorarbeiten gegenüber entstehen mußte und daß man sich zu organisierter Selbsthilfe entschloß. Und man hat mit dieser Selbsthilfe immerhin allerhand Nützliches durchgesetzt: studentische Krankenkassen, Mittagstische, genossenschaftliche Versorgung mit den Notwendigkeiten des Lebens; darüber hinaus Reformen im Aufbau und Ausbau des Studiums, im Rechtswesen, in der Mitberatung, in der Berufsberatung usw. Es liegt nahe, daß die geistige und die gewerkschaftliche Richtung in Konflikt miteinander geraten — hier liegt eine Gefahr, die nicht zu unterschätzen ist.

DIE RINGENDEN EXZELLENZEN

Daß der Dicke besiegt, ist wahrlich kein Anlaß zum Trauern.
Aber des Dünnen Triumph hat mir Tränen entpreßt. m.

PARISER TAGE-BUCH

Anfang Februar.

Der Tiger ist abgereist in Aegyptens Wüstenland. Vielleicht, daß die Sphinx ihn trösten wird. So ein Mann, der nur aus Passionen besteht, wird Europa bis zum letzten Atemzuge bluffen. Und mit dem letzten am meisten: ihm ist sein Platz im Panthéon reserviert. Vielleicht, an jenem Reiseabend, hätte er sich einen zweiten Cottin gewünscht! Aber er ist ein Asket und kann warten. Er k a n n mit achtzig noch in die Wüste gehen! Alle Achtung.

Nun kann Paris tanzen. Ein Restaurant ohne Tanz-Hall ist kein Restaurant mehr. On dine, on soupe, on boit en dansant, hält „Scheherazade", die Zauberinsel mit den roten Teppich-Triften und Hummerkaskaden, für ihre beste Reklame. Allen Ernstes wird zur Tangoverdauung geschritten. Plötzlich, nach der Strasbourger Gänseleber, erhebt sich der Gentleman, mit furchtbar trostlosem Antlitz, wirft seine Blicke in die Ferne, entdeckt im Dickicht der Mantillen ein Opfer und winkt es mit befehlendem Kopfruck in seinen Bann. Die so eroberte Schöne kann nicht widerstehen. Wie geölte Picabia-Figuren, aus Maschinengliedern gegossen, vollzieht das Paar den Weiheakt seiner Bestimmung: es tanzt. Diese heilige Angelegenheit wird von trommelnden, tutenden und tobenden Orchester-Negern gierig verfolgt — dann ein Mißton, ein Bein blieb in der Luft stecken: das Menu geht weiter — „Epigramme d'agneau vert pré" — diese Dichtung auf deutsch: Lammkeule mit Salat. Kaum ist die mit Essig betaute Wiese geschmolzen, da erhebt sich ein Lahmer, im linken Arm eine Stelze, im rechten eine blonde Puderbüchse — und der Fünfbeinetanz schwebt vorüber: Keiner merkt es besonders.

Der Sieg der russischen Sowjets wurde im Théâtre de Champs Elysées durch die russischen Ballette vor platzenden Rampen gefeiert. Die Pawlowa starb ihren selig-seelischen Schwanentod, im Schatten ihres unvergeßlichen Partners (allein um seines fliegenden Namens willen unvergeßlichen) Wolinin. Sie tanzte auch „Gisèla", Erfindung von Théophile Gautier, Musik von Adam: den überaus romantischen Lilientod einer verliebten Dame. Warum haben wir das mit Tränen angesehen? Weil die Romantik in uns keineswegs so erdrosselt ist, wie man in Städten denken könnte, die keine Nachtigall in ihren Hinterhoflinden bergen. Trotzdem gibt es noch die Nachtigall. Es gibt die Pawlowa. Es gibt die graziöse, aber vielleicht ungeistige Schönheit, es gibt das, wohin wir alle einmal uns zurücksehnen werden.

Den Beweis dafür erbrachte die Konkurrenz der Karsawina und Massin in der Großen Oper. Dort war die dem bitteren Alter allzunahe Tänzerin zum Requisit geflüchtet. Sie tanzte mäßig und wenig.

Aber zum Ersatz war die ganze Kunst der letzten Jahre mobilisiert. Jedes Arrangement einem anderen Genie übertragen. Die Musik, barbarisch braun und rot, von Strawinsky, Moussorgsky oder dem Spanier Falla geschrieben. Die Vorhänge, Kulissen und Kostüme von Matisse, Picasso oder Bakst entworfen. „Die sterbende Nachtigall" läßt Matisse auf einer ganzen, grünen Wiese hereintragen: dann fliegt sie jammernd auf. Bluthaft südliches Gepräge im „Tricorne", dem Picasso seinen Ruhm umhing. Und es ist schade, daß diese Saison nicht auch „Parade" wiederholt wurde, das Ballett, das der feinsinnige Regisseur Diaphylew vor Jahren beim blutjungen Dichter Jean Cocteau bestellt hatte. Ein ganzer Korso des Kubismus wär's gewesen. Und eine Bejahung seines Lebens. Keine einzige Stimme im Saal hat das unverständlich gefunden.

Offen gesagt: das ist ein Jammer für den Kubismus. Er von den Bürgern verstanden? Anerkannt? Ja, was soll denn nun erfunden werden, Teufel noch! Es ist ein Jammer, daß im neueröffneten „Salon des Indépendants", dem zum erstenmal das Grand Palais staatlicherweise sich eröffnet hat, daß dort kein einziger Besucher vor Lachen pufft oder heult! Daß keine einzige bürgerliche Zeitungskritik an den Kunstwerken eines Braque Anstoß nahm. Ein Jammer. Der Künstler meinte am anderen Morgen, er wäre verrückt und ruhmestoll geworden. Und wenn übermorgen der Louvre ein Gemälde von Picasso ankauft, wo soll, wo soll alle moderne Kunst hin? Diese Frage ist Ernst, nicht Ironie. Wenn der Bürger mit seinen Fettfingern in solchen Asketismus, wie es der rein verstandene Kubismus ist, hineinfuchtelt, so ist die Kunst verloren.

Morgen wird das Kino die Stätte der Massen sein. Morgen wird in Hunderten von Arenen, wie es der 5000-Gaumont-Palace der Place Clichy ist, das Leben des Volks sich abspielen. Hier wird die Universität ihre anatomischen Kurse abhalten. Werden die sozial erziehenden Meetings des Volks stattfinden. Wird man den Stier- und Boxkämpfen der Weltmeisterschaft beiwohnen. Nein, heute geschieht es schon.

Das Kino der Kunst oder die Kunst dem Kino zu gewinnen: ist die Aufgabe des heutigen Schaffenden. Nirgends mehr gibt es solche Entfaltungsmöglichkeiten. Die Geschwindigkeit unseres rasenden Lebens ist nur im Film wiederzugeben.

Und schon ist dem europäischen Künstler das Werkzeug aus der Hand geschlagen. Amerika hat begonnen. Amerika führt die neue Kunst (und nicht nur das Geschäft): wer hätte das gedacht?

Der amerikanische Film ist aus dem Realen schöpfende, aber im Ueberrealen schöpferische Kunst. Das hat sich im ersten Moment von selbst ergeben, sobald Menschen in den „Dreh" des Kino hinein-

sprangen, ohne den Umweg über die Literatur. Während hier in Europa der Inhalt der Stücke aus historischen Romanen oder Gesellschaftsdramen geklaubt wird, erfinden die amerikanischen Schauspieler ihre Spiele selbst. Kein Requisit. Selten Worterklärungen, Briefe, oder so. Sondern intensive Handlung, Bewegung: darauf kommt's an.

Daß der amerikanische Film recht hat, und nur er, beweist sein schlagender Erfolg in Paris. Er übertrumpft das sentimentalste Ehebruchsdrama. Alle Firmen klagen über ihren Niedergang; sie machen verzweifelte Anstrengungen, um über Wasser zu bleiben. Nutzlos. Das Kinogeschäft muß nun wahrem Kunstkino weichen.

Aber ein neuer Pathé-Film verblüfft. Noch in alter Bahn, versucht der Regisseur Pouctal ein neues Terrain: das soziale. Es geschieht das Ereignis, daß eine hochkapitalistische Anstalt ein revolutionäres Thema wie Zolas „Travail" so revolutionär wie möglich ausarbeitet. Vor auserlesenem 5- bis 8-Franken-Publikum der Boulevards wird die Tragödie zwischen Volk und Kapital skrupellos entlarvt, Bild jagt Bild, Arbeiterkneipe — Salon — Fabrikelend — Hirschjagd — Schmaus — Hunger: ein aufreizender Appell.

Besinnen wir uns einen Moment! Politische Dichter von 1920: hier ist revolutionäre Literatur, mehr als in sämtlichen Zeitmanifestchen. Hier und bei Gorki, bei Mirbeau, in großen Werken, wo die Realität die schrecklichste Anklagerede gegen sich selbst ist, wird Impuls und Auflehnung nicht gepredigt, sondern erzeugt. Und das ist das Wesentliche. Der Politiker muß wollen, aber der Dichter, der ihn vorbereitet, muß können.

Seit zwei Wochen meint Paris, einen Revolutionär mehr zu haben in der Gestalt seines größten Dramenschreibers Henry Bataille. Sein neues Stück „L'Animateur", Konterfei dieser schamlosen Zeit, wird von den Bürgern empört zurückgewiesen, von den Linkszeitungen als ein Triumph ihrer Gesinnung gefeiert. Die Wahrheit: daß dies Drama tapfer ist. Die Schatten heutiger Märtyrer, Jaurès, Caillaux, huschen vorüber. Die tausendköpfige Presse der Reaktion wird arg mißhandelt. Und eine Revolutionskugel macht dem Stück ein Ende und öffnet der Geschichte einen Weg.

Bataille ist nicht Sozialist, nicht Militant, nicht Rhetor. Wenn er aber seinen neuen Weg aufrichtig verfolgt, wird noch viel von ihm zu erwarten sein, in der Geschichte des Sozialismus.

AKADEMISCHES

Sitte von einst gebot, mit Andacht zu lauschen dem Lehrer.
Nobelpreisträger heut bitten den Schüler ums Wort. m.

STEFAN GROSSMANN

GESELLSCHAFTSABEND BEI REINHARDT

Reinhardt gab im Großen Schauspielhaus einen Gesellschaftsabend. Ich kaufte mir einen Sitz auf der Galerie, jetzt zur Besänftigung „erster Ring" genannt, für vierzig Mark, las, daß ich verpflichtet sei, im Gesellschaftsanzug zu erscheinen, warf mich in meinen Friedensfrack, der fünf Jahre ausgeruht hat, und setzte mich in die Arena.

Das Fest begann um sechs Uhr nachmittags. Die Sitze, die Reinhardt im Großen Schauspielhaus benutzen läßt, sind die alten Klappsessel des Zirkus. Ich war in meinem Leben auf einigen Gesellschaftsabenden, so hart habe ich noch auf keinem gesessen. Trotzdem harrte man bis halb zwölf aus; gibt man vierzig Mark für einen harten Sessel aus, so will man ihn wenigstens ordentlich absitzen. Neben mir saßen noch ein paar Dutzend Leute auf dem Juchhe, wie man in Wien die oberste Galerie nennt, alle in Smoking, Frack und ausgeschnittenen Kleidern. Es war ja Gesellschaftsabend. Das Programm, das zwei Mark kostete, verhieß eine lange Liste von Genüssen, Musik, Vorträge, Theater, Tänze. Zur Stärkung hatten wir jeder einen kleinen Berg belegter Brötchen mitgenommen, und so saßen wir denn da in der Pause zwischen zwei Wagnerszenen, zogen aus unseren Fracks und Smokings Butterstullen und Wurststullen. Viertausend Mäuler kauten in der Runde, viertausend Butterstullenpapiere wurden auf den Fußboden geworfen, viertausend Besucher schmatzten, stocherten in den Zähnen und lutschten an Bonbons. Man brauchte sich nicht zu genieren, denn rechts und links, vorne und hinten saßen ja Fremde. Die paar Bekannten, die sicher da waren, saßen in zwei bis drei Kilometer Entfernung irgendwo in der Arena. Es war das Hauptvergnügen des Abends, sie mit dem Fernrohr auf der gegenüberliegenden Steigung zu suchen. Man fand niemanden, konnte seine Butterstullen ungestört weiteressen, es war ein ungestörter Gesellschaftsabend.

Nach dem musikalischen Teil gab's eine große Pause. Da begab man sich in die meergrünen, ziegelroten und bläulichen Grotten, die man früher Foyer nannte. Es war ein ungeheures Gedränge. Viertausend Lackstiefel wurden zertreten, viertausend Damenschuhe trugen die Spuren der wogenden Menge. Es stellte sich heraus, daß schon während der Wagnerchöre eine Unmenge Leute hier in den Grotten Stullen verzehrt haben mußten, denn der Boden sah aus wie im Grunewald, voll von weggeworfenen Papieren. Die Damen in ihren dekolletierten Kleidern froren durchaus nicht, denn viertausend eng aneinander gedrängte Menschen wärmen sich. Freilich roch es an früheren kleineren Gesellschaftsabenden ein bißchen besser.

In der Hitze oben hatte ich fürchterlichen Durst bekommen. Ich ging an ein Büfett heran. Bier gab es nicht, es war ja ein feiner Gesellschaftsabend. Aber Sekt. Das Glas zu zwölf Mark. Aber ich war nun einmal bei Reinhardt, das wollte gefeiert werden, ich trank ein schäumendes Glas. Mein Nachbar am Büfett hatte zum Glück noch eine Gänsefettstulle in der Fracktasche. Die aß er zu seinem 12-Mark-Glas mit Appetit. Als er in die Brusttasche griff, fühlte er seine kurze Pfeife, er wollte sie gerade stopfen, da kam ein Ordnungsbeamter auf ihn zu: Rauchen war auf dem Gesellschaftsabend verboten . . . Man schritt durch die papierübersäten Grotten. Ich lobte mir, daß die Damen keine Schleppkleider trugen. Dann kam man in Räume, wo Milliardäre an kleinen Tischen soupierten. Ich schätzte jeden Gang, der aufgetragen wurde, auf ein Monatsgehalt. Da standen wir, Tausende, und starrten die Günstlinge des Schicksals an, die hier Gänsebraten essen konnten. Halbe Stunden lang blickten wir zu den glücklicheren Teilnehmern des Gesellschaftsabends, denen hier aufgetragen wurde. Oh, es war ein gelungener Gesellschaftsabend.

In der grünen Grotte bemerkte ich ein ungeheures Gedränge, Gewoge, Geschiebe in der Richtung zur orangegelben Grotte. Ich wogte mit. Hier standen die Leute fest wie eine Mauer, Kopf an Kopf. Aber immer neue Menschen stauten sich. Man stellte sich auf die Zehen, man erstieg Sessel.

„Was ist denn los?" rief ich, meine Hände als Schallrohr vor den Mund haltend.

Aus der Menge antwortete ein entfernter Freund: „Fern . . . Andra . . . ißt . . . hier . . . ein . . . Rostbeaf."

In höchster Erregung schwang ich mich, rechts und links auf eine Schulter gestützt, in die Höhe. Aber ich sah nichts. Ein Herr im Smoking, ein Filmdirektor, nach seinem fetten Rücken zu schließen, versperrte uns die Aussicht. Er wollte die sehenswerte Nummer offenbar für den nächsten Film reservieren. Plötzlich ertönte ein Gong, noch einer, ein dritter Schlag. Jetzt stürzte alles wieder hinauf in die Arena.

Die nächste Nummer des Programms war Moissi. Bald darauf entdeckte man in zwölftausend Meter Entfernung tief drunten in der Arena ein schwarzes Pünktchen. Fernrohr her. Richtig, es war Moissi. Er stellte sich in die Mitte der Vorbühne.

Plötzlich begann jemand auf der höchsten Höhe zu pfeifen. Rufe. Gegenrufe. Noch ein paar Pfiffe. Wildere Entgegnung. Der ganze Gesellschaftsabend erhob sich von den Sitzen. Es war, abge-

sehen von Moissi, eine Genugtuung für uns Ringbesucher. Bisher hatten wir mit Fernrohren auf die Leute drunten in den Logen gestarrt, jetzt mußten die Logenbesucher ihre Fernrohre zu uns in die Höhe richten. Der ganze Ring fühlte sich. Der Moissifeind pfiff noch einmal. Plötzlich stand ein Teilnehmer des Gesellschaftsabends vor ihm und schrie: „Jetzt halten Sie mal die Schnauze, Sie Lausejunge." Stürmischer Applaus belohnte die kräftige Konversation. Der Moissifeind schrie zurück, aber die Majorität war nicht gewillt, mit sich spaßen zu lassen. Ein paar Fäuste von Gesellschaftsteilnehmern tanzten dem Pfeifer drohend vor den Augen. Einen Moment schien es, als verwandelten sich die Ringbesucher in Ringkämpfer. Da ergab sich der Moissifeind in die Lage des Besiegten, verließ seinen Thron und begab sich unter dem Hohngelächter der anderen nach Holland, d. h. außerhalb der Arena.

Der Schluß des Gesellschaftsabends verlief dann ganz ruhig. Eine Nestroyparodie wurde dem Publikum mit aller Anstrengung verständlich gemacht. Ich muß gestehen, daß ich selten an Gesellschaftsabenden so viel schreien gehört habe. Pallenberg trompetete jede Pointe mit Entschlossenheit zu den Ringen hinauf. Ich wollte ihm jedesmal, wenn eine hochgeschleuderte Pointe endlich bei mir oben angelangt war, in die Tiefe zurufen: „Eingetroffen!" Aber dann hatte er gewöhnlich schon einen taktlosen Kalauer von Tucholsky begonnen, und das verlegte mir die Rede.

Um halb zwölf Uhr nachts wanderten wir durch die Stadt nach Hause. Etwas ermüdet von dem sechsstündigen Klappsitz, um etliche sechzig Mark erleichtert, mit Fern Andras Rostbeaf als stärkstem Eindruck. Immerhin, ich bin auf einem Gesellschaftsabend bei Reinhardt gewesen.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Produktion von Noten oder von Lebensmitteln?

Die Zeit der Frühjahrsbestellung ist nahe, und die hohe Obrigkeit teilt den Landwirten mit, welche Preise sie im nächsten Erntejahr für den Teil ihres Getreides und ihrer Kartoffeln, den sie nicht unmittelbar oder mittelbar (auf dem Wege über die Verfütterung) im Schleichhandel verkaufen, erhalten sollen. Diese Preise sind natürlich viel höher als die bisherigen. Außerdem aber sind sie, zum ersten Male seit der Einführung der Zwangsbewirtschaftung, keine Höchst-, sondern Mindestpreise. Sie können durch „besondere Zulagen" um fünfzig, aber auch um hundert oder zweihundert Prozent gesteigert

werden. Die „soziale" Preishemmungspolitik, für die der gegenwärtige Ernährungsminister im Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen und im parlamentarischen Beirat des Reichsernährungsamts focht, ist abgetan. Die Politik des Preisanreizes, die unter dem alten Regime als sündige Agrarierbegünstigung gebrandmarkt wurde (bei den Industrieprofiten und Industriearbeiterlöhnen beurteilte man sie nicht ganz so streng), kommt wieder zu Ehren. In den Volksversammlungen werden die alten Schlagworte von der wucherischen Bosheit der Gutsbesitzer, die nicht abliefern, und von der Notwendigkeit, sie „mit Gewalt" zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen, noch eine Zeitlang ihren Dienst tun. Praktisch aber bequemt man sich zu der bisher verfehmten These, daß mit dem Schleichhändler auf die Dauer doch nicht der Gendarm konkurrieren kann, sondern nur die Banknote.

Es beginnt also, wenn die Zwangswirtschaft im übrigen bleibt wie sie ist, ein frisch-fröhlicher Preiswettbewerb zwischen Erfassungsbehörden und Schleichhandel. Zu erwarten, daß der Schleichhandel dabei geschlagen und ausgeschaltet wird, wäre Illusion; er wird auch bei liberaler Zuschlagspolitik mit seinen Preisen immer mindestens um eine Nasenlänge voraus sein. Die Obergrenze der Schleichhandelspreise bestimmt die stärkste Kaufkraft, die zur Deckung des über die rationierten Mengen hinausgehenden Bedarfs eingesetzt wird. Diese Grenzen können die allgemeinen Preise nicht erreichen, weil sie ja sonst für jede Kaufkraft, mit Ausnahme der stärksten, unerschwinglich wären. Sie brauchen sie aber auch nicht zu erreichen, weil die stärkste Kaufkraft nur einen bescheidenen Teil des verfügbaren Güterquantums für sich in Anspruch nehmen und damit dem allgemeinen Verbrauche entziehen kann. (Dabei ist indes in einer Lage, wie der unsrigen, ein wirksam durchgeführtes Ausfuhrverbot Voraussetzung; denn die Durchschnitts- und Gesamtkaufkraft des Auslandes ist ja, in deutschen Mark, ganz ungleich stärker als unsere eigene.) Es genügt, daß die allgemeinen Preise der wirklichen Kaufkraft einer starken Mehrheit der Konsumenten entsprechen und sie erschöpfen. Der Schleichhandel wird dann weiter bestehen und den Ueberschußbedarf der besonders kaufkräftigen Minderheit befriedigen; aber er wird, wenn diese Minderheit klein ist und nicht dauernd wächst, ausreichende Mengen für die Rationierungswirtschaft übriglassen.

Der Gedanke, durch eine bewegliche, mittlere Preisbildung, die den illegitimen Handel zwar nicht beseitigt, aber auf einen praktisch erträglichen Umfang zurückführt, ein leidliches Versorgungsgleichgewicht sicherzustellen, leuchtet zunächst ein. Allein dies Gleichgewicht wird von zwei sehr ernsthaften Gefahren bedroht. Die eine besteht darin, daß die Kaufkraft breiterer Schichten die Preise der

amtlichen Bewirtschaftung aufs neue überholt. Geschäftsgewinne, Gehälter, Löhne werden sich, letzten Endes mit Hilfe der Notenpresse. auf die erhöhten Nahrungsmittelkosten einzustellen suchen. Dabei wird die Steigerung dieser Kosten nicht das Maß und die Grenze der Einkommensvermehrung bilden; auch wird sich die letztere nicht auf die Einkommen beschränken, die jene Erhöhung tatsächlich nicht zu tragen vermögen. Es wird also neue papierne Zusatzkaufkraft entstehen, die das Betätigungsfeld des Schleichhandels verbreitert und die Rationierungswirtschaft unterhöhlt. Auf noch höher getürmter Papiergeldbasis stellen sich die Verhältnisse wieder ein, die wir bisher hatten (wobei die Gruppen, die ihr Einkommen nicht steigern können — Pensionäre, Rentner, geistige Arbeiter — natürlich noch schärfer leiden); und die amtlichen Preise müssen von neuem den Schleichhandelspreisen nachgeschoben werden.

Aber noch viel schwerer wiegt die zweite Gefahr: daß trotz aller nominalen Preiserhöhungen die Kosten der Landwirtschaft die reale Kaufkraft der Masse der Verbraucher landwirtschaftlicher Produkte überholen. Die Landwirtschaft kann die städtische Bevölkerung auf die Dauer nur ernähren, wenn diese ihr dafür die Güter gibt, deren sie für die eigene Produktion und Konsumtion bedarf. Können die Landwirte diese Güter überhaupt nicht oder nur zu Preisen erhalten, die durch den normalen Erlös ihrer Erzeugnisse nicht gedeckt werden, so stellen sie naturgemäß die Gegenleistung ein; das heißt, sie produzieren nur noch für sich selbst und für diejenigen Käufer, die ihnen die höchsten Preise bezahlen. Wenn Industrie und Gewerbe nicht für die Landwirtschaft arbeiten und ihr zu Preisen, die sie zu tragen vermag, liefern, was sie braucht, so arbeitet auch die Landwirtschaft nicht mehr für die Stadt. Dieser technisch wie psychologisch gleich einfachen und zwingenden Verkettung ist nicht zu entrinnen.

Die Bezahlung der landwirtschaftlichen Produkte mit Papierzetteln statt mit den Gegenständen des agraren Bedarfs bedeutet das Verlangen, daß das Land der städtisch-industriellen Bevölkerung auf zweifelhafte Schuldscheine und für unbestimmte Zeit einen Leistungsvorschuß von außerordentlichem Umfange gewähre. Dieser Vorschuß kann nicht andauernd prolongiert und vergrößert, sondern er muß allmählich abgetragen werden. Mit der Produktion von Noten ist das Ernährungsproblem nicht zu lösen. Die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln ist nur zu organisieren, wenn parallel die Versorgung des Landes mit seinem Produktions- und Konsumptionsbedarf organisiert wird. Wenn die industriellen Arbeiter nicht für die Landwirtschaft produzieren wollen, werden sie verhungern. Die russischen Spuren schrecken.

D e r F a l l N a t h a n.

Ein staatliches Organ der Nahrungsmittelzwangswirtschaft, die „Reichsfischversorgung G. m. b. H.", wird von der Essener Staatsanwaltschaft wegen „Preistreiberei und Kettenhandel" belangt. Das klingt nach bösartiger Korruption. Ob Korruption dabei ist, wird sich erst durch die Untersuchung herausstellen; für die Unbeflecktheit der zahllosen Wirtschaftsstellen und Kriegsgesellschaften kann schließlich keine Aufsichtsbehörde die Gewähr übernehmen. Das jedoch, was der Essener Staatsanwalt im Auge hatte, als er den Herrn Nathan verhaften ließ, scheint keine Korruption zu sein, sondern ein geschäftlich-administratives Verfahren, das zwar nicht erfreulich, aber der Zwangswirtschaft eigentümlich und in ihrer Praxis unvermeidlich ist.

Wo Zwangswirtschaft durchgeführt werden soll, kann es nur genehmigten, kontrollierten, keinen freien Handel geben. Freier Handel stört die Preisbildung und die Absatzregelung der Zwangswirtschaft; er stört auch, wenn die Bedarfsdeckung aus dem Auslande erfolgt, die planwirtschaftliche Begrenzung des Valutaaufwands für die Importe der betreffenden Warengattung. Er ist darum verboten und strafbar. Die Strafe besteht — dem Sinne und den Absichten der Zwangswirtschaft entsprechend — vor allem in der Beschlagnahme der Ware, mit der zu Unrecht gehandelt werden soll. Die Uebernahme erfolgt — ebenfalls durchaus sinngemäß — zu einem niedrigen Strafpreise. Das Risiko des Verlustes soll den wilden Handel abschrecken; ohne dies Risiko wäre das Geschäft lohnend, wenn die Ware auch nur in einem oder zweien von zehn Fällen der Beschlagnahme entginge. Der Preisabzug kommt natürlich nicht den zufälligen Käufern des betreffenden Warenpostens zugute, sondern der Gesamtkalkulation der Zwangswirtschaftsorganisation.

Wenn Beschlagnahme und Verkauf kurz nacheinander am gleichen Orte erfolgen, so kann äußerlich freilich der Eindruck der Preistreiberei entstehen. Er würde sofort verschwinden, wenn der volle Erwerbspreis vergütet, daneben aber eine Strafe im Betrage von soundsoviel Prozent dieses Preises erhoben würde, was sachlich genau das gleiche wäre.

Das Unmoralische liegt nicht in der einzelnen Strafpreisfestsetzung. Es liegt darin, daß die Zwangswirtschaft Delikte schafft, die tausendmal straflos begangen und nur hundertmal geahndet werden. Auf einen bestraften Schieber kommen Dutzende, die ungestört verdienen. Das ist ärgerlich für die, die Pech haben. Aber dafür kann Herr Nathan nichts. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

DIE SIEDELUNG

Stoff zu einer politischen Komödie.

In Oranienburg soll eine Kleinhaussiedelung erbaut werden. Alles ist dafür, Sozialisten wie Bürgerliche. Es fehlt an den nötigsten Wohnräumen, die Kleinhäuser sind unerläßlich, ihre schnelle Errichtung dringend. Die Stadtverordnetenversammlung, aus 18 Bürgerlichen und 18 Sozialisten bestehend, ist eines Sinnes.

Jedoch: der Bürgermeister will die Siedelung, sagen wir, im Osten errichten, die Sozialisten, sagen wir, im Westen. Harte Qual: 18 stehen gegen 18.

Der Bürgermeister, schlau, begibt sich zu einem sozialistischen Stadtverordneten, der eine Tischlereigenossenschaft leitet. Er stellt ihm für 120 000 Mark Aufträge für seine Genossenschaft in Aussicht, erläutert ihm nebenbei die Vorzüge und Vorteile der Errichtung der Siedelung im Osten und bittet den Sozialisten, der nächsten Stadtverordnetensitzung fernzubleiben. Dann stünden 18 gegen 17. Der Sozialist erklärt, er wolle sich die Sache überlegen.

Zweiter Akt: Der Sozialist berät den Fall mit seinen Genossen. Es wird beschlossen, den Bürgermeister hineinzulegen. Der Genossenschaftstischler solle auf des Bürgermeisters Plan eingehen und erklären, er bleibe der Sitzung fern, aber er persönlich müsse 25 000 Mark erhalten. Der Bürgermeister soll zugestimmt und den Sozialisten für den nächsten Tag zu sich bestellt haben.

Inzwischen aber scheint auch der Bürgermeister das Bedürfnis gefühlt zu haben, die Gegenseite hineinsausen zu lassen. Er bestellte seinen Parteigenossen zu der intimen Unterhaltung und ließ ihn feststellen, daß der Sozialist, der sich auch seinen Zeugen mitgebracht hatte, 25 000 Mark von ihm verlangt habe.

Dritter Akt: Der Bürgermeister geht in seine Fraktion und schildert den Fall, wie er ihn sieht. Und der Sozi ging in seine Sitzung und schildert ihn anders. Resultat der beiden Darstellungen: Die 18 ergrimmten wider die 18. Wütende Stadtverordnetensitzung. Anzeige gegen den Bürgermeister wegen Bestechungsversuches, Anzeige gegen die zwei Sozialisten wegen verleumderischer Beleidigung.

Der Ausgang der Prozesse interessiert nur die Oranienburger.

Das Tage-Buch aber stellt fest, daß die so dringend nötige Siedelung inzwischen weder im Osten noch im Westen beschlossen, geschweige denn gesichert oder gar begonnen wurde.

Aber die Parteien haben Stoff zur Agitation bekommen.

Die Siedelung? Wer denkt denn wirklich an die Siedelung?

DIE TAXE DER PLATONIKER

In den Wagen der Berliner Untergrundbahn kleben kleine rote Zettel (wie man sie ehedem auf den Pariser Boulevards heimlich in die Hand gedrückt bekam), auf denen wird zum Besuch der Schönheitstänze der Schule Celly de Reidt eingeladen: „Karten von 5 bis 250 Mark, telephonisch zu bestellen im Sekretariat Celly de Reidt, Neue Bayreuther Straße Nr. . . ., Telephon: Amt Südring Nr. . . ."

Es existieren also Berliner Schieber, die für den bloßen, sehr bloßen Anblick von einigen Tänzerinnen 250 Mark bezahlen und es so dringend haben, daß sie sich den Platz telephonisch in der Bayreuther Straße Nr. . . . sichern müssen? . . . Es gibt eben doch noch Platoniker in Berlin.

GOETHES GESPRÄCHE

Lieber Wolfgang Goetz, Ihre Mahnung „Goethe und sein Volk" in Nr. 4 des „Tage-Buchs" ist mir so heftig in die Nase gestiegen, Kulturaffenschande haben Sie gesagt, daß ich sofort „Goethes Gespräche" von Biedermann bestellt habe.

Zur Entschuldigung: Obwohl ich nicht Mitglied der Goethe-Gesellschaft — ich bin kein Gesellschaftsmensch —, hatte ich dennoch keine Ahnung, daß der alte Biedermann noch in 1000 Exemplaren beim Verleger zu finden sei. Ich besaß nur die von Deibel und Gundelfinger im Insel-Verlag herausgegebene Auswahl, die übrigens vortrefflich ist. (Nebenbei: die 3. Auflage dieser Auswahl ist vergriffen. Sie tun dem Volk der Dichter und Denker bitter Unrecht.)

Jetzt aber, lieber Wolfgang Goetz, muß ich ungemütlich werden. Sie erzählten, ganz beiläufig, daß diese fünf Bände Biedermann 25 M. kosteten. Na, schön, dachte ich, das kannst du dir leisten, wenn du einen Monat lang täglich zwei Zigaretten weniger rauchst.

Durch Bücherkäufe (ich kaufe nämlich Bücher! Was soll man tun? Wenn die lieben Leser keine Bücher mehr kaufen, müssen die Schriftsteller sich gegenseitig ihre Werke abkaufen. Klar. Nicht?) also durch Bücherkäufe mißtrauisch und kopfscheu gemacht, rechnete ich wohl mit einer Preiserhöhung, denn an Ihre 25 Märker glaubte ich nicht eine Sekunde lang. (Sie kaufen keine Bücher, mein Lieber?!) Jedoch, kalkulierte ich, da Hesse & Becker noch 1000 Exemplare liegen haben, wird der Teuerungszuschlag nicht übermäßig sein. Alte Ladenhüter, nicht? Und wer kauft wirklich Goethes Gespräche? Hand aufs Herz.

Lieber Wolfgang Goetz, nun aber werde ich grob. Der Biedermann, in Halbfranz, kostet jetzt 150 Mark. Sie verstehen nicht? Jawohl, 150 Mark. Dazu 20 Prozent Sortimenterzuschlag (der Zuschlag kann einen heutzutage beim Bücherkauf treffen) macht 180 Mark. Da gibt's gar keine Kokolores, lieber Herr. 180 Mark!!

Sie haben mich fein hereingeritten! Prost Neujahr! Ich muß das Zigarettenrauchen aufgeben, um meine deroutierten Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Na, mir soll noch einer mit Biedermännern kommen und große Sprüche von Kulturaffenschande machen!

Eigentlich wollte ich noch viel bösartiger und gereizter gegen Sie sein, aber Sie haben Glück, Wolfgang Goetz. Ich las nämlich soeben Ihre wunderhübsche Geschichte „Clotilde und ihre Offiziere" (die kostet wirklich nur 4,50 Mark. Auf mich kann man sich verlassen!) und war so entzückt, daß meine Verzweiflung über den Reinfall mit Goethes Gesprächen diese so überaus gemäßigten Formen angenommen hat. Ihr sehr ergebener

Ludwig Wolff.

DER KUNSTSAMMLER ALBERT INA

Im „Acht-Uhr-Abendblatt" war am 14. Februar folgendes zu lesen:

„Aus Wien wird uns telegraphiert: Französische Kunstgelehrte des Louvre machen seit einigen Tagen in der berühmten Wiener Kunstsammlung Albert Ina Studien. Man glaubt, daß es sich um die Verpfändung der Albert Inaschen Kunstsammlung handelt. Die Sammlungen Albert Ina wurden noch vor dem Kriege auf 60 bis 80 Millionen Kronen geschätzt. Der Wert ist aber inzwischen um das Vielfache gestiegen. Der Verlust der Albert Inaschen Sammlung wäre für das Kunstleben Wiens unersetzlich."

Das „Acht-Uhr-Abendblatt", sonst erotischen Problemen nicht abgeneigt, übersieht nur eins: der berühmte Kunstsammler Albert Ina, von dem hier so oft die Rede, ist weiblichen Geschlechts. Die Kupferstichsammlung und die Handzeichnungen gehören zu einer Dame, der bekannten Kunstsammlerin — Albertina in Wien.

VIKTOR BARNOVSKY

hat vor seinem Ende — auch im Deutschen Künstlertheater sind seine Tage gezählt — in der „Schaubühne" mit stilistischer Unterstützung des Herausgebers festgestellt, daß ich ihn in Briefen einmal als lieber oder geehrter Herr angeredet habe, daß ich in Gesellschaft nicht unhöflich gegen ihn gewesen sei, und daß ich eine oder die andere Aufführung bei ihm sehr gut gefunden habe. Ein homme à femmes ist zu mehr Hirnschmalz nicht verpflichtet. Seine moralische Persönlichkeit offenbart er in der Andeutung, ich hätte ihm Kinogeschäfte vorgeschlagen. In Wahrheit hat mir Reinhardt einmal geklagt, er könne nicht mehr proben, weil die Schauspieler täglich vom Film abkommandiert werden, ich möchte doch mit Rickelts Hilfe rettende Organisation schaffen. Ich wollte helfen, aber eben die Notwendigkeit, mit dem homme à femmes zu verhandeln, verscheuchte mich schnell. Darunter leidet das Berliner Theater noch heute. In einer Nachschrift erzählt Barnovski oder sein Herausgeber, ich hätte ihn für würdig befunden, ein geplantes, leider noch nicht vollendetes Stück „Eckermann" betitelt, im Lessingtheater aufzuführen. Hier offenbart sich der homme à femmes als allzu dummer Schwätzer, denn von meinem „Eckermann" besteht nichts als ein andeutender Entwurf, den ich vor fünf oder sechs Jahren ins Notizbuch eingetragen habe, der aber heute noch als Entwurf in meiner Schublade liegt. Kein Theaterdirektor, kein Bühnenagent hat je eine Zeile dieser Skizze gesehen, am wenigsten der homme à femmes, eben weil es sich um ein im Vaterleib kaum geborenes, vermutlich längst wieder gestorbenes Kind handelt. Wenn jeder Einfall, den ich mal im Gespräch äußerte, zu einer Aufführung käme, wäre ich öfter gespielt als Sudermann plus Georg Kaiser.

st. gr.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

S · ÖSTERREICHISCHE PROBLEME

In Salzburg haben die Vertreter der österreichischen Kronländer — Verzeihung, der Länderrepubliken — über die künftige Verfassung des „Gesamtstaats" beraten. Man stritt um die Frage, die auch bei uns — trotz Weimar und Erzberger — noch nicht genau und endgültig beantwortet ist: Einheitsstaat oder Bundesstaat. Die Mandatare der bürgerlich-bäuerlichen Parteien waren alle für den Bundesstaat. Die Sozialdemokraten sind, unter Wiener Leitung, von Haus aus für den Einheitsstaat. Aber es gab eine Anzahl Partikularisten und Opportunisten unter ihnen, die schließlich doch — mit Vorbehalten oder auch ohne solche — für den Föderalismus stimmten.

Bekanntlich liebt man es bei solchen Erörterungen, die meist sehr nüchternen Beweggründe, von denen man sich leiten läßt, ideologisch zu verbrämen. Die Partikularisten erklären, nachdem die Dynastie mit ihrer zentralistischen Bürokratie verschwunden sei, hätten die von ihr eroberten und erheirateten Länder die „ursprüngliche Souveränität" wiedererlangt. Die Unitaristen bestreiten das. Im alten Oesterreich mühte man sich mit dem ungarischen und mit dem tschechischen Staatsrechte ab. Im neuen Rumpfstaate wird das tirolische, das vorarlbergische und das kärntnerische Staatsrecht zur Debatte stehen. Vermutlich mit dem gleichen praktischen Erfolge.

Die Unitaristen verkünden, daß der Einheitsstaat die höhere und leistungsfähigere Form sei. Aber dies Argument wird auf die Salzburger Kleinbürger schwerlich mehr Eindruck machen als es drüben, jenseits von Freilassing, auf die heimischen Bauern macht. Bei der sozialen Schichtung, die in den Alpenländern herrscht, ist die Neigung, über den eigenen Kirchturm hinauszusehen, von vornherein recht gering. Wenn man das aber schon tut, dann schaut man nicht nach Wien, sondern in eine ganz andere Richtung. In den letzten Wochen sind Abgesandte vom Süddeutschen Verband katholischer Arbeitervereine im ganzen Salzburgischen Land herumgereist und haben überall, auch an den kleinsten Orten, „Anschlußversammlungen" abgehalten. Sie schilderten, wie groß und mächtig der Verband sei, der sie hergeschickt habe, und sie wiesen darauf hin, daß man von ihm ein weit höheres Sterbegeld bekomme, als der Arbeiterverein von Taxenbach seinen Mitgliedern bisher zu zahlen imstande gewesen sei. Das begriffen die Leutchen, und ein Ortsverein nach

dem anderen trat geschlossen dem Süddeutschen Verbande bei. Die „überlegene Leistungsfähigkeit der größeren Einheit" wirkte. Aber nicht im Wiener Sinne.

Es dreht sich bei dieser ganzen Frage nicht um staatsrechtlichen Fortschritt oder Rückschritt. Es dreht sich einfach darum, ob die paar deutschen Länder, die aus der Liquidationsmasse Altösterreichs übrig geblieben sind, künstlich zentripetal um einen Mittelpunkt organisiert werden können, der für sie kein Mittelpunkt ist, oder ob man ihnen erlauben muß, zentrifugal nach anderen Attraktionsrichtungen auseinanderzustreben, wobei Wien und seine Umgebung im toten Winkel liegen bleiben.

In Salzburg ist ja nicht allzu viel von Wien geredet worden. Aber im Hintergrunde der Debatte stand doch immer das Problem der Reichshauptstadt, die in ihren Dimensionen und in ihren Ansprüchen so wenig zum „Reiche" paßt. Während des Krieges und nach der Revolution hat Wien den Haß der Provinz in fast noch höherem Maße auf sich geladen als Berlin. Während des Krieges war Wien der Sitz der lästigen Militär- und Zivilbürokratie, der das Land widerwärtig bevormundenden Kriegswirtschaftszentralen; es war das Zentrum der Schieber und Hamsterer, die auf Kosten der Provinz verdienten und die Preise in die Höhe trieben. Heute ist es die Stadt mit dem nicht zu sättigenden Riesenmagen, für deren Ernährung der ganze Staat fortgesetzt kolossale Schulden machen muß; die Stadt, für die in der Hauptsache das Papiergeld produziert und durch die Ueberproduktion immer mehr entwertet wird, die Stadt der polnischen Juden, der Schieberbörsen und — nicht zuletzt — der Soziherrschaft. Wien fordert und verzehrt, aber es bietet nichts. Wien ist Ballast.

Berlin ist immerhin noch bis zu einem gewissen Grade wirtschaftlicher Mittelpunkt, Zentrum wichtiger Verkehrsströme, Industriesitz von sehr beträchtlicher Bedeutung. Aber Wien?

Die Innsbrucker Handelskammer hat kürzlich eine wirtschaftspolitische Programmschrift veröffentlicht. „In der alten Monarchie", heißt es da, „arbeitete die Tiroler Industrie unter ungünstigen Verhältnissen; am Westende des Reiches gelegen, mußte sie die Roh- und Betriebsstoffe von weit her beziehen . . . . . Andererseits war sie beim Absatze ihrer Erzeugnisse vielfach auf die weitabliegenden Handelszentren Wien, Prag und Budapest angewiesen, hatte daher gegenüber der günstiger gelegenen Konkurrenz den Nachteil doppelter Frachtkosten . . . . . Infolge der nunmehr geänderten staatlichen Verhältnisse ist Tirol aus seiner abseits gelegenen Stellung herausgerückt."

Auf die knappste Formel gebracht, bedeutet das: Tirol orientiert sich (zunächst wirtschaftspolitisch) in der Linie Kufstein—Ala. Es kann auch gar nicht anders.

Salzburg fühlt sich schon heute als wirtschaftliches Anhängsel Bayerns; nur von dort kann es vorläufig das Getreide bekommen, das es als Viehzüchterland braucht. Vielleicht wird später wieder Korn und Mehl aus Ungarn oder aus Rumänien zu haben sein. Aber auch dann wird der Chiemgau, werden Rosenheim und München den Salzburgern näher liegen.

Steiermark und Kärnten sind verkehrswirtschaftlich nach Neuitalien, nach Jugoslavien und nach Ungarn orientiert — nicht nach Wien. Das große Eisenunternehmen Steiermarks, die Alpine Montangesellschaft, ist ja bereits italianisiert.

Ja, sagen die Wiener Unitaristen, die verkehrswirtschaftliche Orientierung darf im neuen Oesterreich nicht dominieren. Sonst strebt alles auseinander und das Ganze zerfällt. Tirol und Salzburg kommen dabei schließlich zu Deutschland — gut. Aber Steiermark beispielsweise und Kärnten liegen in der Attraktionssphäre nichtdeutscher Staaten. Oberösterreich liegt im Schatten Böhmens. Und was soll aus Wien und Niederösterreich werden?

In der Tat — was soll mit Wien und Niederösterreich geschehen? Soll es, vielleicht zusammen mit Oberösterreich und bestenfalls auch noch mit Steiermark, zum Anhängsel Ungarns werden (während doch dieses die Brücke zwischen Deutschland und dem Balkan bilden sollte). Soll aufs neue die Verkoppelung der Donaudeutschen mit den — national und politisch viel stärkeren — Magyaren die Einigung des deutschen Volkes hindern? Jetzt, wo keine Türkengefahr mehr solches Zusammenschmieden rechtfertigt!

Aber für den Einheitsstaat St. Germainer Prägung ist damit freilich noch gar nichts bewiesen und gewonnen. Denn einmal werden sich die westlichen Alpenländer auch mit den kräftigsten Beschwörungsformeln nicht mehr zu Wien bekehren lassen. Außerdem ist auch der Einheitsstaat, der vom Arlberg bis vor Preßburg reicht, nicht stark genug zur Selbständigkeit. Er wird Annex Ungarns oder Glied eines das Deutschtum zerschneidenden und abriegelnden Donaubundes.

Der Streit um österreichischen Föderalismus oder Unitarismus ist fruchtlos. Denn die Lösung des österreichischen Problems kann überhaupt nicht österreichisch, sie m u ß großdeutsch sein.

RICHARD DEHMEL

OFFENER BRIEF AN DIE WELTFRIEDENSPREDIGER

Von seinem Krankenbett aus übersandte mir Dehmel diesen offenen Brief für die erste Nummer des „Tage-Buches". Dann kam eine Bitte, ihm das Manuskript zurückzuschicken, weil er, so unbedingt er an dem Ganzen des Briefes festhielt, die Worte über den Dichter Rolland umändern wollte. Der Gedanke, einem Mitmenschen unrecht zu tun, quälte ihn. Doch hat ihn dieser offene Brief, seine letzte politische Kundgebung, bis zum Tode beschäftigt, und er hat die Veröffentlichung gewünscht. So übergebe ich das Manuskript in der ursprünglichen, unverbesserten Fassung der Oeffentlichkeit. St. Gr.

Lieber Professor Nicolai!

Sie schreiben mir, daß Romain Rollands Aufruf zum friedlichen Zusammenschluß aller geistigen Weltbürger von sehr vielen der 93 deutschen Gelehrten und Künstler unterschrieben worden sei, die am Anfang des Krieges den berüchtigten Abwehrschrei „Es ist nicht wahr" hinausposaunt hatten, und Rolland sei eigentlich ein wenig traurig, daß er fast mehr solche als andere Unterschriften aus Deutschland bekommen habe; auch meine er, daß es für viele doch gar zu leicht sein würde, durch diese Unterschrift die ganzen letzten fünf Jahre vergessen zu machen. Mir ist das weiter nicht verwunderlich; die meisten Menschen sind Windfahnen. Etwas mehr hat es mich gewundert, daß Rolland meine Ausnahmestellung ausdrücklich anerkennt, indem er Ihnen schreibt, daß „auch diejenigen die Loyalität eines Mannes wie Dehmel achten müssen, die seine Haltung während des Krieges beklagt haben." Da er nämlich dann weiter schreibt, daß es „sehr nützlich sein würde, wenn Dehmel mit dem Freimut, der ihm eigen ist, uns offen sagte, was ihn die Erfahrung dieser fünf Jahre gelehrt hat und wo sein Geist jetzt angelangt ist, — dann müßte man, ob man sich verständigen könne, und das würde eine große Bedeutung für die Welt haben" — da klingt doch recht vernehmlich die Hoffnung durch, daß ich mich vielleicht auch noch nach dem Wind drehen werde.

Ich habe mich trotz alledem sehr über Ihren Brief gefreut, auch über Rollands Liebeswerbung; es gehört schon allerlei Herzensgüte dazu, so freundlich an jemand heranzutreten, den man für einen Gegner hält. Dieser Gegner bin ich aber in Wahrheit gar nicht. Hätten Sie mein Kriegstagebuch „Zwischen Volk und Menschheit" gelesen oder mein Drama „Die Menschenfreunde" oder auch nur mein „Kriegsbrevier", dann würden Sie das vermutlich wissen. Ich könnte also, wollte ich bockbeinig sein, Ihnen wie Rolland kurz erwidern: lesen Sie gütigst doch meine Bücher! Aber das wäre vielleicht zu

viel verlangt von zwei so vielbeschäftigten Mitmenschen. Auch wäre es keine Antwort auf die Gewissensfrage, warum ich Rollands Aufruf nicht unterschreiben will.

Nun, zunächst aus einem persönlichen Grund: ich möchte nicht ein zwar landläufiges, aber trotzdem falsches Urteil über mich unterstützen. Ich bin zu Unrecht in den Ruf gebracht worden, den auch Sie in Ihrem Brief wieder anstimmen, daß ich zu denen gehöre, die „seinerzeit kriegsbegeistert geschrieben haben". Wenn ich also jetzt, nach dieser Beschuldigung, einen grundsätzlich kriegsgegnerischen Aufruf unterschreibe, würde ich mich der neuen Mißdeutung aussetzen, daß ich „pater peccavi" sagen wolle, während ich mir durchaus nicht bewußt bin, in dieser Hinsicht etwas pecciert zu haben. Denn ich bin niemals „kriegsbegeistert" gewesen, habe den Krieg stets als unmenschlichen Wahnsinn betrachtet, als eine unvernünftige Bürde tierischen oder göttlichen Ingrimms, von der sich die Menschheit hoffentlich einst befreien wird, und habe das auch stets bekannt. Aber es ist sehr zweierlei — und hier geht der persönliche Standpunkt schon auf den sachlichen über — es ist innerst und äußerst zweierlei, wie man sich zu einem idealen Freiheitsziel und zu einer realen Zwangslage stellt.

Diese völlig verschiedenen beiden Gorgonenhäupter scheren die Herren Prinzipienreiter, sowohl die Friedens- als die Kriegsapostel, fortwährend über einen Kamm, und solche Selbsttäuschung überspannter Idealisten kann und will ich nicht mitmachen. Dadurch, daß der Kriegszustand eintrat, hatte sich die gebildete Menschheit tatsächlich doch selbst außer Kraft gesetzt, und die rohen Kräfte der Völker stellten sich somit auf die Probe. Mich dabei abseits zu stellen, widerstrebte einfach meinem natürlichen Mitgefühl, nicht etwa bloß meiner nationalen, sondern noch mehr meiner sozialen und religiösen Gesinnung. Ich war schicksalsbegeistert, nicht kriegsbegeistert. Ich habe diese Not freudig auf mich genommen, wie ich aus jeder Not eine Tugend zu machen suche, und so sprach ich auch meinem Volk frohen Mut zu. Denn es war mir einerseits selbstverständlich, daß dies ein Krieg um den Weltfrieden sei, der erste Akt der kosmopolitischen Revolution; andererseits aber durchaus nicht selbstverständlich, daß gerade das deutsche Volk dazu da sei, sich um der künftigen Menschheit willen von den sehr gegenwartsbeflissenen anderen Völkern untertänigst übers Ohr hauen zu lassen.

Und das ist auch heute noch meine Meinung. Wenn irgendein Deutscher seinen Namen unter den Aufruf Rollands setzt, dann bedeutet das etwas wesentlich anderes, als wenn ein Franzose oder Engländer oder Yankee es tut. Wenn die unterschreiben, sieht die

siegreiche Mitwelt darin die großmütige Gönnerhand. Unsere Unterschrift dagegen wird wieder bloß — sogar von Rolland selbst, wie Ihr Brief bekundet — als Armsünderbekenntnis ausgelegt, und zwar nicht bloß im persönlich-moralischen, sondern obendrein in einem sachlich politischen Sinn, der noch beträchtlich falscher ist, denn die Wortführer des deutschen Geistes haben sich gegen den Geist der Menschheit keineswegs mehr versündigt als die ausländichen, sondern ein gut Teil weniger; ich erinnere nur an die wüsten Hetzereien der Annunzio, Maeterlinck, Kipling, Verhaeren, wie sie kein einziger Dichter gleichen Ranges bei uns in die Presse gegeben hat. Das unablässige Entrüstungsgeschwätz über den Verteidigungsquatsch der 93 wird nachgerade zur abgeschmackten Posse; jedermann weiß doch, wie Hals über Kopf solche Unterschriften gesammelt werden, noch dazu in solcher erregten Zeit. Bei ruhiger Ueberlegung muß ein geistvoller Mensch, der nicht böswillig ist, sich doch sagen, daß es auf faulen Zauber hinausläuft, auf ein fadenscheiniges X für U, die wirklichen Vorkämpfer des geistigen Deutschland für diese Dutzendprofessoren verantwortlich zu machen oder gar für die preußischen Staatsanwälte und sonstige Regierungsbonzen.

Wir geistig schöpferischen Deutschen haben uns in den Friedensjahren gegen diese Sippschaft stets aufgelehnt, haben nach Menschenmöglichkeit für die gegenseitige Verständigung der Völker gewirkt (mir z. B. bot man im November 1912 sogar den Vorsitz des Pariser Kongresses „pour mieux se comprendre" an, was ich leider aus Geldmangel ablehnen mußte) — und eben nur die gewaltige Schicksalsnot hat uns dann die schreckliche Kameradschaft mit unseren eigenen Gewalthabern gegen die fremden Vergewaltiger aufgedrängt. Auch heute noch drängt sie uns dazu, wenigstens jeden deutschen Kosmopoliten, der nicht Vogel-Strauß-Politik treiben will; denn bei uns beginnt die neue Regierung immerhin Vernunft anzunehmen, keineswegs aber bei den Entente-Nationen. Man hat uns mit zu harter Rute belehrt, daß die paar hundert Literaten, die es in den uns feindlichen Ländern mit dem Weltfrieden ehrlich meinen, nicht den geringsten Einfluß auf ihre Regierungen haben; bei uns zum Unglück beträchtlich mehr. Die einzig richtige Antwort auf Rollands Aufruf hätte von unserer Seite s o lauten müssen:

Mit deinem Ziel, lieber Mitmensch, sind wir längst einverstanden, sind viele Jahrzehnte lang dafür eingetreten, werden unseren Weg dahin auch weiter verfolgen, aber dein Weg ist für uns zurzeit unbeschreitbar. Bitte sorge mal erst in Frankreich dafür und in den anderen Gewaltfriedensreichen, daß man sich dort mit unserem geistigen Wesen und Schaffen genau so liebevoll vertraut macht, wie man bei uns eure Geisteserzeugnisse seit je gewürdigt und ein-

gebürgert hat; dann werden wir über gemeinsames Vorgehen mit größtem Vergnügen reden können. Bis dahin müssen wir leider befürchten, daß wir immer wieder, wie seit Jahrhunderten, bloß als kulturpolitisch gegängeltes Vorspann für euren finanzpolitischen Staatswagen dienen sollen, den ihr selber unbewußt schieben helft. Außerdem scheint es uns für einen Weltfriedensmann eine etwas gar zu Überhebliche, also zum Streit herausfordernde Behauptung, daß der Geist bei allen Kriegsteilnehmern in kläglicher Weise versagt habe; als ob nur Tolstoi, Bertha v. Suttner, Alfred Fried und ähnliche unbedingte Friedensanwälte geistbegnadete Menschen wären, nicht auch mancher bedingte Kriegsfürsprecher, wie z. B. Nietzsche, Hegel, Luther, Loyola, und zuweilen sogar — der Herr Jesus. Die bedenklichsten Knotenpunkte der Völkerentwicklung hat doch bisher nur das Schwert lösen können; und ob die Friedenspalme jemals in der Großstaaten-Politik bessere Früchte zeitigen wird als den jesuitischen Humbug des Herrn Wilson, das ist jedenfalls abzuwarten.

Daß der Glaube an den guten Geist der Menschheit unser ewiger Leitstern bleibt trotz aller allzu menschlichen Augenblickssünden, das ist zwischen geistigen Menschen doch wohl selbstverständlich, bedarf also eigentlich nicht der Rede. Daß sich aber die große Herde der Ungeistigen durch eine öffentliche Erklärung, wie sie Rolland jetzt von mir wünscht, oder überhaupt durch gutes Zureden diesem Glauben zutreiben lasse, das könnte vielleicht menschenmöglich sein, wenn nicht — die bösen Leit- und Streithämmel wären. Ich halte es, offen gestanden, für ganz unmöglich; schon in Anbetracht des natürlichen Unterschiedes zwischen Rollands und meinen Wirkungsmitteln, der nur ein Beispiel unter vielen anderen ist für die unvereinbaren Widersprüche zwischen den führenden Persönlichkeiten (sogar auch z. B. zwischen Marx und Lassalle). Rolland ist ein Lehrer und Prediger in dichterischer Verkappung; ich bin Dichter. Ich glaube deshab nicht daran, daß man durch äußere Einrichtungen (Friedensgesellschaften, Schiedsgerichte, Völkerbünde u. dergl.) die menschlichen Leidenschaften veredeln kann, sondern nur durch die innere Richtung, die von edeln Vorbildern ausgeht. Gute Lehren und schöne Predigten wirken aber nicht vorbildlich, sondern höchstens der Mensch, der dahinter steht, und der fällt bald der Vergänglichkeit anheim. Auf die Zeitgenossen zwar wirken die Friedensprediger ebenso erfolgreich wie die Kriegsprediger, manchmal sogar erfolgreicher, aber ihre Wirkung auf die Nachwelt war bis jetzt gleich Null, wie die Weltgeschichte beweist; hätte Jesus nichts weiter getan als Frieden gelehrt, würde heute kein Hahn mehr nach ihm krähen. Die Ausbildung der Mitgefühle durch die bleibenden Vorbilder reiner

Dichtung (z. B. durch die wunderbar lebensvollen Parabeln Jesu und die Legende seines erhabenen Todes) ist freilich sehr viel langsamer und unmerklicher vor sich gegangen, dafür aber doch etwas gründlicher; und das wird meines Erachtens ewig so bleiben, weil eben nur die vorurteilsfreie Dichtung allen Gefühlen gerecht zu werden vermag.

Ich lege deshalb auch wenig Wert darauf, mich den Zeitgenossen zu erklären und ihnen immerfort öffentlich Rede zu stehen; hoffentlich genügt dieser offene Brief, um mir solche wohlgemeinten Aufforderungen ein für allemal fernzuhalten. Ich habe mich in meinem Kriegstagebuch schon reichlich lehrhaft über all das geäußert; und die Wirkung dieser meiner einzigen Schwatzmichelei läßt mir keinen Zweifel darüber, daß mich gewisse Parteidoktrinäre, Friedenshetzer wie Kriegshetzer doch nach wie vor mißdeuten werden. Wenn dagegen aus meinen Dichtungen wahrhaft lebensvolles Mitgefühl aufklingt, werden sie weiterwirken ins Leben, sei es auch nicht von heute auf morgen. Wenn Sie und Rolland den Glauben haben, daß Sie mit Ihren Aufklärungsschriften Ihr menschenfreundliches Ziel wirklich rascher erreichen, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück dazu.

Mit den besten Grüßen Ihr ergebener

Dehmel.

RICHARD DEHMEL

DREI SPRÜCHE

WAHRSPRUCH

Ob wir verdienen, daß wir glücklich sind?
Was zweifelst du! Verdienst du, gut zu sein?
Durch Zweifel wird das wahrste Wesen Schein.
Glück ist des Menschen schönste Tugend, Kind;
Wer glücklich ist, verdient's zu sein.

MAXIME

Mensch, was dir leicht fällt, das nimm schwer!
Natur gibt viel; entnimm ihr mehr!

GUTER RAT

Nur kein törichtes Ereifern,
wenn die Wichte dich begeifern.
Diese Kautschukmännlein fliegen
mannshoch, wenn sie Hiebe kriegen;
laß sie lügen, laß sie liegen.

Colin Roß ist vor kurzem nach Südamerika ausgewandert. Bevor er übers Meer ging, hat er seine Erinnerungen an das Kriegsende und an die ersten Tage der Revolution niedergeschrieben. Aus diesen Blättern stammen diese Aufsätze.

Kampf der Fraktionen.
Richard Müller und Molkenbuhr.

Unsere Beratungen in der Reichskanzlei wurden fortwährend durch Boten aus den verschiedensten Teilen der Stadt unterbrochen, die bald hier, bald dort von Kämpfen, dem Auftreten kaisertreuer Truppen — besonders handelte es sich dabei um Kavallerie — usw. berichteten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch den Grafen Metternich kennen. Es erschien mit einemmal ein Soldat, eine hohe Erscheinung, die trotz des schmutzigen Soldatenmantels den eleganten Kavalier und Kavallerieoffizier nicht verleugnen konnte. Der Neuangekommene stellte sich als Graf Metternich und Kommandeur der Matrosen-Abteilung im Schloß vor. Ich kam später ausführlich mit Metternich ins Gespräch, und er erzählte mir, daß er ins Schloß gegangen sei und dort den Matrosen eine Rede gehalten hätte, und daraufhin hätten ihn diese zum Kommandeur gewählt. So leicht war es, in diesen Tagen Kommandeur zu werden, aber schließlich war ich ja selbst auch nicht viel anders Mitglied des Vollzugsrats geworden.

Graf Metternich war augenscheinlich in der gleichen Lage wie ich. Sein freiheitliches Empfinden mochte ihn in das Lager der Revolution getrieben haben, und der Wunsch, die Ordnung und öffentliche Sicherheit vor überradikalen Strömungen zu sichern, führten ihn zu den revolutionären Matrosen.

Trotzdem wir beide als revolutionäre Offiziere in der gleichen Lage waren, wurde ich auch ihm gegenüber ein Gefühl des Mißtrauens nicht los: „Meinst du es wirklich ehrlich mit der Sache des Volkes, oder machst du nur mit, um die Macht der Reaktion wieder in die Hände zu spielen?" Und er mochte dasselbe denken, oder dachte er im Gegenteil: „Meinst du es ehrlich mit der Sache unserer gemeinsamen Gesellschaftsschicht, oder bist du wirklich Revolutionär und Sozialist?" Niemand konnte dem andern wirklich restlos trauen, und ich wollte doch, daß ein Band gemeinsamen Vertrauens, gemeinsamer Arbeit das ganze Volk umschlingen möge. Etwas lag doch das Gefühl in der Luft, daß wirklich eine ganz neue, ganz andere Zeit angebrochen sei.

Aber jetzt heißt es vor allem, den ins Stocken geratenen militärischen Apparat wieder in Gang zu bringen. Tief bedaure ich jetzt, daß ich nicht dennoch mit allen Mitteln versucht hatte, meinen Plan vom Sommer durchzuführen und ein Netz von revolutionären Ver-

trauensleuten in allen Aemtern der militärischen Stellen zu schaffen, dann könnte jetzt überall der Betrieb weitergeführt oder kontrolliert werden von Persönlichkeiten, auf die man sich verlassen kann. Das System der Soldatenräte, die jeder Stelle als Kontrollorgan beigegeben sind, ist doch nur ein sehr kümmerliches Hilfsmittel. Einerseits ist eine wirksame Kontrolle sehr erschwert und andererseits werden die notwendigsten Maßnahmen in unerträglicher Weise verzögert und verschleppt.

Nachdem sowohl Hindenburg wie der Kriegsminister sich der revolutionären Volksregierung zur Verfügung gestellt hatten, scheint die Sache verhältnismäßig einfach. Den Entschluß dieser Männer in allen Ehren. Unzweifelhaft hat Hindenburgs Erklärung, im Dienst zu bleiben, die größten Verdienste um die glatte Rückführung der Armee. Es ist auch schön, zu sehen, wie der Name Hindenburg auch unter den revolutionären Soldaten seinen guten Klang behalten hat. Und wenn in einer Versammlung von linksradikaler Seite Schmähungen gegen ihn laut werden wollen, erhebt sich sofort schärfster Protest.

Allein, ein schweres Bedenken bleibt doch. Beide Männer, Hindenburg wie Scheuch, haben doch vor der Revolution die Situation vollkommen verkannt. Wenigstens von Scheuch weiß ich persönlich, daß er sich jeder rechtzeitigen Reform in den Weg gestellt hat. Wie sollen sie jetzt die richtigen Methoden finden? Aus Erlassen Hindenburgs über die Soldatenräte, die Scheuch auch für das Heimatheer übernehmen wollte, ist zu ersehen, daß auch jetzt noch bei den maßgebenden Stellen jeder Gedanke einer großzügigen Neugestaltung fehlt und daß man von dem alten System, so gut es eben geht, möglichst viel retten möchte.

Darüber kann ja kein Zweifel sein, daß die Soldatenräte nur ein Notbehelf und eine Uebergangsmaßregel sein können. Alles käme darauf an, jene reaktionären Offiziere, ebenso wie jene Untüchtigen, die lediglich durch Protektion und Gunst in ihre Stellungen kamen und die so namenlose Schuld am Zusammenbruch trifft, möglichst rasch auszumerzen und sofort ein tüchtiges Revolutionsoffizierkorps aus den freiheitlichen Offizieren sowie aus tüchtigen Führernaturen aus dem Unteroffiziers- und Mannschaftsstande zu schaffen.

Es war mir nicht möglich, im Vollzugsrat eine neue Führerrangordnung aufzustellen und den Truppen neue Führer mit Kommandogewalt zu geben. Ja, es wurde sogar heftiger Widerstand dagegen geleistet, den Vorgesetzten oder Soldatenräten irgend welche Abzeichen zu geben. Lieber ließ man alles beim alten, duldete reaktionäre Führer, die vom Soldatenrat kontrolliert wurden und die, je nach ihrer Persönlichkeit, entweder bedeutungslose Puppen blieben oder mit der Zeit immer stärkeren Einfluß gewannen, als daß man die Schaffung einer wirklich neuen revolutionären, republikanischen

Armee geduldet hätte. Der Gegensatz zwischen Soldaten und Arbeitern war da und erschwerte, auch wenn er nicht klar zum Ausdruck kam, doch die gemeinsame Arbeit in außerordentlicher Weise.

Dazu kam noch erschwerend die Spaltung unter den Soldaten. Es zeigte sich, daß auch die Sitzung im Reichstag noch nicht die ganze Garnison erfaßt hatte und daß noch immer Sondervertretungen bestanden. Zum erstenmal kam dies zum Austrag, als wir uns mit dem Kriegsministerium wegen Fortführung der Geschäfte in Verbindung setzten.

Dort traf die Abordnung des Vollzugsrats, der auch ich angehörte, mit einer anderen zusammen. Als Göhre uns zu Scheuch führen wollte, bestanden wir darauf, die einzig richtige und wahre Vertretung der Soldaten zu sein.

Ich suchte mich gütlich mit der anderen Abordnung auseinanderzusetzen. Es kam ja nicht auf persönliche Interessen an, sondern darauf, endlich einmal die Garnison Groß-Berlins geschlossen in eine Hand zu bekommen, der sie folgte.

Die Abordnung bestand aus dem Gefreiten Kretschmar und Hauptmann Cooler. Die beiden Herren gehörten jenem Aktionsausschuß der Groß-Berliner Truppen an, der sich am Vormittag des 10. im Hof des „Vorwärts" auf Anregung von Wels gebildet hatte. Als ich den beiden Herren entgegenhielt, daß sich dieser Aktionsausschuß auf Grund der Erklärung seines früheren Vorsitzenden Molkenbuhr doch mit dem im Zirkus Busch und im Reichstag gewählten Vollzugsrat verschmolzen hätte, wurde mir geantwortet: „Molkenbuhr hätte ohne Auftrag gehandelt und der Aktionsausschuß bestehe weiter und betrachte sich auch fernerhin als die rechtmäßige Vertretung der Groß-Berliner Truppen."

Wir gingen also beide zu Scheuch, mit dem das Arbeitsprogramm vereinbart werden sollte. Da die Frage der rechtmäßigen Vertretung nicht geklärt war, kam nicht viel dabei heraus, und ich war in einiger Sorge wegen der ständigen Interessenkämpfe, welche den Beginn ersprießlicher Arbeit immer wieder hinausschoben.

Am folgenden Tage galt es den Kampf zu bestehen. Der Aktionsausschuß und die Döberitzer und Potsdamer Truppen hatten eine große Protest - Versammlung der Soldatenräte in den Hof der Alexanderkaserne einberufen, in der der bisherige Vollzugsrat gestürzt werden sollte. Sollte nicht überhaupt alles in einem Chaos enden, so mußte die Sache gütlich geordnet werden. Es gelang mir, die Herren vom Aktionsausschuß dahin zu bringen, von ihrem Vorhaben Abstand zu nehmen gegen die Zusicherung, daß einer von ihnen in den Vollzugsrat übernommen würde. Und nachdem so der Hauptgegner ausgeschaltet, ließen sich auch die Potsdamer und

Döberitzer Truppen besänftigen. Trotzdem verlief die Versammlung erregt genug, da unter den Soldaten eine allgemeine Empörung gegen die Errichtung einer Roten Garde herrschte. Mir war dies nicht unwillkommen, denn ich hatte damit ja gerechnet, und so veranlaßte ich die Wahl einer Kommission, die bei dem Vollzugsrat wegen sofortiger Auflösung der in Bildung begriffenen Roten Garde vorstellig werden sollte.

Der Vollzugsrat hatte inzwischen seine Tätigkeit vom Reichstag ins Herrenhaus verlegt. Seine ersten Arbeiten waren allerdings wenig erfreulich. Ich war durchaus entschlossen, mich in allen politischen Fragen zurückzuhalten und die Entscheidung den alten Führern der Parteien, die seit Jahren und Jahrzehnten im Dienst der sozialistischen Sache standen, zu überlassen. Aber ihr Auftreten war im tiefsten Maße enttäuschend und deprimierend. Die größte Schuld lag wohl daran, daß man mit der Wahl Richard Müllers den denkbar ungeeignetsten Mann zum Vorsitzenden des Vollzugsrates gemacht hatte.

Nachdem der Vollzugsrat dem Kabinett der Volksbeauftragten vorgesetzt sein sollte, gehörten an seine Spitze die überragendsten Persönlichkeiten, welche beide sozialistischen Parteien überhaupt besaßen. Der Vollzugsrat war ja nur von den Berliner Arbeitern gewählt, aber solange man nicht Wahlen im ganzen Reiche ausschreiben konnte, mußte der Berliner Vollzugsrat als vorgesetzte revolutionäre Behörde für das gesamte Deutschland gelten, und nach allen Nachrichten aus dem Reiche war man auch überall bereit, ihn als solche anzuerkennen. Allerdings war nötig, daß er sofort eine entsprechende Wirksamkeit entfaltete.

Es muß zugestanden werden, daß nur eine ganz überragende Persönlichkeit es hätte fertig bringen können, nach dem vollkommenen Zerfall der alten Ordnung in die ungeheuer komplizierten militärischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Ordnung zu bringen. Allein, wenn uns schon auch eine überragende Persönlichkeit versagt blieb, so hätte doch wenigstens das Entgegentreiben zum vollkommenen Zerfall und Chaos verhindert werden können. Richard Müller aber trat sein Amt mit ebensoviel Selbstbewußtsein wie vollkommener Unfähigkeit an. Seine eigenen Parteiangehörigen im Vollzugsrat verwahrten sich dagegen, daß die Verhandlungen des Vollzugsrats auf dem Niveau eines Metallarbeiterverbandes geführt würden. Nicht nur, daß Richard Müller jeder weltpolitische Weitblick und jedes Empfinden für das eigene Volk abging, so zeigte er sich auch als kleinlichster Bürokrat und als Tyrann in Zwergformat, dem jedes, aber auch jedes Verständnis für die Größe und die Bedeutung seines Postens und seiner Aufgabe abging.

Er behandelte in den ersten Sitzungen die nichtigsten Kleinigkeiten als Vorsitzender mit einer geschäftsordnungsmäßigen Genauigkeit und Kleinlichkeit, die einen zum Verzweifeln bringen konnte. So wurde endlos darüber debattiert, welche Stempel der Vollzugsrat sich beschaffen solle, wo diese anzufertigen seien, wie sie aussehen sollten usw., anstatt daß man mit diesem Kleinkram irgendeinen Bürovorstand betraut hätte. Als nächstwichtige Frage wurde die der Diäten des Vollzugsrates behandelt. Ich war geradezu entsetzt, als Tagegelder von 50 M. festgesetzt wurden. Allein auf Vorhaltungen erklärte Richard Müller, das müßte er mindestens haben, als Dreher hätte er 60 M. am Tage verdient.

Nicht minder entsetzte mich die tyrannische und geradezu unverschämte Art, mit der Richard Müller gegen abgesandte Soldaten- und Arbeiterdelegierte, Bittsteller usw. vorging. Es war mir unfaßbar, wie man als Arbeiter gegen Klassengenossen in dieser Weise auftreten könnte, aber Richard Müller gebärdete sich durchaus wie der befreite Sklave, der jetzt als Despot schlimmer ist als sein früherer Herr. Vor dem Zimmer, in dem der Vollzugsrat tagte, drängten sich stundenlang haufenweise Menschen, die auf Erledigung ihrer dringenden Angelegenheiten warteten.

Wie im Kabinett der Volksbeauftragten, so war auch im Vollzugsrat jede wirksame Arbeit und jede durchgreifende Maßregel, wie sie die Dinge unbedingt erforderten, durch die paritätische Zusammensetzung paralysiert. Im Vollzugsrat lagen die Verhältnisse noch insofern günstiger, als die Soldatenvertreter ein politisch teilweise indifferentes Element darstellten, welches die eine oder andere der beiden sozialistischen Parteien auf ihre Seite hinüberziehen konnte.

Wenn nun auch die Soldaten in ihrer großen Masse viel mehr den Mehrheitssozialisten als den Unabhängigen zuneigten, so waren doch unter den Unabhängigen die weitaus stärkeren Persönlichkeiten, die es verstanden, die geistige Führung vollkommen an sich zu bringen.

Die Stellung und Haltung der Mehrheitssozialisten war außerordentlich erschwert durch eine gewisse Unsicherheit, die den meisten ihrer Vertreter durch den Ausbruch der Revolution anhaftete, die sie nicht erwartet hatten und auf die sie zum mindesten nicht vorbereitet waren. Dazu kam als besonders erschwerendes Moment hinzu, daß die Grenze zwischen Mehrheitspartei und Unabhängigen außerordentlich flüssig war und daß mehrere Vertreter der Mehrheitssozialisten mehr oder weniger zu den Unabhängigen neigten und teilweise ja auch im Verlauf der Zeit zu diesen übergingen.

Bei den Soldatenräten lagen die Dinge so, daß die Unteroffiziere und Mannschaften überwiegend mehrheitssozialistisch fühlten, wenn sie auch nur zum geringen Teil in der Partei organisiert waren.

Andererseits verfügten sie über keine führenden Persönlichkeiten, und sie folgten mehr oder weniger willenlos den stärksten Persönlichkeiten im Vollzugsrat. Die Offiziere, wie Beerfelde, Paasche und Walz, waren entweder der unabhängigen Partei beigetreten oder standen auf deren Boden, wenn nicht gar auf kommunistischem. Beerfeldes Haltung war nicht ganz klar. Wenn er auch in seinen Anschauungen sehr radikal sein mochte, so war doch kein Zweifel, daß ihm die spießbürgerliche Geschäftsführung eines Richard Müller in tiefster Seele zuwider sein mußte. Seiner Natur entsprechend hielt er sich nicht viel mit Reden auf, sondern handelte durchaus auf eigene Faust. Er erließ eine Fülle von Verordnungen und Maßnahmen, ohne irgend jemand zu fragen. Das ging so lange gut, bis er aus eigener Machtvollkommenheit die Verhaftung des Kriegsministers Scheuch verfügte.

Hierüber herrschte im Vollzugsrat, vielleicht weniger über die Sache selbst, als über die Eigenmächtigkeit Beerfeldes, solche Empörung, daß Beerfelde seine Stellung niederlegen und aus dem Vollzugsrat ausscheiden mußte.

An Stelle von Beerfelde wurde Molkenbuhr zum Vorsitzenden der Soldatenfraktion gewählt. Er dankte diese Wahl wohl in erster Linie seinem Namen, und zweitens wollten die Soldatenräte damit einen Mann als Gegengewicht gegen die Unabhängigen an die Spitze bringen, der anerkannter Mehrheitssozialist war und der Partei seit langem angehörte.

Cohen-Reuß, der sonst unzweifelhaft gewählt worden wäre, war unglücklicherweise krank, denn die Wahl von Molkenbuhr erwies sich als ein schwerer Mißgriff. Brutus Molkenbuhr, ein absolut anständiger, ehrlicher Mensch, war jedoch den unabhängigen Führern in keiner Weise gewachsen und blieb nicht viel mehr als ein willenloser Statist Richard Müllers.

Die Gruppierung im Vollzugsrat war nun derartig, daß die Debatte unbedingt von Ledebour und Däumig beherrscht wurde. Ledebour zeigte sich leider bei aller reinen Leidenschaft und flammendem Temperament, das ihn beseelte, als vollkommen unfruchtbarer Opponent. Er saß nun auf einem Platz, der ihm die größte positive Wirksamkeit geboten hätte. Aber er machte keinen Gebrauch davon und wußte nichts Besseres zu tun, als sich mit all seinem Temperament auf den Rat der Volksbeauftragten zu stürzen, den er bald als eine gegenrevolutionäre Institution befehdete. Glücklich, daß er nur wieder gegen irgendetwas und irgendwen Opposition machen konnte. Neben ihm stand Däumig. Die stämmige, ein wenig brutale Gestalt gab eine gute Proletarier-Erscheinung ab, neben der Richard Müller nur als Röllchenproletarier wirkte. Däumig, der Sohn eines Feldwebels, der

selber jahrelang Unteroffizier gewesen war, der als Fremdenlegionär in Afrika geweilt hatte, war von einem tödlichen Haß gegen den Militarismus erfüllt und von einem unauslöschlichen Mißtrauen gegen alles, was Epauletten trug. Trotzdem kam ich mit ihm sehr gut aus, da mir seine Art im Gegensatz zu der Richard Müllers tiefe Achtung und Sympathie einflößte. Däumig war und ist der gegebene Vorkämpfer des Proletariats. Obwohl er unbedingt auf dem Boden der Räteverfassung steht, war mit ihm noch am leichtesten ein Verhandeln möglich. Däumig ist wohl einer der bedeutendsten Führer der unabhängigen Partei. Da er ein durchaus realer Mensch mit einem klaren Blick für das praktisch Mögliche ist, hätte er eine entscheidende und siegreiche Rolle spielen können, wenn er kein so blinder Gegner der Demokratie und geradezu fanatisch auf die Räte-Organisation eingeschworen gewesen wäre. Blindlings sah er in der Demokratie alles Unglück, in der Räteverfassung alles Heil. Dabei beherrschte er die Materie: Demokratie oder Räteverfassung, sachlich in vorbildlicher Weise, und die Mehrheitssozialisten konnten ihm keinen Redner gegenüberstellen, der ihm gewachsen war.

Zu Ledebour und Däumig kam dann noch Emil Barth. Barths Stellung war dadurch besonders einflußreich, daß er als einziger gleichzeitig beiden Körperschaften angehörte — dem Rat der Volksbeauftragten sowohl wie dem Vollzugsrat. Er spielte den Mittelsmann zwischen beiden und teilte uns die Beschlüsse des Kabinetts mit. Natürlich waren alle diese Mitteilungen gefärbt.

Barth war, so unsympathisch seine Art und seine Erscheinung auch sein mochten, zweifelsohne eine nicht unbedeutende Persönlichkeit, die großes Geschick an den Tag legte. Da er beiden Körperschaften angehörte, beteiligte er sich natürlich nicht an der Ledebourschen Taktik, die Stellung des Kabinetts zu schwächen, sondern er sah in ihm — wie das im Grunde jeder tun mußte, den nicht persönlicher Ehrgeiz blendete — die eigentliche staatliche Gewalt, die durchaus auf dem realen Boden der Tatsachen stehen und unter Umständen eine Politik treiben mußte, die alles andere als sozialistisch war. Demgegenüber sah er in dem Vollzugsrat dasjenige Organ, das der die Revolution unermüdlich vorwärtstreibende Faktor sein sollte. Diesem Unabhängigen hatten die Mehrheitssozialisten keinen gleichwertigen Führer entgegenzusetzen.

BARBUSSE

Wähnt nicht Frankreich verlassen vom guten Geist seiner Großen
Wo ein Adler sich regt, horsten noch mehr im Gebirg.

m.

Herr Josua Heilbrodt war ein Mensch, der gern lachte. Er griff sich dann mit seiner fleischigen Rechten, die im Verhältnis zu den übrigen Körperteilen immerhin zierlich zu nennen war, an seine goldene Brille und rückte sie ein Stückchen vor, als wollte er den dicken Augäpfeln und überhaupt dem riesigen Mopsgesicht Platz für die köstliche Erschütterung machen.

Er hatte sogar gelacht, als ihm sein weißer Hund Mohr, ein Bulldoggrüde edelster Art, den kostbarsten Schatz seiner Bibliothek, eine Liebhaberausgabe Maupassant in streng historischer Reihenfolge, eines Nachts von vorn bis hinten zerkaut hatte. Da prügelte er das vornehme Vieh am anderen Morgen zwar gründlich durch; aber er griff sich doch an die Brille, gerührt von dem feinen Geschmack seines Hundes.

Nur einmal war ihm das Lachen vergangen und griff er sich sehr verstimmt zunächst in den rötlichen Seelsorgerbart, dann vor die glänzende Stirnwand, dann an die spöttische Unterlippe. Das war, als Tante Christine, seine Erbtante, ihm ohne Mitteilung von Gründen plötzlich das monatliche Taschengeld, von dem er lebte, durch eingeschriebene Briefe entzog. Zufällig, da ich ihn anpumpen wollte, saß ich gerade bei ihm und konnte seine Verstimmung sehr mitfühlen.

Diese Tante Christine war das einzige weibliche Wesen, das ihm echten Respekt einflößte: einesteils, weil sie mit Vorsatz alte Jungfer geworden war, trotzdem sie es nicht nötig hatte, anderenteils, weil sie sich seines Erachtens keinen falschen Einbildungen über das menschliche Dasein hingab. Außer ihrer unvernünftigen Vorliebe für ihn selber — Herr Josua taxierte sich nämlich keineswegs für einen Musterneffen — hatte sie nur die Schwäche, in ihren anspruchslosen Körper hin und wieder ein wenig Morphium zu spritzen oder, wie sie selbst das auszusprechen pflegte, und zwar im Ton der Erquickung: zu „sprützen". Das schien ihm aber sehr verzeihlich, denn erstens gönnte er aus Grundsatz jedem sein bißchen Lebensgenuß, und zweitens litt sie an der Gicht, die auch bei ihm schon angeklopft hatte, allerdings — wie das bei einem Dreißiger natürlich war — aus anderem Anlaß als bei Tante Christine.

Nun wollte sie mit einemmal nichts mehr von ihm wissen; er fand das fast noch unvernünftiger als ihre frühere Engelshuld. Aber reden ließ sich nicht mit ihr; sie tat nichts ohne bedachten Eigensinn, darin war sie wie alle Heilbrodts. Es war also aus mit dem Bummelleben.

Seine Freunde, d. h. die wenigen, die nicht bloß seine offene Hand und feine Zunge zu schätzen wußten, hatten ihm eigentlich zugetraut, er würde sich nun eines Morgens etwas Cyankali in seinen vorzüglichen Mokka schütten; denn Arbeit hatte er nie gekannt und nannte sie die Erbsünde des Menschengeschlechts. Er zog es aber vor, uns eines Abends alle zu einer seiner berühmten Schüttelbowlen einzuladen, hielt jedem eine moralische Abschiedsrede, wobei wir Durchgesiebten noch lauter lachen mußten als er selber, verkaufte nächster Tage seinen vielbewunderten Hausrat, behielt nur seine Bücher, sein auserlesenes Wedgwood-Geschirr und seinen weißen Hund Mohr, und wurde Lebensversicherungsagent.

Dazu schien er dann wie geboren. Seine stattliche Häßlichkeit machte die Leute schon sowieso perplex, und noch wirksamer half ihm sein Augenzwinkern, dem schwer zu widerstehen war. Eigentlich zwinkerte er bloß aus unterdrückter Verlegenheit; denn seiner Natur nach redete er nicht gern, trotzdem die Worte ihm leicht zu Gebote standen. Es machte aber stets den Eindruck, als ob dies Zwinkern aus einem wahrhaft väterlichen Herzen käme und dem Angeredeten im Geheimen einen weisen Rat zublinzle. Und wenn dann solch ein wohlberatener Mitmensch, besonders ein Familienvater, sich doch noch hinter die Ohren kratzte, dann beichtete er mit mächtiger Würde sein entgleistes Junggesellenschicksal, als ein belehrendes Beispiel, daß man das Wohl seiner Kinder niemals auf Erbtanten gründen dürfe, worauf er an der goldenen Brille rückte und beide mordsmäßig lachen mußten. Das war dann durchschlagend, und der Vertragsabschluß gelang.

Schließlich kam ihm seine neue Laufbahn, trotz des vielfältigen Treppensteigens, gar nicht so uneben vor, zumal ihn die damit verbundene Bewegung allmählich etwas schlanker um die Hüften machte, was ihm das Lachen sehr erleichterte. Sogar die Gicht war bald wie weggeblasen; und seine ungewöhnlichen Erfolge bei den besorgten Familienvätern bestimmten seine Versicherungsgesellschaft, ihn schon nach Jahresfrist fest anzustellen, mit Aussicht auf „demnächstige" Beförderung. Als er mir das erzählte, hätte er fast die Brille verloren, so schüttelte ihn der Stil des Direktors.

Zwei Tage darauf entbot er auch die anderen Freunde wieder zu sich, um die demnächstige Beförderung mit einem kleinen Austernfrühstück zu feiern. Wir wollten die bescheidene Stube, die er nach seiner Glanzzeit bezogen hatte, gerade mit einer Janitscharenmusik der schon geleerten Mosel- und Kognakflaschen erfüllen, als es im Korridor klingelte, und gleich nachher gab uns die Wirtin einen schwarzversiegelten Brief herein. „Von Tante Christine", sagte Herr

Josua kurz, und seine Augen zwinkerten heftig. Hierauf verabreichte er dem Hund Mohr erst eine Maulschelle, dann eine Kaviarsemmel, brach langsam Siegel und Brief mit einer Austerngabel auf, und räusperte sich zu unserem Chorgebrüll „Vorlesen!".

Mit immer öfterem Augenzwinkern las er wie folgt: „Mein lieber Josua! Ich habe zu meiner Freude erfahren, daß du ein Mensch bist, der zu arbeiten versteht, auch etwas dünner geworden bist und nicht mehr an der Gicht leidest. Da ich dich aber nicht unnütz quälen will, und mich desgleichen nicht, so habe ich dich heute vormittag zu meinem ausschließlichen Erben eingesetzt und werde mir heute abend etliche Gramm Morphium mehr als sonst in meinen leidenden Körper sprützen. Ich wünsche, daß du mich verbrennen läßt und meine Asche in die antike Bronzevase tust, die links auf meinem Schreibtisch steht. Deine überflüssige Tante Christine Heilbrodt."

Herr Josua schwieg; wir anderen auch. Er stand und rückte an seiner Brille. Dann kugelten ihm zwei Tränen herunter, die er vergebens weglachen wollte. So hatte er noch nie gelacht.

Die hier abgedruckte Humoreske „Der lachende Erbe" und die drei kleinen Sprüche von Richard Dehmel stammen aus der schönen gesammelten Ausgabe Richard Dehmels, die im S. Fischer Verlag, Berlin, erschienen ist.

„NUR WER SICH WANDELT, BLEIBT MIT MIR VERWANDT."

Preisen will ich den Mann, ich will ihn beneidenswert nennen
Der, so lange er lebt, bei einer Meinung verharrt.
Mir ist's anders beschieden, mir ist das Weltbild ein Proteus.
— Wenn man zu halten ihn wähnt, hat er schon andre Gestalt. —
Ich verehre im All die Vielfalt der trächtigen Dinge,
Denen die neue Stunde neue Farben verleiht.
Fast ist das Herz zu eng, die Flut der Gesichte zu fassen.
Glücklich der ärmliche Geist, dem e i n Grundsatz genügt.

m.

CARL LUDWIG SCHLEICH

ERINNERUNGEN AN RICHARD DEHMEL

Mit dem letzten Gedicht Dehmels

Es wird leer um mich herum. Ich habe das Alter erstiegen, von dessen Höhen man hinabblickt auf sein Heimatsdorf. Viele Gebäude, Hütten frohester Erinnerungen sind nicht mehr, neu aufgetürmte verdecken die wenigen Ruinen, die noch geblieben. Mein Vater, Strindberg, Carl Prowe, Bindemann, Robert Langerhans, Bierbaum, Hartleben, Oelschlaeger, Leuthold usw. (welch trauriges Undsoweiter!) sind dahin, und ich komme mir vor, wie ein arm gewordener Fürst Esterhazy, der nach vielen Verlusten sich entschließen mußte, seinem geliebten Vater Haydn und seiner Kapelle den Dienst zu kündigen. Ehe sie ihn, den Wohltäter mit der offenen Hand, verließen, spielten sie ihm zum Abschied eine Symphonie ihres Dirigenten Haydn vor, der solche eigens zu diesem Zwecke komponiert hatte; in derselben hört zum Schluß ein Orchester-Mitglied nach dem andern auf zu spielen, packt sein Instrument ein, löscht das Licht am Pulte aus und verläßt gemessenen Ganges, winkend mit der Hand, durch eine schmale Tür das überwölbte Podium. Nur eine Geige singt noch wie die letzte Nachtigall im Garten. Dann dreht sich Haydn um, löscht auch s e i n Licht, breitet die Arme und geht. So ist auch mir. Die Freunde verlöschen. Die Umgebung wird lichter, die Mitspieler des Lebens treten ab. Aus dem Orchester wird immer intimere Kammermusik. Sextett, Trio, Duett. Wann wird mein Solo nahen?

Ich kam gerade von meinem ersten, von einem schönen Erfolg gekrönten Dichterabend im Charlottenburger Rathaus am 8. Februar 1920, freudig erregt ob des Beifalls ungewohnter Fülle, als ich zu Haus eine Depesche fand und erbrach. Sie war von Dehmels Frau. „Richard heute vormittag ohne Leiden sanft entschlafen." Wie ein Schatten senkte es sich über den Tag des Glückes. Welch tiefe, unergründliche Logik des Geschickes, welch ein undurchschaubarer Zweck des Zufalls, an welchen ich nun einmal nicht glaube. Er ist nichts als die Verschmelzung zweier Gesetzmäßigkeiten zu einer Kette, deren Funktionsbedeutung wir gar nicht oder, wie so oft, erst spät erkennen lernen. Sofort fiel mir, schmerzlich wehe, ein, daß Dehmel in der Jugend einst mich gewarnt hatte, Verse zu schreiben, sie seien zu sentimental und enthielten zu wenig Eigenes! — nun kam ich doch von einem, in langen Jahren errungenen, offenbaren Erfolg in dieser Richtung, und nun war er an demselben Tage fortberufen, seine Schwanenfeder mußte er aus der Hand legen, und ich schreibe Dir, mein großer Freund, mein Richard mit dem Dichter-Löwenherz, gleichsam mit umflorter Feder diesen Abschiedsgruß. Man hat mich, Deinen besten Freund, erkoren, zu Deinem Gedächtnis eine Rede zu

halten. Mag das für die anderen sein, hier an meinem Pulte spreche ich in dieser Stunde ganz allein mit Dir, um Dir zu sagen, was wir uns waren, wie ich Dich gesehen, wie ich Dich geliebt! —

Ich habe Richard Dehmel, der jenen friedlichen Waldkapellen zum reinen Gottesdienst der Natur entstammte, welche man Forsthäuser nennt, umrankt von Eichen und hohen, nackthalsigen Kiefern, im Jahre 1881/82 kennengelernt. Sein späterer Schwager Franz Oppenheimer, jetzt einer unserer ersten Nationalökonomen, noch heute ein Mann von hohem Schwung und heißem Feuer, machte mich, den damaligen Unterassistenten im Pathologischen Institut bei Virchow auf ihn aufmerksam. „Das ist ein Genius", sagte er, „den müssen Sie kennenlernen! Ich freue mich unbändig auf euer Aufeinanderprallen. Denn das gibt es. Also heute abend!"

Der Abend kam, und nach kaum zwei Stunden folgte der Bruderkuß, das Du und eine nie gefährdete, tiefgegründete Freundschaft nahm ihren Beginn. Dehmel, mehrere Jahre jünger als ich, studierte damals noch Naturwissenschaften, die ihm aber nicht recht lagen, und begann sich für Nationalökonomie zu interessieren. Welch sonderbarer Mensch! Schon damals dieses tief vergrübelte Gesicht mit den blitzsprühenden, oft zugekniffenen, an sich schön geschnittenen und leuchtenden großen Augen, deren Winkel schon früh die so charakteristischen Krähenfüße zeigten, mit der scharfen, aristokratischen Nase und den energisch geschweiften Nüstern. Die Lippen blaß, die untere auffallend breiter, die er leicht zu einer verächtlichen, mürrischen „Schippe" verzog. Hoch der Altar der Stirn, dem so vieles Heiligendes noch entströmen sollte, kreuz und quer durchfaltet, drei tiefe konvergierende Furchen über der Nasenwurzel. Zwei türkensäbelkrumme, tiefe Falten begrenzten scharf vom Nüsternansatz schräg die Wangen und verloren sich in die breit ausgeladenen Kiefer. Die Brauen wie zwei weitgeschweifte gotische Bogen. Schön gewelltes, tiefschwarzes dichtes Haar mit dem Geniestrudel in der Mitte, wie aus der Stirn emporflammend. Schlank die Gestalt, eine etwas gebückte Haltung, sein Gang bis ins Alter hinein eigentümlich schiebend, seine Haltung wie stürmend vorgebeugt.

Nun diese Feuermacht der hervorgesprudelten Rede, eine helle, oft schneidende und dann wieder glockentief wogende Sprache; unnachahmliches, sehr charakteristisches Streichen der Schnurrbartenden abwärts mit den feinen, immer sorgfältig gepflegten Mittelfingern der Rechten. Dabei stets etwas Ringendes, Pressendes, Drückendes im Wort, Satzbilden, ein Suchen nach dem Treffendsten, begleitet mit Ballungen der Faust — alles Bewegungen, welche ihm bis in die Mannesjahre genau noch so eigen waren.

Eigentlich ein schmerzdurchwühltes Kainsgesicht, mit deutlich südländischem Einschlag. Aber von Kain war keine Spur in seinem weichen, niemals der leisesten Haßerfüllung überhaupt fähigen Gemüt, das von Menschheitliebe troff, während er dem einzelnen Menschen gegenüber stets eine gewisse Verschlossenheit zeigte. Keineswegs aus Mißtrauen, sondern aus einer gewissen Scheu, sogleich seine innere Glut zu offenbaren. „Warum jedem zeigen, wieviel man in sich trägt," sagte er einst mit einer mir unvergeßlich wehen Miene, „wir machen uns Feinde mit unseren Edelsteinen. Besitzen ja, aber nicht damit protzen!" Dieser aristokratische Takt ließ ihn für manche gewiß frostig kühl erscheinen. Er hatte eine kalte Hand für die meisten. Ich weiß es noch heute nicht, was ihn eigentlich so antriebartig zu mir zog; aber das war gewiß vom ersten Momente an, hier war ein Freund, von dem man ohne schwere Schuld nie wieder gelöst werden konnte! Immer, wenn wir dann bald darauf Arm in Arm durch die Mark wanderten, kam mir Eichendorffs Lied in den Sinn:

„Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum erstenmal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
In die klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus!"

Wie oft habe ich es ihm singen müssen: im Grunewald, im Eichenhain von Eldena, und noch später in Hamburg-Blankenese. Robert Schumann hätte seine Freude daran gehabt! Wir haben uns beide gehalten; keiner von uns ist in den Strudeln umgekommen, wie der „Andere" im Liede, obwohl wir beide oft auf des Satans Kandidatenliste gestanden haben! Freilich haben uns beiden auch keine „Schwäger" Hof und Haus gekauft, aus denen wir behaglich in die Welt hätten schauen können! Dazu war in unser beider Leben zu viel Kampf, Sturm und Fragezeichenwirbel, zu viel Gegenwind für unsere stolzen Segel! Ja wahrlich, stürmisch war unsere Studentenjugend! Eine eiserne Gesundheit lieh uns beiden den Mut, überall bis zum Rest der Kraft mit dem Leben zu spielen. Zu einer natürlichen Berauschtheit vom Leben kam noch manch anderer Rausch zu einer oft exzentrischen Ausgelassenheit. Wir hatten uns einen Satz geprägt, der alle unsere Extravaganzen decken sollte: „Wir lernen nur aus denjenigen Vergnügungen, die uns an den Rand des Verderbens führen!" Und wahrlich, diese Grenze zwischen Sein und Nichtsein haben wir leider oft genug umstolpert. Freilich war die Absturzgefahr bei mir bedrohlicher. Richard Dehmels Temperament war doch im allgemeinen verhaltener und kam nur hier und da, dann aber zu ungeheuren, fast gefährlichen Explosionen. Dann waren freilich alle

Teufel los, und wir mußten den ekstatischen Phönix mit allen Händen auf der Erde halten. Einmal raste er voll von himmelstürmendem, dionysischem Jauchzen über die Weidendammer Brücke, erklomm ihre Brüstung und wollte emporstreben in die Sternennacht! Mein Bruder Ernst, ein Landmann von riesiger Körperkraft, umklammerte eisern den Rasenden und behauptet noch heute, die „deutsche Literatur gerettet" zu haben, indem er Dehmel in unentrinnbaren Muskelklammern hielt, bis der Schäumende zu sich kam, und zwar mit den tieftraurigen Worten: „Es ist eine Gemeinheit, einen nicht sterben zu lassen," und mit mir auf meine Studentenbude zu Frau Maximowitz kam, die wir in Frau Max und Moritz umtauften, vis-à-vis dem Zirkus Renz, parterre. Ich habe ihn dann wie David den irren König Saul mit Cellospiel und Klavierphantasien in einen natürlichen Schlaf gewiegt. Das war das Zimmer, in das er einst bei hellem Sonnenschein hineinblickte zu heißer Sommerzeit, bei offenem Fenster in einer gänzlich abgelegenen Gegend, als ich badebereit auf meinem Cello im Meer der Töne schwelgte — eine Situation, welche der Gute zu meinem 60. Geburtstage höchst launig mir zu Ehren veröffentlicht hat. Mein Cello hatte er überhaupt sehr lieb, wie alle meine Freunde. Manchen Studentenwitz haben sie damit getrieben. So fand ich es einst beim Nachhausekommen nachts zwischen den Beinen meines Knochenskeletts, dem sie auf Dehmels Anstiften meinen Frack und Zylinder übergestülpt hatten; es hockte kunstgemäß auf einem Stuhl mitten im Zimmer, der Bogen technisch richtig in der rechten Knochenhand; den vierten linken Fingerknöchel auf dem hohen A der ersten Seite. Als ich aber einmal mein Cello „meine Braut" genannt hatte, da war der Witze kein Ende mehr. Sie setzten ihm Perücken, Hütchen und Nachtmütze auf, schmückten den Stachel mit Spitzenstrumpfbändern von Frau Max und Moritz, und einmal hing es sogar an meinem Kronleuchter aufgehängt mit einem Feigenblatt am Steg. Auf dem Tische lag ein Zettel: „Aufgehangen wegen Deines unverbesserlichen Lebenswandels. Leb wohl! Deine viersaitige Braut Cellina." Solcher Bande Führer war immer umschichtig Bindemann, Prowe oder Dehmel. Wenn wir aber in kommunistischer Geldnot waren, da war mein echtes italienisches Cello sogar immer der Retter in der Not; es war ein kostbares Versatzstück, 500—600 Mark waren uns immer sicher. Wie haben sie oft gebettelt, ich möchte doch die „paar Wochen" das Geknurpse auf dem „Wimmerholze" lassen und sie vor der äußersten Not (mehr des Durst- als Hungertodes!) schützen. Mein armer grundgütiger Vater, der die „tönende Braut" immer wieder aus dem Kloster (Leihinstitut) entführen und erlösen mußte, meinte dann einmal, als ich in den Ferien ihm die Resultate meiner (also periodischen) Uebungen vorführte,

höchst witzig: „Das Kol nidrei, der ‚hebräische Gesang', ist Dir entschieden — am geläufigsten!"

Dehmel liebte die Musik über alles, und ich habe ihn oft erfreuen können mit dem Vortrag Löwescher Balladen, von denen der „Edward" ihn oft zur hellen Begeisterung fortriß. Conrad Ansorge begleitete mich meisterhaft. Er stellte Löwes „Erlkönig", wie so viele, weit über den Schuberts und behauptete, Schubert habe den dämonischen Trieb zur Knabenliebe, den Goethe gestalten wollte, gar nicht verstanden, ihm fehle das unheimlich Sadistische in der Musik, wie denn auch Schuberts „Ganymed" aus dem gleichen Grunde völlig mißverstanden sei. Erst Hugo Wolf habe diese naive, griechische Dämonie des Jupiter richtig erfaßt und vertont. Was waren das schöne Abende im Hause seines späteren Schwiegervaters, des alten Oppenheimer mit seiner sehr klugen und grundgütigen Gattin, die sonderbarerweise nie recht an den Stern Dehmels glauben wollte. Bei ihnen waren stets ein paar Tanten von Dehmels Braut Paula, der Dichterin schöner Kinderlieder und der Dulderin seiner ersten Ehejahre. Franz Oppenheimer, damals noch Mediziner, der dann eine Leuchte der Nationalökonomie wurde mit dem wahrhaft genialischen Feuerkopf und Steindorf, der spätere hochberühmte Aegyptiologe in Leipzig nebst seiner Braut, der zweiten Tochter des alten Rabbiners Oppenheimer, dem kleinen Mann mit dem verschmitzt talmudischen Antlitz, von großem Witz und noch größerer Herzensgüte. Da wurde gesungen, ich mußte auf dem Flügel improvisieren und alle meine Züricher Studentenschnurren und -burlesken zum Besten geben, und immer wieder lauschte das wohlgesinnte Publikum meinen oft wiederholten Produktionen und ex tempore für solche Abende ausgedachten „Soloszenen". Das waren Dehmels behaglichste Stunden, und hier sind wir wohl beide unzertrennlich miteinander verwachsen, so daß ein Bund entstand, von dem seine zweite Frau, mich betreffend, sagte: „Dehmel hat wenige Menschen wirklich Freund genannt, Dich aber hat er geliebt!"

Noch inniger verschmolzen wir auf meiner Studentenbude in der Karlstraße 22, als ich schon zum Staatsexamen mich rüstete. Hier waren wir oft Abende lang allein beim Cello, Klavier und bei unseren Manuskripten, und wir genossen in vollen Zügen alle die Illusionen einer stürmenden Jugendfrische, die uns beiden ein schönes, sicheres, oft arrogant selbstverständliches Gefühl unserer „Bestimmung" vorgaukelte. Stolz, wie wir waren, sprachen wir oft von unseren hohen Entwürfen und Plänen, aber doch mit einer gewissen inneren, beinahe blasierten und naseweisen Ruhe, weil über unsere „Bedeutung" ja doch erst die Nachwelt entscheiden könne. Wir einigten uns, wir beiden „Klugschnacker", in dem Satze, daß wir uns

mit unseren Trieben ruhig ausreifen lassen könnten, weil man ja doch in den „Ofen" seiner Persönlichkeit keinen „Koks" nachschieben könne! Die meisten unserer Mitpoeten seien in diesen Fehler verfallen, sie suchten sich und ihr Talent zu „überheizen". Das klang ja mächtig weise, aber ich glaube, wir sind doch beide manchmal recht närrisch unklug mit unserem „Heizmaterial" umgegangen. Solche tiefgründigen Stunden wechselten dann mit Zeiten frohesten Studentenulks und Kommersierens ab, und es gab eine ganze Periode, in der wir unsere Tage von früh bis spät unzertrennlich gemeinsam verbrachten, und zwar nicht immer im Fahrwasser einer ruhigen Fortentwickelung und Beherrschung unserer Triebe. Viel verbrachten wir auch auf den Ateliers von Eugen Hanetzog und Moritz Posne, den Kunstakademie-Malern. Auch hier wurde rezitiert, Harmonium gespielt und mancher Ulk getrieben. Daran knüpft sich eine Erinnerung an den großen Menzel. Einer der beiden Malerfreunde arbeitete in unserer Gegenwart nach einem Modelle, einem bleichen, jungen Mädchen, das plötzlich aus der starren vorgeschriebenen Pose in epileptische Krämpfe verfiel. Ich sehe noch Dehmels gutgemeinte, aber gänzlich unnütze Bemühungen um den zuckenden Mädchenkörper. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Menzel stand da, von einem der anwesenden Malerjünglinge im ersten Eifer herbeigerufen; in der einen Hand einen Zeichenblock, in der anderen den Stift. Ohne ein Wort zu sagen, skizzierte er eifrig die Aermste und die Stellung ihrer Glieder solange, bis endlich die Krämpfe nachließen. Eine künstlerische Gier nach bildhaften Sonderbarkeiten der Form beherrschte ihn ganz, welche wir alle, Dehmel voran, nachher mit heller Entrüstung tadelten. Menzel zeichnete eben alles, was ihm unter die Augen kam, eine Fliege, eine Schere, einen Klumpfuß, eine Epileptische; für ihn stand das Zeichenbare im Proscenium aller Ereignisse! Wir machten uns aber doch klar, daß in dieser Leidenschaft und ihrer steten Uebung seine enorme Virtuosität begründet sein mochte. Hier in diesen Ateliers habe auch ich zeichnen und malen gelernt und die ersten Anregungen gewonnen, neue, bessere Farbenmedien zu erfinden, was mir aber erst viel später gelang. Zahlreiche Seestücke sind von meiner Hand im Besitze meiner Schwestern, die Frucht meiner ausgedehnten Farbenstudien. Das war auch die Zeit unseres sogen. „Ethischen Klubs" in der Behrenstraße, im damaligen Pschorrbräu, wo alle 8 Tage eine Versammlung aller Sturmgenossen stattfand, deren Mitglieder alle zu Rang und Namen in der Wissenschaft und Kunstwelt gelangt sind. Außer Dehmel gehörten ihr die Gebrüder Harts, Hartleben, der Philosoph Schmidt, der sogen. Säbelschmidt, ein machtvoller Diskussionsredner, Franz Oppenheimer, Julius Türk, Felix Holländer, Gerhart Hauptmann, Molenar, Kainz, Bruno Wille

und unzählige andere an. Diesen unvergeßlich schönen Abenden sollte eigentlich einmal ein eigenes Kapitel gewidmet werden.

Um 1885 ging ich nach Greifswald. Für unsere Freundschaft ein schwer verwindbarer Entschluß, den Dehmel durch häufige, mehrfach alle 14 Tage wiederholte Besuche bei mir milderte. Wie schöne Tage waren das für mich und alle jungen Assistenten der Greifswalder Klinik, wenn der Brausekopf von jungem Dichter die Oede der täglichen Schwerarbeit in der Klinik unterbrach und wir im Garten in einer Laube sitzend, bei einem Nachmittagstee, unsere Pfeifen schmauchend, den schönen Entwürfen lauschten, die er uns mit Feuer und Inbrunst vorlas. Mein Freund Albert Koenig, jetzt Geh. Medizinalrat und Stadtarzt in Frankfurt a. M., schwärmt heute noch von den damaligen sonnigen Dichtertagen. Dehmel war da unermüdlich. Wir lernten Dramen: „Winfrid", „Karl der Große", „Der Erlöser" kennen, welche alle leider nie im Druck erschienen sind, auch eine Unmasse von Liedern, Hymnen und Elegien, von welchen sehr viele seiner Sammlung fehlen. Mir scheint, Dehmel hat eine sehr strenge Auswahl und eine tiefgreifende Ausmerzung seiner Jugendgedichte vorgenommen, es fehlen mir viele Perlen aus der damaligen Zeit. Dann wanderten wir oft in den Eichenhainen des alten Eldena bei Greifswald mit den schönen Klosterruinen oder wir setzten uns auf die Bahn, um das nahe, wunderschöne Stralsund zu besuchen, an das mich all meine Schulerinnerungen an „Vater Freese" knüpften, denen ja in meinen Erinnerungen ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Hier habe ich Dehmel einst in der wundervollen Marienkirche ganz allein Orgel vorgespielt. Ich fand ihn wie verzückt zu den herrlichen gotischen, hellgelben Säulenbögen und den sehr kostbaren bemalten Kirchenfenstern aufblickend; er drückte mir die Hand und sagte: „Töne können a u c h Gotik haben! Es strebt im Choral alles nach oben, wie sonnenanbetende, über dem Haupte gefaltete Hände! Der byzantinische Halbbogen ist servil!" In dieser Kirche zeigte ich ihm auch den unsterblichen Fleck auf den Steinfliesen unter dem Schiff der Kirche, der entstanden war, als uns der alte liebe Physikprofessor Rollmann einst den Foucaultschen Pendelversuch en gros demonstrieren wollte. Die an einem Drahte freischwebende, pendelnde Kanonenkugel — das ist das Experiment — stürzte plötzlich vom gerissenen langen Strick ab und brachte eine Boden-Steinplatte zum Bersten. Seitdem glaube ich immer noch nicht — mit Strindberg — daß die Beweise für die Rundheit der Erde stichhaltig sind. Merkwürdig viele solcher Experimente mißlingen! Dehmel interessierten unter anderem mächtig die Kanonenkugeln in den Mauern der verschiedenen Kirchen, die noch aus der Zeit von Wallensteins Berennung der alten Schwedenstadt herstammten. „Weißt du", sagte er,

„ich möchte wohl mal so etwas mitmachen. Schlacht, Krieg muß doch der höchste Mannesrausch sein!" Er hat ihn erlebt — und kam, nicht viel davon redend, ernüchtert zurück. Ja, er ist diesem vermeintlichen Rausch zum Opfer gefallen! Er starb an den Nachwehen des fürchterlichen Weltkrieges. Sein sonst so feurig strömendes, springend leichtes, flüssiges, schäumendes Blut gerann in den von Kriegsstrapazen überdehnten Venen der Beine, und langsam stieg ihm die gerinnende Flut wie die Eiswelle des Todes zum Herzen! —

Zurückgekehrt nach Berlin, verband uns wieder die alte Burschenliebe. Ich habe ihm auf seinen Wunsch bei jener denkwürdigen, religiösen Hochzeitsfeier mit Paula Oppenheimer, bei der er seinen Rabbiner-Schwiegervater erst gar nicht zu Worte kommen ließ, sondern selbst die Predigt an seine junge Frau hielt mit dem stark prononcierten Thema: „Ich bin dein Herr!", eine Arie singen müssen: „Sei getreu bis in den Tod!" Die Feier, die er mit somnambuler Würde veranstaltet hatte und selbst leitete in allen Teilen, war eine Groteske. Damals war Richard auch seinen nächsten Verwandten noch ein Problem, sie sahen in ihm einen Dämon, einen Rattenfänger, eine Art Bruder Martin oder Horla à la E. T. A. Hoffmann oder Maupassant. Warum die Ehe mit Paula zerriß, danach habe ich ihn nie gefragt. Es ist nutzlos, in die Psychologie einer zerbrechenden Ehe eindringen zu wollen. Kein Mensch kann in die Struktur des Amalgams zweiter Herzen sehen. Gewiß ist, daß er Paula sehr geliebt hat, freilich war ihm seine spätere Frau Isi etwas ganz anderes, sie hoch überragendes. Er hat sie über alles auf Erden gestellt.

Unserem Bunde harrte ein großes Erlebnis: die Bekanntschaft mit Strindberg. Täglicher Verkehr mit ihm durch Monde hindurch, der naturgemäß zu den interessantesten Auseinandersetzungen zwischen Dehmel und Strindberg führte. Denn, so gleichgerichtet die beiden im Grunde in ihrem Ethos auch sein mochten, so einig sie auch waren in der Erkenntnis von der metaphysischen Struktur der Welt und der in dieser Metaphysik ruhenden Erkennbarkeit des Lebens, so sehr beide die heutige, namentlich von Fricke für die Physik und für die Psychologie von mir vertretene Erkenntnis von der eigentlichen Geistigkeit der Materie vorweg ahnten — so sehr differierten sie doch in der naiven Naturanschauung, in dem Einfühlen in die gegebenen, wenn auch vorgetäuschten sogenannten Realitäten des Lebens. Strindberg sah die Welt schon damals mit den mehr ahnenden, als beweisenden Blick des Mystikers, Dehmel, obwohl durchaus Geisteswissenschaftler in seinen philosophischen Abstraktionen, stak doch noch mit beiden Beinen mitten im Naturalismus, den nun einmal alle unsere koryphäischen Zeitgenossen Holz, Hauptmann, Hartleben, Bierbaum, Heymel auf ihre Fahne geschrieben hatten. Daß übrigens

den eigentlichen Zündfunken zum Naturalismus und Bühnenrealismus der unvergeßliche Joseph Kainz durch sein rhetorisches Zerpflücken des Schillerschen Jambus zu einer atemlos hervorgestoßenen Prosa, durch die Zerreißung des Pathos in eine reale, unglaublich überzeugende Vortragsweise, etwa um 1882 herum gewesen ist, soll noch an anderer Stelle dieser Erinnerungen näher erwiesen werden. Genug, als wir Strindberg kennen lernten, um 1892 herum, stand der sog. Naturalismus in vollster Blüte, während Strindberg schon dabei war, völlig in den Mystizismus einzumünden, dem er dann in dem „Traumspiel", in „Damaskus" und in den „4 Kammerspielen" à la E. T. A. Hoffmann und in Callots Manier die Basis für die ganze, jetzt modernere Symboldichtung gegeben hat. Ueber diese Wogen geistiger Dichtungen wurde oft diskutiert, und eines schönen Tages, im „schwarzen Ferkel" in der Wilhelmstraße, gerieten Dehmel und Strindberg hart aneinander. Strindberg wurde reichlich grob, was sonst gar nicht seine Art war, er wetterte auf den ganzen Naturalismus mit Donnerstimme und Jupitergebärden und schrie Dehmel an (er nannte ihn immer „der wilde Mann"): „Das ist es ja eben, Ihr seid Gerichtsberichtler von „die" Straßenereignisse, Detektive des Alltagslebens, richtige Abkleckser, Photographen und einfache Kopisten aller Dunkelseiten des Daseins. Das ist nicht Kunst, das ist Ducken unter die Fußtritte des Gemeinen!"

Da stand Dehmel entrüstet auf, der ja gar nicht gemeint war, er fühlte sich aber bis ins Innerste beleidigt, nahm seinen Hut und ging. Vergeblich suchte ich zu vermitteln. „Was will der wilde Mann?" Ich setzte ihm auseinander, daß er Dehmel bitter unrecht getan. Strindberg wurde sehr schweigsam. Nach etwa einer Stunde ging auch er. Auffallend früh. Mit kurzem Gruß. Sein eventuelles Wiederkommen stellte er in Aussicht. Andere hinzugekommene Freunde Elias, Franz Evers, Munch, Ola Hansson, Laura Marholm, Hartleben usw. blieben noch. Es war schon tiefe Nacht, als Strindberg in den zusammengeschmolzenen Freundeskreis zurückkehrte. Heiter und guter Dinge. Ich fragte ihn: „Woher des Weges?" „Von Dehmel," sagte er, „ich habe ihm abgebittet. Habe eine Droschke genommen und bin gefahren nach Pankow" (wo Dehmel damals wohnte)! „War er noch böse?" „Man kann ein Unrecht, das man getan, gar nicht schnell genug wieder gut machen, wenn man es überhaupt in der Hand hat. Man soll nicht einen Augenblick versäumen, es auszugleichen. Wer kann wissen, wie schnell ein Unglück sich dazwischen schiebt. Dehmel war sehr gut und gerührt über meine einfache Abbitte, da du „mich" gesagt, daß ich im Unrecht sei. Er gab „mich" einen Kuß, und der wilde Mann sagte ein gutes, aber stolzes Wort: ‚Wenn wir uns schon anbellen, was sollen dann die Hunde tun?'" Damit war die Angelegenheit erledigt.

Später nahm Dehmel seine zweite Frau, welche er abgöttisch bis an sein Ende geliebt und hochverehrt hat. Er zog mit ihr nach Blankenese. So sahen wir uns seltener. Aber so oft er nach Berlin kam, gaben wir uns Gelegenheit, von alten schönen Zeiten zu plaudern und die neuen Pläne zu besprechen. Er gab jetzt meinen Psychologien und meiner poetischen Betätigung weit mehr Gehör als in jungen Jahren, in denen er immer etwas souverän auf meine Poeterei herabschaute. Bei solchen Begegnungen war er oft hinreißend gütig und innig. Einmal schwärmte ich von meinen beiden kleinen Nichtchen, die damals etwa 5 Jahre alt waren, die mir mein ganzes Kinderglück ersetzten. Sie seien mir Garantien der Zukunft, Schwalben der Unsterblichkeit, kleine Herolde von der Ewigkeit der Menschheit! „Wie lieb, Karl, müssen die sein, wenn du so von ihnen sprichst. Laß uns ihnen Zuckersachen kaufen und gib sie ihnen von Onkel Richard. „Die eine," sagte ich, „dichtet auch." „Na nu?" „Ja!" Ich rezitierte die Verslein meiner kleinen Margot, der ich oft meine Kinderliedchen gewidmet und aufgesagt hatte. Eines Tages meinte sie, sie habe auch Gedichte, sie seien aber nur kurz gemacht, weil Onkel Carl doch nicht soviel behalten könne. Und sie lauteten:

Ein Soldat ging in ein Seelein
Zum Baden.
Dann ging er wieder rein —
Und wieder rein
Zum Baden!
Auf „wiedersehenste Wohltat"!

und:

Trittst in ein Kämmerlein —
Die Maus ist aufgewacht,
Die Türe klappert dein,
Die Maus erwacht —,
Durch deines — — — — — —
— — — — — — —

„Du," sagte Dehmel ganz ernst, „das könnte ganz gut von mir sein." „Darum habe ich sie dir auch hergesagt," meinte ich. Er fand die Kombination vom Wiedersehen und Wohltat zu einem Worte geradezu genial, und ich erhielt fortan keinen Brief, keine Karte mehr von ihm ohne dieses geniale „auf wiedersehenste Wohltat".

Nun ist er dahin, der Gute, der Reine, der völlig Abgeklärte! Ein unsterblich Abgeschiedener. Ein Ewiger. Er, der Liebling der Jugend und ein Prophet des Kommenden.

Er, in dem ewig der Heros mit dem Dämon rang, bis alle seine der hohen Weltidee zugestimmten Rhythmen den Luzifer in sich

erwürgten, so daß er als Mann von höchster kristallheller Geistigkeit sein Leben selbst zu einem wundervollen Gedicht formte, ist nicht mehr unserem Auge, unserer Hand erreichbar. Mit großem Schmerze gedenke ich an dieser Stelle seiner getreuen Frau Isi, die auf ihn einen ungeheuren, nie versagenden, sein Feuer besänftigenden Einfluß gehabt hat. Sein edelstes Werk „Die zwei Menschen" sind sein Bekenntnis einer unzerreißlichen höchsten Bindung des wilden Mannesherzens an die Schönheit einer erhabenen Frauenseele!

Sein letztes Gedicht war eine Hymne an diese Außerordentliche. Es lautet:

STANDBILD

Du meines Lebens einzige Herrlichkeit,
über alle Träume herrlich,
geliebte Seele!
Meine Erleuchterin,
die jeden unserer Tage zum Geburtstag,
jede Nacht zur Weihnacht mir verklärte:
sieh! wenn nun die Stunde kommen wird,
unaufhaltsam wie vom fernen Meer die Sturmflut,
immer näher,
schaurigste Stunde für die Liebenden,
wo sich die letzte Klarheit auftut,
wo alles Traum wird, was wir lebten,
o ewiger Traum —
sieh, dann aber wirst du stehn,
wie seit je ich dich gesehn,
groß überm Meer, die Brandung dir zu Füßen,
Lavaklippen sind dein Kleid;
Das Haupt gestaltet aus der höchsten Kuppe,
umschleiert wolkenhaft vom schimmernden Flügelspiel
schutzsuchender Singvögelscharen.
So leuchtet dein Antlitz, Seele, ruhig in die Sturmflut,
sonnig, und ob dem Scheitel kreist das Adlerpaar
unseres freien Himmels!

DIE THEORIEN EINSTEINS

Aus der „Revue Mondiale".

Viele werden dahingehen, aber das Wissen wird sich vermehren, wie Bacon gesagt hat. Von Jahrhundert zu Jahrhundert verwandelt sich die Wissenschaft und immer macht sie Fortschritte. Der Grund ist klar: Das Wesen der Dinge ist uns unbekannt. All unser Wissen ist nur eine Auslegung der Erscheinungen. Das Absolute bleibt uns verborgen. Unsere irdischen Sinne erfassen nur den Schein.

Was ist die Anziehungskraft der Erde, die Newton beschrieben hat? Was ist das Licht? Der gegenwärtig als klassisch bezeichneten Theorie gilt der Raum als mit Aether gefüllt und das Licht als wellenförmige Bewegung im Aether, vergleichbar den Wellenbewegungen, die im Wasser erzeugt werden, wenn man einen Stein hineinwirft. Die Wellenlängen sind sogar gemessen. Im Gegensatz hierzu hielt Newton das Licht für ein Ausströmen der von Sonne und Sternen ausgeschleuderten Partikeln, und die erste Frage seiner Optik lautet: „Üben die Körper eine Fernwirkung auf das Licht aus und lenken sie die Lichtstrahlen von ihrem gradlinigen Weg ab?"

Das sind die beiden sich bekämpfenden Lehren, die beide aufrechterhalten werden können. Manche Beobachtungen sprechen zugunsten der Theorie Newtons. Neuerdings kommt der schon berühmte Physiker Albert Einstein mit einer Theorie, die sich von den beiden früheren sehr unterscheidet.

Nach Einstein ist der Raum nicht absolut, sondern „relativ" und an die Zeit geknüpft. Die Zeit wird eine vierte Dimension des Raumes.

Diese Vorstellung erscheint den meisten Gelehrten, die sich jetzt mit dieser physikalischen und metaphysischen Revolution auseinandersetzen, ganz neu. Sie ist es aber nicht. Sie stammt von Diderot. Am 19. Oktober 1913 habe ich bei der Zweihundertjahrfeier seines Geburtstages in Langres darauf hingewiesen. In der Encyclopädie findet man im Artikel: „Dimension" folgende Äußerung: „Ich habe oben erwähnt, daß es nicht möglich ist, mehr als drei Dimensionen zu begreifen. Ein geistvoller Mann aus meinem Freundeskreis glaubt, daß man die Zeit als vierte Dimension betrachten kann. Ueber diese Behauptung kann man streiten, aber sie hat meines Erachtens zum mindesten das Verdienst der Neuheit."

Ich bekenne, daß ich diese Theorie nicht verstehe. Trotz Einstein glaube ich, daß sich Raum und Zeit nicht so zueinander verhalten wie die neue Theorie behauptet. Der Raum kann ohne die Zeit bestehen. Er ist absolut und ohne vorstellbare Grenzen. Selbst

wenn es keinen Himmelskörper gäbe, keine Erde, keine Sonne, keinen Planeten, noch sonst ein Sterngebild, so gäbe es immer noch Raum. Die Zeit dagegen ist ihrem Wesen nach relativ, ein Produkt der Bewegung der Gestirne. Wenn die Erde sich nicht drehte und kein Gestirn sich bewegte, so gäbe es keine Zeit. Im absoluten Raum gibt es keine Zeit.

Einstein setzt nicht seinen Stolz darin, verständlich zu sein. Im November 1917 haben die Leser des „Bulletin de la societé astronomique de France" erfahren, daß nach Einsteins Theorie ein Lichtstrahl, der von einem Stern kommt und nahe an der Sonne vorbeigeht, um einen berechenbaren Grad von seinem gradlinigen Wege abweicht. Ein glücklicher Umstand bestätigte diese Annahme. Bei der totalen Sonnenfinsternis vom 29. Mai 1919 befand sich die verfinsterte Sonne in einer Himmelsregion, die besonders reich an leuchtenden Sternen ist, die gleichzeitig mit der verfinsterten Sonne photographiert werden konnten. Deshalb sandte die englische Regierung zwei Expeditionen zwecks photographischer Aufnahmen aus, die eine nach Brasilien, die andere an den Golf von Guinea. Die gewonnenen Resultate stimmen mit den Annahmen Einsteins überein. Die photographierten Sterne zeigen die durch die Einsteinsche Theorie angekündigten Abweichungen.

Das neue Gravitationsgesetz Einsteins sieht folgende Konsequenzen voraus:

1. Die Lichtenergie besitzt Schwere, und wenn ein Lichtstrahl den Rand der Sonne trifft, so muß er um einen Winkelbetrag von 1¾ durch das Gravitationsfeld der Sonne abgelenkt werden.

2. Das Perihel des Merkur muß sich in hundert Jahren um 43 Sekunden verschieben.

3. Die von der Sonne ausgesandten Spektrallinien sind gegenüber denselben Spektrallinien auf der Erde um einen bestimmten Grad nach Rot verschoben.

Die erste dieser Konsequenzen ist durch die während der Sonnenfinsternis aufgenommenen Photographien bestätigt worden. Die Sterne sind im Sinne des neuen Gravitationsgesetzes verschoben, aber diese Tatsache ist meines Erachtens nicht notwendig eine Bestätigung der Relativitätstheorie mit ihren bizarren Folgerungen. Die Abweichungen könnten durch Strahlenbrechungen in der Sonnenatmosphäre, durch die Dichtigkeit des Aethers bei der Sonne oder durch den Elektromagnetismus des Sonnenfeldes hervorgerufen sein. Diese neue Frage bleibt zu prüfen.

Die zweite Konsequenz, die Einstein vorausgesehen hat, die Verschiebung des Merkurperihels, stimmt mit der Theorie überein.

Die dritte Konsequenz, die Verschiebung der Spektrallinien, ist noch nicht bewiesen.

Am 6. November 1919 fand in der astronomischen Gesellschaft in London eine Sitzung statt, die sich mit den neuen Problemen beschäftigte. Die Gesetze von Newton, Leibniz, Galilei und Kepler wurden wieder diskutiert. Ist die Energie ebenso wie die Materie der Anziehungskraft unterworfen? Was ist übrigens die von der Materie unabhängige Energie, und was ist die von der Energie unabhängige Materie? Diejenigen, die sich mit psychischen Erscheinungen beschäftigt haben, wissen, daß Materie und Energie unauflöslich aneinandergeknüpft sind, daß es keine Ursubstanz gibt, daß die von den Alchimisten gesuchte Umwandlung der Körper keine trügerische Träumerei ist, daß der Raum mehr als drei Dimensionen hat. Sie sind auf die Umwandlung der gegenwärtigen wissenschaftlichen Lehren vorbereitet, sie sind fähig, sich von den neuen Lehren befruchten zu lassen, wenn sie sie auch noch nicht verstehen.

Bei der erwähnten feierlichen Sitzung der astronomischen Gesellschaft hat Sir Franck Dyson, der Direktor der Sternwarte in Greenwich, der der Veranstaltung präsidierte, das Geständnis abgelegt, „daß niemand in verständlicher Sprache die Theorie Einsteins erklären kann." Man kann sie in mathematischen Gleichungen ausdrücken. Darauf verzichte ich.

Von Fontenelles erzählt man, daß er eine kleine Schrift über „Die Mathematik des Unendlichen" Ludwig XIV. überreichte. Da er wußte, daß der König keine Zeile davon verstand, soll er ihm voll Devotion erklärt haben: „Ich habe die Ehre, Ew. Majestät eine Schrift zu überreichen, die nur von ganz wenigen Lesern verstanden werden kann. Ich gehöre nicht dazu."

Trotz der Unklarheit der Einsteinschen Theorie muß man die große Bedeutung der neuen Entdeckungen anerkennen. Einsteins Anhänger stellen ihn über Copernicus, Galilei, Kepler, Newton und Laplace. Ich meine mit Sir Oliver Lodge, daß sich Endgültiges noch nicht sagen läßt; für mich sind Einsteins Lehren eine neue Stufe im Aufstieg des menschlichen Gedankens zur vollständigen Kenntnis der Wirklichkeit.

LITERATENPOLEMIK

Gibt es keine Affäre, schon wird sie hurtig geschaffen
Geifert mit vollem Maul, Klappern zum Handwerk gehört.

m.

Vor einigen Monaten bin ich in Prag gewesen und besuchte den tschechischen Ministerpräsidenten Tusar auf dem Hradschin. Da saß der feine, kleine, hinkende Herr, der früher einmal Verkäufer in einem Herrenkleidergeschäft gewesen, in einem blauseidenen Salon des prachtvollen Prager Schlosses vor einem geschnitzten Schreibtisch, an welchem einst die Habsburger in spanischer Pracht repräsentiert hatten. Irgend etwas sagt zu dieser Nachfolgerschaft „Nein". Zu diesem nüchternen, klugen, gar nicht pathetischen Wirtschaftspolitiker gehört ein einfaches, weißgetünchtes, schlichtes Zimmer. Der Hradschin gehört den abgeschiedenen Geistern der Familie Habsburg.

„Oller Monarchist," höre ich einen Berliner Seelensachverständigen rufen, einen dürren Radikalen, der freilich vor allen diesen Empfindlichkeiten bewahrt bleibt. Diese plumpen Geister wissen auch nichts von der Wirkung des Raumes auf die Bewohner. Man sitzt nicht monate- und jahrelang in einem alten Kaiserschloß, auf dem Hradschin oder im Kreml, ohne durch die Fürstlichkeit der Räume verändert zu werden. Der Mensch hat den Kreml erbaut, aber der Kreml erbaut auch den Menschen. In den seidenen Sälen des Hradschin würde auch Luise Zietz das Schreien verlernen. Lenin saß im Kreml, in den geschützten, abgeschiedenen, weiten Sälen, an Sekretären, auf denen der Zar manches Todesurteil unterschrieben hat, wer weiß, wie viel die Atmosphäre der Selbstherrlichkeit zu Lenins allmählichem Diktaturtum beigetragen hat?

Eines aber mußte ich den Zietzisten zugestehen: In meiner jungen republikanischen Seele gibt es noch unbewußte monarchische Regungen. Nicht etwa, als ob ich Huldigungsadressen nach Amerongen oder, als Oesterreicher, zu meinem Schweizer Karl senden möchte. Nein. Aber es gibt andere Anzeichen: Ein aristokratisches Logentheater, wie das höchst undemokratische Residenztheater in München, erquickt mich mehr als das kahle Massen-Amphitheater der Charlottenburger Oper. Eine blitzblanke Hofequipage hat noch immer einen leichten Zauber. Und wenn meine kleine Tochter Birgit ein Königspaar aufmalt, spüre ich, daß auch in ihrem Vater der Königsgedanken nicht ganz erloschen ist. (Die Idee, wohlgemerkt! Die Verwirklichungen der Idee entzaubern sogleich!) In uns allen schlummert der alte platonische Traum, daß der Staat nach den Begabungen der Mitbürger geordnet sei, das höchste Talent an der Spitze der Pyramide, die mittelmäßig-groben Kräfte auf dem Grunde. Aber dieser geometrische Grundgedanke war überhaupt verfehlt. Es spitzt sich nichts in diesem demokratischen Zeitalter, und niemand will die Last der Basis tragen. Keine Pyramide

mehr sondern ein flaches, gemeinsames Hochplateau. Aber darf man nicht, ganz theoretisch, ein kleines bißchen Sehnsucht nach der Pyramide haben, mit dem Märchenkönig hoch droben?

Das ist nun alles Ketzerei, und ich kann nicht hoffen, von Adolf Hoffmann und Luise Zietz als unbedingt zuverlässig angesehen zu werden. Aber wer, der ein bißchen Phantasie, oder der ein wenig innere Freiheit hat, ist denn als Parteimensch ganz zuverlässig? Niemals sind die Seelen voller von Gegensätzen gewesen, nie das Gären der Kräfte närrischer in einem. In meinem Arbeitszimmer hängen zwei Photographien übereinander. Das eine ist das ovale Medaillon der schönsten Wiener Schauspielerin, einer jungen Dame, die der Bühne entsagt hat, um Freifrau zu werden. Das süßeste Gesicht, der schlankste Hals, der idealste Körper, das feinste Lächeln. Die junge Dame sitzt in einem tief ausgeschnittenen Seidenkleid da, dünnster Tüll über ihren wohlgerundeten Schultern, eine Perlenkette umschmiegt ihren jungen Hals. Eine Hand spielt mit den Perlen, was für eine Hand, durchsichtig, langfingrig, mit schmalstem Gelenk. Natur, mit delikatester Kultur vereinigt, hat dieses melodische Geschöpf geschaffen.

Darunter hängt eine Photographie, die ich vor zwei Monaten im böhmischen Erzgebirge aufgenommen habe: Kinder ohne Hemd am Leibe, aufgedunsen von Kraut und Rüben und Brei, glotzend, stumpf durch vererbtes Elend, mit fünfzehn Jahren aussehend wie neunjährig, rhachitisch, Wasserköpfe, dazu der blöde, entseelte Blick der Alten, die in ihren Lumpen daneben hocken.

Die beiden Bilder, nebeneinander, sind ein täglicher Vorwurf: Entscheide dich! Wem gehört dein Herz? Willst du der seligsten Schönheit dienen, diesem Himmelsgeschöpf in reizender Laune, mit Kammerjungfer und ergebenen Dienern? Oder dem Leid der Welt, den verhinderten Menschen, den ewig Gramvollen, den ärmsten, denen keiner beisteht? Sage keiner, beiden! Solche Synthesen sind nicht mehr möglich. Die Seide, mit der meine Wienerin angetan ist, sollte als Luxusware nicht mehr eingeführt werden, damit Baumwolle für die Entblößten gekauft werden kann. Mit der Perlenschnur, die am Halse meiner Schönen liegt, könnten dreihundert Kinder im Erzgebirge vor dem Verhungern bewahrt werden .... Es gibt keine Verkleisterungen des Konfliktes, Stefan Großmann, entscheide dich! Deine Wienerin oder die Hölle im Erzgebirge? Wem willst du dienen, dem Schönen oder dem Leidenden? Welche Lebensquelle soll dich speisen, Freude oder Menschenfreundschaft? Hinauf oder hinunter? Spitze der Pyramide oder Schacht unter der Erde? Darf ich nun, nachdem ich mich äußerlich entschieden, das Bild der anderen Welt in mir tragen? Kann ich es denn auslöschen?

AUS DEM TAGE-BUCH

ERSTE BEGEGNUNG MIT DEHMEL

Das sind nun sechzehn Jahre her. Dehmel kam nach Wien. Er wurde sogleich von einem Literatenkreis in Beschlag genommen, ertrug seine Konfiskation mit heiterem Gleichmut, mit jener gütigen Gelassenheit, die er so lange zu bewahren wußte, bis er eben explodierte. Ich hatte immer eine Scheu vor dem Erscheinen der Literaten in Rudeln. Wie Dehmels Ankunft feiern, ohne mit den Kaffeehausparteien in Rivalität zu treten? Ich sagte es meinem alten väterlichen Freunde Josef Scheu, einem geborenen Musiker, der sich als Chormeister einiger Arbeitervereine durchs Leben schlug. Zwei Tage später hatten wir einen riesigen, grauschwarzen Saal in Ottakring, dem radikalsten Arbeiterbezirk Wiens, gemietet. Es war nur ein Saal am Ende der Wienerstadt zu haben, ein paar hundert Schritt hinter der Endstation der Straßenbahn. Aber ein paar Dutzend junge Arbeiter verbreiteten die Anzeige des abends in allen Werkstätten, und so hofften wir auf ein paar tausend Gäste, denen Dehmel seine Gedichte vortragen sollte. Es wurde sieben, es wurde halb acht, der Riesensaal war kaum zur Hälfte gefüllt. Wir wurden schon verdrossen. Da rückte um acht Uhr aus der Endstation der Elektrischen ein Regiment dienstfreier Straßenbahner heran. Fünf Minuten später war kein Stuhl im Saale frei, überall glänzten die grauroten Kappen der Schaffner und Führer der Straßenbahn. Scheu ließ von seinen Sängern den „Arbeitsmann" und „Nur Zeit" durch den Saal brausen. Dann stieg ich auf die dürftige Holztribüne, auf der sonst Coupletsänger und Zauberkünstler wirkten, und redete Dehmel als den großen G l ä u b i g e n an, der in zerrissenen Seelen den Mitmenschen neu auferstehen läßt. Ich hatte, zwei Minuten vorher, beim Saaleingang einen allzu Nüchternen sagen hören: „Ich glaub' an gar nichts", verdammte die trostlose Kahlheit dieser entgötterten Seelen und pries den Dichter, der mit der Trunkenheit des Liebenden den Glauben an die sei's verschüttete Gottnatur alles Lebendigen wiedergab. Ein Funke Dehmelscher Trunkenheit war in mich gefahren, und der Riesensaal war feierlich stumm geworden. Dann trat Dehmel aufs Podium, und ich habe ihn nie verzückter, nie prophetischer sprechen gehört als an diesem Abend . . . vor tausend Straßenbahnschaffnern und Wagenführern.

Drei Schritte weit von ihm saß seine Frau, ihre schwarzglühenden Augen brannten ihm zu, und ich weiß einen sehr jungen Menschen, der an diesem Abend seiner Braut ins Ohr flüsterte: „So zuhören, das ist . . . Ehe." Seit diesem Tag bin ich Dehmel oft begegnet. Kein Abend hatte diese Weihe. Fünfzehn Jahre später fragte mich Dehmel, ein graugewordener Krieger, lächelnd: „Wie geht's den Wiener Straßenbahnern?" st. gr.

AKADEMISCHE KURIOSA PSYCHOLOGICA

Ein Mann, namens Levi, hat ein Buch über das deutsche Volkslied geschrieben. Ein Professor der

Germanistik zählt, pflichtgemäß, in seinem Kolleg unter vielen anderen Literaturangaben auch dieses Buch auf. Die Studentenschaft bricht in ohrenbetäubenden Lärm aus. Ein Kommentar ist überflüssig. Es genügt festzustellen, daß dieses geschah zu Jena, im Jahre des Heils 1919, im Wintersemester und daß die kleine Anekdote belegt ist durch einen Bericht der Jenaer Universitätszeitung.

In der Münchener Anatomie wurde vor kurzem eine präparierte Leber abgeliefert in welche — offenbar als Schmuck und Ausfluß deutschen Wesens — ein Hakenkreuz eingeschnitten war. Es ist wohl zu vermuten, daß der Student, der dies tat, als Arzt späterhin nur Mitglieder deutschvölkischer Verbände betreuen wird. w. m.

DER SCHWEINEHOFRAT

Nackte Mädchen tanzen vor geladenen Gästen in der Villa Borngräber. Seither betreiben sie ihr Geschäft auch vor Fremdlingen. In der Woche, in der der Bund der Landwirte in Berlin tagte, konnten agrarische Platoniker den Genuß aus nächster Nähe mit tausend Mark bezahlen . . . An dem intimen Abend bei Borngräbers hielt der Herr Hofrat Borngräber eine Rede. In seinem „Reigen" kann man den vermutlichen Gedankengehalt der Rede nachlesen: „Den Schönheitstänzen hafte der Nimbus an, sie seien in die Tat umgesetzte Pornographie, eine Spekulation auf den Sensationshunger der Menschen auf dem Gebiete der Erotik. Dieser Irrtum würde schwinden, wenn das Publikum öfter Gelegenheit hätte, im Tanz bewegte, formvollendete Nacktheit zu bewundern, unbelastet von unterstreichender, pikanter Kleidung." Wie, Herr Schweinehofrat, Sie sind fürs Nackte und gegen unterstreichende, pikante Kleidung? Ist Nacktheit mit unterstreichender, pikanter Kleidung vielleicht doch Pornographie und erotische Spekulation? Dann sehen Sie sich doch, Sie Gräber nach dem Born der Reinheit, jede Seite Ihres „Reigen" an, in welchem Frauen immer nur mit schillernden Strümpfen, rauschendem Frou-Frou, seidenen Höschen, durchbrochenen Hemden abgebildet sind. Meistens liegen Ihre Damen auf Diwans, erwartend, zuweilen ziehen die Herren ihnen die Strümpfe aus oder die Huren kommen gerade aus dem Bade. Die reine Literatur, die zwischen diesen gezeichneten Sauereien von J. Fenniker, V. Arnaud, Wiertz auftritt, spielt gewöhnlich in Betten und rührt von Arthur Landsberger her. Begreift man es, daß Schriftsteller, die sich nicht ganz deklassieren wollen, sich als Conferenciers solcher literarischen Bordelle hergeben?

TATSACHEN FÜR MUSIKFREUNDE

Man liest: die Stadt Leipzig stellt zum geplanten Bach-Fest 1920 eine Garantiesumme von 5000 Mark zur Verfügung. Man bedenkt: diese Summe wird vielleicht halbwegs zur Bestreitung der Solistenhonorare ausreichen. Man faßt sich an den Kopf: gilt der Thomaskantor, mit dem Pleiße-Athen sonst immer hausieren geht, dort so wenig?

Man entdeckt im Berliner Tageblatt: „Fortsetzung der Vergnügungsanzeigen siehe nächste Seite." Man sieht näher zu: es handelt sich um die Annoncen der Konzertagenturen.

Man erstaunt: die Neunte Symphonie unter der Rubrik Vergnügungen?

Man konstatiert: die V. Symphonie Anton Bruckners war, ehe Werner Wolff sie am 31. Oktober 1919 in Berlin dirigierte, erst ein einziges Mal dort aufgeführt worden. Man stellt fest: Unzählige mästen sich nach wie vor durch Klassiker-Derniéren. Paul Hasenclever.

DER „SIMPLIZISSIMUS"

teilt mit, daß die Nachricht des „Vorwärts", das Witzblatt sei an irgendwen verkauft worden, falsch ist. Näheres darüber, wer den „Simpel" aufkaufen wollte und wie er sich dazu verhalten hat, wird im nächsten Simplizissimus zu lesen sein. Ich nehme das Dementi mit Freude auf.

NUR FÜR KENNER

In der Sezession. Ludwig Hardt wird lesen und das Publikum darf wählen, was es hören will. Ein entzückender Kontakt besteht zwischen dem Vortragsmeister und seinen Gästen. Sympathie flutet durch den Raum, gute Laune wärmt besser als Kohle, man hat Freude aneinander. Es ist ein Fest des Herzens. Hardt nickt, winkt, grüßt. Aber niemand darf sich bevorzugt fühlen; der Meister ist zu allen nett, er kann ja nicht anders. „Kommen Sie doch nach vorne, meine Herrschaften, heute kommt es doch nicht darauf an, welchen Platz Sie haben." Hardt spielt nicht den Liebenswürdigen, er ist liebenswürdig. Anmut ist seines Wesens Wurzel. Nun will der eine Li-tai-pe hören und der andere Karl Kraus, den einen gelüstet's nach klassischen Balladen, des andern Herz hängt an Wedekind. Hardt schmunzelt und dirigiert die vielfältigen Wünsche so, daß alle zufrieden sind. Im Anfang war die Harmonie. Er ist kein unnahbarer Heros, über Beifall erhaben. Und er spricht das unsterbliche Epos vom „Has und Swinegel". Wehrlos versinkt man in Heiterkeit, und er spricht Storm, Klaudius, Walser. Es wird 10 Uhr und man muß Schluß machen. Aber das Publikum, selbst zum glücklichen Kinde geworden, heischt immer wieder Verlängerung des Vergessenheit spendenden Genusses. Hardt ist gnädig und schenkt ein eigenes Opus, einen Hymnus auf den wahlverwandten Morgenstern. Beseligt, wie nach einer Weihnachtsbescherung, trennen wir uns vom grazilen Meister. Er ist ein Farbfleck in grauer Zeit. Ein Junge, ein Kobold, ein Künstler. m.

HELFFERICH, DAS ARCHIV

Erzberger: Mein Herr Gegner weiß da mehr als ich. Er verfügt über den besseren Zettelkasten.

Helfferich: Mein Kopf ist mein Zettelkasten.

Aus dem Verhandlungsprotokoll des 12. 2. 1920.

DEM ANGEKLAGTEN DEUTSCHLAND

Eine große Nation, die durch Kultur, Taten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neueren Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker.

Jakob Burckhardt.

GEGEN DIE KLATSCHER

mußte ich, obwohl ich die Unproduktivität solchen Zankes fühle, im „Vorwärts" vom 20. Februar die folgende Erklärung loslassen:

Die Vorwürfe des Herrn Jacobsohn sind gerade in jener Zeit lebendig geworden, in der meine neue Wochenschrift „Das Tage-Buch" herauskam und rasch sich durchsetzte. Zur Sache bemerke ich, daß ich niemals pseudonym über Noske oder Toller geschrieben habe. Ich stand mit meinem Namen für Noske im Frühjahr 1919 ein, als es Literatenmode war, ihn Mörder zu nennen. Deshalb habe ich aber doch Toller, dessen Prozeß ich anhörte, für einen reinen Menschen, einen Dichter und Schwärmer gehalten und ich beschrieb ihn unter meinem vollen Namen. Das ist nur für einen Theaternarren ein Gegensatz. Was den Kronprinzen anlangt, so habe ich einen offensichtlich ironischen Aufsatz von Thomas Wehrlin in mein „Tage-Buch" aufgenommen, worin der Kronprinz aufgefordert wurde, sich der Entente selbst zu stellen. Nur ein politischer Idiot konnte die Ironie des Aufsatzes verkennen. Nun wirft mir Herr Barnowsky als Antwort auf ein Resumé über seine Tätigkeit vor, ich hätte geschäftliche Interessen an Berliner Theatern. Das ist eine zu dumme Unverschämtheit. Ich habe selbstverständlich nie einen Pfennig aus irgendeinem Berliner Theater bezogen. Im vorigen Jahr erbat Reinhardt meine Hilfe gegen die grassierende Filmerei der Schauspieler, ich wies ihn an einen Anwalt, der mit Hilfe der Bühnengenossenschaft eine rettende Organisation versuchte. Ich selbst war bei drei oder vier Konferenzen anwesend, dann kümmerte ich mich um den Lauf der Sache nicht mehr, bis ich hörte, daß sie gescheitert sei. Mein Gewinn dabei bestand aus Zeitverlust. Herr Barnowsky erzählt dann von einem Lustspiel „Eckermann", das ich dem Lessing-Theater hätte anvertrauen wollen. In Wirklichkeit existierte nur der Einfall zu dem Stück, geschrieben ist nicht eine Szene davon. Weder Herr Barnowsky, noch irgendein anderer Direktor weiß von dem „Eckermann" mehr als ein paar Sätze, die ich vor fünf Jahren einmal im Gespräch hingeworfen habe. Es handelt sich also, wie Sie sehen, um die trostloseste Kombination von Theater- und Literatenklatsch, mit der ich aus durchsichtigen Gründen behelligt werden soll.

DAS TAGEBUCH

hat rascher, als Zweifler dachten, seine Freunde, seine Mitarbeiter, seine Leser gefunden. Die Freude an diesem unerwartet starken Erfolge wird durch ein bißchen neidisches Geschrei noch um ein kleines erhöht.

In dieser frohen Stunde will ich allen helfenden Seelen danken, die an der schnellen Durchsetzung des „Tage-Buchs" mitgewirkt haben, will sie bitten, durch Werbung weiterzuhelfen, und ihnen versprechen, daß das Tage-Buch um so reicher und freier sein wird, in je froherer Laune es geschrieben wird.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123b.

Das Tage-Buch / Heft 9 Jahrg. 1 / Berlin, 6. März 1920

STEFAN GROSSMANN

DER TYPUS RADEK

Vor ein paar Tagen lernte ich den Abgesandten der Sowjetregierung in Berlin, Herrn Wigdor Kopp, kennen. Ich beteiligte mich an einem stundenlangen Gespräch, das er mit einem österreichischen Staatsmann führte. Herr Kopp ist ein junger Mann, etwa in der Mitte der dreißiger Jahre, er weiß sich zu benehmen, weiß eine Konversation (nicht nur eine Debatte) zu führen und hat für die alte kapitalistische Welt, an deren Dauer er nicht glaubt, ein beinahe gütiges Lächeln. Wenn es Revolutionäre gibt, die über die Fortdauer der kapitalistischen Gesellschaft wütend sind und ihr zurufen wie Franz dem alten Moor „Willst du denn ewig leben?" so gehört Herr Kopp zu den beherrschten Söhnen. Er sitzt am Kranken- oder, wie er meint, Totenbett dieser Bourgeoisgesellschaft und spricht ihr lächelnd leere, teilnahmsvolle Worte zu. Aber die lächelnde Sicherheit Kopps ist für ein bürgerliches Gemüt noch irritierender als das aufgeregte Geschrei der ungeduldigen Söhne, die ihren Tag nicht erwarten können. Herr Kopp ist immer leise, sein etwas mongolisches Gesicht stets zu einem kleinen Lächeln, sein Geist immer zu etwas Ironie geneigt. In diesem Gespräch mit einem Gegner seines Systems, und zwar einem sehr bedeutenden, erwies Herr Kopp ebenso große ökonomische, wirtschaftsgeographische wie politisch-psychologische Kenntnisse. Dazu ein außerordentliches advokatorisches Geschick, das sich im besonderen darin zeigte, daß er vergangene Perioden des Sowjetismus gar nicht erst zu verteidigen unternahm. Auch sein Widerpart, der österreichische Staatsmann, konnte ihm Anerkennung für ungewöhnliches Verhandlungsgeschick nicht vorenthalten. Der Sowjetist hatte den bürgerlichen Wirtschaftspolitiker keineswegs überzeugt, aber er hatte das auch keinen Moment erwartet, und eben diese psychologische Reserve machte die Unterhaltung noch reizvoller.

Ich habe gelegentlich, lange vor der Revolution, auch Radek sprechen hören, freilich in großem Kreis. Auch Radek ist kein heißer Schreier, sondern ein sehr überlegter, jedes Wort mit Kunst aneinanderreihender Sprecher. Er hat eine Stirn von imponierender Wölbung und unter ihnen zwei helle, fröhliche, direkt lyrische Augen. Nachdem er hier aus der Schutzhaft entlassen und in der Wohnung eines Berliner Polizeikommissars untergebracht war, hat er dort geradezu Cercle gehalten. Anhänger aller Parteien sind bei ihm erschienen, nicht nur um das bolschewistische Tierchen zu besichtigen,

sondern um von ihm informiert zu werden. Auch er hatte für alle bürgerlichen Gemüter dieses irritierende, nachsichtige Lächeln, das Erwachsene nicht nur für Kinder, sondern auch für Greise haben, deren Tage gezählt sind. Aber seine gepflegten, feinen Hände schienen durchaus nicht blutgetränkt, sondern hatten eher einen weichlichen, frauenfreundlichen Charakter. Ich sage gar nichts über Radeks Theorien, wenn ich feststelle, daß die meisten seiner Besucher von seiner Konversation aufs angenehmste enttäuscht, viele sogar in einer Art Bezauberung von ihm gingen. Dieses bezwingende Wesen fehlt Herrn Kopp, der sich in Vielem, auch in der sanften Ironie, als Radeks Schüler erweist, dennoch möchte ich glauben, daß wir in Deutschland nicht sehr viele diplomatische Talente von ähnlicher Schmiegsamkeit des Geistes haben.

Woher kommt diese Elastizität der Russen? Alle diese Leute sind vor drei, vier Jahren noch „Schnorrer und Verschwörer" gewesen, woher ihre Weltgewandtheit? Vielleicht aus der Verschwörervergangenheit? Männer wie Trotzki, Radek, Litwinow sind, aus Rußland vertrieben, durch ganz Europa gekommen. Sie haben in der Schweiz, in Frankreich, in England gelebt, sie sprechen die drei oder vier Hauptsprachen Europas neben dem Russischen und haben als Gäste der deutschen, französischen, englischen Politik gelernt aufzuhorchen, zu lauschen, ohne daß sie selbst mitsprechen durften. Schweigen müssen — das ist eine gute Schule für Diplomaten. Diese Russen, die heute regieren, sind vorher jahrzehntelang die Kiebitze der europäischen Politik gewesen. Ich erinnere mich sehr gut an die größten Meetings von Jaurès in Paris, an die großen Versammlungen Victor Adlers in Wien — immer waren da ein paar Tische nur für Russen reserviert. Sie haben sich mit den Versammlungsweisheiten nicht begnügt, sie haben die Galerien der Parlamente, die Cafés der Führer, die Organisationen der Parteien aufgesucht. Und sie waren bald in Paris, bald in Zürich, bald in London, bald in Berlin. Ihre große persönliche Bedürfnislosigkeit machte sie freizügig. Sie lebten von Butterbrot und Tee, wenn es sein mußte wochenlang, ihr Köfferchen war klein genug, sie waren keine Kleidergecken. Meistens hausten sie zu zweien oder dreien in einem Studentenviertel. Aber wenn ein reicherer Kamerad seine Kasse teilte, konnte sich so ein Schnorrer und Verschwörer im Handumdrehen in einen ziemlich eleganten Jüngling verwandeln. Man war nicht umsonst über die Pariser Boulevards gebummelt. Das Entscheidende aber war: die Leute kamen als Fanatiker in eine fremde Welt. Sie konnten sich in allen äußeren Dingen anpassen, sie konnten gesellschaftliche Formen übernehmen und Kenntnisse ansammeln, in ihrem innersten Wesen blieben sie unbeeinflußbar.

Da saß ein durch russisches Schicksal heroisch gefärbtes Marxistentum in den Köpfen, und dies innerste Wesen blieb in Wien wie in London, in Berlin wie in Paris unangetastet. Das erzeugte eine unsichtbare Mauer zwischen ihnen und der äußeren Welt, das schützte sie vor der korrumpierenden Annäherung der kapitalistischen Gesellschaft (meistens), das erzeugte in ihnen ein stummes, aber deshalb nicht weniger arrogantes Ueberlegenheitsgefühl.

Es wird jetzt bei der Neuorganisierung des diplomatischen Dienstes so viel beraten und überdacht, wie man die jungen Leute zu diesem Berufe vorschulen solle. Aber keine politische Pädagogik wird so gute Früchte tragen wie die europäischen Wanderjahre der russischen Revolutionäre. Deshalb haben die Russen jetzt einen solchen Reichtum an diplomatischen Talenten. Das hat Czernin schon in Brest - Litowsk staunend gewahrt. Am 9. Januar 1918 schreibt der Herr Graf in sein Tagebuch: „Trotzki ist zweifellos ein interessanter, gescheiter Mensch und sehr gefährlicher Gegner. Er hat eine ganz hervorragende Rednergabe, eine Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Replik, wie ich sie noch selten gesehen habe, und dabei die ganze Frechheit, die seiner Rasse entspricht." Der Typus Trotzki oder Radek ist offenbar in vielen Exemplaren in Rußland vorhanden. Das ist auch ihre Versicherung gegen terroristische Attentate der Feinde des Bolschewismus. Für einen Trotzki sind gleich zehn andere da. Ein Radek wird abgeschoben, ein Kopp ersetzt ihn. Es ist jetzt so viel von einem Güteraustausch mit Sowjetrußland die Rede. Wir wollen die nötigsten Dinge einander geben, soweit wir es können. Wie schade, daß man nicht auch diplomatische Talente im Austauschwege einführen kann.

ERZBERGERIANA

SCHWERE WAHL

Wer soll herrschen in Deutschland? Begabung, eklig beschmutzte?
Oder das Untalent, das sich als sauber empfiehlt?

*

MORAL IN PROZENTEN

„Beinah tat ich's aus Liebe", so sprach die kluge Kokotte, —
Als sie vom Kavalier lump'ge Zehnmärker bekam.

*

DAS STEUERGENIE

Soviele Steuern gewinnt mein Entwurf dem darbenden Reiche,—
Daß es auf Steuern von mir gerne verzichtleisten kann. m.

In diesem ersten großen politischen Prozeß hätte dem Angeklagten, Herrn Helfferich, ein Verteidiger versagt werden müssen; nicht weil er selbst advokatorische Eigenschaften hat, sondern weil alle advokatorische Kraft auf seinen Gegner zu sammeln war. Herr Erzberger war beleidigt worden, nachdem er beleidigt hatte, und sein natürliches Gefühl, daß ihm diese Beleidigung nicht Anlaß zur Verfolgung gab, so wie er seinem Gegner nicht ein Schweigen auf seine Beleidigung verargt hätte — dieses natürliche Gefühl des zu mächtig und der Oeffentlichkeit anstößig gewordenen Mannes wurde, sei es durch die öffentliche Meinung, sei es, was dasselbe ist, durch einen Kabinettbeschluß gezwungen, sich zu verstellen und sich als beleidigt auszugeben, mit der Folge, daß der Beleidigte bei der Verfolgung der Beleidigung unter dem Schutze des Prozeßverfahrens von seinem Gegner täglich hundertfach beleidigt werden konnte. Anscheinend nicht verschwiegener Natur, wie es Menschen oft sind, die Vertrauen zu sich selbst haben, mußte er jetzt alles, was er dennoch verschwiegen, aus sich herausreißen lassen; durch eine ungeschickte Ordnung bei dem Aufbau des Prozesses stand er einen Monat unter der Hypnose eines Eides; die ihm vorgeworfene Willkür der Erinnerung war das verzweifelte Sichherumwerfen eines aus dem Starrkrampf zum Bewußtsein zurückverlangenden Menschen. Hätte er wirklich zehnfach die Unwahrheit gesagt und ebensooft Vergessen vorgetäuscht, so war es die hundertfach berechtigte Notwehr eines Mannes, dem die Eingeweide aufgerissen wurden, aufgerissen von einem Manne, der mit Gier in dem Gedärm herumfetzte. In den Laufgräben der vordersten Zone gab es nach zehn Tagen eine Ablösung; dieser Mann wurde einen Monat den Feuerschlünden ausgesetzt.

Hat ihn ein junger Mann verwundet, so hat ihn Herr Helfferich erschossen. Aber, ach, wie wenig Mut war dazu nötig, und umgebracht hat er ihn nicht anders als mit Hasenschrot. Was er politisch während des Krieges und bei den Verhandlungen zum Frieden getan und wie er sich vergangen hat, das war doch, wenn nicht der Oeffentlichkeit bekannt, so doch allen, die ihn in die Aemter und Stellungen des letzten Jahres und noch einiger Monate mehr berufen hatten, dieses rasch entschlossene Auftreten, dieses einmal richtige und einmal falsche Handeln, aber Handeln unbedingt, und in dem Verlauf des Prozesses wurden diese Vorgänge auch auf wenige Tage zusammengedrängt. Was sie fast ausschließlich ausfüllte, waren die wirtschaftlichen Beziehungen des Betroffenen, und über sie ist nichts enthüllt worden. Herr Erzberger ist entkleidet worden, Stück um Stück ausgezogen worden, und was sich herausstellte, war, daß sein Körper dieselbe Farbe hatte wie sein Gesicht. Der reiche Mann warf dem armen

vor, daß er hatte reich werden wollen. Herr Helfferich, der Sohn eines Kommerzienrats, war selbst zunächst Direktor der Deutschen Bank geworden, ehe er von dem Posten eines Rates im Kolonialamt endgültig in die hohen Staatsämter überging, und diese Stellung bei der Deutschen Bank war so, daß mit ihr kaum geringe Bezüge verbunden waren; Herr Erzberger, der Sohn eines Briefträgers und in seinen Anfängen ein Volksschullehrer im Württembergischen, mit 27 Jahren bereits Abgeordneter im Reichstag, hatte die Mittel für eine breite Lebensführung sich nicht vorher zu sammeln Zeit genommen und benützte seine politischen Jahre zu diesem Geschäft. Mit dem Hochadel und der Großindustrie umgehen und sich dabei in der Einfachheit genügen, ist nicht Sache jedermanns, und man muß bei der menschlichen Natur davon ausgehen, daß sie, wenn sie nicht von seltener Größe ist, sich überraschend leicht den Bedürfnissen des Wohllebens anpaßt. Wir haben, und heute nicht nur unter den Aermeren, sondern auch unter den Reichen Männer, die das sozialistische Ideal, von einigen durchdacht und zugespitzt bis zur gleichen Verteilung der meisten Güter, mit großer Hingebung ausbreiten, aber ihre eigenen Güter haben sie mit der gleichen Hingabe nicht verbreitet, und ehe nicht tausend Reiche und zehntausend Arme aufstehen und sich alles irgendwie Entbehrlichen begeben, wird keine Luft hinschwimmender Selbstlosigkeit in diesem Reich zu spüren und von einem großen Geschäftsmann der Politik zu fordern sein. Nirgends ist so viel gelogen worden wie von den Beteiligten und der öffentlichen Meinung in diesem Prozeß! Mit einer vollkommenen Integrität des Charakters und einer einwandfreien Haltung hätte es Herr Erzberger bis zum Rektor einer schwäbischen Volksschule bringen können und mit seinem starken Willen durch Nachholung der Prüfungen vielleicht zu einem gleichen Amt bei einer höheren Schule. Gibt es wirklich so viel Einfalt, daß sie annimmt, der Aufstieg zum Vizekanzler ginge in noch nicht zwanzig Jahren auf vornehme Art zu erreichen? Glaubt sie, daß Herr Helfferich oder ein anderer gleichgestellter Funktionär irgendwie im Maß anders sei, wenn er auch wohl sicher in Fragen des Geldes empfindlicher sein mag. In die höchsten Stellen gelangen, von wenigen Fällen abgesehen, die weniger Feinen, die in keinem Fall zartfühlig Veranlagten, die Gewandten, Raschen, Hurtigen, Unschweren, die Wendbaren und Glatten, die unter Umständen Lauten, Brutalen und, wenn es um andere Personen geht, Zupackenden. In dem aristokratisch-patriarchalischen Staat, in dem wir gelebt haben, konnte ein Feiner und Vornehmer, der die Gunst eines Mächtigen fand, durch diese Gunst gelegentlich in ein hohes Amt gehoben werden; als dieser Staat während des Krieges sank und nachdem er gesunken, war für den Aufstieg von Naturen,

wie sie Herr Erzberger ist, die Tür aufgerissen, und geht Herr Erzberger morgen durch diese Tür wieder hinaus, so kommt morgen oder übermorgen sein Zwillingsbruder durch sie herein. Herr Erzberger hatte seine große Zeit in einer Aera, wo man dem Beamten nahelegte, seine Weltfremdheit abzulegen und die kaufmännischen Allüren anzunehmen; Herr Erzberger entsprach diesem Geist, er handelte wie ein Kaufmann, der jede Beziehung ausnützt, nicht gibt, ohne zu nehmen, und auch nicht nimmt, ohne wieder zu geben, wo eine Angelegenheit in die andere hakt und alles so verfilzt und verschachtelt wird, daß jede Handlung, die wie eine Zubuße erscheint, irgendwie mit einem Nutzen ausgeht. Herr Erzberger hat das alles vielleicht ohne eine kluge Zurückhaltung getan und wohl nicht selten den Takt ermangeln lassen— wer in der Macht ist, glaubt diese Zurückhaltung aufgeben zu können, und Takt gibt es unter den Menschen, die nicht nach oben kommen, mehr als bei den Emporkömmlingen. Im übrigen braucht über die Frage einer Zurückhaltung oder eines Taktes kein öffentlicher Prozeß geführt zu werden.

Aber der Prozeß brauchte überhaupt nicht geführt zu werden. Ueber einen Teil des Streits, der auswärtige Beziehungen betraf, vereinbarten die beiden Gegner auf Veranlassung des Vorsitzenden, daß er mit Rücksicht auf die nicht zu übersehenden Folgen einer Erörterung unerörtert bleiben solle, daß jeder Teil aber seine Auffassung wahre. Warum haben beide nicht in allem übrigen ebenfalls ihre Auffassung gewahrt? Quivis ex populo kann morgen einen Aufsatz gegen Herrn Helfferich, gegen Herrn Ebert und gegen den früheren Kaiser veröffentlichen, mit Einzelheiten des Lebens angefüllt, und den anderen damit nötigten, sich für beleidigt zu erklären, um sich dann im weiteren Verfolg öffentlich beleidigen zu lassen. Wiederholt habe ich Damen, die mich um Rat fragten, wie sie sich gegen eine ihnen angetane geschlechtliche Beleidigung schützen sollten, abgeraten, die Gerichte anzurufen, ihnen erklärt, eine Dame könne auf das schimpflichste beleidigt sein, aber es gäbe keine Möglichkeit für sie, eine Beleidigungsklage anzustrengen, von dem Augenblick an, wo sie dennoch vor den Richter trete, wäre sie keine Dame mehr. Und wie eine Dame sich nicht über ihren Ruf und über die Unanfechtbarkeit ihrer Tugend öffentlich auseinandersetzen kann, so kann es auch kein Mann von Rang. Mit unseren durch tausend Umstände verkrümmten Körpern können wir alle nicht ausgezogen dastehen, und wir wären alle abgetan, würden wir anders als von der Güte gerichtet, wenn man uns von oben bis unten untersucht.

Mißbrauch getrieben mit den Formen des Prozesses aber wurde vollends, wenn unter der Form der Beleidigung ganz andere Dinge festgestellt werden sollten — die Nützlichkeit einer Steuerpolitik,

einer Friedensaktion oder was sonst noch weiter. Man kann auch Schokolade durch eine Wäschemangel ziehen, aber weder erfüllt man die Bestimmung der Mangel, noch wird man der Aufgabe der Schokolade damit gerecht. Man arbeitet indirekt, weil man nicht direkt arbeiten kann, und es geht um alle Fragen, nur nicht um das beleidigte Gefühl. Ein Prozeß wie dieser hat nur einen Sinn, daß er denen zeigt, die es noch nicht wissen, wie Männer beschaffen sind, die regieren, vielleicht auch den weiteren, daß er das Volk politisiert, denn mehr als Gesetze und Verfassungen gräbt sich persönlich dargestellte Politik ein. Aber sonst bleibt das Verbrechen übrig, einen Mann vor die Oeffentlichkeit geschleift zu haben, über dessen Charakter die Beteiligten immer einig gewesen sind und mit dem in einer angemessenen Form zu brechen sie nur nicht den Mut gefunden haben.

Der nächste Prozeß dieser Art wird für die nächste Zeit angekündigt. Es ist gut, daß diese Prozesse so rasch aufeinanderfolgen, denn in zehn Jahren wird keiner sie mehr für möglich halten, weil es für unanständig gelten wird, sich vor hundert Millionen Menschen deshalb zermahlen zu lassen, weil dies die Ehre gebiete. Die Ehre wird uns jeden Tag hinterrücks abgeschnitten, so wie Menschen unbedenklich über unseren Schatten laufen; daß es von vorn geschieht, ist kein Grund, sich öffentlich schlagen zu müssen. Die Duelle im Walde waren menschlicher.

LUDWIG WOLFF:

DÄNISCHE BÜCHER? DÄNISCHER FILM?

An einem Maitag 1914 trat ich in ein elegantes Kopenhagener Geschäft und bat sehr höflich um ein halbes Dutzend Leinenkragen.

Der Verkäufer oder Ladenbesitzer sagte lächelnd: „Je ne sais pas Allemand, Monsieur."

Nennt mich ruhig einen sentimentalen Schmachtfetzen! Es tat mir weh.

Dieser Mann, ein Prachtexemplar germanischer Menschenrasse, hochgewachsen, mit blauesten Augen und blondem Haar, antwortete seinem deutschen Bruder romanisch. Er ahnte nicht, wie sehr deutsch (im übelsten Sinn) er war, wenn er mit welscher Waffe gegen seine eigene Art loszog. Niemals, niemals hätte er Mut zu solcher Frechheit einem Engländer, Russen oder Japaner gegenüber aufgebracht.

„Et moi, je ne parle pas Français, Monsieur", erwiderte ich und ging aus dem Laden.

Die Kragen kaufte ich in einem winzig kleinen Geschäft bei einem entzückenden jungen Mädel, das Deutsch zu verstehen geruhte. Die Kragen waren miserabel und saßen schlecht. Wahrheit muß sein.

Diese Geschichte beweist nichts. Gewiß nicht. Ich bin kein Idiot. Aber . . .

Aber ich erinnerte mich an den Fall, als ich zufällig vor kurzem Hunderte von deutschen Frauen und Mädchen beim Einlaß in einen Kientopp sich balgen sah, um nur rechtzeitig den großen Gunnar Tolnäs zu genießen, der Deutschland mit seiner persönlichen Anwesenheit beglückte.

Auch das tat mir weh. Ich kann euch nicht helfen. Ihr müßt ja nicht weiterlesen.

Die Dänen sind ein liebenswürdiges und scharmantes Völklein. Ich kenne allerdings nur kleine Leute: Dänische Dienstmädchen, Fischer in Skagen, die Familie eines Bahnarbeiters in Hornbaek, einen alten Badewärter und drei Hotelmusikanten auf Fanö. Ich schloß stets und überall nur mit kleinen Leuten Bekanntschaft, besonders zu der Zeit, da in Deutschland der Leutnant und der geheime Oberregistrator regierten. (Jetzt, da die kleinen Leute Minister und Botschafter sind, ziehe ich Aristokraten vor. Immer auf Seite der Schwächeren!)

Ich habe nichts gegen die Dänen. Im Gegenteil, ich liebe die kleinen dänischen Leute, die sich ebenso gut mit uns kleinen Leuten aus Deutschland verstehen.

Wer vergiftet die Waffen? Wer hetzt gegen uns? Wer reizt zum Haß auf? Die dänische Presse. Wer macht diese Presse? Dänische Schriftsteller.

Ich lasse euch jetzt ein wenig Zeit zum Nachdenken. Wenn die Deutschen nicht in kurzer Zeit entscheidend siegen konnten, machten sie schlapp und fraßen untertänig das Brot der Knechtschaft. Das könnt ihr in jeder deutschen Geschichte lesen. Lest!

Die Deutschen haben sich in zweitausend Jahren nicht geändert. Ich stelle nur fest. Die Deutschen können wahrscheinlich nicht anders. Sie haben Gemüt, aber keinen Nationalstolz, oder doch nur in kümmerlichen Intervallen.

Ist es nicht groteske Tragödie, daß der einzige wirkliche Nationaldeutsche, der mit feurigen Zungen deutschen Stolz predigt, Chamberlain heißt und aus England stammt? Ich verweise auf seine große und überzeugte Geste, auf nicht mehr. (Sein Gedankenwerk kann ich entbehren und noch mehr das seiner Schüler, besonders wenn sie Reisetagebücher schreiben.)

Ich will nicht von dem Gesindel sprechen, das sich mit teueren französischen Parfüms besprengt, mit englischen Seifen nie zu tilgenden Schmutz abzuwaschen bemüht ist, nur Homespuns und echten Pommery verträgt, von dieser Rasse will ich nicht sprechen. Nur eines: Razzia in der Grenadierstraße ist vortrefflich. Gewiß. Wie

vortrefflich wäre erst Razzia auf dem Kurfürstendamm! (Keine Kurasche, Herr Ernst? Väterchen Noske?)

Ich will von Apenrade und Tondern sprechen. (Morgen vielleicht schon von Flensburg.) Es sind deutscheste Städtchen mit den feinsten deutschen Menschen, die ich kenne. (Das glücklichste Jahr meines Lebens habe ich in Schleswig-Holstein verlebt.) Diese deutschen Städte fallen an Dänemark. Wir sind wehrlos. Wir können jetzt nichts dagegen machen. Aber wir und unsere Kindeskinder werden nie aufhören, daran zu denken, daß dort oben deutsche Siedlungen sind, die zu uns gehören. In zehn oder fünfzig oder hundert Jahren — Zeit ist eine relative Sache, das haben wir schon lange vor Einstein gewußt — werden diese deutschen Städte wieder bei uns sein.

Sie werden!

Zweifelt ihr daran? Nur Deutsche brächten es fertig, daran zu zweifeln.

Die dänischen Zeitungen blöken Triumph. Laßt sie blöken. Aber — habt ihr inzwischen nachgedacht? — Was führt das liebe, niedliche Dänemark bei uns ein?

Butter. Ausgezeichnete Butter. Kommt sie für uns, die kleinen Leute, in Betracht? Nein, ihr Lieben, sie kommt nicht in Betracht. Wenn die Brüder aus der Grenadierstraße auf dem Kurfürstendamm angelangt sind, essen sie dänische Butter. Sela.

Und was noch? Literatur. Richtig. Und was noch? Filme. Brav, setz dich!

Unsere wackern deutschen Verleger legen sich für dänische Literaten mächtig ins Zeug. Warum nicht? Wir wollen nicht chauvinistisch meckern, aber man darf wohl um Tondern trauern? Oder erlauben es die Prager Dichter nicht?

Ich habe weder Lust noch Fähigkeit, eine erschöpfende Bibliographie zu geben — ich glaube, so nennt das die Wissenschaft —, aber sehen wir uns mal ein bißchen um.

Sören Kierkegaard. Fällt mir ein.

Von dem haben wir eine schöne zwölfbändige Gesamtausgabe bei Diederichs, der gewiß ein aufrechter Deutscher ist, dann eine Auswahl bei Georg Müller in der von Fritz Mauthner geleiteten Philosophischen Bibliothek, weitere Auswahlbände bei Ungelenk in Dresden und bei Töpelmann in Gießen (was ich alles weiß!), ferner das „Tagebuch eines Verführers" (Herr Borngräber, wie gefällt Ihnen der Titel? Unbezahlbar, was? Alle Ahnungslosen fallen darauf herein), das im Inselverlag und bei Jacobsthal & Co. erschienen ist.

Bißchen viel Sören Kierkegaard. Besonders, wenn man bedenkt, daß Lagardes „Deutsche Schriften" seit Jahr und Tag vergriffen und noch immer nicht neu aufgelegt worden sind. Wahrscheinlich kein

Papier da, für den guten Lagarde. Gott, schließlich, wir haben Kierkegaard, Sören. Nein, so geht's nicht weiter. Der Stoff ist zu reich. Begnügen wir uns mit einigen eben erschienenen oder angekündigten dänischen Büchern. Vortritt gebührt S. Fischer, dem zuerst die dänischen Schreiber zu verdanken hatten, wenn sie außerhalb des Kjöbnhavner Tivolis bekannt geworden sind. Außer der Gesamtausgabe Peter Nansens beschert er uns jetzt die gesammelten Werke Hermann Bangs. Vier Bände. Der letzte Kurs war vierzig Mark. Ein Geschenk. Ich liebe den wunderschönen Pariser Roman „Michael" (famoser Cocktail aus France-Donnay-Bourget mit einem kleinen Spritzer Verlaine-Rimbaud) und „Tine" will ich nicht denunzieren, aber wenn wir auf Tondern verzichten müssen, können wir für eine kleine Weile auch den gesammelten Hermann Bang entbehren.

Bei Fischer erscheinen ferner die korallenrot geschminkten Südsee-Idyllen von Laurids Bruun. Johannes V. Jensen, den Amerika- und Eiszeit-Spezialisten, wollen wir nicht vergessen, dessen Werke durch Aufnahme in der Fischerschen Romanreihe dem deutschen Volk nähergebracht werden sollen.

Von Henrik Pontoppidan, seid getrost, werden neue Auflagen bei Diederichs und im Inselverlag erscheinen. Und damit ihr nicht zu ungeduldig werdet, bringt euch inzwischen das „Berliner Tageblatt" eine Erzählung im Fölljetong. (Kinder, ihr ahnt nicht, wie tapfer ich bin!) Henrik hat den Nobelpreis gekriegt, jawohl, ich weiß es bestimmt. Strindberg hat ihn nicht gekriegt. Pauvre Nobel! (Auf daß mich der dänische Wäschekommis verstehe.)

Gjellerup ist ebenfalls mit dem Preis bedacht worden (hat ihn eigentlich Frau Karin Michaelis schon?) und gleich darauf gestorben, was menschlich zu beklagen ist, aber vielleicht sind wir einer großen Gefahr entronnen. Mit zweihunderttausend schwedischen Kronen hätte Gjellerup ganz Dresden kaufen können. Gjellerup ist nämlich ein Sachse geworden.

Der Verlag Juncker in Charlottenburg bereitet Neuauflagen von dem fröhlichen Gustav Wied und von Emil Rasmussen vor, dessen neue Romane die Aktiengesellschaft Georg Müller herausgibt, jeden Monat einen. Außerdem druckt Juncker die erotischen Romane der Agnes Henningsen. (Herr Borngräber, haben wir nicht genug im Land gewachsene Erotik? Sprechen Sie 'nen Ton!)

Jens Peter Jacobsen! Ein Dichter. Hut ab. Eine neue Auflage der Gesamtausgabe im Inselverlag soll verkauft werden. Es tut weh, nein zu sagen, aber Tondern tut auch weh. Und Jacobsen ist schon lange tot, während unsere deutschen Städte im Norden leben. Karl

Schnabel in Berlin, Vertreter eines dänischen Verlags, kündigt zwei Bändchen Briefe Jacobsens an.

Bei Rütten & Löning in Frankfurt a. M. kommen Otto Rung und Jürgen Jürgensen heraus, bei Schuster & Löffler erscheint Urban Gad und informiert uns über das Wesen des Films (Lubitsch, haben Sie Urban Gaden gebraucht? Hand aufs Herz!), bei Erich Reiß erfahren wir von Sophus Michaelis Näheres über Hellenen und Barbaren.

Genug. Genug. Kinder, es ist ein Millionengeschäft.

Aber wir spielen nicht mit, deutsche Brüder! Wir steifen uns das Rückgrat und protestieren mit geistigen Waffen. Wir wollen ein paar Jahre lang keine dänischen Bücher kaufen. Denkt an Tondern und Apenrade! Oder, wenn euch das lästig ist, denkt daran, wie es euch ergehen kann, wenn ihr in der Kjobmagergade einen Hemdkragen kaufen wollt und nicht französisch versteht.

Die dänischen Schriftsteller und Journalisten sollen ihre Literatur eine Zeitlang wohin anders exportieren, nicht gerade nach Frankreich, wo sie zu viele Anleihen gemacht haben, aber zum Beispiel nach Italien, natürlich, wo man die blonde nordische Poesie mit offenen Armen empfangen wird. Sie warten schon ungeduldig.

Nach diesen italienischen Wanderjahren werden die dänischen Literaten uns freundlichere Nasenlöcher zeigen. Wetten?

Liebe Deutsche, geht auch nicht mehr in den Kientopp, wenn Gunnar Tolnäs oder Olaf Fönß oder der selige Psylander flimmern, und schon gar nicht, wenn höchst persönliche Anwesenheit angedroht ist. Geht nicht in die Bude, und ob das Herz auch bricht. Habt ihr nicht Wegener? Und Kaiser-Titz? Und Conrad Veidt? Und Henny Porten? Und Lotte Neumann? Und Ossi Oswalda? He, ihr Undankbaren! Was braucht ihr dänische Films! Und dänische Romane!

Die Prager Versöhnungstags - Dichter (Niederlassungen: Wien-München-Berlin. Die Filiale in Zürich wurde wegen Valutaschwierigkeiten aufgelöst) schreien und zetern Mordio. Still, ihr holden Sänger! Stopft eure Drommeten! Noch besser, tragt sie zurück. (Ihr wißt, wohin!)

Auf einseitige Versöhnlichkeitskrämpfe huste ich. Man hört auf, die Hand sanftmütig entgegenzustrecken, wenn einem die Nachbarn darauf spucken. Ihr werdet zugunsten der gereimten und ungereimten Weltbrüderlichkeit sagen: Es regnet.

Ich sage: Deutsche! Schwestern und Brüder! Lest eine Zeitlang keine dänischen Bücher und weicht den dänischen Films aus!

Und wenn ihr Sehnsucht nach nordischen Dichtern habt, so lest Knut Hamsun, den großen Knut Hamsun, den größten. Nichts Schöneres ist von Norden zu uns gekommen.

Lang lebe Knut Hamsun!

Alle dreißig Jahre passiert im Kunstleben immer wieder dieselbe Geschichte: Man kämpft um die öffentliche Anerkennung einer neuen, der jeweils jungen Kunst. Um 1895 hießen die „Modernen" (graue Haare hatten sie beinahe alle schon): Liebermann und Trübner, Slevogt und Corinth, Manet und Degas. Heute heißen sie Heckel, Nolde und Kokoschka, Schmidt-Rottluff, Kirchner und Pechstein, und über die Dreißig sind sie alle auch reichlich hinaus. Bei den Sammlern, in der Kunstliteratur und im Kunsthandel wird die Debatte über den Wert dieser Malerei nicht mehr geführt und gilt als erledigt, und man kommt sich immer ein wenig verlegen vor, wenn man, durch seinen Beruf gezwungen, einem noch unentschiedenen Kunstfreunde begreiflich machen und, unter Anspannung des ganzen moralischen Kredits, über den man verfügt, versichern muß, diese Leute dächten gar nicht daran, sich lustig zu machen, sie könnten gar nicht anders malen, als sie malen, auch beim besten Willen nicht und bei gutem Zureden nicht; und wenn er, der noch unentschiedene Kunstfreund, also ein Laie, und ich, also auch ein Laie, sähen, daß dieser Arm verzeichnet und jene Perspektive unrichtig sei, so dürften wir getrost annehmen, daß Herr Heckel dies schon längst gesehen hätte. Wie gesagt, das alles kommt einem jedesmal wieder ein wenig komisch oder mindestens doch reichlich unzeitgemäß vor, und man macht sich in Gedanken das Vergnügen, sich vorzustellen, als lebte man im Jahre 1898 und redete über den linken Flügel von Slevogts verlorenem Sohn.

Aber mit der öffentlichen Anerkennung ist es doch noch etwas anderes als mit dieser wortlosen Uebereinkunft unter den Leuten vom Bau. Wenn erst ein Dutzend Museen dergleichen kaufen, geht das Publikum langsam mit. Das erste Museum gilt als verrückt, das zweite als snobistisch. Aber bei Nr. 8 geben die Leute den Widerstand auf. „A force d'embêter les gens ils cèdent."

So war's früher. Und dieser langsame Kampf war aufregend, aber er war eine Lust, und man ging hinterher mit ein paar guten Freunden aus, hatte man etwas durchgesetzt, mit knapper Mehrheit, oder, wenn der Funke plötzlich übersprang, mit 12 Stimmen gegen eine Stimmenthaltung. Ein Cézanne im Museum, ein van Gogh, ein Munch — dergleichen waren keine Ankäufe, so wie man einen Jan van Goijen kauft, sondern es ging immer hart auf hart, und die eigene Position war anderthalb Sekunden lang gefährdet.

Jetzt ist der Expressionismus offiziös geworden. Ein Galerieleiter, der vor anderthalb Jahren noch sich wegen Slevogt schlaflos auf seinem Lager wälzte (nicht etwa wegen der naheliegenden Frage,

ob die beiden Bilder, die er besaß, auch gute Slevogts seien, sondern, ganz einfach wegen ihrer Modernität), kann jetzt unbehindert sich ein Dutzend Expressionisten zulegen und sich in der Vorstellung wiegen, das Museum sei plötzlich nicht mehr reaktionär, sondern beinahe, wenn man sich einmal so ausdrücken darf, gewissermaßen und in bestimmtem Sinne beinahe so gut wie führend. Dergleichen hat man noch nicht erlebt in Deutschland; in Frankreich übrigens auch nicht.

Die „Galerie der Lebenden" ward über Nacht Tatsache, und das Schelten der jüngeren Künstlerschaft auf die Museen „als Leichenkammern der Kunst" oder als „Gruft" könnte nun eigentlich aufhören. Das Museum kauft die Jüngsten, inklusive Feininger; es fehlt nur noch die „Novembergruppe" und der „Sturm", und das goldene Zeitalter wäre einmal wieder erreicht und alle die vielen Kämpfe wären gar nicht nötig gewesen. Man hätte eingesehen, daß es auch so geht und könnte nun eigentlich ein paar Hemmungen einschalten. — —

Museen sind dazu da, das Beste aus jeder Epoche zu sammeln. Nur hierzu. (Nicht zur Unterstützung notleidender Künstlerjugend. Dies wäre genau so gefährlich wie die bisher an manchen Orten, auch in Berlin, üblich gewesene Unterstützung akademischer Faulheit mit Hilfe des Ankaufsfonds der modernen Galerie.) Wie aber das Beste im Augenblick seiner Entstehung aussieht und schon als solches zu erkennen ist, da liegt das Problem. Wenn man von allen Künstlern, die man als ernst und schöpferisch erkannt oder empfohlen bekommen hat, alle Jahre ein paar Bilder kauft, dann ist es so gut wie wahrscheinlich, daß man auch einiges vom Besten mitbekommt. Aber dann erhebt sich ja nach 10 Jahren die viel schwierigere Frage, wie man das wieder los wird, was nun gerade sozusagen nicht zum Besten gehört. Denn diese Art von Kunst, an der man den Anschluß an die Moderne fand, weil sie zahm war und noch halb so aussah wie die Art von Kunst, mit der man groß geworden war, nimmt Platz fort und fälscht die Maßstäbe. Nach zehn, nach fünfzehn Jahren weiß man, wie sich Richtung und Qualität unterscheiden. Man faßt sich heute an den Kopf, wie es denn nur möglich war, Zügel und Slevogt in einem Atem zu nennen und, anstatt Slevogt lieber Zügel zu kaufen, bis man sich erinnert, daß damals beides eben als „die Moderne" galt und daß Zügel fast gesiegt hätte aus dem einzigen Grunde, weil er auf den Generalnenner der „Moderne" glatter aufging als der etwas eigensinnigere und bizarrere Slevogt.

Was um 1900 herum allerorten und jeden Augenblick passierte, droht heute wieder. Ob das Dutzend Expressionisten, das man sich zugelegt hat, nach abermals zwanzig Jahren wirklich noch in der

Galerie hängt und, wenn ja, ob es gern da hängt und mit Ueberzeugung? Ob nicht hin und wieder einer von den Modernen dann als ein bißchen zu sehr „Richtung" angesehen wird? Es gibt ein reizendes Gesellschaftsspiel, das darin besteht, die Ersten der Heutigen mit den Namen der Zweiten von vorgestern zu benennen und angesichts eines expressionistischen Reißers von dem „Stuck der Gegenwart" zu reden und von einer Idylle mit badenden Mädchen im Sonnenlicht zu behaupten, sie sei ein „stenographierter Ludwig von Hofmann". Auch Samberger und Erler sind bei solchem Parallelen-Sport sehr beliebte Namen. Manchmal, wenn ein solches Bonmot sitzt, erschrickt man doch. Die Franzosen haben ihre Luxembourg-Galerie, den Vorhof zum Louvre, in den eigentlich nur Meister einziehen dürfen, die schon zehn Jahre lang tot sind. Der Staat kauft moderne Bilder, hängt sie ins Luxembourg und wartet, bis sie soviel Patina angesetzt haben, daß sie galeriereif, also louvrefähig sind. Das Drollige daran aber ist, daß sie überhaupt, mit wenigen Ausnahmen (zu denen Manets Olympia gehört) nicht galeriereif werden, je länger, je weniger, und das Luxembourg wird immer voller und die Bilder immer schlechter. Nicht weil das Tempo der Entwicklung immer rasender wird, sondern weil der Staat als solcher ebenso sicher daneben greift, wie es sicher ist, daß in Kunstfragen die Macht an sich böse ist.

Kauft ein Museum modern, so sitzt es hinterher zu 60 Prozent voll mit Ballast, den es gerne wieder loswerden möchte, aber nicht abstoßen kann; denn ein Museum kann nicht gut im hellen Tageslicht experimentieren, weil dann das Publikum seinen letzten Maßstab verliert und davonläuft. Kauft das Museum aber vorsichtig, mit Luxembourg und Probejahrzehnt, so kauft es auch oft gleichgültige Dinge, weil die höhere Verantwortlichkeit fehlt.

Das Museum kauft also zu teuer. Es kauft nachträglich, manchmal sehr nachträglich, die Werke der großen Führer und Vorläufer, und diese Verspätung kostet sehr viel Geld, soviel Geld, daß man am Ende sehr oft überhaupt verzichten und sich dem Zufall eines irgend woher kommenden glücklichen Geschenkes überlassen muß. Es gibt sehr viele Museen in Deutschland, die kein gutes Bild von Cézanne, von van Gogh, von Munch haben, von den drei Vätern der modernen Kunst. Jeder Cézanne kostet heute 100 000 Franken, wenn er gut ist, jeder van Gogh 50 000 Gulden und jeder Munch 40 000 Kronen. Schaltet man die Valutadifferenz selbst einmal aus, welches Museum kann denn für einen Cézanne auch nur 100 000 Mark noch ausgeben? In ganz Deutschland mit seinen vielen Museen gibt es nur eine einzige Galerie, die ein Gemälde von Munch besitzt, noch rechtzeitig im Jahre 1918 aus einer deutschen Privatsammlung gekauft! Wenn das

bei den Vätern passiert, möchte man bei den Söhnen gerne vorsichtiger oder vielmehr mutiger sein. Aber sieht man einmal die Statistik der modernen Museumsankäufe durch, die das „Kunstblatt" im Herbst 1919 veröffentlichte, und findet da neben vielen bedeutenden Dingen dann Belanglosigkeiten, von denen man um Neujahr 1920 schon weiß, daß sie nicht ins Museum gehören, diese Freyhold und Kars und Levy e tutti quanti, dann bekommt man doch bisweilen Angst, nicht gerade vor der eigenen, sondern vor der nachbarlichen Courage und sehnt sich nach Hemmungen, seien es auch die so viel geschmähten Hemmungen, die in den Sitzungen der Ankaufs-Kommissionen laut werden.

Jene Leute, die unsere Museen im Sinne der neuen Zeit reformieren möchten, wollen am liebsten das Kommissionswesen abschaffen, weil es bestenfalls doch nur zu Kompromissen führe. Der Direktor solle selbständig sein und kaufen, was er für richtig hält. Sicher ein idealer Zustand. Aber es fällt doch etwas auf, daß solche Forderungen fast nie von Direktoren erhoben werden, sondern meistens von solchen, die es gerne werden möchten. Die Kommission kann fürchterlich sein. Sie kann aber auch gut sein. Ist sie gut, so gibt sie dem Direktor einen so hohen Grad von Verantwortungsgefühl, wie er für sich allein nur in den seltensten Fällen aufbringt. Wenn man jedesmal Kopf und Kragen riskiert bei einem Ankauf, prüft man sich noch schärfer als sonst und sucht noch gewissenhafter und kritischer aus, als wenn man nur vor sich selbst verantwortlich ist. Was man verteidigen muß gegen skeptische Zweifel, gegen Lauheit bei gutem Willen, gegen überzeugten Konservativismus und dergleichen an sich rühmenswerte Eigenschaften, das muß dann auch so sein, daß man sein Herz daran hängen kann. Ist man allein mit sich, so sagt man sich nur allzuleicht: „Einen Kirchner muß meine Galerie haben; dieser Kirchner gefällt mir; also: warum nicht?" Während bei der Kommission die Frage andersherum lautet: „Warum?" Und dieses Warum kann man immer nur mit dem Gefühl beantworten, nie mit dem Intellekt ohne Leidenschaft. Aber während man sucht und sucht und nie zufrieden ist und immer auf das womöglich noch bessere Bild, auf die womöglich noch reifere Leistung wartet, verrinnt die Zeit. Die Sammler kaufen, und auf einmal kostet ein Bild von Kokoschka über zehntausend Mark, und es fehlen einem doch manchmal just jene zehntausend Mark, die man gerade braucht; denn Slevogts Zauberflöte und die Publikationen der Marées-Gesellschaft und die viele gute neue Graphik muß doch auch irgendwann einmal bezahlt werden, und der Kredit wird auch von Tag zu Tag teurer. So kauft man denn nach seiner Ueberzeugung, gibt der Kommission sein Ehrenwort, daß gerade dieses Bild von

Schmidt-Rottluff eines von seinen allerbesten ist. Und dann geht Schmidt-Ruttloff hin und malt vielleicht ein Bild, das am Ende noch besser ist und macht einen meineidig vor sich selber. Denn wenn man auch von sich selber annimmt, man wisse nun ungefähr, was innerhalb der modernen Bewegung stark und schöpferisch ist und was dagegen sich nur so gebärdet (und nach jahrelangem, eifrigem Bemühen ist solche Annahme schließlich heute kein Größenwahnsinn mehr, so gerne die kritische Jugend, die es natürlich besser weiß, dies auch behauptet), — gegen das Aufsteigen der Entwicklungslinie bei einem schöpferischen Künstler gibt es keine Garantien. Die Leute werden immer besser, und einige von ihnen sind noch jung, und wenn man drei Heckels hat, kann man schon aus Geldmangel übermorgen nicht schon wieder drei kaufen. Und was man so von modernen Sammlern geschenkt bekommt, ist meistens nicht ersten Ranges. Denn diese modernen Sammler haben die Eigentümlichkeit, daß sie die besten Bilder lieber bei sich im Hause behalten.

Wenn man eine Reserve hat, einen Verein, mit dem man zusammen kauft und von dem man nach, sagen wir: nach 10 Jahren zum Einstandspreise zurückkaufen kann, was sich bei ewig wiederholter Prüfung dann als ersten Ranges erwiesen hat (soviel Idealismus gibt es überall), und außerdem alle Jahre zwei, drei gute Bilder, die man seit ein paar Jahren kennt, für die Galerie, zum sofortigen Aufhängen, also im Jahre 1919 eines aus dem Jahre 1914 beispielsweise, und so in nicht allzu langsamem Tempo den Anschluß an die Produktion der Gegenwart behält und doch hinter seinem Rücken eine gewisse Ruhe sein eigen nennt, dann müßte es doch eigentlich gut werden. Begabung natürlich vorausgesetzt. Aber man darf wohl eine gewisse Begabung voraussetzen; so, wie die jungen Künstler gern sagen, daß zum Museumsleiter immer nur die Dümmsten gewählt werden, ist es am Ende doch auch nicht gerade. Hat man diese Reserve und kauft gleichzeitig fürs Museum, ist man ja einerseits gegen allzu unerwartete Preissteigerung gesichert und behält sich die Ruhe des langsamen Ueberprüfens vor. Anderseits aber entwickelt man durch die wenn auch sparsamen, so doch verantwortungsreichen Galeriekäufe soviel Aktivität, daß das Publikum mit in die Bewegung hineingezogen wird, und daß die Künstler unserer Generation die Ueberzeugung gewinnen: Uns gehört auch heute schon ein wenig von der Zukunft, für die wir schaffen.

Dies, so will es heute scheinen, ist alles, was ein Museum, das ja keine reine Privatsammlung darstellt, der Gegenwart gegenüber leisten kann.

Diese Berichte sind, wie nochmals festgestellt sei, nicht Arbeiten Paquets, sondern ihm aus Rußland zugekommene Darstellungen.

Staatliche Bauten.

Der Ausschuß für staatliche Bauanlagen begann seine Tätigkeit am 12. Januar 1918 als eine Unterabteilung des Obersten Rates für Volkswirtschaft. Die Gründung dieser Unterabteilung bezweckte die Schaffung einer Zentralstelle für alle Bauanlagen staatlichen und kommunalen Charakters. Unter dem alten Regime war die Leitung und Organisation solcher Arbeiten auf verschiedene Ressorts verteilt gewesen, wobei die Gesellschaften, die die Aufträge übernahmen, gewöhnlich untereinander konkurrierten und sich gegenseitig alle möglichen Hindernisse in den Weg legten; das Ergebnis davon konnte auf das Bauwesen nicht günstig wirken. Es gab z. B. Fälle, wo die Eisenbahngesellschaften grundsätzlich nur solche Brücken bauten, unter denen Schiffe mit hohen Schornsteinen nicht fahren konnten.*) Die Schaffung eines Ausschusses für staatliche Bauanlagen hat Ordnung und System in die Angelegenheit der Bauanlagen gebracht und Erscheinungen, wie die oben angeführten, unmöglich gemacht. In Wirklichkeit leitet der Ausschuß für staatliche Bauanlagen nur die Bauanlagen allgemein staatlichen Charakters, während er die Anlagen lokaler Bestimmung den örtlichen Organen überläßt.

Die Hauptabteilungen des Ausschusses umfassen folgende Zweige:

1. Verwaltung der Eisenbahnanlagen;
2. Verwaltung der Chaussee-, Terrain- und schmalspurigen Eisenbahnanlagen;
3. Verwaltung der Marine-Bauabteilung;
4. Verwaltung des Bauwesens von Stadt und Land;
5. Verwaltung des technischen und industriellen Bauwesens;
6. Verwaltung der Transportanlagen.

Seiner Aufgabe nach ist der Ausschuß für staatliche Bauanlagen ausschließlich für Anlagen zu Friedenszwecken bestimmt. Wir haben uns praktisch davon überzeugt, daß unsere Arbeit in dieser Hinsicht glänzende Resultate erzielen könnte; aber der Kriegszustand, in dem sich Rußland andauernd befindet, veranlaßt den Ausschuß auf Schritt und Tritt, seine Aufmerksamkeit von seinen direkten Aufgaben abzuwenden und mehr als drei Viertel seiner Arbeiten nach Aufträgen des Kriegskommissariats auszuführen. Den Mittelpunkt der Tätig-

---

*) Dies geschah, um die Konkurrenz der Schiffahrtsgesellschaften auf den Strömen zurückzuhalten.

keit des Ausschusses bildete bisher die Wiederherstellung der in großer Zahl zerstörten Eisenbahnen und Brücken, der Bau neuer Linien für Truppenverschiebungen, die Anlage von Kanalverbindungen, ebenfalls für strategische Zwecke. Ein Beispiel, wie sehr die Tätigkeit des Ausschusses durch den Krieg gehindert wird, bietet der Bau einer hydrotechnischen Station auf dem Flusse Swir. Dieser Bau wäre für Rußland, besonders für Petersburg, von großer Bedeutung. Aber schon bei Beginn der Arbeit mußten die zur Verfügung stehenden Kräfte ihr entzogen und für den Bau eines Kanals am Ladogasee verwendet werden, wohin die Flotte aus dem Baltischen Meere angesichts der Gefahr ihrer Besitzergreifung durch die Engländer gebracht werden sollte. Die Aufgabe wurde glänzend gelöst; es gelang, fast das ganze Geschwader mit Ausnahme der großen Panzerschiffe fortzuschaffen, der Bau der Station dagegen mußte einstweilen aufgegeben werden. Es gibt Tausende solcher Beispiele. Die Betriebsverhältnisse erlauben es dem Ausschuß nicht, sich in genügender Weise des Eisenbahnapparates zu bedienen, der aber für die Zwecke des Kriegskommissariats eine großartige Arbeit verrichtet. Fast alle Eisenbahnlinien sind ausschließlich durch die notwendigen Truppenverschiebungen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen sowie durch die Beförderung von Proviant und Munition für die Rote Armee usw. in Anspruch genommen. Im Frühsommer 1919 hatten wir folgenden Fall: Der Ausschuß brauchte Holz, und es wurden ihm 60 Waggons zur Holzbeförderung zur Verfügung gestellt; darauf aber wurden die Waggons für Kriegszwecke benötigt, und das Holz mußte ausgeladen werden. Was die Baumaterialien anbelangt, so verfügen wir ja über mancherlei Rohstoffe, aber ihr Transport ist, wie gesagt, sehr erschwert. Es versteht sich von selbst, daß es überhaupt sehr schwer ist, unter solchen Umständen zu arbeiten. Aber trotz aller Schwierigkeiten ist es dem Ausschuß gelungen, auf dem Gebiete des Bahnwesens recht viel zu erreichen.

Die Hauptarbeiten des Ausschusses sind augenblicklich:

1. Auf dem Gebiete der Eisenbahnanlagen: ein allgemeines Netz geplanter Bahnen (55 Linien). Im Bau befinden sich 11 671 Werst, davon
   a) sind bereits dem Verkehr übergeben 1084 Werst,
   b) sind von 40—90 Prozent beendigt 7360 Werst,
   c) ist das Material vorbereitet und die Vorbereitungsarbeiten sind ausgeführt für 1500 Werst.
2. Auf dem Gebiete der Chaussee-, Terrain- und schmalspurigen Eisenbahnanlagen:
   a) es arbeiten 40 Wegebauabteilungen,

b) werden Wegeanlagen von 1200 Werft Länge ausgeführt,
c) werden Anlagen für die Bedürfnisse des Kriegskommissariats von 8000 Werst Länge ausgeführt.

3. Auf dem Gebiete der Wasseranlagen:
   a) für Schleusenanlagen auf der Scheksna sind 60 Proz. der Arbeiten beendet,
   b) an Umbau des „Württemberger Systems"*) ist 90 Proz. beendet,
   c) an den Hafenanlagen in Kasan, Nischnij-Nowgorod usw. wird gearbeitet.
4. Auf dem Gebiete der Hafenbauten: die Einrichtung der Häfen in Petersburg, Kronstadt und Astrachan.
5. Auf dem Gebiete des Städtebaues:
   a) der Wiederaufbau der Stadt Jaroslaw, die während des Aufstandes der weißen Garde**) zerstört worden ist, — die Reparaturarbeiten an 87 Staats- und öffentlichen Gebäuden sind beendet; die Ausbesserung von 200 Privathäusern hat begonnen,
   b) städtische Arbeiten in Saratow und Kasan,
   c) der Bau einer Ansiedlung für Arbeiter an der Flußbucht bei Saratow.
6. Auf dem Gebiete der elektrotechnischen Anlagen:
   a) der Bau von hydrotechnischen Stationen auf den Flüßen Swir, Wolchow und Suna,
   b) der Bau einer elektrischen Station auf dem Schaturowschen Sumpfe und eine Sumpfanlage bei Skopin.
7. Auf dem Gebiete des Fabrikbaues:
   a) Bau einer Werkstätte für Reparaturen von Lokomotiven in Podolsk,
   b) Bau einer Superphosphatfabrik in Rastjapin usw.

Unter diesen Arbeiten sind die Anlagen der hydrotechnischen Station auf dem Swir besonders beachtenswert. Bis jetzt hat Petersburg und der ganze Petersburger Rayon die Kohle zur Erzeugung von elektrischer Energie aus dem Donez-Bassin bezogen und auf diese Weise wurden die Fabriken und Werkstätten des Petersburger Industrierayons mit Material versorgt, das fast ganz Rußland von Süden nach Norden durchqueren mußte, bis es an den Bestimmungsort gelangte. Jetzt wird die Errichtung von zwei hydrotechnischen

*) Kanalverbindung zwischen Dwina und Wolga.

**) Juli 1918. P.

Stationen geplant: auf dem Swir und auf dem Wolchow. Die erste wird die Fabriken des Petersburger Rayons mit elektrischer Energie zu versehen haben, die zweite versorgt die Eisenbahnen. Im Anfang wurden diese Arbeiten sehr durch die feindselige Haltung der einheimischen Bauernbevölkerung gehindert, die die ganze Bedeutung dieser Station nicht erkannte. Die Bauern sahen in den bei den Bauten beschäftigten Arbeitern und Beamten nur überflüssige Esser, die ihnen die Lebensmittel wegschnappten, und hielten die leitenden englischen Ingenieure für Agenten Englands, die Befestigungen zur Einnahme Petersburgs bauten. Der Ausschuß veranstaltete nun eine ganze Reihe von öffentlichen Versammlungen, auf denen den Bauern das Ziel und die Bedeutung dieser Bauten erläutert würden, und jetzt ist die Stellung der Bauern sehr entgegenkommend. Wir nehmen an, daß diese Bauarbeiten im Laufe der nächsten fünf Jahre beendet sein werden. Es ist bemerkenswert, daß schon im Jahre 1861 die große Wasserkraft dieser Flüsse festgestellt wurde und ein Projekt zu deren Ausnutzung für eine elektrische Station entstand; doch damit dieses Projekt das Licht der Welt erblickte, war die Novemberrevolution nötig. Genau dieselben Tatsachen sehen wir in bezug auf den Bau einer Hafenbucht in Kostroma, der Heimat der Romanows. Schon vor 30 Jahren war das Projekt eines solchen Baues entstanden; damals hätte dieser Bau bei dem Ueberfluß an Arbeitskräften und der Fülle an Lebensmitteln und Material in ungefähr zwei Jahren ausgeführt werden können. Aber erst nach dem Uebergang der Regierungsgewalt in die Hände der Arbeiter und Bauern beginnt die Verwirklichung dieses Projektes. Diese Bemühungen der Sowjetmacht, alle natürlichen Reichtümer Rußlands auszunützen und die kühnsten Pläne zu verwirklichen, haben das lebhafteste Interesse der Ingenieure und des technischen Personals hervorgerufen. Da sie sahen, daß jetzt der Augenblick zur Verwirklichung all der Pläne gekommen ist, die unter dem Druck des Zarentums erst im Laufe von mehreren Jahrzehnten heranreiften, boten die Ingenieure und Techniker vom ersten Augenblick an dem Ausschuß ihre Dienste an, und in die Reihen der Arbeiter des Sowjetrußlands stellten sich Kapazitäten wie Professor Weretschagin u. a. Die Popularität des Ausschusses und das Vertrauen zu ihm wachsen mit jedem Tage, und jetzt sind die lokalen Organisationen bemüht, auch Bauten von örtlicher Bedeutung unter der Kontrolle und Leitung des Ausschusses auszuführen. Sogar aus Gegenden, die von Rußland losgetrennt sind, wie z. B. Litauen, Weißrußland und der Ukraine, bekommen wir aus den von unserer Roten Armee wieder eroberten Teilen Telegramme mit der Bitte, den Bau dieser oder jener Anlage oder dieses oder jenen Weges zu übernehmen. Unter der Herrschaft

Skoropadkys hatten wir dank der Beliebtheit des Ausschusses in der Ukraine die Möglichkeit, dorthin heimlich Bauinstruktionen zu schicken, und als seinerzeit während der Herrschaft der Deutschen in der Krim unsere Bauabteilungen in Eupstiria gewisse Dokumente, die Bauten betrafen, nach Turkestan schicken mußten, übernahmen Ingenieure, unter denen nicht ein Kommunist, ja nicht einmal ein Sozialist war, diese Aufgabe, und die Dokumente wurden übersandt. Der Hang zur Zentralisierung der Arbeit ist so groß, daß eines Tages Vertreter von Arbeitern und Ingenieuren aus Sibirien mit der Bitte zu uns kamen, ihnen den Bau eines Weges zu gestatten. Als wir sie fragten, was für eine Regierung sie hätten, antworteten sie, bei ihnen seien die Anhänger der Konstituante am Ruder, sie hätten Mittel und Material; aber Moskau sei nun einmal das Zentrum Rußlands, das unteilbar war und sein wird, und so hielten sie die Erlaubnis der Sowjetmacht für notwendig.

Was die Beziehungen zwischen den Ingenieuren und Arbeitern in Rußland betrifft, so haben sich diese gegen früher bedeutend gebessert. Die Arbeiter haben begriffen, daß sie ohne Ingenieure nicht auskommen können, und die Ingenieure haben die Arbeiter schätzen gelernt. Wir aber arbeiten im engsten Kontakt mit den Arbeitern. Im ganzen nehmen an unseren Arbeiten 80 000 Arbeiter und Beamte teil, diese Zahl schwankt zwischen 60 000 und 100 000. Bei der Bildung des Ausschusses wurde das Präsidium durch den Obersten Rat für Volkswirtschaft ernannt. Unlängst aber hat der Kongreß der Bauarbeiter eine Neuwahl des Präsidiums vorgenommen; diese sind also vom Gewerkschaftskongreß der Bauarbeiter gemeinsam mit dem Zentralrat der Gewerkschaftsverbände gewählt und vom Obersten Rat für Volkswirtschaft bestätigt, der auch aus Vertretern der Gewerkschaftsverbände zusammengesetzt ist.

Zum Schluß einige Angaben über die Aussichten des Ausschusses und seine Beziehungen zu Europa. Wie bereits bemerkt, haben wir uns in der Praxis davon überzeugt, daß unsere Arbeit unter den Bedingungen der Friedenszeit glänzende Resultate zeitigen kann; wenn die Politik der Intervention von seiten der Verbündeten aufhört, wird Rußland nach fünf Jahren nicht mehr zu erkennen sein. Es ist selbstverständlich, daß ein Aufbau in großem Umfange in Rußland nur in dem Falle denkbar ist, wenn das Land von Europa und Amerika mit allen nötigen Maschinen und Werkzeugen, nach denen die Nachfrage unzweifelhaft alle vorherigen Perioden übertreffen wird, versehen werden würde. Dabei wird in Rußland nicht nur die Nachfrage nach Produktionsmaterial, sondern auch nach technischen und qualifizierten Arbeitskräften groß sein. Augenblicklich gibt es in Rußland keine Arbeitslosen, und ohne Zweifel wird

Rußland — wenn erst die Bautätigkeit in vollem Gange ist — auch einen Teil der europäischen Arbeiter beschäftigen können. Was die Frage der Konzessionen an das Ausland anbetrifft, so kann man Rußland in zwei Teile gliedern: Zentralrußland und Randgebiete. Zentralrußland ist in seinem größten Teil so gut versorgt, daß es seine weitere Organisation leicht mit eigenen Mitteln durchführen kann und in diesem Falle keine Konzessionen zulassen dürfte. Was die Randgebiete betrifft und vor allem Sibirien, das unerschöpfliche Reichtümer an Gold, Platin und Wäldern aufweist, so können wir hier ohne die Hilfe des ausländischen Kapitals, der ausländischen Maschinen und technischen Kräfte nicht auskommen, und wir werden den Staaten Europas und Amerikas unzweifelhaft eine ganze Reihe von Konzessionen überlassen.

MAX BARTHEL

DREI GEDICHTE

WOHLGESTALT

Wie blühst du nachts! Ja, meine wilden
Gedanken sind in dir verweht,
Weil deine Wohlgestalt in den Gefilden
Erlöster Menschheit hoch wie eine Palme steht.
Ich bin ganz still, weil ich durch deine Nähe,
Durch dich wie einen goldnen Traum
In deine ferne Zukunft spähe —
Und du mir Schatten gibst, mein Baum.

SCHÖNHEIT

Du Palmenbaum in süßesten Oasen,
Du Quell, den Wüstensand umdorrt.
Der Morgenröte Lichtposaunen blasen
Hymnen auf dich in die Windrose fort.
Du Pfirsichmond, um den Lichtwölkchen rasen,
Du Himmlische von hier und dort:
Du goldgrün waldumsauster Ort,
An dem die Rehe unsrer Schwermut grasen.

GELIEBTE

Du Silberwind mit blutbetupften Flügeln
Wehst durch des Morgens heiligen Rauch.
Aus frühen Wäldern steigt zu schmalen Hügeln
Wie aus dem Schlaf der Liebsten sanft ein Hauch.
Geliebte du, so voller Wunder und Gelüste;
Von dir weht Flügelwind so kühl und leicht,
Wie von dem süßen See im Salz der Wüste,
Den eine Karawane müd und voller Staub erreicht.

Aus dem „New Statesman“
vom 7. Februar 1920.

DIE FINANZIELLE KRISE ENGLANDS

Im Hinblick auf die immer bedrohlicher werdende finanzielle Krise des Staates werden in den Expektionen und Vorschlägen der englischen Finanzleute und Politiker zwei Anschauungen besonders poussiert. Die eine geht darauf hinaus, daß es weder durch die phantastisch - hohen Kriegsentschädigungen, die Deutschland und Oesterreich zu zahlen haben, noch durch eine finanzielle Unterstützung seitens der Vereinigten Staaten möglich werde, die Staatseinnahmen und -ausgaben auszugleichen, zugleich auf eine beträchtliche Ausgabe für den „Wiederaufbau“ (zu dem alle ehemals kriegführenden Staaten verpflichtet sind) gefaßt zu sein und auch noch das zu tun, was die industrielle Wiederhebung des Kontinents dringend erfordert. — Die andere Anschauung geht darauf hinaus, das Budget der Regierung zu beschneiden und, wenn irgend möglich, alles das zu streichen, was für sogenannte „soziale Reformen“ aufgewendet werden soll, zu denen sich die Koalitionsregierung zwar verpflichtet habe, deren Kosten aber die Nation nicht aufbringen könne. Diese beiden Ansichten werden, um das Publikum zu täuschen, abwechselnd in die Breite getreten, und man hofft auf diese Weise einem Budget den Weg zu ebnen, das der besitzenden Klasse ermöglicht, der gefürchteten Kapitalsabgabe (capitalleoy) zu entgehen oder aber einen Weg zu finden um die Last der Kriegsschulden ihrer eigenen Zahlungsfähigkeit anzupassen. Nun passen aber heutzutage die Wirtschaftstheoretiker nicht mehr allein darauf auf, ob die volkswirtschaftlichen Grundsätze bei dem Besteuerungssystem gerecht angewendet werden. Die „Labour Party“ steht ihnen mit einem neuen eigenen Wirtschaftsprogramm zur Seite, das sich bei der Beurteilung des Staatsbudgets ganz auf der durchschnittlicehn Lebenshaltung der arbeitenden Klasse aufbaut. — Dadurch ist die finanzielle Krise, in die uns Mr. Austen Chamberlain hineintreibt, zugleich eine politische Krise von nicht zu unterschätzendem Ernst.

Die offizielle Erklärung des amerikanischen Finanzministeriums, die Vereinigten Staaten lehnten die Verpflichtung ab, Europa zu sanieren, bringt die Dinge ins Rollen, und ihre Bedeutung in diesem Augenblick wird selbst einer Koalitionsmehrheit im Hause of Commons nicht verschlossen bleiben.

Die Politiker wollen den Tatsachen noch nicht ins Gesicht sehen. Wenn der britische Finanzminister allen Zahlungsverpflichtungen des Reiches im Jahre 1920 nachkommen will (einschließlich aller Zinsen und Anteile der englischen Kriegsanleihen und Kriegsversicherungen), so wird er ein Defizit von mehreren Millionen Pfund haben. Aber in dieses Defizit sind weder die notwendigen Ausgaben zur Wieder-

instandsetzung unserer Eisenbahnen und Kanäle, noch die Kosten für eine Instandsetzung unserer Bergwerke eingerechnet. Nicht eingerechnet sind ferner 500 Millionen Pfund für eine halbe Million Häuser innerhalb des vereinigten Königreiches, die sich die Regierung zu bauen verpflichtet hat. Dazu kommt auch noch ein laufendes Defizit von jährlich ca. 12 Millionen Pfund für Einrichtung und Instandhaltung dieser Häuser, das aber nur den kleinsten Teil der laufenden Verpflichtungen der Regierung ablöst und das auf mindestens 20 Millionen Pfund jährlich steigt, wenn die tatsächliche Neuorganisation der Schulen, der örtlichen Gesundheitsbehörden (Local Health Authorities), die Abstellung des Armengesetzes (Poor Law) und die Verbesserung der Reichsversicherungsakte (National Insurance Act) durchgeführt werden soll, ohne die das neue Gesundheitsministerium Schall und Rauch sein würde.

Alle diese Defizits beweisen, daß nichts Wesentliches getan werden kann, um die Kriegsschuld abzutragen (was das einzige tatsächliche Mittel zur Entspannung wäre), daß also das Finanzschiff des Staates, ohne energische Maßnahmen, ein Menschenalter lang leck bleiben, wenn nicht gar in die Tiefen des Bankerotts hinuntergezogen wird. Man muß befürchten, daß in kurzer Zeit das Gespenst der „Nichtanerkennung der Staatsschulden durch das kontinentale Europa schreitet", und für diesen grausigen Gast wird dann auch der Kanal kein genügendes Hindernis sein. —

Die Politik, die die „City", d. h. das Großkapital, den Herren Lloyd George und Bonar Law vorschreibt, ist einfach genug: die Regierung muß sich gemäß ihrer laufenden Einkünfte mit ihren Ausgaben nach der Decke strecken. Sie darf die Einkommensteuer ein wenig höher schrauben. Was die „City" aber schon mißbilligen würde, wäre eine Erhöhung der gegenwärtigen Normalrate von 6 sh sowie jegliche Art von Kapitalsabgabe.

Wie aber soll das Einkommen des Staates erhöht werden?

Alkoholische Getränke und Tabak sind bis zum äußersten besteuert. Die Lebensmittelsteuer kommt nicht in Frage, und aus neuen Zöllen kann keine befriedigende Vermehrung der Finanzen erzielt werden.

Es ist wichtig festzustellen, daß Mr. Asquith in einer Ansprache an die Wähler von Paisley nichts weiter über das finanzielle Problem aussagte, als daß man alle militärischen Abenteuer unterlassen, die Ausgaben für Kriegsrüstungen beschneiden, beim freien Handel bleiben und — das ist bezeichnend — eine Prüfung der Möglichkeit einer Kapitalsabgabe ins Auge fassen müsse. Wir nehmen nicht, wie die Führer der Independant Liberal Party an, daß man die geplanten Reformen fallen lassen will und daß der angekündigte Feldzug für die Volksgesundung unterbleiben soll. Vielmehr fürchten

wir, daß der Phraseur nur nicht imstande ist, sich die Tatsachen zu vergegenwärtigen. Anstatt die Aufwendungen für Erziehungs- und Gesundheitspflege „aufrecht zu erhalten", müßten sie in den kommenden Jahren gerade verdoppelt und verdreifacht werden. —

Sir John Bradbury, der Chairman verschiedener großer Bankunternehmen, hat der Regierung geraten (und der Finanzminister hat in das gleiche Horn gestoßen), daß es das Gebot der Stunde sei, keine neuen Staatsanleihen mehr aufzulegen. Aus dieser Aeußerung spricht die ganze Furcht der Bankleute vor der Herabsetzung ihrer Existenzsicherheit. — Wie aber soll das Grundprogramm der Regierung ohne öffentliche Anleihen in großem Stil durchgeführt werden? Sind denn die Eisenbahnen und Kanäle, vorausgesetzt, daß sie auf die frühere Leistungsfähigkeit zurückgebracht werden (was nahezu 100 Millionen Pfund kosten wird), völlig ertraglos? . . .

Der Widerstand gegen neue Staatsanleihen hat ganz positive Gründe: Er entspringt dem Haß des Großkapitals gegen die Nationalisierung und der Furcht, daß ein weiteres Anwachsen der Staatsschuld durch Staatsanleihen eine Vermögensabgabe notwendig und m ö g l i c h macht. Der dritte Grund für den Widerstand ist eine ganz ehrliche Ueberzeugung, daß nämlich das L a n d die Anleihen nicht aufbringen könne. In diesem letzten Punkt wagen wir, daran zu erinnern, daß es sowohl unklug wie unrichtig ist, die Nation mit der Regierung zu verwechseln. Es mag sein, daß dieses Kabinett und sogar dieses House of Commons bankerott sind, in dem Sinne, daß sie außerstande sind, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. In der Tat scheint das der Fall zu sein, weil sowohl Parlament wie Regierung es ablehnen, wie die „Labour Party" vorschlägt, durch erhöhte Steuerabgaben das Staatsbudget zu balancieren. — Aber eine andere Regierung, gestützt auf ein anderes House of Commons wäre sicher dazu imstande, wenn sie vor die Wahl gestellt würde.

Das Volk hat während des Krieges gelernt, daß die nationalen Quellen für eine nationale Not mobilisiert werden können und daß es ein Mittel gibt, um Hungerzeiten zu überstehen: nämlich Rationieren. Wir sind bis heute bei der Rationierung geblieben und werden sie auch weiterhin nicht aufheben können: Nahrungsmittel, Wohnräume, Verkaufsmittel und — auch das Einkommen muß rationiert sein, wenn es das Wohlergehen der Nation erfordert.

RUBINER

Stets galt dein Kampf der Gewalt, bis sinnloser Tod als Gewaltherr
Deiner gütigen Hand siegende Waffe entrang.

m.

Grillparzers Verhältnis zu den Frauen hat manche Deutungen erfahren müssen. Seine krankhafte Scheu, eine Ehe mit der „ewigen Braut" Katti Fröhlich einzugehen, wurde in mancher Hinsicht in Diskussion gestellt, und man erwartet noch heute, da das Grillparzer-Archiv, wie man weiß, manches von pietätvoller Hand zurückgelegte Blatt enthält, in dieser Hinsicht gewisse Aufklärungen durch den Dichter selbst. Gerade in den letzten Wochen wurde, einer Testamentsklausel der Erbin Katti Fröhlich zufolge, dreißig Jahre nach dem Tode ihrer zuletzt überlebenden Schwester, von seiten der Toten das Veto zur Veröffentlichung gewisser Papiere aufgehoben. Man konnte auch nicht schnell genug in den Zeitungen Hinweise auf die zu erwartenden Enthüllungen lesen. Aber alle diese allzu Neugierigen werden noch einige Zeit warten müssen, und dann werden sie erst recht enttäuscht sein. Sämtliche Papiere des Grillparzer-Archives kommen nämlich der unter Prof. Dr. August Sauer im Auftrage der Stadt Wien geleiteten großen kritischen Ausgabe der Werke des Dichters zugute (Verlag Gerlach und Wiedling, Wien) und werden in der Reihe der Briefe und Tagebücher erscheinen. In dem soeben erschienenen Bande der Tagebücher finden sich aus diesen bisher zurückgelegten Papieren folgende „Briefe an Marie", die die Frau, für die sie bestimmt gewesen, nie erreichten, und nur in einer vom Dichter eigenhändig besorgten, sorgfältigen Reinschrift aufbewahrt wurden. Diese Blätter gehören zu den schönsten Liebesbekenntnissen, die je ein Dichter in deutscher Sprache geschrieben.

Die von Grillparzer selbst als „Briefe an Marie" überschriebenen, prosaischen Strophen galten einer der schönsten Frauen im Wien des Vormärz. Marie Smolk von Smolenitz entstammte einer griechischen Familie, die im 18. Jahrhundert aus der Heimat eingewandert war. Durch ihren späteren Gatten, den Porträtmaler Moritz Daffinger sind uns ihre Züge in mehrfachen Varianten aufbewahrt worden: ein schmales blasses Gesicht, das von schweren schwarzen Haaren umschlossen ist, ein lebensvoller, sinnlicher Mund, der seltsam zu den mandelförmigen, dunklen Augen, in denen träumerische Schwermut schimmert, in Widerspruch steht. Und ebenso widerspruchsvoll war das ganze Wesen des kaum achtzehnjährigen Mädchens, das Grillparzer im Jahre 1823 auf eine Art kennen lernte, die eben für das alte Wien charakteristisch ist. Noch heute stehen in der ganz engen Ballgasse die beiden kleinen einstöckigen Häuser, in denen der Dichter und das Mädchen einander gegenüberwohnten und zuerst durch Grüße von Fenster zu Fenster die erste Bekanntschaft schlossen. In diesem schönen Kinde lag ein Wesen verborgen, das anzog und abstieß, verletzte und tröstete, liebte und verriet. Grillparzer hat in einer bösen Stunde vermutet, daß der Wahnsinn nach ihr seine Klauen ausstreckt, bis er später, ruhiger geworden, die mildere Formel fand: „Ihre Vorzüge und Fehler vereinigen sich in einer Eigenschaft: sie ist ein Kind."

In starken, anklagenden Gedichten, von denen in der poetischen Folge „Tristia ex ponto" die herrlichen Bekenntnisse „Verwünschung" und „Trennung" stehen, hat Grillparzer dieses Verhältnis dichterisch gestaltet. Vor-

liegende Briefe stimmen oft bis auf das Wort („Du bist umstellt von Niedern und Gemeinen") mit den Gedichten überein. Nach schwerem Kampf erfolgte die Trennung von der Geliebten, die bald darauf den Maler Moritz Daffinger, einen derben Menschen, der das Mädchen durch seine körperliche Brutalität bezwang. Damit war aber den Wirrungen im Herzen des Dichters kein Ende gesetzt. Er wurde Gast im Hause Daffinger und die Schönheit der Geliebten ergriff ihn immer aufs neue. Wieder wurde er der Liebhaber der von ihrem Gatten roh mißhandelten Frau. Eine Version lautet, daß die einzige Tochter der Frau Marie, Mathilde Daffinger, die am 12. August 1841 in früher Kindheit starb, und der Grillparzer die zarteste Grabschrift schrieb, sein eigenes Kind sei. So mußte es dem Dichter schwer fallen, als sich anfangs der dreißiger Jahre, zu einer Zeit, da er mit der anderen Frau seines Herzens, Katti Fröhlich, ebenfalls zerfallen, das Verhältnis zu Marie zerschlug. Es war wie die Trennung von dem letzten wohltuenden Lebensgefühl des nunmehr Vierzigjährigen, der sowohl mit der Liebe als auch mit der Dichtung abgeschlossen und als Archivdirektor, über Faszikeln gebeugt, zwischendurch Lope de Vega las.

Richard Smekal.

1.

Zu alledem, was, wie Du wohl weißt, so schwer auf mir liegt, kommt nun noch, daß ich Dich untreu glauben muß. Du maltest neulich als wir, Karten in der Hand, scheinbar spielend, einander gegenüber saßen, und Dein Knie so lange zögerte, den gewohnten Gruß zurückzugeben, Du maltest ein großes lateinisches S. auf das neben Dir liegende schwarze Täfelchen, und zugleich sprach Dein Mund denselben Buchstaben aus. Ich kenne den Namen, dessen Anfangsbuchstabe dieses S. ist! Oder wolltest Du mich nur quälen, indem Du den falschen Verdacht mir in die Seele schleuderst? O Du bist boshaft, boshaft; ich habe das oft erfahren.

2.

Schilt mich nicht, daß ich argwöhnisch bin! Ich habe ein Recht zum Argwohn. Du bist das schönste Weib; nie hat mein Auge eine Schönere gesehen! Ich aber? Wer mich nicht abschreckend findet, tut mir viel Ehre an. Bist jung! Ich könnte, dem Verhältnis der Jahre nach, zwar nicht Dein, wohl aber der Vater Deiner Schwester sein, die fünf Jahre jünger ist als Du. Du blühst in Fülle und Gesundheit, denn dies Herzklopfen und dieser Kopfschmerz, die Du für Krankheit hältst, sind eher ein Uebermaß des Guten, als dessen Mangel. Ich habe dagegen nichts aufzuweisen, als ein bißchen Ruhm, erkauft um den Glanz und die Freuden der Jugend; ein bißchen Ruhm, das noch dazu weniger im Aufnehmen ist, als im Verblühen. Sollte ich da nicht mißtrauisch sein? Ich mißtraue mir selbst, nicht Dir!

3.

Liebe Marie! Fast tut es mir leid, daß Du mir gut bist. Du liebe, liebe, liebe! Ja, wenn ich noch der wäre, der ich einst gewesen bin. Als noch tausend Entwürfe in meiner Seele keimten, als noch tausend Gefühle meine Brust belebten, als noch mein ganzes Dasein ein seliger Traum war von einer besseren, geahnten Welt. Ich sage Dir: nie war ein männliches Wesen der Neigung eines begabten Weibes würdiger, als ich damals. Aber nun? Marie! Die Kämpfe des Lebens haben mich müde gemacht. Wohl fühlend, daß immerwährender Streit mich aufreiben müsse, beschloß ich geschehen zu lassen, und in beobachtender Ferne abzuwarten. Aber die Spannkräfte der Seele wollen geübt sein, wie die des Körpers, und indem ich dem Uebermaß entfliehen wollte, fiel ich dem Mangel in die Hände. Du bist zu gut für die Reste. Und doch, da die Sonnen so selten sind, laß Dir den Mond gefallen! Ich habe noch genug, einen kleinen Kreis zu erleuchten, ja zu erwärmen, wenn ein ungestörtes Vertrauen mich erst wieder mir selber gibt.

4.

Und Du hast recht, Dich mir zu entziehen! Wie die Irrlichter in Goethes Märchen würde ich nur das Gold aus Deiner Mischung aufzehren, mich dadurch für einen Augenblick wesenhafter fühlen; doch sobald der vorübergehende Zuwachs vergeudet, unwiderstehlich zu neuer Nahrung fortgetrieben, und Dein edles Selbst in verworrener Zerstückelung, Dir selbst unkenntlich und anderen, zurücklassen. Da ist keine Befriedigung zu geben und zu empfangen. Nur in einem könnte ich Dir nützen: Du bist an die Gemeinheit verkauft und sie streckt immer näher ihren Arm nach Dir. Diese Besitzergreifung hätte ich ewiglich verhindert. Doch hierin kann auch der Entfernte wirken. Marie! so lange Du meiner gedenkst, wirst Du nie werden wie der, der Dich umringt. Und gäbest Du nach, würdest Du abtrünnig von dem Edlen, dessen Abglanz Deine Züge verschönt; nach zehn und zwanzig Jahren würde mein Anblick hinreichen, Dir die Erinnerung dessen zurückzuführen, was Du warst, und Verzweiflung zöge ein in Dein Herz mit Tränen bejammernd den ungeheuren Fall.

5.

Ich habe mich getäuscht! Du bist noch, wie Du warst, Du denkst meiner noch, hältst noch fest an der Empfindung, die ich Dir entwunden, die ich von Dir losgelassen glaubte. Du Liebe, Einfache, Gute! warum kann ich Dich nie verstehen? Aufrichtig! Nie habe ich Dich verstanden. Als Du in Deiner ersten Jugendblüte, halb Kind und halb Mädchen, mir bestimmt warst, mir, durch den ersten

Eindruck meiner armen Wesenheit auf Dein unschuldiges Herz, und Du oft lange am Fenster stehend, eilig zurückwichst, so oft ich in das meinige trat, glaubte ich in diesem Ausweichen ein Merkmal des Widerwillens zu erblicken, Tor der ich war! Betrogner um das schönste Glück! Als ich Dich, schon halb an einen anderen gekettet, in der Loge im Theater wiedersah, und Du mir beim Scheiden jenen langen, tiefen Blick in die Brust senktest, — ja, was glaubte ich nur da? Ich weiß es nicht mehr ganz; zum Teil aber: ich hatte mich getäuscht. Als wir, wieder in Gesellschaft jenes anderen, dem Du damals schon ganz gehörtest, von Döbling im Mondschein zurückfuhren, Du uns beide Männer zwangst, die Plätze im Grund des Wagens einzunehmen, und Du Dich allein auf den Rücktritt setztest; als Du da dem Körperlichwerden meiner Empfindung so rücksichtslos entgegen-, ja zuvorkamst; in der Folge meiner Besuche jede Annäherung so freudig ertrugst, — Marie, ich schäme mich! Ich war in Gefahr Dich für leichtfertig zu halten. Und selbst jenes standhafte Ablehnen des ersten Kusses, als pflichtwidrig, konnte mich von meiner Blindheit nicht heilen. Ich habe Dich nie verstanden. Doch ist es nicht natürlich? Der Mensch versteht alles, nur das Völlig-Einfache nicht, und — Marie! — das Unerhört-Künstliche!

6.

Ich bin ein Tor, Marie! Wie viel Ursache habe ich, Dir zu mißtrauen, und wie oft und sehr habe ich Dir mißtraut; doch, da ist kein Zweifel, der der Gewalt Deines Anblickes widerstehen könnte, ich habe keine Waffen gegen Dich! Was ist es denn auch? Daß Dein glattgescheiteltes, lockenloses Haar sich wie ein schwarzer Höllenfluß um die für einen Himmel viel zu wenig lichte Stirn hinschlängelt, um eine Stirn, die vielleicht zu niedrig ist, und die Du — Falsche Kokette! — durch ein quer darüber hinlaufendes schwarzes Schnürchen teilst, um sicherer zu berücken? Daß diese Deine lohbraunen Augen, mit denen Du mir zu freigebig bist (freigebig gegen jedermann), und an denen mir einmal der Schnitt und die Lage der inneren Augenwinkel mißfiel, daß diese Augen so fromm tun können und so warm? Daß diese Deine unschuldigen Wangen —! Ja, Marie, das alles ist's, — und ist's nicht; und wenn nicht, so ist keine Treue in der Welt, und Gott und Natur hat gelogen. Dort, inmitten der niederen Stirn, über den beiden Augen, eingefaßt von den schwarzglänzenden Haaren, dort inmitten sitzt die Wahrheit, und macht mich zum Sklaven Deines kindisch plaudernden Selbst. Ich sehe sie diese Wahrheit. Sie ist ein lichter Punkt, zusammengeronnen aus den Strahlen ihrer himmlischen Umgebung. Dort sitzt sie, dort; und ich glaube und bin selig.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Steuerheuchler, Steuerschieber, Steuerkontrolleure.

Der Reichsfinanzminister, der vom deutschen Volke die schwersten Steuern verlangt, die jemals den Bürgern eines Staates zugemutet wurden, kann an der Schlußberatung seiner Vorlagen nicht teilnehmen, weil er umfangreicher Steuerhinterziehungen dringend verdächtig ist. Das ist amüsant, und jedes Witzblatt darf sich des fröhlichen Zwischenfalls mit Fug und Recht annehmen. Aber es ist schließlich kein Grund, auf Herrn Erzberger, den wir jetzt doch ziemlich genau kennen, besonders große Steine zu werfen. Warum sollte dieser Mann, der nichts Catonisches hat, sondern einen sehr — gesunden Sinn für eigenes Wohlbehagen und eigenen Vorteil, nicht auch Steuern hinterziehen? Hunderttausende haben das getan und sind sich dabei alles in allem als durchaus ehrenwerte Leute vorgekommen. Ihren persönlichen Fall, Herr Erzberger, legen wir also ohne flammende Entrüstung zu den übrigen. Sie selbst empfinden wahrscheinlich weniger, daß Sie schuldig sind, als daß Sie Pech gehabt haben. Schön. Aber eben darum müssen wir uns eingehender mit dem Problem der Steuerhinterziehung — nicht Ihrer Steuerhinterziehung — beschäftigen, und wir sind Ihnen dankbar, daß Sie uns — etwas unfreiwillig freilich — auf dieses Thema aufmerksam gemacht haben. In Ihren Steuerreden, Herr Minister, haben Sie es leider unterlassen, die Frage mit dem nötigen Ernst und der erforderlichen Gründlichkeit zu erörtern. Sie wollten wohl das Werk, das Ihren Namen trägt, nicht selbst in Grund und Boden kritisieren.

Sie, Herr Erzberger, vielmehr Ihre Geheimräte, wollten einen öffentlichen Geldbedarf von ganz unwahrscheinlicher Höhe decken, ohne eine einzige neue finanzpolitische Idee zu besitzen. Sie nahmen einfach alte Steuern, die in glücklicheren Zeiten leidlich ihre Schuldigkeit getan hatten und multiplizierten ihre Sätze so lange, bis die Ziffern erreicht waren, die Sie zu brauchen glaubten. (Nebenbei basierten diese Bedarfsziffern auf einer Milchmädchenrechnung; aber das geht uns hier nichts an.) Sie haben die Steuern aufgebläht, wie das Geld aufgebläht wurde. Das Geld ist dabei fast unbrauchbar geworden und wird später durch eine nicht ganz schmerzlose Operation wieder in Ordnung gebracht werden müssen. Mit Ihren Steuern, Herr Finanzminister, wird es nicht viel anders sein.

Die direkten Steuern, die Sie in den Vergrößerungsapparat steckten, waren Fassionssteuern von Vermögen und von Einkommen. Diese Steuern galten vor dem Kriege — man kann das in jedem Lehrbuch der Finanzwirtschaft nachlesen — als die besten, gerechtesten, gleichmäßigsten. Denn sie hielten sich an die wirkliche, durch

Vermögen und Einkommen ausgedrückte privatwirtschaftliche Leistungsfähigkeit, während die früheren direkten Steuern meist nach summarischen, unvollständigen, teilweise irreführenden äußeren Merkmalen der Leistungsfähigkeit veranlagt und erhoben worden waren.

Mit der Gleichmäßigkeit sah es trotzdem bei den Fassionssteuern recht übel aus. Denn es gab sichtbares Vermögen, das beispielsweise im Grundbuch eingetragen war und solches, das sehr unsichtbar in der Schublade ruhte. Es gab Einkommen, das gewissermaßen gerichtsnotorisch war, weil es aus einem einzigen Gehalt bestand, dessen Höhe mühelos festgestellt werden konnte. Es gab aber auch Einkommen, das sich aus mehreren Bestandteilen zusammensetzte, von denen man den einen oder anderen unter den Tisch fallen lassen mochte. (Darüber wissen Sie, Herr Erzberger, ja anscheinend genau Bescheid.) Und es gab schließlich Unternehmereinkommen — großes wie kleines — das überhaupt nicht ohne weiteres feststand, sondern erst aus Eingängen und Zahlungen, Forderungen und Verbindlichkeiten, aus der Bewegung der Vermögenswerte errechnet werden mußte. Man war natürlich ängstlich darauf bedacht, der Steuerbehörde nicht mehr Einkommen vorzurechnen, als man wirklich hatte, und man irrte sich lieber nach unten als nach oben. Es soll sogar Leute gegeben haben, denen es allmählich, wie manchen Zahlkellnern, zur lieben Gewohnheit wurde, sich zu irren, und die mit der Zeit ihre Irrtümer in ein System brachten.

Aber schließlich, — solange die Sätze mäßig waren — zwei, drei, fünf Prozent — konnte man sich damit abfinden, daß beispielsweise der Festbesoldete eigentlich doppelt so viel zahlte wie der Kaufmann Y. Es war ungerecht, aber es war zu ertragen. Außerdem hielt die Niedrigkeit der Besteuerung ganz von selbst den Mißbrauch ein wenig in Schranken. Man gab sich bei krassem Steuerbetrug doch oft in die Hände von Fremden — Angestellten oder Geschäftsfreunden — die Bescheid wußten, oder man machte sich von irgendeinem Zufall abhängig, der die Schiebung aufdecken mochte. Das lohnte nicht, wenn es sich um vergleichsweise geringfügige Beträge handelte.

Wenn aber die Steuersätze so multipliziert werden, wie das jetzt geschehen soll, so muß die Ungleichmäßigkeit nicht in gleichem, sondern in noch viel höherem Grade wachsen, weil der Steuerbetrug — nach Häufigkeit und Maß — vervielfacht wird. Der Steuerbetrug wird ebenso zum allgemeinen Bedürfnis, wie es der Erwerb von Schleichhandelswaren geworden ist. Der Unternehmer braucht die Komplizität etlicher Angestellter und Geschäftsfreunde für s e i n e

Steuerhinterziehung; aber sie brauchen ebenso seine Hilfe für die ihrige. Man wird sich gegenseitig zu arrangieren wissen, denn es lohnt sich für alle Teile. Es lohnt sich auch, die Komplizität zu kaufen, wenn sie durch Gegenleistungen bei der Steuerersparung allein nicht gesichert werden kann.

Dagegen soll nun ein Heer von vielen Tausenden von Steuerbeamten helfen, diese Fassionen nachzuprüfen. Viele Tausende von Männern also, die von den Steuererträgnissen zehren (es gab einmal einen finanzwissenschaftlichen Lehrsatz, der das streng verpönte) und produktiver Arbeit, die wir, weiß Gott, nötig haben, dauernd entzogen bleiben. Aber davon abgesehen: können denn diese Leute ihre Aufgabe überhaupt erfüllen? Es ist nicht leicht, Hinterziehungen aufzudecken, die alle Eingeweihten in gegenseitigem Einverständnis vorbereitet haben. Damit es nicht immer, aber doch wenigstens häufig gelinge, muß der kontrollierende Beamte über ein großes Maß kaufmännischen Spürsinns und über lange geschäftliche Erfahrung verfügen. Werden viele solche Leute den Weg in die Armee der Steuerkontrolleure finden? Im Kriege hatte eine preußische Steuerbehörde das Glück, einen außerordentlich intelligenten und geschulten älteren Kaufmann im Hilfsdienste als Prüfungsbeamten zu bekommen. Er arbeitete mit größtem Erfolge. Er war auch bereit, nach dem Kriege in der ihm angebotenen Stellung eines höheren Beamten seine Tätigkeit fortzusetzen und insbesondere andere Kräfte auszubilden. Aber er verlangte — nicht aus dummer Titelsucht, sondern um den Reibungen und Zurücksetzungen zu entgehen, unter denen jeder Titellose auch in republikanischen Behörden zu leiden hat — die hohe Würde eines Regierungsrats. Ein Nichtakademiker, ein Kaufmann Regierungsrat? Nein, das ging nicht. Bedauernd ließ man den begehrlichen Mann ziehen. Dies ereignete sich nicht etwa unter dem fluchwürdigen Regime des Herrn Lentze, sondern unter dem revolutionär befreienden des Herrn Südekum.

Nun, die Mannschaften der Erzbergerschen Regimenter werden nicht so anspruchsvoll sein. Sie werden hübsch nach der Ochsentour angestellt werden und aufrücken. Ihr Handwerk werden sie in Kursen lernen, die ein paar Monate dauern: Steuerrecht, Buchhaltung, Bilanzkunde, etliche Defraudantenkniffe von vorgestern, von denen morgen kein rechtschaffener Steuerhinterzieher mehr Gebrauch macht. Lieber Schieber, zittre nicht, die Sache ist gar nicht so gefährlich. Zu zittern haben nur die armen Teufel, denen man Gehalt oder Pension bis auf den letzten Pfennig nachrechnen kann, weil sie aus öffentlichen Kassen beziehen, oder weil der Brotgeber kein Interesse daran hat, ihnen bei der Hinterziehung zu helfen — oder die Rentner, deren Besitz und Einkommen sich aus Bankdepot oder

Sparkassenbuch, die der Fiskus jetzt kontrolliert, leicht herausschnüffeln läßt.

Die Steuerbeamten, die trotz allem Hinterziehungen auf die Spur kommen, werden einer außerordentlichen Korruptionsversuchung ausgesetzt sein. Man wird ihnen gegenüber nicht kargen; denn es geht um massive Geldsummen. Werden nicht viele die lukrative Beteiligung an der Uebervorteilung des Staates der ehrenvollen, aber ertraglosen Pflichterfüllung vorziehen? Man kann schließlich, wenn von der Steuer nach Abzug der Erhebungskosten noch etwas übrigbleiben soll, nicht all die Herren wie Bankdirektoren bezahlen.

Im vormärzlichen Oesterreich bekam der Denunziant, der seinen Mitbürger wegen Steuerhinterziehung anzeigte, vom Staate eine „Prämie". Möglich, daß wir in der Linie unserer neuen Steuerpolitik wieder zu dieser schönen Einrichtung gelangen.

MEGYERY LASZLO

EINSICHTEN

Der Mensch kann Opfer einer Ueberzeugung sein, die er gar nicht hat.

*

Manche Menschen erfaulenzen sich ihre Erfolge.

*

„Der Dumme hat Glück" — aber häufig kein Verständnis dafür.

*

Das Suchen wird nur selten belohnt, um so öfter aber das Finden.

*

Antipathie ist die Enttäuschung über die vergebliche Mühe, uns selbst bei den Mitmenschen wieder zu finden.

*

Was wir haben, haben wir nur so lange, als es uns fehlt.

*

Wenn man seinen Mitmenschen Vertrauen schenkt, rechnet man zumindest ebenso auf ihre Schwächen, wie auf ihre Vorzüge.

AUS DEM TAGE-BUCH

DIE „KATASTROPHE" DER ZEITUNGEN

Wenn ich Noske wäre, so würde ich drei Viertel der deutschen Zeitungen verbieten. Oder auch neun Zehntel. Um die „öffentliche Meinung" zu „knebeln"? Nein, um Papier und Kohle, Holz und Kohle zu sparen. Die sogenannte öffentliche Meinung, die in Wirklichkeit bei drei Viertel, nein bei neun Zehntel der Zeitungen nichts anderes als ein dummes Gewäsch ist, würde mich verdammt kalt lassen. Braucht man heutzutage in Deutschland wirklich 3000 Zeitungen zur öffentlichen Meinung? Keineswegs; 300 können sie auch „machen". Ein Vorgänger Noskes, namens Napoleon, „duldete" (wie es in meinem Leitfaden der Geschichte heißt) in jedem Departement eine und in Paris vier Zeitungen. Seien wir milde: also in jedem Kreis eine, in jeder Provinzial- oder Bundesstaaten-Hauptstadt fünf, in Berlin zehn Zeitungen. Ich denke, damit wäre die „öffentliche Meinung" immer noch möglich. Von deren Unabhängigkeit laßt uns nicht sprechen.

Aber das Wirtschaftsleben, höre ich da sagen. Mein Lieber, du wirst ja das Wirtschaftsleben gefährden. Ohne die Reklame wird unser „blühendes Wirtschaftsleben" (nein, so sagte man, glaube ich, früher) dahinwelken. Und mit den paar Zeitungen läßt sich doch keine richtige Reklame mehr machen. Frage mal Mosse, der wird dich elenden Laien darüber aufklären.

Schon gut, kenne das, würde ich antworten, und würde die Reklame durch Erlaß vom soundsovielten überhaupt verbieten. Die Zeitungen dürften mir keine seitengroßen Inserate mehr bringen, auch keine halb-, keine viertel-, keine achtelseitigen. Bloß noch „kleine Anzeigen". Vielleicht würde ich auch das ehemalige preußische Intelligenzmonopol wieder einführen und den Zeitungen überhaupt keine Anzeigen mehr erlauben. Das Wirtschaftsleben würde dann nicht zugrunde gehen. Vielleicht würden ein paar Mundwasser-, Schönheitsmittel-, Hühneraugensalbenfabrikanten fallieren; auch die verehrten Händler von Silber, Kupfer und anderen edlen Metallen würden seufzen; die Konfektionsbranche würde finden, daß das Geschäft nachlasse. Das wäre aber ganz in der Ordnung. Dagegen ist es n i c h t in der Ordnung, was bisher geschieht: daß vorn in den Zeitungen Sparsamkeit gepredigt und hinten zum Kaufen animiert wird. Heute ist Wirtschaft nicht Umsatz, wenn sie es überhaupt einmal war, sondern das Gegenteil von Umsatz.

Tja, schön. Aber die Zeitungen? D i e würden doch sicher zugrunde gehen, wenn sie keine Inserate mehr bekämen. Bekanntlich leben sie doch von den Inseraten.

Leider richtig. Aber sie müßten dann eben sehen, wie sie ohne Inserate auskommen. Sie müßten das tun, was wir alle tun sollen: sich einschränken. Und sie müßten tun, was jeder anständige Kaufmann tut: sich die Ware nach ihren Herstellungskosten plus Spesen plus angemessenem Verdienst bezahlen lassen. Das hieße also: die Bezugspreise auf das Doppelte, Dreifache,

Fünffache erhöhen. Oder statt dreizehnmal, dreimal in der Woche erscheinen.

Ja, aber . . . würde sich das Publikum das gefallen lassen? Würde die Leserzahl der Zeitungen nicht gewaltig zurückgehen? Würde nicht die Kultur . . .

Halt, Verehrtester; dieses Wort bitte ich nicht in den Mund zu nehmen. Das kann ich nämlich nicht vertragen . . . Im übrigen: gefallen läßt sich das Publikum bekanntlich alles. Und wenn die Leserzahl der Zeitungen zurückginge, weil etwa wie früher zwei oder drei Leute sich zusammen eine Zeitung hielten — so läge das sehr im Interesse unserer Wirtschaft, weil dadurch Papier, also Holz und Kohle gespart würde. —

Wenn ein Zeitungsverleger bis hierher gelesen hat, dann wird sein Urteil über mich feststehen; nämlich, daß ich offenbar nicht zurechnungsfähig bin. Schlimm, schlimm. Aber, beruhigen Sie sich, ich bin ja nicht Noske. Noske hat überhaupt mit der deutschen Wirtschaft nichts zu schaffen. Wenn er ein bißchen Zeitungen verbietet, so hat das ganz andere Gründe. Und der Wirtschaftsminister will nichts von den Zeitungen. Er heißt nicht Noske, sondern Schmidt und ist vollkommen zurechnungsfähig. Deshalb wird er wohl auch, wie es in der Weimarer Entschließung der deutschen Zeitungsverleger vom 22. Februar 1920 gefordert wird: „im allgemeinen Interesse das Erscheinen der Zeitungen gewährleisten durch Sicherstellung einer ausreichenden Menge von Papierholz zu mäßigen Preisen". Haben wir denn nicht Wälder in Deutschland? Herrliche, rauschende Tannenwälder? Na also, daraus lassen sich doch Zeitungen machen, Generalanzeiger, Tagblätter, Rundschauen, Kuriere, Nachrichten usw. Verdanken wir nicht unsere Kultur . . . doch von Kultur sollte ja nicht geredet werden. Bloß von der deutschen Presse und ihrer drohenden „Katastrophe" infolge der hohen Papierpreise. Also, die Regierungen sollen Papierholz aus ihren Wäldern liefern; aber billig bitte! Denn „verhallt dieser Notschrei ungehört, zögern die Regierungen, dann wird der Zusammenbruch der deutschen Presse mit allen seinen Folgen unvermeidlich", lautet das Fazit jener Weimarer Entschließung. Unvermeidlich. Brr! mich schauderts, wenn ich daran denke! Schairer.

DEMIAN

Das schönste Buch dieses Winters heißt: „Demian", sein Verfasser nennt sich Emil Sinclair. Erschienen ist es im Verlage S. Fischer.

Emil Sinclair ist gewiß kein ganz junger Mensch, sondern ein in sich erfahrener, beruhigter Geist, der ohne Ich-Besessenheit in die entfernten Jahre seiner Jugend zurücksieht. Ein Knabe findet in Nebel und Dunkelheit allmählich den Weg zur Klarheit über sich selbst. Dabei hilft ihm ein etwas älterer, überlegener Freund. Der Vorsprung der paar Jahre entrückt den Aelteren beinahe ins Mystische. Immer bleibt eine Amosphäre von Undurchdringlichkeit um Demian, den älteren. Wunderschön dies Tasten einer Knabenseele nach den seelischen Wirklichkeiten der anderen. Ein grundernstes, bewölktes Buch, schwermütig und doch voll Lebensdankbarkeit.

Ein deutsches Buch voll innerer Gesichte. Ein Buch ohne Krampf. Ein leises Buch. Eines, dessen Musik im Kopfe bleibt.

BORIS GRIGORIEW

stellt Bilder aus bei J. B. Neumann im Graphischen Kabinett.

Das Kind der Zeit kam zu einem Maler und fragte:

„Was tust du?"

„Ich male!"

„Revolutionär oder gegenrevolutionär?"

„Ich male!" —

Das Kind der Zeit wandte sich ab und sagte: „Kitschier!"

Das Kind der Zeit kam zu einem Dichter und fragte:

„Was tust du?"

„Ich dichte!"

„Revolutionär oder gegenrevolutionär?"

„Ich dichte!"

Das Kind der Zeit wandte sich ab und sagte: „Verräter!"

Das Kind der Zeit hat ein Programm: revolutionäre Kunst. — Alle Scheißkerle machen „revolutionäre Kunst." —

Aber es gibt noch andere, und die malen oder dichten, z. B. Sie, Boris Grigoriew.

Ein Künstler kann nicht revolutionär sein um des Programms seiner Zeit willen. Entweder er ist a priori revolutionär oder — er ist kein Künstler.

Sie sind Künstler, Boris Grigoriew.

Revolutionär sein heißt: gegen das Programm der Zeit sein. Der revolutionäre Künstler kämpft also im Jahre 1920 gegen das Programm der Revolution. Er kämpft gegen die Anton von Werners und Gustav Freytags von 1920: gegen die Maler, die Farben aus ihren Gehirnkästen quetschen und die Dichter, deren Seelen sozialpolitische Formeln geworden sind.

Der revolutionäre Künstler kämpft!

Sie haben im bolschewistischen Petersburg ein Selbstporträt gemalt, Boris Grigoriew, mit den letzten Farbvorräten, die sie hatten, auf dem letzten Fetzen Leinwand. Es stellt Sie dar: gefesselt, das Gesicht gespannt in letzter Ekstase des Willens. Das Gesicht eines, der vor dem Hungertode die Welt auffressen will. — Und über Ihre Schultern blickten die Gesichter der Zeit. — —

Freunde in der Regierung (war es nicht Sinowiew?) rieten Ihnen gut und Sie übermalten die Gesichter der Zeit mit einer dämonischen Landschaft. Auch der Strick, der Strick, der Ihre Arme fesselte, wurde übertüncht. — Dann flohen Sie aus Petersburg.

Aber das Bild ist da, trotz allem, und es schreit:

„Nieder mit der reaktionären Revolution! Es lebe die Freiheit!"

A. H. Zeiz.

DAS BUCH VON KEYNES

„The oeconomic consequences of the peace", aus dem Marie von Bunsen in Heft 7 des „Tage-Buch" wichtige Teile wiedergegeben hat, unzweifelhaft das wichtigste Werk, das außerhalb Deutschlands gegen den Vernichtungsfrieden geschrieben wurde, erscheint nächstens in einer deutschen Uebersetzung bei Duncker & Humblot. Herausgegeben von Prof. Bonn und Prof. Brinckmann.

HILFSSCHREI EINES MATHEMATISCHEN VOLLIDIOTEN

Jener andre für die Geschichte der Menschheit so überaus bedeutsame Apfel, der seine fruchtbringende Tätigkeit gerade vor Isaac Newtons feine Nase verlegte, glich jenem Bröckchen, das sich von des Berges Gipfelwand loslöst und nun befreiend, zerschmetternd und brüllend eine Lawine zu Tale tost. Besagter Apfel schillerte denn anderthalb Jahrhunderte, und es gibt heutzutage nicht wenige, die sein vielfaches, schwächeres Echo noch immer für das Brausen der längst schon verebbten Sturzmaste nehmen. Nun murrt es wieder oben an einem Gipfel, der — für mich — durchaus im Nebel dichter Wolken liegt. Daß sie sich lichteten! Daß ich erführe, wohin die Fahrt diesmal geht! Was aber muß ich schaudernd erleben? Blättern wir einmal zurück.

Wenig vor dem Krieg machten sich Expeditionen auf, die Einsteinsche Theorie nachzuprüfen. Einer der mitwollte, weniger des Ergebnisses, als der schönen Reise wegen, sagte mir allerlei: etwas behielt ich, daß Lichtstrahlen sich wahrscheinlich auf ihrer Reise krumm biegen, während man bisher annahm, sie verliefen schnurstracks von ihrem Ziel in die Unwahrscheinlichkeit. Um es noch einmal zu sagen: ich verstehe von diesen Angelegenheiten durchaus nichts, aber daß krumm nicht gerade ist, das weiß ich, und es erscheint mir beträchtlich, wenn solche unanfechtbaren Dinge wie Sternstrahlen auf einmal krumm sein sollen. Just weil solche verblüffende und dem ungeübten Auge wirren Erzählungen dem Hexeneinmaleins gleichen, darum wollen sie nur um so erregender scheinen. Und dieses krumme und dieses gerade und gerade und krumme nistete sich fest in mein Gehirn. Ja, als ich auf einem feurigen Wagen durch die Luft getragen wurde und ein wenig traurig feststellte, daß ich nun wohl als ein Opfer englischer Artillerie zu den ungezählten Helden gerechnet werden dürfte, war mein fast letzter Gedanke: Und das krumme und gerade wirst du nun aller Wahrscheinlichkeit nach nie erfahren, wenn nicht in den nächsten Sekunden. Ich rechne mir diesen für einen mathematischen Vollidioten erstaunlichen letzten Gedanken hoch an. Nun, der nette Engländer hatte ein paar Millimeter zu kurz gezielt und der Krieg ging zu Ende. Die Expeditionen, die damals infolge irdischer Unstimmigkeiten unterblieben, begannen ihr überirdisches Werk. Ganz versteckt in einer Zeitung las ich es. Und wartete gespannt. Und endlich las ich, auch an überraschender Stelle, ich glaube, es war unter der Rubrik „Aus der Gesellschaft", daß die Theorie Albert Einsteins sich bewahrheitet habe. Es ist eine seltsame Tatsache, daß man um so erschütterter ist, je weniger man von den Dingen versteht. Ich lief in meiner Begeisterung zu den klugen Menschen und sprach: Krumm ist gerade, das steht nun fest, und was man so sagt, wenn man nicht recht weiß, was zu sagen wäre und wenn man selig ist, daß der liebe Gott dem armen Deutschland einen Sieg geschenkt hat, der höher und glänzender ist als selbst zwei Marneschlachten.

Aber die Leute, die gar nicht weniger von all diesen Ereignissen verstehen können als ich, machten: Hm! und ich kam so herunter, daß ich einem, der: Sieh mal an! sagte, ob dieses tieferen Verständnisses um den Hals fiel. Dann wars still, denn ich war müde geworden. Aber auf einmal, alle Wetter, wie gings da los. „Relativität; vierte Dimension; alles ist umgekrempelt; Sache, sag' ich Ihnen; der Einstein, ich hab's ja immer gesagt!" Da war ich von Herzen froh und klagte mein Leid, daß ich von dem allen nichts verstände, aber auch gar nichts, und ich bat und flehte um ein Fünklein Erleuchtung. Da lachten die Leute herzlich, denn sie fanden mich sehr nett in meiner offen eingestandenen Dummheit, aber sie sagten: Ja, mein Lieber, das läßt sich im Handumdrehn nicht so erklären; vielleicht ein ander Mal! und klopften mir die Schulter. Nun hörte ich aber einmal, wie zwei grundgelehrte Leute vom Fach sich unterhielten, und ich merkte, daß sie es mit griechischen Buchstaben vorhatten, mit ν und mit π und noch vielen anderen Dingen, die ich gleich gar nicht verstand. Und als sie fertig waren, fragte ich, indem ich auf mein verkrüppeltes Mathematik-Gehirn hinwies, ob die Herren mir nicht ein Fünklein, ein Kleisterchen, ach nur ein Resultätchen geben möchten. Da senkten die beiden urgelehrten Männer die gewichtigen Häupter und sprachen: Ja, wenn wir nur selbst begriffen! — Aber nebenan geht das Geheul weiter: Großartig, vierte Dimension, Relativitätstheorie, neues Zeitalter!

Jetzt hat meine Wißbegierde einen Nebenbuhler in dem heißen Wunsch, den Schreihälsen eins auf den Hut zu geben. Bedauerlich, daß Weihnachten vorbei ist, sonst schriebe ich einen Wunschzettel: Lieber Onkel Albert Einstein! Bitte, mach doch ein Buch, in dem du so dummen Menschen, wie mir, erzählst, was all Großes du vollbrachtest und erdachtest hinter deiner mächtigen Stirn. Oder wenn du das nicht mehr kannst, wie dein Kollege Weber als alter Mann verzweifelte vor den Dreiecksaufgaben, die ihm seine Enkel zur freundlichen Lösung unterbreiteten, so laß' es einen netten Schüler schreiben. Ich möchte gerne das gelobte Land schauen, und ohne deine Hilfe muß ich bleiben wie die andern und ratlos herumfuchteln: Relativitätstheorie, kolossaler Kerl, der Einstein, vierte Dimension! Ich freilich bin in der glücklichen Lage, noch ja sagen zu können. Aber dann fragen mich die andern, was das bedeutet und dann müßte ich zu dem fatalen Hilfsmittel greifen, sprechend: Ja, mein Lieber, das läßt sich so im Handumdrehn nicht erklären! Mit herzlichem Gruß

Dein

Wolfgang Goetz.

BRIEFE AN MARIE

Darf ich meinen Lesern die Grillparzerbriefe an Marie in diesem Heft besonders ans Herz legen? Ich habe seit langem keine schönere, keine bedeutendere Novelle gelesen als diesen eben ausgegrabenen Briefzyklus.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123b.

Das Tage-Buch / Heft 10 Jahrg. 1 / Berlin, 13. März 1920

PROF. DR. FRANZ
OPPENHEIMER

DIE THEORIE DER KLASSENENTSTEHUNG

Europa, nicht nur Deutschland, ganz Europa hängt am Rande des Abgrundes, und niemand kann wissen, ob es nicht hineinstürzen wird. Schon hat sich fast aller Reichtum der Welt nach Amerika gezogen, und der Rest wird zum großen Teile folgen, ehe die zerrissene Weltwirtschaft wieder neu geknüpft ist, die Preise der Lebensmittel und Rohstoffe einigermaßen zurückgehen, und die Valuta der kriegführenden Staaten sich halbwegs erholen wird. Selbst England, der Sieger unter den Siegern, hat furchtbar gelitten; das Pfund Sterling, so lange der Standard der Weltvaluta, steht tief unter Pari; damit hat das Weltmonopol dieses internationalen Bankiers sein Ende erreicht, ein Mal für alle Male. Und ob das finanziell geschwächte und durch Klassenkämpfe ebenfalls erschütterte Land die Kraft haben wird, seinen in diesem Kriege wieder ungeheuer angewachsenen Kolonialbesitz auch festzuhalten, ist die Frage. „Qui trop embrasse mal étreint." Und das übrige Europa? Rußland, Italien, die neugeschaffenen Slawenstaaten, Oesterreich, Ungarn, Frankreich? Die trübsten Aussichten überall! Soll die Kultur auf ihrem Wege nach Westen wieder einmal einen ganzen Erdteil verlassen, um in einem neuen die Menschheit ihr Kreuz weiter schleppen zu lassen? Soll das moderne Europa das Schicksal Vorderasiens, Nordafrikas, Südosteuropas teilen?

Wenn es geschieht, dann gehen wir an nichts anderem zugrunde als an einer falschen Theorie, der Theorie von der Entstehung der Klassen. Sie ist schon eine der stärksten Ursachen des Weltkrieges gewesen, der unser aller Unheil begann: Denn der Schuldige dieses Weltkrieges — nur Journalisten wie Clémenceau und Lloyd George und ideologische Geschichtsphilosophen wie Woodrow Wilson können es nicht verstehen — ist der internationale Kapitalismus. Denn der Kapitalismus steht und fällt mit jener falschen Theorie, die seine einzige, buchstäblich seine einzige, logische Grundlage ist. Aber nicht davon wollen wir hier handeln. Sondern von dem Bürgerkrieg, der überall dem äußeren Krieg schon gefolgt ist, oder noch zu folgen droht, von dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit, der unser Unglück vollendet hat. Denn auch der Kommunismus und Bolschewismus hat keine, buchstäblich keine einzige logische Wurzel, als jene falsche Theorie, und all das schwere Schicksal, das Rußland verheert, Deutschland

seit einem Jahre schüttelt und über allen Ländern unseres Kulturkreises als eine schwere Gewitterwolke hängt, kommt von durchaus nichts anderem her als davon, daß die Arbeiterklasse entschlossen ist, die praktischen Folgerungen aus der falschen Theorie zu ziehen; und daß das Bürgertum, gleichfalls von ihr befangen und geblendet, den Ausweg nicht finden kann, der zum Klassenfrieden führt. Daß diese ebenso verhängnisvolle wie mächtige Lehre falsch ist, ist unschwer mit solcher Kraft zu beweisen, daß das unvoreingenommene Denken keinen Widerspruch mehr erheben kann: wenn es gelänge, die Erkenntnis, daß um eine haltlose Irrlehre gekämpft wird, auch den Massen oder doch wenigstens den Führern einzuprägen, denen die Massen blind folgen, dann wäre die Möglichkeit, vielleicht die Sicherheit gegeben, Europa zurückzureißen und zu retten. Es handelt sich also um Großes, um das für unsere Zeit und unser Volk Größte.

Die Theorie, von der wir sprechen, entstammt spätestens dem klassischen Altertum; die beiden sonst einander ausschließenden Philosophien der Stoa und des Epikuralismus stimmen in diesem einen Punkte überein. Sie besagt, daß die sozialen Klassen durch rein ökonomische Beziehungen aus einem gesellschaftlichen Urzustande hervorgegangen seien, in dem es noch keine Klassen gab, weder wirtschaftliche des Reichtums, noch politische des Rechtes. Modern ausgedrückt — und dieser Formel liegt die alte Lehre aller bürgerlichen und sozialistischen Theorie der Gegenwart im tiefsten zu Grunde —, heißt es, daß die freie Konkurrenz zuerst die Vermögensklassen und dann als ihre Folge die sozialen Rangklassen geschaffen hat. Der Begabte steigt und gewinnt Großeigentum, der Unbegabte sinkt, verarmt und muß Arbeiter der Großeigentümer werden. So sahen es Quesnay, Turgot, Adam Smith, Malthus, Ricardo, Mill und alle dii minorum gentium der bürgerlichen Schule; so sahen es alle Sozialisten; und sogar Marx, der diese „Kinderfibel", wie er die Theorie nannte, auf das unbarmherzigste zerfetzt hat, war und blieb instinktiv ihr Gefangener. Er hat sich niemals klar gemacht, daß sein wissenschaftlicher Kommunismus nur auf ihr beruhte. Denn die fremdartige, auf den ersten Anblick geradezu ungeheuerliche, weil keiner Erfahrung entstammende und niemals theoretisch auszurechnende Konstruktion der marktlosen, obrigkeitlich geleiteten Wirtschaftsgesellschaft hat logisch offenbar nur dann überhaupt Bestand, wenn man annimmt, daß die Triebkraft des Marktes, die freie Konkurrenz, die Klassenverschiedenheiten verursacht hat, und nach jeder Herstellung der Gleichheit alsbald wieder verursachen wird. Ich habe diese Dinge in meinem letzten Buche*) auf das ausführlichste

*) Kapitalismus, Kommunismus, wissenschaftlicher Sozialismus. Berlin, Vereinigung wissensch. Verlage, 1919, M. 11.—.

dargestellt und kann hier nur kurze Andeutungen geben. Die Lehre ist unbedingt falsch; das zeigt die historische und logische Prüfung. Historisch hat Marx selbst an dem interessantesten Beispiel, an England, dem führenden Lande des Kapitalismus, den Beweis erbracht, daß „außerökonomische Gewalt" zuerst die politischen Rangklassen, das Großeigentum an Boden und Kapital oben, und die Arbeiterklasse unten, geschaffen hat, ehe die weitere und entscheidende Differenzierung der Einkommen und Vermögen einsetzen konnte, die sich, er sagt es ausdrücklich, nur auf dieser Grundlage überhaupt entfalten konnte. „Die Grundlage des ganzen Prozesses ist die Expropriation der Volksmasse vom Grund und Boden", dem fast einzigen Produktionsmittel, der fast einzigen Bedingung aller Selbständigkeit jener Anfangszeiten des Frühkapitalismus. Die gewaltsame „Distribution der Produktionsfaktoren" mußte voran gehen, damit die „ökonomische Distribution der Güter" folgen konnte. So wurde „das Kapitalverhältnis zwischen der Ober- und Unterklasse produziert". Und was für England gilt, läßt sich mit gleichen Mitteln, über jeden Zweifel hinaus, für alle anderen Länder gerade so leicht feststellen.

Und das gleiche zeigt heute auch die Völkerkunde, die uns den Anfängen menschlicher Kultur näher bringt, als die Historie je vermag. Sie zeigt uns freilich als Anfang aller Vergesellschaftung einen Zustand allgemeiner Gleichheit und Freiheit, der jenem Idyll der Stoa und Epikurs in manchen Zügen ähnlich ist; aber sie zeigt uns auch, daß niemals aus jenem Anfangszustande heraus rein ökonomische Kräfte die Klassen entwickelt haben. Die Gesellschaft der Urzeit staffelt sich höher und höher, von der Horde zum Hordenverband, zum Stamm, zum Stammesverband, bis zu der imponierenden Höhe empor, die uns die „fünf Nationen" der Irokesen zeigen; aber, abgesehen von einer zuweilen an Versklavung heranreichenden Unterordnung der Frau unter den Mann, zeigt uns die Völkerkunde auch auf so hoher Stufe noch keine Andeutung, nicht bloß einer Klassenteilung, nein, sogar nicht einmal einer wirtschaftlichen und sozialen Differenzierung. Die Tapfersten führen im Kriege, der Schlaueste auf der Jagd, die Alten und Weisen im Rate, aber es gibt keine Ungleichheit, sondern es herrscht die Demokratie der Freien und Gleichen in der schönsten Harmonie. Noch auf der Hirtenstufe bleibt die Gleichheit bestehen, bis der Gewinn von Sklaven, von gewaltsam zur Knechtsarbeit gezwungenen Kriegsgefangenen, die außerökonomische Gewalt zum ersten Male als neue Kraft in das Leben der Wirtschaftsgesellschaften einführt; und dann — das ist die große Weltenwende der Menschheit! — erschafft erobernde Gewalt wandernder Stämme die „politische Gesellschaft", wie Wilhelm Wundt sie mit Comte nennt, den

„Staat"; und der beginnt mit der Setzung der politischen Klassenverschiedenheit — Sklave und Gebieter, Landlord und Höriger, Herr und Untertan — und der Monopolisierung des einzigen Produktionsmittels der Zeit, des Grund und Bodens, der einzigen Bedingung aller Selbständigkeit und Freiheit. Und dann versteht sich die Verteilung der Güter von selbst. Kraft des schwertgeborenen Rechtes der Verfassung steuert der Untertan dem Oberen.

Das also lehren uns Geschichte und Vorgeschichte einhellig: das Idyll der alten Philosophie ward von rauher Hand zertrümmert; nicht von der freien und gleichen Urgesellschaft stammt unsere Gesellschaft mit ihrer Klassenspaltung und ihrem Klassenhaß, ihrer findlichen Konkurrenz und ihren um Macht und Reichtum geführten Kriegen ab, sondern von dem im Panzerhemde geborenen Eroberungsstaat; nicht dem vergangenen „goldenen Zeitalter" der Menschheit ist sie entsprossen, dem so viele Sagen und Mythen nachklagen, sondern dem „eisernen Zeitalter", das den Kindmenschen aus seinem Paradies trieb.

Und das gleiche kann die Theorie mit absoluter Stringenz ableiten. Ich habe den Beweis mehrfach erbracht, am ausführlichsten in meiner Streitschrift gegen Kautsky*), und darf mich daher hier auf kurze Andeutungen beschränken: alle Theorie, bürgerliche und sozialistische, ist darin einig, daß die Bildung einer Arbeiterklasse, und das ist die einzige Bedingung für die wirtschaftliche Ausnützung jedes Großeigentums, erst entstehen kann, nachdem alles verfügbare Land besetzt ist. Durch rein ökonomische Beziehungen, so daß sich ein selbstwirtschaftender Bauer neben den anderen setzte, kann die Arbeiterklasse nicht entstanden sein; denn überall, auch in den dichtest bevölkerten Kulturländern, ergibt die Rechnung: Landvorrat dividiert durch Landbedarf, eine Zahl, die wenigstens doppelt so groß ist, als die wirklich vorhandene landwirtschaftliche Bevölkerung. In Deutschland z. B. könnten nach dieser Rechnung 36—40 Millionen in bäuerlicher Selbständigkeit leben, aber seine Agrarbevölkerung zählt insgesamt kaum 17 Millionen Köpfe. Somit kann die Arbeiterklasse unmöglich aus rein ökonomischen Beziehungen, durch die freie Konkurrenz also, entstanden sein; sie ist daher, ein Drittes gibt es nicht, durch außerökonomische Gewalt „produziert" worden und wird so lange „reproduziert", wie die letzte Schöpfung jener Gewalt, das große Grundeigentum, erhalten bleibt, das ebenfalls nicht durch die freie Konkurrenz entstanden sein kann. Der Boden kann nicht, wie die „Kinderfibel" fabelte, friedlich „okkupiert", sondern muß gewaltsam gesperrt, „monopolisiert" worden sein: Die Theorie bestätigt die Erfahrung durchaus.

*) Die soziale Frage und der Sozialist, 8.-11. Tausend, Jena, Gustav Fischer, 1919, M. 3.30.

Von hier aus liegt der fernere Weg der Theorie ebenso klar vor uns wie der der gesellschaftlichen Praxis. Zunächst von der Theorie.

Wo freie Konkurrenz herrscht, da gleichen sich auf die Dauer und im Durchschnitt alle Einkommen entsprechend der Qualifikation aus, wie ein Blick auf den Kapitalprofit einerseits und den Lohn andererseits sofort zeigt; auf beiden Gebieten tritt die Tendenz der Ausgleichung alles beherrschend hervor. Somit verwirklicht die Konkurrenz, wo sie ungehindert wirken kann, vollkommen die wirtschaftliche Gerechtigkeit, da Leistung und Einkommen einander genau entsprechen; keiner hat mehr, keiner weniger als ihm zusteht. Warum findet denn nun *zwischen* den beiden Klassen, dem Kapitalisten einerseits und dem Lohnempfänger andererseits, diese Ausgleichung nicht statt? Warum beziehen jene den „Mehrwert" den diese abzutreten haben?

Die Antwort geben wieder alle Schulen grundsätzlich in voller Uebereinstimmung; Adam Smith und genau ebenso Karl Marx. Es gibt grundsätzlich nur ein einziges Hindernis für diese Tendenz der vollen Ausgleichung: *das Monopol*. Wo ein solches besteht, ist die Konkurrenz nicht „frei", sondern „beschränkt" oder gar — ein höchster Grad der Beschränkung, ein Grenzfall — „aufgehoben". Dann erhält der Monopolist mehr und sein Vertragsgegner, mit dem er tauscht, weniger an „Wert", als er gibt.

Leider haben weder die bürgerlichen noch die sozialistischen Theoretiker diese allgemeine Erkenntnis, die sie besaßen, auf den wichtigsten Sonderfall angewendet, auf den gesellschaftlichen Meßwert, den Kapitalprofit. Wenn sie auch nur einen einzigen Augenblick an das allgemeine Gesetz gedacht hätten, hätten sie die bisher, seit fast 200 Jahren, vergeblich gesuchte Lösung des Problems sicher in der Hand gehabt. Die Bodensperrung, d. h. das Großgrundeigentum, das die Klassenspaltung schuf, ist die juristisch politische *Form* eines ökonomischen Inhalts, und dieser *Inhalt* ist ein Monopol. Die Klasse, die den für alle wirtschaftliche Existenz unentbehrlichen Grund und Boden besitzt, steht den Nichtbesitzern als Monopolist gegenüber und zieht bei jedem Tausch: Lohngeld gegen Arbeit, den Mehrwert ein, und zwar in Stadt und Land gleichmäßig. Wer Boden besitzt, gleichviel ob als Eigentümer oder als Mieter, und dazu einen Stamm von produzierten Produktionsmitteln, groß genug, um Arbeiter daran zu beschäftigen, ist „Kapitalist" und hat pro rata seines Kapitals Anteil an dem gesellschaftlichen Gesamtmehrwert. Von hier aus sind alle anderen theoretischen Probleme auf das einfachste zu lösen.

Uns aber interessiert hier vor allem das atemraubende Ergebnis, daß die freie Konkurrenz völlig unschuldig angeklagt ist, die Klassen-

spaltung mit ihren vernichtenden Folgen verschuldet zu haben. Es hat auch noch niemals in aller Geschichte freie Konkurrenz gegeben. Alle unsere modernen Gesellschaften sind auf einem gewaltigen Monopol als ihrer Wesensgrundlage errichtet; was unter seiner Herrschaft spielte, war also nicht die freie, sondern die beschränkte Konkurrenz, — und sie allein ist der Schuldige!

Diese Erkenntnis nimmt dem Kommunismus seine einzige logische Grundlage, und es bleibt ihm nur noch seine psychologische Grundlage, der Haß, der in charakteristischer „Nachahmung durch Widerspruch" überall „ja" sagt, wo der Kapitalismus „nein" sagt, überall schwarz malt, wo er weiß malt. Es ist das photographische Negativ des Kapitalismus und nichts weiter. Unsere Erkenntnis aber ist die „Negative der Negation", die Synthese, die alle Gegensätze in höherer Einheit umfaßt: das Ziel des Sozialismus, erreicht mit den Mitteln des Liberalismus; die „von allem Mehrwert erlöste, darum klassenlose und darum brüderliche Gesellschaft der Freien und Gleichen" wiederhergestellt zum ersten Male, seit der Verwandtschaftsverband der Urzeit dem Schwerte des Eroberers erlag, und gesteuert durch die freie, die zum ersten Male in aller Geschichte nun wirklich freie, aller Monopolhindernisse ledige Konkurrenz. So versöhnen sich Sozialismus und Liberalismus, die scheinbar unversöhnlichen Feinde, zum liberalen Sozialismus, der die Zukunft beherrschen und, wenn schon nicht mehr Europa, so doch sicherlich die Menschheit erlösen wird.

Denn auch für die soziale Praxis liegt jetzt der Weg klar und eben vor uns. Das Monopol kann und wird aufgehoben werden, durch eine winzige streng gesetzliche Maßnahme: durch Ansiedelung eines beträchtlichen Teiles der Landarbeiter auf ehrlich zu seinem Preise erworbenem Großgrundbesitz. Dann muß der Rest folgen, weil ohne Arbeiter aller Großbesitz nur Verluste bringt; und dann muß der aus dem Stamm des Bodenmonopols erwachsene Hauptast, der städtische Kapitalismus, mit dem Stamm verdorren. Wie sich das im einzelnen vollziehen wird, das habe ich so oft ausführlich dargestellt, daß ich den Leser darauf verweisen darf. Uebrigens steht alles bereits klipp und klar im 25. Kapitel des ersten Bandes von Marx „Kapital", das nur einen einzigen Fehler hat, nämlich den, daß es das letzte, und nicht das erste Kapital ist. Es hätte den Grundpfeiler bilden sollen und ist nur ein angeklebtes Ornament geworden. —

Das Volkskommissariat für Justiz.

Am 27. November 1917 hat die russische Arbeiter- und Bauernregierung ein Dekret erlassen, das die Tätigkeit der Gerichte sistierte und den örtlichen Sowjets vorschlug, Kommissare zur Liquidation der allgemeinen Gerichtsinstitutionen, d. h. der Bezirksgerichte, zu wählen und Neuwahlen der Friedensrichter vorzunehmen. Man setzte voraus, daß das technische Personal die Arbeit unter der Leitung der neuerwählten Richter fortsetzen würde, aber die Arbeiter- und Bauernregierung begegnete einer Massensabotage des technischen Personals. Die Sowjetmacht war infolgedessen gezwungen, die Gerichte von Grund auf neu aufzubauen. Vor allem sorgte man für die Schaffung von Volksgerichten, die die früheren Friedensgerichte ersetzen und die alltäglichen Konflikte der Bürger schlichten sollten. Die an die Stelle der Friedensgerichte tretenden Volksgerichte wurden folgendermaßen organisiert: Jedes einzelne Volksgericht bestand aus einem ständigen Richter und zwei sich ablösenden Richtern (Beisitzern). Die Richter wurden ebenso wie die Beisitzer von den örtlichen Sowjets aus der Mitte der arbeitenden Bevölkerung gewählt, wobei der Beisitzer auf sechs Tage gewählt wurde. In der ersten Zeit war die Kompetenz der Volksgerichte, der sogenannten örtlichen Gerichte, beschränkt.

Nach dem neuen Reglement besteht auf dem Gebiet der russischen Sowjet-Republik ein „einheitliches Volksgericht". Seine Grundstruktur ist die folgende: jedes Gouvernement bildet einen Gerichtsbezirk, dessen Gebiet in Kreise (Rayons) eingeteilt ist. In den Kreisen werden mehrere Volksgerichte errichtet, die in der Zusammensetzung von einem beständigen Richter mit 2 oder 6 Beisitzern, je nach der zu verhandelnden Angelegenheit, amtieren. Zur Verhandlung von Kriminalangelegenheiten über Verluste, Beraubung, Vergewaltigung und Einbruch ist die Teilnahme von 6 Beisitzern an der Sitzung notwendig, für alle übrigen Kriminalangelegenheiten, wie zur Verhandlung von Zivilklagen, genügt die Teilnahme von 2 Beisitzern. Ein radikaler Unterschied gegenüber den früheren Gerichten besteht darin, daß, während die früheren Volksgerichte sich auch nach den Gesetzen der gestürzten Regierung richten konnten, insofern diese Gesetze dem sozialistischen Bewußtsein nicht zu stark widersprachen, das „einheitliche Volksgericht" sich nur nach den Dekreten der Arbeiter- und Bauernregierung, und in den Fällen, für die sich kein entsprechendes Dekret findet, ausschließlich nach dem sozialistischen Rechtsbewußtsein richtet. Das Volksgericht ist ausschließlich aus arbeitenden Elementen zusammengesetzt, da die ört-

lichen Sowjets zur Wahl der Beisitzer nur Arbeiterorganisationen heranziehen. An der Tätigkeit des Gerichts in der Eigenschaft von beständigen Richtern und Beisitzern nehmen die Frauen einen regen Anteil und genießen die völlige Gleichberechtigung mit der männlichen Bevölkerung. Dies gilt bei der Wahl der Richter wie auch bei der Ausübung von richterlichen Funktionen.

Allmählich kann man bereits eine Uebersicht über die Tätigkeit der Volksgerichte in einer Reihe von Orten, besonders in den großen Zentren, gewinnen. Die statistischen Angaben beweisen, daß die Volksgerichte hauptsächlich Gerichte der Kriminaljurisdiktion bilden. Es zeigt sich eine bestimmte Verringerung aller Arten von Zivilklagen. Aus den statistischen Angaben geht hervor, daß die Volksgerichte mit großer Bestimmtheit den Schutz der Sowjetregierung übernahmen. So zeigt es sich, daß die Gerichte im Falle von Vergehen gegen die Regierungsordnung strenge Repressalien anwenden und den Schuldigen oft große Strafen auferlegen, ohne die bedingte Verurteilung anzuwenden; im Gegensatz hierzu zeigen die Gerichte in Fällen, die sich auf Rechtsvergehen gegen Eigentum beziehen, große Milde und wenden überall die bedingte Verurteilung an.

Eine besonders große Arbeit haben die Volksgerichte auf dem Gebiete des Eherechts geleistet. Sie haben das Dekret über die Ehescheidung im breitesten Maßstabe durchgeführt; man kann nunmehr eine merkbare Verringerung von Angelegenheiten dieser Art feststellen, was beweist, daß die Anomalie, die durch das frühere Scheidungsverbot hervorgerufen war, sich überlebt hat.

Das Volksgericht ist so aufgebaut, daß die Appellation vollständig abgeschafft und nur das Kassationsverfahren zulässig ist. Als Kassationsinstanz fungiert der Rat der Volksrichter. Es gibt je eine derartige Instanz für jedes Gouvernement (Gerichtsbezirk). Sie besteht aus 5 ständigen Gliedern sowie aus zeitweiligen Gliedern aus dem Bestand der ständigen Volksrichter der einzelnen Gerichtskreise. Für das Gerichtskollegium ist die Teilnahme aller dieser Richter notwendig. Die Kassationsbeschwerde darf über alle Angelegenheiten, wie in Kriminal- so auch in Zivilsachen, eingereicht werden, unabhängig von der zuerkannten Strafe oder Forderung in dem Falle, wenn eine Verletzung des Gerichtsverfahrens vorliegt oder wenn das Urteil entweder ein Dekret der Arbeiter- und Bauernregierung augenfällig verletzt oder wo es eine augenfällige Ungerechtigkeit bildet. Der Rat der Volksrichter übergibt die Angelegenheit, falls er die Beschwerde anerkennt, zur nochmaligen Durchsicht dem Volksgericht, das kraft der beständigen Verschiebung der Beisitzer selbstverständlich neu zusammengesetzt ist.

Die Volksgerichte haben eine radikale Veränderung auf dem Gebiete der Maßregeln hervorgerufen, da sie die Art der Bestrafungen verändert haben. Neben der breiten Anwendung der bedingten Verurteilung verbinden die Volksgerichte die Freiheitsentziehungen mit Zwangsarbeiten, wobei in Fällen von Verurteilung zu kurzfristigen Freiheitsverlusten (für die Zeit von 3—4 Monaten) der Verurteilte zu Hause leben kann, wenn er die ihm auferlegte Arbeit ausführt. In einer Reihe von Städten sind besondere Anstalten zur Erziehung der zu langfristigen Freiheitsstrafen Verurteilten gegründet worden. Große Aufmerksamkeit ist auf die Verkürzung des Untersuchungsverfahrens gelenkt, das von einer besonderen Untersuchungskommission geführt wird, in weniger wichtigen Fällen von der Sowjetmiliz. Zurzeit darf die Untersuchung nicht länger als zwei Monate dauern. Während des Untersuchungsverfahrens ist die Verteidigung zugelassen.

Außer den Volksgerichten sind gleich nach der Oktoberrevolution besondere Revolutionstribunale gegründet worden, die aus einem Vorsitzenden und 5 Beisitzern bestehen und die für Fälle von Konterrevolution, Vergehen im Amt und für Fälle von Spekulation (Wucher) zuständig sind. Anfangs zog das Revolutionstribunal auch die Kriminalangelegenheiten in den Kreis seines Verfahrens. Mit der Gründung der Volksgerichte und ihrer Entwicklung aber beschränkt das Tribunal seinen Tätigkeitskreis ausschließlich auf die Angelegenheiten der Konterrevolution, Dienstvergehen und Spekulation. Ein Revolutionstribunal*) war anfangs in allen Gouvernements und Kreisstädten errichtet, ist aber mit der Schaffung der Volksgerichte nur in den Gouvernementsstädten, einigen größeren Eisenbahnknotenpunkten und als Ausnahme in einigen Kreisstädten beibehalten worden. Im Laufe des ersten Jahres nach der Revolution hat das Revolutionstribunal eine große Anzahl von Prozessen erledigt, wobei es in einer Reihe von Städten Aufstände und Verschwörungen, die in diesen Städten stattfanden, niederschlug. In dem Maße, in welchem sich die Tätigkeit des Revolutionstribunals auf den Kampf mit der Konterrevolution in ihren gefährlichsten Formen konzentrierte, verstärkten sich die Maßregeln, und eine Reihe von Urteilen in der zweiten Hälfte von 1918 legt davon Zeugnis ab, daß das Revolutionstribunal zum Organ der Revolutionsrepressalien geworden ist und auf der Macht der Eroberungen der Oktoberrevolution steht. Gegen die Urteile der Revolutionstribunale ist die Kassationsbeschwerde bei dem Zentral-Exekutivausschuß der Sowjets in

*) In engster Verbindung mit der Allrussischen Außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution, Amtsvergehen und Spekulation, welche vielfach an die Stelle der Geheimpolizei und Gendarmerie des alten Regimes trat. A. P.

Moskau zulässig. Dieser, als die höchste Instanz, kann allein das Urteil des Revolutionstribunals ändern oder mildern.

Die Organe des Kampfes mit der Konterrevolution, die „Außerordentlichen Kommissionen", haben auch einen energischen Kampf mit der Konterrevolution in allen ihren Erscheinungen geführt. Die „Außerordentlichen Kommissionen" hatten bis zum Anfang des Jahres 1919 das Recht, die der Konterrevolution oder besonders schwerer Arten von Spekulation Ueberführten zu den höchsten Strafen zu verurteilen. Im Februar 1919 hat der Zentral-Exekutivausschuß*) den „Außerordentlichen Kommissionen" das Recht, Urteile zu fällen, entzogen. Jeder Prozeß, der durch die „Außerordentlichen Kommissionen" eingeleitet ist, muß nunmehr dem Revolutionstribunal übergeben werden. Dieses erhielt auch das Recht, einzelne Untersuchungsverfahren der „Außerordentlichen Kommissionen" zu kontrollieren. Auf diese Weise bildet jetzt das Volksgericht die einzige zuständige Instanz für Kriminal- und Zivilangelegenheiten, während für politische Angelegenheiten einzig das Revolutionstribunal zuständig ist. Wie in den Volksgerichten, so werden auch im Revolutionstribunal Verteidigung und Anklage durch besondere Vertreter der Verteidigung und der Anklage zugelassen. Zu diesen Zwecken sind besondere Verteidigungs- und Anklagekollegien errichtet, deren Bestand durch die örtlichen Sowjets der Arbeiter- und Bauerndeputierten bestimmt wird. Faktisch gehören zum Bestande dieser Kollegien viele der früheren Advokaten, außerdem alle Bürger, die an dieser Arbeit teilnehmen wollen, das Wahlrecht in den Sowjets besitzen und von den Sowjets als für diese Tätigkeit geeignet befunden werden. Die Verteidiger erhalten dasselbe Gehalt wie die Volksrichter, organisieren unentgeltliche Konsultationen für die Bevölkerung und sind den Volksrichtern bei der Ausübung der Rechtspflege behilflich.

Einen besonderen Platz räumt das Volkskommissariat für Justiz den Beziehungen zur K i r c h e ein. Am 23. Januar 1918 wurde das Dekret über die Trennung der Kirche vom Staat herausgegeben, das allen Bürgern die Religionsfreiheit verleiht, allen Zwang, der mit der Religion verbunden ist, abschafft, durch Aufhebung des Religionsunterrichts die Kirche von der Schule trennt und die Zivilgeburtsscheine einführt. Am 30. August 1918 erschien mit Hinsicht auf die Entwicklung der allgemeinen, durch das Dekret festgestellten Bestimmungen eine Instruktion zur Durchführung des Dekrets über die Trennung von Kirche und Staat. Das Dekret und die Instruktion ent-

*) Infolge krasser Mißbräuche, die in der Praxis der Außerordentlichen Kommission eingerissen waren und den Eindruck der Unmenschlichkeit hervorriefen. A. P.

zogen der religiösen Vereinigung das Recht, als juristische Person aufzutreten, und unterschieden zweierlei Art von Kircheneigentum: das eigentlich kirchliche, für die Ausübung des religiösen Ritus bestimmte und das Eigentum in Form von Kapitalien; das Kircheneigentum wurde, nachdem es durch die bisherigen Leiter der Kirche bekanntgegeben war, nicht der religiösen Vereinigung, sondern der Versammlung der Gläubigen übergeben, die die Leitung der Kirche zu übernehmen wünschten, wobei der Bestand einer solchen Versammlung verschieden sein konnte, jedoch nicht unter 20 Mitglieder zählen durfte. Die Kapitalien aber sowie die Ländereien wurden beschlagnahmt und als Staatseigentum erklärt. Fanden sich für irgendeine Kirche keine Gläubigen, die die Leitung derselben zu übernehmen wünschten, so wurde sie geschlossen und ihre Räumlichkeiten wurden den kulturellen Zwecken der Bevölkerung nutzbar gemacht. Für die Erhaltung des Kirchengebäudes und den Unterhalt der Geistlichkeit dürfen Personen, die die Leitung der Kirche übernommen haben, untereinander Sammlungen veranstalten; öffentliche Sammlungen zugunsten der Kirche sind untersagt. Innerhalb der Kirche jedoch werden öfters Kollekten veranstaltet, wobei die Sowjetmacht ein Auge zudrückt. Die Dorfgeistlichen haben ebenso wie die übrige Bevölkerung Land erhalten, und viele Priester bearbeiten es gleich den Bauern. Was die wechselseitigen Beziehungen zwischen der Geistlichkeit und der Sowjetmacht betrifft, so war die Stellung der Geistlichen zu den Sowjets vom ersten Augenblick an äußerst feindlich. Die ihrer Länder und Kapitalien beraubte, gleich der übrigen Bevölkerung zur Arbeit angehaltene Geistlichkeit fing an, an allen Orten Rußlands an Stelle des früheren Müßiggangs Agitation für das „Schwarze Hundert" zu treiben, indem sie Handschreiben mit dem Aufruf zum Kampfe gegen die Bolschewiki herausgab. Solche Sendschreiben sind öfters vom Patriarchen Tychon*) verfaßt worden, der die Sowjetmacht als Antichrist hinstellte und nicht nur die Bolschewiki, sondern alle, die in irgendwelche Beziehungen zur Sowjetmacht traten, in den Bann tat. Vor dem Auftreten der tschecho-slowakischen Bewegung, vor der Verschärfung des Bürgerkrieges haben die Sowjetbehörden in bezug auf diese Politik der Geistlichkeit ein Auge zugedrückt oder richtiger gesagt, man hat ihr keine Aufmerksamkeit geschenkt. Aber als sich der Bürgerkrieg verschärfte, als bei dem Rückzug der Sowjettruppen aus Gegenden, die von der weißen Garde genommen wurden, dort, wo sich Kirchen und Kirchenfriedhöfe befanden, das Schießen mit Maschinengewehren begann, — da war man gezwungen, mit der Geistlichkeit in den

*) In Moskau. Die Sowjetregierung hat aber irgendwelche sichtbare Repressalien gegen deren angesehenen und populären Kirchenfürsten vermieden. A. P.

Kampf zu treten, und der Patriarch Tychon wurde verhaftet. Eine Zeitlang wurde er in Hausarrest gehalten, dann aber befreit, und gegenwärtig hält er den Gottesdienst in mehreren Kirchen ab. Jetzt, wo die Hauptkräfte der Gegenrevolution geschlagen sind, hat sich die Geistlichkeit auch beruhigt, und während die Geistlichkeit vor der Verschärfung des Bürgerkriegs die Dekrete der Sowjetmacht gar nicht beachtete, beruft sie sich jetzt in den Klagen, die sie bei den zuständigen Instanzen einreicht, nicht nur auf die Dekrete, sondern auch auf die Instruktion zur Trennung von Kirche und Staat. Fälle des aufrichtigen Uebertritts von Geistlichen in die Reihen der Revolutionäre, wobei sie die Ausübung des Priesteramtes fortsetzten, sind nicht vorgekommen. Es kam aber vor, daß die Priester die Soutane auszogen und in die Reihe der Sowjetarbeiter traten. Solche Beispiele gibt es viele; so ist z. B. der Uebergang in die Reihen der revolutionären Kämpfer eines hervorragenden Geistlichen, Galkin, bekannt; außerdem gibt es in Rybinsk und Balachow Parteimitglieder, die früher Geistliche waren.

Was die religiösen Sekten anbelangt, so hat die Sowjetmacht keinerlei Konflikte mit denen zu verzeichnen, die weder Güter noch Kapitalien besaßen. Mit solchen dagegen, die wie die Altgläubigen durch ihren Wohlstand bekannt sind, mußten Fragen verschiedener Art, die mit der Güterentziehung und dem Uebergang des Kapitals in die Hände des Staats zusammenhängen, gelöst werden. In bezug auf die Klöster betrachtet die Sowjetregierung eine Vereinigung von mehreren Personen, die nichts tun, als entschieden schädlich für den Staat, sie weist daher die örtlichen Sowjets auf die Notwendigkeit hin, das wirtschaftliche Leben in den Klöstern derartig zu gestalten, daß der Staat aus ihnen einigen Nutzen ziehen kann. Aus einer ganzen Reihe von Gegenden verlautet nun, daß die Mönche Arbeiterkommunen gegründet haben. Die örtlichen Sowjetbehörden erhielten daraufhin die Instruktion, in dieser Hinsicht den Mönchen keine Hindernisse in den Weg zu legen. Dennoch haben in letzter Zeit die örtlichen Behörden im Hinblick darauf, daß diese Kommunen keine Resultate erzielt haben, angefangen, sie umzugestalten, indem sie zur Teilnahme an ihnen auch die örtliche (Laien-)Bevölkerung herangezogen und auf diese Weise wirklich arbeitsfähige Kommunen bildeten.*)

*) Der Vorstand des bei Moskau gelegenen bekannten Troizki-Klosters hat sich nach kommunistischen Grundsätzen organisiert und einen „Rat der Brüder" gewählt. Der Vorstand hat dadurch anerkannt, daß sich das Kloster bei dem bestehenden Regime nach neuen Grundsätzen reorganisieren muß. Das Kloster verfolgt jetzt folgende Ziele: 1. Kirchendienst für die Bedürfnisse der Gläubigen; 2. Landbestellung mit eigenen Kräften; 3. Hilfeleistung der ärmsten Bevölkerung gegenüber und 4. allseitige Unterstützung der Volksregierung.

Was die religiöse Stimmung der Massen anbelangt, so liegen über eine Abnahme der Religiosität zwar keine bestimmten Anhalte vor, man kann allerdings mit Bestimmtheit sagen, daß augenblicklich eine Zunahme der Religiosität in Rußland nicht stattfindet, ungeachtet des Hungers, der Kälte und der schweren Lebensmittelbedingungen, die gewöhnlich eine Erhöhung der Religiosität fördern. In letzter Zeit wird unter der Bevölkerung verschiedener Gegenden die Tendenz zur Oeffnung von Reliquien bemerkbar.*) Wenn an das Volkskommissariat der Justiz diesbezügliche Anfragen gerichtet werden, so wird darauf hingewiesen, daß die Initiative hierzu nicht von den örtlichen Sowjets, sondern auch von der örtlichen Bevölkerung ausgehen muß. Eine solche Anfrage ist kürzlich aus Jaroslaw**) eingetroffen, wo die Arbeiter der örtlichen Manufakturfabriken die Oeffnung der Gräber irgendeines Heiligen verlangten. Das Kommissariat erteilte die Antwort, daß dieses eine Angelegenheit der örtlichen Sowjetbehörde sei. Diese müsse 1. die Wünsche der örtlichen Bevölkerung, 2. die Zweckmäßigkeit des beantragten Aktes berücksichtigen; wenn dieser Akt geeignet sei, eine Spaltung in der örtlichen Bevölkerung oder eine Zuspitzung der religiösen Leidenschaften hervorzurufen, müsse von der Oeffnung abgesehen werden. Diese Stellungnahme bezeichnet die Politik des Justizkommissariats in derartigen Fragen, da dieses Kommissariat, allgemein gesprochen, mit der Kirche nur insofern Beziehungen hat, als diese Vermögen besitzt, das als Staatseigentum gilt.***) Eine Oeffnung von Reliquien hat bisher in ungefähr zehn Gegenden stattgefunden. Der Eindruck dieser Maßnahme auf die Massen war außerordentlich.

Ueber die Summe der Kapitalien, die den Kirchen entzogen wurden, stehen dem Volkskommissariat für Justiz keine bestimmten Angaben zur Verfügung. In Rybinsk z. B. wurden 2 800 000 Rubel beschlagnahmt, von denen der größte Teil dem Staate zufiel, während ein kleinerer Teil für die Bedürfnisse der örtlichen Bevölkerung verwendet wurde.

---

*) Gemeint ist die Öffnung bisher als besonders heilig und wundertätig bekannter Heiligenschreine.

**) Jaroslaw, Sitz eines Erzbischofs, hat viele Kirchen mit den Gräbern der heiliggesprochenen Fürsten aus dem 13. und 17. Jahrhundert.

***) Für alles andere, u. a. auch für die Agitation gegen die Kirche in ihrer bisherigen Form, ist das Kommissariat für Volksaufklärung zuständig. A. P.

Dr. FELIX KLINGER

MEINE ERFAHRUNGEN MIT DEM FRIEDMANNSCHEN MITTEL

Jedem bahnbrechenden Forscher ist die große Schwierigkeit in den Weg gelegt, seine neuen Gedanken gegen die herrschenden Anschauungen der Gegenwart durchzusetzen und sich gegen persönliche Angriffe, gegen Ungerechtigkeit zu verteidigen.

Was Friedrich Franz Friedmann an unsachlichen Einwänden, an persönlicher Polemik, an Mißverständnissen zu ertragen hat, erreicht einen Umfang, der im Interesse seiner hohen Aufgabe tief zu beklagen ist.

Gerade in der medizinischen Wissenschaft ist die objektive Würdigung einer neuen Entdeckung besonders schwierig. Von diesen Schwierigkeiten will ich nur hervorheben: Es müssen zu weit vorgeschrittene Fälle ausgeschaltet werden, bei denen bereits eine umfangreiche Zerstörung stattgefunden hat, daß das übriggebliebene Gewebe zur Erhaltung des Lebens nicht ausreicht; gerade derartige Todesfälle schaden dem Vertrauen zur neuen Sache. Ferner verhält sich jeder Körper individuell verschieden. Die sehr günstige Wirkung in einem Fall können wir nicht ohne weiteres beim zweiten gleichen Fall verlangen, weil seine Schutzeinrichtungen geringer sind.

Herrn Professor Friedmann und Herrn Geheimrat Schleich bin ich für die Gelegenheit dankbar, als Hilfskraft 1913 und 1914 einen gewissen Einblick in die Wirkungsweise des Friedmannschen Mittels in seinem Institut an einer großen Anzahl von Fällen bekommen zu haben.

Bei hervorragenden Heilerfolgen ist es so leicht, objektiv zu sein! Wenn eine tuberkulöse Knochen-Fistel, welche mehrere Jahre eiterte, aufhört zu eitern und die Fistelwunde sich schließt nach einer Injektion, so ist die Feststellung der Wirkung einfach für den Kranken, seine Umgebung, für den Arzt!

Von besonders großem Wert war ein Fall, bei dem lange Zeit vor der Behandlung das obere Ende des Oberarm-Knochens herausgenommen war; durch Vergleich von zwei Röntgen-Platten konnte eine Neubildung normalen Knochens festgestellt werden; die Knochenhaut hatte also nach der Injektion ihre Fähigkeit der Knochenbildung wiedererlangt.

Ein in die Augen springender Erfolg war bei einem etwa sechsjährigen Mädchen erreicht; sein versteiftes Kniegelenk bekam seine Beweglichkeit wieder, die Verdickung ging zurück auf normalen Umfang; das Kind konnte jeden Gebrauch von seinem Kniegelenk machen. Friedmann fand also, daß der Schildkröten-Tuberkelbazillus weit

stärkere Angriffsstoffe zu entwickeln imstande ist als der menschliche, und es gelang ihm, diese Stoffe dem Menschen zugute kommen zu lassen im Kampf gegen die Tuberkulose. Auf Grund persönlicher Beobachtung habe ich den Eindruck gewonnen, daß Friedmanns wissenschaftlicher Weitblick ferne Ziele ahnt und Wege sieht, die von ihm selbst noch nicht zu Ende gedacht und auch noch nicht von ihm zum wissenschaftlichen Ausdruck gebracht werden konnten — da Zeit sie zur Reife bringen muß, und leider allzuhäufig aus dem beklagenswerten äußeren Grunde, daß er durch die bekannten Flankenangriffe gestört wird und durch ihre Verteidigung viel, allzuviel Zeit einbüßt.

Man bedenke, daß ein derartiger Forscher, dessen inneres Auge so hohe wissenschaftliche Ziele erschaut, schon allein mit dieser Tätigkeit an Arbeit sehr belastet ist, daß neben seiner Tätigkeit als Forscher auch noch Funktionen wie des behandelnden Arztes, akademischen Lehrers, wissenschaftlichen Autors die Gefahr der Ueberlastung seiner einzigartigen Kraft in sich schließen. Zeitraubende Beratung mit Kollegen, von denen man gar nicht verlangen kann, in wenigen Minuten sich in ein neues Gebiet einzuleben, sowie Beschäftigung mit Aeußerlichkeiten, wie diejenige eines Instituts-Direktors, sollten ihm erspart bleiben.

Der Forscher Friedmann war sich bewußt, welch große Hindernisse der Aneignung neuer Erfahrungen bestehen, welche bisher weder in der Pathologie noch in der Chirurgie ein Analogon besaßen.

So genügt in vielen Fällen eine einmalige Einspritzung in den Gesäßmuskel; sie genügt, weil im Körper ein Depot (eine Ansammlung, Magazin) geschaffen wird, das erst in langer Zeit von Wochen und Monaten vom Körper langsam verbraucht wird. Für Arzt und Patient bedeutet diese Zeit nach der Injektion eine sehr schwierige Geduldsprobe. Der Patient sieht nicht ein, warum er das große Zeitopfer regelmäßiger Kontroll-Untersuchungen bringen soll, da, wie er meint, der Arzt ja doch nichts an ihm macht.

Gerade im günstigen Falle glaubt der Patient, wenn diese erste Injektion so gut gewirkt habe, so müsse nach kurzer Zeit eine zweite Injektion gemacht werden, um die Besserung in Gang zu halten oder zu beschleunigen. Freilich muß es dem Arzt schwer fallen, so große Selbstbeherrschung zu üben, nach dem Erfolg der ersten Injektion eine zweite oder dritte Injektion zu unterlassen; sind wir doch an solche Wiederholungen gewöhnt bei Arsen, Quecksilber u. dgl. Wird aber eine zweite Injektion ausgeführt, ehe der eingeführte Stoff der ersten vollständig verbraucht ist, so sind die Folgen sehr bedauerlich. Der Körper setzt sich zur Wehr gegen diese Ueberlastung und scheidet den übermäßigen Inhalt aus. Schmerzen, Verbände, Zeitverlust sind die lästigen Begleiterscheinungen, und am meisten zu

beklagen ist der Stillstand der Besserung, die erst nach Ueberwindung des Zwischenfalls wieder einsetzt.

Nach der ersten Injektion ist noch mit einer anderen Verlaufsmöglichkeit zu rechnen, welche die Kontroll-Untersuchungen der Injektionsstelle nötig macht. Die Stelle kann die Entzündungserscheinungen der Rötung und Schwellung annehmen mit drohendem Durchbruch des Inhalts. Fälschlicherweise wird dieser Zustand für einen Abszeß gehalten und gespalten.

Statt dieser chirurgischen Behandlung der Injektionsstelle fand Friedmann ein Verfahren, das in völligem Gegensatz zu bisherigen Anschauungen steht und jedem erstmaligen Beobachter die größte Bewunderung einflößt. In der Absicht, den Durchbruch zu verhindern, gab er eine Injektion schwächerer Konzentration in die Armvene (intravenöse Injektion). Muß auch der Patient 3—4 Tage mit einer Fiebersteigerung bis 40 ° und den höchst lästigen Begleiterscheinungen stärksten Krankheitsgefühls, Kopfschmerzen (in seltenen Fällen auch Erbrechen) im Bett zubringen, so erlebt er nachher die überraschende Freude, daß die Entzündungs-Erscheinungen an der ersten Injektionsstelle zurückgehen und weitere Besserung einsetzt.

Dasselbe Uebergangs-Stadium muß vom Patienten ertragen werden nach der sogenannten „Simultan-Injektion", bei welcher sofort nach erfolgter Injektion in den Muskel (intramuskuläre Injektion) eine intravenöse vorgenommen wird. Sie kommt in Betracht bei vielen chirurgischen Fällen. Obgleich dieses Fieberstadium, welches jedesmal der Einverleibung in die Blutbahn folgt, den Eindruck schwerer Krankheit macht, habe ich nicht ein einziges Mal erlebt, daß dieses Fieber länger als 4 Tage dauert, nicht ein einziges Mal irgendwelche Schädigung des Körpers beobachtet.

Beim Begriffe „Heilung" müssen wir uns vor übermäßigen Forderungen hüten: einmal zerstörtes Lungengewebe kann nicht wieder ersetzt werden; Voraussetzung ist also, daß genügend funktionsfähiges Lungengewebe noch vorhanden ist, als die Erhaltung des Lebens erfordert. Im günstigsten Falle können wir erreichen, daß dem Zerstörungsprozeß Halt geboten wird. Dieser Umstand bildet eine außerordentliche Schwierigkeit in der Beurteilung der ganzen Angelegenheit wie im Verhalten des einzelnen Arztes; von der öffentlichen Meinung wird der Tod eines Patienten, von dessen Lungen bei Beginn der Handlung schon zu große Partien zerstört waren, als Mißerfolg des Heilverfahrens betrachtet, während ein Arzt, der nur Erfolg versprechende Fälle behandeln und alle schweren Fälle von der Behandlung ausschließen wollte, sich den Vorwurf mangelnder Ethik zuziehen würde. Bei aussichtslosen Fällen kann höchstens eine Minderung der Beschwerden erreicht werden, eine Erleichterung des

letzten Lebensabschnittes für den Kranken selbst, für seine Angehörigen ein gewisser Trost!

Hieraus ergibt sich die Forderung, daß, wie bei jedem anderen Heilverfahren, jeder Fall von Erkrankung möglichst frühzeitig zur Behandlung kommen soll. Beim Heilungsverlauf der Lungentuberkulose müssen wir daran festhalten, daß objektive und subjektive Erscheinungen nicht gleichmäßig Hand in Hand gehen. Zunächst dürfen wir eine anfängliche Gewichtsabnahme keineswegs als schlechtes Zeichen auffassen, da die im Körper tobenden Kämpfe der Toxine und Antitoxine ein gewisses Maß der Körperkräfte in Anspruch nehmen. Die Rasselgeräusche, ob klein- oder mittelgroßblasig, nehmen an Zahl und Stärke ab. Dagegen (wieviel unnötige Kämpfe sind darüber ausgefochten worden!) bleibt die Dämpfung, da die Infiltration zunächst nicht verschwindet und nicht zur Rückbildung gebracht werden kann. Und trotzdem „Besserung"? Der Patient, der unter der Krankheit zu leiden hat, schätzt sein Befinden weder nach Bazillenzahl noch nach Dämpfung ein, sondern nach seinen Beschwerden.

Und wie verhalten sich die Beschwerden? Wie erleichtert fühlt sich ein Patient, wenn er ein Abnehmen des lästigen Hustens und Auswurfs, des Nachtschweißes, der Stiche auf Brust und Rücken wahrnehmen kann, wenn seine Atmung leichter, sein Schlaf ruhiger wird. Dieser Kernpunkt der subjektiven Besserung wirkt manchmal so überraschend, daß der Patient oder seine Umgebung auf die Vermutung kommt, das Mittel enthalte ein Schlafmittel, wie Brom, Codeïn, Morphium.

Freilich erleben wir diesen raschen Rückgang subjektiver Beschwerden nicht mit mathematischer Genauigkeit in jedem Einzelfall, sondern, wie bei jeder organischen Beeinflussung, beobachten wir die größten Verschiedenheiten. Natürlich sehen wir auch Versager, und warum sollte es hier keine Versager geben?! Ein mit absoluter Sicherheit wirkendes Heilmittel hat es noch nie gegeben in der Geschichte der Medizin!

Wir sehen eine Verschiedenheit in der Besserung der Beschwerden, daß einmal der Husten, das andere Mal die Nachtschweiße mit dem Rückgang beginnen; namentlich auch Verschiedenheit im Zeitpunkt: wenn ein Patient schon nach acht Tagen von Besserung berichten kann, dauert es beim anderen drei, sechs, acht Wochen, bis er eine wesentliche Aenderung beobachtet.

Eine weitere Verschiedenheit im Besserungsverlauf besteht darin, daß bei einem Patienten die objektiven Erscheinungen geringer werden, ohne daß er zunächst Besserung empfindet, während beim

anderen die Beschwerden nachlassen, ohne im objektiven Befund eine den Aussagen des Patienten parallel einhergehende Rückbildung nachweisen zu können.

Quantität, Intensität und Zeitpunkt der einzelnen, die Besserung darstellenden Erscheinungen sind also in jedem Falle wieder anders, und unmöglich ist es, ein mathematisches Schema aufzustellen, das uns einen mechanischen Schlüssel für den Verlauf liefern würde. Denn die Schnelligkeit der Besserung ist nicht allein von Fall zu Fall verschieden, sondern sie kann sich auch ändern bei ein und demselben Patienten: so kann ein Patient, der ohnedies schon über eine rasche Besserung erfreut ist, plötzlich von der 7. zur 8. Woche eine erhebliche Beschleunigung seines Aufstiegs bemerken, während in einem anderen Falle die anfangs rasch verlaufende Besserung in der dritten Woche ein langsameres Tempo einschlägt, ohne daß die Aussichten auf Heilung sich mindern.

Mein Gesamteindruck läßt sich etwa in folgende Worte zusammenfassen: Jahrelange eifrigste Forschertätigkeit wurde gekrönt durch Auffindung eines Weges, welcher der Praxis wie der Theorie hervorragende Ergebnisse liefert. Wenn noch viele Einzelfragen ihrer Lösung harren, so erblicke ich darin nur den Vorzug der Entwicklungsfähigkeit, der Möglichkeit weiteren Ausbaues. Dem Forscher selbst die Gelegenheit zu geben zu dieser Entwicklung seines Verfahrens, zur Lösung der damit verbundenen Probleme, halte ich für eine Forderung, die wir schuldig sind der Menschheit, der Wissenschaft und ihm selbst.

PAUL MAYER

DIE PSYCHOLOGEN

Wie Hunde, die an Aas und Knochen riechen,
Beschnüffeln wir die Wurzeln unsrer Taten.
Wir müssen tief im Schlamm der Wünsche waten
Und in den Schamteil unsrer Seele kriechen.

Wir rauben aus des Traumes fernsten Nischen
Des Wissens scharfen, schürfgewohnten Spaten,
Und wir begreifen dann, warum wir siechen,
Warum des Lebens Form uns so mißraten.

Wir spreizen uns auf des Erkennens Dünger,
Wir machen Schule und wir finden Jünger,
Und bleiben doch verflucht wie Noahs Sproß.

Weil wir die Decken von den Blößen zogen,
Weil wir uns Säfte aus den Früchten sogen,
Die Gottes Güte unsrer Gier verschloß.

Diese Beobachtungen und Einsichten sind dem eben im Verlage Ernst Rowohlt erschienenen Buche „Alles und Nichts!", Aphorismen, entnommen.

Als Klaudius St.-Erman den dritten Band seiner Sonette — gerade den er moralische Sonette benannt hatte — herausgab, verteilte er einige besondere Drucke an seine Freunde. Er griff nach dem ersten Exemplar und schrieb es ohne Besinnen seiner Freundin Ulla zu. Beim zweiten dachte er an Stella, und tiefe Dankbarkeit für sie erfüllte sein ganzes Herz. Er zögerte; auch ihr hätte das erst gegriffene Exemplar gehört! Nach einem Besinnen schrieb er, mit gefurchter Stirn, auch in dieses Buch: „Das erste Exemplar dieser Gedichte gehört mit meinem ewigen Danke meiner Freundin Stella." Es war ihm schwer zumute; er wußte, daß er nicht gelogen hatte, aber er wußte auch, welche Gefahr er auf sich nahm, und welche kleinere er gegen die beiden Mädchen stellte, da beide Eintragungen einmal verglichen werden konnten, und er dachte auch flüchtig daran, welche Schande auf sein Andenken fallen würde. So geschah es auch; und nur wenige erkannten, daß er sittlich und wahr gehandelt hatte, da er diese Schande nicht scheute.

*

Sei dir treu, dann bist du mir treu.

*

Die Kunstschützen und was ihnen in Wissenschaft, Kunst, Politik und sonst unter den Polemikern nahesteht — haben es leicht, die Scheibe ins Herz zu treffen: sie haben sie ja nur zu dem Zwecke gebaut und selber aufgestellt.

*

Verfolgungswahn ist — sein wir vorsichtig: meistens — zugleich Größenwahn.

*

Das Gedicht über den „Kampf mit der großen Kälte" schrieb der Dichter bei mäßiger Kälte; denn wäre es gar nicht kalt gewesen, hätte er überhaupt nicht darauf kommen können, und wäre es übermäßig kalt gewesen, hätte er es nicht mehr schreiben können. Er war gesegnet und verurteilt, schon bei mäßiger Kälte auch die übermäßige zu erleiden; dann schrieb er aber auch das Gedicht über die „Qual der großen Hitze" während jener Zeit mäßiger Kälte.

*

Prosa schreiben kann nur der Dichter, der den Vers beherrscht; nur wer begeistert war, weiß um das Tägliche. Auch in der Prosa

kann man den Reim gebrauchen, oder vielmehr: auch die Prosa gebraucht ihn. Darum wird sie noch nicht zum Verse — und nur, wer dies beides weiß, kann Verse schreiben.

*

Dunkelheit des Stils — sie besagt nichts für den Wert des Verfassers und des Werkes — ist nur bei schlechten Schriftstellern eine Feigheit; sonst ist sie der Mut zum Gefährlichen und das Bekenntnis zu Abgründen. Aber man muß schon ein sehr guter Schriftsteller sein, um sich dabei dem Vorwurf einer Vorsicht auf die unentschieden bürgerliche Mitte zu entziehen. Klarheit ist nur eine Frage der Entscheidung, des Mutes also nach allen Seiten (und gegen alle Personen: Publikum, Gegner und Gefährten). Sie wagt sogar die Unvorsichtigkeit, sich dem Mißverständnis des Banalen auszusetzen. Und sie darf es wagen!

*

Lothar, der bis in den hellen Morgen gearbeitet hatte, rief, als er bald wieder erwachte, laut aus: „Wißt Ihr denn, wieviel man in einer Stunde schlafen kann!"

*

„Ich kann nicht so langsam denken," klagte im Vortrag der Hörer. „Darum schweife ich ab." Der Vortragende sprach ihn nachher an: „Du sollst ja gar nicht denken, sondern ich — der ich mich erzog, langsam zu denken!" „Aber ich kann es nicht lassen, zu denken," wandelte der Hörer. Sie redeten heftig: „Höre nicht!" „Sprich nicht!" „Denke!" „Langsam oder schnell?" „Das ist eine Frage deines Blutes, nicht deines Gehirns." „Langsam und schnell!" „Denke!"

*

Die Tat ist der Versuch des Geistes, sich von Gott zu befreien.

*

Die Richter verboten, über Herostrats Brandstiftung zu berichten, damit sein krankes Verlangen, seinen Namen der Nachwelt zu überliefern, nicht erfüllt werde. Es wurde aber, notgedrungen, über dieses Verbot berichtet, und so wurde sein Verlangen erfüllt. Die Tat ist immer positiv. Herostrat hatte aber auch, da er sich, sein Denken und seinen Namen im Material ersticken fühlte, die Menge dessen, was der Nachwelt erhalten bliebe, durch seine Brandstiftung vermindern wollen; darum galt sie vor allem auch der Bibliothek des Tempels. Nun wurde aber, statt des Tempels nur und des Erbauers, die verwickelte Geschichte seiner Tat und seines Prozesss den Lernenden übergeben — den Architekten, Juristen, Psychologen und Historikern. Herostratismus ist gerade Historismus.

MORITZ HEIMANN

EINE ART PARABEL, MIT NUTZANWENDUNG

Zwei Männer ließen ihre Blicke an einem Baum auf und ab wandern, einer Buche, die aus felsbestreutem Grunde ihren herrlichen, silbergrauen, muskulösen Pfeiler und darüber die flachen Lager der Krone in den Himmel getrieben hatte. „1,10 Durchmesser am Stamm," sagte der eine; und der andere, der sich schätzend rückwärts entfernt hatte und wieder zurückkam, pflichtete mit einem habsüchtigen und befriedigten Nicken bei: „Ein kapitales Stück; hat seine dreißig Meter gut, ohne Schuhe."

Die Buche mußte glauben, sie höre chaldäisch. Meter — was ist Meter? Was sagt Meter über einen Baum aus? Meter befindet sich, aus einer Legierung von Platina und Iridium hergestellt, in Paris, ein direkter Abkömmling davon, Nr. XVIII, in Potsdam, und wird mit einer so raffinierten Sorgfalt bewacht, beschützt, vor jeder Versuchung der Temperatur behütet, daß schon diese Vorsicht gegen seine absolute Beständigkeit spricht. Meter ist eine Erfindung des menschlichen Geistes, ein Thema des Streites, ein Kompromiß des Vertrages, ein Zeugnis des Genies und des unvermeidlichen — überall, wo die Menschen stolz werden, unvermeidlichen — Schwindels. Meter ist ein bestimmter Teil der französischen Toise von Peru — und der zehnmillionte Teil des Erdquadranten, ungefähr; in der sechsten Dezimalstelle stimmt es nicht genau.

Aber die Buche, wenn man die fragte, wie hoch sie sei, so würde ihre Antwort vom zehnmillionten Teil des Erdquadranten nichts wissen; sie würde auf eine andere Art rechnen. „Ich bin," so würde sie anfangen, „hundertundvierzig Jahre hoch —"; denn wiewohl sie natürlich unser Dezimalsystem nicht kennt, und „hundertundvierzig" als eine rohe Uebersetzung aus ihrer Sprache in die menschliche verstanden werden muß: z ä h l e n kann sie. Sie zählt die Jahre, und zählt sie feiner als nach dem bloßen Wechsel ihrer reinen, stürmischen Frühlingserneuerung und der herbstlichen Rückkehr in sich selbst; sie legt den jährlichen Ring des Holzes in zwei Schichten um sich und erinnert sich des jähen Triebes im Mai und des starken im August; sie kann nicht vergessen — denn ihr ganzer Leib ist ihr Gedächtnis —, wie einmal ein wilder Sonnenbrand sie gehemmt, ein anderes Mal der Frost in ihre wie das Fell eines Zebus tierisch schimmernde Haut Narben gerissen hat. Alles dieses, und daß sie einen Knaben hat zum Greise werden sehen, eh' sie in ihren ersten Blüten prahlte, und unzähliges andere ist das Maß, womit sie in ihrer Sprache die Höhe ihres Wuchses verkündet.

Jedoch des Menschen vor Ungeduld taube Ohren hören nicht darauf. Was könnte er auch mit einer Buche anfangen, die so groß wäre, wie sie selbst es angibt? Nichts. Nichts, als sie lieben; nichts, als Freude an ihr haben. Mit Liebe und Freude ist ihm nicht gedient, und darum sagte er: Meter, dreißig Meter, ausrechenbare Kubikmeter; und sogleich sieht er im Geiste die Säge Mathematik treiben an dem vortrefflichen Holz, sieht Würfel, Bretter, Brennholz, Stühle, Täfelungen und vieles dergleichen, wonach die Notdurft und der Markt Verlangen tragen.

Der messende Mensch erkennt seine Mitgeschöpfe nirgends in ihrer Natur; aber er macht sie sich dienstbar und nutzbar, nur das kann er. Was Goethe uns von den Farben sagt, hat die Kraft, Liebe und Freude in uns unendlich zu entzünden; die mathematische Physik sah mit nachsichtiger Geringschätzung auf Goethe, Liebe und Freude, und pochte auf die Resultate. Die Wissenschaft mißt das Holz, Goethe den Baum.

Aber wunderbarer Augenblick der überkippenden Welle: die Wissenschaft ist im Begriffe, weise zu werden. Was noch vor ein paar Jahrzehnten eine Einsicht der tiefsten ihrer Geister war, wird immer mehr zur allgemeinen Erkenntnis: daß alle die Meter, die Maße, die Atome, Elektronen und der Aether und seine Schwingungen — daß alle diese nur Symbole sind und nicht Wirklichkeiten, daß sie die Erscheinungen zu beherrschen taugen, nicht sie zu erkennen. Goethe ist objektiver als die Mathematik —, und jetzt weiß das in einem wahrhaft erhabenen Rausch von Hellsichtigkeit die Mathematik selbst. Was als das Feste gegolten hat, die Zahl, gerät ins Fließen; und was fließend war, das Lebendige, wird zu einer höheren Gewißheit als die Zahl. Mögen die Sterne tanzen nach eines neuen Orpheus Musik; der Herzschlag pocht seinen unverrückbaren Baß dazu. Diese Stunde, in der die Gelehrten beweisen, was die Dichter und Künstler wußten von jeher in ihren starken Augenblicken, ist eine Mittagsstunde.

DON QUIXOTE

Prinz, verspritze, wo immer, dein Blut für des Vaterlands Ehre,
Nur im Weinrestaurant zügle den männlichen Mut. m.

Großes Hotel in Berlin. Unablässig schaufelt die Drehtüre Menschen ein und aus. In der Halle riecht es nach Kaffee, edlem Tabak, Parfüm, Leder-Klubsessel, devote, schmeichlerische Möbel. On parle français. Si parla italiano. English spoken here. Auch deutsche Mensch, wat machste für'n dämliches Jesicht! . . . Herr Steinschneider, Sie hier? Was tut sich Neues nebbich in Wien?

Ohne Pause fährt der Lift. Als wäre sein Auf und Ab irgendwie mechanisch entscheidend für Gang und Sicherheit und Regelung der Hotelmaschine. Das Hinunterfahren ist eine Delice. Sacht und flugs, wie auf Schultern eines Riesenvogels, gleitest du abwärts. Es ist märchenhaft.

Das ganze Hotel ist ein Märchen. Ein Griff: heißes Wasser sprudelt in das porzellanene Becken. Ein anderer: warme Luft durchströmt lautlos die Stube, sie mit Behaglichkeit füllend. Ein Fingerdruck: Licht. Wenige Worte in das Hartgummi - Ohr der Wand hineingesprochen: gleich steht die Silbertasse mit Köstlichkeiten wie Kaffee, Zucker, Sahne, weißem Brot auf dem Tisch.

Kleine Jungen in grünen, goldbeknöpften Jäckchen sind treppauf, treppab geschäftig. Ein Heinzelmännchenheer. Das Nervensystem des Hotels. Es bringt Mitteilung und leitet Wunsch und Botschaft weiter. „Pagen" heißen die Heinzelmännchen. Der staubige Rock, vor die Türe gehängt, hängt nach Minuten blitzblank da. Die Stube, in Unordnung verlassen, prangt bei der Rückkehr sauber gefegt, geordnet, wohnlich. Das gebrauchte Handtuch ist fort: ein untadelig reines schwebt von der blitzenden Messingstange. Du brauchst nur zu wünschen: gleich ist der Wunsch erfüllt. Der Friseur? Schon ist er da, zu Diensten. Das Stubenmädchen, der Hausknecht, der Kellner, die Pagen . . . unablässig sind sie in Bewegung, damit du in Ruhe bleiben kannst.

Schändlich, sündhaft, wider Natur und Gerechtigkeit, daß ein Troß von Menschen dienen, bedienen, hart arbeiten, sich müde laufen, früh aufstehen, spät schlafen gehen muß, damit andere à la Pascha ihres Daseins genießen können. Aber im Märchen ist es so. Wenn der niedrig Geborene, von einem guten Zauberer zur Belohnung für irgendwas in einen Prinzen verwandelt, die Augen aufschlägt: was sieht er vor allem? Sklaven! Lautlose Diener harren seines Winks. Sie kleiden ihn, sie bringen den gedeckten Tisch, sie rüsten ihm das Bad, sie musizieren und tanzen ihm was vor, sie schwingen Pfauenfächer, um seine erhabene Nase vor Fliegenbehelligung zu schützen. Der Beglückte, der Erhöhte wird — unzweideutigstes Zeichen seines Glücks und seiner Erhöhung — „bedient". Sein Teil am Fluch der

Arbeit ist ihm abgenommen und auf andere Lebewesen repartiert. Der Schweiß seines Angesichts perlt auf anderen Stirnen. Diener, Heinzelmännchen, Kellner, Pagen, Stubenmädchen laufen und schaffen für dich . . . Der gute Zauberer hat das so eingerichtet. Sklaven ringsum: Das ist Sinnbild der Macht und Würde. Im orientalischen Märchen.

Und in dem großen, schönen Hotel, 1920, Berlin. Aber daß es dort so ist, so orientalisch — legendär, wohlig und bequem —, hat sein über die Maßen Unheimliches! Vor fünf Jahren, da war die ganze Welt ein Märchen und die Menschen kindlich genug, solch freundlichen Spuk wie unser Hotel zu glauben; als Gegebenes hinzunehmen, über das man sich weiter keine Gedanken zu machen brauchte. Ein nettes Mirakel unter tausend anderen. Jetzt aber, in dieser ganz und gar entzauberten Welt, wirkt das Ding erschreckend phantastisch, Wirklichkeits- und Heute-fern. Auf den guten Zauberer: Geld, ist kein rechter Verlaß mehr. Er zeigt Symptome von Unsicherheit, von Schwäche, von Nervosität. Es sind Geister am Werk, seiner Dämonie die Bann- und Abwehrsprüche zu finden . . . Das Hotel strahlt von Funkellicht, Wärme, Behaglichkeit. Verzaubertes Haus! Den Menschen ist nicht bange in ihm. Sie haben kein Bewußtsein seiner Unwirklichkeit.

Obzwar ja Märchen öfters so enden, daß der als Prinz im Daunenbett Entschlafene als Lump im Straßenkot erwacht, und nur Ohrfeigen und Gelächter zur Antwort bekommt, wenn er nach seinem warmen Bad, nach seinem gedeckten Tisch, nach seinen Dienern ruft.

VERBOTENE HUMANITÄT

Helfen wir Wien, das ärmer als wir, so zetern die Reichen;
Edel sein darf nur der Protz; Wohltun ist Armen versagt.

*

HINDENBURGS ABEND

Würdiger Pensionär in Zivil, leb' still an der Leine.
Bist du allein und im Dunkel, so bleibst du im Licht. m.

EMIL SINCLAIR

DER EUROPÄER

eine Fabel (geschrieben 1917)

Endlich hatte Gott der Herr ein Einsehen und machte dem Erdentage, der mit dem blutigen Weltkrieg geendet, selber ein Ende, indem er die große Flut sandte. Mitleidig spülten die Wasserfluten hinweg, was das alternde Gestirn schändete, die blutigen Schneefelder und die von Geschützen starrenden Gebirge, die verwesenden Leichen zusammen mit denen, die um sie weinten, die Empörten und Mordlustigen zusammen mit den Verarmten, die Hungernden zusammen mit den geistig Irrgewordenen.

Freundlich sah der blaue Weltenhimmel auf die blanke Kugel herab.

Uebrigens hatte sich die europäische Technik bis zuletzt glänzend bewährt. Wochenlang hatte sich Europa gegen die langsam steigenden Wasser umsichtig und zäh gehalten. Erst durch ungeheure Dämme, an welchen Millionen von Kriegsgefangenen Tag und Nacht arbeiteten; dann durch künstliche Erhöhungen, die mit fabelhafter Schnelligkeit emporstiegen und anfangs das Aussehen riesiger Terrassen hatten, dann aber mehr und mehr zu Türmen gipfelten. Von diesen Türmen aus bewährte sich menschlicher Heldensinn mit rührender Treue bis zum letzten Tage. Während Europa und alle Welt versunken und ersoffen war, gleißten von den letzten ragenden Eisentürmen noch immer grell und unbeirrt die Scheinwerfer durch die feuchte Dämmerung der untergehenden Erde, und aus den Geschützen sausten in eleganten Bogen die Granaten hin und her. So wurde heldenhaft geschossen bis zur letzten Stunde.

Nun war alle Welt überschwemmt. Der einzige überlebende Europäer trieb auf einem Rettungsgürtel in der Flut und war mit seinen letzten Kräften damit beschäftigt, die Ereignisse der letzten Tage aufzuschreiben, damit eine spätere Menschheit wisse, daß sein Vaterland es gewesen war, das den Untergang der letzten Feinde um Stunden überdauert und sich so für ewig die Siegespalme gesichert hatte.

Da erschien am grauen Horizont schwarz und riesig ein schwerfälliges Fahrzeug, das sich langsam dem Ermatteten näherte. Er erkannte mit Befriedigung eine gewaltige Arche und sah, ehe er in Ohnmacht sank, den uralten Patriarchen groß mit wehendem Silberbart an Bord des schwimmenden Hauses stehen. Ein gigantischer Neger fischte den Dahintreibenden auf, er lebte und kam bald wieder zu sich. Der Patriarch lächelte freundlich. Sein Werk war geglückt, es war von allen Gattungen der irdischen Lebewesen je ein Exemplar gerettet.

Während die Arche gemächlich vor dem Winde lief und auf das Sinken der trüben Wasser wartete, entspann sich an Bord ein buntes Leben. Große Fische folgten dem Fahrzeug in dichten Schwärmen, in bunten, traumhaften Geschwadern schwärmten die Vögel und Insekten über dem offenen Dache, jedes Tier und jeder Mensch war voll inniger Freude, gerettet und einem neuen Leben vorbehalten zu sein. Hell und schrill kreischte der bunte Pfau seinen Morgenruf über die Gewässer, lachend spritzte der frohe Elefant sich und sein Weib aus hochgerecktem Rüssel zum Bade, schillernd saß die Eidechse im sonnigen Gebälk; der Indianer spießte mit raschem Speerstoß glitzernde Fische aus der unendlichen Flut, der Neger rieb am Herde Feuer aus trockenen Hölzern und schlug vor Freude seiner fetten Frau in rhythmischen Taktfolgen auf die klatschenden Schenkel, mager und steil stand der Hindu mit verschränkten Armen und murmelte uralte Verse aus den Gesängen der Weltschöpfung vor sich hin. Der Eskimo lag dampfend in der Sonne und schwitzte, aus kleinen Augen lachend, Wasser und Fett von sich, beschnuppert von einem gutmütigen Tapir, und der kleine Japaner hatte sich einen dünnen Stab geschnitzt, den er sorgfältig bald auf seiner Nase, bald auf seinem Kinn balancieren ließ. Der Europäer verwendete sein Schreibzeug dazu, ein Inventar der vorhandenen Lebewesen aufzustellen.

Gruppen und Freundschaften bildeten sich, und wo je ein Streit ausbrechen wollte, wurde er von dem Patriarchen durch einen Wink beseitigt. Alles war gesellig und froh, nur der Europäer war mit seiner Schreibarbeit einsam beschäftigt. — Da entstand unter all den vielfarbigen Menschen und Tieren ein neues Spiel, indem jeder im Wettbewerb seine Fähigkeiten und Künste zeigen wollte. Alle wollten die ersten sein, und es mußte vom Patriarchen selber Ordnung geschaffen werden. Er stellte die großen Tiere und die kleinen Tiere für sich, und wieder für sich die Menschen, und jeder mußte sich melden und die Leistung nennen, mit welcher er zu glänzen dachte, dann kam einer nach dem andern an die Reihe.

Dieses famose Spiel dauerte viele Tage lang, da immer wieder eine Gruppe weglief und ihr Spiel unterbrach, um einer anderen zuzusehen. Und jede schöne Leistung wurde von allen mit lautem Beifall bewundert. Wieviel Wundervolles gab es da zu sehen! Wie zeigte da jedes Geschöpf Gottes, was für Gaben in ihm verborgen waren! Wie tat sich da der Reichtum des Lebens auf! Wie wurde gelacht, wie wurde Beifall gerufen, gekräht, geklatscht, gestampft, gewiehert!

Wunderbar lief das Wiesel, und zauberhaft sang die Lerche, prachtvoll marschierte der geblähte Truthahn, und unglaublich flink

kletterte das Eichhorn. Der Mandrill ahmte den Malaien nach, und der Pavian den Mandrill! Läufer und Kletterer, Schwimmer und Flieger wetteiferten unermüdet, und jeder war in seiner Weise unübertroffen und fand Geltung. Es gab Tiere, die konnten durch Zauber wirken, und Tiere, die konnten sich unsichtbar machen. Viele taten sich durch Kraft hervor, viele durch List, manche durch Angriff, manche durch Verteidigung. Insekten konnten sich schützen, indem sie wie Gras, wie Holz, wie Moos, wie Felsgestein aussahen, und andere unter den Schwachen fanden Beifall und trieben lachende Zuschauer in die Flucht, indem sie sich durch grausame Gerüche vor Angriffen zu schützen wußten. Niemand blieb zurück, niemand war ohne Gaben. Vogelnester wurden geflochten, gekleistert, gewebt, gemauert. Raubvögel konnten aus grausiger Höhe das winzigste Ding erkennen.

Und auch die Menschen machten ihre Sache vortrefflich. Wie der große Neger leicht und mühelos am Balken in die Höhe lief, wie der Malaie mit drei Griffen aus einem Palmblatt ein Ruder machte und auf winzigem Brett zu steuern und zu wenden wußte, das war des Zuschauens wert. Der Indianer traf mit leichtem Pfeil das kleinste Ziel, und sein Weib flocht eine Matte aus zweierlei Bast, die hohe Bewunderung erregte. Alles schwieg lange und staunte, als der Hindu vortrat und einige Zauberstücke zeigte. Der Chinese aber zeigte, wie man die Weizenernte durch Fleiß verdreifachen konnte, indem man die ganz jungen Pflanzen auszog und in gleichen Zwischenräumen verpflanzte.

Mehrmals hatte der Europäer, der erstaunlich wenig Liebe genoß, den Unwillen seiner Menschenvettern erregt, da er die Taten anderer mit hartem und verächtlichem Urteil bemängelte. Als der Indianer seinen Vogel hoch aus dem Blau des Himmels herunterschoß, hatte der weiße Mann die Achseln gezuckt und behauptet, mit zwanzig Gramm Dynamit schieße man dreimal so hoch! Und als man ihn aufforderte, das einmal vorzumachen, hatte er es nicht gekonnt, sondern hatte erzählt, ja wenn er das und dies und jenes und noch zehn andere Sachen hätte, dann könne er es schon machen. Auch den Chinesen hatte er verspottet und gesagt, daß das Umpflanzen von jungem Weizen zwar gewiß unendlichen Fleiß erfordere, daß aber doch wohl eine so sklavische Arbeit ein Volk nicht glücklich machen könne. Der Chinese hatte unter Beifall erwidert, glücklich sei ein Volk, wenn es zu essen habe und die Götter ehre, der Europamann aber hatte auch hierzu spöttisch gelacht.

Weiter ging das fröhliche Wettspiel, und am Ende hatten alle, Tiere und Menschen, ihre Talente und Künste gezeigt. Der Eindruck war groß und freudig, auch der Patriarch lachte in seinen

weißen Bart und sagte lobend, nun möge das Wasser ruhig verlaufen und ein neues Leben auf dieser Erde beginnen, um ein unendliches Glück auf Erden zu begründen.

Einzig der Europäer hatte noch kein Kunststück gezeigt, und nun verlangten alle andern stürmisch, er möge vortreten und das Seine tun, damit man sehe, ob auch er ein Recht habe, Gottes schöne Luft zu atmen und in des Patriarchen schwimmendem Hause zu fahren. Lange weigerte sich der Mann und suchte Ausflüchte. Aber nun legte ihm Noah selbst den Finger auf die Brust und mahnte ihn, ihm zu folgen. „Auch ich," so begann nun der weiße Mann, „auch ich habe eine Fähigkeit zu hoher Tüchtigkeit gebracht und ausgebildet. Nicht das Auge ist es, das bei mir besser wäre als bei andern Wesen, und nicht das Ohr oder die Nase oder die Handfertigkeit oder irgend etwas dergleichen. Meine Gabe ist von höherer Art. Meine Gabe ist der Intellekt."

„Vorzeigen!" rief der Neger, und alle drängten näher hinzu.

„Da ist nichts zu zeigen," sagte der Weiße mild. „Ihr habt mich wohl nicht recht verstanden. Das, wodurch ich mich auszeichne, ist der Verstand."

Der Neger lachte munter und zeigte schneeweiße Zähne, der Hindu kräuselte spöttisch die dünnen Lippen, der Chinese lächelte schlau und gutmütig vor sich hin.

„Der Verstand?" sagte er langsam. „Also zeige uns, bitte, deinen Verstand. Bisher war nichts davon zu sehen."

„Zu sehen gibt es da nichts," wehrte sich der Europäer mürrisch. „Meine Gabe und Eigenart ist diese: ich speichere in meinem Kopf die Bilder der Außenwelt auf und vermag aus diesen Bildern ganz allein für mich neue Bilder und Ordnungen herzustellen. Ich kann die ganze Welt in meinem Gehirn denken, also neu schaffen."

Noah fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Erlaube," sagte er langsam, „wozu soll das gut sein? Die Welt noch einmal schaffen, die Gott schon erschaffen hat, und ganz für dich allein in deinem kleinen Kopf innen — wozu kann das nützen?"

Alle riefen Beifall und brachen in Fragen aus.

„Wartet!" rief der Europäer. „Ihr verstehet mich nicht richtig. Die Arbeit des Verstandes kann man nicht so leicht vorzeigen, wie irgendeine Handfertigkeit."

Der Hindu lächelte. „O doch, weißer Vetter, das kann man wohl. Zeige uns doch einmal eine Verstandsarbeit. Zum Beispiel: Rechnen. Laß uns einmal um die Wette rechnen! Also: ein Paar hat drei Kinder, welche jedes wieder eine Familie gründen. Jedes von den jungen Paaren bekommt jedes Jahr ein Kind. Wieviel Jahre vergehen, bis die Zahl 100 erreicht ist?"

Neugierig horchten alle zu, begannen an den Fingern zu zählen und krampfhaft zu blicken. Der Europäer begann zu rechnen. Aber schon nach einem Augenblick meldete sich der Chinese, der die Rechnung gelöst hatte. „Sehr hübsch," gab der Weiße zu, „aber das sind bloß Geschicklichkeiten. Mein Verstand ist nicht dazu da, solche kleine Kunststücke zu machen, sondern große Aufgaben zu lösen, auf denen das Glück der Menschheit beruht."

„Oh, das gefällt mir," ermunterte Noah. „Das Glück zu finden ist gewiß mehr als alle andern Geschicklichkeiten. Da hast du recht. Schnell sage uns, was du über das Glück der Menschheit zu lehren hast, wir werden dir alle dankbar sein."

Gebannt und atemlos hingen nun alle an den Lippen des weißen Mannes. Nun kam es. Ehre sei ihm, der uns zeigen wird, wo das Glück der Menschheit ruht! Jedes böse Wort sei ihm abgebeten, dem Magier! Was brauchte er die Kunst und Geschicklichkeit von Auge, Ohr und Hand, was brauchte er den Fleiß und die Rechenkunst, wenn er solche Dinge wußte!

Der Europäer, der bisher eine stolze Miene gezeigt hatte, begann bei dieser ehrfürchtigen Neugierde allmählich verlegen zu werden.

„Es ist nicht meine Schuld," sagte er zögernd, „aber ihr verstehet mich immer falsch! Ich sagte nicht, daß ich das Geheimnis des Glückes kenne. Ich sagte nur, mein Verstand arbeitet an Aufgaben, deren Lösung das Glück der Menschheit fördern wird. Der Weg dahin ist lang, und nicht ich noch ihr werden sein Ende sehen. Viele Geschlechter werden noch über diesen schweren Fragen brüten!"

Die Leute standen unschlüssig und mißtrauisch. Was redete der Mann? Auch Noah schaute zur Seite und runzelte die Stirn.

Der Hindu lächelte dem Chinesen zu, und als alle andern verlegen schwiegen, sagte der Chinese freundlich: „Liebe Brüder, dieser weiße Vetter ist ein Spaßvogel. Er will uns erzählen, daß in seinem Kopfe eine Arbeit geschieht, deren Ertrag die Urenkel unserer Urenkel vielleicht einmal zu sehen bekommen werden, oder auch nicht. Ich schlage vor, wir anerkennen ihn als Spaßmacher. Er sagt uns Dinge, die wir alle nicht recht verstehen können, aber wir alle ahnen, daß diese Dinge, wenn wir sie wirklich verstünden, uns Gelegenheit zu unendlichem Gelächter geben würden. Geht es euch nicht auch so? — Gut denn, ein Hoch auf unseren Spaßmacher!"

Die meisten stimmten ein und waren froh, diese dunkle Geschichte zu einem Schluß gebracht zu sehen. Einige aber waren ungehalten und verstimmt, und der Europäer blieb allein und ohne Zuspruch stehen. Der Neger aber, begleitet vom Eskimo, vom Indianer und dem Malaien, kam gegen Abend zu dem Patriarchen und sprach also:

„Verehrter Vater, wir haben eine Frage an dich zu richten. Dieser weiße Bursche, der sich heut über uns lustig gemacht hat, gefällt uns nicht. Ich bitte dich, überlege dir: alle Menschen und Tiere, jeder Bär und jeder Floh, jeder Fasan und jeder Mistkäfer sowie wir Menschen alle haben irgend etwas zu zeigen gehabt, womit wir Gott Ehre darbringen und unser Leben schützen, erhöhen oder verschönen. Wunderliche Gaben haben wir gesehen, und manche waren zum Lachen; aber jedes kleinste Vieh hatte doch irgend etwas Erfreuliches und Hübsches darzubringen — einzig und allein dieser bleiche Mann, den wir zuletzt auffischten, hat nichts zu geben als sonderbare und hochmütige Worte, Anspielungen und Scherze, welche niemand begreift und welche niemand Freude machen können. — Wir fragen dich daher, lieber Vater, ob es wohl richtig ist, daß ein solches Geschöpf mithelfe, ein neues Leben auf dieser lieben Erde zu begründen? Könnte das nicht ein Unheil geben? Sieh ihn doch nur an! Seine Augen sind trüb, seine Stirn ist voller Falten, seine Hände sind blaß und schwächlich, sein Gesicht blickt böse und traurig, kein heller Klang geht von ihm aus! Gewiß, es ist nicht richtig, mit ihm — weiß Gott, wer uns diesen Burschen auf unsere Arche geschickt hat!"

Freundlich hob der greise Erzvater seine hellen Augen zu den Fragenden.

„Kinder," sagte er leise und voll Güte, so daß ihre Mienen sofort lichter wurden, „liebe Kinder! Ihr habt recht und habet auch unrecht mit dem, was ihr saget! Aber Gott hat schon seine Antwort darauf gegeben, noch ehe ihr gefragt habt. Ich muß euch zustimmen, der Mann aus dem Kriegslande ist kein sehr anmutiger Gast, und man sieht nicht recht ein, wozu solche Käuze da sein müssen. Aber Gott, der diese Art nun einmal geschaffen hat, weiß gewiß wohl, warum er es tat. Ihr alle habt diesen weißen Männern viel zu verzeihen, sie sind es, die unsere arme Erde wieder einmal bis zum Strafgericht verdorben haben. Aber sehet, Gott hat ein Zeichen dessen gegeben, was er mit dem weißen Manne im Sinne hat. Ihr alle, du Neger und du Eskimo, habet für das neue Erdenleben, das wir bald zu beginnen hoffen, eure lieben Weiber mit, du deine Negerin, du deine Indianerin, du dein Eskimoweib. Einzig der Mann aus Europa ist allein. Lange war ich traurig darüber, nun aber glaube ich, den Sinn davon zu ahnen. Dieser Mann bleibt uns aufbehalten als eine Mahnung und ein Antrieb, als ein Gespenst vielleicht. Fortpflanzen aber kann er sich nicht, es sei denn, er tauche wieder in den Strom der vielfarbigen Menschheit unter. Euer Leben auf der neuen Erde wird er nicht verderben dürfen. Seid getrost!"

Die Nacht brach ein, und am nächsten Morgen stand im Osten spitz und klein der Gipfel des heiligen Berges aus den Wassern.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Die Sozialisierung von hinten herum.

Es war einmal — im Jahre 1 der Deutschen Republik — ein großer Sozialisierungsrummel. Auf allen politischen Jahrmärkten übten die Ausrufer ihre Lungenkraft. Hereinspaziert, hereinspaziert: Sie sehen hier, nach dem Siege des Proletariats, die wunderbare, erlösende Sozialisierung der deutschen Wirtschaft, die uns — später einmal — ein goldenes Dasein bringen wird. Hereinspaziert, meine Herrschaften; es kostet fast nichts — nur einen sozialdemokratischen Stimmzettel.

Die Sozialisierungskonjunktur ging dann rasch zurück. Trotz der vielen Leitartikel wußte man nicht, wie die Sache anzupacken wäre. Es stand fest — man hatte es doch dreißig Jahre lang auf jedem Zahlabend verkündet — daß die Unternehmer ganz überflüssige Drohnen sind, die bei günstiger Gelegenheit an die Luft gesetzt werden müssen. Es stand aber nicht weniger fest, daß diese günstige Gelegenheit auch nach der sogenannten Revolution nicht gekommen war. Man brauchte die Drohnen noch, ebenso wie man die Beamten des fluchbeladenen alten Regimes brauchte; ohne beide ging, hier wie dort, der ganze Betrieb in die Binsen. Was tun? Eine Zeitlang mühten sich im Reichswirtschaftsministerium ein paar Männer um einen ökonomischen Aufbau, bei dem der Unternehmer mit seinen grundlegenden Funktionen erhalten, seine Tätigkeit aber in der Linie des größtmöglichen, allgemeinen Nutzens beeinflußt, überwacht und nötigenfalls beschränkt werden sollte. Sie hatten wenig Glück. Die Manchesterleute schrien: der Unternehmer muß ganz frei sein; er muß, wenn sein Profitinteresse ihm das vorschreibt, die überflüssigsten Dinge produzieren dürfen, auch wenn die Konsumenten an den unentbehrlichsten Mangel leiden. Sonst geht die Wirtschaft zugrunde. Die Sozialdemokraten sagten: Gemeinwirtschaft mit Unternehmern — das ist doch kein richtiggehender Sozialismus! Wo bleibt da die Expropriation der Expropriateure? Mit dieser Gemeinwirtschaft ist der unabhängigen Konkurrenz gegenüber in keiner Volksversammlung ein Geschäft zu machen. Da ist es schon besser, wir bleiben beim Zukunftsstaatswechsel und prolongieren ihn eben noch einmal.

Statt an einer Gemeinwirtschaft zu arbeiten, konservierte man also die schöne Mischung von freier, Zwangs- und Schieberwirtschaft, die uns der Krieg beschert hatte. Von der Sozialisierung wurde es ganz still. Der Kapitalismus, der sich im Herbst 1918 ängstlich geduckt hatte, gewann alsbald seine alte Selbstsicherheit wieder. Diese halbsozialistische Regierung war ihm gar nicht gefährlich; sie brachte

nur einen Teil des Mittelstandes, die kleinen Rentner und Pensionäre, die geistigen Arbeiter, die nicht zur Partei- und Staatskrippe zugelassen wurden, unter die Räder. Gewiß mußte man den Arbeitern für geringe Leistung hohe Löhne zahlen. Aber dafür konnte man auch nach Belieben die Preise in die Höhe schrauben. Warenknappheit, Notenpresse und Valutastand sorgten dafür, daß man trotz aller Produktionsverteuerung im Durchschnitte mehr als anständig verdiente. Natürlich konnte die Assignatenkonjunktur nicht ewig dauern. Allein, wenn dann der Zeitpunkt kam, wo unter die ganze Entwicklung ein dicker Strich gezogen wurde, stand der kapitalistische Unternehmungsbesitz vergleichsweise gar nicht schlecht da, — viel besser jedenfalls als die Arbeiter, die ihre scheinbar üppigen Löhne aufgegessen hatten.

Kein Wunder, daß man nicht mehr an sozialistische Störungen dachte und die rücksichtsloseste Verfolgung des Profitinteresses mehr denn je als sein gutes Recht anzusehen begann. In dem tollen Preisüberwälzungskampf, den nach der Revolution die Arbeiter begonnen hatten, standen die Unternehmer bald wieder ganz vorn in der Front. Die Preise sollten neben einem ständig steigenden Verbrauchseinkommen hohe Kapitalisierungssummen liefern, um den Betrieb für die Zeit zu konsolidieren, wo die Papierfetzen nichts mehr wert waren, und nur der Besitz von Produktionsmitteln, die Verfügung über Produktionskraft wirtschaftliche Geltung gab. Bei freier Preisbildung ward dies Ziel fast unbemerkt erreicht. Wo die Preiserhöhung an amtliche Genehmigung gebunden war, kämpfte man zäh um seine Verwirklichung.

Nach der Darstellung des Reichswirtschaftsministeriums sollen die Unternehmer des Kohlenbergbaus schon im letzten Herbst verlangt haben, daß die Steigerung der Kohlenpreise ausreichen müsse, um nicht bloß die Betriebskosten einschließlich der Aufwendungen für Instandhaltung, sondern auch die Kosten für Neuanlagen und Erweiterungen zu decken. Das neue Kapital, das der Kohlenbergbau zu seiner Ausdehnung braucht, soll also nicht auf dem Kapitalmarkte, sondern von den Verbrauchern aufgebracht werden. Die Kohlenherren leugnen, so viel gefordert zu haben; das Reichswirtschaftsministerium bleibt bei seiner Behauptung, die übrigens mit den gegenwärtig von der Industrie verfolgten, allgemeinen Profittendenzen recht gut übereinstimmt.

Der Reichswirtschaftsminister, der seine frühere Konsumentenpolitik offenbar gründlich aufgegeben hat, war der Erfüllung des Wunsches der Kohlenunternehmer grundsätzlich durchaus nicht abgeneigt. Er war bereit, die Last der Neukapitalisierung des Bergbaus den Verbrauchern aufzubürden. Er wollte dabei nur ein kleines

fiskalisches Geschäft machen. Das Geld, das die Konsumenten ohne Gegenleistung hergaben, sollte als vom Staate gewidmet gelten und ihm ein Anteilsrecht an den bergbaulichen Anlagen begründen.

Darob großer Lärm in den Büros und in der Presse des Montankapitals. Was, hieß es, jetzt, wo wir unter Eurer gesegneten sozialistischen Aegide so schön im kapitalistischen Zuge sind, fangt Ihr mit Eurer längst zu den Akten geschriebenen Sozialisierung an? Noch dazu ganz tückisch von hinten herum! Andere Industrien schröpfen den Verbraucher nach Herzenslust, ohne daß Ihr einen Finger rührt.

Darauf ist zu antworten, daß die Exzesse derer, die man nicht in der Hand hat, noch keinen Freibrief für die bedeuten, deren Handeln man kontrollieren kann. Daß andere Industrien sich ihr zu entziehen vermögen, beweist noch nicht, daß die staatliche Forderung an den Kohlenbergbau unangebracht ist. Der Staat ist der Kohlenindustrie gegenüber nicht im Unrecht. Fraglich ist nur, ob nicht beide zusammen denen gegenüber im Unrecht sind, die das neue Kohlenkapital ohne Gegenleistung aufbringen sollen, weil sie — direkt oder indirekt — Kohle verbrauchen müssen.

Die gemeinsame Schröpfung der Konsumenten ließe sich noch am ehesten vertreten, wenn man annehmen wollte, daß das Reichswirtschaftsministerium bewußte Après nous le déluge-Politik treibt. Daß es sich also etwa sagt: Der Papier- und Preiswahn hört doch nicht auf: die Entwicklung überschlägt sich so lange, bis sie zusammenfällt. Die deutschen Assignaten werden kein anderes Schicksal haben als die französischen. Was tuts, wenn man da noch ein bißchen ins Feuer bläst, wenn man selbst die Preise und die Notenproduktion vorantreibt, um dafür staatliche Vorteile einzutauschen? Man beschleunigt das Krankheitstempo — c'est tout. Die Industrie sichert sich auf Kosten der Verbraucher und der Notenpresse Produktionsmittelbesitz für die Zeit nach der großen Papierverbrennung; warum sollen wir, der Staat, nicht das Gleiche tun? Gewisse Gruppen der Bevölkerung bringen wir dadurch freilich noch rascher und schärfer in Not. Je nun, wo gehobelt wird, fallen Späne.

Wenn im Hotel Cumberland ein Macchiavell sitzt, der so denkt, so wollen wir ihm gerne zugeben, daß sein Standpunkt smart ist und einer gewissen Großzügigkeit nicht entbehrt. Andernfalls möchten wir ganz bescheiden darauf aufmerksam machen, daß es jetzt vielleicht nicht die erste Sorge zu sein braucht, neue indirekte Steuern zu ersinnen, um staatskapitalistische Beteiligungen zu bezahlen (eine wirkliche Sozialisierung kommt ja bei diesem ganzen Plane gar nicht in Frage), und daß Aktien oder Obligationen von Kohlengruben zur Zeit ohne Schwierigkeiten zu verkaufen sind. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

PATRIOTISCHES GEBOT

Wo soll man sich nicht patriotisch betätigen?

In Weinlokalen,
In Hörsälen,
In Kirchen,
Im Kasino,
In den Hotels Unter den Linden.

Wo soll man sich vaterländisch fühlen?

Auf einsamen Spaziergängen,
Bei Verhandlungen mit den Angestellten,
Vor den Auslagefenstern der Modegeschäfte,
Am kargen Mittagstisch,
In der Schutzhaftzelle.

NOCH SIND NICHT ALLE DIEBE

Tatsachen trösten mehr als Gedanken.

Am 5. März mittags ist einer alten Dame in einem Hause auf dem Bayrischen Platz in Berlin-Schöneberg eine Ledermappe mit 24 000 M. entrissen worden. Zwei Räuber waren der alten Frau von dem Bankgeschäft bis zu ihrer Wohnung nachgeschlichen. Auf der Treppe entreißen sie ihr die Mappe und rennen davon.

Die alte Dame, beherzt, um ihr Geld besorgt, stürzt den Räubern schreiend nach. Sofort entsteht auf dem Bayrischen Platz Halloh, Geschreie, Gerenne. Der Räuber mit der Ledertasche bahnt sich mit einem Revolver Bahn. Doch schon sind neue Verfolger hinter ihm. Da öffnet er die Ledermappe und streut die Tausendmarkscheine unter die Leute. Die Verfolger stürzen über die braunen Lappen . . . Indes, trotz Schießens, wird der Spitzbube vom Polizisten festgehalten und ins Gefängnis gebracht. Dort untersucht man ihn. Er hat von den 24 000 M. nur mehr 8000 M. bei sich.

Nun denkt die Frau, die restlichen 16 000 M. sind verloren. Der Dieb hat seine Verfolger zu bestechen versucht und er hat sich über das innere Wesen des Berliners von 1920 nicht getäuscht . . . So denkt die alte Frau und klagt es im Morgenblatt der „Vossischen Zeitung". Aber schon am Abend muß die „Voss" bekennen, daß ihre misantropische Auffassung vom Berliner Menschenschlag 1920 nicht berechtigt war. Der alten Frau sind von den 16 000 M., die der Räuber seinen Verfolgern zuwarf, 15 000 M. zurückgestellt worden. Die Leute, die sich um die Scheine balgten, sind nicht zu Dieben geworden. Sie haben die Banknoten im Polizeirevier abgeliefert. Nur ein einziger Tausendmarkschein fehlte, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der eine Schein vom Wind vertrieben worden, wahrscheinlich in eine Kellerluke verflogen ist.

Freilich geschah dies alles bei hellem Licht, am Mittag, auf dem Bayrischen Platz. Einer sah dem anderen auf die Finger. Auch unterlag der einzelne der spontanen Massensuggestion zugunsten der Beraubten.

Immerhin, der Tatbestand erquickt, noch sind nicht Alle Diebe.

UNIVERSITÄTSIDYLLEN

Haeckels Nachfolger.

Im Zoologie-Kolleg des Herrn Prof. Plate in Jena (Nachfolger von Ernst Haeckel): „Meine Herren! Die Biene hat einen Stachel, die Wespe hat einen Stachel, die Hummel hat einen Stachel. Nur der dumme deutsche Michel läßt sich die Waffen aus der Hand nehmen . . ."

„Meine Herren! Sehen Sie sich diese Schmetterlinge an. Wie ein jeder sich vom anderen unterscheidet, eine Individualität ausmacht. Und da behaupten die Sozialdemokraten, alle Menschen seien gleich. — Uebrigens wählen Sie alle zum Gemeinderat, damit wir eine vernünftige Stadtvertretung bekommen . . ."

„Ueberall in der Tierwelt finden Sie die Ausbildung von Rassen mit ganz bestimmten äußeren und inneren Eigenschaften. Und so ist es auch mit den Menschen. Darum sage ich: Raus mit den Juden! . . ." (Begeisterte Zustimmung.)

Senatssitzung.
(Geheimbericht.)

Folgender wahrhaftiger Bericht aus einer wahrhaftigen Sitzung wurde durch Uebertretung des Amtsgeheimnisses bekannt:

Geheimrat X: „Es liegt ein Antrag vor, Prof. N. in die Falkultät aufzunehmen; bitte, äußern Sie sich dazu, meine Herren."

Geheimrat Y: Prof. N. ist als fleißiger, gewissenhafter und sehr begabter Gelehrter bekannt; ich glaube, es steht seinem Eintritt in die Fakultät nichts im Wege."

Geheimrat Z. rückt unruhig auf dem Stuhle hin und her.

Geheimrat X: Vielleicht äußert sich der Kollege Z. als Fachmann und langjähriger Vorgesetzter (gewissermaßen) über den Fall?

Geheimrat Z: Ich stimme den Ausführungen des Kollegen Y. betreffs der wissenschaftlichen Befähigung unseres Kollegen N. durchaus zu. Und Sie, meine Herren, wissen, daß ich persönlich die freundlichsten Gefühle für unseren Kollegen hege. (Sauersüßes Lächeln auf den Gesichtern der andern.) Aber, meine Herren, ich sah Kollegen N. des öfteren in Begleitung einer Dame, einer Dame, meine Herren, von der ich nicht weiß, ob sie diese Bezeichnung noch verdient. Ich glaube — es war eine Schauspielerin! (Betretenes Schweigen, auf den Gesichtern malt sich sittliche Entrüstung.)

Geheimrat X. (faßt sich). Meine Herren, ich hoffe, wir sind uns einig: „Aus sachlichen Gründen abgelehnt!"

SCHICKSAL DES TAPFEREN

Ein einundzwanzigjähriger, blonder, gerade gewachsener Tiroler in gebleichter, durchlöcherter Uniform steht vor mir. Der Anton Mayr aus Brunneck. Er ist am 27. August 1914 in die österreichische Marine eingetreten, war in der Triester Schiffsjungenschule, dann auf dem Kriegsschiff „Mars", dann in einer Torpedoschule in Pola und zuletzt ein Jahr lang im Adriatischen und Mittel-Meer auf dem österreichischen U-Boot 28 unter dem Kommando des verwegensten österreichischen U-Bootkommandanten Hudicek, der inzwischen als Tscheche an der Moldau heimgefunden hat. Am

4. November 1919 wird er mit den anderen U-Bootmannschaften von den Italienern nach Venedig und in das Gefangenenlager Castel di Asano gebracht. Leidlich anständig behandelt, wie die Italiener ja überhaupt den Krieg verhältnismäßig menschlich, ohne Haß geführt haben.

Im August 1919 wird der Marineunteroffizier Anton Mayr frei und kehrt nach Brunneck in Südtirol zurück. Er wendet sich an die Marinesektion in Wien, bittet um seinen Entlassungsanzug und die ihm zustehenden paar Kronen. Antwort aus Wien: „Südtirol ist Italien verfallen. Wenden Sie sich an das italienische Militär-Kommando in Trient." Das nannte man seit jeher in Oesterreich den „negativen Kompetenzkonflikt", damit haben österreichische Behörden sich allzeit der Bevölkerung erwehrt.

Der Anton Mayr in Brunneck kommt zum italienischen Militärkommando in Trient. Einen Anzug oder Entlassungsgelder bekommt er nicht. Aber da die Italiener die österreichische Flotte eingesteckt haben, so brauchen sie auch österreichische Seeleute und so wird der Anton Mayr aus Brunneck aufgefordert, als Unteroffizier in die italienische Marine einzutreten. „Wenn ich das getan hätte," sagt der Anton Mayr, „so hätte ich mich mein Lebtag in Brunneck nicht mehr blicken lassen dürfen." Freiwillig ist jedenfalls kein Südtiroler ins italienische Heer zu bekommen.

Der Anton Mayr kommt aus Trient zurück, arbeitet beim Schiefereggerwirt in Brunneck — bis eines Tages die Aufforderung vom König in Italien ins Haus kommt, binnen einer Woche in die italienische Marine einzutreten. Er ist 20 Jahre alt, Marineunteroffizier, der welsche Moloch kann ihn brauchen. Da beschließt der Anton Mayr, in aller Stille aus Brunneck zu verduften. Er marschiert nachts, zu Fuß, über den Brenner, an dem italienischen Posten vorbei, unbehelligt, denn er kennt schon die Wege, die die Südtiroler gehen müssen. Er kommt nach Innsbruck. Aber da sagt ihm der Landeshauptmann: „Leider, leider, Anton Mayr, Sie gelten jetzt als italienischer Staatsangehöriger. Wenn der Frieden ratifiziert ist, können S' optieren. Und uns fehlt es an Lebensmitteln für die Einheimischen. In Tirol können Sie nicht bleiben."

Der Anton Mayr geht nach München. Er hält sich nur zwei Tage dort auf, denn jeder sagt ihm: „In München darf kein Fremder bleiben."

Er kommt nach Berlin. Hier fände er Arbeit. Die 22 Lire, mit denen er von Brunneck auszog, sind verbraucht. Aber um hier Arbeit zu finden, muß er eine Erlaubnis vom Demobilmachungsausschuß (schauderhaftes Wort!) haben. Sein Gesuch, sagt ihm der Beamte, wird in zwei Monaten erledigt werden. Vor der Erledigung darf er keine Arbeit annehmen. Vielleicht wird ihm der Aufenthalt bewilligt werden, vielleicht.

Da steht er, der Anton Mayr aus Brunneck, und fragt mich, was er tun soll. Geht er nach Südtirol zurück, so wird er in eine welsche Uniform gesteckt, so kann er nicht offen und ehrlich eine Arbeit annehmen, weil das der Demobilmachungsausschuß verbietet. Sein verschlissener Soldatenrock hat Löcher, in seine Schuhe läuft das

Wasser. Und jede Nacht, die er im Norden oder Osten, in der bescheidensten Herberge verbringt, kostet ein paar Mark. Was soll er tun, der Anton Mayr? Der blonde, grad gewachsene Bursch sieht mich ruhig an. Irgend etwas in seinem ruhigen gottvertrauenden Wesen sagt ihm: Mit mir wird's doch nicht schief gehen.

Aber wenn der Anton Mayr nicht aus so festem, deutschem Holz wäre, wer dürfte sich wundern, wer sich beklagen, wenn aus dem frischen Tiroler Burschen ein verbitterter Berliner Spartakist würde?

BAYRISCHES BUKOLIKON

Ein Schriftsteller, der in Dachau wohnt, und eine ihm befreundete Dame sind aus dem Dachauer Bezirk ausgewiesen worden, weil der Bezirksausschuß von Dachau an ihren vermutlichen, keineswegs erwiesenen tieferen Beziehungen Anstoß genommen hat. In einer Rechtfertigung dieses Beschlusses, der sich auf kein Gesetz, sondern auf eine Volksstimmung beruft, schreibt der Dachauer Bezirksausschuß: „Der Bezirksausschuß kann nicht dulden, daß der Bezirk Dachau zu einem Tummelplatz für das Schwabingertum und schließlich gar ein Neuschwabing wird. Dachau ist der zweitbeste Ablieferungsbezirk in Bayern." Der letzte Satz ist offenbar als Begründung des vorhergehenden anzusehen.

Der bayerische Justizminister Müller-Meiningen, werde daher beauftragt (er ist dazu geeignet) eine lex Schwabing auszuarbeiten. Inhalt: Schwabinger dürfen sich nur innerhalb von Schwabing aufhalten. Die Ueberschreitung der Schwabinger Grenzen wird mit Haft und Ausweisung bestraft. Insbesondere ist jedem Bewohner von Schwabing das Betreten der guten Ablieferungsbezirke untersagt. Dagegen haben sich die männlichen und weiblichen Einwohner von Schwabing an mindestens einem Tag der Woche zur Besichtigung durch die übrige Bevölkerung Bayerns, namentlich der gut abliefernden Bezirke, bereit zu halten.

DIE LANDKARTE EUROPAS GESTERN UND MORGEN

(Verlag Paul Cassirer.)

Dies vorzüglich informierende Buch bietet angewandte Geographie und historischen Materialismus zugleich. Sein Verfasser betrachtet die politische Geschichte mit den Augen des Geographen. Hinter den Vordergrundereignissen der letzten Jahrzehnte werden ökonomische und soziologische Zusammenhänge aufgespürt. Befruchtet von Friedrich Ratrels biologischer Staatsauffassung erkennt der Sozialist Graf die Einseitigkeit der marxistischen Betrachtung, die allzusehr die naturgegebenen primären Elemente vernachlässigt. Der „Völkerbund" ist dem weitblickenden Wirtschaftspolitiker nur ein finanzkapitalistisches Kartell, ein Welttrust, der die ganze Erde als Kolonialland ausbeutet. Trotz allem sieht Graf Möglichkeiten der Rettung. Deutschland muß mit seiner wirtschaftspolitischen Vergangenheit rücksichtslos brechen. Die wichtigsten Voraussetzungen wirtschaftlicher Gesundung Deutschlands sind: Abkehr von der Schutzzollpolitik und Intensivierung und Rationalisierung unserer industriellen und landwirtschaftlichen Produktion. Eine supranationale P l a n w i r t s c h a f t ist das Ziel; die Nationalstaaten

müssen sich einer Weltorganisation einfügen. Grafs Buch mündet in die Forderung: Internationalisierung der Rohstoffgebiete und sämtlicher Verkehrseinrichtungen. P. M.

TATSACHEN ÜBER UNGARN

In der Sitzung der ungarischen Nationalversammlung vom 28. Februar verwahrte sich der Abgeordnete Stefan Somogyi in einer Interpellation dagegen, daß der Budapester Magistrat dem ermordeten Chefredakteur des sozialdemokratischen Parteiblattes „Nepszava" ein Ehrengrab bewilligt hat. Während der Verlesung der Interpellation fordern einige laute Stimmen von den Bänken des christlichen Blocks, die Leiche des Ermordeten müsse aus dem Ehrengrab herausgeholt werden.

*

Eine in Wien erscheinende ungarische Wochenschrift reproduziert im Faksimile einen Befehl des Admirals Horty an das Detachement Osternoth. In diesem Befehl heißt es, daß das Detachement beauftragt wird, den (später ermordeten) Chefredakteur Somogyi strengstens zu überwachen, da ihm hochverräterische Tendenzen zugetraut werden. Der Kommandant des Detachements wird ermächtigt, „im notwendig werdenden Falle nach eigenem Ermessen zu handeln . . . . ." Dieser indirekte Mordbefehl trägt Horthys Unterschrift . . . . .

Auf der Budapester Universität sind die Immatrikulierungen am 3. März plötzlich eingestellt worden, da Offiziere der Nationalarmee in die Aula eindrangen, die dort befindlichen jüdischen Studenten hinausjagten und die Eingangspforte besetzten. Ueber der Eingangspforte haben sie ein Riesenschild angebracht, mit der Aufschrift: „Juden und Hunden ist der Eintritt verboten."

*

Nach den amtlichen Mitteilungen beträgt die Zahl jener Hochschullehrer, die wegen radikaler Gesinnung der Katheder enthoben worden sind, zwölf. Darunter befindet sich der als Rechtsgelehrter und Soziologe in ganz Europa rühmlichst bekannte Professor Dr. Julius P i c k l e r (kein Jude). Die Anzahl der entlassenen Gymnasialprofessoren und Volksschullehrer beträgt weit mehr als dreihundert. Die Zahl jener Schüler und Studenten, die wegen radikaler Gesinnung aus allen Schulen Ungarns ausgeschlossen wurden, beträgt viele Hunderte.

*

Schon vor einiger Zeit verfügte das Ministerium des Inneren die Beschlagnahme und Vernichtung sämtlicher sozialistischer und kommunistischer Bücher, darunter alle Werke Marx' Kautskys und Vanderveldes. Sogar Sombarts Buch über den Sozialismus wurde nicht begnadet. Die Bücher sind in allen Buchhandlungen und Bibliotheken beschlagnahmt worden.

*

Einer der größten lebenden Bildhauer Ungarns, Eduard T e l e s , beschloß, das Land zu verlassen und nach Holland zu übersiedeln. Er sagte einem Interviewer: „Ich verlasse Ungarn, denn hier haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß ein ehrlicher und ernster Künstler kein Betätigungsfeld mehr finden kann . . . . ." E. Sz.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Alleinige Anzeigenannahme durch den Werbedienst G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 102-104. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123b.

Das Tage-Buch / Heft 11/12 Jahrg. 1 / Berlin, 31. März 1920

THOMAS WEHRLIN

TRUPPE ZU VERMIETEN

Als die Baltikumer in Berlin einzogen, waren sie blumengeschmückt, um jedes Maschinengewehr gelb strotzende Primeln, an jeder Handgranate ein Büschel Schneeglöckchen. Der Auszug geschah freudloser. Sie schoben ihre Maschinengewehre ziemlich belämmert über den Kurfürstendamm, aus den Panzerautos gluckste jetzt kein Lachen unsichtbarer Jungens, und die Offiziere, die voranritten, blickten nicht mehr so unwiderstehlich zu den Mädchen auf den Balkons empor, wie noch vor zehn Tagen. Ich habe immer, wenn ich von der Baltikumtruppe hörte, unwillkürlich ans Variété denken müssen. Nun, da ich die Jungens mit Fouragewagen, mit Feldküchen, mit Feldkanonen und Maschinengewehren abziehen sah, mußte ich an einen reisenden Zirkus denken, der sein Gastspiel im Städtchen jäh abbrechen und noch rasch, ehe die Nacht anbricht — Seeckt hatte den Auszug vor sechs Uhr abends versprochen — mit dem ganzen Handwerkszeug und mit sämtlichen Dekorationsstücken, mit dressierten Affen und mit der Musikkapelle verschwinden muß. Die Bürger des Städtchens standen stumm Spalier und ihre Augen nährten sich vom Genuß dieses Abzuges. Dann und wann winkte ein von jeder Uniform erregtes Frauenherz mit dem Tüchlein, da drang die rauhe Stimme eines Arbeiters ans Ohr der Erhitzten und mahnte drohend: „Dat lassen Sie man! . . . Es jeht auch ohne Tücherschwenken."

Den Jungens mit dem Hakenkreuz auf dem Helm war's sichtlich nicht leicht, das Städtchen zu verlassen. Sie sahen gut genährt aus, kräftige, rotwangige Burschen, alle feldmäßig ausgerüstet, gestimmt auf ganz andere Erlebnisse als die Rückkehr ins trübselige Döberitz. Man hatte ihnen schon halb und halb einen Sabbath auf dem Kurfürstendamm in Aussicht gestellt. Nun mußten sie statt in Kohns Salon in die kahle Kaserne heimkehren. Ein oder der andere verwegene Junge rief trotzig in die Gafferschar: „Auf Wiedersehen. Uns holt man schon wieder." Aber die meisten sahen mürrisch drein.

Sie sind eigentlich Pechvögel, die Baltikumer, und kein Wunder wär's, wenn sie rabiat würden. Kaum aufgestellt, sind sie im Winter 1919 von den Letten geprellt worden. Damals war allen deutschen Soldaten, die den Letten im Kampfe um die baltische Freiheit beistanden, ein Stück Landes zur Ansiedlung zugesagt worden. Die

Deutschen oder Deutschbalten, die dort ihr erstes Engagement fanden, waren aber die Gefoppten. Als Noske dem Grafen Goltz und seinen Leuten zurückpfeifen mußte, da zerrann der Siedlungstraum. Die Baltikumer, von gedankenlos reaktionären Offizieren aufgestachelt, ballten die Hand nicht nur im Sack. Schon am 16. April 1919 hat es in Lettland die Generalprobe für das Kapp-Stück gegeben. Da stellten sich baltische Barone, wie gestern Kapp, Jagow, Lüttwitz, an die Spitze der Baltikumer. Sie verhafteten die demokratische Regierung der lettischen Republik und setzten ein Ministerium von Kurischen Junkern und Latifundienbesitzern ein, das sich fast ebenso lange wie Kapps Knappen am Ruder hielt. Dort mischten sich die Engländer ein. Im Nu war die rechtmäßige lettische Regierung enthaftet, die Kurischen Barone verschwunden wie Herr Kapp, und die Baltikumtruppen veranstalteten ihren ersten trübseligen Rückzug.

Ein Teil kehrte nach Deutschland zurück, ein Teil blieb, die Offiziere nährten sich redlich und emsig von Schmuggel und Schiebung, die Soldaten wurden vermietet. Ein drolliger russischer Operettengeneral, Herr Awalow-Bermont, engagierte die Baltikumtruppe. War Judenitschs Heer von England finanziert, so ließ sich Herr Awalow-Bermont von Frankreich aushalten. Die beiden Alliierten standen sich spinnefeind gegenüber, trotz gemeinsamem Gegner. Damals entstand die drollige Situation, daß die Truppen des Judenitsch nur von einer Seite gefährdet erschienen, nicht etwa von der bolschewistischen, sondern von der französisch-baltischen. Nachts tackten die Maschinengewehre der beiden russischen Generäle ganz aufgeregt gegeneinander. Schließlich mischten sich doch die Bolschewiki in den Spaß, sie schlugen Judenitsch und vertrieben sein Heer. Da gab auch Herr General Awalow-Bermont das französische Engagement auf, die englischen Kriegsschiffe im Hafen von Libau machten zu unangenehmen Lärm, und so kamen die Baltikumer mit ihrem drolligen General nach Deutschland.

Herr Awalow-Bermont, in einer Phantasieuniform, wie sie Ernst Stern nicht drolliger hätte erfinden können, zog in ein Hotel Unter den Linden, veröffentlichte, zu Noskes Pein, sehr patzige Aufrufe an das Deutsche Volk, und die Baltikumer mußten zum ersten Male nach Döberitz. Dort erschien der possierliche Feldherr von Zeit zu Zeit zur Inspektion und verteilte funkelnagelneues Geld, das er sich eigens für diese Zwecke in einer Hofdruckerei in Spandau hatte drucken lassen. Nicht weniger als 80 Millionen solcher Awalow-Rubel sind in Spandau erzeugt worden. Das Geld wurde zuerst von der Staatsanwaltschaft konfisziert, dann wieder freigegeben. Sowie Awalow-Bermont seine Papierchen wieder hatte, überschüttete er die

Baltikumer in Döberitz damit. Die vielgeprellten Leute nahmen die falschen Rubel, vielleicht in der Erwägung, daß die echten nicht viel mehr wert sind, vielleicht, weil sie als weitgereiste Leute bemerkt haben, daß die Erzeugung von Banknoten heute ein weitverbreitetes Gewerbe ist. Wenn in Rußland Pfundnoten und Francscheine, schöner als die Originale, hergestellt werden, warum sollten in Deutschland nicht auch Rubelfabriken erstehen? Die Berliner Staatsanwaltschaft hatte jedenfalls nichts Triftiges dagegen einzuwenden.

Vor drei Wochen ist nun der engagementlosen Baltikumtruppe wieder ein russisches Gastspiel angetragen worden. Als Impresario trat Herr G u t s c h k o w ein, der sich noch immer für einen russischen Minister hält, vielleicht weil er hier Denikins Generalvertretung übernommen hat. Die Vermietung der armen deutschen Jungens, die sich da für einige Dutzend südrussische Großgrundbesitzer abschlachten lassen sollten, wäre vielleicht gelungen, wenn die litauische Regierung den Durchmarsch in der Richtung nach Dünaburg gestattet hätte. Aber die Litauer wollten nicht, Herr Gutschkow kam um seinen Menschenhändlerlohn und die Baltikumtruppe, schon feldmäßig ausgerüstet, stand vor den Toren Berlins, ohne Gastspielvertrag, ohne Engagement. Diese Vakanz benutzte Kapp. So bekam er die bestgedrillte Truppe für sein verspätetes Faschingstück. Es gibt ein Wort, mit dem man diese politikfernen, in ihren Konzentrationslagern wohl gar bewußt irregeführten, durch ihr Umherschweifen verwegen gemachten Jungens immer wieder in Rage versetzt: „Der Kampf gegen den Bolschewismus". Das sang man ihnen in Lettland vor, das schrie ihnen Herr Awalow-Bermont ins Ohr, das kommandierte ihnen Herr von Lüttwitz. Wer weiß, ob Herr Kapp schon losgegangen wäre, wenn Litauen den Durchmarsch auf Dünaburg bewilligt hätte? Aber da Gutschkows Gastspiel ins Wasser fiel; konnte Herr Kapp die Truppe für den März mieten.

Nun sitzen sie wieder in Döberitz und warten auf ein neues Engagement. Es fehlt nicht an geschäftigen Impresarii, ganz besonders unter Denikins Agenten. Die Werbebüros für allerlei abenteuerliche Feldzüge durchs Baltikum oder durch Litauen sind noch nicht geschlossen. Aber der Truppe in Döberitz kann ein neues Gastspiel nicht gestattet werden. Nicht im Osten, noch weniger, wie Narren hoffen, im Westen. Der Kapp-Zirkus war ihr letztes Engagement.

FLUCH DER NÄHE

Größe erkennen wir nie, wenn in der Nähe sie wuchtet,
Doch mit krittelndem Lob machen wir manchmal sie klein. m.

WLADIMIR SONTZEFF

RUSSISCHE ÜBERLEGUNGEN

Diese Betrachtungen eines russischen Politikers, der mit den Gedankengängen Sowjetrußlands in Kontakt ist, scheinen uns in einem Augenblick, da noch immer einerseits von der Gefahr des Bolschewismus geschwätzt, andererseits die alte Melodie der Weltrevolution gesungen wird, besonderer Beachtung würdig.

Nicht ohne Lachen las ich, daß Herr General Lüttwitz und sein entfernter Vetter und Nachfolger, Herr General von Seeckt, die deutsche Demokratie zum Kampf gegen den Bolschewismus aufgefordert hat. Gibt es wirklich noch ahnungslose Gemüter, die nach diesem Leierkasten tanzen? Anderseits hörte ich in diesen Tagen reine, rechtschaffene und gutgewillte Arbeiter für die deutsche Räteherrschaft sich erhitzen, weil die Welle der Weltrevolution unaufhaltsam vordringe und eben jetzt der Augenblick gekommen sei, die Welle nach Westen zu tragen. Gemach, guter Genosse. Ueberblicken wir einen Moment die Situation. Wo stehen wir? Was brauchen wir? Nützt j e d e Nachahmung des russischen Beispiels? Nützt sie in jedem Augenblick? Man sollte meinen, das Münchener und noch viel mehr das Budapester Experiment sollte zur Vorsicht mahnen.

Ich kann hier nicht deutschen Revolutionären Verhaltungsmaßregeln empfehlen oder gar vorschreiben. Aber ich darf davon sprechen, was dem befreiten Rußland nötig ist. Und vielleicht ist die Konsolidierung von Sowjetrußland der Sache der Weltrevolution nützlicher als die Veranstaltung von Experimenten, deren Dauer in diesem entkräfteten, von Nahrungsmitteln entblößtem Industriestaat Deutschland auch mit dem Opfermut der tapfersten Proletarier nicht garantiert werden kann. Haben wir Russen im Augenblick — und der Augenblick kann länger dauern als Phantasten wünschen, denn was sind der Weltgeschichte ein paar Jahre? — das Bedürfnis, die Welle der Weltrevolution nach Deutschland zu tragen? Nur die dummen Tölpel der Antibolschewistenliga sehen noch immer Deutschland voll von „Agenten Lenins". Aber sie sehen Gespenster, allerdings Gespenster, die sie für ihr schauriges Kinderstück brauchen.

Die große Aufgabe Lenins besteht heute, nachdem die militärische Gefahr abgeschlagen ist, darin, Rußlands Produktivität zu heben. Deshalb brauchen wir ein Arbeitsheer, das weiß, wofür es arbeitet, das aber mit dem ganzen Schwunge, den ein von seinen Ausbeutern befreites Volk aufbringen kann, Arbeitsleistungen hervorbringen wird, die das kapitalistische System ihm nicht zumuten kann. Dieses Arbeitsheer kann aber mit Begeisterung allein, meinetwegen auch mit einer neuen Arbeitsdisziplin allein nicht vorwärtskommen, wir brauchen zu den Produktionskräften auch Produktionsmittel. Wir machen kein Hehl daraus, daß jeder Pflug, den wir nach

Rußland schaffen, jede Sense, die wir hinüberbekommen, dem Aufbau der nationalisierten Wirtschaft willkommen ist. Die Kriegsjahre haben das Werkzeug des russischen Bauern zerbrochen. Wir sind es den tapferen Proletariern von Petersburg und Moskau schuldig, die Zeit der Entbehrung nach Möglichkeit zu beenden. Dazu brauchen wir landwirtschaftliche Geräte und — Lokomotiven. Es fehlt, seit wir Koltschak und Denikin zu Boden geworfen, keineswegs an ertragreichen Gegenden, die jetzt den Anschluß an uns gefunden haben, aber es fehlt zum Teil an Transportmitteln, die Naturschätze aus Süd- und Ostrußland heranzubringen. Die Frage liegt für uns so: Kann uns ein unter der Rätediktatur stehendes Deutschland besser und schneller die notwendigen Maschinen geben als Borsig und Rathenau? Ich möchte nicht im geringsten an der revolutionären Energie der deutschen Arbeiter zweifeln, auch nicht an ihrer nüchternen Einsicht und ihrer Solidarität. Aber die psychologischen Gesetze jeder Revolution sind unverrückbar, und noch so guter Wille hilft über den Instinkt der Massen nicht hinweg. So praktisch gesehen, muß ich sagen: Wenn es wirklich noch einen Angsthasen gibt, der von den Expansionsgelüsten Lenins, von den Agenten der Bolschewiki und dergleichen schwätzt, so müßte ihn meine höchst nüchterne Betrachtung davon überzeugen, daß wir weit davon entfernt sind, nach einem gedankenlosen Schema der automatisch fortgesetzten und automatisch weiterverbreiteten Weltrevolution handeln zu wollen. Deutschland, ob mit, ob ohne Rätediktatur, ist abhängig von der Rohstoffzufuhr der kapitalistischen Sieger. Das sozialistische Rußland hat kein Interesse daran, die Rohstoffzufuhr Deutschlands zu erschweren. Im Gegenteil. Das mag nicht nach der revolutionären Melodie manches braven, aber nur vom Gefühl geleiteten Kommunisten klingen. Diesen guten Menschen und schlechten Musikanten kann ich nur sagen, daß es auch im großen Ringen des Sozialismus A t e m p a u s e n geben muß, und eine solche Atempause scheint mir im Augenblick notwendig, auch um u n s e r e r Arbeit willen.

Die Dinge lägen vielleicht anders, wenn Bethmann-Hollwegs glorreicher Einfall nicht ein Königreich Polen geschaffen hätte, das nicht leben kann und sich doch noch immer nicht entschließen kann zu sterben. Die industrielle Funktion Polens bis zum Ausbruch des Weltkrieges war es, den wirtschaftlichen Bedürfnissen Rußlands Genüge zu tun. Das hat seine Industrie zum Blühen gebracht, das hat Charkow, Minsk, Lodz, Warschau in tausend Kontakte zum großen russischen Abnehmer gesetzt. Ich weiß wohl, daß der Krieg, wie Ludendorff ihn geführt hat, die polnische Industrie zertrümmert und entblößt hat bis auf den letzten Treibriemen, aber warum hört man so gar nichts von einem polnischen Aufbau? Weil die Polen in ihrer

cnauvinistischen Besessenheit sich nicht einmal die Frage vorlegen: Aufbau wozu? Der Aufbau des polnischen Industriegebietes könnte nämlich nichts anderes bedeuten als die Wiederaufnahme der alten Handelsbeziehungen mit Rußland. Ein Polen, das sich vom russischen Konsumenten fern hielte, müßte dauernd an Blutarmut laborieren. Weil uns der ganze Aufbau des Ostens auf dem Herzen liegt, deshalb haben wir ein lebendiges Interesse an der Auferstehung der polnischen Industrie im engen Zusammenhang mit unserer eigenen Produktivität. Deshalb liegt uns die Verständigung mit unseren polnischen Genossen im Augenblick ganz besonders am Herzen, mindestens so sehr wie mit den deutschen Arbeitern und, wenn wir ganz aufrichtig sein wollen, sogar um einige Grade mehr. Ich begreife nicht, daß unter deutschen Politikern, selbst unter rein bürgerlichen, dieser Gedankengang nicht stärkeres Verständnis findet ... Aber Deutschland leidet nun einmal nicht an einem Ueberfluß von wirtschaftlich denkenden Politikern, und so wird das dumme, längst gehaltlos gewordene Schlagwort von den „Gefahren des russischen Bolschewismus" für Deutschland noch eine Weile abgeleiert werden.

WALTER HASENCLEVER

DIE KIELER WOCHE

Ich will das, was ich gesehen habe, sachlich berichten. Es ist leicht, auf gefallenen Machthabern herumzutrampeln; mir fehlt die Anmaßung meiner schreibenden Kollegen, für die der Sinn des Lebens darin besteht, Maschinengewehrfeuer in Verse zu stammeln. Es ist billig, sich an den Schreibtisch zu setzen und von Leichen zu reden, die auf der Straße lagen, und darüber entrüstet zu sein. Viele tapfere Lyriker werden schneller ihren Schreibtisch verlassen haben, als ihnen ihre Gesinnung gestattet hätte, mit der sie seit dem Beginn der Pubertät und dem Ausbruch der Revolution im Blut ihrer Mitmenschen waten. Das Blut, das geflossen ist, wurde nicht von ihnen und ihresgleichen vergossen! Der Mitbewohner dieses sonderbaren Gestirns, auf dem die Menschen sich umbringen, damit die Ideen, für die sie gekämpft haben, verhandelt oder vergessen werden, wird in dem ungeheuren Sumpf von Dummheit, Rachsucht und Lüge erschüttert sein, daß immer wieder die Phrase von der Freiheit und Gerechtigkeit durch die Gassen geschleift wird, in denen unschuldige Menschen erschlagen und ermordet werden. Wir wollen bei allem politischen Furor, der manche von uns besessen hat, als noch kein Geld damit zu verdienen war, nicht vergessen, daß die

Ausübung der Macht, von welcher Seite sie auch kommen mag, die Instinkte der Masse weckt oder unterdrückt; die Beherrschung der Masse aber ist eine Frage des Geistes, nicht der Parteien.

*

13. März.

Freunde vom Theater bringen die Nachricht: Revolution in Berlin! Wir gehen sofort zum Wilhelmsplatz, wo eine Versammlung stattfindet. Wenige Redner sprechen. Der Mehrheitssozialist Garbe, früher Zivilgouverneur von Kiel, konstituiert eine vorläufige Regierung mit sich selbst an der Spitze, ihm zur Seite ein Unabhängiger und ein Kommunist. Herr v. Levetzow, der militärische Gouverneur, hat sich neutral erklärt. Nachmittags Beratung im Gewerkschaftshaus. Die Betriebe schließen. Generalstreik.

Abends 7 Uhr Schüsse auf der Werft. Die Truppen rücken an. Der Privatdozent Dr. Heller, der an der Spitze der Arbeiter die Werft verteidigt, wird mit der Waffe in der Hand gefangen genommen, die Versammlung der Vertrauensleute im Gewerkschaftshaus gesprengt, Garbe und Professor Radbruch von den Mehrheitssozialisten, die auf der Versammlung gesprochen haben, verhaftet. Auf der Werft die ersten Toten. Nachts Patrouillen. Herr v. Levetzow steht auf Seite der neuen Regierung! Herr v. Levetzow regiert.

*

14. März.

In der Nacht gröhlen die ersten Helden „Heil Dir im Siegerkranz". Am Morgen verkünden Proklamationen das Standrecht. Wir kennen es noch von Belgien her: von Lüttich und von Löwen. Aufruhr, Sabotage wird mit dem Tode bestraft, die schwersten Strafen werden angedroht; das Standgericht bildet die kämpfende Truppe; den Vorsitz führt ein Offizier „nicht unter 20 Jahren". Innerhalb 24 Stunden muß entschieden werden; das Standgericht kann nur auf Tod erkennen; Herr v. Levetzow bestätigt das Urteil. Einspruch gibt es nicht, der Tod wird durch Erschießen vollstreckt. Es ist Sonntag. Die Kriegsschiffe funken im Hafen. Garbe, Radbruch, Dr. Heller stehen vor dem Standgericht.

*

15. März.

Wir sind in der Wohnung eines befreundeten Arztes auf der Holstenbrücke. Draußen zieht ein Trupp Soldaten vorbei, verfolgt, belästigt von einer Menschenmenge. Es ist später behauptet worden, es sei auf die Soldaten aus der Menge geschossen worden. A. und

ich, die vom Fenster aus den Schauplatz überblicken konnten, haben nichts davon gesehen. Wir sind der Meinung, daß die Soldaten, die gefallen sind, von ihren eigenen Leuten verwundet wurden, die blind in die Menge feuerten. Wir hörten und sahen zwei Warnungsschüsse, die plötzlich mitten in der Truppe fielen. Wir sahen die schreiende, flüchtende Volksmenge, auf die sofort scharf geschossen wurde. Hätte man nach den Warnungsschüssen wenige Sekunden gewartet, die unbewaffnete, meist aus halbwüchsigen Burschen bestehende Menge wäre längst verflogen. Wer gab das Kommando, scharf zu schießen? 30 bis 40 Schüsse fallen. Menschen liegen in ihrem Blut. Einem Mann ist der Schädel aufgerissen, das Gehirn liegt offen da. Ein anderer ist durch den Bauch geschossen, man hat ihm die Kleider geöffnet, das Blut strömt heraus; er liegt da unten im Dreck vor der Reklamesäule, auf der Herrn v. Levetzows Ankündigungen stehen. Die Holzlatte, die er trug, ist neben ihm hingefallen, sein Schirm, sein Hut liegen im Blut. Ein Arbeiter ist in die Brust getroffen; tot. Ein Ingenieur, der von der Werft kommt, wird zufällig erschossen. Eine Kugel schlägt durchs Fenster des Zimmers im zweiten Stock, wo wir stehen. Es wird gebrüllt: „Straße frei!" Das Maschinengewehr kommt in Stellung. Längst ist kein Zivilist mehr zu sehen. Ab und zu fällt ein Schuß.

Die Schlacht ist geschlagen. Der Leutnant mit dem Klemmer, die Hand am Revolver, mit dem Gebrüll „Straße frei" hat gesiegt. Die Straße ist frei, es hat Leichen gegeben. Ein Soldat, Gewehr unterm Arm, der neben dem Mann mit dem Bauchschuß steht, zündet sich eine Zigarette an. Wir sehen einen Mann, der unbekümmert durch Schüsse und Gebrüll auf die Straße zu den Verwundeten geht. Es ist Dr. H., in dessen Zimmer wir stehen. Freunde und Feinde in dieser Stunde werden sagen, daß der Arzt nur seine Pflicht tue. Mir wird die einfache Geste eines Menschen, der Menschen geholfen hat, unvergeßlich sein.

Die Toten, die Verwundeten werden fortgeschafft. Die Truppe marschiert weiter. Die Stelle neben der Reklamesäule ist jetzt leer. Nur der Schirm liegt noch im Blute.

*

16. März.

Die Studenten sind eingekleidet. Sie ziehen, vaterländische Lieder singend, im Stahlhelm durch die Straßen. Sie werden schießen, sobald es befohlen wird. Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!

*

17. März.

Herr v. Levetzow hat eine Bekanntmachung erlassen, auf der steht: „Ich warne zum letzten Mal!" Die Ereignisse haben ihm recht gegeben. Er hat zum letzten Mal gewarnt. Als die Lage in Berlin unsicher wurde, entschloß er sich, drakonische Maßnahmen zu vermeiden. Garbe, Radbruch und Heller wurden nicht erschossen. Herr v. Levetzow lenkte ein. Er berief die Vertreter der Presse zu sich und erlaubte das Erscheinen der Blätter, wenn die Zeitungen sich verpflichteten, sämtliche Nachrichten der neuen Regierung kommentarlos abzudrucken. Sämtliche Redakteure weigerten sich bis auf einen: das war der politische Redakteur der „Kieler Neuesten Nachrichten", Dr. Fritz Wichmann. Dieser erklärte, die Zeitung sei ein Geschäft. So berichtete die hiesige „Republik".

Am Abend dieses Tages, als der Sturz der Regierung Kapp bekannt wurde, stellte die Stadt Kiel, um Blutvergießen zu vermeiden, Herrn v. Levetzow ein Ultimatum, das unter anderem seine sofortige Abdankung verlangte. Herr v. Levetzow, der sich plötzlich auf den Boden der alten Regierung stellte, erklärte, nur von dieser Befehle empfangen zu können, und ließ der Abordnung der Stadtverordneten, die gekommen war, um mit ihm persönlich zu verhandeln, durch seinen Adjutanten mitteilen, er habe den Herren nichts mehr zu sagen. Die Uebergabe des Militärs an einen aus allen Parteien, ausschließlich der Deutschnationalen, gewählten Ausschuß lehnte er ab und verbat sich energisch jeden Eingriff in seine Befehlsgewalt. Als er am nächsten Morgen auf Anordnung der alten Regierung sofort seines Postens enthoben wurde, war es zu spät. Die Katastrophe nahm ihren Lauf.

*

18. März.

Die Gebäude der inneren Stadt, Polizeipräsidium, Gewerkschaftshaus und Maschinenbauschule waren von Truppen der Brigade Löwenfeldt besetzt. Die bis dahin waffenlosen Arbeiter, zum größten Teil Unabhängige und Kommunisten, griffen am Morgen eine Ablösung der Soldaten an. Es gelang ihnen, sich in den Besitz von Waffen zu setzen. Das war der Anfang der Straßenkämpfe, die um 10 Uhr begannen und bis in die Abendstunden dauerten.

Um 11 Uhr vor der Maschinenbauschule. Die Opfer des Angriffs, bei dem Handgranaten geschleudert waren, werden vorbeigetragen. Blutiges Fleisch auf der Straße, in das die Gehenden treten. Eine wilde, erregte Masse schweift stockend, planlos

flüchtend in der immerwährenden Spannung nahender Schüsse. Tornister, Helme rollen umher. Was geschieht in den nächsten Sekunden? In jedem Augenblick kann die Besatzung irgend eines der Gebäude, das die Menge belagert, mit Maschinengewehren trommeln. Eine sinnlose Unruhe bemächtigt sich jedes einzelnen. Vorwärts? Rückwärts? Keiner weiß wohin.

Es wird verhandelt. Die Maschinenbauschule zeigt die weiße Fahne. Arbeiter dringen ein und entwaffnen die Soldaten. Aus einem Fenster werden die Waffen herausgereicht: Gewehre, Maschinengewehre, Handgranaten. Wer will, bewaffnet sich.

Aus dem Tor der Schule kommen die ersten Gefangenen. Die Menge stürzt sich auf sie. Mit Spaten, Fäusten, Gewehrkolben wird auf die Wehrlosen eingeschlagen. Szenen von unbeschreiblicher Roheit. Es gelingt einigen besonnenen Arbeitern, die Menschen zu schützen; sie werden blutüberströmt ins Gewerkschaftshaus gebracht.

Wir werden zum Theater abgedrängt. Plötzlich von allen Seiten Schüsse über den großen Platz. Versprengte Soldaten, in Häusern und Straßenecken verschanzt, eröffnen das Feuer. Die Arbeiter nehmen es auf. Maschinengewehre werden in Stellung gebracht. Der Platz ist menschenleer.

Wir klettern unter die Kuppel des Theaters. Die Garderobe, die Ballettsäle verwaist. Die Schüsse donnern. Die Sonne scheint. Wir sehen die Toten hüben wie drüben. Und als wollten sie den Irrsinn der Menschheit in einem grauenvollen Bild illustrieren, schwimmen ruhig die Enten auf dem Teich.

Der Tag endet mit dem Sieg der Arbeiter. Wieviel Tote? Wieviel Verwundete? Keiner weiß es. Eine Frau ist getroffen. Ein Kind ist getötet.

*

24. März.

Heute wurden die Opfer der Revolution auf Kosten der Stadt begraben. Ein unermeßlicher Zug mit Bannern, Kränzen, Vereinen. Am Eingang des Friedhofs weht die rote Fahne. Anderthalb Stunden dauert der Vorübermarsch; die ganze Stadt ist vertreten.

Wir waren auch auf dem andern Friedhof, wo die toten Soldaten zur gleichen Stunde beerdigt wurden. Eine alte Frau in Trauerkleidung stand da am Grabe und sagte: „Man durfte sie nicht einmal sehen, so furchtbar sind sie zugerichtet."

H. N. BRAILSFORD (LONDON)

DER ZWEITE FRIEDEN

Anmerkung des Übersetzers: Diese zuerst in der Newyorker „New Republic" veröffentlichte Aufsätze Brailsfords, des wohlbekannten englischen Publizisten und „guten Europäers", richtet sich auch an die Öffentlichkeit diesseits des großen Teiches.

1. Der Stümpervertrag.

Ein Widerhall des Meinungsstreites, der sich an Sir George Paichs Plan einer riesenhaften internationalen Anleihe anschloß, erreicht uns Londoner. Klar, daß die öffentliche Meinung unangenehm von ihm berührt werden mußte! Die Illusionen, mit denen wir während des Krieges gefüttert worden sind, plötzlich abzuschütteln, ist nicht angenehm. Hatte doch die alliierte Propaganda und Rhetorik das ganze Problem Europa zu elegantester Einfachheit verniedlicht. Man hatte uns den Glauben beigebracht, daß ein paar politische Aenderungen, von strengen oder gnädigen Siegern diktiert, genügten, unseren alten Erdteil zur besten aller Welten zu machen. Einige sagten: Macht die Welt demokratisch; andere sagten: Vernichtet den preußischen Militarismus; und vor allem natürlich: Zeichnet eine neue Völkerkarte, dann wird die befreite Menschheit lächelnd ihrem Entwicklungsziel entgegenschreiten. Nun, alle diese Dinge sind, meist allerdings sehr schlecht, tatsächlich ausgeführt worden; und doch hätte selbst eine noch viel reinlichere, platt politische Neuordnung nicht genügt, Europa aus seiner Patsche zu helfen. Die Hirne der Männer, die für diese Neuordnung verantwortlich sind, scheinen sich in allen erdenklichen Bahnen bewegt zu haben: in moralischen, juristischen, politischen und strategischen; niemals aber in wirtschaftlichen.

Während dieser langen Monde des Feilschens, der Spitzfindigkeiten und Stimmenjagd sah der Oberste Rat alles Mögliche, nur nicht die Kerntatsache: nämlich einen Kontinent, der verhungert, der sich nicht kleiden kann, der arbeitslos ist, dessen Proletariat unter den Pegelstand zivilisierter Menschheit sinkt, dessen Kinder schlaff und kümmerlich verkrüppeln. Als ich in diesen Schicksalsmonden durch Mitteleuropa fuhr, fragte ich mich, mit welchen Augen unsere Staatsmänner die Karten, die sie neu einteilten, denn betrachtet hatten. Wenn sie ein dicht bevölkertes Industriegebiet überflogen, sagten sie sich da, daß der Rauch der Schlote nicht von Dampfmühlen herrühre? Wenn sie die Handelswege durchforschten, wußten sie da, daß in jedem Bahnhofsdepot Karawanen von verrostenden, zerbrochenen Lokomotiven untätig stehen? Hatten sie Nachrichten darüber, daß der Hungertyphus im Osten ebenso viel Tausende hinrafft, wie das Schwert an Hunderten fällte? Dämmerte ihnen, daß, wenn Ludendorffs barbarische Maßnahmen be-

schränkte Zonen, — schmale Streifen auf ihren Karten — total verwüstet hatten, die Blockade teilweise Verwüstung über ein wahres Riesengebiet hinweg, vom Rhein bis zur Wolga, in jede Wohnstätte, in jeden Leib, ach, in jede Seele getragen — bis jeder Mann, jede Frau, jedes Kind irgendwie an Kraft, Leistungsfähigkeit, Sittlichkeit und Gesundheit verloren?

Seit Burke von Paine hören mußte, daß er um das Gefieder traure und den sterbenden Vogel vergesse, haben sich Politiker nicht mehr gleich unglückselig in Abstraktionen und Ideologien verloren. Der Oberste Rat fand ein schwankendes Europa vor; er aber stieß es vollends in den Abgrund. Durch die Verlängerung der Blockade um neun überflüssige Monate, dann durch die Bedingungen seines Karthago-Friedens und endlich durch die Absperrung Rußlands und die Förderung des innerrussischen Krieges hat er ein Elend heraufbeschworen, das unheilbar scheint. Kritiker, die ebenso vom politischen Wahn befallen sind wie die Staatsmänner selbst, haben auf die territorialen Irrtümer des Vertrages — vom Saargebiet bis Danzig, von Fiume bis Makedonien — schon emphatisch hingewiesen. Aber das wirkliche Unglück ist, daß man Deutschland nur 25 Prozent seines Eisens, nur 36 Prozent seiner Kohle gelassen hat; daß die Last einer phantastischen Kriegsentschädigung den Zusammenbruch seines Kredites vollendet, seine Währung zerstört und die Quellen seiner industriellen Energie verschüttet; daß Oesterreich durch eine rücksichtslose Zerstückelung ohne Kohle, ohne Rohmaterial und ohne Märkte dasteht, — ein Krüppel, der seine einst so fleißigen Hände nur noch dazu benutzen kann, unsere Almosen einzusammeln. Und nicht einmal, daß unsere ehemaligen Feinde die einzigen Opfer dieser Politik wären! Vier polnische Mark sollen normalerweise einen Dollar eintauschen; heute zahlt man hundert. Der polnische Finanzminister stellt ein Budget auf, dessen Ausgaben die Einnahmen um das Achtfache übersteigen (ohne daß dies die Pariser davon abhielte, Polens abgerissene Armee zum Einfall in die sowjetrussischen Schneewüsten aufzuhetzen). Und halbnackte Kinder, in Schwindsucht und Rhachitis hinsiechend, wetteifern mit ihren Wiener Leidensgefährten um unser Mitleid.

Nicht politischer oder nationaler Art ist das Problem Europas: die europäische Frage heißt: Arbeit und Bevölkerung. Seit einer Generation vor Kriegsausbruch hatte die deutsche Industrie, auf Kohle und Eisen basierend, dieses Mitteleuropa zum blühendsten, arbeitsamsten, dichtest bevölkerten Gebiet der Erde gemacht. Ausfuhr setzte es in den Stand, seine immer wachsende Bevölkerung mit dem Getreide und Fleisch der Neuen Welt, Rußlands und der Balkanstaaten zu ernähren. Ein engmaschiges kommerzielles Netz verband

den gewaltigen Landstrich mit der Außenwelt. Von seinem weitausgespannten Handel nährten sich Millionen, — Millionen, die hungern müssen, wenn die feingesponnenen Fäden zerreißen.

Und sie sind zerrissen! Zerrissen durch eine ganze Kette von politischen Entscheidungen! Ein neues und verwickeltes System von Grenzen, deren jede mit den Hindernissen von Ein- und Ausfuhrzöllen und dem Stacheldraht ewig wechselnder Valutaverhältnisse bewehrt ist, durchschneidet die Habsburg-Monarchie, die noch kürzlich eine große, mit einheitlicher Währung und einheitlichem Zoll- und Transportwesen ausgestattete Zone internen Freihandels war. Die Blockade enthält Rußlands Getreide, Häute, Flachs, Hanf und Nutzholz den mitteleuropäischen Völkern vor, die ihrerseits die Märkte entbehren müssen, auf denen ihre Chemikalien, Textilwaren, Metallprodukte und Maschinen Absatz fanden. Deutschland, das den größten Teil seines Eisens und seiner Kohle verloren hat, kann mit seiner fast wertlosen Mark die ausländischen Rohstoffe, deren es bedarf, nicht einkaufen. In ihrer Ermangelung kann seine Industrie noch nicht einmal den Binnenmarkt versorgen; aber selbst wenn die Ausfuhr wieder aufgenommen werden könnte, so müßte sie doch, Jahr um Jahr, einen fabelhaften Güterstrom allein zur Bezahlung der Kriegsentschädigungen ausgießen, so daß der Erlös nicht für entsprechende Einfuhr verfügbar würde. Soweit diese lahmgelegten Industrien mit ihrer unzulänglichen Eisen- und Kohlenbelieferung also überhaupt werden arbeiten können, müssen sie es sozusagen gratis tun.

Ein Alp, bedrückender als der Pessimismus Malthus', spreitet sich über den Kontinent. Nicht Habsucht, sondern die Entscheidungen des Obersten Rates selber werden die Bevölkerung Mitteleuropas veranlassen, solchen Lebensbedingungen zu entfliehen. Sie birgt schon heute fünfzehn Millionen amtlich festgestellter Arbeitsloser, was, mit Angehörigen, ungefähr eine Masse von sechzig Millionen Menschen ausmacht. Mr. Hoover hat berechnet, daß etwa zehn bis zwölf Millionen Deutscher werden auswandern müssen. Das ist meiner Ansicht nach unterschätzt, jedenfalls umfaßt es noch nicht die Polen, Ungarn usw. Nun aber: Die Tore sind ihnen ja verrammelt! Sie können gar nicht auswandern. Ein Teil von ihnen wird also sterben. Ein anderer, größerer, der einst in Wohlstand lebte, wird versuchen, auf halber Ration sich fortzufristen. Vielleicht werden wir stürmische Wanderungen erleben, wütende Jagden nach Kohle, Eisen und Korn, — so, wie in dunklen Jahrhunderten hungergepeitschte Volksstämme auf der Suche nach Weideland aus den Steppen Asiens in Europas Ebene vorbrachen. Statt der alten Religions-, Nationalitäts- und

Gleichgewichtskriege werden wir vielleicht wieder H u n g e r k r i e g e aufflammen sehen. Bereits sprechen die Ungarn offen davon, sich auf kriegerischem Wege die reichen Aecker der Slowakei und die Minerale Transsylvaniens zurückzuholen. Die Polen, unterm Drucke ihrer überquellenden Bevölkerung, stoßen nach Ost, ins russische Grenzland vor. Deutsche, vom russischen Magneten angezogen, mit bewaffneten Händen der heimischen Arbeitslosigkeit entfliehend, haben versucht, sich einen Weg durch die baltischen Provinzen zu bahnen. Inmitten dieses Leidens, dieser Unruhe wird alles unsicher sein, nur nicht der N i e d e r g a n g und V e r f a l l von E u r o p a s Z i v i l i s a t i o n.

HERMANN KESSER

LUDWIG RUBINER †

Aus Berlin kommt die Nachricht, daß Ludwig Rubiner von einer Krankheit gefällt worden ist — und aus der Kreiswand der Menschen und Geister, von der ich mich oft und willig umschließen lasse, bricht wieder ein Stück heraus, diesmal ein roter funkelnder Stein, und stürzt still ins Leere; hinunter in diese Zeit, nach Babylon hinunter, das sich unaufhaltsam mit vergeblichen Gräbern bereichert. Es sanken mir während des Krieges zwei junge Menschen hinunter, die wie heitere Leuchter vor meinem Schaffen standen, der Schauspieler Ludwig Kaase aus Mecklenburg und der Dichter Gerhard Moerner aus Hamburg; vor Jahresfrist starb auf dem Berliner Asphalt der Bildhauer Wilhelm Lehmbruck, der den schlanken strebenden Menschen auf dem Wege zum nächsten Gipfel aus dem Stein geschlagen hat; dazwischen gingen freiwillig einige Freunde hin, Freunde ohne öffentliche Form: alle sind von der Gegenwart vorzeitig getötet worden. So lichtet sich meine Kreiswand; durch Lücken, die sich nicht mehr ausfüllen können, brechen die allerkältesten Tage. Eine Frage der Physis, nicht der Wehleidigkeit wird, ob man auf die Dauer diesen Unter-Null-Temperaturen gewachsen ist.

*

Die Wärme Ludwig Rubiners, quälend oder nicht, wird allen Geistigen fehlen, für die das Geschehen der letzten fünf Jahre mehr ist als eine vorübergehende Episode, allen denen, für die eine klare Entscheidung in Sachen der Weltbahn-Geleise-Erneuerung eine Gewissenspflicht geworden ist. Das „Publikum“ kennt diesen Ludwig Rubiner nicht, und das ist natürlich ganz belanglos. Sein hinterlassenes Werk ist überdies schmal, und für alle, die aus Instinkt nicht mitschwingen wollen, unverständlich. Voran steht darin ein

episches Zeitgedicht, „Das himmlische Licht", eine brennende Vision von Schrecken, Mitleid und Erlösung. Es erschien 1916 und ging damals unter in dem Schwall einer noch immer unterhaltsamen und genrehaften Oppositions-Literatur, der die ernste vorletzte und die verfinsterte jüngste Zeit nur Motive für neue literarische Spielarten, aber keinen überzeugenden Inhalt gegeben hat. Im Gegensatz dazu war in dem Gedichte Rubiners verkündet: Eine umfassende Weltgesinnung, ein Bekenntnis zur Weltveränderung, eine Absage an den Betrieb. Ein flehentlich schluchzender Aufruf gab ein Gesicht des Kommenden und gab ein Gleichnis von Untergang und Aufstieg. Wer Ludwig Rubiner ins Herz sehen will, dem Todfeind allen Unrechtes und aller Gewalttätigkeiten, sieht und hört hier alle seine geistigen Sinnlichkeiten rasen. Man lernt kennen: Eine heiße aktuelle musikalische Stimme, randvoll mit Menschenliebe und fanatischer Gläubigkeit, erzeugt von dem Elend der Erde. Daß diese Wirkung des Elends, die Rubiner heißt, daß diese Verbindung von Reagens, Dichter, Philosoph, Prediger und Revolutionär im Tiefsten mit Musikalität ausgestattet war, das ist vielleicht die geheimnisvolle Kraft dieser Stimme gewesen. In dieser Stileigenschaft berührte sich Rubiner zuweilen mit der großen lyrischen Tongebung Friedrich Nietzsches, von dem er sonst selbstverständlich nichts wissen wollte. (Darin mir entgegen, der ich der Meinung bin, daß die sprachliche Energie aller derer, die starke kulturkritisch erörternde und mithin auch sozialpolitisch aufwühlende Prosa erfunden haben, soweit es sich um deutsche Zonen handelt, unmöglich ohne Nietzsche gewachsen wäre. Auch die protestierende und exklamatorische Zeitlyrik stammt zu drei Vierteln von seinen Prägungen ab, wenn auch nicht von seinen anders gerichteten Vorschlägen zur Verbesserung der Welt.)

*

So aber erblicke ich heute im Augenblick der Todesbotschaft Ludwig Rubiner: Als einen der im Zug der unaufhörlichen Reformatoren schreitet, jener Reformatoren, die von ägyptischen Pyramiden bis zu Fabriken aus Eisenbeton und Kriegsministerien reichen. Und im besonderen gibt sich Rubiner als ein maßlos tapferer und aufrechter Kapitän; auf einem entführenden Schiff, das sich mit allen Schmerzen und Greueln der Welt beladen hat; heroisch, das heißt heldenhaft-einsam untergehend auf der Kommandobrücke; mitten in der illusionistischen Fahrt nach dem Paradies. — Wer hat den billigen Mut, solchen Fährmännern „Utopist!" nachzuschimpfen? — Auch ich weiß: Wir kommen niemals an, weder ich, noch du, weder dieses noch ein anderes Jahrhundert. Sei's drum: Dennoch muß die Fahrt immer wieder gewagt werden. (Anch' io sono capitano!) Die Blockadepolizei, die Verhinderer der Ausfahrt haben immer Unrecht.

Von der Kommandobrücke aus klangen aus einem weithin schallenden Megaphon seine Manifeste, seine Notrufe, seine Rettungssignale — mitten in der Gehirnfinsternis der Kriegszeit. Sie wurden schließlich in einer Schrift gedruckt, die dank der Zensur — so gut wie unter Ausschluß der Oeffentlichkeit — unter dem Titel „Der Mensch in der Mitte!" noch während des Krieges erscheinen konnte. Sie haben in einem Drama „Die Gewaltlosen", entstanden in Zürich und in der Schweiz in den Jahren 1917 und 1918, Gestalt gesucht, in einem Drama, das bisher unaufgeführt geblieben ist und nun endlich in Stuttgart ans Licht kommen soll. „Die Gewaltlosen!" Das Kennwort zeigt, was es an edelster Ueberzeugung für die Bühne enthält.

Rubiners wirksamste Taten bleiben bis dahin neben der tätigen Hilfe an der Erweckung Tolstois die theoretischen, die denkerischen Schriften, waren die eigenen lebendigen Worte und die Gespräche von Mund zu Mund. Niemand, der sich mit ihm begegnete, entzog sich. Er war eine Atmosphäre, immer mit Auseinandersetzung und Diskussion geladen, immer „prinzipiell". Er verbreitete nicht nur die eigenen Grundsätze, er pflanzte allgemein die Neigung an, Grundsätze zú haben und sich durch den Zustand der Welt hindurchzudenken, sich zu positiven und negativen Vorzeichen zu entschließen. Waren solche prinzipielle Temperamente dem deutschen Schrifttum nötig? Ja, unbedingt nötig waren sie und sind es noch, und deshalb ist Ludwig Rubiner eine Begebenheit, ein allseitig ausstrahlendes Dasein gewesen. Als ein sich einprägender philosophischer Zielsetzer, ein rhythmisierter Melodiker der Geistigkeit und der Menschenliebe, als ein rastloser Willensmensch, der Gedanken von abseitigen Schreibtischen und aus toten Büchern aufhob, um sie durch die Menschen und Handlungen wandern zu lassen. (Es ist nicht das einzige Verfahren, und es sind nicht die alleinigen Apostel; aber ohne diese Motoren wäre ewiger Stillstand.) Die Einheit seiner Geistmelodik — es w a r eine Melodik und ein Rhythmus in ihm, und darum hat er sich um so viele überzeugender vermittelt als es manche andere konnten — durchblutete in Kanälen, von denen die Mehrheit nichts ahnte, die wenigen bewußten und verantwortlichen Stimmführer. Er rüttelte bequeme Literaten, ästhetische Spieler, schreibende Gewerbetreibende aus ihrer wirklichen und vorgetäuschten Verschlafenheit auf. Er ist einer von jenen geworden, die den Blutkreislauf des Schrifttums mit Schwungkraft füllten, und er beförderte mit ihnen das Gefühl für die entscheidende Bedeutung des öffentlichen, des geschriebenen und gesprochenen Wortes. Seine Ansprachen, seine Essays, diese weißglühenden Pfeile, trafen Freunde und Feinde. Berührt und bewegt wurden alle. Ein fleißiger Forscher sollte gelegentlich untersuchen, was deutsche Publizisten, Dichter,

Literaten und Politiker aus jener Bewegtheit — die Aktivismus heißt — mit und ohne Kenntnis der Quellen in sich einströmen ließen und übernahmen! Eine hochgradig moralische Arbeit hat man zu verrichten begonnen; Ludwig Rubiner ist dabei einer der Unermüdlichsten gewesen. Es war also Haupthelfer einer, der selbst der Herkunft nach ehedem nur allwissender und nur hochbegabter Literat gewesen war, und dieses Nur-Literarische verzichtend von sich abtat, um eine ethische Sendung zu vollbringen.

*

Auf seinem Schiff hat Rubiner am Ende, sichtbar und nicht unerwartet, die Fahne Lenins aufgezogen. Nicht um Lenins willen; um der Idee willen, die er im Osten ankommen sah. Stärker und stärker tönte sein Megaphon. In brünstiger Gläubigkeit rief er weiter zum Kampf für den Menschen; fuhr er zu, mit seinem klargeistigen Fanatismus und mit jenem letzten Entschluß zur folgerichtigen Einseitigkeit, der sich immer selbst wieder aufs neue verpflichtet. Stichflammen predigte er; die Weltliteratur brach er mit fieberhaft greifenden Händen in Stücke, um aus erwählten Fragmenten eine irgendwie parteipolitisch-sozial verwendbare Zukunftsharmonie zusammenzufügen; neu-ästhetischer Agitator, sammelte er Symbole für eine kommende Gesellschaftsform. Ueber aller Parteipolitik war eine leuchtende Güte und eine immer wachsame Liebe, zwei Eigenschaften, von denen für mich die Frage, wo er geirrt hat, in dieser Stunde verblaßt.

*

Er war, aus dem Osten stammend, in Berlin in die Welt gekommen und wuchs wie geborenes Ideen-Schicksal, ohne Blick für Himmel, Wolken, Wasser und Wälder, ohne jede tröstende Bodenverbundenheit in die verzehrende Zeit hinein. Er flackerte immer; er ruhte niemals. Einmal frug ich: „Wo fühlen Sie sich am wohlsten?" — „In den ganz großen Millionenstädten. — New York wäre, glaube ich, das Richtigste." Und ich begriff, und war doch in dieser Sekunde weit von ihm weg.

Sicher ist, daß er zu den ganz vereinzelten Menschen gehörte, die ihr Leben an eine Idee hingeben. Er gab hin, verhetzt und schließlich wohl nicht wenig verfolgt und gehaßt, seinen letzten Atem, sein Blut, alle Sehnsüchte. Gewiß für mich, daß er an Erschöpfung zu Grunde gegangen ist, und kein Zufall ist, daß er an einer Lungenentzündung dahinging. Denn er ist eine Stimme gewesen; und ein Beispiel für eine atemlose Stimme des Gewissens. Soweit sie ausgesprochen hat, was alle angeht, wünsche ich ihr: Non requiescat in pace!

Offener Brief an Hermann Grafen Keyserling.

Der Plan, von dem Sie mir Mitteilung zu machen die Güte hatten, und dessen Verwirklichung durch den lebhaft empfänglichen Sinn eines deutschen Fürsten gesichert scheint, nämlich in Darmstadt eine auf Ihren Namen zu taufende „Stiftung für freie Philosophie" zu errichten, eine Anstalt ungeschauten Typs, die Heimstätte und Schule nicht eigentlich wissenschaftlicher Forschung, sondern schlechthin der Weisheit wäre: — dieser Ihr Plan beschäftigt mich angelegentlich, seit ich Ihren Brief und nun auch wiederholt die bedeutende Druckschrift gelesen, worin Sie mit soviel leidenschaftlicher Präzision und logischer Energie Ihre Idee begründen und entwickeln. Lassen Sie mich Ihnen danken für die tiefe geistige Bewegung, die Ihr ordnendes Denken und Ihr eiferndes Wollen mir mitteilten, und lassen Sie es mich öffentlich tun in der Hoffnung, diese Bewegung damit ein wenig weiterzuleiten, Teilnahme und Zustimmung vielleicht da und dort zu erregen oder zu beleben. Denn der Eindruck, den die Nachricht, ihrer Neuheit und Schönheit ungeachtet, auf unsere Oeffentlichkeit bisher gemacht, ist befremdend gering, soviel ich sehe. Einige Zeitungen vermerkten sie knapp, unter anderen, nicht gerade ebenbürtigen, in Perldruck, das war alles. Und doch handelt es sich nicht um ein Unternehmen irgendeines obskuren Querkopfes und unbeauftragten Beglückers, sondern der Name des Mannes ist im Spiel, der uns, es sind wenige Monate, eines der reichsten Bücher der letzten Jahrzehnte, das „Reisetagebuch eines Philosophen" schenkte, und dem die Nation in ihrer dunkelsten Stunde den geist- und trostreichsten Zuspruch, die bewunderungswürdige Abhandlung von „Deutschlands wahrer politischer Mission" zu danken hatte.

Es war in der Tat diese Schrift mit ihrem Gedränge von befreiend wahren und unendlich sympathischen Gedanken, die mich ursprünglich zu Ihnen führte und jene ehrerbietige Freundschaft für Ihre geistige Existenz in meinem Herzen weckte, die nun den Grund abgibt für das Vertrauen, womit ich Ihr Planen und Unternehmen im Wirklichen begleite. Ich will in ganz großen Zügen den Gedankengang andeuten, der Sie zu Ihren Entschlüssen führte.

Sie stellen fest, daß seit dem 18. Jahrhundert der sich immer mehr emanzipierende Verstand nach und nach die meisten der seelischen Organe und Gestaltungen, die den Menschen die innere Form gaben, als Vorurteils- oder Zufallsgebilde erwiesen, damit aber geschwächt und schließlich abgelöst hat. Nichts von dem, was die europäische Bildung ausmacht, braucht bestehen zu bleiben; denn der Glaube an alles geschichtlich Gewordene ist verloren gegangen, und

ohne Glauben „gibt es keine psychische Wirklichkeit". Einer wilden, sinnlosen und geistig-panikartigen Selbstsucht stehen keinerlei Hemmungen mehr entgegen, die einen Verlaß böten, keine Dogmen, keine Glaubenssätze, keine Ehrbegriffe. „Und da nur die höchstentwickelte Seele ohne Namen und Form ihre Vollkommenheit finden kann, so bewirkt dies einen kaum dagewesenen Niedergang alles Seelenlebens."

Alle Reaktions- und Restaurationsbewegungen gegen diesen Zustand, seien sie politischer, religiöser oder ethischer Natur, sind mißverständlich und verfehlt; denn erstens sind viele der alten Lebens- und Seelenformen so gründlich tot, daß Wiederbelebungsversuche müßig sind; und zweitens ist gar nicht zu leugnen, daß der emanzipierte Intellekt, soweit seine Sphäre in Betracht kommt, „absolut im Recht ist" — und zwar in negativer wie in positiver Beziehung. Daß er den Fortschritt, um den er kämpft, nicht wirklich herbeiführt, liegt nicht an seinen Programmen, sondern an anderen, außerintellektualen Umständen. Wer nach der Restauration einer Seelenform strebt, die als solche zwar besser war, als die gegenwärtige Formlosigkeit, die aber auf Geistesblindheit beruhte, verkennt, daß vielmehr die Bildung neuer Harmonie vonnöten ist: einer Seelenform, die einer weiteren und tieferen Geisteseinsicht gemäß wäre. Und während dem nichts als revolutionären Intellekt ein nur vorurteilsfreies Menschentum als Ziel vorschwebt, handelt es sich, ideal gesprochen, vielmehr um die Gewinnung eines Menschentums, „dessen Vorurteile sämtlich zugleich richtig wären." Weder die Revolution als Dauerzustand noch die Reaktion ist das zu Wünschende. Was not tut, ist eine n e u e S y n t h e s e v o n G e i s t u n d S e e l e.

Diese Neu-Verknüpfung, die die Genesung der kranken Menschheit bedeuten würde, muß aber heute vom G e i s t e ausgehen; sie kann nicht ausgehen von der Seele, vom „Glauben". Alle Autoritäten der Vergangenheit sind für das moderne Bewußtsein als tot zu betrachten, mögen sie auch als retardierende Elemente noch lange nachwirken. Die Möglichkeit einer Vollendung auf der Ebene des früheren unkritischen Zustandes existiert nicht mehr; dies gilt es einzugestehen. Was der Kritik nicht standhält, wird nie mehr dauernd herrschen können. Oder was wäre zu erwidern, wenn bewiesen wird, daß, was dem Leben bisher Halt und Form gab, Vorurteil war? Eben daher, daß — auf gleicher Ebene — nichts zu erwidern ist, das reißende Dahinsterben aller seelischen Bindungen überall. Das Problem des modernen Abendländers ist: auf höherer Bewußtseinsstufe wieder g a n z zu werden, wie dies der Mensch des Mittelalters in hohem Grade war, und wie es beim Orientalen vielfach noch heute gilt. So wahr es aber ist, daß das Psychische, die Seele das eigent-

lich Lebendige und insofern Ausschlaggebende am Menschen ist, daß sogar ein überwiegendes Gefühlsleben gegenüber einer Hypertrophie des Intellekts — als welchem jede notwendige Beziehung zur Totalität des Lebens fehlt und der, seinem Wesen nach nur zersetzend und erneuernd, jeder nicht intellektualen festen Gestaltung Feind ist — das geringere Hindernis bedeutet: so wahr ist es dennoch, daß das Heil heute von keinem neuen Glauben kommen kann und wird, so groß die Sehnsucht gerade nach einem solchen sei, so wahr ist es vielmehr, daß die Neuformung des inneren Menschen nur vom Intellekte her durch Bereicherung und Vertiefung der Einsicht erfolgen kann, die Neuverknüpfung von Seele und Geist von diesem ausgehen muß: Die wichtigste Aufgabe kommt heute nicht der Religion zu, sondern der Philosophie.

Unter diesem Worte ist nun freilich nicht das zu verstehen, was heute für Philosophie gilt oder gestern dafür galt: Es ist klar, daß die Philosophie als eine wissenschaftliche Sonderdisziplin unter anderen das krasseste Beispiel jener Fragmentierung und Entseelung bedeutet, die der intellektuelle Fortschritt überhaupt am Leben bewirkt hat. Philosophie muß wieder werden, was sie einstmals war und was sie im Differenzierungsprozeß der Erkenntnis zu sein zeitweilig aufgehört hatte: sie muß aufs neue zur Weisheit werden. Alle Höherentwicklung hat Disharmonie zur ersten Folge, — die Höchstentwicklung geschieht im Zeichen des Vollendungsideals. So sei es mit der Philosophie, die als Wissen der Weisen begann und später in viele Forschungszweige zerfiel: sie erfüllte sich im Ideal der Weisheit, der schöpferischen Einheit von Erkennen und Sein, bei welcher gleichwohl der Akzent auf dem Wissen liegt. Mit Recht lehren die Inder, daß alle Erlösung in Erkenntnis besteht. Eben darum widerstreitet es der Natur der Dinge, bei hochentwickelter Bewußtheit das Heil trotzdem von Vollendungsstufen niedrigeren Bewußtseinsgrades zu erwarten. Einst, solange das Vollendungsideal der katholischen Kirche galt, war die Synthese vorgegeben: es galt die Realisierung bestimmt gestalteter Wahrheiten, die eben damit zu formgebenden Lebensmächten wurden. Heute sind alle überlieferten Synthesen durch den Verstand zu Tode getroffen: was er nicht als berechtigt anerkennt, ist nicht lebensfähig. Genesung und Vollendung ist heute nicht in der Gebundenheit durch gläubig anerkannte Ueberlieferung zu finden, sondern in voller Erkenntnisfreiheit: sie sei das Ziel des Weisheitstrebens.

Es steht heute ähnlich wie zur Zeit der Denker Griechenlands, welche ebenfalls die überkommenen Seelenformen in Zersetzung begriffen oder schon zersetzt fanden: nur bessere Erkenntnis konnte auch damals vor dem Verderben retten. Allein wenn der griechische

Weise die Autorität der Volksreligion verwarf, — die Autorität der Vernunft, der Logik, d. h. beinahe: der bloßen Grammatik stand ihm um so fester. Als der Philosoph dann zum zweitenmal in der Geschichte Europas, im 18. Jahrhundert, von der Welle des historischen Prozesses zu ausschlaggebender Geistesmacht emporgetragen wurde, wiederholte, ja übertrieb er den hellenischen Fehler, denn die französische Raison, damals die höchste Instanz, bezeichnete ein um vieles Engeres als der griechische Logos. So erwies Philosophie sich in beiden Fällen auf die Dauer nicht als aufbauende, lebenfördernde, sondern als zersetzende Macht, und schon Nietzsche hat geurteilt, daß Sokrates seinen Giftbecher zu Recht getrunken habe. Gerade Sokrates aber ist der Prototyp der abendländischen Philosophie geblieben, woher es kommt, daß auf unserer Hemisphäre nie auch nur die Vorstellung des vollkommenen Weisen als des Wissenden, nicht des Wahrheitsuchers, konzipiert worden ist, wie dies in Indien früh geschah; daß unsere wahren Weisen (Goethe) kaum je Philosophen, unsere Denker kaum jemals Weise waren. Und doch leben wir in einer historischen Konjunktur, welche Weisheit im Sinn eines wissengewordenen Lebens fordert. *Der Verstand hat zersetzt, was zu zersetzen war; des Sokrates Werk kann als vollendet gelten.* Die Kritik hat dem Geiste volle Freiheit für immer gesichert; sie hat aber zuletzt dem Leben selbst die Axt an die Wurzel gelegt, indem sie dahin führte, daß alles nicht verstandesgemäß Begreifliche am Leben in seiner Existenz gefährdet scheint. Es hilft nichts, die Religion zu erneuern oder ethische Kultur zu treiben, wenn Religion und Moral überhaupt als vorurteilsgeboren erwiesen sind. Es gibt nur einen Weg: die Kritik selbst muß dem Wiederaufbau der Lebensganzheit dienlich werden; als ihre neue und menschenbildende, ihre höchst gegenwärtige und brennende Aufgabe empfinde sie es, den *Sinn* der Moral, den *Sinn* der Religion und den alles dessen zu erweisen, was dem Leben nachweislich zu seinem Heile Halt bot, durch vorläufige Kritik aber als unbegründet verurteilt schien. Dabei gilt es *nicht*, der Einsicht zu entsagen (obwohl der Mensch, vom Verstande ins Nichts gehetzt, sich am leichtesten von aller Vernunfterwägung abwendet), sondern sie zu vertiefen und „einen Bewußtseinsgrad zu erreichen, in dem die Ganzheit des Lebens sowohl seiner Tatsächlichkeit nach bewußt, als seinem Sinn nach verstanden wird, und diesen *Sinn* als Lebensbasis auszubauen." Was nochmals besagt, daß heute nicht dem Religionsstifter, nicht dem Ethiker und Pädagogen, sondern dem Philosophen die wichtigste Aufgabe zufällt.

Dieser Sachverhalt ist nicht nur zu erkennen, sondern auch darzustellen. Da nicht die Religion, sondern die Philosophie die aus-

schlaggebende Geistesmacht für diese Zeit ist, so ist der offizielle Bedeutsamkeitsakzent auf diese zu verlegen: nicht auf das, was die letzten Jahrhunderte unter dem Namen der Philosophie verstanden und was eine exzentrische Geistesbetätigung war, sondern auf eine Philosophie, die Leben in Form des Wissens ist, deren Ziel jenseits aller Kritik liegt, „im Bewußtsein jenes Lebensgrundes, der alle Gestaltung von innen her bedingt". Der Weise muß für das allgemeine Bewußtsein zur selbständigen Autorität werden, und auf seinen Typus hin ist ein neuer Anstaltstyp zu begründen, eine Schule, in welcher Verstehen des Sinnes und die Neufassung aller Erscheinung aus ihm heraus vom Lehrer zum Schüler vermittelt werden, eine Anstalt, geeignet, jene Vollendung, die früher Glaube allein gewirkt, aus dem Geiste vollkommenen Wissens heraus begreifbar zu machen.

Die Idee einer solchen Anstalt zu verwirklichen, kann aber nicht Sache des Staates sein. Zwar ist es gewiß, daß wir durch einen extremen Etatismus werden hindurchzugehen haben; aber gewiß ist auch, daß ein wachsender Prestigeverlust des Staates überall in Aussicht steht. Das Ziel der jüngsten Entwicklung ist überall der Abbau des Staates und seine Ersetzung durch einen Volksorganismus, der im Zusammenwirken vieler selbständiger, von einander unabhängiger Organisationseinheiten bestände. Und diese Entstaatlichung, die alles, was nicht notwendig zum Staate gehört, immer unabhängiger, immer mehr als in sich selbst gegründeten Selbstzweck wird leben lassen, wird in Deutschland, falls dieses seinem Heile zu fortschreiten soll, am ausgesprochensten vor sich gehen müssen. Gerade durch die vorderhand zunehmende Verstaatlichung im Sinne des Sozialismus wird sich hier der wesentlich außerstaatliche Charakter aller höheren Gemeinschaftsbildungen besonders deutlich erweisen, besonders weil bei dem deutschen individualistisch-partikularistischen Temperament (dem französischen entgegengesetzt) alle Vereinheitlichung („Zentralisierung") Nivellierung nach unten bedeutet, und weil ein Teilhaben an mächtigen äußeren Verbänden den deutschen Menschen leichter als irgend einen anderen entseelt, fragmentarisiert und zum bloßen Organ macht, weshalb jede Entwicklung nach einer Synthese des Lebens zu auf der Grundlage des Individualismus und des Partikularismus stattfinden muß. In Deutschland zuerst werden nichtstaatliche Gebilde entstehen, die als Privatanstalten dem dienen, was die Nation zu ihrer Entwicklung am dringendsten braucht. Die Deutschen sind, nach Nietzsche, kein Volk des Seins sondern des Werdens; ihre Sendung war immer, zerstörend und erneuernd zu wirken. Auch jetzt, wie vor 2000 Jahren, war es ihr Schicksal, eine Weltwende einzuleiten. Auch diesmal kann es ihnen bestimmt sein, das Neue zu begründen. „Nicht allein die Lösung der

sozialen Frage, für die dies Volk augenscheinlich prädisponiert ist, — die Herbeiführung dessen, was der modernen Menschheit vor allem not tut, die Neu-Verknüpfung von Seele und Geist, erscheint recht eigentlich als Deutschlands Problem." — —

Ich gab einen Auszug aus Ihrer Schrift, lieber Graf, gab ihn mit Ihren Worten und will nicht hoffen, daß ich entstellt habe, was ich zusammenzudrängen suchte. Lassen Sie mich, gewiß in Ihrem Sinn, sofort hinzufügen, daß die Versöhnung von Seele und Geist, die Sie als Lebensnotwendigkeit verkünden, von der „Lösung der sozialen Frage" keinen Augenblick getrennt zu sehen, sondern vollkommen identisch mit ihr ist. Dies Einsehen heißt, das politische Problem als eine Angelegenheit des inneren Menschen, als eine Erziehungs- und Bildungsfrage erkennen und empfinden lernen, — eine Betrachtungsart, die nicht allein gut deutsch, sondern auch die einzige ist, die das Problem auch nur in den menschlichsten Grenzen lösungsfähig zu machen imstande ist.

Ueberhaupt aber lassen Sie mich Ihnen meine herzliche Sympathie, mein tiefes Einverständnis mit den hier unzulänglich skizzierten Anschauungen und Willensmeinungen ausdrücken. Was Sie sagen, ist die Wahrheit, die von vielen erlebte und erlittene Wahrheit, — die aber wohl noch niemals vorher begrifflich so scharf gefaßt, mit so viel Schlichtheit, Unumwundenheit, Exaktheit und Gerechtigkeit — d. h.: ohne Verunglimpfung sei es der „Seele" oder des „Geistes", der Form oder der Kritik — hingestellt worden. Ist es Zufall, daß die Forderung einer lebendigen „Einheit von Erkennen und Sein" von einem Edelmann erhoben wird — inmitten eines Volkes, über dessen wesentlich bürgerlichen Charakter wir zu meiner Genugtuung einig sind? Was, im Grunde, bedeutet Bürgerlichkeit? Ich schlug, nachdem ich die Lektüre Ihrer Schrift beendet, den Brief des Wilhelm Meister an seinen Freund Werner auf, worin er ihm seinen Hang zum Theater als Sehnsucht nach Korrektur und Vollendung seiner bürgerlich-unharmonischen Menschlichkeit erläutert. „Ich weiß nicht," schreibt er, „wie es in fremden Ländern ist, aber in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und allenfalls seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen, wie er will. Er darf nicht fragen: Was bis Du? Sondern nur: Was hast Du? Welche Einsicht, welche Kenntnis, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Vorstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. . . . Jener soll tun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähig-

keiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf e i n e Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß." Hier ist in der Tat eine unsterbliche Bestimmung der Bürgerlichkeit und ihres menschlichen Mangels, — ihres Mangels an Menschlichkeit, an V o l l e n d u n g gegeben, eine Bestimmung, die man wohl zur Erklärung der Tatsache heranziehen kann, daß ein Denker adligen Geblütes es ist, der in Deutschland, dem bürgerlichen Lande par excellence, dem Lande „der exzentrischen Geistesbetätigung", der Disharmonie, der fragmentarischen Menschlichkeit, auf Ganzheit, auf „personelle" Vollendung, auf die Harmonie von Erkenntnis und Sein, auf Weisheit dringt. Aber Goethes Meister selbst, der „nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung seiner Natur, die ihm seine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung hat", — er selbst ist ja ein Bürger und ein Deutscher; und irgendwo in Ihren Schriften, Graf Keyserling, sprechen Sie es aus, daß, so wenig das deutsche Volk zu einem aristokratischen Menschheitsideal berufen scheine, es doch in Form der Sehnsucht aristokratischer empfinde, als irgend ein anderes. Hier ist die Stelle, wo, in Hinsicht auf Deutschland, sein Schicksal und seine Aufgabe, Ihre Schrift von der Not und dem Willen der Zeit an früher von Ihnen Gesagtes anknüpft. „Mehr als jedem anderen Menschen", sagen Sie auch hier, „fehlt dem Deutschen der unwillkürliche, selbstverständliche lebendige Zusammenhang von Denken und Sein, was ihn bald unpraktisch, bald blind beschäftigt, bald zum Ideologen, bald zum skrupellosen Geschäftsmann, — was ihm die Darstellung irgendeiner Lebensganzheit äußerst schwer macht. . . . Aber gerade aus diesen Gründen ist die S e h n s u c h t nach der Synthese, die allen nottut, in Deutschland besonders groß. Nirgends wird das Unzulängliche des heutigen Menschheitsverstandes deutlicher und schmerzlicher empfunden, als gerade hier. Die deutsche Literatur, das deutsche Gottsuchen, die deutsche nicht schulmäßige Philosophie, die deutsche Jugendbewegung in all ihren Schattierungen sind ein einziger Sehnsuchtschrei in diesem Sinn." So wird Ihnen wahrscheinlich, was Ihnen aus höheren Gründen wünschenswert dünkt: die Geburt der neuen Synthese von Seele und Geist in D e u t s c h l a n d.

Sie haben, lieber Graf Keyserling, meinem Buche „Betrachtungen eines Unpolitischen" die Ehre des Studiums erwiesen und Sie ließen mich wissen, daß es nicht ohne jeden Vorteil für Sie geschah. Nun, dieser bedrängten und mühsamen Künstlerschrift, diesem Stück deutscher nicht schulmäßiger Philosophie, das ich kaum verstand, während ich es abfaßte, liegt ganz ohne Zweifel dasselbe Problem zugrunde,

dessen klare Erfassung in Deutschland Sie für eine unmittelbare Menschheitsangelegenheit erklären, und das als Erster mit vollkommener Klarheit erfaßt und hingestellt zu haben; Ihr, wie ich glaube, unvergängliches Verdienst bleibt: das Problem der Wiederverknüpfung und -versöhnung von Seele und Geist. Welches sonst? Es ist das Problem der Probleme, die vielnamige Frage des Menschen selbst, von der alle Fragen und Antithesen ethischer, politischer und ästhetischer Natur und Abwandlungen und Unterordnungen sind, und die ohne Schleier und Namen, ganz als sie selbst, groß, drohend, unausweichlich und unerbittlich auf einmal vor dem Auge des ernstlich Lebenden stand.

„Von allen Dingen auf einmal zu reden", ordnend, erkennend und bekennend davon zu reden, war Not und Begierde, Aufgabe und Leidenschaft dieses Buches ohne Gattung und Vorbild, das, von der „großen Presse" nachsichtig beschwiegen, tausend geängstigten Herzen — in all seiner eigenen Qual — Labsal und Geisteshilfe zu bringen vermochte. Nicht, daß ihm die Lösung seines unendlichen Problems gelungen wäre oder daß es sich ihrer im entferntesten vermessen hätte — nur das Leben vermag diese Lösung und Aufhebung herbeizuführen; Sache des Gedankens konnte es nur sein, das Problem antithetisch zu begreifen und in allen seinen Beziehungen mit Kraft zu durchdringen. Aber besaß und besitzt das Buch, auch hierin nur, in den Ländern der Sieger ein Gegenstück? (Ich frage sachlich. Das Werk liegt hinter mir, und ich könnte es heute nicht schreiben.) Der französische Gedanke gipfelte und triumphierte in einer höchst nationalen Art von kriegerischem Pazifismus, welcher „den Krieg töten" zu wollen erklärte „in Deutschlands Bauch". Der englische erhob sich zu jener Loyalität des gesunden Menschenverstandes, deren erheiternde Wirkung ich von Herzen zu schätzen weiß, und dessen Aufgabe es dortzulande ist, den nationalen Cant, den gesunden und praktischen Wahn der „edlen Motive" auf Spaßmacherart zu verspotten. Haben die Barbusse und Shaw sich gemüht, wie der Deutsche sich, als Deutscher, notwendig zu mühen hatte? Wahrhaftig, dies Buch hatte ein Recht, deutsch zu sein in seiner Parteinahme, da es so deutsch war seinem Wesen nach. Und wenn es Sie, Graf Keyserling, in Ihrer „persönlichen Ueberzeugung" bestärkt hätte, daß das Problem der modernen Menschheit, das Problem der Wiederverknüpfung von Geist und Seele und damit des Lebens selbst, in Deutschland recht eigentlich beheimatet ist, weil es als Problem nur hier wahrhaft erlebt und erlitten wird, und daß es, wenn überhaupt, nur hier wird gelöst werden können, — so würde es mich nicht wundern.

Die fortschreitende Zerstörung aller psychischen Wirklichkeit und seelischen Form, die scheinbar unaufhaltsame Anarchisierung

und Barbarisierung der Menschenwelt durch den revolutionären Intellekt war es, was das Buch als Grundtatsache unserès Lebens voraussetzte; es war die persönlich-überpersönliche Qual-Erfahrung, woraus es letzten Endes erwuchs. Und die dialektische Aufgabe fiel ihm zu, das seelische Prinzip, das erhaltende, das Prinzip der Form gegen das Prinzip des „Geistes" zu verteidigen. Daß jenes unter dem Namen des Deutschtums, dieses unter dem Namen der Demokratie darin erschien, mag als fehlerhaft und als Widerspruch gegen seinen affichierten Unwillen zur Politik beanstandet werden, dennoch aber griff diese Terminologie nicht ganz zu unrecht darin Platz. Nicht umsonst, nicht ganz irrtümlicherweise galt in der ganzen Welt Deutschland als die das konservative Prinzip vertretende Macht; und wenn es wahr ist, daß die Wiederverknüpfung von Seele und Geist, dieses Problem aller Bildung und Menschenordnung, in Deutschland am meisten Aussicht auf Lösung hat, weil sie als Problem hier am deutlichsten, schmerzlichsten und verlangendsten empfunden und erschaut wird, so beweist dies, daß in Deutschland am meisten „Seele" lebendig geblieben war und ist, daß hier die relativ stärksten Hemmungen gegen den allgemeinen und reißenden Niedergang seelischen Lebens sich erhalten hatten. Das Gefühl hiervon, und nur dies, war die Quelle meines „Patriotismus". Die Frage des Buches: „Wie denn nun eigentlich! Befreiung, immer noch mehr Befreiung wäre das Wort und der Sinn der Stunde — und nicht viel mehr etwas ganz anderes, nämlich Bindung?" — diese Frage war, meinen Erlebnissen nach, in der Tat die Frage Deutschlands an die Welt; und was der Empfindende in die Form unsicher zögernder Frage kleidete, das wagte der Denker positiv und geradehin auszusprechen: „Der Verstand hat zersetzt, was zu zersetzen war; des Sokrates Werk kann als vollendet gelten." Des Sokrates — dessen in meinem Buch als des präexistenten „Zivilisationsliteraten" Erwähnung geschehen war.

Jene Aufgabe, sagte ich, fiel mir zu, d. h. ich wählte sie nicht. Und diese Tatsache wappnet mich mit vieler subjektiven Ruhe gegen gewisse Zweifel an der Legitimität und Zukömmlichkeit meiner Stellungnahme. Zwei Einwände moralischer Art konnten gegen dieselbe erhoben werden. Der erste mochte der sein, ich hätte mich, aus egoistischen, aus Gründen der Klugheit am Ende gar, auf die Seite der Macht, der sieghaften Brutalität gegen das Edle, das Zarte geschlagen, was zum mindesten einen Mangel an Hochherzigkeit bekunde. Der zweite der: ich hätte kein Recht auf meine Position; ich selbst, soweit ich überhaupt in Betracht käme, sei ein Kind des Geistes und nicht der Natur, der „Leidenschaft" und der „Seele", ich selber ein Schriftsteller, ein Literat, ein kritischer Prosaist, eine

demokratische Existenz — und meine Wendung gegen Geist und Zivilisation also nichts anderes als Renegatentum. Ich beantworte beides.

Was den ersten Vorwurf, der einer unedlen Parteinahme für die Macht, betrifft, so darf ich ihn platt und sogar falschmünzerisch insofern nennen, als er die Angelegenheit aus der geistigen Sphäre in die des Wirklichen trügerischer- und selbst perfiderweise hinüberspielt, um mich ins Unrecht zu setzen. Wirklich trägt mein Buch sich in jener, nicht in der Wirklichkeit zu, und wo in dieser nun immer Sieg und Uebermacht, wo hilfsbedürftige Zartheit sein mochte: das geistige Faktum, mit dem ich zu rechnen hatte, war der unaufhaltsame Triumph, der sieghafte Fortschritt des Geistes, d. h. des alle seelische Form zersetzenden revolutionären Prinzips; auf welcher Seite hier das Edle, des Edelmutes Bedürftige war, das eben war die Frage, oder vielmehr: es war für mich durchaus keine; und die Mittel meiner Polemik, nämlich Resignation und Ironie, pflegen nicht diejenigen zu sein, mit denen man einem ohnedies sieghaften Prinzip zu Hilfe eilt. Nein, mich bestimmte nicht das eitle und feige Bedürfnis, mich auf der stärkeren Seite fühlen zu können, das Umgekehrte war der Fall. Es war kein „Glück", mich im Gegensatz zu allem zu finden, was in Deutschland sich als „geistig" verstand und im antithetischen Sinne mit Recht verstand; und des Schadens, den mein Ruf und Ansehen als geistiger Mensch auf diese Weise notwendig nehmen mußte, war ich mir bewußt, — während ich tat, was zu tun mir ohne Willen und nach meiner Bestimmung oblag.

Ich komme zu der zweiten jener beiden moralischen Beanstandungen, dem Vorwurf des Renegatentums. Er ist begreiflich in einer Zeit, deren grauenhafte Ratlosigkeit täglich bewirkt, daß Schlechte aus Klugheit das Gute vertreten, so daß ein Greuel daraus wird, während Gute aus Schwäche und Verwirrung sich für das Schlechte einsetzen. Ein Kind des Geistes und ein Verräter am Geist? Ich weiß wohl, daß die Mittel, die ich gegen den „Geist" wandte, diesem anstößiger waren als die Tatsache, daß ich mich gegen ihn stellte, — denn es waren die seinen. Aber wenn ich zuweilen schreiben kann wie ein Zivilisationsliterat, wenn ich kein Dichter, sondern allenfalls „halb und halb" und zwar zur Hälfte Kritiker und Werkzeug des zivilisierenden Geistes bin (soweit ich, wie gesagt, überhaupt in Betracht komme), — so könnte darum dennoch mein Wesen in tieferen, in — warum das Wort nicht aussprechen? — heiligeren Gegenden des Seins verwurzelt und beheimatet sein, als denjenigen, die den Organen des Literaten noch zugänglich sind; es hindert nicht, daß unter dem, was ich hervorbrachte, zwei, drei Dinge sind, wie der bloße Geist sie niemals hervorbringt. „Halb und halb"

bin ich als Moderner ohne weiteres. Schon Schiller unterschied den „sentimentalischen" Dichter vom „naiven" als den modernen Typ des Poeten, und was er „sentimentalisch" nannte, ist genau der Begriff, den heute das Wort „intellektuell" deckt. Gibt es heute den Dichter? Nietzsches kritische Terminologie gab für seine moderne Erscheinungsform den Namen des „Artisten", des „Künstlers" an die Hand, — es ist der Typus, den ich (soweit ich in Betracht komme) darstelle, und um den ich mich zeit meines Lebens zu kümmern hatte. Dieser aber, der Künstler, der doch seiner Natur nach in mindestens so hohem Grade auf Erhaltung wie auf Vernichtung bedacht, auf Glauben, Form, Kultur, Ordnung mindestens so angewiesen ist wie auf Erkenntnis, Kritik und Auflösung, der, mit einem Worte, dem Leben sich mindestens so verbunden fühlen muß wie dem Nichts, — er sollte kein „Recht" haben, an der fortschreitenden Zerstörung aller menschlich-seelischen Form, an der greuelhaften Anarchie, Ratlosigkeit, Maßstablosigkeit und Verwilderung einer Zeit, in der niemand mehr weiß, was gut und böse ist, zu leiden wie ein Hund und sich in einem Augenblick, der das Tiefste aufwühlt, das Tiefste bewußt macht, gegen den nachweislichen Urheber dieses Unheils, nämlich den emanzipierten Intellekt zur Wehr zu setzen? Die Dankbarkeit, die ich bei Worten wie den Ihren, lieber Graf Keyserling, empfinde: „Das Konservative ist die Allegorie des Zeitlosen, deshalb wirken konservative, traditionsgetreue Typen, der Natur gleich, immer wesenhafter als bloß „zeitgemäße", nicht weil irgendein Altes besser wäre als irgend ein Neues oder die konservative Anlage als solche ein Vorzug wäre. Durch ein konservatives Medium hat das Ewigmenschliche bessere Ausdrucksgelegenheit als durch ein aktualistisches, und so gehen Ursprünglichkeit, Konservativismus und Sinn für das Ewige meist zusammen" — diese Dankbarkeit ist zu stürmisch, zu innig, als daß ich an meinem R e c h t e auf sie den mindesten Zweifel hegen könnte.

„Nun kommt aber", so fahren Sie an jener Stelle fort, „für Europa eine Zeit, wo, nach ungeheuren äußeren Umwälzungen und gerade wegen ihrer, das Ewige, das Natürliche, das Reinmenschliche wie nie früher, seitdem der Verstand erwacht ist, den ersten Rang im Leben behaupten wird. Politische Probleme werden allgemein als sekundär gelten. . . ." Amen, amen. So sei es, so wird es sein! Und wie war es mit jener generösen Mischung aus Politik und Literatur, die ein neues Freimaurertum der erstaunten Welt und dem besonders erstaunten Deutschland unter dem Namen der „Demokratie" als Heilsmittel aufreden wollte? Hatte ich recht, mich dagegen zu empören — oder nicht? Aber freilich, ein anderes, das wirkliche und notwendige Heilsmittel wußte mein Buch nicht zu

nennen. Es hatte die Antithese, und kriegerisch nahm es Partei — für Deutschland und gegen die „Zivilisation". Doch weder besaß es die Formel der Synthese, die Sie, Graf Keyserling, uns bieten, der neuen, notwendig durch das Leben zu schaffenden Synthese von Seele und Geist, — noch wußte es oder machte es sich bewußt, daß die menschliche Wiedervereinigung beider vom Geiste und nicht vom „Glauben", vom „Gemüt", von der „Seele" ausgehen muß: Darum war seine Gesinnung romantisch.

Ich liebe sein Problem noch heute. Es war ein religiöses, kein politisches Problem, es war die Frage, was förderlicher sei: die Tugend oder die Sünde, d. h. Zweifel und Erkenntnis, — wobei „Tugend" mir gleich galt mit der Vernunft, der humanitären Aufklärung, „Sünde" aber ein anderes Wort für Romantik war. Meines Herzens Meinung war die jener Engel in einem Entwurf zu „Jaacobs Traum" von Richard Beer-Hofmann:

„Gläubigem Bejahen
Bleiben wir versagt.
Wollen dem nur nahen,
Der in Sehnsucht fragt!

Zweifle, träume weiter —
Zweifel, Traum und Qual
Baun die Himmelsleiter
Auf — zu Gottes Saal!" —

Ein religiöses Problem und damit ein persönliches sowohl wie ein ewiges Problem. Die Angelegenheit der Stunde und des gesellig lebenden Menschen ist — ich beuge mich — nicht, Antithesen zu pflegen, sondern ihre Aussöhnung auf derjenigen Stufe des Bewußtseins herbeizuführen, die der Geist beschritt.

Auf keiner tieferen, älteren, früheren, „schöneren". Man verwechsele nicht Gemüt mit Sentimentalität! Denn alle Reaktion ist Sentimentalität. Wollen Sie glauben, Graf Keyserling, daß ich mich dem Geiste hinlänglich befreundet fühle, um mich der Einsicht, nur von ihm — und nicht von der „Seele", vom „Glauben" könne die Wiederverknüpfung ausgehen, bereitwillig zu öffnen? „Was der Kritik nicht standhält, wird nie mehr dauernd herrschen können." Jeder Versuch, das Alte, das durch Kritik Tote aus sich selbst, aus der Autorität und von Gemüts wegen wieder zu beleben, ist Obskurantismus, und in ihm haben weder der Geist noch auch die Seele ein gutes Gewissen, während doch eben nur dieses einer Lebens- und Seelenform von Dauer verbürgt. Man verwechsle auch nicht Gemüt und Roheit! Denn Reaktion und Obskurantismus sind Roheit — sentimentale Roheit; und wenn ich mich in den „Betrachtungen" gegen die Geistestugend auf die Seite der Romantik schlug, so ist es nur darum unnötig, unsere Pogrom-Monarchisten und Patriotenlümmel vor Verwechselungen zu warnen, weil sie die „Betrachtungen" nicht lesen können.

Was not tut, ist (und wir verdanken, wenn nicht das Wissen, so doch die weckende Formulierung solcher Notwendigkeit Ihnen, Graf Keyserling), daß der Geist aufhöre, nur sich selbst, d. h. die Zerstörung zu wollen, daß er sich entschließe, fortan dem Leben, der Ganzheit und Harmonie des Menschen, dem Wiederaufbau seelischer Form zu dienen, daß er zur Weisheit werde. Denn Weisheit ist nichts als die Vereinigung von Leben und Wissen, von Seele und Geist. Es ist noch nicht zu spät, aber alle Zeichen lehren, daß es der äußerste Augenblick ist, und daß das Chaos hereinbricht, wenn er versäumt wird.

Man wird Ihnen einwenden, den Weisen rufe man nicht, er sei da oder nicht, und die neue Synthese stelle sich nicht auf Kommando her. Aber die Sehnsucht ist stark, der Wille ist stärker, in einer Zeit der Bewußtheit ist Klarheit über das, was „not tut", wahrscheinlich Vorbedingung dafür, daß es geschehe, und wer von Weisheit auch nur w e i ß , ist der nicht beinahe schon ein Weiser?

Man wird Ihnen auch einwenden, Ihre Idee sei gut; aber in der Wirklichkeit, als Weisheitschule und Philosophenheim in Darmstadt werde sie komisch sein. Lassen Sie sie sogar ein wenig komisch werden! Eine rechte Idee darf die Verwirklichung im Irdischen und also etwas Komik nicht fürchten, — sie braucht sich in Deutschland nicht einmal davor zu fürchten. Denn die Deutschen sind zwar ein bürgerliches, dabei aber ein tiefes, groteskes Volk, Lächerlichkeit tötet n i c h t unter uns, und sind wir „irreal", so ist es nicht diese Besorgnis, die es uns sein läßt.

Nochmals, Graf Keyserling, nehmen Sie die Versicherung meiner freudigen, dankbaren und hoffnungsvollen Teilnahme an Ihrem Wollen und Planen, — nehmen Sie sie von einem, der, von außen gesehen, wohl gar kein Recht dazu hat. Was ich treibe und schreibe, ist im Grunde rückständiges, nihilistisches Zeug; es steckt in der Antithese von Romantik und Rationalismus, von denen mir das eine verdächtig, das andere verächtlich ist, so daß ich mich über beides lustig mache. Das ist Nihilismus. Aber ich bin nicht böse genug, um eigentlich Nihilist zu sein, und nicht schlecht genug, um nicht das Gute zu wollen und sogar daran zu glauben. Nur meine Langsamkeit ist schuld, daß ich als Künstler hinter dem zurück bin, was ich als Mensch erblicke und hoffe. In den „Betrachtungen" habe ich gegen den „Glauben" geredet, — im Sinn jener Engel. Aber ich selbst, darf ich es Ihnen versichern, bin nicht ohne Glauben, vor allem nicht ohne den an den deutschen Geist. Ich glaube n i c h t an einen deutschen Republikanismus in irgend einem älteren westlichen Sinn. Auch erachte ich, mit Ihnen, die deutsche Revolution „in keinem Sinne für groß", und wer mir sagt,

daß die Erhebung von 1918 eine reinere und wahrere Erhebung gewesen sei als die von 1914, dem lache ich ins Gesicht. Dennoch glaube ich nicht nur, daß alles kommen mußte, wie es gekommen ist (ich habe den Zustand Deutschlands vor dem Kriege nie anders denn als vorläufigen Zustand, als Etappe empfunden), sondern auch, daß es, wie es gekommen ist, g u t ist; daß die Revolution viel Zukunft geöffnet und frei gemacht hat; und daß — um Ihre Worte zu gebrauchen — „was jetzt wird, trotz allem gegenteiligen Anschein, einem historischen Höhepunkt für das deutsche Wesen, in dem diesem einzig gemäßen Sinne, zuführt."

Der schönste Name für die Synthese von Seele und Geist, von Leben und Wissen, — warum nannten Sie ihn nicht? — lautet K u l t u r , und allem Elend, das uns umgibt, zum Trotz gilt es, an die kulturbildende Kraft des deutschen Geistes zu glauben. Möge „Demokratie" das Wort der Stunde sein, — das letzte Wort Deutschlands ist es bestimmt nicht, so wenig wie sozialistischer Etatismus sein letztes Wort sein kann; und mit unendlicher Sympathie erfüllt mich, was Sie über den fehlerhaften Gedanken unmittelbarer Massenveredlung sagen: Ihr aristokratischer Glaube, daß „das Ziel der Menschheitsvergeistigung nur auf der Höhe, nicht in der Tiefe zu fassen ist." Mit unendlicher Sympathie auch Ihre Schätzung von Individualismus und Partikularismus als den Grundlagen jeder deutschen kulturellen Entwicklung. Es war kein Zufall (noch ist es falsche Romantik, Gefallen daran zu finden), daß nicht „die Republik" sondern ein deutscher Fürst es war, der Ihren Gedanken zuerst ergriff und die Mittel zu seiner Verwirklichung bot.

Kultur — das ist menschliche Ganzheit und Harmonie; es ist die Vergeistigung des Lebens und das Fleischwerden des Geistes, — die Synthese von Seele und Geist. Sie war es, die dem majestätischen Künstlerweisen, den die Knaben nicht für abgesetzt erklären sollten, „einzig am Herzen lag", und von seiner Liebe ist in uns allen. Deutschland als Kultur, als Meisterwerk, als Verwirklichung seiner Musik; Deutschland einer klugen und reichen Fuge gleich, deren Stimmen in kunstvoller Freiheit einander und dem erhabenen Ganzen dienen, ein vielfacher Volksorganismus, gegliedert und einheitlich, voll Ehrfurcht und Gemeinsamkeit, Echtheit und Gegenwart, Treue und Kühnheit, bewahrend und schöpferisch, arbeitsam, würdevoll, glücklich, das Vorbild der Völker, — ein Traum, der wert ist, geträumt, der wert ist, geglaubt zu werden.

Nehmen Sie, werter Graf Keyserling, die herzlichen Grüße und Wünsche

Ihres ergebensten

T h o m a s M a n n.

Eine Szene aus dem Satyrspiel „Liluli".

Die Gegend stellt ein von einer tiefen Schlucht durchschnittenes Tal dar. Von beiden Seiten haben sich zwei Völker — die in der Übertragung die „Hähnriche" und die „Sauerfresser" genannt werden — vor der Überschwemmung geflüchtet und sind eben im Begriffe, sich zu gemeinsamer Wanderung zu vereinigen.

Die beiden Volksmengen (mit großem Stimmaufwand): Holla, da sind die vom andern Ufer . . . Servus, Freunde! . . . Wie sehn denn die aus? . . . Schön ist anders . . . Diese Quadratschädel . . . Hoho, die Hähnriche . . . Haha, die Sauerfresser . . . Diese Weinschläuche! . . . Na, wohin zieht denn ihr, alte Gesellen? . . . Da hinauf, Kameraden . . . Ganz so wie wir . . . Wir sind davon vor der Ueberschwemmung . . . Ganz wie wir . . . So haben wir gleichen Weg . . . Gut so, dann gibts gute Gesellschaft . . . Aber wie hinüber über diese Schlucht? Der Steg ist doch zu wackelig . . . Na, ihr faulen Kerls, da ist man eben nicht fackelig, und macht rasch einen neuen drüber . . . Heda, Holzfäller, schlägt ein paar Bäume um, und Zimmermeister angepackt: Die Sägen nehmt und sägt und hackt! . . . Und bis das alles fertig ist, setzt man sich her und trinkt und ißt, wir hüben, ihr drüben . . . Ja, das ist gut! . . . Lädt man ihn wo zum Essen ein, sagt nie ein braver Bursche nein . . . Was habt ihr denn in euren Säcken? . . . Braunschweiger Wurst und warme Wecken, auch Sauerkraut und bayrisch Bier . . . Pastetchen, Camenbert und süßen Cider wir . . . So, also lustig hingesessen, gesoffen und drauflos gefressen! . . . Heda, willst du von unserm was? . . . Ein gutes Stück? Ein volles Glas? . . . Gib her ein fettes Schinkenstück . . . Da, nimm dafür die Wurst zurück! (Sie werfen sich gegenseitig Lebensmittel über die Schlucht.) Heda, reiß weit dein Mundwerk auf, gleich fliegt dir meine Taube drauf . . . Die Flasche ginge leicht in Stücke, geh, Kleine, trag sie über die Brücke! Doch stürz' und stolpre nicht am End, der Schnaps ist unser heilig Sakrament. (Von beiden Seiten bringen Kinder volle Gläser und Flaschen über die Brücke.) Ah, das ist gut, wie schön das brennt! Auf euer Wohl! . . . Ja, das gibt Kraft! . . . Hurrah, auf gute Bruderschaft! Jetzt gibt es keine Grenzen mehr, nur einen runden Bauch: die Welt, die uns mit tausend Armen hält, daß man zusammen trinkt und frißt und brüderlich in Liebe ist.

Die Dickwänste: O Gott, hörst du, allgütiger Herr! Sie wollen keine Grenzen mehr! Das Bettelpack sitzt da ganz frech beieinander, frißt und säuft aus einer Schüssel . . . Brrr! Die vaterlandslosen Gesellen ohne echtes Nationalgefühl möchten aus der

ganzen Welt am liebsten ein einziges Mistbeet machen. Oh, diese Kommunisten sind gefährlich! Ich will, daß jeder das Seine hat, ich das Meine und die andern das, was übrig bleibt . . . O Gott, o Gott, es wird ja immer ärger . . . jetzt tanzen sie sogar! . . . Sie umarmen sich! . . . Das ist ja ein Skandal! . . . Wenn die einmal einig wären, was würde dann aus uns? . . . Die Bagage würde dann für uns sich nicht mehr schinden! Verdammt, dann müßten wir uns ja selbst plagen! Was? Keine Reichen mehr, keine Armen, keine Nationen, keine Staaten, das wäre ja Umsturz der Weltordnung! . . . Wenn man sie gewähren ließe, dann gäbe es ja am Ende keinen Krieg mehr und keinen Gott! . . . Das wäre ja zum Haarausraufen! . . . Nichts mehr, kein Eigentum, keinen Besitz! . . . Jeder will auf eigene Faust glücklich sein, was für eine Anmaßung! . . . Die Welt wollen sie verbessern, die Mißstände beseitigen! Ja, wovon lebt man denn, als von ihnen? Gott hat auch das Uebel geschaffen, die Pest, den Krieg, das Vaterland, den Reichtum; er wird schon gewußt haben, warum! Die Erde will gedüngt sein, und das Volk braucht man als Dünger, und die Armut als Dungkarren und den Haß als Pflugschar . . . Hüh, hott . . . die Ochsen müssen im Joch bleiben.

Und ihr, ihr Herren Diplomaten, ihr privilegierten Ochsentreiber, wo bleibt denn euer Stecken? Haben wir euch nicht damit beauftragt, über unser Wohlergehen zu wachen, die durch Jahrhunderte geheiligte Ordnung und Ungerechtigkeit, also die Tradition und die uns notwendige Feindschaft der Völker aufrechtzuerhalten? Seht, ihr Herren, wohin ihr die Völker gebracht habt . . . einander in die Arme! Das war kein Meisterstück. Also vorwärts, an die Arbeit, ihr Herren Diplomaten!

Die Diplomaten: Vorwärts, ihr Herren vom Wanst, ist leicht gesagt, wir haben uns genug geplagt, doch das zu begreifen, seid ihr zu dumm. — Diplomatie ist ein Mysterium. Ihr habt nur zu bewundern und das Maul zu halten, ihr unbelehrtes Volk. Denn die Situation ist bekanntlich immer günstig und alle Konferenzen ergeben jederzeit das vollständige Einvernehmen. Und wenn man einmal einen Blödsinn begangen hat, so war es natürlich in einer wohlvorausbedachten Absicht. Darum still, versucht nicht, in den politischen Geist einzudringen: das ist nichts für euch. Oder macht euch die Sache selber! Oh, über euch Schwachköpfe! Dies Schauspiel da bekrittelt ihr? (Sie zeigen auf die tafelnden Völker.) Es ist das schönste, das unser Genius erschaffen hat. So hört doch — denn für diesmal wollen wir geruhen, euch, der dummen Oeffentlichkeit, unsere heiligen Pläne anzuvertrauen — da man diese Habenichtse nicht hindern konnte, aus der überschwemmten Stadt zu ziehen, die über ihnen einzustürzen drohte, machten wir so, als ob

wir einverstanden wären. Aber der Ausflug dauert nicht lange. Wir haben sie am Halfter, und bald werdet ihr diese Esel wieder mit schlappen Ohren in die Tretmühlen zurückwandern sehen.

Die Dickwänste: Und wer wird der Eselführer sein?

Die Diplomaten: Die Diplomatie. Dank unserem Genie sind die Völker statt in verschiedene Richtungen hierher an diesen Kreuzweg gezogen.

Die Dickwänste: Wozu denn? Daß sie sich vereinigen?

Die Diplomaten: Oh, Kleingläubige ihr! Wozu? Damit sie sich verprügeln.

Die Dickwänste: Aber wie?

Die Diplomaten: Das ist ein Spiel für uns. Laßt uns nur mit unsern Gegenspielern, den Karrierebrüdern am andern Ufer machen!

Die Dickwänste: Ihr seid also im Einverständnis?

Die Diplomaten: Ueber die Spielregeln selbstverständlich. Wir spielen doch bloß gegeneinander. Die Diplomatie ist ein Schachspiel. Um zu gewinnen, muß man ein paar Bauern opfern. Die Bauern sind schon da. (Sie zeigen auf die Völker.) Wir brauchen sie nur auf das Schachbrett zu stellen.

Chor: Oh, schöne Diplomatie, die du von den Himmeln bist, Engel, uns zugewandt, auf daß die Langeweile der Erde gelindert sei, daß der stumpfsinnige Friede, das allzu alltägliche Glück und die Liebe von uns weiche — wie groß bist du! Du zerstörst das Werk der Natur, Feinde machst du aus Freunden und zwingst jene, die sich eigentlich hassen, zu politischem Bündnis zusammen. Keiner weiß so geschickt wie du einen Stein des Anstoßes auf den unendlichen Wiesen zu finden, und findest du ihn nicht, so trägst du ihn selbst hin, wie weiland Josef den Becher versteckte in die Tasche seines Bruders Benjamin. Deinen Narrenstreichen zu dank wissen wir morgens nie, was mit uns abends geschieht, deine Güte vermittelt uns Kenntnis des Krieges und seiner Plaisire, mit Meisterhand verstehst du den Faden beim Abspulen zu verwickeln und neu zu verknäulen, keinem ist es erlaubt, das Geheimnis deiner grünen Tische zu durchschauen, taschenspielerisch spielst du mit uns, unserm Geld, unserm Gut, unserm Blut, unsern Seelen und unsern Kindern. Oh, wunderbare Macht! Und wenn du uns Zerschlagenen, Geschundenen und Geschorenen, aber doch Zufriedenen einen schönen Vertrag überreichst mit der zu zahlenden Rechnung, so zahlen wir und sagen: „Bitte uns bald wieder zu beehren!" Oh, wie schwell ich im Stolze, dein ewig Geprellter zu sein, heilige Diplomatie, die du das Leben, das leere, erweiterst und mit Salz und mit Blut unsere Stunden erheiterst!

Vor mir amerikanische, englische, schwedische Zeitschriften mit großen Bildern aus „Hamlet“ und „Dantons Tod“ im Großen Schauspielhaus. Staunende, bewundernde Worte der Berichterstatter: Welche Kraft ist doch noch in den Deutschen! Unwillkürlich fragt man sich, ob diese Huldiger aus der Ferne nicht besser sehen als wir Kritischen in der Nähe? Wahrhaft milde sind wir doch nur gegen die Toten, verehrungsvoll nur gegen die Entfernten. Anderswo stimmt die Nähe sanft, in Berlin unerbittlich. Diese scharfe Luft, sehr rein, sehr kräftigend, schützt vor Verfettung und Verfaulung. Zuweilen freilich bricht dann in den empfindlichen Menschen — und wer ist empfindlicher als der Künstler? — der Wunsch nach einer sanfteren Heimat aus den Herzen.

*

Aber ward denn schon ein absprechendes Wort gegen das große Theater gesagt? Eigentlich nicht. Es war nur festgestellt, daß unser heutiges (oder gestriges) Theater intimes Theater ist und also in kleine Räume gehört. Wir sind noch kein Volk, hier aber wird schon der Versuch zum Volkstheater gemacht. Ohne die Volksdichtung von morgen. Zum Zirkustheater gehört vor allem eine neue dichterische Produktion. Helfen könnte dazu eine schöpferische Dramaturgie. Ein Dichter-Direktor, der das Gras wachsen hört. Einer, der sogar selber das junge Gras sät.

*

Hauptmanns „Weißer Heiland“, das farbigste seiner Dulderdramen, hat auch im Zirkustheater siegreich bestanden.

Es ist kein Zeitstück, wenn man darunter landläufige Appelle an die Gegenwartsgenossen versteht. Aber es konnte nur im Laufe der vier bitteren Jahre entstehen, und es ist unterirdisch genährt vom Erleben der Kriegsjahre. Cortez, der Eroberer von Mexiko, ist nicht nur Spanier, und Montezuma, der an den Gottmenschen glaubt, nicht unbedingt in Mexiko angesiedelt. Diese dramatische Phantasie lebt vom Kontrast des Eroberers zum wahrhaft frommen Menschen.

Cortez ist gottlos, weil er im Grunde nur an die Gewalt glaubt.

Montezuma ist gott-voll, weil er bis zuletzt an die Gewalt vergißt.

Cortez ist letzten Endes ein Schädiger seines Reiches, weil er für die Eroberung der Seelen nur ein ungläubiges Lächeln hat.

Montezuma bricht ohnmächtig zusammen, weil er, eine priesterliche Seele, die Wehrfähigkeit seines Volkes vergessen hat.

Man sieht, Cortez ludendörfelt, Montezuma ist eigentlich auch ein Narr in Christo.

Montezuma, der sanfteste Dulder aus dem Geschlechte der gepeinigten Helden Hauptmanns, spricht zu dem rohen Vergewaltiger fast wie der alte Bernd:

Nie hat so wie du ein Mann
seine Gottheit selbst zertreten!

*

Die Arena hat das edle Schauspiel nicht verschlungen. Freilich, das Zirkustheater legte sich diesmal Zwang auf. Es gab einen Sturm auf ein Gotteshaus, aber es wurden nicht gleich dreihundert Spanier zum Sturm aufgeboten, sondern bloß ein Dutzend. Es gab eine religiöse Tanzraserei der Mexikaner, aber sie blieb bescheiden im Hintergrunde, von einer Rampe verdeckt. Keine grandiose Pantomine ward zugelassen, freilich fehlte der Aufführung der letzte Schwung und Glanz des gelassen zuschauenden Hausherrn. Eine oder die andere Szene hätte man sich im kleineren Theater ergreifender gedacht. So die wunderschöne Szene, in der Cortez an seinen Kaiser schreibt. Es ist ein Sommerabend, die Welt war nie zauberischer, ein anderes Venedig singt und duftet um den Feldherrn:

Ein Venedig! An dreihundert
Tempel spiegeln sich im Wasser.
Breite Straßen und Kanäle
laufen miteinander hin,
und unzählbar sind die Brücken.

Die Weite der Arena ließ diesen Sommerabend nicht ganz verdunsten.

Eine andere, urhauptmannsche Szene wäre im Deutschen Theater unzweifelhaft herznäher geraten. Da tritt der mißhandelte, verzweifelte Montezuma mit einem weißen Kaninchen im Arm auf. Draußen rasen die Mexikaner, drinnen droht der zürnende Cortez, Montezuma aber streichelt ununterbrochen sein weißes Kaninchen und horcht auf des Häschens Stummheit. Das ist edelste Hauptmannsche Lyrik. Im weiten Raum der Arena verflog sie nicht ganz.

*

Moissis Montezuma war gestaltet, nicht gesungen. (Gesetz der Nähe, Berliner Gesetz der Nähe, sei abgestreift!) Ein kleines Männchen, gebrechlich, unsinnlich, mager, am Leibe zitternd, wie das Kaninchen, das er trug, dann und wann mit einem wunderlichen exotischen Ton. Kein deutscher, kein italienischer, geschweige denn ein französischer Schauspieler ist heute mit Moissi vergleichbar. Man kann Adel nur spielen, wenn man ihn hat. Der Schauspieler kann aus seinem Innern nur herausstellen, was in ihm lebt. Deshalb fehlte ein Cortez. Jannings, in allen Tragödien der Fleischlichkeit unvergleichlich, ist vorläufig mehr Feldwebel als Feldherr.

Aus einem Buche: Bitte um Liebe, das im Ernst Rowohlt Verlag erscheinen wird.

Kein Mädchen habe ich.

Ich wünsche die Liebe eines schönen Mädchens. Doch mein Wunsch wird immer Wunsch bleiben. Denn ich weiß nicht, wie die Liebe eines schönen Mädchens zu erlangen ist, und so werde ich sie nicht erlangen können. Daran hindert mich aber auch, daß ich kein Mädchen kenne. (Kein Mädchen war mir Nachbarin, keine Gespielin, Freundin. Ohne Mädchen wuchs ich auf. Meine Jugend war mädchenfreudenlos.)

Andere haben Mädchen, Liebe. Ich sitze hier auf einer Bank. Gleichgültig wo: in einem Garten, auf der Straße oder im Theater, und warte, daß ein Mädchen meine Nachbarin werde. Aber dies geschieht nie. Nur manchmal geschieht es, daß eine Nachbarin ich habe, die aber nur dem Namen nach den Namen „weiblich" trägt ... Und da geschieht es, ich kann nicht anders: auch dieser wendet sich mein Auge verlangend zu. Wie ein Verdurstender, der aus einer nahen Kotlache trinken will, bin ich ...

Doch meistens bleibe ich allein, ohne Nachbarin. Vergebens warte ich auf der Bank auf ein Mädchen. Da zuckt es schmerzlich in meinen Armen, in meinem Körper. Meine Hände, die es verlangt, den Körper eines Mädchens zu streicheln, krampfen sich auf der Lehne der Bank, und ... und streicheln diese. Ich rede zur Bank. Mit dem Holz. Und dieses ist gut zu mir. Es läßt mich zu sich sprechen. Nicht wie ein Mädchen ist es, das so schön ist, daß ich, mich zwingend, gezwungen bin, es anzusprechen, meine Worte mir verbeut. „Was erlauben Sie sich! Sie sind verrückt! Ich rufe den Schutzmann!" Dies sind die Schläge und Hiebe, die ich ins Gesicht bekam, so oft ich mich liebevoll und verlangensvoll einem Mädchen nahte. Meine Ansprache blieb mir halb in der Kehle stecken, wo sie mich schmerzte. Einige Schritte machte ich noch neben dem zürnenden Mädchen, dann blieb ich dumm, geschlagen zurück ...

Jeder Tölpel, jeder Ladenschwengel schwingt ein Mädchen in seinen Armen. Meine bleiben ewig leer ...

In einem Irrenhause sah ich einen Blinden. Es war ein Irrenball. Mitten im Saale stand er und streckte seine Hände sehnsüchtig aus. Auch er wollte, wollte wie die anderen, wollte tanzen. Doch die lachten ihn aus. Ein Irrenwächter kam, packte den Kranken und zerrte ihn fort.

Wie der Kranke bin ich. Doch bin ich leider nicht so krank wie er. Der schluchzte zwar einige Male, dann aber grinste er zufrieden, vergessend.

Ich kann noch nicht grinsen, vergessen. Empfangener Schmerz schmerzt mich lange. Doch ich hoffe, bald werde ich zufrieden sein und grinsen. Denn schon spreche ich mit der Holzbank . . .

Liebe.

Liebwertes Fräulein, bitte, entschuldigen Sie, daß ich mich an Sie herandränge. Ich, ein Ihnen Fremder. Ein Fremder, der noch dazu lächerlich in den Augen der Mädchen ist. Ob seines Gesichtes und seines Benehmens. Der wie ein Buckliger, außer seinem Buckel, seines Buckels wegen, noch den Spott der Leute tragen muß. Ich habe mich aber schon daran gewöhnt, daß man über mich lacht. Bin dagegen schon ganz unempfindlich geworden . . . so dachte ich. Doch als Sie lächelten, da tat es mir weh. Ich weiß, daß es zum Lachen verleitet, daß ich mich Ihnen nahe, wie es eben für ein schönes Mädchen lustig ist, wenn sich ihr ein Krüppel zu nahen wagt. Aber Fräulein sehen ganz anders aus als schöne, gewöhnliche Mädchen. Intelligent und ernst sahen meine Augen Ihre Edelaugen schauen . . . Und ich, der ich hier, wie überall auf Erden, ganz allein und verlassen bin, wünsche Sie zu kennen. Ganz zu kennen. Ihre Seele und Ihren Körper. Mein Wunsch wird Ihnen anmaßend erscheinen. . . . Ich kann nicht schöne Worte sagen. Andere sprechen geläufig schöne Worte. Ich bin häßlich. Andere sind geläufig schön. Ich bin furchtsam und scheu. Andere sind furcht- und scheulos. Und werden den Kampf um Liebe, leicht wagend, leicht gewinnen. Und diese werden Sie gewinnen. So ist es eigentlich nutzlos, daß ich Sie für mich erbitte . . . Da ich nicht sprechen kann, fürchte, daß Worte ohnmächtig mir aus dem Munde taumeln, so schreibe ich Ihnen. Mit der Feder als Waffe in der Hand habe ich ein wenig Mut. Mehr als sonst im Leben. Erschrecke nicht vor Worten und Taten, bevor sie getan. Fürchte nicht Folgen. Habe ein wenig Mut. Mit der Feder, als Waffe in der Hand . . . Es kostete mich einen langen Kampf mit meiner Furcht, bevor ich mich entschloß, dieses Schreiben an Sie zu schreiben. Und noch weiß ich nicht, ob ich es Ihnen überreichen werde. Denn es ist mir peinlich, mich jemandem anzubieten. Und um jemanden zu bitten. Um Liebe zu betteln. So glaube ich nicht, daß Sie dieses Bettelschreiben lesen werden. Mir fehlt der Mut, mir scheint es zwecklos, den Bettelbrief Ihnen zu geben. Fräulein sind der Berg, der nicht zu mir kommen wird, und ich fürchte zu Ihnen zu kommen. Ich kenne und fürchte den Gedanken, daß ich Ihnen nicht wünschenswert bin. Mein Wunsch, Sie zur Freundin, zur Freude, zur Liebe zu haben, dürfte gerade so unerfüllt bleiben, wie meine anderen geträumten Wünsche . . .

Ich erzähle mir oft Träume über Sie. Ueber ein mögliches Zusammensein. Und hasse den Gedanken, der mich aus meinem Traum weckt. Der in den Traum mir grinst, daß Dichtung Lüge und nie Wahrheit ist . . .

Kennen Sie, Fräulein, das Alleinsein? Das Nichtwissen der Menschen um ein armes Ich. Wissen Sie, wie traurig dies ist, und wie traurig es stimmt? . . .

Schon seit meinen frühesten Tagen sehne ich mich nach Liebe, nach einem Menschen. Hungere nach Menschenliebe. Bin des Hungerns satt. Doch davon werde ich nicht satt . . .

Bitte, Fräulein, seien Sie mir gut . . . geben Sie mir Freude. Ich weiß nicht, was Freude, was Liebe ist . . . Lassen Sie mich keinen Ahasver sein, der allein durchs Leben schleicht. Gedrückt, zermalmt und leider nicht getötet vom liebeleeren Alleinleben . . .

. . . O bitte, darf ich Sie Freundin nennen? Ich harre Ihrer Antwort und fürchte sie. O bitte, fällen Sie kein Urteil, das mich fällt . . .

Ich bin müde. Kann nur mehr lallen, manch ein Mal noch schreien: „Liebe mich!" . . . O Beherrscherin meiner Zeit, Tage, Nächte und Träume der Tage und Nächte . . . wie wird Deine Antwort sein? Lachen und Spott? . . . ! . . . ? . . . Ich bin müde. Kann nicht mehr lallen. Und auch nicht mehr schreien . . .

HÄNISCH, DER EWIGE

Welten geraten ins Wanken, Minister purzeln in Rudeln.
Du bist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht.

*

LUDENDORFFS LETZTER FELDZUG

Noch nicht gesättigt vom Blut, das floß in Frankreich und Flandern,
Pflückt sich der ruhmgeile Mann Lorbeer im inneren Krieg.

*

MITTEL GEGEN DIE REVOLUTION

Gestern der Bauer, heute der Müller, morgen der Krüger,
Damit wollt Ihr beschwören den Sturm chaotischer Zeit.

m.

Im Kampfe gegen den autokratischen Putschismus hat die parlamentarische Demokratie schwere Wunden davongetragen. Nicht von den militärischen Putschisten sind sie ihr zugefügt worden — die mußten ja, unter Ludendorffs Führung, genau so bedingungslos kapitulieren, wie im Herbst 1918 unter der Leitung des gleichen Mannes die deutsche Armee die Waffen streckte —, sondern von deren Gegnern. Es hat sich gezeigt, daß in Deutschland nicht bloß die Kreise um Noske, sondern auch noch ganz andere, größere und wichtigere Bevölkerungsgruppen auf den demokratischen Parlamentarismus pfeifen. Ganz unbekannt war diese Tatsache ja auch vor der schwarzen Woche nicht. Daß sie uns diesmal besonders gründlich und eindrucksvoll vordemonstriert wurde, ist kein Unglück. Die Ueberwindung der Fiktion durch die Realtität ist niemals ein Unglück; denn sie bringt Klärung. Das Unglück beginnt erst, wenn man die Klärung wegzudisputieren sucht, und es wird unheilbar, wenn man die Realität verleugnet und sich krampfhaft an die schon durchlöcherte und zerfetzte Fiktion klammert.

Im Winter 1918 war die parlamentarische Demokratie die Parole des Bürgertums — soweit es sich, ängstlich geduckt vor den neuen Mächten der Revolution, überhaupt mit eigenem politischen Begehren hervorwagte — und der mehrheitssozialistischen Führer. Das Bürgertum hoffte mit ihrer Hilfe der Alleinherrschaft der Arbeiter zu entrinnen; die mehrheitssozialistischen Führer wünschten den Parlamentarismus, weil sie sich auf dem parlamentarischen Parkett am wohlsten und sichersten fühlten und weil sie in einem Proletariatsregime sehr bald vom anschwellenden Radikalismus fortgespült worden wären. Sie erlangten für ihn, gegen den erbitterten Widerstand aktiver, aber in der Masse verschwindender Minderheiten, die Zustimmung der Arbeiter, weil diese gar nicht daran dachten, daß es bei dem Streit für und wider die parlamentarische Demokratie ernsthaft um ihre Macht gehe. Die hielten sie damals, unmittelbar nach der Revolution, für endgültig gesichert und gefestigt. Sie waren doch selbst das Volk, die Masse; wie sollte da die Demokratie ihre Herrschaft gefährden? Die mehrheitssozialdemokratischen Führer hüteten sich wohlweislich, die Massen von dieser Selbstsicherheit abzubringen; sie prophezeiten (teils gutgläubig, teils aus taktischer Opportunität) eine sozialistische Parlamentsmajorität.

Ein Jahr lang hat der Parlamentarismus zu zeigen versucht, was er kann. Wer sieht heute in ihm noch das Heil? Seine Nutznießer aus dem Berufspolitikertum — natürlich. Eine Anzahl politischer Ideologen, die sich über und hinter ihm nichts weiter vorzustellen vermögen, und ihre Mitläufer. Das Bürgertum? Mag sein, daß der

Kappsche Staatsstreich viele bourgeoise Elemente, die in der Zwischenzeit skeptisch geworden waren, den Parteien des reinen Parlamentarismus wieder zugeführt hat. Denn die bürgerlichen Aengste vor der revolutionären Macht des Proletariats sind ja in dieser Kampfwoche neu erstanden — ähnlich wie am und nach dem 9. November. Aber, wenn selbst das ganze Bürgertum die obrigkeitlich-autoritären Neigungen, denen sich viele seiner Angehörigen vor dem 13. März wieder zugewandt hatten, vorbehaltlos preisgäbe und gegen die reine Arbeiterherrschaft beim Parlamentarismus Zuflucht suchte, — die parlamentarische Demokratie wäre doch nicht sichergestellt und verankert. Denn die Arbeiterschaft hat nicht mehr den Willen, sie tätig zu stützen. Sie hat sie geduldet. Aber bei der ersten Gelegenheit, bei der es galt, für sie zu kämpfen, haben die Arbeiter gezeigt, daß die parlamentarische Demokratie ihnen nicht genügt, daß sie über sie hinaus wollen, daß sie neben und über der Volkssouveränität im Staate — in irgendeiner Form — proletarische Klassensouveränität begehren.

D i e A r b e i t e r begehren heute die Beugung des Parlaments unter proletarischen Machteinfluß, — nicht etwa, wie im Winter 1918 kleine aktive Minderheitsgruppen. Der alte Legien, der wahrlich kein Brausekopf und kein radikaler Schreier ist, macht sich zum Anwalt der Forderungen, die die demokratischen Minister in Stuttgart in einem Augenblicke, in dem sie noch grundsätzlich urteilen konnten, weil sie die Machtverhältnisse falsch einschätzten, für ebenso verfassungswidrig erklärten wie das Kappsche Ultimatum. Die Mehrheitssozialdemokratie, die über Nacht aus einer Volkspartei wieder zu einer Klassenpartei geworden ist, gibt ihr Placet und drängt schleunigst die Genossen in den Hintergrund, die über die Souveränität des Parlaments eigensinnige Ansichten hegen und bekennen.

Die Demokraten, die zuerst entrüstet gegen die Verletzung der Parlamentssouveränität protestierten, suchen den Vorgang jetzt zu bagatellisieren. In der Praxis sei die Sache gar nicht so schlimm. Nichts ist törichter als diese Bemäntelungstaktik, die aus der Fiktion keine Realität macht. Das Prinzip, daß Souveränitätsrechte des Parlaments nur mit Zustimmung und nach Direktiven der Arbeitervertretungen ausgeübt werden können, ist proklamiert und anerkannt; ob es im Augenblicke rigoroser oder konzilianter durchgeführt wird, ist gleichgültig. Selbst wenn die Gewerkschaftsführer von heute sich mit leiser und verbindlicher Raterteilung begnügten, — wer bürgt dafür, daß nicht die von morgen schroff und unnachgiebig auf ihrem Schein bestehen?

Der Vorstoß der Gewerkschaften muß in seiner weiteren logischen Auswirkung die Parteien zugunsten der berufsständischen Ver-

tretungen mattsetzen. Die Vertretung durch parlamentarische Parteien ist für alle Bevölkerungsgruppen entwertet, wenn eine von ihnen durch ihre Berufs-, Standes- oder Klassenorganisation unmittelbaren Einfluß auf die Führung der Staatspolitik erhält. Alle jene Gruppen können jetzt, selbst bei für sie günstigstem Wahlausfall, nicht mehr darauf rechnen, durch ihre Parteien ihre Interessen und ihren politischen Willen mit dem Gewichte zur Geltung zu bringen, das ihrer Zahl und Stellung innerhalb der Gesamtheit entspricht. Denn das von den Arbeitergewerkschaften erkämpfte Recht des Vetos und der Direktive schafft von vornherein ein Uebergewicht für die eine Klasse, die die Staatsführung nicht nur durch ihre Partei, sondern auch durch ihre Berufsorganisation kontrolliert und dirigiert.

Daß die Arbeiterschaft ihr neues politisches Klassenprivileg willig aufgeben und sich abermals bei dem Einflusse bescheiden wird, den ihr der reine Parlamentarismus einräumt, ist schwer zu glauben. Daß die übrigen Bevölkerungsgruppen sich auf die Dauer mit einem Zustande abfinden, der den Keim einer Arbeiterdiktatur enthält und bei jedem neuen Konflikt zu einer offenen Arbeiterdiktatur führen kann, ist gleichfalls wenig wahrscheinlich. Wenn der Generalstreik, der im wesentlichen nur ein Streik der städtischen Arbeiter war, den Gewerkschaften einen Teil der Staatsmacht in die Hände gespielt hat, — warum soll nicht auch einmal versucht werden, mit einem Lieferstreik der Landwirtschaft dem Landwirte- und dem Bauernbund eine ähnliche Prärogative zu erkämpfen? Und warum soll nicht irgendeine andere Gruppe, die „die Hand an der Kehle des Staates hat", auf den Gedanken kommen, für sich noch eine politische Spezialsouveränität zu erpressen?

Es besteht die Gefahr, daß wir, statt zur Einigung und gemeinsamem produktiven Aufbau, zu neuer Spaltung, Zerreißung und Zerstörung kommen, zu mörderischen Kämpfen um Minderheitseinflüsse und Minderheitsdiktaturen, die unsere letzten Existenzgrundlagen in Trümmer schlagen.

Wenn die Arbeiterschaft nicht darauf verzichtet, neben und über dem parlamentartischen noch einen direkten berufsständischen Einfluß auf Regierung und Politik zu üben, so gibt es nur eine Lösung: den gleichen Einfluß auch allen übrigen Klassen, Schichten, Gruppen zu gewähren. Dann muß diese berufsständisch und wirtschaftsgruppenmäßig fundierte Regierungsmacht offen anerkannt, fest organisiert werden. Der reine Parlamentarismus ist schwerlich mehr zu retten, — er ist auch kaum wert, gerettet zu werden. Aber vielleicht retten wir im letzten Augenblick die Demokratie.

AUS DEM TAGE-BUCH

AUS DEM 5-TAGE-RENNEN

M o n o k e l a u f e r s t e h u n g.

Als ich am Tage der Proklamierung der Kappregierung auf die Straße trat, ohne eine Zeitung gelesen zu haben — man soll auf nüchternen Magen keine Druckerschwärze einnehmen — da wußte ich gleich, daß irgendwas los war, denn ich bin seit Monaten auf der Tauentzienstraße nicht so viel Trägern von Eingläsern begegnet wie an diesem Morgen. Alle seit der Revolution in roten Samtfutteralen begrabenen Monokel waren plötzlich auferstanden! Junge Leute, die sich allmählich ganz zivile Gesichtszüge angewöhnt hatten, trugen wieder, wie vor dem November 1918, das Rundglas ins rechte Auge geklemmt, die linke Braue hochgezogen und den Mund halb offen, als müsse jeden Augenblick ein schnarrendes Kommando dem Gehege ihrer Zähne entweichen. Auch der Gang der Monokelträger war wieder der alte, ich glaubte immer wieder Sporenklirren über dem Asphalt zu hören, und die Arme wurden wieder leicht gebogen getragen mit jener lässigen Affektiertheit, wie einst im Mai der Ludendörffer. Die Straße war wieder plötzlich bunt von Uniformen. Wo waren nur plötzlich all die um den Hals geschlungenen, halb vergessenen Ordenskreuze hergekommen? Als ein General mit offenem Mantel an mir vorübersauste, daß das hellrote Futter seines Mantels in der Sonne nur so leuchtete, da wußte ich, daß hier eine Auferstehung gefeiert werden sollte . . . Aber heute, acht Tage später, liegen die Monokel wieder in den samtenen Futteralen, und die jungen Herren tragen die Arme nicht mehr sanft nach außen gebogen, die Stiefel stapfen lautlos, ohne Sporengeklingel, kein hellrot gefütterter Offiziersmantel leuchtet durch die Tauentzienstraße und die Ordenskreuze schlafen wieder im Wäschespind. Ab dem Tage, an dem die Baltikumer aus Berlin abzogen, begegnete ich manchem glattrasierten jungen Mann im bürgerlichen Anzug (des Buchhalters oder des Inseratenagenten oder des Schwimmlehrers) mit einem Köfferchen in der Hand, in dem der Enttäuschte seine nun doch wieder zur Ruh gesetzte Uniform bescheiden-still nach Hause trug. Sie schleppten ihre Köfferchen mit einiger Resignation, diese nun wieder zur Ruh gesetzten Leutnants, es war nicht leicht zu tragen dieses Köfferchen, denn in das bunte Tuch waren jetzt auch einige erledigte Illusionen eingepackt.

Auf der Tauentzienstraße blinkt kein Monokel mehr.

P r e u ß i s c h e P r ä g u n g.

Ich fragte einen „Grünen", der Posten stand, ob er zur alten oder neuen Regierung halte. Er antwortete: „Regierung? Scheiße, ich habe Dienst."

B e s o r g t e B ü r g e r.

Am zweiten Tag des Generalstreiks begegnete mir auf der Treppe mein Hauswirt mit zwanzig Paketen.

Ich blieb stehen: „Schwer beladen?"

Er trug einige Kilo Reis, eine Kiste Teigwaren, einen Sack Bohnen, ein Dutzend Konservenbüchsen, kondensierte Milch, Cornedbeef, Cakes.

Und so kam er mir an jedem Mittag entgegen.

„Die Lage ist bedrohlich", sagte er schwitzend, „die Eisenbahner streiken, übermorgen ist die Hungersnot da."

„Zum Glück nicht bei Ihnen."

„Ich bin Familienvater", knurrte er entschuldigend.

An einem der letzten Streiktage, als er wieder schwer beladen heimkeuchte, trieb mich ein Teufel, ihn auf der Straße beiseite zu winken und ihm zuzuflüstern: „Seien Sie vorsichtig, ein Streikposten geht hinter Ihnen."

Er verschwand im nächsten Haustor. Wo er seine dreiundvierzig Pakete abgelagert, weiß ich nicht. Aber er trat nach drei Minuten frisch und unbeschwert und mit gutem Gewissen aus dem Haustor heraus und lächelte mich an, als ob er sagen wollte: „Na, wo steckt der Beobachter? . . . Schau mich an, ich hab ihn nicht zu scheuen."

Aber weit und breit war kein Streikposten zu sehen. Mein Nahrungssammler ging zum ersten Mal an einem Streiktag ohne Pakete nach Hause, aber er sah verdrossen drein und fühlte sich beschwert von seiner Unbeschwertheit.

Die Welt als Vorstellung.

Am Morgen nach dem Einzug der Kapptruppen stürzt meine Wirtin aufgeregt zu mir und sagt: „Haben Sie nich' diese Nacht das Frauenzimmer unten brüllen hören? Gräßlich war das. Schließlich sind zwei Männer gekommen und haben sie in einem Wagen fortgebracht." — „Ich habe keine Frau schreien hören, ich habe nur das Heulen der Sirene gehört." — Nach einigen Tagen äußert meine Wirtin: „Sie haben ganz recht gehabt; das Frauenzimmer, wo so geheult hat, war die Sirene."

Lebenskünstler.

Ein Bekannter, Großkaufmann, hat in diesen zehn Tagen des Generalstreiks rote Backen bekommen.

Er hat den Weg von der Wohnung ins Büro nicht in der übeln Luft der Untergrundbahn zurückgelegt, sondern ist ihn richtig zu Fuß gegangen, täglich über eine Stunde, von Wilmersdorf bis ins Zentrum Berlins. Er hat 2½ Pfund abgenommen.

Dabei hat ihm das Essen besser angeschlagen denn je, denn er hat zum ersten Mal das Frühstück ohne Morgenblatt, das Abendessen ohne Abendblatt genossen. Die Bissen wurden gekaut. Sonst wird die Mahlzeit ohne Aufmerksamkeit verschlungen, gleichzeitig mit den Telegrammen und dem Lokalbericht. Diesmal gab es keine Ablenkung vom Gaumenerlebnis. Dem Magen wurde wohl zu Mute, wie einer jahrelang unverstandenen Frau, der sich der Gatte plötzlich wieder mit ungeteilter Aufmerksamkeit widmet.

Abends saß man im Dunkeln, konnte weder Skat dreschen noch den Kurszettel lesen. Was blieb übrig als früh ins Bett zu kriechen? Natürlich kam man dann mit der Morgensonne aus den Federn.

Die Restaurants waren geschlossen, die Theater gesperrt, die Straßen dunkel. Von Zeit zu Zeit wurde draußen geschossen. Was blieb übrig, als mit der eigenen Frau, wahrhaftig mit der eigenen Frau die Lage zu besprechen? Es gab sogar Väter in diesen Tagen, die sich aus lauter Zeitreichtum die Schulhefte ihrer Kinder ansahen!

„Ich habe mich glänzend erholt", sagte mein Bekannter, „es war wie eine Kur, diese zehn Tage. Aber ich bin doch froh, daß ich meine natürliche Lebensweise wieder aufnehmen kann." Natürliche Lebensweise nennt er nämlich den Zustand, bei dem er keinen Schritt zu Fuß geht, bei Tisch Zeitung liest, abends mit ermüdetem Kopf in ein verrauchtes Varieté geht oder stundenlang Karten spielt und keine fünf Minuten Zeit, Stille und Ueberlegsamkeit für sich und seine Nächsten hat.

Schlußbetrachtung.

Kapp war längst verschwunden, Ludendorf war schon wieder eberttreu, Trotha erinnerte sich gar nicht mehr, daß etwas vorgefallen war, und Traub schrieb wieder eiserne Predigten . . . Da hörte ich auf der Straßenbahn einen Offizier, der schon wieder bürgerliches Kleid trug, zu seinem Begleiter im höchsten Eifer sagen: „Na, was willste denn, es hätte ja alles vorzüchlich jeklappt, wenn nicht dieser dämliche Generalstreik gekommen wäre."

STIEFELWICHSE

Eine nationale Forderung.

Bitte: es handelt sich hier um keine Kleinigkeit, wie Sie annehmen, sondern um eine Sache, die das ganze deutsche Volk angeht, soweit es nicht barfuß läuft oder laufen will. Eine Angelegenheit von breitester nationaler Bedeutung. Unbegreiflich, daß sich die Oeffentlichkeit darum bis jetzt nicht gekümmert hat. Meines Wissens enthält kein einziges Parteiprogramm diese Forderung, auch kein Wirtschaftsbund hat sie bis jetzt ausgesprochen; höchstens, daß vielleicht der Reichswirtschaftsrat . . . . doch der ist Zukunftsmusik, bekanntlich.

Also: die Forderung lautet: Wir brauchen eine anständige Stiefelwichse! Meine Herrschaften: die Stiefelwichse-Verhältnisse sind trostlos. Es gibt zwar eine Unmenge von Stiefelwichsen, pardon: von Schuhcremes, Schuhpasten, Schuhputz-Zaubermitteln. Sie alle sind „die besten", wie uns andauernd versichert wird; aber eine gute Stiefelwichse (bitte genehmigen Sie das ordinäre, aber vertrauenerweckende altmodische Wort) ist nicht darunter. Alle erzeugen „Hochglanz" in fabelhaft kurzer Zeit; aber alle machen das Leder kaputt, weil sie es anfressen, statt es zu konservieren. Sie wissen, was heute ein Paar Stiefel kosten; Sie wissen auf alle Fälle, daß wir in Deutschland Ledermangel haben. Wenn man wenig Leder hat, dann soll man versuchen, dieses wenige möglichst pfleglich zu behandeln, damit man es möglichst lange hat. Wie kommt es nur, daß wir unter dieser Voraussetzung (das ist doch logisch, pflegt mein Nachbar zu sagen) unser Schuhleder systematisch vermittelst Erdal, Globin, Nigrin und wie die unmöglichen und unzähligen Wölfe im Schafspelz (Säuren im Fettpelz?) heißen, ruinieren? Wenn sämtliche Stiefel in Deutschland dank eines Schuhputzmittels, das bewahrt, statt zu zerstören, je ein Jahr länger halten, dann sparen wir 25 Prozent an Schuhleder. Ist das eine Kleinigkeit? Ist das vielleicht nicht im nationalen Interesse, Herr zweiter Vorsitzender des Wahlvereins Ost-

vorstadt? Ich sage Ihnen: ich werde bei der nächsten Wahl nur einer Liste meine Stimme geben, deren Vertreter mir schwören, daß sie für eine gute Schuhwichse kämpfen werden.

Aber vielleicht gibt es in Deutschland einen Fabrikanten, dem mit diesen Zeilen entsetzliches Unrecht geschieht. Einen Mann, der wirklich eine anständige Stiefelwichse produziert und die schlichte Wahrheit sagt, wenn er diese als die „beste" bezeichnet. Aber warum kenne ich ihn und sein preiswürdiges Fabrikat nicht? Ich habe unzählige von den verfluchten Schmieren durchprobiert; es war nicht darunter. Liebes Reichswirtschaftsministerium! Hilf! (Denn in dein Ressort gehört doch die Stiefelwichse.) Laß mal ein paar Chemiker — aber keine, die mit der Herstellung von Stiefelwichse zu tun haben —, vielleicht vereidigte Gerichtschemiker, zusammensitzen und sämtliche in Deutschland fabrizierten „Schuhcremes" durchanalysieren. Als sachverständigen Beirat würde ich einen tüchtigen Schuster empfehlen (nicht den Geschäftsführer des Verbands Deutscher Schuhfabrikanten). Sollte dabei eine Wichse zutage treten, die dem Leder gut tut, dann gib einen Erlaß heraus: „Schmotzin ist die beste Schuhwichse. Der Reichswirtschaftsminister." Von da an weiß ich, was ich zu tun habe. Oder, wenn es sich herausstellen sollte, daß alle die vorhandenen Wichsen nicht „die besten" sind, dann möge das Reichswirtschaftsministerium einen Preis aussetzen für die beste Stiefelwichse und sich das Patent darauf geben lassen und eine Fabrik darauf gründen. Ich werde von da an nur noch „Schmidtin" oder wie es nun heißen soll verwenden; und würde endlich einmal meine Stiefel putzen können, ohne mich über die verdammte Wichse zu ärgern.

Schairer.

GEWISSENSKÄMPFE IN GUMBINNEN

Am 24. März langte im Verlag des Tage-Buch folgende Verfügung ein:

Der Regierungspräsident

I. R. 175

Gumbinnen, den 18. März 1920.

Ich ersuche ergebenst um Lieferung 1 Stückes der Zeitschrift „Das Tage-Buch" von Stefan Großmann vom 1. 4. 1920 ab.

Die Zeitschrift ersuche ich, der Regierungsbücherei möglichst umgehend zuzusenden, desgleichen die Kostenrechnung.

I. A.

Nachmann.

Während ich noch über die nach Gumbinnen dringende Aufklärung frohlockte, lief schon folgende Depesche vom 25. 3. 1920 aus Gumbinnen ein.

Widerrufe Bestellung vom 18. März 1920, I. R. 175, betreffend das Tage-Buch von Stefan Großmann. Regierungspräsident Roem.

Zwischen dem 18. und dem 25. März müssen in Gumbinnen fürchterliche Gewissenskämpfe vor sich gegangen sein.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tage-Buch / Heft 13 Jahrg. 1 / Berlin, 9. April 1920

STEFAN GROSSMANN

EIN JOURNALIST

In Wien ist, einundsiebzig Jahre alt, der Herausgeber, Eigentümer, Chefredakteur, Hauptmitarbeiter der „Neuen Freien Presse", Moritz Benedikt, gestorben. Seine Zeitung war die gelesenste Oesterreichs, die einzige, die internationale Leserschaft erreicht hatte. Wer von und zu den Intellektuellen Oesterreichs sprechen wollte, mußte seine Tribüne besteigen. Er war eine Zeitlang der mächtigste Politiker Wiens, er war die urteilende Tagesinstanz Wiens, seine Ablehnung hemmte, seine Anerkennung förderte, wobei freilich anzumerken ist, daß dem Kräftigen schroffe Hemmung gesunder sein kann als flaue Förderung.

Moritz Benedikt kam als Sohn mährischer Juden nach Wien, studierte hier Volkswirtschaft, ohne akademische Grade zu erwerben. Er fing ganz jung an, für die Zeitung zu schreiben, und zwar mit Passion. Er wurde Börsenberichterstatter der „Neuen Freien Presse", aber er strebte von Anfang über seine Rubrik hinaus. Das tat er in der Wochenschau des Börsenbeobachters; diese Uebersichten, sehr lebendig, unterhaltend, beziehungsreich geschrieben, erregten Aufsehen. Es kam der Tag, an dem er die höheren Weihen des Journalismus empfing: Er durfte den ersten Leitartikel schreiben. Das hat er nun späterhin gut vierzig Jahre lang getan. Jahrzehntelang hat er jeden Tag einen oder zwei Aufsätze geschrieben und keine kurzen, seine Leitartikel füllten jedesmal drei Spalten über dem Strich der „Neuen Freien Presse". Dazu oft noch im Innern und im volkswirtschaftlichen Teil des Blattes ein Aufsatz, von kleineren Beiträgen gar nicht zu reden; oft auch noch im Abendblatt eine Betrachtung. Man rechnet eher zu wenig als zu viel, wenn man annimmt, daß er etwa 500 Aufsätze im Jahre geschrieben hat, den Aufsatz von fünf Druckseiten Länge. Das waren 2500 Druckseiten im Jahre, die fünf dicke Bände gefüllt hätten. Im Laufe von 40 Jahren hätte seine Schreibarbeit mindestens 200 solcher dicker Bände umfaßt. Bedenkt man, daß er daneben den Einlauf gelesen, verteilt, bearbeitet, betitelt hat, daß er täglich viele Stunden an Konferenzen mit Mitarbeitern, Politikern, Geschäftsleuten verloren hat, erwägt man, daß die technische und kommerzielle Leitung nichts ohne seine Zustimmung wagen durfte, so wird die beispiellose Arbeitskraft des Mannes klar. Freilich, er dachte nichts als: „Neue Freie Presse", er wollte nichts als: „Neue Freie Presse", und — das ist die Tragödie solcher Besessenheit — zuletzt wußte er auch nichts Wichtiges mehr

außer der „Neuen Freien Presse". Im Alter, da er es sich scheinbar bequemer einrichtete, lebte er einen großen Teil des Jahres in der nächsten Alpenhöhe bei Wien, auf dem Semmering, aber wahrhaftig, er brachte sich die dickste Redaktionsluft mit ins Gebirge. Eine eigene Telephonleitung wurde auf den Semmering gelegt, jede wichtigere Nachricht, jede größere Depesche, jeder längere Beitrag wurde ihm hinauftelephoniert. Dafür drahtete er noch nach Mitternacht seinen täglichen Leitartikel ins Tal. Seine Passion oder Besessenheit, wie man will, setzte er auch bei seinen Mitarbeitern voraus. Oft ereignete es sich zum Schrecken seiner Redakteure, daß er sie um ein oder zwei Uhr nachts vom Semmering aus ans Telephon zitierte. Hier hatte seine Rechnung ein Loch, denn er fand nur wenige, die seine Besessenheit fürs Blatt teilten. Er verlangte eine Hingabe, die nur eine große Idee — ich fürchte, auch diese nur in Hoch-Zeiten — verlangen darf. Diesem fanatischen Journalisten bedeutete aber die Zeitung nicht eine Dienerin der Idee, vielmehr erschienen ihm Ideen bestenfalls als verwendbare Dienerinnen der Zeitung. „Das Blatt", das war die fixe Idee seines Lebens. Wenn dieser von seiner Arbeit ganz angefüllte Mensch je eine Geliebte gehabt hat, so hat er auf ihrem Rücken keine römische Elegie skandiert, sondern einen Leitartikel geschrieben. Dem Blatt zuliebe wurde er sogar tolerant. Er, der emsigste Schreiber seiner Zeitung, hatte in Ludwig Speidel einen Mitarbeiter, der, wenn's gut ging, alle vierzehn Tage ein Aufsätzchen von vier kleinen Spalten erzeugte. Dafür zahlte ihm Benedikt ein hohes Gehalt. Der ununterbrochen Schreibende begriff sogar seinen Gegensatz, den produktiven Müßiggang Speidels, nachdem er einmal festgestellt hatte, wie wichtig diese erste Geige in seinem Orchester war. Unter seinen Mitarbeitern war einer, der ihm politisch schnurstracks entgegengesetzt war: Theodor Herzl, der Begründer der zionistischen Bewegung. Benedikt, der die Presse mit einem deutschliberalen Assimilantenprogramm übernommen hatte, mußte eigentlich an dem bewußt jüdisch-nationalen Standpunkt Herzls Anstoß nehmen. Aber da half ihm sein Blatt-Patriotismus und seine undogmatische Liebe zum Talent — Theodor Herzl war einer der graziösesten Stilisten Deutschlands — über das bißchen Ideen-Gegensatz hinweg. Er gab Herzl einen Freibrief, überall in der Welt für die zionistische Sache zu wirken, nur gerade in der Zeitung nicht, deren Redakteur er war ... Dort mußte er sich, wie so viele gefangene Geister, in die unpolitischen Gegenden des Feuilletons flüchten.

Benedikt war eine lange Zeit die mächtigste politische Persönlichkeit Oesterreichs. Das kam daher, daß der Liberalismus keine populäre, der Klerikalismus keine geistige Kraft erzeugt hatte. In dieser Armut schwoll die Macht der „Neuen Freien Presse" hyper-

trophisch an. Als Ende der neunziger Jahre Graf Taaffe, einer der klügsten Konservativen Oesterreichs, eine auf dem allgemeinen Stimmrecht fußende, sehr sorgfältig vermittelnde Wahlreform des Reichstages einbrachte, da hatte er dazu die Vorsanktion des alten Kaiser Franz Josef eingeholt, aber die Zustimmung Benedikts fehlte. Mit drei Leitartikeln hatte dieser die Wahlreform erschlagen, Taaffe aus dem Sattel gehoben. Er glaubte diesen Dienst dem deutschen Bürgertum schuldig zu sein. Später hat er, belehrbar, wie er war, und keiner Idee unbedingt ergeben, in radikalere Wahlreformen eingewilligt. Aber der Schrecken fuhr den österreichischen Ministern in die Glieder. Bis in die Zeit vor dem Zusammenbruch gab es keinen Minister in Oesterreich, der, wie er auch im vertrauten Kreis die „Neue Freie Presse" schmähte und höhnte, versäumt hätte, seinen Antrittsbesuch bei Benedikt zu machen. Einer war zu hochmütig, Graf Berchthold, der letzte Minister für auswärtige Angelegenheiten. Benedikt grollte dem Unbotmäßigen. Bis auch Berchthold sich zum Kanossagang auf den Semmering entschloß und sich für die leichtfertigste Politik, die je auf dem Ballplatz gemacht wurde, eine milde Zensur holte.

So große Macht besaß — ein Journalist. Nicht der Menschheit, nicht der Nation, nicht einmal seiner Klasse opferte er unbedingt, nur seinem Blatte. Ihn verband nicht die Gemeinsamkeit einer Idee mit anderen, für ihn war entscheidend, wie der andere sich zu seiner Zeitung einstellte. Der Verneinende war verflucht, der Bejahende freundlich empfangen. Dieser Blatt-Fanatismus färbte jede sachliche Ueberlegung. Bismarck wurde bekämpft, bis er dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse" das berühmte Interview gewährte, übrigens ein journalistisches Meisterstück, das Bismarck mit den Worten: „Benedict — bene dixit" gerühmt hat. Ich glaube, selbst Lenin wäre psychologischer Wündigung teilhaftig geworden, wenn er für seine Kundgebungen an alle die „Neue Freie Presse" benutzt hätte. So große Macht in den Händen eines Mannes, der — zu seiner Erklärung und als seine Begrenzung sei es gesagt — nur ein Journalist war, mußte Widerstand wecken. Der schärfste Hasser war Karl Kraus. Aber der Schwinger der „Fackel" bekämpfte längst nicht mehr den wirklichen Moritz Benedikt, sondern einen schaudererregenden Baal, den seine schreckensvolle Phantasie erdichtet hatte. Er hat ihn ins Ueberlebensgroße verzerrt. Er hat ihn, wie Feinde so oft, im Ausmaß, in der Bedeutung, in der Verantwortung für das geschichtliche Geschehen ungeheuer überschätzt. Moritz Benedikt war nur ein Journalist. Ist das nicht Anklage genug?

Worin hat eigentlich der neue Militarismus bestanden, der im alten Preußen-Deutschland geherrscht haben soll? Ein Boulangismus war damals in deutschen Landen sicherlich undenkbar. In die bürgerliche Ordnung, unter der wir bis Ende Juli 1914 lebten, konnten politische Generäle kaum eingreifen. Ohne Zweifel wurde in den Offizierkasinos eifrig politisiert, aber das Kasino war für den aktiven Offizier auch das einzige Feld politischer Betätigung. Angehörige des aktiven Heeres waren weder wählbar noch wahlberechtigt. Ihr Wahlrecht „ruhte". Praktisch kam's auf dasselbe hinaus wie bei den Unmündigen, Bankrotteuren und Verbrechern, die vom Wahlrecht ausgeschlossen waren, und bei den Frauen, die keines besaßen. Erst die Verfassung der Republik hat die Militärs (zugleich mit den Frauen und den zwanzigjährigen Unmündigen) zu Wählern gemacht. Aber wenn man vom Militarismus spricht, denkt man wohl weniger an gesetzlichen als an tatsächlichen Einfluß und an wirkliche Machtausübung und ganz besonders an ihre Erscheinungsformen. Haben wir uns in alten Zeiten nicht genugsam über Paradewesen und Straßenabsperrungen geärgert? Das waren dazumal die sichtbaren Symptome des Militarismus. Heute ist bloß festzustellen, daß die Straßenabsperrungen der früheren Zeit nicht durch Stacheldrahtzäune und nicht für Tage und Wochen, sondern höchstens stundenlang vorgenommen wurden, und es ist hinzuzufügen, daß unter dem alten Militarismus die Soldaten weder alltäglich scharfe Munition bei sich trugen, noch uns jemals in den Straßen von Berlin mit Gewehren im Anschlag entgegentraten oder uns Handgranaten unter die Nase hielten, noch an irgendwelchem Straßeneingang Inschriften anbringen durften wie: Halt! Wer weitergeht, wird erschossen!

Heute ist es immerhin beruhigend, wenn man am Eingang der Bendlerstraße diese Inschrift zu Gesicht bekommt; denn anderswo kann man überall unversehens erschossen werden. Da die Herausforderung, die darin besteht, daß uns überall stahlbehelmte Handgranatenschmeißer entgegentreten, auch den Ruhigsten reizt, muß es immer wieder zu Zusammenstößen kommen, die von der zivilistischen Seite nur als Wortgefechte behandelt werden können, bei denen es aber der anderen Seite in jedem Augenblick einfallen kann, das Feuergefecht zu eröffnen. Das ist die augenfälligste Tatsache des neuen Militarismus, der eine Schöpfung des neuen Reichs ist und der sich nicht durch den Putsch Kapp-Lüttwitz, sondern auch nach diesem Putsch in seiner ganzen Herrlichkeit entfaltet hat. Der Handstreich vom 13. März hatte uns die Hoffnung auf den Zusammenschluß aller derjenigen gebracht, die Zivilisten sein wollen, das heißt, die sich sagen: Wir haben fünfzig Monate lang unsere Haut zu Markte ge-

tragen und dann, nach dem Ende der Feindseligkeiten, wie viele Monate lang die Kriegsspielerei im eigenen Lande, den Noskismus geduldet; aber jetzt haben wir es endgültig satt, als Schießscheiben umherzugehen. Wir wollen auch nicht die unbenutzten Schießscheiben von immer schießfertigen Soldaten sein, sondern bestehen auf dem obersten Menschenrecht: unbedroht zu leben. Von dem Recht aufs Leben steht allerdings nichts in der Verfassung, und so darf man an der Verfassungstreue der Reichswehr, die der General v. Seeckt verbürgt, nicht zweifeln, weil sie von diesem Recht nichts weiß. Daß sie für seine, wenn auch unwissentliche Verletzung immer straflos bleibt, ist aber bitter . . . Der Zusammenschluß der Zivilisten ist am Widerwillen der parlamentarischen Mehrheit gescheitert; das militärische Seecktenwesen blüht.

Die Regierung Müller will lieber dumm als feig scheinen, — vielleicht mit Recht, denn Feigheit verscherzt immer, aber Dummheit, wenn sie nur hartnäckig ist, erwirbt meistens Autorität, und das republikanische Deutschland hat vom kaiserlichen die Ueberzeugung geerbt, daß eine Regierung nichts so sehr nötig habe wie Autorität. Schlechte Regierungen sind tatsächlich auch gar nicht möglich ohne Autorität. Die Regierung Müller will also nicht, daß man glaube, sie traue sich nicht, die Reichswehr aufzulösen, und gibt lieber vor, an die Verfassungstreue der Reichswehr zu glauben. Wie die Militärs darüber denken, erfuhr ich, als ich nach dem Scheitern des Putsches die Anregung gab: Man solle doch, wennschon das Militär nicht von den Straßen zurückgezogen werde, zur Beruhigung des Volkes, das rote Köpfe kriegt, wenn es Soldaten in Waffen sieht, wenigstens die verfassungstreuen Truppen durch schwarz-rot-goldene Abzeichen, etwa Kokarden, kenntlich machen. Darauf kam die Antwort: dergleichen sei schon erwogen worden, sei aber nicht durchführbar; denn das würde eine Spaltung in der Truppe hervorrufen . . . So werden wir denn einstweilen im Besitz einer ungespaltenen Truppenmacht bleiben, mit der man gegenüber Verfassungsbruchversuchen jederzeit „Blutvergießen vermeiden" kann, die aber stets bereit ist, die bolschewistische Gefahr zu bekämpfen, nachdem sie sie herbeigeführt hat.

Wie lange dieser Zustand noch dauern mag, hängt — man möchte fast sagen, zum Glück — nicht von uns ab, nicht von der deutschen Regierung, sondern ganz und gar vom Obersten Rat unserer früheren Gegner. Der hat uns zunächst bis zum 10. Juli Zeit gegeben, unser Heer auf 100 000 Mann zu verringern. Aber gleichviel, ob und wie lange über diesen Termin hinaus wir Erlaubnis bekommen, ein stärkeres Heer zu unterhalten, — in unserem eigenen Interesse läge es jedenfalls, daß Artikel 174 des Friedensvertrags so bald wie möglich in Kraft gesetzt, also unverbrüchlich die Forderung aufgestellt wird:

Unteroffiziere und Gemeine der Reichswehr müssen sich auf 12 Jahre verpflichten. Dann würde es sich nämlich zeigen, daß aus der Viertelmillion Männer, die heute noch unter Waffen stehen, nicht einmal die 96 000 Unteroffiziere und Gemeinen zu gewinnen sind, die mit 4000 Offizieren unser endgültiges Friedensheer bilden sollen. Bisher haben sich nach Mitteilungen, die mir verbürgt sind, wenig über 30 000 Männer zur Verpflichtung auf 12 Jahre bereit erklärt. Wann endlich wird man beginnen, diejenigen zu entlassen, die diese Verpflichtung abgelehnt haben? Wennschon nicht ihre Gesinnung ihrem Verbleiben in der Reichswehr widerspricht, so widerspricht ihr Verbleiben doch dem Friedensvertrag.

Ich wünsche wahrhaftig alles eher als das Heer, das wir nach dem Friedensvertrag haben sollen. Den Friedensvertrag wollen wir bloß benützen, um das Heer von Noske und Seeckt loszuwerden. Dann wird die Unerträglichkeit eines Prätorianerheeres uns rasch weiterbringen. Das Heer mit zwölfjähriger Dienstzeit wäre gewiß nichts anders als ein Prätorianerheer; im dritten Jahr dieser Dienstzeit schon würde der organisierte sozialistische Arbeiter, der eingetreten wäre, sich als organisierter Militarist fühlen. Aber dieses Heer müssen wir erst bekommen, um zum Entschluß zu gelangen, es aufzulösen und uns ganz mit einer Polizei zu begnügen, die nirgends so zahlreich sein darf, daß ihr Auftreten zu jenen Störungen der Ordnung reizt, die sie unterdrücken soll. Die Ueberwindung des neuen Militarismus ist Deutschlands schwierigste Aufgabe.

ARBEITERWEHR

Bürger wimmern verzagt: „Wer wird den Pöbel bewaffnen?"
Habt nur Vertrau'n und der Schreck wird euch ein Schlafmittel sein.

*

ZUM FRANKFURTER SIEG

Schwärmer für Frankreich gab's immer bei uns trotz Jena und Tilsit.
Würgt es den sterbenden Bosch, jubeln die Dankbaren noch. m.

Die neue Möglichkeit.

Der Vorschlag, zwecks Neuversorgung der europäischen Industrie mit Rohmaterialien und zwecks Wiederherstellung seiner Valutaverhältnisse eine internationale Anleihe auszuschreiben, ist ein Zeichen dafür, daß die grauenhafte Erfahrung dieser Schreckensjahre die alliierten Staatsmänner gelehrt hat, endlich einmal wirtschaftlich zu denken. Es war verrückt, in Versailles nur Politik und keine Wirtschaftspolitik zu treiben; aber es wäre nicht minder verrückt, es wäre sogar unwirtschaftlich, heutzutage ausschließlich wirtschaftlich zu denken. Gewiß ist die Anleihe zur Rettung Europas unbedingt notwendig; doch scheint es besser, jeden Gedanken an sie aufzugeben, als ihn ohne gleichzeitige politische Neubestimmungen ins Werk zu setzen.

Betrachten wir etwa den Fall Oesterreich. Bis heute haben ihm Amerika und die Alliierten nur das zukommen lassen, was Lloyd George in seiner drastischen Weise eine „Suppenanstaltshilfe" nennt. Außer solcher auch noch Kredite für Rohstoffe und die Wiederherstellung der Valuta zu gewähren, wäre sicher klüger. Indessen, wenn unsere Sorge für Oesterreich nicht weiter geht, als selbst bis zu diesem Punkt, so wird sie ihm auf die Dauer doch nicht nutzen. Oesterreich gewinnt nicht viel, wenn wir seine Industrie wieder in Gang bringen, es gleichzeitig aber von einer Mauer hoher Schutzzölle einpferchen lassen. Es könnte in Böhmen Kohlen und in Kroatien Korn kaufen; doch beuten diese Nachbarstaaten seine Notlage aus und sind eifrig am Werk, hohe Exportzölle auf alle Güter zu legen, die sie ihm verkaufen. Jede Waggonladung Güter, die aus Oesterreich in die Nachbarstaaten rollt, ist ein Gegenstand diplomatischen Gezänkes; und selbst wenn die Delegierten der Mächte durchgesetzt haben, daß irgendwo ein Zug passieren kann, müssen sie ihm doch noch eine Begleitmannschaft mit auf den Weg geben. Außerdem lastet auf Oesterreich die Wucht noch ungezählter Schulden und Entschädigungspflichten. Diese Schulden werden niemals beigetrieben, diese Entschädigungen niemals bezahlt werden. Man kann keinen Almosenempfänger besteuern, keines Bettlers Bündel unter Zwangsverwaltung stellen. Immerhin aber sind Oesterreichs geringe Aktiven mit Hypotheken belastet, und die ungewisse Bürde lähmt seine Energie und ruiniert den Kredit seiner Banken. Soll Oesterreich also irgendwelchen Nutzen aus einer Rohstoffanleihe ziehen, so sind zwei ergänzende politische Maßnahmen notwendig. Erstens muß sein Territorium mit irgend einer viel größeren Einheit verschmolzen werden; und zweitens muß mit der pedantischen

Lächerlichkeit, irgendwelche Entschädigungszahlung von ihm zu erwarten, aufgeräumt werden. Hinsichtlich der Schaffung einer größeren wirtschaftlichen Einheit gibt es zwei oder drei Möglichkeiten. Das Einfachste wäre das Veto, das, hauptsächlich auf französisches Betreiben, seiner Vereinigung mit der deutschen Republik entgegengesetzt worden ist, aufzugeben. Ein anderer Plan, der den vorigen eigentlich nur ergänzt, ist der viel kühnere Vorschlag, den Maynard Keynes — bis zu seinem hochachtunggerzwingenden Rücktritt im Juni Bevollmächtigter des britischen Schatzamtes im Obersten Wirtschaftsrat — in seinen „Wirtschaftlichen Folgen des Krieges" gemacht hat (übrigens dem bei weitem stärksten und ideenreichsten Buch, das seit dem Waffenstillstand in irgend einem Lande erschien). Keynes schlägt vor, daß ganz Mitteleuropa, unter Aufsicht des Völkerbundes, in eine einzige Freihandelsunion verwandelt werde. Die dritte Möglichkeit ist der französische Notbehelf einer Donauförderation. Diese würde — und so ist es ja auch beabsichtigt — als Schranke für den deutschen Handel nach Osten wirken. Sie brächte Oesterreich einige Erleichterungen, aber nur auf Kosten schwerer Hemmnisse für die wirtschaftliche Gesundung Deutschlands. Jedenfalls aber: Keine dieser politischen Lösungen kann ohne Druck erreicht werden. Und nur der Staat, der die große Anleihe gewähren oder verweigern kann, besitzt die Macht, solchen Druck auszuüben. Von Frankreich selbst bis zum kleinsten und armseligsten der österreichischen Scherbenländer stehen alle diese Staaten als Bittsteller vor ihm. Nur unter Bedingungen, die eine wirtschaftliche Erholung des ganzen überschuldeten Kontinents verbürgen, wird ein weiser Kreditgeber ihnen willfahren.

Ist somit die erste der politischen Maßnahmen, von denen eine Anleihe begleitet sein müßte, die Beseitigung aller durch die Balkanisierung Mitteleuropas geschaffenen künstlichen Handelshinderungen, so ist die zweite eine Wiederherstellung wirklichen Friedens. Sicher verdient kein Land das Mitleid und die Hilfe der Westwelt mehr als Polen. Niemals seit dem Dreißigjährigen Krieg ist ein Elend, das dem seinen gliche, einem gleichgroßen Gebiet Europas auferlegt worden. Trotzdem aber wäre es verschwenderische Narretei, ihm eine Anleihe zu gewähren, solange seine Beherrscher, unter dem Ansporn Pariser Größenwahnsinns, noch ihre gegenwärtige Politik treiben. Herr Clemenceau, der immer den Vorzug der Offenheit besaß, hat kürzlich in einer Kammerrede seine russische Politik dargelegt. Da die größeren Alliierten sich von militärischer Einmischung zurück-

gezogen haben, und da die Häupter und verwegenen Generale der Gegenrevolution samt und sonders zusammengebrochen sind, so hat Herr Clemenceau eine dritte Methode ausgeheckt, die möglicherweise die Sowjetrepublik erledigen könnte. Er droht mit den Armeen Polens, Tschechoslowakiens, Rumäniens und — sobald es d'Annunzio losgeworden — Jugoslawiens. Seit den Tagen des großen Napoleon hat kein Staatsmann so empfindungslos mit dem Leben anderer Völker gewürfelt. Glücklicherweise kommt, wenn wir Londoner nicht ganz falsch unterrichtet sind, diesem Plan nur geringe, wahrscheinlich gar keine Aussicht auf Verwirklichung zu. Präsident Masaryk hat sich öffentlich gegen jede fremde Einmischung in russische Angelegenheiten ausgesprochen. Rumänien sträubt sich bereits seit mehr denn Jahresfrist gegen den Pariser Ansporn und Befehl. Es hat sein Bessarabien, hat keinen Wunsch nach Wiederherstellung des russischen Kaiserreiches und hat Gründe, einen ungarischen Rückenangriff zu befürchten. Die Serben wenden ihr Pulver für beträchtlich nähere Feinde aufsparen. Das einzige Mitglied dieses Quartetts also, das verlockt werden könnte, ist das erbarmungswürdigste von allen: Polen. Mit seiner halbmillionenstarken Wehrpflichtarmee ist es ohnedies von einem Anfall militaristischer Romantik heimgesucht und vergnügt sich, wie ein Knabe mit Zinnsoldaten, am Kriegsspiel. Nach Moskau zu marschieren, wie seine Könige es im 17. Jahrhundert taten, wäre für seine wenig verantwortungsbewußte Aristokratie vermutlich Wollust, und die Franzosen benutzen den Kunstgriff, diese polnische Eitelkeit noch aufzureizen. Bis solche Methoden aber aufgegeben sind, kann für den Aufbau Europas nichts Wesentliches geleistet werden. Die kleinen, halb kindlichen, halb barbarischen Staaten müssen abrüsten und mit Rußland muß Friede geschlossen werden. Das ist nicht nur notwendig, um die militaristischen Ausschweifungen in den Staaten der Kriegssieger zu beenden, sondern auch aus rein wirtschaftlichen Gründen: um Europa wieder den russischen Markt, der Allgemeinheit wieder die russischen Hilfsquellen zu erschließen. Die Gegner der russischen Blockade haben dringlichst darauf hingewiesen, — dringlich genug kann es gar nicht geschehen! — daß sie eine Politik wüstester Grausamkeit gegen das russische Volk bedeute; meine eigenen Reisen durch Mitteleuropa aber haben mich über die Tatsache belehrt, daß sie auch auf die dortigen Verhältnisse kaum minder ruinös als auf die russischen wirkt. Blockaden sind immer zweischneidige Waffen.

Die dritte der politischen Maßnahmen ist die schwierigste, aber auch die unentbehrlichste von allen. Der Vertrag selbst muß in seinen wirtschaftlichen Abschnitten revidiert, ja, er muß geradezu neu geschrieben werden. Bis eine in den

Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bleibende Summe für Deutschlands Entschädigung festgelegt ist, kann keine Hoffnung, weder auf wirtschaftliche Erholung, noch auf politische Stabilisierung Europas gehegt werden. Keynes, die größte Autorität in diesen Dingen, hat die mögliche Summe auf etwa 7½ Milliarden Dollars geschätzt. Aber seine Berechnung setzt voraus, daß gleichzeitig all die Bestimmungen, die darauf abzielen, die deutsche Industrie zu zerstören, zurückgezogen werden. Die Ausbeute an lothringischem Eisen muß Deutschland verbleiben, sein Kohlentribut muß drastisch vermindert werden. Welche Hoffnung besteht, daß die Regierungen, die, um ihren eigenen Steuerzahlern die wahren Kriegslasten zu verschleiern, dem Feinde einen phantastischen Tribut auferlegten, solcher Revision zustimmen werden? Keine, wenn es sich nur um diese anscheinenden Opfer handelte! Kein ernstlicher Widerstand allerdings würde, wie ich glaube, von England kommen. Selbst während unserer Wahlkampagne lachten gebildete Leute (sogar aus dem Koalitionslager) über die Zusicherungen Lloyd Georges. Heute ist auch der Rest des, ach, so kurzen Rausches verflogen. Aber Frankreich hätschelt seine Hoffnungen beharrlicher. Schwer läßt sich beurteilen, inwieweit es die Entschädigungen, die es aufzuerlegen plant (so zwischen 40 und 75 Milliarden Dollars!) auch wirklich zu erhalten denkt, inwieweit es vielleicht nur das ganz anders geartete Ziel verfolgt, Deutschland völlig zu zerstören, oder auch auf Generationen hinaus eine in Notfällen immer anwendbare Waffe des Zwanges und der Versklavung in Händen zu haben. Jedes dieser Ziele würde die Vernichtung Europas und seines Friedens bedeuten. Aber auch Frankreich wird nachgiebig werden, wenn es erkennt, erstens: daß allzu starrer Widerstand es in gefährliche Vereinsamung führen kann, und zweitens: daß sich seine Zugeständnisse auf der einen durch Gewinne auf der anderen Seite ausgleichen. Auch Frankreichs Währung ist aufs gefährlichste erschüttert, auch sein Kredit außerordentlich begrenzt, auch sein Bedarf an Rohstoffen dringlich. Es könnte mit gutem Rechte auch für sich einen Anteil an den Wohltaten der internationalen Anleihe verlangen (was für Großbritannien natürlich nicht möglich wäre).

Amerika hat durch das Versagen Wilsons die erste Möglichkeit, Europa heilsamen Frieden zu geben, verpaßt. Heute, da Europa zum Wiederaufbau seiner Industrie und zur Rettung seiner Zivilisation eine Anleihe erbittet, ist die zweite Gelegenheit dazu gekommen. Wird diese Anleihe, wie wir fürchten, verweigert, so wird unser Kontinent der Entvölkerung, dem Umsturz und endlosen Hungerkriegen anheimfallen. Wird sie ohne gleichzeitige poli-

litische Neuordnung gewährt (was unvermeidlich ist, wenn man sie privater Initiative überläßt), so kann sie nur dazu dienen, die Flamme nationalistischer und klassenkämpferischer Leidenschaft, die schon heute breite Gebiete der Alten Welt verwüstet, noch zu nähren. Besitzt die Demokratie der Vereinigten Staaten aber das Verständnis und ihre Führerschaft den diplomatischen Einfluß, gleichzeitige politische Aenderungen zur Vorbedingung ihrer Teilnahme am Anleihewerk zu machen, so kann Amerika noch heute einen großen und aufbauenden Frieden schaffen. Setzt die Völker und Regierungen Europas mit allen Mitteln in den Stand, sich gegenseitig Hilfe zu leisten! Laßt das Britische Reich ruhig seinen Anteil an den Opfern und Risiken, die notwendig werden, tragen! Doch versteht, daß keine der europäischen Mächte stark genug zur Führerschaft ist, keine so wohlsituiert, daß sie, als Vorbedingung finanzieller Hilfe, auch die unumgänglich notwendigen politischen Aenderungen diktieren könnte. Die amerikanische Republik allein besitzt vermöge ihres Reichtums und ihrer Uninteressiertheit an unseren vielen Selbstsüchtigkeiten die Kraft und den moralischen Einfluß, politische Untermauerung des wirtschaftlichen Wiederaufbaus zu erzwingen. Wenn der Krieg mit Rußland beendet, die Entschädigungspflicht der Besiegten vermindert, im ganzen leidenden Zentralgebiet freier Handel wiederhergestellt sein wird, so wird schon eine verhältnismäßig bescheidene Anleihe genügen, in Europa die Arbeit wieder anzukurbeln.

SPRUCH FÜR KÖNIGE

Seiner Majestät dem König von Dänemark untertänigst gewidmet.

Ehrfurcht umgab Deinen Thron, solang Du den König nur spieltest.
Wirklich wolltest Du sein, — wurdest als Schatten erkannt. m.

WICHARD VON MOELLENDORFF

DREI VARIATIONEN EINES THEMAS

I. Bahrs „Rotte Korahs".

Alle Welt liebt und spiegelt sich in Liebesliedern. Alle Welt kämpft und wird in Heldengesängen verewigt. Alle Welt macht Geschäfte, und die Dichter verbrennen sich die Finger daran. Denken wir uns das bißchen wissenschaftliche oder vorwissenschaftliche Oekonomik und Statistik fort aus unserem Nachlaß und setzen wir an die Stelle des Gedächtnisses einer unerhört leidenschaftlich geballten Betriebsamkeit unser von Zola, Freytag, Mann, Kellermann, Hamsun gemaltes Bild, und, siehe da, wir haben uns bis zur Unkenntlichkeit verändert. Krumme Atavismen, schiefe Prognosen, abenteuerliche Uebertreibungen, süßliche Versöhnungen, kluge Glossen, törichte Motivationen, bestenfalls Verneinungen des Philisterurteils über eine vermeintliche Verbrecheratmosphäre und Bejahungen der vorerst nur banalen großen Dimensionen finden sich vor, aber, so wahr es einen Roman des Königs, des Hofes, der Frau, des Salons und vielleicht noch des Ackers, des Bauern, des Handwerkers und des Kontors gibt, so wahr fehlt der Roman des Arbeiters, der Fabrik und des Wirtschaftsführers. Die ganze Zerrissenheit unseres Daseins läßt sich eigentlich durch nichts so handgreiflich darstellen wie durch das Geständnis, daß die Tragödie der hemmungslos angewandten Mechanistik und des absolut regierenden Kapitals nicht einmal unmittelbar vor ihrer Peripetie Mitleid und Furcht genug erregte, um auch nur einem einzigen echten Aufschrei die Zunge zu lösen. Niemand erlebte sie anders als partiell oder peripherisch. Kein Gott erbarmte sich und sandte die warnende Vision.

Nun sind die Pulverkammern gesprengt, die Scheiterhaufen züngeln noch. An ihrem Brennpunkt, in Wien, schreibt Hermann Bahr „Die Rotte Korahs" (Verlag S. Fischer). Sobald man, gleich am Anfang, von Jason, geborenem Jacobson, und seinem brodelnden Prozesse liest, denkt man an Helphand-Parvus oder Artverwandtes und erwartet, ihm von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Aber es geht einem wie ehedem bei Jesus- oder Hohenzollerndramen: er bleibt im Hintergrund. Ja, man wird noch luftiger abgespeist: er macht kaum eine Wirkung seiner Schlauheit, Tüchtigkeit, Gewaltsamkeit ahnen, sondern beschränkt sich auf die Sensationen einer Rede vor Gericht, eines Schlaganfalls und eines sentimentalen Testaments. Wenn das Buch überhaupt ein Epos enthält, dann jedenfalls wiederum keines vom Wirtschaftsmenschen. Von der Wirtschaft her gesehen, ist es eine Sammlung von Essays zur Juden- und Christen- (Katholiken-) Frage.

Ein Zionist exaltiert sich: „Die heutigen, die hiesigen Juden, durch die der Name Jude zum Schrecken aller Völker geworden ist, . . . wodurch haben sie sich unentbehrlich gemacht, . . . was können sie? Wuchern, gaunern, jobbern und auf eine den andern überlegene Art. Keine falsche Scham, nicht einmal ein Schatten einer Erinnerung an das, woran die Verdiener anderer Völker durch den . . . Gebrauch des Wortes Sittlichkeit . . . doch noch leise zuweilen gemahnt werden, . . . so daß sie zögernd einen Atemzug lang aufblicken . . ., und das ist schon ein Zeitverlust, den unser Tempo nicht mehr verträgt, und den ersparen sich die Juden, das ist ihre Ueberlegenheit, ihre Unentbehrlichkeit! Diesen heutigen, hiesigen Juden ist's gelungen, wirklich moralinfrei zu werden." (Alle Kenner des jüdischen Kaufmanns rühmen an ihm eine zwar oftmals beinahe lächerliche, aber selbst in den seltenen Fällen eigener Schädigung gewissenhafte Treue zur kommerziellen Spielregel. Lehmann skatet mit Mogeln, Leubuscher pokert mit Bluff.)

„Ohne Juden wär der Betrieb nicht möglich, der Sinn der abendländischen Geschichte, worauf alles hindeutet, wonach seit Jahrhunderten alles verlangt, wär noch immer unerfüllt, wir Juden sind's, erst wir haben der abendländischen Zivilisation, . . . der (sogenannten) christlich-germanischen Kultur die Krone, das Diadem, den Strahlenkranz des Betriebs aufgesetzt — ihr braucht's a deshalb nicht kleinmütig zu werden, denn bei der Unverdrossenheit, mit der ihr von uns lernt's, kann der Tag nicht mehr fern sein, wo der Schüler den Meister erreicht, ja der Affe sein Vorbild noch übertrifft, sicher, denn was der Affe nur erst trifft, übertrifft er auch, und sicher kommt der Tag, wo ihr uns gar nicht mehr braucht's und eure eigenen Jasons habt's." Nach Sombart entfallen im Jahre 1907

von 10 000 erwerbstätigen deutschen Juden	deutschen Christen
auf die Landwirtschaft 198	3166
auf die Industrie 2150	3527
auf Handel und Verkehr 4972	1068

Rechnet man gar mit Sombart fast die Hälfte der Industriejuden, nämlich die in der Konfektionsindustrie tätigen, zum Handel hinüber, so erscheint der kapitalistische Markt vollends als der bevorzugte Tummelplatz jüdischen Talentes. Aber ist der Markt „der Strahlenkranz" des rationalen Betriebes? Sind die glitzernden und zappelnden Kugeln des Regulators die Seele der Maschine? Sie selbst mögen es glauben. Der Laie belustigt — und vielleicht, wenn er Schuldige sucht, vergreift — sich an ihnen. Der Fachmann weiß es besser.

„Wie auf Verabredung haben alle Völker Europas darüber gewacht, nur das Schlechte der Juden zu sich einzulassen. Aber alles Schlechte! Systematisch. Instinkt und Ueberlegung halfen den

Juden, sich diesem europäischen Ideal von ihnen anzupassen. Is ein Jud aber erst so weit, daß er Asien verrät, den inneren Orient, in dem er wurzelt, dann kommt's ihm auf alles andere schon auch nicht mehr an.... Wissen Sie, was bei uns ein Epikores heißt? Schwer zu schildern. Ein Jüngl, das los hat, daß alles Betrug ist, alles, und das entschlossen ist, sich nicht mehr betrügen zu lassen, sondern jetzt selber zu betrügen. Und dann geht das Jüngl in die nächste Stadt und in immer größere Städte. Epikores ist der Ahnherr aller Jasons. Epikores gibt's in jedem Fach, für jedes Bedürfnis, in jedem Format... Epikores ist alles, Epikores hat alles, Epikores kann alles, Epikores macht alles und — handelt mit allem: er macht alles wieder zu Geld... Und der Fluch unseres Volkes is, daß es in Europa, hier, immer mehr zu einem ungeheuren Epikores wird! Und euer Neid auf uns is nur, daß ihr meint's, doch noch immer keine rechten Epikores zu sein.... Wie ja der ganze Antisemitismus, den der Arier mein ich, im Grunde nur auf einer Selbstunterschätzung beruht: sie trauen sich noch immer nicht zu, so gemein zu sein wie sie gern wären,... sie möchten gern ein Epikores sein, aber ohne daß sie selber was davon bemerken,... Schlagobers mit Knoblauch, ein Schuft von Kapitalisten, aber mit dem guten Gewissen eines Kalviners!... Eure ganze Geistesgeschichte besteht seit der Renaissance doch nur in einer fortlaufenden Verjudung... Ihr braucht aber eine Deckung, einen Wall, ein Versteck, um den Kapitalismus ungefährdet zu verüben. Wenn's doch einmal einschlägt, sind wir der Blitzableiter. Wenn das arme Volk, mit dessen Blut der Betrieb geheizt wird, einmal nach Sühne schreit, sind wir der Sündenbock." (Also soll das arme Volk zwar zum Pogrom schreiten, aber außer dem Epikores auch den epikoresierten Michel schlachten? Geteilte Freude, doppelte Freude; geteiltes Leid, halbes Leid? Gelöst ist das moderne Gesellschaftsrätsel damit denn doch wohl nicht, und auch der von einem Arier vorgebrachte mildernde Umstand, daß es „Jasons Ideal war, der Souteneur Europas zu werden", daß er „nur durch andere genießen" konnte, daß er „ein ganz respektables Format" hatte, trägt nichts Wesentliches bei. Wir sind weniger verjudet, als die Juden und ihre Feinde glauben, und so wird denn durch keinerlei Entjudung, auch nicht durch jüdische Auswanderung, Europa oder Palästina entsühnt.)

Ein Rittmeister philosophiert: „Das, worauf's ankommt, kriegt man nicht zu kaufen, und was man zu kaufen kriegt, is alles Schwindel. Was kein Schwindel is, kann jeder haben: Durch den Wald oder über eine Wiese gehen, in der Sonn liegen und lachen und halt überhaupt irgend etwas lieb haben, ein Mädl, ein Kind oder ein Hund. Was, is eigentlich Nebensache.... Ueberall siehst die verschiedensten geistigen Rassen in demselben Volk, selbst in derselben

Familie nebeneinand!... Der eine schnuppert immer herum, weil er immer glaubt, daß er was leisten muß, und wennst ihm alles gibst, hat er erst nix davon, bevor er nicht weiß, was er damit anfangen soll. Und der andere freut sich schon, daß er bloß überhaupt vorhanden ist und wundert sich nur manchmal ein bißl, daß man ihm so wenig dankbar dafür is, es is auch eine Gemeinheit! Das sind eigentlich die zwei Hauptrassen, und die sind unversöhnlich, die einzige Frage is, welche schließlich die andere ausrotten wird... Es muß das Geheimnis des Mittelalters gewesen sein, daß damals das Abendland nach geistigen Rassen eingeteilt war: Rom und die Herren und die Zwecklosen oben. Und die französische Revolution is dann der Aufstand des Bluts gegen den Geist gewesen, da hat der Dreck ang'fangen, die geistigen Rassen sind zerrissen worden, und seit jetzt die geistigen Todfeind in demselben Grätzel beisammen sitzen, ham wir die Verwurstlung! Ich bin gewiß ein Antisemit, aber was heißt das überhaupt: ein Jud? Ein Jud is halt, wem das Geld wichtiger is als der Mensch." (Das klingt wie Bousels: „Die Besten unserer Zeit sind Vagabunden". Aber es dreht sich rettungslos im Kreise. Wenn der Mensch nicht nur im Ich, sondern auch im Du lieb ist, gerät er wohl oder übel aus der Ebene natürlicher Beschaulichkeiten heraus in die Ebene kulturlicher Zweckdienlichkeiten hinein, und diese Ebene braucht nicht die schiefe Ebene der Zweckhaftigkeiten zu werden. Neigt sie sich aber und geht, wie in Mitteleuropa während des letzten Menschenalters, das große Rutschen an, so hilft kein romantisches Wehegeschrei. Die Gefahren der Mechanisierung werden nicht durch Rückkehr zur Natur, sondern durch Vollendung, Ernüchterung, Versachlichung des Dienstes an der mechanistischen Idee beschworen.)

Ein getaufter Notar vermittelt: „Was den Juden fehlt, ist Land, eigener Grund. Die Scholle fehlt ihnen. Es ist die Scholle allein, die ein Volk erhält. Es gibt ja kein jüdisches Volk mehr, es gibt nur noch jüdische... Horden, Rotten, Nomaden, Zigeuner, Irrende, Schweifende, Flüchtige, jedenfalls nichts Organisches mehr, sondern Entwurzeltes, Geächtete, Vertriebene!... Gar nicht mehr so sehr nach Rassen ist heute die Menschheit getrennt als in bodenlose Menschen und in solche, die noch das Glück gehabt haben, auf eigenem Grund aufgewachsen zu sein, und wenn's bloß ein Gartl, nicht größer als um ein Bahnwächterhäusl, mit ein paar Erdäpfeln und zwei Sonnenblumen wär. Unser landläufiger Antisemitismus geht nur an die falsche Adresse, er ist die Notwehr aller Völker gegen die Nomadisierung Europas. Alle Kultur des Abendlandes beruht auf der Erde. Kultur verträgt nur eine ganz beschränkte Zahl von grundlosen Menschen. Entwurzelung ist die Gefahr, Einwurzelung ist das Problem... Denn Land muß einer haben, um ein Vaterland zu haben! Das empfinden

die Zionisten, nur mißverstehen sie's. Sie hätten doch hier Land genug." (Die landläufige Unwissenheit enthüllt sich hier ganz. Mechanisieren einer Volkswirtschaft heißt eben sich für Seßhaftigkeit und gegen Auswanderung entschließen, ohne daß mehr als ein Bruchteil der Gemeinschaft mehr als eine Laube und zwei Geranien, als Allegorien von Ar und Halm, besitzt, heißt Dampf, Zahnrad, Stadt, vierter Stock, Balkon wollen, um zu leben und leben zu lassen. Wer diese Prämissen in ihrer unerbittlichen Strenge nicht kennt, mag reiche Leute beraten, sich Güter zu kaufen: an der Gesellschaft als einer Totalität redet er vorbei.)

Ein Domherr mystifiziert: „Das tragische Schicksal der Juden war, daß sie von Gott auserwählt zu seinem Volk, um sein Heil allen Völkern zu bringen, sich vor dieser ungeheuren Sendung feig in sich selber verkrochen, daß sie das Opfer . . . ihrer selbst nicht wagten. . . . Sie haben damit sich selber vertan, sie sind seitdem kein Volk mehr, und was von ihnen übrig ist, irrt sinnlos durch die Welt als eine furchtbare Warnung für alle Völker, daß, wie der einzelne sich erst erfüllt, wenn er sich überwindet, ebenso auch kein Volk je zu sich kommt, bevor es nicht über sich hinaus kommt, denn die Wahrheit beginnt für jedes erst dort, wo . . . es keinen Unterschied mehr gibt zwischen Juden und Griechen, weil aller ein und derselbe Herr ist. . . . Die Rotte Korahs ist wirklich längst keine jüdische Spezialität mehr. Es sieht eher oft aus, als würde der Jude nur so gehaßt, weil er unseren eigenen Leuten ein lebendiger Vorwurf ist: er erreicht nämlich das Ideal, das auch ihnen vorschwebt, das Ideal des nichts als irdischen Menschen, des Menschen, der sich in der Erbsünde wohl fühlt, ja noch auf sie pocht, das Ideal der vollkommenen Ertüchtigung, wie man jetzt so schön sagt. . . . Während jene Rotte, die gegen Moses und Aaron auffuhr, immerhin . . . noch zur rechten Zeit von der Erde verschlungen worden ist, sind heute die Rotten Korahs überall zu solcher Macht gelangt, daß bald diese von ihnen verschlungen sein wird. Schließlich ist's der ewige Kampf des Ungestalten gegen die Gestalt, des Chaos gegen das Gesetz. . . . Urwildnis kehrt wieder. Urwildnis bei höchster Zivilisation, Urwildnis als höchster Triumph der Technik . . . . Urwildnis, in der alles erstickt, und nur noch ein Lebendiges: das Geld allein! . . . . Ob der Antisemitismus . . . . nicht auf einer Ueberschätzung des Judentums beruht, ob er nicht eigentlich eine ganz unverdiente Huldigung für das Judentum, ob er nicht am Ende von den Juden selbst erfunden ist, von den Juden aller Rassen, von der Geldmenschheit, um auf das jüdische Blut als den auffälligsten . . . Träger des Kapitalismus den Haß abzuleiten, mit dem ihn alle Geistigen abzuwehren suchen?" (Einen Augenblick lang erwartet man befreiende Formeln aus dem christlichen Katechismus zu hören.

Aber da biegt der Dialog endgültig ins Oesterreichisch-Katholische ab):

„Das Abendland braucht Oesterreich, weil es unsere Menschenart braucht, weil uns eine Begabung für Tugenden angeboren ist, die bei anderen Völkern selten geworden sind.... Wir sind vielleicht bestimmt, allen abendländischen Völkern das Zeichen zu geben, das Zeichen zur Abkehr von der Gewalt, vom Eigennutz, von der Selbstsucht, das Zeichen zur Einkehr in Entsagung, in das Glück, das allein im Innern des Menschen ist.... Laßt andere ringen um ihre Geltung in der Welt — wir sind genug, wir haben's nicht erst nötig, auch noch was zu gelten. Seid da! Zeigt euch! Und kränkt euch nicht, wenn anderswo das Telephon besser ist... Ein richtiger Oesterreicher das ist ein guter Katholik, ein friedliebender, dankbarer, gütiger, lieber noch schwacher, nur nicht gewaltsamer, eher einmal durch zu große Nachgiebigkeit als durch Starrsinn fehlender Mensch und im Herzen ein ewiges Kind... Der edelste, der reinste Plan, die schönste Zukunft kann zum Fluch werden, wenn sie uns hindert, an der Gegenwart teilzunehmen und uns der Gegenwart zu freuen. Der heilige Franz zeigt das an dem Beispiel der Juden in Babylon: sie konnten dort ihres Lebens nicht froh werden, sie konnten nicht singen in Babylon, weil sie nur immer an ihr eigenes Land dachten, ich aber, fährt der heilige Mann fort: moi, je voudrais que nous chantassions partout ... Er könnte wirklich ein Oesterreicher gewesen sein, der heilige Franz!"

Traurig legt man das Buch aus der Hand und liest in der Zeitung die neueste Nachricht vom Untergang Wiens. Danach blättert man noch einmal zurück und stößt auf Sätze wie diese: „Wo hat er's denn gelernt, der Jason, als in Berlin? Und heißt's bei uns nicht immer, wir wollen uns ein Beispiel nehmen an Berlin? Den Berliner Betrieb hat er uns gebracht." „In allen Tönen singen die braven deutschen Professoren jetzt das Lob der Ideen von 1914. Der Geist von 1789, der Geist des Aufruhrs, der Geist der Begehrlichkeit soll unterjocht, der Individualismus überwunden, das Individuum wieder eingefügt sein in den Staat, in das Volk. Als ob Staat und Volk was anderes wären als doch auch wieder bloß Individuen, nur summierte, nur in einer ungeheuren Vergrößerung, nur noch viel grauenhafter, weil ganz ungehemmt, durch gar kein Gefühl irgendeiner Verantwortung mehr beschwert, ganz gewissenlos!" „Mir ist überhaupt die ganze Sache viel zu bochest, die glauben jetzt im Generalstab sogar schon den lieben Gott ausrechnen zu können.... Das Schreckliche an diesem Krieg ist halt, daß er so furchtbar fad ist!... Selbst Gasbomben verlieren ihren Reiz. Und überhaupt: Chemiker als Heldenersatz!" Das ältere Preußentum, als sozialistischer Gesellschaftsbildner, auf den wir im Norden wieder vertrauen, hat also auch im Süden keinen Freund.

A. J. Kuprin, Rußlands stärkster Erzähler, ist bei dem Vormarsch Judenitschs nach Gatschina entflohen und lebt heute in Helsingfors, wo er die „Nowaja Rußkaja Schisn" herausgibt, der wir den Trotzki-Aufsatz entnehmen. Die Leser des „Tage-Buch" werden dieses Schreckbild als ein Dokument vom Seelenzustand der Feinde des Bolschewismus hinnehmen, nicht als Versuch zur historischen Wahrheit. Ich gebe die Schilderung wieder in der Erwartung, daß sie — wie auch die Paquetschen Berichte — mit einiger Vorsicht gelesen werde. Kuprin, der in seinen Dichtungen Judenschicksale ergreifend dargestellt hat, ist kein Vulgärantisemit.

Im Juni des vorigen Jahres mußte ich einmal auf der Apotheker-Insel in Petersburg übernachten. Es war eine jener weißen Petersburger Nächte, in denen man nicht schlafen kann. Ruhelos irrte ich in meinem Zimmer umher, nahm Bücher von den Bücherbretiern, sah die Titel an, betrachtete Photographien an den Wänden. Ein großes Porträt Trotzkis zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Daneben war eine elektrische Glühlampe mit Seitenreflektoren angebracht. Ich drehte sie an und betrachtete lange und durchdringend dieses Gesicht, in dem so seltsam und widerspruchsvoll die typischen Rassenzüge mit schneidend ausgeprägter Individualität gepaart sind.

Schon früher hatte ich oft im Vorbeigehen sein Bildnis in den Fenstern der Kupferstichhändler gesehen, und jedesmal hatte ich eine Zeitlang ein dumpfes, fast unbewußtes, aber unangenehmes Empfinden, wie es ein Mensch hat, der auf menschenbelebter Straße ganz mechanisch etwas sehr Abstoßendes erblickt und dies sofort vergißt, aber nach einigen Sekunden in seinem Innern einen Rest grundlosen Aergers findet und sein Gedächtnis fragt: Was ist denn da passiert? Woher diesem Unruhe? Ach ja, das Porträt.

In jener Nacht aber hatte ich viel Zeit. Ich bemühte mich, in das Antlitz einzudringen, mir vorzustellen, was jener Mensch wohl denken und fühlen könnte.

Eine breite, überhängende Stirn, oben nach vorwärts gebuckelt, darüber wirres, steil aufstrebendes Haupthaar. Die Augen blicken schräg und boshaft unter funkelnden Gläsern. Die Brauen satanisch hinaufgezogen; zwischen ihnen aus tiefer Falte ragt in entschlossen geradem und hohem Zuge die Nase hervor, die am Ende einen jähen Haken macht, wie der Schnabel aasfressender Vögel. Die Nasenflügel aufgebläht, die energischen Lippen so fest geschlossen, daß man unter ihnen die zusammengepreßten Kiefer und die gespannten Kinnbacken zu sehen glaubt. Breites, kräftiges, doch nicht langes Kinn. Der spitze, dünne Bart vollendet den mephistophelischen Charakter dieses Gesichts.

Aber die Hauptsache — ist dieser schwer zu umschreibende Ausdruck in der Kontur der Oberlippe und in den Falten, die von der Nase zu den Mundwinkeln führen. Unwillkürlich glaubt man, daß der Mann an einer garstigen Sache gerochen haben muß und nicht weiß, wie er von dem abscheulichen Geruch loskommen soll. Diesen Ausdruck zornigen Ekels habe ich bei eingefleischten Kokainisten gesehen und bei Leuten, die an Verfolgungswahnsinn litten, jedes Gericht, jeden Trunk, jedes Stück Hausrat beschnuppern, als argwöhnten sie darin geheimes Gift.

So lange drang ich in dieses Gesicht ein, bis mich elementarer Schrecken faßte.

Habt ihr einmal unter dem Mikroskop den Kopf einer Ameise, einer Spinne, eines Flohs, einer Zecke oder eines Moskitos gesehen mit seinen wunderbaren Freß-, Blutsauge-, Bohr-, Säge- und Schneideinstrumenten? Habt ihr einmal diesen unnatürlichen schrecklichen Zorn gefühlt, wenn ihr in dieses Chaos gesehen habt, das man bei solchen Tieren Gesicht nennen kann? Und wenn ihr das gesehen und gefühlt habt, ist euch nicht ein wilder Gedanke durch den Kopf gegangen: „Und was geschehe, wenn dieses schreckliche, so furchtbar bewaffnete Wesen menschlichen Wuchs hätte und in vollem Maße menschlichen Verstand und Willenskraft besäße?" Wenn euch je ein solcher Gedanke gekommen ist, werdet ihr mein Gefühl in jener Nacht verstehen.

Ich fühlte unfehlbar, daß dieser Mensch aus dem unerschöpflich Bösen bestehen muß, daß er in unlöschlichem Blutdurst brennt. Mag sein, er hat noch andere seelische Eigenschaften: Herrschsucht, Stolz, Wollust. Aber alle sind gepeitscht und durchtränkt von toller, gleich Lava brodelnder organischer Bosheit.

Ein solcher Mensch kann nicht geboren werden, dachte ich. Das ist eine schwere, unheilbare Krankheit, und die Photographie sagt nicht alles. Ganz sicher hat der lebende Trotzki noch eine trockene Gesichtsfarbe mit gelblichem Ton, und das Weiße der Augen ist mit gelbem, galligem Schleim überzogen.

Später habe ich von Leuten, die oft und nahe mit Trotzki zusammenkommen, meine Annahme bestätigt gehört. Ich habe mich auch nicht geirrt, als ich voraussetzte, daß er die nervöse Gewohnheit haben müßte, die Nase zu rümpfen und zu schnüffeln, wenn er die Kontrolle über sein Aeußeres verliert. Ich habe auch erfahren, was ich nicht erriet: Als Kind hatte Trotzki, wenn auch nur in geringem Grade, epileptische Anfälle.

*

Bei allen Völkern aller Zeiten gibt es den Glauben, daß manchmal vereinzelte Leute an einer häßlichen und schrecklichen Krankheit leiden, daß sie nämlich unter der Haut Ungeziefer haben, das sich im Körper des Kranken vermehrt, sich Gänge durch sein Fleisch frißt und ihm ewiges, unerträgliches Jucken verursacht, das zur Raserei führt. Der Volksmund schreibt diese schreckliche Krankheit historischen Tyrannen zu, die durch ihre Grausamkeit berühmt sind, wie dem Dyonis von Syrakus, Nero, Diokletian, Attila, Philipp II., Iwan dem Schrecklichen, Araktschejew und Murajew Wilenski. Die moderne Medizin kennt die Symptome dieser Krankheit, sieht aber ihre Ursachen nicht klar. Sie glaubt, daß in gewissen Fällen eine solche äußerste Erregung der Nervengänge und ihrer feinsten Verzweigungen stattfindet, die im Körper des Kranken ein unaufhörliches, flammendes Jucken hervorruft, das ihm Schlaf und Appetit raubt und ihn zum Menschenhaß treibt. Was die historischen Despoten anbelangt, so ist die Frage offen, was Grund und was Folge ist: Hat die Krankheit Blutvergießen, furchtbare Brandstiftungen, Verhöhnung des Menschentums zur Folge oder führen umgekehrt die grenzenlosen Möglichkeiten der Gewalt den Organismus der gekrönten oder zufälligen Machthaber zur Zerstörung, blutiger Langeweile, sinnloser Impotenz?

Trotzki leidet, wenn nicht an dieser Krankheit, so doch an einer ihr verwandten. Sein Gesicht, seine Tätigkeit, seine Reden bestätigen das.

Ein blinder Zufall schleuderte ihn empor auf die Zinnen jenes schmutzigen, blutbedeckten Walles, der sich heute um Rußland türmt und seinen riesenhaften Leib in Späne splittert. Wäre dieser Zufall nicht gekommen, hätte Trotzki seine irdische Laufbahn unbemerkt, für seine nähere Umgebung bloß unangenehm, beendet. Er wäre ein grober, streitsüchtiger Pharmazeut geworden, ein ewiger Händelsucher in politischen Vereinen, ein Familienvater, der seiner Frau jede Kopeke vorrechnet. Bis in die letzten Jahre war ihm ja nichts im Leben gelungen. In der Revolution des Jahres 1905 spielt er eine recht geringfügige Rolle. Die Arbeiter standen damals den Intelligenzlern und ihren unverständigen Reden fremd gegenüber. Vater Gapon war kurze Zeit der Liebling und wirkliche Führer der Massen. Den vorsichtigen, guten und klugen Ratschlägen Gorkis lauschte man dank seiner ungeheuren Volkstümlichkeit. Auch Rutenberg hatte eine Bedeutung. Die anderen jungen Leute, mit dem Kneifer auf der Nase, wurden von der Rednertribüne heruntergezerrt und nach Hause geschickt. Auch in der unterirdischen Arbeit der Emigrantenzeit leistete Trotzki nichts Besonderes. Er zeichnete sich durch schwankende Meinungen aus, schwänzelte zwischen allen

Parteien und Richtungen hin und her. Im polemischen Zeitungsartikel jener Zeit nannte ihn Lenin einen Lakai, einen Mann, der vor keinem Mittel zurückschreckt. Hat er geheim der Ochrana gedient? Dieses Gerücht ging unlängst um.*) Ich will nicht sagen, daß ich daran glaube. Es kann schon so gewesen sein, aber ich gebe dem keine Bedeutung. Lüge, Verrat, Mord, Verleumdung, das sind alles kleine Züge dritten Ranges im allgemeinen Charakter dieses Mannes. Ganz einfach: Es kam ihm der gewöhnliche Klumpen von Galle und Blut in die Kehle, und er hatte keine Gelegenheit, ihn durch den Mund los zu werden oder durch Druckschrift — und so ging Trotzki, zur Erleichterung seiner Seele, vielleicht zur Orchrana. Keiner seiner gegenwärtigen Genossen gibt dieser Anschuldigung, mag sie auch Grund haben, irgendeine Bedeutung. Ist es nicht vorgekommen, daß ein Revolutionär so etwas zu Parteizwecken getan hat? Und ist es Zeit, jetzt in der schmutzigen Wäsche der Vergangenheit zu wühlen?

Aber dem Schicksal beliebte es, für einige Sekunden die verschlungenen Fäden, die das Tun und Denken der Menschen lenken, aus den Händen zu lassen, und so kam es, daß das mißgeborene Nichts Trotzki seinen Fuß auf das Haupt eines mächtigen Reiches setzte.

*

So kam es, daß die bolschewistische Revolution in Trotzki den schärfsten Ausdruck ihres Wesens fand. Und für die zerstörerischen Fähigkeiten Trotzkis schien sie das nährende Milieu, in dem die Bakteriologen schädliche Mikroben ansetzen. Eine Gestalt, die sonst mit unbewaffnetem Auge nicht sichtbar gewesen wäre, erhielt auf einmal Riesenmasse.

Der Einfluß Trotzkis auf die Massen des bolschewistischen Rußlands ist nicht nur ungeheuer, sondern auch sehr leicht zu erklären. Das ganze Land befindet sich heute in den Händen von Menschen, von denen ein kleiner Teil ganz aufrichtig Macht mit Willkür, Festigkeit mit Grausamkeit, revolutionäre Pflicht mit Hinrichtungen verwechselt, während die dunkle Masse unbegrenzten Raum für die Befriedigung ihrer ungezügelten, tierischen Instinkte gefunden hat. In ihren Augen ist Trotzki nicht nur eine anschauliche Rechtfertigung, ein hohes Beispiel, ein Stützpunkt, sondern geradezu ein Held ihrer Einbildungskraft, ein Halbgott, ein finster-blutiges Idol, das Opfer und Verehrungen verlangt.

*) Diese Behauptung wurde von dem ehemaligen Genossen Trotzkis, Chrustalew-Nossar, in einer Broschüre „Wie Trotzki Rußland verhandelte" aufgestellt. Chrustalew-Nossar ist auf Befehl der Sowjetregierung getötet worden.

Sein Erscheinen auf der Rednertribüne wird mit begeisterten Rufen aufgenommen. Jede effektvolle Phrase ruft einen Sturm hervor, der alle Fenster erzittern läßt. Nach Schluß der Versammlung trägt man ihn auf Händen. Die Frauen — die ewigen Sklavinnen der Männer von der Tribüne — umringen ihn mit hysterischen Liebesbezeugungen, mit der wahnsinnigsten Vergötterung, so wie sie es in den Pariser Revolutionstagen taten, wo Liebeserklärungen nicht nur auf die berühmten Helden des Wohlfahrtsausschusses, sondern auch auf den „Maitre de Paris", Herrn Deibler, regneten.

Ich scherze nicht, daß es nichts Wunderbares wäre, wenn Trotzki sich eines Tages zum alleinigen Diktator ausrufen würde oder vielleicht auch zum Monarchen dieses Riesenlandes der unbegrenzten Möglichkeiten. Noch weniger würde es mich wundern, wenn der Erfolg dieser Tat nur ein recht vorübergehender wäre.

*

Man erzählt, daß einmal zu Trotzki eine jüdische Abordnung aus den ältesten, geehrtesten und weisesten Männern kam. Sie redeten ihm klug, wie es nur sehr kluge Juden können, zu, vom Wege des Blutes und der Gewalttat abzugehen und bewiesen ihm mit Zahlen und Worten genau, daß unter der Politik des Terrors das auserwählte Volk mehr leidet als alle anderen Menschen. Trotzki hörte ungeduldig zu. Seine Antwort war so kurz wie trocken: „Sie haben sich nicht an die richtige Adresse gewendet. Die jüdische Frage interessiert mich nicht. Ich bin nicht Jude, sondern Internationalist."

Darin hat er sich aber selbst schwer getäuscht. Er ist mehr Jude als der reinste und berühmteste Zadik Spola. Ich sage noch mehr: Kraft eines geheimen atavistischen Gesetzes enthält sein Charakter echt alttestamentarische Züge. Wenn man an die Seelenwanderung glaubt, so kann man überzeugt sein, daß seine Seele vor Jahrtausenden die körperliche Hülle des Nebukadonossar, Assurbanipal und Sennacherim getragen hat. Beachtet einmal seine Reden und Befehle: „Man äschere ein", „Man zerstöre bis auf den Grund und reiße die Steine auseinander", „Man übergebe dem Tode bis ins dritte Geschlecht", „Man übergieße mit Blut und Blei", „Man würge ab".

In seinen blitzartigen, blutigen Strafen scheint er das würdige Ebenbild orientalischer Despoten. Als einmal in der Umgebung Moskaus Abgesandte seiner aus Matrosen gebildeten Spezialleibwache mit einem frechen Anliegen bei ihm erschienen, schoß er eigenhändig drei Mann nieder und befahl, sofort den ganzen Zug an die Mauer zu stellen.

Wie ein Bruchstück aus einer Teilinschrift scheint mir der Befehl Trotzkis über die Fahndung nach einem seiner Feinde, der noch

dazu ein persönlicher, kein politischer war: „Der Mann ist lebend oder tot zu fangen. Zum Beweis dafür ist mir sein Kopf zu übersenden. Der Erfüller des Auftrages erhält 150 000 Rubel."

Schließlich sind seine flammende Energie und eiserne Standhaftigkeit rein jüdische Nationalzüge. Wir Russen mußten erst in letzter Zeit die Reize des Paßsystems und des Verbots der Ansiedelung und des Wohnrechts in den Städten erfahren. Die Juden haben das aber schon zu einer Zeit kennengelernt, als unsere Vorfahren noch auf allen Vieren krochen. Zähigkeit, Lebensfähigkeit, Rastlosigkeit halfen ihnen nicht nur diese Drangsale zu überwinden, sondern auch lebend aus allen Gefangenschaften, Verfolgungen und Massenautodafés davon zu kommen und ihre Rasseneigentümlichkeiten zu bewahren.

Trotzki ist nicht klug im weiten und tiefen Sinn des Wortes. Aber sein Verstand ist zugreifend und findig, eignet sich leicht Kenntnisse an und prangt mit bunten Wissensblüten. Man braucht nur an seine Aussprüche zu denken, die alle entliehen sind, ohne die Quellen zu nennen. Das Wort von der Guillotine, die den Menschen um einen Kopf kürzer macht, gehört den französischen Jakobinern. Wenn er 50 000 Köpfe der Bourgeoisie verlangt, so fügt er nur zwei Nullen an die Ziffer Marats an. Im Vorbeigehen „enteignet" er Aussprüche Napoleons, Bismarcks oder Moltkes. Noch bevor er als General auf dem roten Pferde einherritt, hatte er sich schon die Technik der militärischen Sprache angeeignet.

Er ist kein Schöpfer, sondern ein gewalttätiger Organisator von Organisatoren. Er hat kein Genie, sondern Willenskraft und Elastizität. Er hat das Temperament eines Schlächterhundes. Wenn dem einer zuruft „Faß an", so stürzt er sich auf den Bären und packt ihn „auf der Stelle" an der Gurgel. So sieht manchmal auch Lenin auf Trotzki. Aber der Gewalthaber im Kreml möge nicht daran vergessen, daß diese Rasse höchst rachsüchtig und nachträgerisch ist. Es gab Fälle, wo der Schlächterhund „auf der Stelle" nicht den Bären, sondern seinen Herrn anfaßte, der ihn tags zuvor geprügelt hatte, und d e m hat er auch schon einmal die Kehle durchgebissen.

Im übrigen hat auch Trotzki seinen Schlächterhund.

MERKMAL DER TUGEND.

Nichts ist gewiß in chaotischer Zeit, nur daß ein Mädchen
Tugendhaft ist und auch bleibt, wenn es Wollstrümpfe trägt. m.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Sozialisierung.

Seit den Wochen wildester Umsturzrhetorik im Winter 1918/19 war — darüber ist just vor dem Putsch an dieser Stelle gesprochen worden — die Sozialisierungskonjunktur ebenso abgeflaut, wie die Börsen- und Schieberkonjunktur sich gehoben hatte. Zuletzt schien die Sozialisierung beinahe schon wieder zu den ehrwürdigen und ungefährlichen dogmatischen Kategorien zu gehören, die die beliebtesten Disputationsobjekte sozialistischer Scholastiker darstellen.

Herr Kapp hat — sehr unfreiwillig — den Gegenstand wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Die Arbeiter, die nach der nicht ganz zutreffenden Stuttgarter Auffassung, für die verfassungsmäßige Regierung streikten, erinnerten sich, daß etliche Wechsel dieser Regierung aus der ersten revolutionären Periode noch immer nicht eingelöst waren. Sie präsentierten sie und verlangten schleunigste Honorierung. Einer der Wechsel lautete auf Sozialisierung der „dazu reifen" Wirtschaftszweige und Betriebe, insbesondere des Kohlenbergbaues. Die Koalitionsregierung war sich über ihre Fähigkeit, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, nicht völlig im klaren; aber sie unterschrieb.

Die Schwierigkeit wird dadurch ganz außerordentlich verschärft, daß über die Währung, in der der Wechsel einzulösen ist, keine Uebereinstimmung herrscht. Die Währung — das ist in unserem Falle der theoretische und praktische Begriff der Sozialisierung. Wenn eine Partei ihre Anschauungen verwirklicht hat und darauf verkündet, die Schuld sei jetzt abgetragen, so kann leicht eine andere erklären: nein, der Wechsel ist nicht honoriert, die Verbindlichkeit besteht weiter. Denn ihr habt mit falschem Gelde bezahlt. Was ihr Sozialisierung nennt, das ist keine Sozialisierung.

Es gibt, wenn man von den mannigfaltigen, technisch-methodischen Nuancen absieht, zwei Hauptgruppen von Sozialisierungsaposteln. Die einen wollen den Profit des kapitalistischen Unternehmers beseitigen, dem Arbeiter das berühmte „Recht auf den vollen Arbeitsertrag" gewährleisten. Sie gehen also von der Verteilung des Produktionsertrags aus; die Probleme der Produktionsleistung, ihrer Sicherung, ihrer Steigerung drängen sich ihnen natürlich gleichfalls auf, sind aber für sie sekundär. Die anderen wollen vor allem die Produktivität erhöhen und damit den Gesamtertrag die Bedarfsbefriedigung für alle mehren; an den Fragen der Verteilung gehen sie nicht vorüber, aber sie stehen ihnen erst in zweiter Linie.

Die typischen Repräsentanten der ersten Gruppe sind die Marxisten. Die Vertreter der zweiten sind die Gemeinwirtschaftler.

Der Marxist empfindet es als fundamentale, ethisch-wirtschaftliche Aufgabe und Notwendigkeit, den Kapitalprofit aus der Welt zu schaffen. Sozialisierung ist deshalb für ihn nicht vorstellbar ohne Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Sie muß nach seiner Ueberzeugung damit beginnen, daß die Unternehmungen enteignet und irgendwie in Gemeineigentum überführt werden. Erst wenn diese Grundforderung, die gewissermaßen außerhalb der Debatte steht, erfüllt ist, taucht die Frage auf, wie der dem Kapitalismus entrissene, der Gemeinschaft übereignete Betrieb technisch und organisatorisch eingerichtet werden muß, damit er an Produktivität hinter dem privatkapitalistischen nicht zurückbleibe, ihn womöglich sogar übertreffe. Alle Sozialisierungsvorschläge dieser Art sind, auch wenn sie die herkömmlichen bürokratischen Formen des öffentlichen Betriebs verwerfen, Verstaatlichungsvorschläge. Allen ist gemeinsam, daß sie für den Ausfall des produktiven Werts der Unternehmerinitiative Ersatz in Maßnahmen der Organisation und Kontrolle suchen. Da diese Maßnahmen konstruiert, nicht organisch erwachsen und erprobt sind, läßt sich gegen sie stets der — nicht exakt wiederlegbare — Einwurf erheben, daß sie nicht ausreichen. Sozialisierung solcher Art trägt stets einen einigermaßen experimentellen Charakter. Daraus ergibt sich für die besonnensten und vorsichtigsten ihrer Vertreter eine Selbstbeschränkung auf Wirtschafts- und Betriebsgruppen, bei denen das Risiko fehlen oder doch ganz gering sein soll, weil dort — angeblich — die Unternehmerinitiative keine maßgebende Rolle spielt.

Die gemeinwirtschaftliche Sozialisierung will die produktive Gesamtleistung und durch sie die allgemeine Bedarfsdeckung auf das praktisch überhaupt erreichbare Höchstmaß steigern. Dies und nur dies ist ihr Zweck, alles andere ist Mittel oder Funktion. Der Profit ist für den gemeinwirtschaftlichen Sozialisierungspolitiker nicht die erste Todsünde der freikapitalistischen Wirtschaft. Nicht die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist ihm das Fundament der Sozialisierung, sondern ihre stärkste, wirksamste, fruchtbarste Nutzung. Er wirft dem Unternehmer nicht vor, daß er überflüssig sei, sondern daß er in seiner isolierten Individualstellung für die Gesamtproduktivität zu wenig leiste. Er will den Unternehmer als Triebkraft der Produktivität nicht ausschalten; er will nur seine eigensinnige, energievergeudende Willkür bekämpfen, seine Rücksichtslosigkeit gegen die wirtschaftlichen Gesamtinteressen und unter Umständen auch seine durch irgendeine Art Monopol geschützte Trägheit. Er will die Arbeiter zur Teilnahme an der Produktionsführung erziehen, nicht nur, um sie „zufrieden zu machen", sondern vor allem, um Widerstände und Hemmungen der Produktivität, die in der Unzu-

friedenheit mit ihrer bisherigen Stellung im Produktionsprozesse wurzeln, zu entfernen und neue Kräfte der Produktivitätsentfaltung zu wecken.

Der Gemeinwirtschaftler stellt also — in geradem Gegensatze zu seinem marxistischen Antipoden — zuerst die Erhaltung und Steigerung der Produktivität sicher, und sucht dann erst, soweit es mit diesem Grundziel vereinbar ist, Ungleichmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten der Verteilung zu beseitigen. Der Beweis für die Richtigkeit dieses Verfahrens ist nicht schwer zu erbringen. Angenommen, hundert Personen produzierten tausend Gütereinheiten, also zehn auf den Kopf. Durch Einschaltung besonderer Gewinnantriebe für zehn von diesen hundert Personen gelänge es, die Erzeugung zu verdoppeln. Selbst wenn jede dieser bevorzugten zehn Personen fünfzig Gütereinheiten für sich in Anspruch nimmt, bleiben für die übrigen neunzig fünfzehnhundert — statt neunhundert. Nach diesem Schema hat sich bekanntlich die Entwicklung in der kapitalistischen Wirtschaft vollzogen. Der Gemeinwirtschaftler beruhigt sich dabei natürlich nicht. Er wird den Sonderanspruch der Bevorzugten so weit herabzudrücken suchen, wie er herabgedrückt werden kann, ohne daß die Produktivität geschwächt und damit die überhaupt verteilbare Gütermasse verkleinert wird. In der freien Wirtschaft ist das nur in sehr unvollkommenem Grade möglich. In der gemeinwirtschaftlich durchorganisierten, in der jeder Betrieb seinen festen Platz im Aufbau der ökonomischen Gemeinschaft hat, und in der notwendigen Abhängigkeit von den Organen dieser Gemeinschaft steht, ist es zu erreichen.

„Teilsozialisierung", Sozialisierung bloß der „dazu reifen" Betriebe ist für den Gemeinwirtschaftler ein sinnloses Programm. Denn die Beschränkung der Sozialisierung ist nur das Produkt der Furcht vor der Ueberlegenheit des privatkapitalistischen Unternehmerbetriebs, die der Gemeinwirtschaftler nicht kennt, weil er den Unternehmer nicht verstoßen will. Es gibt für ihn nur eine einheitliche Sozialisierung, die im Ziel, in der Idee, in der Grundform, überall dieselbe ist, während sie sich in den technischen Mitteln und Methoden ganz frei den ungleichen Voraussetzungen der verschiedenen Wirtschaftszweige anpaßt.

Die Enteignungssozialisierung kann uns im Augenblick höchstens ein paar neue Staatsbetriebe bringen, — die gemeinwirtschaftliche einen neuen Aufschwung unserer produktiven Leistung. Aber agitatorisch steht die erste weit höher im Kurs. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die, die die zweite durchzusetzen versuchen, von schlagwortbeherrschten Führern und Geführten der Falschmünzerei beschuldigt werden. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

AUS DEM TAGE-BUCH EINES RICHTERS

Schwurgericht.

Stundenlang schon verhandelt man gegen X wegen Notzucht. Endlich nähert sich die Verhandlung, die selbstverständlich unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindet, dem Ausgang. Da erhebt sich unerwartet der Verteidiger: „Ich will die Verhandlung nicht unnötig aufhalten, mir aber später auch nicht den Vorwurf machen lassen, ich hätte absichtlich auf einen die Revision begründenden Fehler des Verfahrens nicht aufmerksam gemacht. Ich weise deshalb darauf hin, daß die Geschworenen nicht vereidet sind." Allgemeines Staunen, dann bestürzte Einsichtnahme in das Protokoll: der Verteidiger hat Recht! Nun werden die Geschworenen vereidigt und, wie es das Gesetz will, die ganze Verhandlung vor den jetzt vereideten Geschworenen wiederholt. Zum zweiten Male nähert sich die Verhandlung ihrem Ende. Da erhebt sich wiederum der Verteidiger: „Ich will die Verhandlung nicht unnötig aufhalten, mir aber später auch nicht den Vorwurf machen lassen, ich hätte absichtlich auf einen die Revision begründenden Fehler des Verfahrens nicht aufmerksam gemacht. Ich weise deshalb darauf hin, daß nach § 288 Strafprozeßordnung die Beeidigung der Geschworenen in öffentlicher Sitzung erfolgen muß." Nunmehr wird die Oeffentlichkeit wiederhergestellt und in öffentlicher Sitzung werden die Geschworenen zum zweitenmal vereidet. Dann wird die Oeffentlichkeit wieder ausgeschlossen und das Verfahren spielt sich jetzt zum drittenmal ab. Hoffentlich gelangt es bis zur Reform des Strafprozesses zum Abschluß.

Oberlandesgericht.

Am ersten Senat des Oberlandesgerichts in X. hat der Herr Senatspräsident eingeführt, daß um 12 Uhr mittags bis 12 Uhr 7 Minuten eine Pause in der Sitzung eintritt. Dann können die Oberlandesgerichtsräte etwaigen körperlichen Bedürfnissen, denen die Natur in ihrer Unvollkommenheit selbst Oberlandesgerichtsräte unterworfen hat, nachgehen. Eines Tages erklärt Oberlandesgerichtsrat A, als gerade keine Rechtsanwälte am Vortragen sind, dem Senatspräsidenten: „Herr Präsident gestatten, daß ich einmal austrete." Dieser wendet sich entrüstet dem Oberlandesgerichtsrat zu: „Aber, Herr Kollege, es ist doch erst 11 Uhr!!"

Landrichter X war als Hilfsrichter zum Oberlandesgericht in A eingezogen. Dem Senatspräsidenten hatte er sich bereits vorgestellt. Erfreut, nun auch die anderen tiefgelehrten Kollegen kennenzulernen und von der anregenden Unterhaltung mit ihnen Nutzen zu ziehen, findet er sich am Sitzungstag seines Senates früh im Beratungszimmer ein. Allmählich erscheinen auch die Oberlandesgerichtsräte. X stellt sich jedem unter Nennung seines Namens vor. Die Unterhaltung zwischen den Oberlandesgerichtsräten beginnt auch bald. Alle möglichen Fragen

werden angeschnitten. Zu seinem großen Erstaunen findet X, daß er von dieser Unterhaltung vollständig ausgeschlossen wird. Niemand kümmert sich um ihn. Nur ab und zu fliegt ein mißbilligender Blick zu X herüber, der anscheinend ein verärgertes Erstaunen über seine Anwesenheit ausdrückt. Erleichtert atmet X auf, als der Senatspräsident eintritt und ihn in ein Gespräch über eine gleich zur Entscheidung gelangende Prozeßsache verwickelt. Eigenartigerweise beteiligen sich jetzt auch die Oberlandesgerichtsräte am Gespräch, und X hat sein erstes Mißbehagen bald überwunden. Später sitzt er feierlich, mit der Richterrobe angetan, im Sitzungssaal am Richtertisch. Da beugt sich, mitten im Vortrag des Rechtsanwalts, der neben ihm sitzende Oberlandesgerichtsrat zu ihm und flüstert ihm zu: „Sie haben sich vielleicht gewundert, daß wir nicht mit Ihnen gesprochen haben; wir haben gemeint, Sie seien Referendar."

EIN PFERD! EIN KÖNIGREICH FÜR EIN PFERD!

Ein Besucher des „Weißen Heiland" schreibt mir:

Das Königreich Montezumas! Vom „weißen Heiland" nicht nur schwärmen Gerhardt Hauptmanns Azteken, sondern fast ebenso großer Glanz geht in ihren Augen von dem weißen Fabeltiere aus, auf dem er seinem Heere voranzieht, mit dem er ihnen beinahe ein Wesen zu bilden scheint, und ihm folgen eine ganze Reihe ebensolcher wunderlichen Gestalten. Immer wieder berichten und reden sie in ihrer trochäischen Sprache von diesem Wunder, und der moderne Hörer, der bereits scharfsinnig erfaßt hat, daß das Staunen der turffremden Wilden den spanischen Pferden gilt, erwartet mit Spannung das große Schauspiel im Großen Schauspielhaus: wie Cortez, hoch zu Roß, an der Spitze seiner ganzen erzgepanzerten Kavallerie seinen machtvollen Einzug hält. Aber siehe da, spiegelt sich nicht Enttäuschung auf dem ekstatisch gespannten Antlitze Montezumas? Wie, diese Leute gehen — und gehen genau so wie wir auf zwei Beinen? Oder hat dieser Hauptmann, pardon, dieser General am Ende so wenig Respekt vor seinem Bruder in Quetzalcoatl, daß er bei seinem ersten Besuche an meinem kaiserlichen Hofe seinen höchsten Prunk beiseite läßt? Und dieser Reinhardt, was denkt er sich von mir! Ein Pferd will ich sehen, ein Pferd, ein Pferd! Schließlich, wozu spielen wir hier in einem früheren . . . Aber halt, der arme Montezuma hat natürlich keine Ahnung, daß der Boden, auf dem er steht, durch Schuhmannsche Tradition geheiligt ist, und nur der mit den technischen Möglichkeiten des Großen Schauspielhauses nicht vertraute Zuhörer (der in diesem Falle kein Zuschauer ist) bedauert, daß der Lenker des Theaters der Dreitausend sich diese Gelegenheit zur Entfaltung equestrischer Massenszenen hat entgehen lassen. Hat je ein Ex-Zirkus so zum zweiten Male den Beruf verfehlt? Sollte am Ende das Große Schauspielhaus so zimperlich sein, weil es sich seiner frisch lebendigen Vergangenheit schämt? W.

*

Ein großes Reich muß man regieren sachte, wie man kleine Fische brät. Laotse.

ERZIEHUNG IM HOTEL

Ein Universitätsprofessor schreibt mir:

Ich hatte eine ausländische Dame in einem der größten Hotels Berlins aufzusuchen, beiläufig erwähnt, auch in einem der teuersten. Ein Zimmer unter 150 Mark für den Tag ist dort kaum erhältlich, aber, wenn man Glück hat, kann man auch 350 Mark täglich bezahlen ... In der Halle des Hotels suche ich meine Visitenkarte aus der Tasche und sende sie der Dame hinauf. Der kleine Bote kommt mit der Antwort über die Treppe gesprudelt, bringt sie aber merkwürdigerweise nicht mir, sondern dem Portier. Ich höre nur, wie der Portier dem Jungen sagt: „Die Dame möchte ins Sprechzimmer herunterkommen" ... Nach einer Pause wird der Portier ans Haustelephon gerufen. Aus seinen ersten Worten entnehme ich, daß es die ausländische Dame ist, die ihn ans Sprachrohr gebeten hat. Er antwortet: „Bedauere, oben dürfen Sie Herrenbesuch nicht empfangen." Antwort, offenbar zornige von oben. Antwort des Portiers: „Den Herrn Direktor werde ich rufen." Der Junge schleppt den Direktor ans Haustelephon: „Der Portier muß sich an die Hausordnung halten. Herrenbesuche auf dem Zimmer sind unzulässig." Ich stehe daneben und denke: In Amerika würde der sittenbesorgte Direktor für diese Belehrung ein paar Ohrfeigen erhalten haben, entweder von der Dame, die herunterkommen muß, oder von dem ritterlichen Herrn, der sie aus sehr sachlichen Gründen zu besuchen kam ...

Dabei muß man nur wissen, was alles die Vorhänge dieser feinen Hotels sonst zu verbergen wissen! Aber freilich, da kommen routiniertere Hotelgäste in Frage.

DIE METHODE ROTTER

Ein Berliner Theaterleiter schreibt mir:

In Ihrem letzten „Tage-Buch" erwähnen Sie englische, schwedische und amerikanische illustrierte Blätter, die zu Bildern des „Großen Schauspielhauses", zu Photographien aus „Dantons Tod" und „Hamlet" bewundernde und erstaunte Schilderungen der fremden Berichterstatter bringen.

Aber das hätte Max Reinhardt, wenn er sich's hätte was kosten lassen wollen, in Berlin ebensogut haben können. Die Brüder Rotter, denen ein gutes Einvernehmen mit der Annoncenleitung der Zeitung wichtiger ist als mit den Redaktionen oder gar den Kritikern, haben an jedem guten Sonntag, der ins Land geht, eine begeisterte Kritik ihrer Darbietungen in den illustrierten Beilagen der großen Berliner Blätter. Auf die unabhängige, nie zu beirrende, tief schürfende Besprechung durch die berufsmäßige Kritik sind diese teuer bezahlten Annoncen, versteht sich, ganz ohne Einfluß. Aber, frage ich, wie viele von den hunderttausend Lesern, die am Sonntag die illustrierten Beilagen des „Berliner Tageblatt" und der „Vossischen Zeitung" in die Hand nehmen, wissen, daß es sich hier um bezahlte, von der Direktion verfaßte Selbstkritiken handelt? Nicht einmal in ganz kleinen Lettern ist der Vermerk „Annoncen" beigedruckt, nicht der leiseste Hinweis auf den

Inseratencharakter der Seite ist zu entdecken. Im Gegenteil, die Anpreisung ist im landläufigen Reporterstil gehalten, um im Leser die irrtümliche Vorstellung zu erwecken, als handle es sich hier um das freie Erzeugnis des Redakteurs. Da liest man jetzt allwöchentlich von dem „größten Erfolg, den Hermann Sudermann in seiner 30jährigen Laufbahn errungen hat". Es wird der Inhalt des Werkes erzählt, ganz wie in der landläufigen Kritik, und dann kommt's zur Würdigung der Aufführung. Rotters wissen sich zu werten: „Die Komödie wird im Residenztheater geradezu meisterhaft gespielt." Dann bekommt jeder Darsteller aus dem großen Lobestopf der Direktion eine Handvoll öffentlich um den Mund geschmiert. Wegener ist „wohl zurzeit der bedeutendste Menschendarsteller der deutschen Bühne", er bietet „eine grandiose Leistung, wie man sie seit Friedrich Mitterwurzer und Bernhard Baumeister nicht wieder erlebt hat". (Wenn man schon die hohe Gage und den teuren Tarif bezahlt, denken Rotters, so muß das auch kräftig gewürdigt werden.) Frl. Limburg spielt „mit allen Reizen ihrer bezaubernden Persönlichkeit", natürlich „eine Glanzleistung". Paul Bildt bietet — was kostet die Zeile? — „feinste Seelenkunst". Und dann folgen die anderen Ruhmesblätter. Jeder Mitwirkende ist mindestens „künstlerisch vollendet". Der letzte Paukenschlag der Selbstkritik dröhnt nicht schlecht: „Ein meisterhaftes Stück, ein meisterhaftes Ensemble — ein ganz großer Erfolg." Fehlt nur noch eine Würdigung des genialen Regisseurs. Aber da hat Herrn Rotter, da er auch der geniale Regisseur der Annonce ist, ein letzter Rest von Scham angewandelt.

Das Inserat, das selbst der Zeitungsfachmann als solches nicht zu erkennen vermag, kommt auf einige tausend Mark allwöchentlich. Aber die Täuschung des Publikums rentiert sich. Ich habe im Kreise von Gebildeten umgefragt: Von hundert Lesern haben nicht zwei erkannt, daß diese Würdigung selbstgemachte Arbeit der Direktion und bezahltes Inserat war. Da die Leute Bilder lieber anschauen als aesthetische Analyse lesen, bedeutet die Reklame der Rotters die vollkommene Unwirksamkeit der unbezahlten Kritik. Diese erscheint ja nur ein einziges Mal und ist schnell vergessen. Die Selbstkritik der Rotters (und ihr Beispiel hat schon Nachahmer gefunden) aber wird beharrlich an vielen Sonntagen wiederholt, sie bleibt im Gedächtnis der druckerschwärzegläubigen Leser.

Die Methode Rotter wird sich, trotz den hohen Inseratenpreisen, durchsetzen. Je schlechter ein Theater geleitet wird, desto höher muß es eben sein Annoncenbudget hinaufschrauben. Ein geschickter Theaterdirektor legt dann zu den Billettpreisen stillschweigend einen Annoncenzuschlag. Der geprellte Leser zahlt also auch das Mittel zu seiner Täuschung.

Wir Direktoren werden uns, nach und nach, in die neue Praxis finden, die ihresgleichen weder in dem korrupt gescholtenen Wien oder gar in dem noch sittenloseren Paris hat.

Aber, was sagt das Publikum dazu, das diese Anpreisung zuletzt mit hinaufgeschraubten Theaterpreisen büßen muß?

Und wo hört diese Methode auf? Wird nicht morgen, nach derselben

Methode Rotter, Ihr Liebling Borngräber seine schweinischen Bücher als edelste Früchte einer neuen Nationalliteratur (mit dem Bildnis von Arthur Landsberger) dem deutschen Volke ans Herz legen?

LEHMBRUCK

Er galt zu Lebzeiten als der bedeutenste Plastiker der jüngeren Generation, jener Generation, die innerlich schon ganz dem 20. Jahrhundert angehört. Und vielleicht war er es. Aber das darf nicht hindern, jetzt, wo wir das Wesentlichste seiner Gesamtwerke überschauen konnten, zu sagen, daß er am Ende doch gescheitert ist. Mochte das Wollen noch so rein, die Empfindung noch so groß sein — die Kräfte reichten nicht hin, um die Vision immer zu verwirklichen, den Gesichten die zwingende Form zu geben. Er konnte nicht alles gestalten, was er sah, wenigstens in den letzten Jahren nicht mehr. — „Hans von Marées", wird man einwerfen, „hinterließ als Werk auch Torsi und war dennoch groß." Hier ist ein Unterschied: des Hans von Marées Werke mußten manchmal Fagmente bleiben, weil ihnen die Wand nicht gegeben wurde, für die sie gedacht waren. Und wieviele sind dennoch restlos erfüllt, auch aus den letzten Jahren seines Lebens! Er konnte realisieren. Nur verdarb er die Realisierung bisweilen nachträglich wieder — weil er eben die Wand nicht hatte. So aber liegt der Fall Lehmbruck nicht. Sondern von einem bestimmten Augenblick an verließ ihn die Gestaltungskraft. Seine Vision riß ihn dermaßen hin, daß er ihrer nicht mehr Herr wurde. Er wollte Dinge, so groß, so rein, so schwebend in der Erscheinung, daß die Formen, dies auszudrücken, sich nicht finden ließen, Formen so keusch und so geistig. —

Dieser Augenblick lag in Lehmbrucks Schaffen in der Epoche, da er die „Kniende" vollendet hatte. In der „Knienden" war er trotz aller Uebersteigerung der Naturformen doch noch bis zu einem gewissen Grade anschaulich sinnlich geblieben. Die hinreißende, rührende Empfindung der Gestalt, in Ausdruck, Neigung und Haltung, hatte sich aller Formen des Aufbaus, des Umrisses und der Modellierung mitgeteilt. Man sah erst nachträglich die grecohafte Unmöglichkeit ihrer Proportion und fand sie unwesentlich. Es war doch plastisches Gefühl in der Gestalt, kaum weniger, als in den ersten unter Maillols Einfluß entstandenen Statuen, den schweren Frauenfiguren mit den flachen wie im Wasser modellierten Gesichtern und der schwermütigen Versunkenheit, durch die alle Modellierung etwas so seltsam Zögerndes bekam.

Aber dann muß es über ihn gekommen sein wie ein Kampf. Diesen unerhört glücklichen Wurf, aus der Tiefe einer Vision stammend, die fast an die Inbrunst echter Gotiker erinnerte, wollte er zur Schaffung eines neuen, vergeistigten Stiles wieder lebendig machen. Das Gerechte, Ueberschlanke, dieses von Exstase Zuckende der mittelalterlichen Formensprache, im äußeren manchmal byzantinischer als eigentlich gotisch, wurde sein Ideal. Alle Energie einer gesammelten Bewegung, alles was „Dynamik" einer Bewegung genannt wird, drängte er bisweilen in eine kärgliche Geste. Wenn das erhobene Bein des „Schreitenden" gespannt ist bis zum

Bersten, drückt es für den Künstler nicht nur die Geste, sondern zugleich auch den Rythmus aus. Einfachste Grundverhältnisse der Gestalt, kubisch komprimiert, weisen ihm den Weg zu immer größere Abstraktion. Die „Sinnende" steht der Plastik der Futuristen, der Stereometrie schon beinahe so nahe wie der „Sitzende" und der „Gestürzte", vollkommen gescheiterten Werken, gescheitert, weil ohne innere Lebendigkeit.

Was Lehmbruck zunächst aus der Bahn warf, war das Problem George Minne. Es gibt eine Steinbüste „Mutter und Kind" von ihm, die ohne George Minne nicht denkbar ist. Aber sie ist verwaschen und im tiefsten Sinne formlos im Plastischen. Dann stürzte er sich dem Problem Archipenko in die Arme, um dieser aus dem wogenden Gefühl heraus drohenden Formlosigkeit mit Hilfe einer streng baumeisterlichen inneren Geometrie zu entgehen, sie in meßbare und rechenbare Würfel zu bannen. Dies führte ihn zur Unlebendigkeit; und nun gab es keinen Ausweg mehr. Man muß die späten Radierungen ansehen, vielleicht die besten, die ihm gelungen sind, um zu ermessen, wieweit die Gestaltung hinter der Vision zurückblieb. Das zart Seelische, das noch in der Radierung des „Gestürzten" lebt, ging in der großen Plastik vollkommen verloren.

Manchmal kommt einem der Gedanke, als sei Lehmbruck gar kein geborener Plastiker gewesen, sondern ein Maler. Sowohl die merkwürdig traumhafte Schönheit einiger auch in der Farbe sehr ausdrucksstarker Malereien führt auf diesen Gedanken, als auch die Qual, die einen überfällt, wenn man sich seine letzten Arbeiten, die ja alle nur im Modell vorhanden sind, in einem bestimmten Material ausgeführt vorzustellen versucht. Als er Maillol „überwunden" hatte, verließ ihn die Sicherheit des spezifisch bildhauerischen Ausdrucks. —

Es wäre zu summarisch, wollte man sagen, Lehmbruck habe zuletzt über seine künstlerischen Verhältnisse gelebt. Solcher Vorwurf würde mißdeutet werden können und umgebogen zur Verdächtigung einer nicht innerlich notwendigen Schaffensweise. Ehrlich und ernst, leidenschaftlich ernst, war Lehmbruck immer. Im Sommer 1917 in Zürich machte er den Eindruck eines fanatisch um ein Ziel ringenden Menschen. Er arbeitete wie ein Verfolgter, der einem Verhängnis nicht entrinnen kann. Seine Tragik war vielleicht dies, daß er das Unerhörte wollte, einen Stil, oder ein Werk, das es noch nicht gab und das die ganze Erregung unserer Zeit ausdrückte. Etwas aus dem Geiste der Gotik. Und daß seine Schöpferkraft zu diesem Höchsten nicht hinreichte, daß seine Natur, so fein und ernst von Talent, doch nicht vollblütig und sinnlich genug war; und daß er letzten Endes doch nur ein von einer großen Welle Getragener war und nicht der, welcher, wie einst Rodin, die Wogen aufrührt.

Emil Waldmann.

*

ZUR BESETZUNG VON FRANKFURT

Einer Nation und einer Frau wird die unbewachte Stunde nicht verziehen, worin der erste beste Abenteurer ihnen Gewalt antun konnte. Karl Marx.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123b.

RICHARD OTTO FRANKFURTER

VIEWEG

Die Angelegenheit des Leutnants Carl Vieweg, der nach seiner Rede im Republikanischen Führerbund ein gerichteter Mann schien, wird hier zum ersten Male unverlogen dargestellt. Ich leihe dieser erschütternden Darstellung gern den Raum des „Tage-Buches", weil ein mißhandelter, verirrter, durch Beschimpfungen noch nicht erklärter Mensch damit zu seinem sittlichen Rechte kommt, aber auch, weil ich wünschen möchte, daß die Lückenhaftigkeit unserer Gerichtsberichte immer wieder durch solche zusammenhängende Darstellungen ersetzt würde. Dieser Bericht, pitavalwürdig, enthält die Psychologie des Systems von Potsdam.

Carl Vieweg, der Sohn eines Lehrers aus Niederbreisig, tritt mit siebzehn Jahren als Kriegsfreiwilliger ein, sein einziger gleichaltriger Freund schließt sich ihm an. Sie erreichen bald die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, an die Front zu kommen, und der Freund fällt vor Verdun. Dem um drei Jahre jüngeren Bruder von Vieweg gelingt es durch Vorspiegelung eines höheren Alters eingestellt zu werden. Mit sechszehn Jahren fällt er bei Chateau de Thierry. Kopf und Seite abgerissen durch eine amerikanische Granate.

Carl Vieweg ist inzwischen zum Leutnant avanciert, schwer verwundet, mit dem Flugzeug abgestürzt, was ihm ein Nervenleiden einträgt; musterhafte Führung. Er kommt auf Urlaub in die Heimat. Der Vater des gefallenen Freundes, eines einzigen Sohnes, ist in Irrsinn verfallen und in eine Anstalt gebracht worden. Viewegs einziger Gedanke ist Rache am Feinde. Seine Vorstellung konzentriert sich besonders gegen die Engländer und Amerikaner, denen sein Bruder gegenüberstand. Als er nach dem Waffenstillstand das elterliche Haus wieder betrat, gerät er in die furchtbarste Erregung, als die Amerikaner das Rheinland besetzen. Wiederholte Zusammenstöße mit feindlichen Offizieren machen seine Flucht aus dem besetzten Gebiet notwendig. Dies bedeutet den Abbruch seines medizinischen Studiums in Bonn, das der Vater für den letzten ihm gebliebenen Sohn ermöglichen wollte. Schweren Herzens geht er fort. Er läßt eine Jugendfreundin zurück, der er sich verlobt hat, und die Mutter, die der Gram um den Verlust des Sohnes völlig zerstört hat. Er selbst ist durch die Verwundung und die seelische Einwirkung des Krieges gesundheitlich schwer geschädigt; die Untersuchung der Kriegsbeschädigten-Fürsorge hat späterhin eine Arbeitsunfähigkeit von etwa 60 Proz. festgestellt. Den Vater bedrückt noch ein besonderer Kummer, über den er sich zunächst nicht ausläßt. Erst vor der Abreise teilt er dem Sohne

sein Geheimnis mit. Nach dem Tode des jüngeren Sohnes hat er um Aufklärung über die näheren Umstände gebeten. Der Batterieführer, ein Oberleutnant, antwortete dem schmerzgebeugten Vater nur: „Außer der Liste einer noch abzubüßenden Strafe wurde bei Ihrem toten Sohne nichts gefunden."

Carl Vieweg wird halb rasend über diese Eröffnung. Seiner Meinung nach handelte es sich ja bei der Aeußerung dieses Rohlings um einen Ausnahmefall, aber er will ihn, der die Ehre des deutschen Offizierkorps befleckt hat, zur Rechenschaft ziehen. Der Vater, entsetzt über die Wirkung seiner Mitteilung, weigert sich standhaft den Namen zu nennen und ist bei dieser Weigerung geblieben.

Mit diesen Empfindungen scheidet Carl Vieweg aus der Heimat. Soldat mit Leib und Seele, meldet er sich zur Reichswehr und kommt nach Potsdam, der Garnison, in der sein Bruder gestanden hat, bevor er ins Feld ging. Er wird von den Kameraden höflich aufgenommen, gerät aber, sehr zu seinem Bedauern, in einen gewissen Gegensatz zu ihnen, weil er mittellos ist und ihr Leben nicht mitführen kann. Er nimmt auch die Mannschaften, mit deren Behandlung er zuweilen nicht einverstanden ist, gegen sie in Schutz. An dem gemeinsamen Mittagstisch im Kasino möchte er nicht teilnehmen, es wird ihm aber dienstlich befohlen. Im Dienst ist er pflichteifrig und vertritt auch die anderen Offiziere bereitwillig, besonders in den frühen Morgenstunden, da er als einziger Offizier in der Kaserne wohnt. Er liest jetzt mancherlei Bücher, die ihm früher nicht zugänglich waren. Den tiefsten Eindruck auf ihn macht Leonhard Franks „Der Mensch ist gut". Bei den Mannschaften ist er beliebt; er stellt zwar hohe Ansprüche, ist aber gerecht und jedes Klassengefühl ist ihm fremd. Mit Politik hat er sich bis dahin nie beschäftigt; die Verhältnisse bei seiner Truppe bringen aber allmählich eine Wandlung seiner Ansichten hervor. Er beginnt daran zu zweifeln, ob sein Haßgefühl gegen die Feinde Deutschlands berechtigt oder allein berechtigt ist; er grübelt darüber nach, ob es wirklich notwendig war, daß so wertvolle und junge Leben wie die des Bruders und Freundes zugrunde gehen mußten, und der Keim, den die letzte Mitteilung des Vaters in seine Seele gelegt hat, beginnt sich zu entwickeln. Das Benehmen der Offiziere seiner Abteilung läßt mehr und mehr erst den Verdacht, dann die Ueberzeugung in ihm erstarken, daß es sich in dem Falle, der seiner Familie so schwere Kränkung gebracht hat, nicht um eine besondere Ausnahme gehandelt hat. Er findet die Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Dunkel-Geborenen auch in seiner nächsten Umgebung; die Ueberheblichkeit der Offiziere, die eine andere Sprache als das Volk sprechen, vielfach in Verachtung auf die Mannschaft — „die Kerls" — herabblicken, stößt ihn ab. Aus den Kasinogesprächen erkennt er die furchtbare Kluft zwischen der Offizierswelt und dem Volke. Mehr und mehr erkennt er, daß in diesem Offizierkorps nur der eine Gedanke lebt, möglichst bald und mit allen Mitteln einen Umsturz der Verhältnisse herbeizuführen, der sie wieder gottähnlich macht. Auf der anderen Seite entnimmt er aus den oft ungefügen Erklärungen der einfachen Leute die tiefe Sehnsucht zur Höherentwicklung

und den inbrünstigen Glauben daran, daß jetzt die Zeit der Schlichten und Armseligen endlich gekommen sei. Seine innere Wandlung führt ihn zur Beschäftigung mit der Politik; er lernt die Lehren der Sozialdemokratie kennen und fühlt sich von ihr angezogen. Das Bekenntnis zur Republik wird ihm ernste Herzenssache. Allmählich handelt es sich nicht nur um theoretische Ausbrüche eines ohnmächtigen Hasses, sondern der Gedanke der aktiven Betätigung greift Platz. Die Wut der Offiziere konzentriert sich gegen die Person Erzbergers. Daß „Erzberger das gemeinste Schimpfwort ist, das man einem Menschen beilegen kann", daß „dieser Mann unbedingt aus der Welt geschafft werden muß", daß „man die Aktion Helfferichs unterstützen muß, und wenn man selbst einen Meineid schwört, um Erzberger unlautere Sachen zu unterschieben", ist alltägliches Kasinogespräch. Daneben blüht ein wilder Antisemitismus; die Tischbegrüßung der Offiziere ist: „Schlagt die Juden tot". Unflätige Weibergeschichten unter Namensnennung von Damen der Gesellschaft, besonders auch einer Roten-Kreuz-Schwester, würzen die Mahlzeiten. Vieweg verhält sich zurückhaltend, was mißbilligend bemerkt wird. Ein tiefes Erstaunen macht ihn zunächst fassungslos. Allmählich entwickelt sich aber ein an Ekel grenzender Abscheu in dem durch den Krieg schwer nervös gewordenen Manne. Seine Antipathien zweigen nach und nach von der bisherigen Richtung gegen den äußeren Feind ab. Man hat ihn im Kriege gelehrt, daß dem Feinde gegenüber jedes Mittel erlaubt sei. Auskundschaften und die Absichten der Gegenseite durch List und Verstellung zu erforschen, sind ihm als Taten des höchsten Lobes würdig gepriesen worden. Er ist zu jung, hat zu Schweres erlebt und ist durch die widerstreitenden Erfahrungen und seinen körperlichen Zustand zu sehr mitgenommen worden, um aus eigener kritischer Kraft den richtigen Maßstab zu finden. Die Verwirrung und die Zerrüttung aller Moralbegriffe in seiner Umgebung wirkt auf ihn selbst noch verheerender. Spitzfindige Untersuchungen darüber, ob der geschworene Eid zur Treue der Regierung gegenüber verpflichte oder nur die Verfassung betreffe, Auseinandersetzungen innerhalb welcher Zeit vor einem Militärputsch man spätestens aus der Reichswehr austreten müsse, um das Treuegelöbnis formal nicht zu verletzen, sind an der Tagesordnung. Nach seiner Erziehung und seiner bisherigen Entwicklung ist für ihn der Weg vorgezeichnet. Er hat der Republik geschworen und muß für sie mit Einsetzung auch seiner eigenen Interessen bis zum letzten einstehen. Stillschweigend organisiert er sich bei der mehrheits-sozialdemokratischen Partei; er tritt auch in einem Artikel, aber ohne seine Namensnennung, der gegenrevolutionären Strömung im Offizierkorps entgegen und glaubt schließlich in Unkenntnis der Zulässigkeit der Mittel des politischen Kampfes, ein verdienstvolles Werk, ja sogar seine Pflicht zu tun, wenn er den Kreis, dem er äußerlich angehört, auskundschaftet. Mit schweigendem Zuhören macht er sich aber nur verdächtig. Wer vollwertig im Kreise der Hurramänner sein will, muß überhurraen. Vieweg wird jetzt der Lauteste der Lauten. Er überkugelt sich in Kaiserbegeisterung, Putschphantastik, antisemitischem Aberwitz. Später erklärt ein Offizier, sein überhitzter Nationalismus wäre sogar in diesem Kreise aufgefallen.

Aber zur Mäßigung des Heißsporns lag wohl kein Anlaß vor. Er schien sich als Werkzeug höherer Pläne zu entwickeln, nimmt die Anregung, Erzberger zu erschießen, willig auf, und so hätschelt man ihn und beruhigt ihn über die Folgen. In diesem Kreise, in denen die Vorgänge über die Flucht von Leutnant Vogel genau bekannt sind, ist man über mancherlei Dinge informiert, von denen sich die Militärweisheit Noskes nichts träumen ließ. Geld und Pässe für die Flucht nach dem Attentat werden ihm zugesichert. Als er aber nicht sofort an die Ausführung des Werkes geht, wird man kühler, mahnt ihn und gibt ihm zu verstehen, daß man gegebene Versprechungen auch einlösen müsse. Er fühlt, daß das Mißtrauen um ihn erwacht. Ein Wort eines der Hauptleute, „alle Sozialisten sind Schweine, und wenn etwa unter den Offizieren einer sozialistisch gesinnt sein sollte, so stehe ich ihm zur Verfügung", scheint auf ihn gemünzt. Er sucht seine Stellung noch zu befestigen. Anläßlich des Parteitages der deutschnationalen Volkspartei, dem er als Zuhörer beiwohnt, unterbreitet ihm ein ehemaliger Marine-Deckoffizier den Plan, im Oktober zwei jüdische Synagogen mit mehreren tausend Juden zu unterminieren und zu sprengen. Ueber diese Anregung existiert ein Brief des Betreffenden. Ob es sich hier um Ernst handelt oder ob man damals schon Vieweg aufs Glatteis führen wollte, ist noch nicht aufgeklärt. Jedenfalls teilte er den Plan am nächsten Tage mit; die anderen Kasinogäste lehnten die Idee aber ab, weil die Juden in der Regierung wahrscheinlich doch nicht an dem Tage in der Synagoge sein würden.

Am 11. September 1919 findet die Neuwahl der Vertrauensleute statt. Die Wahl ist geheim und erfolgt durch Stimmzettel ohne Wahlvorschläge. Vieweg wird mit mehr als zwei Dritteln der abgegebenen Stimmen zum Vertrauensmann der Mannschaft gewählt. — Fälle, in denen Offiziere zu dieser Würde berufen, sind außerordentlich selten gewesen. Er nimmt die Wahl an und wird vorschriftsmäßig bestätigt. Im Kasino wird seine Wahl mit der Frage begrüßt: „Halten Sie es für eine Ehre, als Offizier Vertrauensmann der Mannschaft zu werden?" Eine Frage, die er bejaht. Dies machte den Bruch zwischen ihm und den übrigen Offizieren unvermeidlich. Um ihn von der Mannschaft zu trennen, erhält er den Befehl, sofort aus der Kaserne auszuziehen, da man seine Stube brauche. Die Stube ist noch Wochen nachher nicht in Benutzung genommen worden. Ein Hauptmann erklärt offen, er weigere sich mit Vieweg zusammen zu arbeiten, da seine Wahl zum Vertrauensmann mit seinen eigenen Anschauungen nicht vereinbar sei. Die anderen Offiziere rücken stillschweigend ab, mit einem Schlage ist er boykottiert. Damit ist seine Rolle ausgespielt. Am 15. September findet im republikanischen Führerbund eine Versammlung statt, in der Vieweg nunmehr vor die Oeffentlichkeit tritt und, übrigens ohne Namensnennung, einige der gemachten Erfahrungen mitteilt. Das Schwergewicht legt er darauf, daß die von ihm geschilderten Persönlichkeiten ehrlicherweise der Republik den Soldateneid nicht hätten schwören dürfen. Er erwartet die Einleitung einer Untersuchung, bei der er sein Material mitteilen will; über sein eigenes Los macht er sich keine Gedanken, er lebt durchaus der Ueberzeugung, nur Erlaubtes getan zu haben, und mit dem Mut, den man ihm als höchste Eigen-

schaft des deutschen Offiziers kennen gelehrt hat, betritt er am nächsten Tage das Kasino in Potsdam.

Dort hat aber seine Rede eine von ihm ungeahnte Wirkung gehabt. Maßloser Zorn und auch die Furcht, heimliche Gedanken zu früh enthüllt zu sehen, beherrschen die Offiziere. Sie verabreden sich in äußerster Wut, gegen Vieweg vorzugehen. Als er kommt, wird er mit wüsten Schimpfworten begrüßt; man stürzt sich auf ihn, schlägt ihn, tritt ihn in den Unterleib, reißt ihm die Achselstücke ab; dies alles in Gegenwart eines Zivilisten und eines Angehörigen des Mannschaftsstandes, und man wirft ihn schließlich auf die Straße. Die Hauptbeteiligten sind ein neunzehnjähriger Leutnant, der von der Mannschaft der Billigung und Hehlerei bei einem Schnaps-Diebstahl bezichtigt wird, und ein Hauptmann, gegen den unter anderem der Vorwurf erhoben ist, daß er wiederholt vor versammelter Mannschaft in sinnlos betrunkenem Zustande auf dem Kasernenhof erschienen ist, wobei er einmal ein Pferd zärtlich umarmte.

Nach der Heldentat scheint den Offizieren etwas schwül geworden zu sein. Es wird auf Befehl des beteiligten Hauptmanns ein Untersuchungs-Ausschuß „für einen Sonderfall" gewählt, bestehend aus drei Offizieren, zu denen der 19jährige Leutnant, welcher der Hauptangreifer war, gehört. Dieses merkwürdige Femgericht hört den angeklagten Vieweg nicht, auch niemanden von der Mannschaft, sondern fällt seinen Spruch in eigener Sache als gleichzeitiger Ankläger und Richter dahin, daß Vieweg „überführt" ist, in „schmutzigster und schamlosester Weise das Vertrauen seiner Kameraden mißbraucht zu haben, und Unteroffiziere und Mannschaften durch verleumderische Anschuldigungen gegen die Vorgesetzten verhetzt und den Versuch gemacht zu haben, das Vertrauen der Unteroffiziere und Mannschaften zu ihren Vorgesetzten durch öffentliche Reden zu untergraben, um solche für egoistische Zwecke auszubauen". In der Begründung des Schriftstückes finden sich Wendungen, wie „erstunken und erlogen", „schamlose und dreiste Weise", „Unverfrorenheit und Ehrlosigkeit", „Gaunerei und spitzbübische Niedertracht", und der Abschluß ist die Erklärung, er sei in den „Dreck der Straße, wo er hingehöre, in großem Bogen befördert worden, und er müsse um so mehr, als er der U. S. P. D. angehöre und niemandem zugemutet werden könne, dieselbe Luft mit ihm zu atmen, aus der Reichswehr entlassen werden". Dies „Bordereau" wurde zwar nicht Vieweg, aber der ganzen Presse zugängig gemacht und auch sofort dem Reichswehrminister eingereicht. Bevor er irgendeine Gelegenheit hatte, sich zur Sache zu äußern, war Vieweg also einseitig überall als Spitzel gebrandmarkt.

Hier muß eine Einschaltung gemacht werden. Niemand wird das Verhalten von Vieweg seinen Kameraden gegenüber billigen; die Verschleierung seiner wahren Ansicht ist unter allen Umständen tadelnswert. Er ist selbst auch späterhin, nach dem schweren Leid, das ihm widerfahren ist, zu der Erkenntnis gekommen, daß er gefehlt habe. Er glaubte sich eben im Kriege, sah in den anderen Offizieren den Feind seiner Ideen und war von den Kriegsanschauungen noch nicht genug abgerückt, um unterscheiden zu können, was erlaubtes Mittel sei und was nicht. Der Vorwurf aber der Offiziere, daß er zu egoistischen Zwecken gehandelt habe, ist

sicherlich unbegründet. Es ist auch niemals von irgendeiner Seite nur der geringste Versuch gemacht worden, nach dieser Richtung Material beizubringen. Wie die weitere Darlegung ergeben wird, hat man sein Verhalten auf das peinlichste durchforscht und alles Erdenkliche gegen ihn zusammengetragen. Aber auch hierbei ist ein materielles Interesse nicht aufgedeckt worden. Die Bezeichnung als Spitzel ohne weitere Erklärung mußte aber jeden zu der Ansicht bringen, daß Vieweg gegen Geld oder sonstige Vorteile eine provozierende Rolle gespielt habe. Wer, wie er es getan hat, aus einem starken ethischen Gefühl heraus gehandelt hat, ist kein Spitzel. Das rechtfertigt nicht seine Tat, aber es rückt sie in eine gerechtere Beleuchtung.

Während die Offiziere auf diese Weise die öffentliche Meinung verfälschten, verurteilten sie Vieweg gleichzeitig zur Ohnmacht. Er erhielt Stubenarrest, und um ihm jede Möglichkeit der Verbindung mit der Außenwelt zu nehmen, wurde ihm der Verkehr mit den Angehörigen der K.-Flak-Abteilung verboten.

Denn in allen ihren Maßnahmen fühlten die Offiziere doch eine schwache Stelle. Es konnte der M a n n s c h a f t ja nicht verborgen bleiben, was vorgegangen war, und sie hatte immerhin wenige Tage zuvor erst Vieweg zu ihrem Vertrauensmann gewählt.

Um diese Lücke auszufüllen, trat am Morgen nach dem Kasino-Vorfall ein Hauptmann vor die versammelte Mannschaft und las ihr das Pronunziamento der Offiziere vor, durch welches Vieweg aus der Reihe der anständigen Menschen gestrichen werden sollte. Die Mannschaft wurde gleichzeitig aufgefordert, Stellung gegen Vieweg zu nehmen. Sie beriet und gab eine Erklärung ab, wonach die Unterzeichneten gegen die unwürdige Behandlung, welche von seiten der Offiziere dem gewählten Vertrauensmann zuteil geworden war, protestierten, und sie fügten hinzu: „Als Republikaner erklären wir uns mit ihm vollkommen solidarisch und verlangen Wiederherstellung seiner verletzten Ehre“. Diese Erklärung erlangte auf dem ersten Kasernenflur sofort 27 Unterschriften von Unteroffizieren und Mannschaften. Bevor sie weitergegeben werden konnte, was die Unterzeichnung auch der übrigen voraussichtlich zur Folge gehabt hätte, verboten die Offiziere die Weitergabe der Adresse. Aus eigenem Antriebe setzte darauf die Mannschaft eine Vertrauens-Kommission zusammen, welche dem Reichswehrminister Aufklärung geben sollte. Noske empfing die Leute auch. Aber die Vieweg ungünstige Ansicht des Reichswehr-Ministeriums war vorbeugend schon in aller Eile durch ein Interview bei Noske, das durch Vermittelung von Offizieren zustande kam, an die Presse gegeben worden. Gegenüber den ungelenken Darlegungen der einfachen Soldaten konnte man nun darauf hinweisen, daß ja Noske selbst das Urteil der Offiziere über Vieweg als richtig befunden habe. Die Leute sind auch wegen ihres eigenen Loses besorgt. Man hat ihnen zu verstehen gegeben, daß die Abteilung aufgelöst werden müsse, wenn die Mannschaft für Vieweg eintrete. Sie werden im Reichswehr-Ministerium hierüber durchaus beruhigt. Es sei selbstverständlich, das keiner von ihnen wegen seiner republikanischen Gesinnung und freien Meinungsäußerung gemaßregelt werden wird. Dies war im September 1919. Einige Monate später ist k e i n e r der früheren Mannschaften mehr in Potsdam.

Die rechtsstehende Presse greift den Fall sofort auf. Im Ton des Potsdamer Manifestes legt sie dar, daß Vieweg ein Halunke sei, „der immerhin wenigstens das Anspucken, so unsympathisch diese Uebung auch sein muß, reichlich verdiene". Nachdem so nach allen Richtungen hin alles getan war, um von vornherein jede Verteidigung unmöglich zu machen, wird Viewegs Arrest aufgehoben. Er wird aus der Kaserne ausgestoßen, sein Zimmer wird — ohne richterliche Anweisung — versiegelt, und er kehrt unter Menschen zurück als Gebrandmarkter.

Die Personen, an die er sich um Hilfe wendet, stehen ihm ablehnend und skeptisch gegenüber. Die einseitig unterrichtete öffentliche Meinung hat einhellig gegen ihn Stellung genommen; einer solch suggestiven Kraft entzieht sich keiner ganz. Aber die Vorwürfe, die er gegen die Potsdamer Offiziere erhebt, müßten natürlich trotzdem untersucht werden. Es erfolgt von dritter Seite eine entsprechende Eingabe an den Reichswehr-Minister mit der Bitte, diese Untersuchung einzuleiten, was übrigens der Deputation der Mannschaften schon zugesagt war. Eine Antwort darauf wird nicht erteilt. Vieweg selbst stellt Strafantrag gegen die beiden Offiziere, die ihn hauptsächlich mißhandelt haben; er ist überzeugt von seinem guten Recht und meint, daß ja die Gerichtsverhandlung ohne weiteres alles klarstellen werde. Die Festigkeit seiner Ueberzeugung ändert allmählich auch das Urteil der Personen, an die er sich gewandt hat. Man wird zweifelhaft, ob die allgemeine Stimme, die ihn verworfen hat, wirklich die Stimme der Wahrheit ist. Dieser Zweifel vertieft sich vor allem dadurch, daß nach wie vor die Mannschaft in rührender Weise für Vieweg eintritt. Sie suchen den Zusammenhang mit ihm, bieten sich freiwillig als Zeugen für ihn an, und gegenüber der skeptischen Meinung, ob die ungeheuerlichen Behauptungen Viewegs denn wirklich auf Wahrheit beruhen, bringt die Mannschaft aus eigenem Antrieb das Beweismaterial herbei. Dadurch erhält der Fall allmählich ein anderes Ansehen. Man ist sich einig darüber, daß Aufklärung geschaffen werden muß. Die Sache wird mit Vieweg besprochen und es kommt dabei zur Erörterung, daß die Angelegenheit die Anschauung gewisser Elemente der Entente stützen könne, daß der militärische Gedanke in Deutschland nach wie vor herrsche. Der Friedensvertrag ist noch nicht ratifiziert, die Franzosen drängen auf Verschärfung der Friedensbestimmungen. Die Auslieferungsfrage lastet auf jedem Deutschen mit ihrer ungeheuren Wucht. Vieweg kommt zu dem Entschluß, eine Presse-Kampagne zu seinen Gunsten zu untersagen. Seine Ueberzeugung verbietet ihm, eine persönliche Angelegenheit so zu behandeln, daß sie Deutschland zum Nachteil gereichen könnte. Und die Wiederherstellung seiner Ehre wird ja die Gerichtsverhandlung erbringen.

Die von ihm zu Rate gezogenen Personen möchten ihm zwar das ihn aufrecht erhaltende Vertrauen auf den guten Ausgang seiner Sache durch die unbeirrbare Gerechtigkeit des Kriegsgerichts nicht nehmen; nur vorsichtsweise raten sie zur Erhebung der Klage auch gegen den Verfasser eines Artikels in der deutschnationalen Presse. Denn die Verhandlung gegen die Potsdamer Offiziere kommt vor das Militärgericht in Potsdam, und es erscheint vielleicht immerhin doch nicht ganz zwecklos, die Klarstellung der

Sache auch vor Zivilrichtern zu sichern. Vieweg hat von dem Unternehmen des Hauptmanns Aumann gelesen, eine freiwillige Bergarbeiter-Kolonne zu bilden, er meldet sich dort und arbeitet in einer Grube als Bergarbeiter — solange seine Körperkräfte es gestatten. In dem Bestreben, persönlich unterzutauchen und um nicht als bergarbeitender Offizier Standesgefühle weiter zu verletzen, gibt er der Militärbehörde, die ihn bis zur Entlassung beurlaubt hat, die Adresse der von ihm gewählten Verteidiger an.

Inzwischen gehen die gerichtlichen Verfahren ihren Weg. Die Mühlen des Zivilgerichts mahlen den gewöhnlichen langsamen Weg. Gegen den deutschnationalen Redakteur ist ein Termin bis heute noch nicht angesetzt. Wie erfreulich prompt dagegen die Militärgerichtsbarkeit. Sie hat es mit zwei Angelegenheiten zu tun; zunächst mit dem Verfahren gegen die Offiziere, die Vieweg gemeinsam beschimpft und körperlich gemißhandelt haben, sodann mit der Untersuchung der Vorgänge im Kasino in Potsdam — so meint wenigstens Vieweg. Die Untersuchung über diesen Teil der Sache, insbesondere die gegenrevolutionäre Gesinnung und Vorbereitung hochverräterischer Handlungen kann disziplinar oder gerichtlich erfolgen. An der Aufklärung der Frage, ob monarchische Putsche in Potsdam vorbereitet werden, ob ein Offizier, der sich als Republikaner bekennt, unmöglich ist, und ob ein schwer kriegsbeschädigter Offizier, der ein starkes Vertrauensverhältnis zur Mannschaft hergestellt hat, damit richtig gehandelt oder die Disziplin untergraben hat, haben ja wohl auch das Reichswehr-Ministerium und die deutsche Oeffentlichkeit einiges Interesse. So könnte man in der deutschen Republik glauben . . . . Die Behörden sind aber nicht derselben Ansicht gewesen, denn sonst hätten doch Vieweg und andere Personen, besonders aus dem Mannschaftsstande, über diese Dinge gehört werden müssen. Dies ist nicht geschehen. Dagegen verlautbart aus dem Geheimverfahren des Potsdamer Militärgerichts, daß doch über irgend etwas eine Untersuchung schwebe. Ein Mannschafter berichtet, daß er von dem untersuchungsführenden Kriegsgerichtsrat vernommen worden sei. Er habe der Wahrheit gemäß etwas gegen die Offiziere ausgesagt und die barsche Zurechtweisung erfahren, danach sei er nicht gefragt, er habe nur auf das zu antworten, was man ihn frage. Das verheißt keine erfreulichen Aussichten. Immerhin kommt in der Beleidigungssache der Termin gegen die angeklagten Offiziere mit größter Beschleunigung und am 5. Dezember 1919 steht die Hauptverhandlung an.

Diese Verhandlung begann um ½10 Uhr früh. Das erste, was Vieweg im Gerichtsgebäude erfuhr, war, daß der Anklagevertreter derselbe Kriegsgerichtsrat sei, der in der geheimnisvollen Voruntersuchung den Zusammenstoß mit dem Gefreiten gehabt hatte. Im Warteraum mußte er mit allen als Zeugen geladenen Offizieren zusammen sein, die zum Teil diejenigen Personen waren, die er am meisten angegriffen hatte. Ihr siegesgewisses und laut lachend geführtes Gespräch ließ an Unbefangenheit nichts zu wünschen übrig. Aeußerungen, daß man „während der Revolution alle Aufständischen hätte an die Wand stellen und erschießen sollen“, wechselten mit der Bemerkung, daß der „Vorwärts“ eine Zeitung sei, die man nur mit der Kneifzange angreifen dürfe, und als dem Gerichtsverfahren besonders angemessen

hielt einer der anwesenden Hauptleute es für nötig, die Erklärung zweimal zu wiederholen: „Marloh muß bestraft werden, weil er nur 29 und nicht 150 Mann erschossen hat."

Man kann sich denken, in welche Stimmung durch diese Einleitung Vieweg geraten mußte. Niemand sprach mit ihm, er war gemieden; bis ½1 Uhr war er, der Hauptbeteiligte, noch nicht einmal in das Gerichtszimmer gerufen; dann kam eine Pause bis ½3 Uhr, und erst um 3 Uhr wurde Vieweg als Zeuge aufgerufen. Der Zuhörerraum war bis auf wenige Pressevertreter völlig mit Offizieren angefüllt. Vieweg war durch die Erregung, das Warten und die feindselige Stimmung, die ihm vom Richtertisch wie aus dem Zuhörerraum entgegenschlug, bis an die Grenze einer Ohnmacht überreizt. Der Vorsitzende sprach mehrmals mit ihm als „der Angeklagte Leutnant Vieweg", und in der Tat war der ganze Zuschnitt und die Entwicklung der Gerichtsverhandlung so, als ob nicht Vieweg der Rechtsverletzte und Zeuge, sondern der angeklagte Verbrecher sei. Der Vorsitzende leitete die Befragung damit ein, daß er den Zeugen fragte, „wie oft er seine Ueberzeugung gewechselt habe, und wann er sie wieder zu wechseln gedenke" Zwei Hauptleute werden über einen ganz nebensächlichen Punkt vernommen, Vieweg widerlegt ihre Darstellung, er ist auch in der Lage, Zeugen für die Richtigkeit seiner Erklärung zu benennen. Der Vertreter der Anklage, dessen vom Gesetz vorgezeichnete Aufgabe es ist, die Stellung des Staates gegen die Angeklagten zu vertreten, wendet sich statt dessen sofort gegen den Belastungszeugen und erklärt ihn „in diesem Punkt" für unglaubwürdig. Das Gericht greift dies auf und beschließt den Zeugen Vieweg nicht zu beeidigen. Die beiden Hauptleute werden beeidigt. Einer muß zugeben, daß er sich erboten habe, Vieweg über die Grenze zu schaffen, wenn er Erzberger ermorde, aber das sei selbstverständlich nur ein Scherz gewesen.

Die Beweisaufnahme ist geschlossen. Der Anklagevertreter schildert den Zeugen als von schwankendem Charakter und führt aus, daß das Strafverfahren nicht den Zweck habe, ihn unter Eid seine Aussagen machen zu lassen. Die Angeklagten hätten sich formal vergangen, aber es sei ihnen durchaus zuzubilligen, daß sie in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt haben. Daß danach der Verteidiger der Angeklagten ohne Rüge des Gerichts von „gemeinstem und gröbstem Lockspitzeltum, Unverfrorenheit und Ehrlosigkeit" sprach, kann nicht wundernehmen. Vieweg ist von alledem vollständig benommen, er hat noch den Versuch gemacht, über die Persönlichkeiten seiner Gegner Licht zu verbreiten. Gegenüber dem Vorwurf, er habe die Disziplin untergraben, will er darauf hinweisen, in welch unerhörter Weise die fraglichen Offiziere gehandelt haben. Er beginnt von dem Schnapsdiebstahl zu sprechen; er weist auf das Zeugnis der Mannschaften hin, die für ihn eingetreten seien. Der Anklagevertreter unterbricht: „Von allen solchen Sachen müsse man absehen, da man sonst gleich untersuchen könnte, wer am Kriege schuld sei." Sein Antrag geht auf 5 Tage verschärften Stubenarrest gegen den Hauptmann, 200 bzw. 125 Mark Geldstrafe gegen die beteiligten Leutnants. Um 7 Uhr abends wird das Urteil gesprochen. „Vieweg sei in einem Punkte unglaubwürdig, er habe gelockspitzelt, das Gericht müsse sich der Anklageschrift, die die Angeklagten gegen ihn vor

der Mannschaft verlesen hatten, anschließen; der Vorwurf der Unverfrorenheit und der Ehrlosigkeit seien nicht ungerechtfertigt. In verschiedenen Ausdrücken seien die Angeklagten allerdings etwas zu weit gegangen, und da diese Ausdrücke leider ein unerlaubtes Werturteil enthalten, werde der Hauptmann zu 3 Tagen gewöhnlichem Arrest und die beiden Leutnants zu 60 bzw. 35 Mark verurteilt."

Von der Mannschaft war niemand vernommen worden, auch der Zivilist und der im Kasino beschäftigte Gefreite, die in der Lage gewesen wären, Aufschluß darüber zu geben, daß es sich um ein vorbereitetes und kalt überlegtes Komplott gehandelt hat, also nicht nur Beleidigung, sondern gemeinschaftliche Körperverletzung vorlag, hielt man zur Aufklärung der Sache nicht für nötig.

Nach dieser Erfahrung hatte Vieweg nur noch eine Hoffnung, daß der Prozeß gegen den Redakteur die Wahrheit an den Tag bringen werde. Denn das die Untersuchung gegen die Kasinogesellschaft Erhebliches zutage fördern würde, nahm nun auch er nicht mehr an. Jedenfalls wollte er bis zur endgültigen Erledigung weiter arbeiten, er fand eine bescheidene Stellung.

Er hatte aber noch einer Ehrenpflicht nachzukommen; das Verlobungswort, das er der Jugendgespielin in vielleicht übereilter Auffassung der Dinge gegeben hatte, mußte er einlösen, da die Privatverhältnisse für sie in der Heimat sich sehr ungünstig gestaltet hatten. Im Vertrauen auf den Sieg seiner Sache, und darauf, daß er durch Arbeit ein neues Leben für sich und seine Familie aufbauen werde, ließ er die Braut nach Berlin kommen und heiratete sie. Bei der Suche nach Beschäftigung hat er sie späterhin nicht dauernd bei sich behalten können. Er mußte von seinem Aufenthaltsort aus einmal nach Berlin fahren und vertraute die reise- und großstadtungewohnte junge Frau dem Schutze eines Offiziers an, der trotz aller Vorkommnisse sich ihm nicht ganz ablehnend gegenüber gestellt hatte. Seine Erfahrungen hatten ihm nicht alles Vertrauen auf die äußere Ehre und das Kavaliergefühl des Offizierstandes geraubt. Achtundvierzig Stunden später gestand ihm seine Frau, in welcher Weise der begleitende Offizier ihr ritterlichen Schutz hatte angedeihen lassen; von dritter Seite zur Rede gestellt, fand dieser Mann, der das Vertrauen eines in verzweifelter Lage befindlichen, von allen Seiten gehetzten Menschen so mißbraucht hatte, keine andere Erklärung, als die seinem Standesempfinden genügende: er stehe zur Genugtuung mit der Waffe zur Verfügung.

Wenn Vieweg geglaubt hatte, mit der öffentlichen Beschimpfung, mit dem schweren persönlichen Leid, mit dem Verhalten des Kriegsgerichts sei der Kelch ausgeschöpft, so hatte er sich gründlich geirrt. Was bisher erfolgt war, wird einem unbefangenen Leser vielleicht für einen Rechtsstaat kaum denkbar erscheinen. Vieweg jedenfalls hielt es schon für den Gipfel des Unmöglichen. Die kommenden Ereignisse sollten ihn über seine Naivität belehren. Am 8. Dezember meldete sich das Militärgericht wiederum. Das Untersuchungsverfahren war zum Abschluß gekommen, es hatte aber nicht zur Erhebung einer Anklage wegen des Unternehmens

des Hochverrats gegen die Potsdamer Offiziere geführt, die einen gegenrevolutionären Militärputsch vorbereiteten, sondern — die Wege der Militärgerichtsbarkeit sind dunkel und wunderbar — zu einer Anklage gegen den Leutnant Carl Vieweg. Es wurde ihm eine Reihe schwerer Delikte vorgeworfen: 1. er habe Untergebene durch seine Dienststellung veranlaßt, gegen ihn Verbindlichkeiten einzugehen, die diesen nachteilig waren oder auf das Dienstverhältnis von nachteiligem Einfluß sein konnten. Der Tatbestand dieses schweren Militärvergehens wurde darin gefunden, daß er sich in zwei Fällen für 40 und 30 M. durch Untergebene ein Paar Stiefel gekauft und erklärt hatte, er werde sie am 1. Oktober bezahlen, wenn er wieder Geld habe. Schwerer war der zweite Vorwurf: er habe es fortgesetzt unternommen, Mißvergnügen in bezug auf den Dienst unter seinen Kameraden erregt zu haben, und zwar durch mündliche Aeußerungen und indem er dadurch seine Vorgesetzten beleidigt habe. Als tatsächliche Unterlage für diese Vorwürfe dient die Behauptung, er habe den Mannschaften gegenüber bemerkt, sie müßten den Offizieren gleichgestellt werden und der Dienst müsse anders werden, schließlich habe er die bekannte Rede im Republikanischen Führerbund gehalten. Die Hauptanklage aber bestand darin, „daß er als Befehlshaber einer militärischen Wache den Dienstvorschriften entgegen gehandelt habe, wobei durch die Pflichtverletzung ein Nachteil herbeigeführt wurde; auch habe er eine ihm obliegende Meldung einer strafbaren Handlung eines Untergebenen hierbei vorsätzlich unterlassen". Diese Anklage war besonders schwer, weil sie im Sinne des Militär-Strafgesetzbuches ein Verbrechen darstellt, d. h. mit entehrender Freiheitsstrafe bedroht ist, denn sie war „im Felde" begangen.

Der nicht militärisch und zugleich juristisch geschulte Laie wird dies mit Kopfschütteln hören. Denn nach seinem Wissen liegt Potsdam nicht in Feindesland, und da der Krieg beendigt ist, kann man auch sonst sich nicht mehr „im Felde" befinden. Das ist aber ein Irrtum, denn zur fraglichen Zeit war der Belagerungszustand verhängt, und vom Augenblick der Verkündigung des Belagerungszustandes an wird das eigene Land als Kriegsgebiet angesehen. Nach dem Wortlaut der Bestimmungen stand also die deutsche Republik im Sommer 1919 mit Potsdam tatsächlich im Kriege. Der Vorfall selbst, um den es sich handelte, war folgender: Vieweg befand sich nachts in der Kaserne, wo er ja wohnte, trat zwischen zwei und drei Uhr aus seinem Zimmer aus, hierbei teilte ihm ein Kanonier mit, daß ein anderer Kanonier ein Mädchen bei sich habe. Vieweg ordnete an, daß das Mädchen sofort die Kaserne zu verlassen habe. Der betreffende Kanonier legte ihm hierauf dar, daß es sich um ein Kind handle, das aus Leipzig zu einem Verwandten nach Potsdam gekommen sei. Vor diesem habe es sich geflüchtet, weil er ihr nachstellte. Sie habe in der Nacht kein Unterkommen gefunden, und er habe sie deshalb unter seinen Schutz genommen; man könne sie doch nicht obdachlos auf die Straße setzen, zumal es in Strömen regnete. Vieweg ordnete darauf an, daß das Mädchen morgens früh die Kaserne verlassen sollte. Ist der Sachverhalt so, wie Vieweg ihn schildert, so handelt es sich um einen harmlosen Vorfall. Niemand wird in der Regung der Menschlichkeit, die Vieweg, getreu

seiner ganzen Lebensauffassung über die dürre Sinnlosigkeit von Vorschriften gestellt hat, die für ganz andere Verhältnisse passen, ein Verbrechen erblicken. Wenn man hört, daß ein Offizier bestraft werden soll, weil er „auf der Wache im Felde" ein Mädchen geduldet habe, so denkt man unwillkürlich an eine nächtliche vorgeschobene Wache im Feindesland, wo alles auf gespannteste Aufmerksamkeit ankommt und das Leben von Hunderttausenden durch eine Pflichtvergessenheit gefährdet werden kann. Wenn in einer solchen Situation ein Offizier in Gegenwart der mitwachenden Mannschaften ein Mädchen zu sich in die Feldwache nimmt, so wird jeder die Strenge des Gesetzes begrüßen. Daß aber der Offizier, der aus der Potsdamer Kaserne ein junges Mädchen nicht in den strömenden Regen hinaus gejagt hat, das gleiche Verbrechen begangen habe, wird ein gerade denkender Mensch niemals verstehen. Die Voruntersuchung hat sich mit der näheren Aufhellung der Einzelheiten nicht überflüssig aufgehalten. Die Kanoniere und das Mädchen sind als Zeugen n i c h t gehört worden, obwohl dies doch den wichtigsten Bestandteil des Verfahrens hätte bilden müssen. Sie sind auch in der Anklage als Zeugen nicht benannt. Auch für das Vorgehen der Disziplinuntergrabung sind als Zeugen nicht etwa die Mannschaften befragt und in der Anklage aufgeführt, die doch am besten Auskunft geben müßten, sondern diejenigen Offiziere, die geschlossen die Gegnerschaft von Vieweg bildeten, darunter auch der Hauptmann und der Leutnant, die wegen Beleidigung bestraft worden waren. Die Untersuchung ist wiederum durch denselben Kriegsgerichtsrat geführt worden, der im Verfahren gegen die Offiziere die Anklage vertreten hat, und er war zum Anklagevertreter auch gegen Vieweg bestellt.

Der Termin zur Hauptversammlung wurde auf den 19. Dezember angesetzt. Um diese Eile zu verstehen, muß man beachten, daß Vieweg, der als Angehöriger der Reichswehr durch Privatvertrag verpflichtet war, gekündigt worden war und sein Militär-Verhältnis am 25. Dezember sein Ende erreichte. Es war eben offenbar alles daran gelegen, noch in letzter Minute den Fall Vieweg vor das Potsdamer Militärgericht zur Erledigung zu bringen. Erfolgte dort die Verurteilung, was nach den bisherigen Erfahrungen mit größter Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, und womöglich zu entehrender Strafe, so war dieser unbequeme Mensch ein für allemal besorgt und aufgehoben. Wenn man bedenkt, mit welcher Langsamkeit andere gleichzeitig schwebende Verfahren behandelt worden sind, bei denen die Angeklagten sich allerdings nicht für die Republik eingesetzt hatten, und bei denen man ihnen vielleicht auch Zeit lassen mußte, ins Ausland zu flüchten, so wird diese besondere Eile im Falle Vieweg noch mehr ins richtige Licht gerückt. Die Nachrichten, die zwischen der Anberaumung des Termins und diesem erfolgen mußten, kamen durch dringende Dienst-Telegramme, darunter am 15. eine Nachricht an den Verteidiger, daß ein erkrankter Zeuge am 17. im Lazarett vernommen werden solle. Das Verlangen der Verteidigung, wenigstens die Akten kennen zu lernen, konnte nicht abgelehnt werden. Die Akten wurden also den Anwälten in ihr Berliner Büro geschickt und durch einen von Potsdam besonders entsandten Soldaten

dort wieder abgeholt. Trotzdem wird man es nicht unbegreiflich finden, daß Vieweg wenig Neigung verspürte, am 19. Dezember vor dem Militärgericht zu erscheinen. Wenn man auch keinen anderen Vorwurf gegen ihn zu erheben hatte, als die Nichtbezahlung von 2 Paar Stiefeln und das Verbrechen „begangen auf der Wache im Felde", so war dies ja nicht viel. Aber die Tatsache, daß man eben diese Anklage aufbaute, verhieß wenig Gutes. Schließlich zagte er auch bei dem Gedanken, daß der gleiche Kriegsrichter, der schon gegen ihn als Zeuge Stellung genommen hatte, jetzt als sein Ankläger fungieren würde, und daß Offiziere als Zeugen geladen seien, die bereits aus eigener Machtvollkommenheit schon einmal sich zu Richtern gegen ihn aufgeworfen und ihn verurteilt hatten. Infolge der Aufregung wurde er krank und zeigte an, daß er zum Termin nicht erscheinen könne. Der Arzt, den er aufsuchte, und der seine hochgradige Erregung sah, ihn im übrigen aber nicht kannte und auch nicht die näheren Zusammenhänge, bescheinigte ihm, daß er bis an die Grenzen der Geisteskrankheit nervös sei. Vieweg reichte dies Attest nicht ein, weil er sich schämte, einen so schweren nervösen Verfalls sich bezichtigen zu müssen, aber er glaubte, er sei berechtigt, dem Verhandlungstermin fernbleiben zu dürfen. Er machte dem Gericht die Anzeige seiner Erkrankung und tat dies mit dem Gefühl einer großen Erleichterung. Denn da er ja aus dem Militärdienst auf Verlangen der Militärbehörde hatte ausscheiden müssen, so sagte er sich, daß nunmehr seine Sache vor den ordentlichen Richter kommen müsse, und er vertraute fest darauf, daß ihm hier weder die nicht sofort bezahlten Stiefel noch die Menschlichkeit gegen ein jugendliches Kind ins Gefängnis oder Zuchthaus bringen würden.

Die Verteidiger zeigten, nachdem sie erfahren hatten, daß Vieweg den Termin nicht wahrnehmen würde, am 18. Dezember dem Gericht an, daß auch sie zu demselben nicht erscheinen würden und beantragten die Aufhebung dieses Termins. Sie wiesen darauf hin, daß infolge der Erkrankung von Vieweg die erforderlichen Entlastungsanträge nicht hätten gestellt werden können. Aus der Anklageverfügung ergebe sich aber, daß Entlastungszeugen überhaupt nicht geladen seien, es sei aber doch ein umfangreicher Entlastungsbeweis unerläßlich. Beispielsweise wurde darauf hingewiesen, daß das beteiligte Mädchen weder in der Voruntersuchung vernommen noch zur Hauptverhandlung geladen worden sei. Es werde deshalb ja auf jeden Fall vertagt werden müssen. Auf diesen Vertagungsantrag ist ein Bescheid nicht eingegangen, dagegen wurden die Verteidiger am 19. Dezember um die sofortige Drahtung der Adresse von Vieweg ersucht. Das Gericht war gar nicht berechtigt, an die Verteidiger ein derartiges Ersuchen zu richten. Die Adresse konnte aber auch gar nicht mitgeteilt werden, weil sie den Verteidigern derzeit unbekannt war, eine Mitteilung an ihn hätte aber erfolgen können, da er seine Post bei den Verteidigern abholte. Im übrigen hatte Vieweg nicht etwa die Absicht, sich der Behörde gegenüber zu verbergen, denn er hatte bei einer Behörde, nämlich der Postprüfungsstelle Berlin, Anstellung gefunden. Infolge des Berichtes in der Presse über den nicht stattgehabten Termin und seine Veranlassung erfuhr diese Dienststelle von dem Verfahren gegen ihn, und kündigte daraufhin schon am 20. Dezember den

Vertrag mit dem Anheimstellen, nach Beendigung des Gerichtsverfahrens sich wieder zur Verfügung zu stellen. Sein Versuch, eine neue Lebensstelle, wenn auch mit bescheidenen Ansprüchen, zu gewinnen, war also wieder einmal zerschlagen.

Während der Weihnachts-Feiertage und im Anfang Januar ereignete sich nichts. Ob die Militärstellen in dieser Zeit nach der Adresse von Vieweg Ermittelungen anstellte, ist unbekannt. Nach seiner Meinung mußte die Sache jedenfalls in das Zivilverfahren übergeleitet werden. Diese Ansicht wurde auch von Juristen geteilt. Zwar sieht die Militär-Strafprozeß-Ordnung vor, daß ein militärisches Vergehen auch nach Beendigung des Dienstverhältnisses von dem zur Zeit des Vergehens zuständigen Gericht abgeurteilt wird, aber hierbei handelt es sich um die Vergehen von Personen, die auf Grund der gesetzlichen Dienstpflicht Soldaten gewesen sind. Dies trifft für die Reichswehr nicht zu. Wenn auch die Militär-Strafprozeß-Ordnung während ihrer Vertragsdauer in Anwendung stand, so wird man doch annehmen müssen, daß mit Beendigung des Vertrages, besonders wenn die Beendigung durch die Militärbehörde selbst herbeigeführt worden ist, die Militär-Gerichtsbarkeit aufhört. Der ordentliche Richter des Staatsbürgers ist der bürgerliche Richter und nicht das Militärgericht. Vor diesem erscheinen zu können, wünschte Vieweg, weil er ja eine Rehabilitierung vor der Oeffentlichkeit ersehnte.

Auch in dieser Zeit wurde wieder erwogen, ob man das vorhandene Material, insbesondere die merkwürdigen Vorgänge in der Voruntersuchung und bei der Anklageverfügung und Vorbereitung des Termins, nicht der Oeffentlichkeit zugängig machen sollte. Namhafte Abgeordnete der Nationalversammlung, die auf den Fall aufmerksam geworden waren, erklärten sich bereit, ihn näher zu prüfen. Aber auch jetzt hielt Vieweg an dem Standpunkt fest, daß seiner Person halber die Sache Deutschlands nicht gefährdet werden dürfe. Und gerade um diese Zeit der Friedens-Ratifizierung und der drohenden Folgen der Auslieferungsfrage schien ihm Schweigen das höchste Gebot.

Von gerichtlicher Seite erfolgte zunächst nichts. Dagegen brachte am 27. Januar die deutschnationale Presse eine Notiz, daß Vieweg geflüchtet und ein Haftbefehl gegen ihn erfolglos geblieben sei. Von diesem Haftbefehl sind die Verteidiger, die um Angabe der Adresse ersucht worden waren, nicht benachrichtigt worden, obwohl dies doch eine Kleinigkeit gewesen wäre. Die Verteidiger benachrichtigten die Presse sofort, daß die Notiz falsch sei, daß Viewegs Militärstellung am 25. Dezember beendet gewesen sei, und ein Haftbefehl des Militärgerichts gegenstandslos sei, daß er aber jederzeit bereit sei, sich dem ordentlichen Gericht zu stellen. Vieweg schrieb auch direkt an die Redaktion der Zeitungen unter Angabe seiner Adresse — Notiz wurde von den Zeitungen nicht genommen. Am 31. Januar aber wurde Vieweg von zwei Kriminalbeamten in dem Büro, in dem er damals tätig war, festgenommen und der Militär-Arrestanstalt in Potsdam zugeführt. Er legte hiergegen Beschwerde ein und telegraphierte am 2. Februar seinen Verteidigern: „Trotz Beschwerde und Protestes bei sechzigprozentiger Kriegsbeschädigung und ärztlich attestierter Verhandlungs- und

Haftunfähigkeit gestern ohne ärztliche Untersuchung in Militärhaft genommen. Erbitte Ihren sofortigen Besuch, Einspruch bei den Justiz- und Wehrministerien, sofortige ärztliche Untersuchung sowie Schutz und Hilfe der Staatsanwaltschaft, der Nationalversammlung und des Reichspräsidenten."

Inhalt und Ton dieser Depesche, die vor ihrer Absendung dem Gericht vorgelegen haben muß, und die als amtliche dringende Depesche befördert worden ist, zeigen die Gemütsverfassung des Verhafteten ohne weiteres. Die Verteidiger wiederholten auch ihrerseits die von Vieweg bereits eingelegte Beschwerde. Gleichzeitig wurde dem Reichswehrminister Noske der Tatbestand telegraphiert mit dem Hinzufügen „die gegen Vieweg anhängig gemachte Strafsache solle ihn offenbar in der Oeffentlichkeit diskreditieren und als unglaubwürdig hinstellen. Erbitten Eingreifen gegen ungesetzliche Fortdauer der Untersuchungshaft. Vieweg ist aus seinem Dienst bei der Reichswehr durch Kündigung zum 25. Dezember 1919 entlassen." Eine Antwort des Reichswehr-Ministeriums ist auch diesmal nicht eingetroffen. Das Gericht teilte den Verteidigern mit, daß die Verhaftung erfolgt sei, weil ein Verbrechen Gegenstand der Untersuchung sei. Der die Sache bearbeitende Kriegsgerichtsrat ist wiederum derselbe, der die Voruntersuchung geführt, die Anklage entworfen und zum Anklagevertreter bestellt war. Schon am 5. Februar erfolgte die Entscheidung auf die Beschwerde gegen den Haftbefehl — sie wurde verworfen. Zur Begründung wurde angeführt, daß der Angeklagte dringend verdächtig der in der Anklage-Verfügung bekannt gegebenen strafbaren Handlungen sei, insbesondere des Verbrechens begangen „im Felde", und unter Herbeiführung eines Nachteils. Der Angeklagte sei auch der Flucht verdächtig, da er seine Adresse verheimlicht habe. Die Verteidiger reichten nunmehr einen erneuten Haftentlassungsantrag ein mit einer ausführlichen Schutzschrift gegenüber der Anklage, in der die dem Vieweg zur Last gelegten Vergehen tatsächlich richtig gestellt und umfangreicher Entlastungsbeweis angetreten wurde. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Ladung einer großen Anzahl von Entlastungszeugen notwendig sei, daß diese teilweise außerhalb vernommen werden müßten, daß die Untersuchungshaft danach viele Wochen würde dauern müssen, und daß, wenn selbst eine Bestrafung eintreten könnte, die Fälle so milde lägen, daß die lange Untersuchungshaft in keinem Verhältnis zur Strafe stehen könne. Es wurde gleichzeitig dargelegt, daß der Angeklagte doch nicht fluchtverdächtig sei, daß er am Termin am 19. Dezember nicht habe erscheinen können, sei ärztlich festgestellt worden. Er sei bereit, sich ehrenwörtlich zu verpflichten, zu einer neuen Hauptverhandlung sich zu stellen. Während auf die erste Beschwerde eine Entscheidung innerhalb drei Tagen getroffen war, erfolgte auf diese Beschwerde zunächst keine Antwort. Der über die Verhaftung verzweifelter Vater wandte sich in seiner Herzensangst direkt an das Gericht und wies auf den schweren nervösen Zusammenbruch seines Sohnes hin mit der Anfrage, ob er nicht auf seinen Geisteszustand untersucht werden könne. Dies gilt ja in Laienkreisen vielfach als ein letztes Auskunftsmittel gegenüber drohender schwerer Strafe, und man wird es dem bedrängten Vater nicht verdenken, daß er sein Kind auf diese Weise zu retten suchte. Das Gericht griff diese Anregung bereitwillig auf, und konnte dies um so mehr tun, als

auch das ihm nunmehr zugegangene, seinerzeit von Vieweg erwirkte ärztliche Attest Zweifel an seiner geistigen Intaktheit weckte. Beachtet muß hierbei werden, daß ja dem Gericht durch Viewegs Depesche vom 2. Februar 1920 und durch die Darlegung der Verteidigung vom gleichen Tage schon Bedenken über die Haftfähigkeit von Vieweg hätten kommen müssen. Wie Vieweg später mitteilte, ist auch einmal während seiner Haftzeit ein Arzt bei ihm gewesen, der ihn aber nicht untersucht hat und anscheinend nach dem äußeren Augenschein ihn für haftbar erachtete. Der Kriegsgerichtsrat setzte sich mit den Verteidigern telephonisch in Verbindung und teilte mit, er beabsichtige, Vieweg zufolge der Anregung des Vaters und des Attests auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen, und wolle ihn zu diesem Zwecke in das Vereinslazarett Dr. Edel bringen lassen. Hiergegen protestierte die Verteidigung sofort eindringlich und wiederholte diesen Protest durch Eingabe vom 25. Februar. Es wurde darauf hingewiesen, daß das Vereinslazarett Edel eine Irrenanstalt sei und daß die Unterbringung daselbst unübersehbare psychische Wirkungen auslösen würde. Wenn bisher keine Geisteskrankheit bestehe, könne sie durch eine derartige Maßnahme zum Ausbruch gebracht werden. Demgemäß wurde verlangt, sofort über den vorliegenden Haftentlassungsantrag zu befinden. Der Kriegsgerichtsrat faßte statt dessen ins Auge, Vieweg statt in eine geschlossene Anstalt in ein Militär-Lazarett zur Untersuchung seines Geisteszustandes überführen zu lassen. Dies bedeutete immerhin eine Verbesserung. Die Richtung, die die Militärgerichtsbarkeit nunmehr anzuschlagen schien, beunruhigte die Verteidigung aber doch auf das äußerste. Es fuhr deshalb am 26. Februar der Verteidiger, der Vieweg am genauesten kannte, nach Potsdam.

Sein Besuch ergab folgendes Bild: Die Militärarrestanstalt in Potsdam ist ein altes kasemattenartiges Gebäude. Vieweg befand sich in einer Zelle, die während des Mittagsessens geöffnet, im übrigen aber verschlossen gehalten wurde. Die Zelle ist etwa 1½ m breit, 4 m lang und etwa 3 m hoch. Sie enthält ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl, ein kleines Fenster, nach innen zu öffnen, mit dicken eisernen Traillen, davor noch ein ziemlich engmaschiges Drahtgitter. Die Heizung funktioniert nur ab und zu, Ungeziefer und Mäuse stören die Nachtruhe. Die Zelle wird sonst zur Strafverbüßung für Mannschaften verwendet, sie entspricht den Anschauungen moderner Gefängniskunde in keiner Weise und erweckt mehr den Eindruck eines mittelalterlichen Kerkers. Vieweg hatte seit seiner Einlieferung, also etwa seit vier Wochen, die Wäsche nicht wechseln können, er erhält nur Mannschaftskost. In den ersten sechs Tagen nach seiner Inhaftierung hat er auch diese nicht zu sich genommen, weil er durch Hungerstreik seine Lage zu verändern glaubte. Dann ist er widerstandslos geworden. Er machte einen apathischen Eindruck, spricht stockend, aber was er sagt, ist geistig klar. Im Gesicht hat er schwere Kratzwunden, die er sich nach seiner Angabe in der Nacht vor Nervosität beibringt. Das Auge ist stumpf, und statt der früheren Energie und Zuversicht spricht vollständige Hoffnungslosigkeit aus seinen Worten. Er ist bereit, jede Anklage, die er erhoben hat, fallen zu lassen, und will an das Gericht schreiben, daß er zu jedem geforderten Widerruf und jeder Erklärung

bereit sei, man solle ihn nur aus dieser Hölle entlassen. Besondere Beschwerde hat er dadurch, daß man ihn nur dreimal täglich auszutreten gestattet, denn er ist blasenleidend geworden. Befragt, ob denn nicht eine Offizierszelle vorhanden sei, erklärte er, es befinde sich eine solche seiner Zelle gegenüber. Ein Offizier, der eine Arreststrafe habe verbüßen sollen und in diese Zelle gebracht wurde, habe dies aber abgelehnt, weil sie auch für vorübergehenden Aufenthalt für einen Offizier zu schlecht sei. Der Verteidiger besichtigte diese offenstehende Zelle; es ist ein großes zweifenstriges Zimmer mit zwei guten Betten, unvergittert und anscheinend von zwei Personen bewohnt. Ein diensttuender Gefreiter teilte mit, daß zwei wachehabende Unteroffiziere darin untergebracht seien.

Der Verteidiger geht von dort aus aufs Kriegsgericht; der die Untersuchung führende Kriegsrichter ist aber nicht anwesend. Dem Rechtsanwalt wird mitgeteilt, daß für die Unterbringungsfrage nicht das Kriegsgericht, sondern das Garnisonkommando zuständig sei. Auf telephonische Anfrage wird dies bestätigt und der Platzmajor kommt auf die dringende Bitte um eine Rücksprache sofort per Rad ins Kriegsgericht.

Auf den Vorhalt des Anwalts, daß die Unterbringung Viewegs gegen alle Vorschriften erfolgt sei, da er als strafgefangener Mannschafter behandelt werde und nicht als untersuchungsgefangener Offizier, erklärt der Platzmajor, die Zelle sei allerdings keine Offizierszelle, Vieweg habe aber erklärt, er sei nicht Offizier. Das Garnisonkommando könne übrigens nichts tun, das Kriegsgericht habe die Verhaftung verfügt und in Potsdam sei für Offiziere keine geeignete Unterkunft. Auf den Hinweis, daß die fragliche Zelle auch für Mannschafter kein menschenwürdiger Aufenthalt sei und daß übrigens in der Arrest-Anstalt eine Offiziers-Zelle sich befinde, gab er dies zu. Er bestätigte auch, daß ein Offizier sich geweigert habe, in dieser Offiziers-Zelle einige Tage Arrest zu verbüßen, weil sie ihm nicht gut genug sei. Die Schilderung der Zustände in der Zelle, insbesondere der Unsauberkeit und des Ungeziefers, beantwortete der Offizier damit, daß es im Schützengraben auch nicht besser zugegangen sei. Der naheliegende Gedanke, ob denn mit Vieweg ein Kriegszustand existiere, blieb unerörtert. Der Verteidiger wies eindringlich auf den ganzen Ernst der Situation hin, insbesondere darauf, daß der früher geistig völlig gesunde Vieweg jetzt tatsächlich in einer schwersten Depressions-Stimmung sei, und daß das Aeußerste zu befürchten wäre. Der Offizier meinte, es werde dies wohl nicht so schlimm sein, er werde aber sofort alles tun, was ihm obliege; der Verteidiger möge seine Ansicht auch noch schriftlich niederlegen.

Dies geschah telegraphisch und brieflich. Hierauf trat der Kriegsgerichtsrat mit den Verteidigern in Verbindung und teilte mit, daß Vieweg in ein Garnisonlazarett bei Berlin überführt werden solle zur Untersuchung seines Geisteszustandes. Da dies aber Untersuchungsgefangene nicht aufnehme, und der Protest der Verteidiger gegen die Unterbringung in einer geschlossenen Anstalt vorliege, wolle er folgenden Ausweg gehen: Er wolle den Haftbefehl für die Dauer der Untersuchung aufheben, Vieweg müsse aber versprechen, sich zur Verfügung zu halten. Vieweg ist dann am folgenden

Tage dem Garnison-Lazarett Tempelhof zugeführt worden. Die Verteidiger haben sodann formell das Gericht angefragt, ob die Untersuchungshaft als endgültig aufgehoben anzusehen sei, denn eine gesetzliche Bestimmung über die Aussetzung einer Haft existiere nicht. Das Gericht erwiderte darauf, daß die Haft nur für die Dauer der Unterbringung von Vieweg im Lazarett aufgehoben sei. Nach Abschluß der Behandlung werde über die Aufrechterhaltung der Haft entschieden werden. Diese Erklärung führt zu keinem klaren Ergebnis. Da die Haft aufgehoben ist, hätte Vieweg als freier Mann tun und treiben können, was er wollte, sich auch aus dem Lazarett entfernen und einer Untersuchung durch einen ihm nicht genehmen Arzt Widerstand entgegensetzen können. Er hat dies nicht getan; jeder Aufenthalt war besser als der in der Marterzelle in Potsdam und jede ärztliche Untersuchung konnte nur zu dem Resultat führen, daß er geistig gesund ist. Immerhin durfte er auch aus dem Lazarett nach den dortigen Bestimmungen sich nicht frei entfernen, sondern nur auf jeweils erteilten Urlaub. Es bestand also im März und April 1920 in Berlin der völlig ungesetzliche Zustand, daß ein Mann, der in keinerlei Militärverhältnis stand, der sich auch nicht in Untersuchungs- oder Strafhaft befand, trotzdem an der Freiheit seiner Bewegungen behindert war. Das Gericht hat diesen Zivilisten in ein Militärlazarett untergebracht, in dem er sich einer Untersuchung unterziehen mußte, und das er nur mit Genehmigung einer Militärdienststelle, der er an sich in keiner Weise untergeben war, verlassen durfte. Dies beleuchtet am besten die Lage, in welche der Eifer gegen Vieweg, diesen Hochverräter am militärischen Kameradschaftsgeist vorzugehen, die Militärbehörde geführt hatte. Im übrigen muß bemerkt werden, daß die zuständigen Aerzte Vieweg in entgegenkommendster Weise behandelt haben. Jeder erbetene Urlaub ist ihm bereitwillig gewährt worden. So konnte er auch während der Berliner Putschtage unbehindert außerhalb des Lazarettes tätig sein, und er hat seine Tätigkeit dort ausgeübt, wo auszuüben er sie nach seiner Ueberzeugung verpflichtet war: in den Reihen der republikanischen Offiziere. Daß er unter den Kapp-Anhängern auf einige seiner Potsdamer Kasinogenossen traf, hat ihn nicht verwundert.

Das Garnisonkommando hat nach der Ueberführung von Vieweg in das Lazarett den Verteidigern auf die Darlegung über die übrigen ungesetzlichen Maßregeln geantwortet. Es erklärte: „Vieweg habe sich bei seiner Einlieferung als Zivilperson bezeichnet und mit seiner Unterbringung einverstanden erklärt. Der Arrestanstaltsaufseher habe ihn wiederholt nach seinen Wünschen befragt, er hätte aber nie welche gehabt und auch keine Klagen vorgebracht. Wenn sein Befinden während der Haft gelitten hätte, könnte dies nur infolge seiner zu Beginn der Haft 6 Tage lang verweigerten Nahrungsaufnahme sein. Seine persönliche Auffassung über die Unterbringung „pp" müßte naturgemäß als die maßgebende angesehen werden. Es befremde, daß die Verteidigung Klagen führe, wo der Auftraggeber keine hätte." Hierzu erklärt Vieweg, daß ihm bei seiner Einlieferung gesagt worden sei, er werde sofort in eine Offizierszelle gebracht werden; diese Zusage ist aber nicht erfüllt worden. Die Antwort des Garnison-Kommandos ist aber in sich recht interessant. Die Militärbehörde meint, es sei nicht nötig gewesen, Vieweg als Offizier

zu behandeln, weil er selbst sich als Zivilisten bezeichnet habe. Aber wenn die Militärbehörde gegen ihn als Offizier Anklage erhoben hat, er als Offizier verhaftet wurde, und als Offizier vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, obwohl er inzwischen Zivilist geworden ist, so mußte er auch dort, wo es sich zu seinen Gunsten darum handelt, als Offizier behandelt werden. Nicht mit zweierlei Maß, sondern mit Gerechtigkeit war er zu messen. Und nicht die Auffassung eines Angeklagten entscheidet darüber, wie das Gericht und die Militärmacht mit ihm umzugehen haben, sondern das Gesetz. Die Behauptung aber, daß ein Mann keine Klage vorgebracht habe, über den wenige Zeilen später angeführt wird, daß er bei seiner Einlieferung einen sechstägigen Hungerstreik — doch wohl zum Protest gegen seine Unterbringung „pp" — inszeniert hatte, kennzeichnet die kniffige Logik des Bescheides. Genügte es denn nach Ansicht dieser Personen nicht, daß das Opfer zu verhungern versuchte und sich vor Pein und Verzweiflung das Gesicht mit seinen Nägeln zerfleischte? Sollte er sich zum Beweis seiner Unzufriedenheit vielleicht gleich den Hals durchschneiden?

Dies wäre allerdings eine Erledigung des Falles Vieweg gewesen. Daß es noch eine andere Auffassung gibt, darüber werden die Männer von Potsdam durch die Gerichtsverhandlung und die Oeffentlichkeit belehrt werden. Vielleicht wird der Fall Vieweg dazu beitragen, eine nochmalige Verzögerung der Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit zu verhindern. Dann wird Vieweg wenigstens das Bewußtsein haben können, daß seine Leiden nicht umsonst gewesen sind. Was sonst aus ihnen für Lehren zu entnehmen sind, wie das Reichswehrministerium sich den schuldigen Personen gegenüber verhalten wird, und ob die Behauptung Viewegs, über die Vorbereitungen der militärischen Gegenrevolution jetzt vielleicht mehr Beachtung finden werden als zu dem früheren Zeitpunkt, wird ja an anderer Stelle sich zeigen. Einige ihm bekannt gewordene Tatsachen — darunter solche, die noch während seines Aufenthaltes in der Arrestanstalt ihm von Potsdamer Soldaten zugänglich gemacht worden sind — werden für den Herrn Oberreichsanwalt im Hochverratsprozeß gegen Lüttwitz und Genossen nicht ohne Interesse sein. Aber das ist ein weites Feld. — — — Hier kam es nur darauf an, die Tatsachen zusammenzustellen, die den Fall Vieweg bilden und die vielleicht mehr noch den Fall und Verfall einer Kaste beleuchten, die den Stolz des vergangenen Deutschland gebildet hat, und die das zukünftige nicht mehr ertragen kann.

GLÜHENDER WUNSCH

Jedes Mädchen Berlins, das miekrig und übelgewachsen,
Ist vom Ehrgeiz gepackt, Göttin der Tanzkunst zu sein.

m.

Am 9. März hat General v. Lüttwitz dem Reichspräsidenten sein Ultimatum bekanntgegeben, das die Forderung einschloß: Keine Abgabe von Waffen und Munition an die Entente!, — eine Forderung, die unsinnig scheinen müßte, wenn man Artikel 169 des Friedensvertrages liest: „Binnen zwei Monaten nach Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages sind die deutschen Waffen, Munitionsvorräte und das Kriegsgerät einschließlich jeden Flugabwehrgeräts, die in Deutschland über die zugelassenen Mengen hinaus vorhanden sind, den Regierungen der alliierten und assoziierten Hauptmächte zur Zerstörung oder Unbrauchbarmachung auszuliefern." Diese Verpflichtung wurde gültig mit der Einschränkung, daß wir zunächst noch, bis zum 10. Juli, für ein Heer von 200 000 Mann — nicht bloß für 100 000 — Waffen, Munition und Kriegsgerät behalten dürfen. Am 10. Januar war der Friedensvertrag in Kraft getreten. Wie konnte der General v. Lüttwitz am 9. März Einspruch gegen die Waffenauslieferung erheben, die Tags darauf zu Ende sein mußte?

Daß sie kaum begonnen war, hat schließlich sein Gutes gehabt. Aus waffenstrotzenden Depots, die bereits entleert hätten sein müssen, konnte sich wenige Tage später die „Rote Armee" bewaffnen, der wir's zu verdanken haben, daß das große Kohlengebiet nicht unter die Gewalt der militärischen Umstürzler kam. Diese Rote Armee hat das Freikorps Lichtschlag vernichtet, das Freikorps Lützow zersprengt und das Korps Schulz zum Rückzug gezwungen; dank ihren Erfolgen mußte sich General v. Watter, der im Ruhrgebiet kommandierte, neutral verhalten, bis ihn das Scheitern des Berliner Putsches dazu brachte, sich auf seine Verfassungstreue zu besinnen. Bevor ihm noch diese Besinnung gekommen war, hatte er, der zuerst das Korps Lützow nach Berlin — zu Lüttwitz, nicht gegen Lüttwitz — hatte schicken wollen, seinerseits Hilfe aus Berlin — von Lüttwitz — erbeten, natürlich gegen den Bolschewismus. Und am 15. März, als Berlin noch in der Gewalt des Lüttwitz war, hat daraufhin die hier tagende Heeres-Friedenskommission den General Nollet ersucht, dem Einrücken von 6 Bataillonen, 2 Schwadronen und 3 Batterien zuzustimmen. Der französische General lehnte das ab und weigerte sich, weitere Anträge, die von der Regierung Kapp-Lüttwitz ausgingen, entgegenzunehmen.

Anderthalb Tage später, am Mittag des 17. März, waren Kapp und Lüttwitz verschwunden, die rechtmäßige Regierung sollte ihre Erbschaft liquidieren. Was vor allem zu tun war, stand außer Zweifel: Es galt, die Schuldigen zu strafen und denen, deren Widerstand den Staatsstreich vereitelt hatte, zu danken. Das Ruhrgebiet wartete auf die Botschaft: Die Reichsregierung spricht allen, die zur Verteidigung

der Republik die Waffen ergriffen haben, Anerkennung und Dank aus und entsendet eines ihrer Mitglieder mit ausreichender Vollmacht, um die Wiederherstellung geregelter Verhältnisse vorzubereiten.

Was aber wirklich geschah, war dies: Noch am Tage des Rücktritts von Kapp und Lüttwitz, ehe noch die Kunde davon ins Ruhrgebiet gedrungen war und bevor die Versicherung, daß die Hochverräter bestraft werden würden, dort die Beruhigung anbahnen konnte, richtete der geschäftsführende Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, v. Haniel, nach Paris die Bitte: Die Entsendung von Truppen ins Ruhrgebiet sei gegen General Nollets Entscheidung zu gestatten, da sie namens der verfassungsmäßigen Regierung beantragt werde.

Als diese Regierung, die sich in Auflösung und Umbildung befand, Gewaltanwendung gegen das Ruhrgebiet beschloß, war auch in Berlin, wo sich die Aufklärung der Arbeiterschaft doch viel leichter durchführen ließ, noch keineswegs Beruhigung eingekehrt. Erst drei Tage später, am 20. März, ist das Uebereinkommen mit der Berliner Arbeiterschaft fertig geworden, das zur Bedingung machte, daß die Regierung auch im Ruhrgebiet ein Uebereinkommen schließe. So kam es zur Bielefelder Einigung. Aber im Augenblick, in dem diese vollzogen war, erließ der General v. Watter, dem die Regierung, während die Arbeiterschaft seine Absetzung verlangte, volles Vertrauen bezeugt hatte, Ausführungsbestimmungen, die keine andere Bestimmung haben konnten, als die Ausführung unmöglich zu machen. Und nur unter dem stärksten Druck der Berliner Arbeiterschaft hat die Reichsregierung dazu gebracht werden können, den General v. Watter einem Zivilkommissar zu unterstellen. Daß die bürgerliche Gewalt die Oberhand hat, widerspricht ja allem Gebrauch, der sich seit der Revolution in Deutschland herausgebildet hat: Unser Normalzustand ist seit Jahr und Tag der Belagerungszustand, und nach wie vor gilt die altpreußische Auffassung, daß mit der Verkündung des Belagerungszustandes die Vollzugsgewalt an die Militärbefehlshaber übergeht.

Es genügte, daß im Ruhrgebiet wenigstens nominell die Vollzugsgewalt in die Hand des Zivilkommissars Severing gelegt wurde, damit die Rote Armee sich auflöste. Bewaffnete Banden blieben übrig, die insgesamt vielleicht wirklich 10 000 Mann stark gewesen sein können, die aber vereinzelt waren und zu deren Entwaffnung es noch nicht halb so viel Soldaten brauchte, als sie selbst Mitglieder hatten. Rechtzeitiges Amnestieversprechen und die Erklärung, daß keine „weißen" Truppen — wie die Potsdamer, die mit „Heil dir im Siegerkranz" vorrückten — bestimmt seien, Ordnung zu machen, hätten wahrscheinlich die meisten Banden zur Waffenstreckung gebracht.

Allerdings haben sich diese Leute Plünderungen zuschulden kommen lassen. Weil sie aber nicht regelrechte Verpflegung und Sold, wie eine ordentliche Truppe, bezogen, ist's nicht so unbegreiflich, daß sie sich nahmen, was sie fanden und wo sie's fanden, und weit schwerer läßt es sich jedenfalls begreifen, daß die Mannschaften der Marinebrigade Ehrhardt die „Kampfzulage" von 9 Mark täglich, die ihnen Lüttwitz zugebilligt hat, nach dem Mißlingen des Putsches von der rechtmäßigen Regierung unveränderlich weiter ausbezahlt erhielten. Daß das ohne Wissen und Willen der Regierung verfügt wurde, ist freilich nicht ausgeschlossen: Der General v. Seeckt, den die Regierung als Oberbefehlshaber der Reichswehr bestätigt hat — gemäß den Vereinbarungen, durch welche die Generäle den Rücktritt Lüttwitz' herbeiführten — hat doch in der kritischen Nacht des Putsches deutlich genug bewiesen, daß er nicht gesonnen ist, sich darum zu kümmern, was die bürgerliche Regierung will. Ohne Zweifel haben ja auch nicht der Reichskanzler und der neue Reichswehrminister die Anordnung getroffen, daß die Offiziere, die sich nach dem 17. März wieder zur Verfügung der verfassungsmäßigen Regierung gestellt haben, die Unteroffiziere und Soldaten abzuurteilen haben, die jene Offiziere, als sie sich der Regierung Kapp-Lüttwitz zur Verfügung stellen wollten, daran hinderten durch Gehorsamsverweigerung und indem sie sie gefangen nahmen. General v. Seeckt, der doch zwei Wochen vor dem Putsch in Hamburg versprochen hatte, den alten Geist des Preußenheeres in der Reichswehr wieder zu erneuern, hat bei dem Putsch Kapp-Lüttwitz offenbar an den Genral York und an Tauroggen gedacht, aber ganz vergessen, daß die alte Dienstvorschrift Soldaten, die hochverräterische Befehle erhalten, genau jenes Verhalten vorschreibt, das die unbotmäßigen — und seither gemaßregelten — Soldaten gegenüber ihren verfassungsbrüchigen Vorgesetzten gezeigt haben.

Der Uebermut des französischen Militarismus darf uns nicht vergessen lassen, was wir von unserem eigenen leiden. Es kann nicht gut werden mit Deutschland, bevor wir nicht unser politisches Leben entmilitarisieren. Das ist nicht Parteisache; vernünftige Konservative verlangen es nicht minder als unabhängige Sozialisten, — wir alle müssen es verlangen, denen das Wort „Parteidisziplin" verhaßt ist, weil der militärische Begriff von Disziplin die politische Gruppe zur politischen Truppe erniedrigt und aus Wirkenden Werkzeuge macht.

Häuserzeilen, dem Rand der Großstadt entwachsen, gespenstisch lang und fahl hingewunden, wie Triebe der Kellerkartoffel. Gewimmel von Menschen, die gehen, als hetzte sie Angst und hemmte sie Furcht vor noch Aergerem. Vorfrühlings-Spätnachmittag. Eine kühle Sonne leuchtet den Häusern in das welke, rissige Gesicht. Sie werden, je weiter ihre Reihe sich streckt, niedriger und kleiner. Die Straße duckt sich immer tiefer, kriecht in den Erdboden, verschwindet endlich ganz in Sand und zertretenem, entfärbtem Gras.

Hier entspringt die Landstraße. Das weißbestaubte, kilometerstein-gefaßte, Feld und Dorf und Städtchen und Länder aneinanderknüpfende Meßband, einst Reichsstraße geheißen. Der Krieg und seine letzte Schärfe, der Friede, haben auch dieses „Band" gekürzt, zerrissen.

Die Berglehne mit den zahllosen Baumstumpfen gehört noch zur Stadt. Sie sieht aus wie ein heidnischer Friedhof: hier liegt der Wald begraben. Es ist Sonntag. Menschen mit Säge, Axt und Sack ziehen hinaus, Bäume schlachten.

Die Landstraße schüttelt sie ab, läuft ihnen davon, strömt hin, weiß und einsam, endlich befreit von den trüben Abwässern des großen Menschenpferchs. Pappeln, unbelaubt und winterdürr, bilden Spalier. Ein Stamm abseits. Wind streift seinen Wipfel, macht ihn schwanken. Es ist, als ob ein eben in den Boden gelandeter Riesenpfeil verzitterte.

Schwarz-weiß-Flächen dehnen sich: aufgeworfene Ackerschollen, Schnee in den Furchen. Drüberhin Nebel, materialisierte Schwermut. Zwei Weiber, Tuchbündel auf dem Kopf, inmitten der Straße, eifrig Worte kauend. Ihre Unterhaltung ist am Ende so wichtig und wesentlich wie tiefsinnigste Debatte zwischen erleuchteten Gehirnen.

Dorf. Die Landstraße schneidet mitten durch. Die Häuschen, zu beiden Seiten Platz machend, weichen ihr aus. Ein paar ganz ängstliche sind den Hügel hinaufgeklettert.

Männer in bäuerischer Tracht, Gerätschaften huckepack, trotten daher, den Mund schief gezogen von der Pfeife. Sie blicken auf den Wanderer im städtischen Anzug, als ob sie ihn ganz gern totschlügen, wäre nicht fatalerweise gerade Schonzeit.

Ein Auto mit dick Bepelzten knattert sie auseinander. Die Pfeife wechselt in den linken Mundwinkel hinüber, die Augen folgen dem Pferdekräftigen böse, gefährlich. Wie die Mündung einer zielenden Waffe.

Der Autolärm hat Kinder herangelockt. Sie drohen mit der Faust, heben Steine, suchen angestrengt zumindest ein steinschweres Schimpfwort, das nachgeschleudert werden könnte. Früher haben die Landkinder einem so beweglichen, amüsanten, fremdartigen, Monotonie zerschneidenden Ding wie einem Auto zugejauchzt, ihm mit Händen und Mützen gewinkt. Heute reizt und ärgert es sie. Daß Menschen drin sitzen, verleidet ihnen den Spaß an der lustigen, aufregenden Maschine. Kraft welcher Sendung oder Bestimmung sitzen diese Menschen drin?

Auch die Kinder haben schon gelernt, die Erscheinungen als Symbole der Macht oder der Ohnmacht zu deuten.

Vor dem letzten Haus der Ortschaft hocken zwei Alte, regungslos, Hände im Schoß gefaltet. Sie warten, daß es Abend wird. Das Beste vielleicht, was Menschen tun können. Weisheit und Stumpfsinn schließen hier die mystische Kette, darin alles Wollen eingeschaltet.

Die Landstraße läuft weiter, hinein in Nebel, Finsternis, Ferne. Zwischen Pappeln und Häusern, städtisch verkleidet durch Städte, über Brücken- und Bahngleise, bergauf- und -abwärts, rund um Berge, an Fabrikschloten vorbei, die Kohlenruß in den weißen Staub mengen, an Villen, Schlößchen, Gärten, ganz durchsickert von gereinigter, destillierter, filtrierter „Natur", an waldumrauschten Friedhöfen, wo das Totsein gar so viel Charme hat. Abendsonne färbt die dünn beschneiten Nadelwälder mit einem unwahrscheinlich süßen Rosa, an kolorierte Ansichtskarten erinnernd.

Einmal war Landstraßenwanderung Glück und Frohsinn, Phantasie dehnte den Weg ins Unendliche, nirgends stieß Flug der Seele auf sperrende Mauern, mit jedem Atemzuge reiner Luft zog in die Brust Gefühl grenzenloser Freiheit, die mit Sinnen zu schmecken ja nur ein geringes technisches Problem wäre.

Jetzt ist solch bescheidene Freude mit dickem Grau überpinselt. Die Landstraße hat etwas Gehässiges, Krankes, Verdrossenes. Frohsinn ist Verbrechen. Phantasie Verrat an den traurigen, armen Tatsachen. Freiheitssehnsucht egoistische Regung.

Und wenn der Spazierer, heimkehrend, auf die Schar der Kobolde stößt, die, von Stücken geschlachteten Waldes den Sklavenrücken krumm, daherstapfen, schämt er sich auch der melancholischen „Stimmung", ja selbst des Mitleids.

Liegt solches Mitleid nicht wie Watte um sein Herz, abdämpfend den Schrei der gefolterten Welt?

Und ist Schwermut nicht ein Schlupfwinkel, sichernd vor den Hetzhunden der eigenen Seele?

GESPRÄCH MIT REMIGIUS SAUERLACHER
TOMA HAWK — KÖNIGLICH BAYRISCHER ARBEITERRAT

Es ist kalt. Im bayerischen Hochgebirge ist es zur Weihnachtszeit bemerkenswert kalt.

Aber ich habe keine Kohle.

Dornenweg zur Kohlenstelle.

Ein Mann hört mein Klagelied an. Ein guter Mann, ein vortrefflicher Mann, ein Altbayer, bieder, treu bis in die Knochen, glaubt heute noch nicht an den Tod Ludwig II.

Er blättert freudlos in einem mächtigen Band und erklärt bedächtig: „Sö san von der Liste der Bezugsberechtigten gestricha worn. Sö gehörn zu die Kapitalischten."

Ich lächle ironisch. Was für eine kümmerliche Waffe gegen bodenständige und festwurzelnde Altbayern ist Ironie!

Ich zeige meine notleidenden Schuhe. Ich weise auf meine geflickten Hosen hin. Ich sage schüchtern:

„Ich bin kein Kapitalist."

„Nacha gehns zur Gemeinde und fragens, was los ist. I kann nixen macha. Gestricha ist gestricha."

Schön. Durchstreichen und weitergehen.

Gemeindekanzlei.

Ich muß warten. Der Herr Bürgermeister unterhandelt mit den Generalstabsoffizieren des Veteranenvereins. Ein Waggon mit Schießgewehren ist für das kleine Dorf eingetroffen. Ueber die zweckmäßigste Verteilung der Waffen wird beraten. Schwieriger Fall. Jeder Mann der Gemeinde hat schon zwei Schießgewehre. Man wird die Weiber bewaffnen müssen.

Der Burgamaster bemerkt mich und fragt hoffnungsfreudig:

„Ham Sö schon a Gwehr?"

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister, ein Gewehr habe ich, aber Kohle habe ich nicht. Und für meine Arbeit ist Kohle wichtiger als ein Schießprügel."

Was für eine kümmerliche Waffe gegen bodenständige und festwurzelnde Altbayern ist Ironie!

Die Generalstabsoffiziere des Veteranenvereins räumen planmäßig, aber ratlos den Platz.

Der Burgamaster blättert ohne Begeisterung in einem mächtigen Band und erklärt:

„Wir von der Gemeinde ham Sö net gestricha. Der Arbeiterrat hat Sö gestricha."

Ich taumle zurück.

„Der Arbeiterrat?!? Der Sauerlacher Remigius hat mich gestrichen?!?"

„Jawohl, der Sauerlacher", bestätigt mein Burgamaster schadenfroh. „Redens mit ihm. Wir von der Gemeinde ham nixen dagegen, daß Sö Kohlen kriegen."

Ab durch die Mitte.

Ich stapfe durch fußhohen Schnee. Verstehe die Welt nicht mehr. Remigius Sauerlacher streicht mir die Kohle. Der Anstreicher Sauerlacher verurteilt mich zum Tod durch Erfrieren.

Bissiger Ostwind weht. Aber in mir kocht es. Mein Freund Remigius, dem ich das „Kapital" von Marx, in Halbfranz gebunden, geborgt hatte. Mein Freund Sauerlacher, dem ich die sozialistischen Zeitschriften leihe, — — — —.

Ich bin bei seinem freskengeschmückten Haus. Trete ein. Oeffne die Tür eines Zimmers und fahre entsetzt zurück. Wüstenhitze dörrt mir die Kehle aus. Ein römisches Dampfbad ist ein Kühlraum gegen dieses Zimmer. Schweiß bricht aus meinen Poren.

„Grüaß Gott," ruft Remigius, der Arbeiterrat, leutselig. Er sitzt in Hemdärmeln beim Tisch, hält Brotzeit, schlürft kataraktartig Milchkaffee und liest in einer von mir entliehenen Monatsschrift.

Ich ziehe Mantel, Rock, Weste aus und setze mich zu dem Hausherrn. Mein Herz tobt.

„Sie, Sauerlacher, ist das wahr, daß Sie mir die Kohlen gestrichen haben?" Ich bebe vor Wut.

„Freilich," antwortet Remigius und brockt schönes weißes Brot in seine Kaffeewanne. Er ist von der allerglücklichsten Magerkeit. Wenn er die Konjunktur auszunützen versteht, kann er mit seinem verhungerten Gesicht ohne weiteres Präsident werden. „Was brauchen Sie Kohlen? Kaufens Ihner Holz, wann S'es warm ham wollen."

Ich weiß zunächst nicht, was ich entgegnen soll. Mein primäres Gefühl ist, dem Kerl eins in die Fresse zu schlagen. Aber Remigius ist zweifellos stärker als ich. Auf Muskelentscheidungen darf ich mich nicht einlassen. Ironie in Oberbayern ist kümmerliche Waffe. Soll ich auf Karl Marx hinweisen? Auf unsere Gesinnungsgenossenschaft? Auf Gleichheit, Brüderlichkeit?

„Der Klafter Holz kostet jetzt 200 Mark," sage ich endlich mit heroischer Selbstüberwindung.

„Dafür kann i nixen. Den Preis ham die Juden so in d'Höh trieben."

Ich schlucke schwer.

„Der Xaver Schaflitzl, von dem ich Holz kaufe, ist doch kein Jud, lieber Sauerlacher."

„Redens net so gschwolln daher, dös waas i selber. Aber den Preis machen die Juden, net der Schaflitzl. Dös hams eh beim Marx glesen, wanns ihn überhaupts glesen ham."

Ich wische den Schweiß von meinem Angesicht.

„Das Bezirksamt hat mir Kohle bewilligt, die Kohlenstelle, die Gemeinde, nur Sie, Remigius Sauerlacher, haben meine Kohle gestrichen. Halten Sie mich für einen Kapitalisten?"

„Was Sö für Geld ham, waass i net."

Herzkrampf.

„Erklären Sie mir wenigstens, lieber Freund Sauerlacher, warum ich keine Kohle beziehen darf."

„Weil Sö kan Arbeiter san."

„Ich bin kein Arbeiter?!?"

Meine Augen brechen.

„Bei mir is Aner, der wo den ganzen Tag im Zimmer hocken tuat, kan Arbeiter."

Tod, wo ist dein Stachel?

„Ich kann doch nicht im Dezember draußen auf einer Bank im Wald schreiben?"

„Dös is mir gleich. Wegen meiner müssens überhaupts net schreiben. Arbeitens, dann kriegens Kohlen grad gnua."

Ich stehe auf. Mit wankenden Knien. Ziehe langsam Weste, Rock und Mantel an. Der reiche Holzhändler fällt mir ein, der im Herbst sein Haus von dem Arbeiterrat Remigius Sauerlacher hat neu tätowieren lassen.

Ich sage, schon wieder ironisch:

„Aber dem Schaflitzl, dem haben Sie Kohlen bewilligt, was, Herr königlich bayerischer Arbeiterrat? Damit der arme Teufel nicht so viel teueres Holz verbrennen muß!"

„Der Schaflitzl is an Arbeiter, mei Liaber."

Ich springe wie ein Schuljunge zur Tür und schreie:

„Du kannst mich im — — — — — —!"

Remigius Sauerlacher brüllt vor Lachen. Jetzt, da ich kraftbayerisch rede, beginnt er mich zu verstehen. Mein Gespräch war psychologisch falsch geführt worden. So spricht man mit dem Bezirksamtmann Grafen Aich von Aichstätt und zu Kiefersfelden, aber nicht mit Remigius Sauerlacher.

Vorbei.

Ich wanke die Dorfstraße entlang, mit Gott und der Welt zerfallen. Fluche der Zeit, in der zu leben ich verurteilt bin. Brüte über Rache. Plane, dieses barbarische Land zu verlassen, in dem der Anstreicher Remigius Sauerlacher die letzten Entscheidungen trifft.

Da kommt mir in der Dämmerung der Ostler Nazi entgegen, mein Zigarettenlieferant. Er ist Schmuggler, Wilderer, Schwarzschlächter, je nach Bedarf, und ein kreuzfideler, umgänglicher Bursch, allerdings ohne gefestigte politische Anschauungen. Ob die Großkopfeten oder die Anstreicher regieren, ist ihm ganz wurst.

„Nazi," sage ich wehleidig, in durchaus hoffnungslosem Ton, „Nazi, kannst mir keine Kohlen verschaffen?"

Er sichert gewohnheitsmäßig nach allen Seiten und erwidert leise:

„Wanns fünf Markeln übern Preis fürn Zentner zahln, könnens scho welche ham."

„Aber gern, Nazi!"

„Wie vuil Zentner möchtens denn?"

„Wenn ich vielleicht zehn Zentner kriegen könnte?"

„Nehmens do liaber glei dreißgi! So vuil gehn auf an Wagn. Da fahr i morgn zum Bergwerk und hol dös Glump. I steh mi guat mitm dortign Arbeiterrat."

„Na schön, Nazi. Also dreißig Zentner."

„Morgn auf d'Nacht kimm i."

Ich gehe nach Haus und bin unzufrieden. Ich bekomme einen Wagen voll Kohle, dreißig Zentner bekomme ich und kann mich meines Glücks nicht freuen.

Allzutief frißt an mir die Enttäuschung über meinen Freund Remigius Sauerlacher, Durchstreicher und Arbeiterrat.

Ich werde niemals mehr das „Kapital" von Karl Marx verleihen. Die sozialistischen Zeitschriften bestelle ich ab.

Und wenn es zu einer Volksabstimmung kommt, stimme ich dafür, daß Ludwig II. wieder König von Bayern werde.

Die Sauerlacher sind viel kleinlicher als die Wittelsbacher.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Der Preis- und Lohnwahn.

Wer nicht zur mitgliederreichen Gilde der Schieber gehört (die leider keinen numerus clausus hat, sondern neuen Jüngern bereitwillig Einlaß gewährt), kann nur noch mit Grauen die wöchentlichen Ausweise der Reichsbank lesen. Die fünfzig Milliarden Noten und Kassenscheine, die am Ende des vorigen Jahres umliefen und in in- und ausländischen Tresors und Schubladen verwahrt lagen, waren eine trübe Sensation. Jetzt sind es schon beinahe sechzig. Wir drucken rund eine Milliarde neues Zettelgeld in der Woche und werden, wenn Papiervorrat und Arbeitsfreude der an den Notenpressen Beschäftigten ausreichen, bald noch viel mehr drucken.

Das große Problem, das wir zu lösen haben, besteht darin, daß wir unsere produktiven Leistungen und unsere Verbrauchsansprüche in Einklang bringen. Insgesamt, als Volk, und im einzelnen, als Gruppen, Klassen, Berufsstände. Insgesamt dadurch, daß wir über den Ertrag unserer heimischen Arbeit hinaus nicht mehr verzehren, als wir dem Auslande mit Leistungen (nicht mit Papierscheinen und auch nicht mit Kapitalgütern) bezahlen können und als uns das Ausland zu geordneten Bedingungen auf lange Frist zu kreditieren bereit ist. Im einzelnen muß ein Gleichgewicht hergestellt werden, das den Ueberkonsum bestimmter Wirtschafts- oder sozialer Gruppen — gemessen an ihrer Leistung und Bedeutung für das Ganze — verhindert. Denn ein solches Plus bedeutet entweder einen Ueberkonsum in toto, also fortdauerndes Defizit der Gesamtwirtschaft, oder einen wirtschaftsfunktionell nicht haltbaren und moralisch nicht entschuldbaren Unterkonsum anderer Gruppen.

Vor dem Putsch wies man auf erhöhte Arbeitslust und gesteigerte Produktionsleistung und meinte damit der Bewältigung der Aufgabe näher gekommen zu sein. Der Schluß war gewagt. Denn die Produktionsleistung ist nur ein Faktor der Rechnung. Stiegen die Verbrauchsansprüche in gleichem Maße wie sie, so war das Defizit nicht verkleinert. Wuchsen sie in höherem, so nahm es sogar zu. Daß die Verbrauchsansprüche im Vergleich zum Güterangebot tatsächlich fortgesetzt in die Höhe geschraubt wurden, zeigte neben der täglichen Erfahrung vor allem das Manometer der Notenpresse. Die neuen Papierscheine waren ebensoviel neue Anweisungen auf Güter, ebensoviel unabhängig von der Gütererzeugung neu geschaffene Kaufkraft.

Der Motor dieser neuen Kaufkraftschöpfung war nicht Leistung, sondern Macht: politische Macht und ökonomische Macht. Da ist

die Riesenarmee der öffentlichen Angestellten, — um ein Mehrfaches größer, als sie je in Deutschlands reichsten Zeiten war. Diese staatlichen, kommunalen, kriegsgesellschaftlichen Beamten und Arbeiter leisten teils wenig, teils gar nichts Produktives; in vielen Behörden und Betrieben sitzen sie so dicht beisammen, daß sie einander gegenseitig an der — oft genug an sich überflüssigen und wertlosen — Arbeit hindern. Aber sie sind Masse, sind Proletariat oder Quasiproletariat, sind in Bünden organisiert, die den von ihnen an der Spitze des Staates Geduldeten die Leitlinie des Handelns vorschreiben. Wer wagt es, ihnen zuzumuten, daß sie selbst für sich sorgen, wer wagt es, dauernd und ernstlich, ihren ständigen Lohn- und Gehaltserhöhungswünschen zu widerstehen? Und ist's etwa mit den übrigen Arbeitern, den Arbeitern der Privatindustrie, des Gewerbes, der Landwirtschaft anders? Auch sie stützen die Rechnungen, die sie präsentieren, auf Macht, nicht auf Leistung. Jedes politische Ereignis, das das Machtgefühl der Arbeiter sichtbar stärkt, endet unweigerlich in einer Serie banaler Lohnbewegungen. So war's nach der Revolution von 1918, so war's auch diesmal nach der siegreichen Abwehr der komödiantischen Gegenrevolution. Der politische Kraftbeweis muß bezahlt werden — in Mark und Pfennig.

Aber noch stärker als die politische ist schließlich die ökonomische Macht; denn wir haben ja eine im großen und ganzen „freie" Wirtschaft. Die ökonomische Macht liegt in den Händen derer, die über die begehrten, aber in unzureichenden Mengen vorhandenen Bedarfsgüter verfügen: der Unternehmer, die sie erzeugen, der Händler, die sie verkaufen, der Schieber, die mit ihnen spekulieren. Die Arbeiter mögen sich mit noch so hemmungslosen Lohnforderungen in der sozialen Schichtung nach oben drängen; jene Gruppen bleiben ruhig auf ihren Schultern sitzen. Je mehr die papierene Kaufkraft der Massen wächst, um so größer wird i h r Gewinn; sie geben für mehr Geld weniger Ware. Während die Arbeiter und Angestellten trotz der nominalen Einkommenserhöhungen, die sie fortgesetzt erzwingen, kaum über die Befriedigung der nackten, dringenden Notdurft hinauskommen, sammeln sich bei ihnen in riesigen Haufen die Papierzettel, deren Ueberproduktion der Hilflosigkeit des Staates abgepreßt wird.

Inzwischen jedoch kommen allmählich die Gruppen unter die Räder, die weder politische noch wirtschaftliche Macht einzusetzen haben, die weder für die notwendigste materielle Bedarfsbefriedigung der Massen, noch für den sinnlosen Luxus der handelnden und schiebenden Oberschicht arbeiten. Ueber die Deklassierung der kleinen Rentner und Pensionäre zu sprechen, lohnt kaum mehr die Mühe; das ist eine abgeleierte Melodie. Aber das Elend der geistigen Arbeit frißt rasch um sich und die Reste der Kulturproduktion

schrumpfen zusehends ein. Man kann Butter, Eier, Schinken produzieren, Seidenstrümpfe für Schieberfrauen und Luxushüte für die Maitressen der Kriegs- und Revolutionsgewinner; der Preis spielt dabei wirklich keine Rolle. Der Spielklub, die Bar, das Nackttanztheater sind sichere Geschäfte. Aber Kulturgüter für besinnliche Leute, die zu viel geistige Interessen haben, um Schieber zu sein, kann man bald nicht mehr produzieren. Denn diese Leute können im allgemeinen höchstens noch das tägliche Brot erschwingen. Just in diesen Tagen gehen Alarmrufe der Berliner Theaterdirektoren durch die Presse. Sie sagen im Grunde alle dasselbe: daß man, um fortbestehen zu können, sich (mehr noch als bisher) auf den Geschmack der Schieber werde einstellen müssen. Wo man das nicht will oder kann, schwindet bei den Preisen, die zur Kostendeckung nötig sind, allmählich das Publikum. Die sachliche Zeitung, die ernsthafte Zeitschrift kämpft, wie jedermann weiß, mit ähnlicher Not. Für kulturelle Werte, die sich nicht der Bedarfseigenart der neuen Oberschicht anpassen, verengert sich in raschem Tempo der Markt.

Was als Hebung der Massen begann, endet mit der Zerreibung der kulturell wertvollsten Schichten, mit dem Verdorren der Kulturproduktion, mit Orgien wüster und brutaler Vergeudung. Jedes neue Ankurbeln der Inflationsmaschine verschlimmert den Zustand. Die Geldvermehrung, die der politischen Macht der Massen entspringt, trägt die Schuld an einer immer schärferen, immer ungerechteren Differenzierung der Lebensführung, an der Förderung und Entfaltung eines Luxusverbrauchs, der aufreizend, abstoßend, der bei Armut und Verschuldung in höchstem Maße verbrecherisch ist.

Unsere Valuta ist neuerdings bekanntlich ein wenig gestiegen; das Ausland hat ein starkes Interesse daran, daß sie steigt. Aber das Ausland kann uns nicht zur wirtschaftlichen Vernunft zwingen. Glaubt jemand, daß eine erhöhte Geltung unserer Zahlungsmittel jenseits der Grenzen sich zu behaupten vermag, wenn wir allmonatlich eine halbes Dutzend Milliarden neuer Zettel drucken? S.

Politik heißt aktuelle, momentane Wirksamkeit.

Lassalle

*

Alles Uebel in dieser Welt kommt daher, daß man nicht gut genug oder nicht schlecht genug ist. Macchiavelli.

AUS DEM TAGE-BUCH

DEUTSCHLANDS VERJUDUNG

Eine Alltagsgeschichte: Wir treten in einen Zigarrenladen. Mein Freund will für die Reise einen Zigarettenvorrat einkaufen. Der Verkäufer bedauert: Mehr als 50 Zigaretten darf er nicht verkaufen — nach irgendeiner Vorschrift, von der uns nichts bekannt ist; aber es scheint irgendwie mit der Nachbesteuerung zusammenzuhängen. Gleichviel, mein Freund will mindestens 100 Zigaretten haben, eine Schachtel. Kommen Sie nachmittags wieder, schlägt der Verkäufer vor, dann können Sie die andern fünfzig haben. Zum Glück fällt mir die einfachste Lösung ein: Ich kaufe gleichfalls fünfzig, erkläre ich, wir werden zu Hause teilen, — und zu meinem Freunde: Bitte, leg' mal das Geld für mich aus!

Wir ziehen mit den Zigaretten und einem neuen Gesprächsstoff ab. Ist es nicht merkwürdig, wie in unserem täglichen Verkehr immer mehr eine Denkweise zur Geltung kommt, die den Deutschen früher ganz fremd war? Ich möchte sie als Kniffigkeit bezeichnen. Ehemals empfanden wir das als eine jüdische Eigenheit, — richtiger gesagt, als eine Eigenheit der Ostjuden; in Westdeutschland war davon weit weniger zu merken als in Berlin, und hier führte man's auf Breslauer Herkunft zurück oder auf Abstammung aus dem Posenschen.

Während des Kriegs haben wir in Russisch-Polen und Galizien die orthodoxen Juden kennen gelernt, und seither weiß ich, was es mit der jüdischen Kniffigkeit auf sich hat. Das tägliche Leben dieser Menschen ist vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt bis zum Grabe auf Schritt und Tritt geregelt und gehemmt durch zahllose Gebote und Verbote, die einfach undurchführbar sind, von denen sie sich aber nicht lossagen wollen und können. So wahren sie den Schein der Befolgung und haben dabei längst ihr Gewissen beruhigt. Mitten in einer geschäftlichen Verhandlung, die in seiner Wohnung stattfindet, geht der jüdische Händler zum Waschtisch, brummt etwas, taucht einen Finger in die Waschschüssel und fährt dann ruhig im Geschäftsgespräch fort: Er hat inzwischen, durch das Eintauchen des Fingers, eine vorgeschriebene Waschung vollzogen, und was er brummte, war ein Gebet. Und wie diese Juden sich in Kriegsnöten mit ihren Speisegesetzen zu behelfen wußten! Jahrhundertelang hat dieser Menschenschlag unter Ausnahmegesetzen gelebt, und die Aufhebung staatlichen Zwangs hat ihn von dem weit strengeren des Ritus nicht befreien können. So hat sich die jüdische Denkungsart ausgebildet: den Brauch nie zu brechen, sondern ihn durch Kniffe den eigenen Wünschen und Bedürfnissen — ja, man kann sagen, der Alltagsnotwendigkeit anzupassen.

Ich fürchte, mein Zigarrenfritze verjudet. Und das tut heute in Deutschland jeder, der irgendeine Ware beschaffen oder verkaufen soll; das ist das Schicksal jeder Hausfrau, die „hinten rum" auftreiben muß, was sie braucht, um den Tisch zu besorgen. Es kann nicht anders sein, als daß jedermann tagtäglich, allstündlich darauf bedacht ist, irgendeine der unzähligen Vorschriften zu

umgehen, die alle zusammen die „Zwangswirtschaft" ausmachen. Als ich aus dem Krieg nach Berlin zurückkam, wurde mir ein Bezugschein verweigert, weil ich aus falscher Scham der jungen Dame, die ihn anweisen sollte, nicht hatte vorlügen wollen, daß ich keine drei Paar gebrauchsfähigen Socken mehr besäße. Später begriff ich, wie wenig solche Scham am Platze war: Niemand braucht heute zu besorgen, daß er gering geschätzt werden könnte, weil man seinen Angaben glaubt. Richtigen Angaben trauen die Behörden am wenigsten: Wie viele werden sich etwa den Erzbergerschen Steuersätzen freiwillig ausliefern? Oder wer wird sich aus Wahrheitsliebe des Rechts auf die eigene Wohnung begeben, wenn ein freundlicher Beamter beim Wohnungsamt ihn darauf aufmerksam macht, daß zwei Zimmer zu retten wären, falls etwa die junge Hausfrau auf Familienzuwachs zu hoffen hätte — wobei niemand einen Vorwurf erheben könnte, weil später diese Hoffnung, wie es wohl vorkommt, enttäuscht werden würde. Die Notwendigkeit, beständig auf Kniffe bedacht zu sein, um Unerträglichkeiten abzuwehren, fördert in erschreckendem Grade, was ich die Verjudung Deutschlands nennen möchte, um gegen solche Geistesrichtung, gegen die kein klares Urteil aufkommt, womöglich die stärksten Vorurteile als Bundesgenossen zu gewinnen. Ludwig Reve.

TREBITSCH LINCOLN

In der „Westdeutschen Wochenschrift", einer der besten deutschen Revuen, in Köln erscheinend, von Ludwig H a s s e n p f l u g mit erquickendem Unabhängigkeitssinn politisch geführt, finde ich folgende knappe Biographie eines wichtigen Helfers bei der Kapp-Farce:

Ungar von Geburt, 1880 in einem Donaustädtchen als Kind jüdischer Eltern geboren. 1892 in Budapest Zögling eines katholischen Stiftes. 1898 in Kanada Student der Theologie der Presbyterianerkirche. Hält in Halifax eine Predigt, von der die ganze Stadt spricht. Der Bischof von Montreal ernennt ihn zum Vikar. 1901: Lincoln wird vom Erzbischof von Canterbury zum Vikar der englischen Hochkirche ernannt. Nicht mehr als viermaliger Religionswechsel in 23 Jahren.

Lincoln will Engländer, will Parlamentarier werden. Verläßt den Kirchendienst. Meldet sich auf eine Annonce hin bei dem englischen Schokoladenkönig M. Seebohm Rowntree, der ein soziologisches Werk über Belgien schreiben will. 1906 Lincoln in Brüssel, Hotel zur Post. Fabriken, Schulen, Hochschulen, Minen, Bergwerke, Häfen: alles durchsucht und überall ist Lincoln. Rast im Auto von Stadt zu Stadt. Trinkgelder für die einen, schweren Burgunder für die anderen: er hat nur Freunde. Kennt die Bilanzen der Hotels, der Eisenbahnen, der Handelsstatistiken. Kein politisches Geheimnis bleibt ihm verborgen.

Rowntree gibt sein Buch über Belgien heraus. Lincoln verbirgt bescheiden Namen und Verdienst, aber pumpt Rowntree um 350 000 Fr. an. Mai 1910: Lincoln ist Engländer. Juni 1910: Kandidat in Darlington. Wird mit 29 Stimmen Mehrheit gewählt.

Seine finanzielle Lage wird mies, der Krieg kommt. Er wird Spion zugunsten Englands als ungarischer Dolmetscher und Mitglied der Zensurbehörde in London. Ein Verdacht taucht auf. Er wird entlassen. Als Deputierter bietet er seine Dienste der englischen Admiralität und der War Office an, die ihn nach Rotterdam in offiziellem Auftrage senden. Seine Geschäftigkeit fällt auf. Er flieht nach Amerika.

Juni 1915 „New York Herald": „Enthüllungen des Ignatius Timotheus Trebitsch Lincoln, früherem Mitglied des Parlamentes, späterem deutschen Spion."

Die englische Polizei ist hinter ihm: 1914 hat Lincoln mit gefälschten Unterschriften seines Wohltäters 20 000 Fr. von israelitischen Geldgebern erschwindelt, denen er 25 Prozent Zinsen versprach. Lincoln wird in Brooklyn am 4. August 1915 verhaftet, entweicht, wird Juni 1916 nach England geschafft. Der Brow-Street übergeben, verteidigt er sich selbst, erzählt in zwei Stunden seine Lebensgeschichte. Kann wegen Spionage nicht bestraft werden, davon überzeugt er das Gericht. Erhält wegen Wuchers drei Jahre. 1919 nach Holland geschafft und freigegeben. 1920 Mitglied der Kapp-Regierung.

NOCH EINMAL: BRÜDER ROTTER

Seit längerer Zeit lese ich und hör' ich von den Brüdern Rotter, und niemals ohne daß schon dieser bloße Name etwas Symbolisches für eine fluchwürdige Tätigkeit bedeutete. Sich zu entrüsten, ist immer ein großes Vergnügen, und ich selbst fröne ihm zu oft, als daß ich dem Hohn auf die betriebsamen Brüder nicht bereitwillig geglaubt hätte. Ich widerspreche ihm auch jetzt nicht und lasse ihm sein Recht. Indessen — ich habe nun eine von diesen beschrienen Brüdern veranstaltete Theatervorstellung gesehen, die nicht nur in vielen Einzelheiten interessant und stark, sondern möglicherweise in einem prinzipiellen Sinne wertvoll war. Es scheint mir gerecht und billig, das öffentlich zu bezeugen.

Diese Aufführung (von Eduard Stuckens „Myrrha") hatte grobe und gleichfalls prinzipielle Fehler. Den ersten: man sah den ganzen Abend über in ein Zimmer von einer so scheußlichen Armseligkeit, daß man noch im vierten Akt nicht darüber wegsah. Mit Plan eine Kargheit der Ausstattung zu erstreben, wäre ein Verdienst; aber man darf nicht Kargheit mit angreifender Häßlichkeit verwechseln. Und obenein traf der Schaden einen Wert des Stückes selbst, nämlich seine patrizisch bürgerliche Stimmung, deren Gesprächshaltung, zwischen der Banalität des Alltags und der Kraft der dramatischen Zweckdienlichkeit aufs feinste abgewogen, geradezu danach verlangt, in einer entsprechenden Umgebung wiederzuklingen.

Der zweite Fehler ist schlimmer und schwerer zu verbessern, — nur daß man ihn, wenn man die Augen dafür hätte, häufig genug auch an wohlbeglaubigten Theatern beobachten könnte. In einem bürgerlichen Stück pflegt die Szene viele Türen zu haben. Man holt die Leute herein und schickt sie hinaus, wie man sie braucht, mit allerlei aus der bürgerlichen Existenz hergeholten und doch willkürlichen Motiven. Und ferner gibt es mehrere Tische.

sonstige Sitzgelegenheiten und dergleichen Hilfsmittel, Zigaretten und Streichhölzer nicht zu vergessen; und so kann man die Menschen, die ihre Unterhaltungen und Auseinandersetzungen haben, auch etwas tun lassen. Man treibt sie von hinten nach vorn, von rechts nach links, von der einen Seite des Tisches auf die andere und hält sie auf eine sehr natürliche (sehr künstliche) Weise in Bewegung. Hierin wird fast überall zu viel getan. Aber wenn es denn schon sein soll, so wird ein Regisseur von Kunstgefühl, bewußt oder unbewußt, ein ordnendes Prinzip darüber walten lassen; er wird wie ein Maler auch die scheinbar größte Zufälligkeit auf eine jeweilig bestimmte Achse des Raumes beziehen. In der Aufführung der „Myrrha" war dazu nicht der geringste Versuch zu spüren, es wurde naturalistisch hin und her genuschelt, und eine wichtige Aufgabe des Regisseurs war noch nicht einmal erkannt, geschweige denn gelöst.

Man würde ohne weiteres sagen dürfen, daß Fehler solcher Art auf einem Mangel an Phantasie beruhen, wenn der ungewöhnlich hohe Rang der schauspielerischen Leistung des Abends einen nicht stutzig und vorsichtig machte. Ida Wüst, bisher nur von der heiteren Seite bekannt, hatte eine Frau zu spielen, die aus dem Irrenhaus kommt und ihm wieder verfällt; sie schuf mit dieser sammetdüsteren Erscheinung eine der stärksten Gestalten, die ich je auf der Bühne gesehen habe. Käthe Dorsch, als adliges, nüchternes Fräulein mit einem Kind, erwies eine ganz ursprüngliche, gebundene und doch wache Natur und könnte etwas wie ein mittlerer Typus zwischen der Fehdmer und der Höflich werden. Dazu Lia Rosen, die in der Rolle eines vierzehnjährigen Mädchens endlich wieder Gelegenheit hatte, ihr ungewöhnliches, leider so oft brachliegendes Talent durchzufühlen. Die Männer, im Stück das schwächere Geschlecht, Bildt und Biensfeldt, nobel an ihrem Platz; und auch zwei kleinere Rollen ohne leere Stellen.

Wenn das alles nichts weiter besagte, als daß ein gerissener Unternehmer für teures Geld gute Schauspieler gemietet hat — so wäre das ja auch schon zu loben; zumal der Vorwurf, daß die Freizügigkeit der Schauspieler die Ensembles zerreiße, nicht mehr gemacht werden darf, dafür hat das Kino längst gesorgt. Aber die Vorstellung stammte keineswegs nur aus einer Addition von guten Nummern. Sie war schauspielerisch ein einheitliches Ganzes; sie stimmte in sich; sie war in so hohem Grade Kammermusik, daß ich die von den Russen eingeführten Pausen so klingend, das Gefühl weitertragend und verdichtend, von unseren Bühnen herab nicht oft gehört habe. Ferner kann es nicht der Zufall des zufälligen Ehrgeizes gewesen sein, daß Künstler sich zu ihrer höchsten, in einigen Fällen ihnen selbst noch verborgenen Möglichkeit gesteigert haben. Es gibt dafür keine andere Erklärung, als daß die Schauspieler sich bei der Arbeit wohl und gefördert fühlten, ja daß diese Arbeit sie recht im Zentrum ihrer schauspielerischen Natur ergriff. Und das scheint mir als die Voraussetzung zu einem Stil mindestens so fruchtbar, — wie daß man den Stil voraussetzt, mit Dekorationen und ohne Dekorationen, mit senkrechten oder mit schrägen Requisiten, und in ihn den Schau-

spieler und den Dichter hineinzuzwingen versucht. —

Aber, so wird man einwerfen, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und haben nicht „die Rotters" durch eine wahre Pest von Reklame das Ansehen des Theaters unheilbar erniedrigt? Eine Schwalbe ist immer die erste, und sie macht den Sommer in der Tat. Was die Reklame betrifft, so bedient sie sich des anerkannten, hochsittlichen Instituts der Zeitung und zahlt bar. Bei edlen und berühmten Theatern — ohne Ironie gesagt: bei wirklich edlen und berühmten — habe ich mit Vergnügen etwas beobachtet, was man eine freiwillige Feuerwehr nennen könnte. Wer darüber nicht (noch nicht) verfügt, hilft sich mit ganzseitigen Annoncen. Ich gebe auch ohne heftigen Zwang zu, daß das nicht sehr vornehm ist. Jedoch — ich mag weder hier noch anderswo in den Chorus gegen die neuen Reichen einstimmen. Das Obenhin lernt sich sehr bald, und es gibt der alten Reichen genug, die in mancher wichtigen Hinsicht „neu" sind. Kurz, um mit einem politischen Gleichnis zu schließen: ich will beileibe keine Lanze für die Reichswehr einlegen, aber es liegt in der Natur der Sache, daß sie sauberer sein würde, wenn man sie etwas weniger bespuckte.

Moritz Heimann.

GESCHICHTEN AUS DEM BESETZTEN GEBIET

Es war noch in jener Zeit, da die Bewohner des besetzten Gebietes um 9 Uhr in ihrer Wohnung sein mußten. Unglücklicherweise hatte sich Herr Schmitz beim Skat bei seinem Freund Müller verspätet. Es war schon 11 Uhr. Was tun? Bei Müller die Nacht über bleiben? Ja, wenn Frau Schmitz nicht zu Hause gewartet hätte. Schließlich verfiel man auf einen Ausweg. Eine belgische Patrouille wurde ins Vertrauen gezogen. Sie verlangte 5 Mark pro Mann, im ganzen also 20 Mark, da sie 4 Mann stark war. Gerne war Schmitz hierzu bereit. Und nun wurde Schmitz von vier belgischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett in die Mitte genommen und sicher und unbelästigt seiner liebenden Gattin ausgehändigt.

DEN THEORIEGLÄUBIGEN

Gibt es eine Theorie, die so gewiß wäre wie die, daß alle Theorien — und wären sie mit noch so viel Bedacht und noch so vieler Mühe ausgearbeitet — unvollständig, zweifelhaft, ja selbst falsch sind und das ihrer Natur nach sein müssen? Wisse, daß das Weltall wirklich das ist, als was es sich offenbart: ein Unendliches. Versuche nicht, es zu deiner logischen Verdauung zu verschlingen; sei vielmehr dankbar, daß du das Weltall hindern kannst, dich zu verschlingen, indem du klug da und dort einen Pfeiler einrammst.

Carlyle.

MOELLENDORFF: DREI VARIATIONEN EINES THEMAS

Die zweite Betrachtung Moellendorffs (über Rathenaus „Neue Gesellschaft") kann erst im nächsten Heft erscheinen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123b.

Das Tage-Buch / Heft 15 Jahrg. 1 / Berlin, 24. April 1920

STEFAN GROSSMANN

Dr. KÖSTER

Der neue Minister des Aeußeren Dr. Adolf Köster hat bei der Presse keine sehr gute Aufnahme gefunden. Das hat vor allem darin seinen Grund, daß Köster Journalist war. Unser kollegialer Sinn ist mehr nach der humanitären Seite ausgebildet. Wenn ein Schreiber, den wir schätzen, ins Elend gerät, so sind wir alle zu Teilnahme, Hilfe, menschlichem Mitgefühl bereit, und Hilfskassen, Unterstützungsvereine, schnell eröffnete Sammlungen trachten, den Sinkenden mit den bescheidenen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, über Wasser zu halten. Aber nach der anderen Seite ist unsere Kollegialität weniger entwickelt. Ein Kollege, der aufwärts steigt, ist der allgemeinen Sympathie nicht so sicher wie ein Bedauernswerter, der im Sinken ist. Dem Sinkenden gewähren wir Nachsicht, dem Aufsteigenden Mißtrauen oder wenigstens Skepsis und Abschätzung. Und bei manchen, gerade bei den Erfolgreichsten, mag, ganz im Unterbewußtsein, der Gedanke insgeheim mitwirken: Warum er? Warum nicht ich? . . (Zu zwei Tätigkeiten fühlt sich ja in Deutschland jeder berufen: zum Theaterdirektor und zum Diplomaten, obwohl wir im Grunde weder ein zur Schauspielerei noch ein zur Politik begabtes Volk sind.)

Ja, er hat eine unerfreuliche, beinahe mürrische Presse gehabt, der Doktor Köster. Man wandte wider ihn ein, er sei ein Neuling im Auswärtigen Amt. Das ist nun ein ziemlich drolliger Zustand: Kommt einer von den alten, schon vor dem Krieg verwendeten Diplomaten ans Ruder, so rufen die Kritiker, und nicht mit Unrecht: Wieder einer von den abgetakelten Leuten, die sich auf das neue Zeitalter nicht einstellen können. Was ist's mit der notwendigen Erneuerung in der Wilhelmstraße? Tritt aber, endlich, eine wirklich junge, neue Kraft an die Spitze des A. A., so findet wieder allgemeines Schütteln des Kopfes statt: Wie kommt dieser Fremdling dazu? Man sollte doch einen sachlich Geschulten wählen! . . . Wie da die ersehnte Erneuerung erfolgen soll, ist freilich schleierhaft.

Spezielles Argument gegen Dr. Köster: er kann schreiben. Wirklich, er ist verdächtig, weil er einmal Novellen geschrieben hat, weil er imstande ist, einen Bericht anschaulich, klar, in gutem Deutsch vorzutragen. Nicht etwa aus der besonderen Art der Schriften Kösters wird ein Vorwurf gegen ihn erhoben, sondern schon aus der blanken Tatsache, daß er überhaupt schreibt. Hätten die Vorwürfler

ihn auch gelesen, so würden sie aus seinen Arbeiten ersehen haben, daß er auch als Schilderer und Erzähler nie ein Phantast gewesen ist, sondern vielmehr ein Diener der Realität, ein Darsteller von Wirklichkeiten, einer, der nur schrieb, um die Fülle der Lebenseindrücke festzuhalten und zu ordnen. Als Schriftsteller ist Köster nie ein ausschweifender Erfinder gewesen. Aber er hatte ein Auge für die kuriosen Erfindungen des Lebens, er hat die Demut des Beschenkten, welcher diese Fülle festhalten will durch Beschreibung. Kein überhitzter Kopf, keine hypertrophische Phantasie, keine Schwärmernatur spricht aus Kösters Schriften, denen auch jeder Wille zur Genialität fehlt, hingegen eine außerordentliche intellektuelle Rechtschaffenheit, eine erquickende Klaräugigkeit und Sachlichkeit, ein schlichter und schlichtender Sinn, ein menschliches Herz, das sich von allen Exzessen der Sentimentalität freizuhalten weiß. Ich möchte, weiß Gott, aus Kösters Erzählungen nicht schließen, daß er ein guter Außenminister sein wird, aber ich protestiere gegen die barbarische Ansicht, daß er deshalb ein schlechter Minister sein müsse, weil er schreiben kann. Nur wir Deutschen meinen, gut Sprechen und gut Schreiben, ein Schuß Künstlertum überhaupt, mache den Politiker verdächtig. Disraeli war kein übler Wahrer der englischen Interessen, obwohl er Romane schrieb. Als ich Jaurès zuletzt sah, im Mai 1914, trug er die Gedichte von Richard Dehmel in der Tasche; deshalb ist er doch der einzige clairvoyante Politiker Frankreichs gewesen. Wer wirft in Frankreich Maurice Barrès vor, daß er einige, und zwar sehr bedeutende Romane geschrieben hat? Ist Barthou deshalb minderwertig, weil er ein psychologisch wertvolles Buch über Victor Hugos Liebesleben verfaßt hat? Nur wir Deutschen verlangen von jedem Politiker: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Dabei kam freilich genug Schusterei heraus.

Will man aus der Vergangenheit Kösters einen Anhaltspunkt für seine Befähigung holen, so bietet seine Arbeit als Reichskommissar für das dänische Abstimmungsgebiet die beste Handhabe. Vor allem: er hat seine Arbeit dort ziemlich lautlos gemacht. Man hat von seiner monatelangen, ziemlich gründlichen Arbeit nicht viel gehört, weder in den Zeitungen, noch im Parlament. Lautlose Arbeit lieben heute nicht alle Politiker, aber gerade in der Wilhelmstraße kann ein leise wirkender Mann nur erwünscht sein. Als das Abstimmungsresultat aus der dritten Zone bekannt wurde, gab es vorschnelle Kritiker, die ihn wegen des Deutschland ungünstigen Ergebnisses anklagten. Ich, der ich die besondere Art Kösters seit Jahren kenne, riet abzuwarten. Und dann kam im Lärm der Kapptage das höchst erfreuliche, überraschend günstige Abstimmungsresultat der zweiten Zone. Kösters Arbeit hatte gute Früchte getragen. Kann man aus

diesem Gelingen Schlüsse ziehen? Ich denke, man kann. Besonders diesen Schluß: er hat den Sinn für die Hauptsache, er weiß sich auf das Wesentliche zu konzentrieren! Ein weniger aufs Zentrum der Aufgabe gerichteter Kopf hätte seine Kraft vielleicht mit Bemühungen in der dritten, aussichtslosen Zone verzettelt. Er wußte mit der klaren Nüchternheit, die ihm eignet, sich auf das Wichtige zu konzentrieren und das Unwichtige fahren zu lassen. Das ist, denke ich, für einen Diplomaten eine nicht unerwünschte Tugend des Geistes.

Ich kannte Köster schon vor dem Kriege. Er ist ein kultivierter Mensch, für einen Diplomaten sind Menschenerfahrung, Umgangsformen nicht ausgesprochen schädlich. Kein Nervenmensch, wie Brockdorff-Rantzau. Kein Parteisekretär, wie Hermann Müller, der gute moulin rouge, der in der Sphäre des Proletarischen zu Hause ist. Köster, ein Mann, der in der Welt herumgekommen ist, dem französischerElan und englisches Zweckdenken nicht fremd sind. Lebte jahrelang in Hamburg. Mit Kaufmannslogik vertraut. Ein Politiker, der wirtschaftlich denkt. Kein Pathetiker. Sohn eines Ostseefischers. Kein Verschwender mit Worten. Ein stiller Mensch mit leisem, oft nicht bemerkbarem Humor.

Soll man ihm Lorbeeren auf Vorschuß geben? Nein, aber man soll warten, mit ein bißchen Vertrauen warten. Hier sind angenehme Ueberraschungen nicht ausgeschlossen. Sicher werden sie, nach Kösters Art, nicht von heute auf morgen ruchbar werden. Aber es ist mir doch charakteristisch, daß ein Mitglied der Ententekommission, den ich gestern, zufällig, in dem Augenblick sprach, als er von Köster kam, mit hübscher Betonung von ihm sagte: „Oh, c'est un homme du monde, on peut parler avec lui."

Ein wenig Geduld, Kollegen!

PREUSSISCHER PRÄTOR

Wann wird kommen der Tag, da republikanischer Richter
Einen durchlauchtigen Herrn „Angeklagter" benennt?

m.

Wilfrid Blunt veröffentlicht den zweiten Band seiner Tagebücher mit dem aufsehenerregenden Nebentitel „Die Koalition gegen Deutschland".*) Eine regierungsfeindliche Tendenz wird man ihm in London vorwerfen können, nicht jedoch mangelnde Befugnis. Er gehört zur großen Welt, ist naher Freund zahlreicher namhafter Politiker und Schriftsteller, er weiß, was vor und hinter dem Vorhang sich ereignet. In der Jugend Diplomat, unternahm er darauf mit seiner bekannten Gattin, Lady Anne Blunt, große Reisen, vor allem in Arabien. Die beiden sind dort in bisher fast oder ganz unbekannte Gegenden vorgedrungen, er ist Kenner orientalischer Verhältnisse, wie arabischer Pferde, er hat sich mit Erfolg schriftstellerisch in Prosa sowohl wie in der Dichtung betätigt. Trotz seiner glänzenden gesellschaftlichen Beziehungen hat er immer den Mut besessen — ein tadelloser fahrender Ritter — rücksichtslos seinem Abscheu gegen die englische Vergewaltigung von Aegypten wie auch von Irland Ausdruck zu geben. Mit Wort und Tat hat er sich für die Selbständigkeit dieser Länder eingesetzt, saß wegen einer von ihm einberufenen Home-Rule-Versammlung zwei Monate im Kilmainham-Gefängnis. Der auch bei uns hoch angesehene englische Pazifist Morel schreibt: „Dieser Mann kennt die politisch-diplomatische Welt wie seine Tasche, auch der offenkundigste Esel, der seine Gefühle in 'John Bull' kundgibt, würde es nicht wagen, ihn deutschfreundlich zu nennen. Im üblichen Sinne des Wortes ist er kein Demokrat, aber er liebt die Wahrheit und er haßt den diplomatischen Schwindel, er verabscheut den gierigen Imperialismus unserer politisch maßgebenden Kreise."

Zahllose Eintragungen bekunden die zielbewußte Koalition. Am Schluß des Bandes faßt Blunt seine Wahrnehmungen und Ueberzeugungen zusammen (gesperrt ist das vom Verfasser Gesperrte):

„Vom ersten Kriegstag an habe ich mich der strengsten Anteilnahmslosigkeit beflissen; so gut kannte ich die Vergangenheit wie die Schliche des Auswärtigen Amtes, daß ich keinen Augenblick an die von Grey und Asquith vorgebrachten Beweggründe unserer Kriegserklärung glaubte. Ich weigerte mich, der zahmen Herde und ihrem schamlosen Umschwung zugunsten des Krieges zu folgen, ich ersah keine Entschuldigung in dem lächerlichen und verfehlten Grundsatz — mein Land, ob Recht oder Unrecht. Insbesondere wußte ich, daß jene von Asquith vorgebrachte „Ehrenpflicht", für Belgien einzustehen, eine Unwahrheit sei, allerhöchstens ein juristischer Kniff, ohne tat-

*) My Diaries Wilfrid Scawen Blunt. Martin Secker, London. Part. II, 1900/1914. The Coalition against Germany.

sächliches Gewicht. Denn in sämtlichen Neutralitätsverträgen befindet sich kein Wort, welches England oder die anderen Mächte einzeln oder gemeinsam verpflichtet, wegen einer Neutralitätsverletzung in den Krieg zu ziehen. Diese belgische Neutralität galt in den europäischen Botschaftskanzleien selbst zu meiner Zeit, und 1870 habe ich den Dienst verlassen, für gänzlich unwirksam und überlebt. Niemand hätte etwas dabei gefunden, diese Verträge einen ‚Fetzen Papier" zu nennen. Sie waren dies ja auch, da sie keine Verpflichtung, für diese Verträge einzutreten, irgendeiner der unterzeichnenden Mächte auferlegt. Solche Verpflichtung konnte ja die unmögliche Sachlage hervorbringen, daß eine Macht ehrenhalber die andern vier Mächte hätte bekriegen müssen, hätten sich diese auf eine Teilung geeinigt. Eine solche logische Schlußfolgerung läuft, nach dem Grundsatz ‚qui nimium probat nihil probat' auf Widerlegung heraus. Durch solche Advokateneinwände läßt sich ein unwissendes Parlament bestimmen, ein gültiger Grund konnten sie nicht sein. Der wahre Grund des Zerwürfnisses mit Deutschland war, wie ich ganz genau wußte, recht wenig ehrenhaft. Wir fürchteten den allzu mächtigen Geschäftsnebenbuhler, wir fürchteten, daß Kaiser Wilhelm, wenn wir ruhig beiseite standen, Frankreich zu einem Wirtschaftsbündnis gegen den übrigen Weltmarkt zwingen würde. Es begann ein Hasardspiel, ein überaus gefährliches, denn wir besaßen keine ausreichende Armee, und unsere Brotzufuhr war abhängig von den tausend Zufälligkeiten der Meere. An diesem Wahnsinn wollte ich keinen Anteil nehmen.

Seither weiß ich auf das bestimmteste durch einen der Hauptmitwirkenden, daß tatsächlich diese Beweggründe, nicht die vorgeschobenen altruistischen, den Krieg verursacht haben. Die Verpflichtung, im Fall eines Krieges mit Deutschland verbündet mit Frankreich einzugreifen, ging die Ehre von drei Mitgliedern des Asquithschen Kabinetts an. Diese drei allein kannten den Wortlaut der Versprechungen, und obgleich diese mündlich und mit dem Vorbehalt der Genehmigung des Parlaments gegeben worden waren, hielten diese drei ihre persönliche Ehre an diese Abmachungen verknüpft, und das Quai d'Orsay glaubte dadurch die englische Nation für verpflichtet. Weder Asquith noch seine beiden Kollegen hätten ihr Amt behalten können, wenn sie sich dem Wortlaut oder dem Sinn dieses Ehrenwortes entzogen hätten. Ebenfalls wäre durch die Nichteinlösung der Versprechungen ein ernster Freundschaftsbruch mit Frankreich verursacht worden. So bestimmt glaubte man an das Bindende des Uebereinkommens, daß bei Eintritt der Krisis Poincaré dem König Georg schrieb, ihn an die eingegangenen Verbindlichkeiten erinnerte, seine Zuversicht, daß Seine Majestät diese innehalten werde, aussprach.

Diese Sachlage wurde dem Kabinett vorgelegt, aber es stellte sich heraus, daß sie nicht als ein zwingender Kriegsgrund angesehen wurden. Darauf hat Asquith mit seinen juristischen Instinkten in der zweiten Kabinettssitzung die belgische Neutralität als einen der englischen Jury einleuchtenden Beweggrund vorgebracht. Er stellte die Neutralitätsverträge von 1831 und 1839 so dar, als ob sie Englands Kriegsunterstützung bedungen hätten (kein Wort steht hiervon im Vertrag.) Und so erhielt er die Zustimmung des Kabinetts, und so wurde der Krieg erklärt.

Wie ich mit absoluter Sicherheit weiß, ist dies die wahre Entstehung jenes unglaublichen Abenteuers, das Asquith einging auf Grund einer falschen Einschätzung der russischen Wehrkraft. Uns rettete vor der entsetzlichsten Niederlage nur die kampffreudige Zähigkeit unserer unwissend jungenhaften Soldaten; diese glaubten, was ihnen gesagt wurde, behaupteten während des ganzen Krieges, es gälte die schwachen Völker zu schützen, die Welt zu befreien."

Auf diesen Enthüllungen beruht die Bedeutung des Buches, beruht das Aufsehen, das es erweckt. Hier noch einige nicht uninteressante Stimmungsbilder.

13. Oktober 1911: „Nachher ereiferten wir uns über Marokko, Tripolis und über die Aussichten auf einen europäischen Krieg. George (Wyndham) beurteilt die Lage folgendermaßen. Durch seine ehemaligen Beziehungen zum Kriegsministerium weiß er ganz bestimmt, daß England, den Ententeverhandlungen gemäß, sich verpflichtet hat, mit 160 000 Mann auf dem Festland die französische Armee zu unterstützen. Ich frug ihn, ob wir infolge der Agadirkrisis Truppen in Frankreich gelandet hätten, und er sagte: ja, die Befehle zu einer Expedition wären gegeben worden, nur hätte die Zahl auf 80 000 herabgesetzt werden müssen."

30. Januar 1912: „Frühstückte mit Winston (Churchill). Daß er sich durch Greys antideutsche Politik hat anstecken lassen, ist sonnenklar. Er sagte von den Deutschen: Ihre scheußliche Sprache habe ich nie lernen können und will es auch nicht, bis der Kaiser mit seiner Armee herüberkommt."

31. Mai 1912: „Alle Zeitungen sprechen von der Begegnung in Malta, Winston und Clementine sind in der Admiralitätsjacht hingefahren, um mit Kitchener dort zusammenzukommen — auch Asquith. Bei dieser Gelegenheit faßte man bei uns den Entschluß, für den Fall eines Krieges mit Deutschland der französischen Flotte die Aufsicht über das Mittelmeer nahezulegen, während die englische die Nordsee und den Kanal übernehmen wolle. So konnte unsere

Regierung der französischen bestimmte Hilfeleistung zu Land für den Kriegsfall zusichern."

23. Juli 1912: „Tatsächlich gestattete man Italien, in Tripolis, ohne daß unser Auswärtiges Amt es mißbilligte, einzufallen; es gehört zur Greyschen Politik, Italien aus dem deutschen Bündnis zu entfernen, um es den Ententen, die allmählich zu einer Koalition heranwachsen, zu nähern. Vier Jahre später ist ihm das ja auch gelungen."

19. Oktober 1912: „Unter anderm erörterte man den kommenden europäischen Krieg und die Möglichkeit einer deutschen Landung. Winston behauptete, an der Ostküste ließe sich dieses mit Leichtigkeit machen. Dort würden die Deutschen 20 000 Mann an Land setzen, um eine Ablenkung hervorzurufen und unsere Unterstützung der Franzosen zu hindern. Die Auffassung, daß die Flotte als Schutzwehr genügte, wäre, so behauptet er, vollständig veraltet, nur eine starke Armee könne Sicherheit gewähren. Auch er glaubt an den kommenden Krieg, an dem wir teilnehmen würden, um Deutschlands Sieg über Frankreich zu verhindern, um zu verhindern, daß Frankreich zu einem Bündnis gegen uns gezwungen werde. Er hält große Stücke auf die Unterseebootswaffe und begünstigt diese, wo er nur kann."

21. Oktober 1912: „Winston wird immer kriegslustiger und herausfordernder, was internationale Angelegenheiten betrifft; er steckt mitten in den Vorbereitungen zu einem Krieg mit Deutschland, ist bereit, zusammen mit Grey beliebige schwache Nationen zu verraten, wenn das Würfelspiel der Bündnisse dieses erheischen sollte. Winston ist nach dieser Richtung hin in den letzten zwei Jahren wie umgewandelt . . . Er und Wyndham besprachen letzthin in schönster Einigkeit . . . den kommenden Krieg = Deutschland."

„Und dies alles", bemerkt Morel, „geschah, während Mr. Asquith unserm Volk versicherte, daß unsere Beziehungen zu Deutschland die denkbar günstigsten seien." Drüben plant man noch nicht ein Seitenstück zu jenen Kautskyschen Veröffentlichungen, die noch so unbegreiflich wenig in unsern weiten Kreisen beachtet werden; aber auch drüben erheben sich Zeugen und reden.

ARS AMANDI

Niemals schenke dich ganz, ein Letztes bleibe dein Eigen.
Wer gesteht, was er fühlt, gibt zum Erraten nichts mehr.

m.

AMERIKA UND DIE KAPPIADE

Diese Betrachtung, der „New Republik" in NewYork entnommen, ist charakteristisch für die amerikanischen Gegner der Ratifikation des Friedensvertrages und deshalb für uns besonders lesenswert.

Es kann niemand überraschen, daß wir in den Ereignissen eine Bestätigung früher oft geäußerter Ansichten sehen. Unsere Anschauung war seit jeher, daß die Friedensbedingungen undurchführbar seien, daß sie einen Feudalismus von Dauer in Europa schüfen und daß die Deutschen zweifellos bei jeder Gelegenheit gegen den Vertrag konspirieren müßten. Die Gefolgschaft, die den Junkern überhaupt noch wird, entspringt sichtlich der Ueberzeugung, daß Deutschland unter diesem Vertrag keine Zukunft habe. Wir behaupteten, daß der Vertrag weder Frankreich, noch Polen, noch irgendeinem anderen Staate des Kontinents genügend Garantien gebe, — nicht weil er Frankreich nicht die volle Rheingrenze zuspricht, sondern weil er eine Generation von Franzosen zu endlosem Hader mit einer Generation Deutscher verurteilt. Die französische Armee steht heute am Rhein, sie hält eben die Grenze, die Marschall Foch als unbedingte Voraussetzung für den Frieden Europas bezeichnet. Alle „Garantien" also sind im gegenwärtigen Moment tatsächlich in Kraft. Und doch haben sie keine Spur von Ruhe geschaffen!

Wir behaupteten, daß jeder Versuch, die Friedensbedingungen tatsächlich durchzuführen, die gemäßigte deutsche Regierungsform zerstören und einen extremen Flügel, sei es von rechts oder von links, ans Ruder bringen müsse. Die jetzige Putschpartei wurde durch das Auslieferungsverlangen zusammengeschweißt; sie wurde durch die täppische Art, in der dieses Verlangen zurückgezogen wurde, nur noch kühner gemacht. Dieser Vorfall ist für die Beziehungen der Alliierten zu Deutschland unter dem Versailler Vertrag überhaupt typisch. Zuerst Forderungen, die so furchtbar sind, daß sie zu Revolten führen müssen, so undurchführbar, daß man sie revidieren muß; und dann Ermunterung des Revoltengeistes durch die nackte Tatsache schwächlicher Durchführung dieser Forderungen — einer Schwachheit, die Deutschland nur zu noch weiteren Aufständen und Ausflüchten aufstachelt.

Die Ratifikationsfreunde ziehen daraus zwei ganz gegensätzliche Schlüsse. Die Reaktionäre sagen, daß, wenn Amerika Schulter an Schulter mit seinen Alliierten am Rhein stände, alle Forderungen auch durchgeführt würden, weil dann eine überwältigende Macht vorhanden sei, den Deutschen gegenüberzutreten. Die Liberalen sagen, daß, wenn Amerika Vertragspartner und volles Mitglied des Völkerbundes wäre, solche Forderungen gar nicht erhoben worden wären,

weil nämlich der Völkerbund den Vertrag dann schon längst revidiert hätte. Sie können nicht beide recht haben. Der Vertrag könnte, auch wenn Amerika Teilnehmer wäre, nicht durch die Herren Tardieu, Millerand und Foch durchgekämpft und zu gleicher Zeit von Lloyd George und General Smuts umgestoßen werden. Die Frage war von Anbeginn der Diskussion an, ob Amerikas Teilnahme als Stimulans für die Revision oder für strikte Durchführung wirken werde?

Ueber diesen wichtigsten Punkt sind sich auch gute Freunde nicht einig. Wir unsererseits glauben, daß Amerikas Teilnahme an dem Vertrag in der Richtung strikter Durchführung wirken würde. Wir glauben, daß strikte Durchführung unter allen Umständen die gemäßigte republikanische Regierung Deutschlands vernichten würde. Wir glauben, daß, wenn die Alliierten etwa im vergangenen September ernstlich damit begonnen hätten, den Vertrag durchzuführen, Ebert schon im Oktober weggefegt worden wäre. Kein Regime in keinem Lande der Welt könnte die zwangsweise Durchführung dieses Vertrages überleben!

Warum glauben wir, daß Amerikas Ratifikation nur die Zwangsdurchführung der Bedingungen und damit die Zertrümmerung der Ebert-Regierung beschleunigt haben würde? Wir glauben das, weil im letzten Sommer, als die Ratifikation verlangt wurde, die Kriegspsychose in voller Blüte stand und jeder Milderungsversuch von unseren zitternden Staatsmännern prodeutsch genannt worden wäre. Wir glauben es, weil Amerika keine Diplomaten hat, die fähig wären, durch Zusammenwirken mit den Alliierten das französische Veto zu überwinden. Wir glauben es, weil der Vertrag so konstruiert ist, daß die Revision fromme Hoffnung, die Zwangsdurchführung aber feierliche Bindung ist. Wir glauben nicht, daß der Präsident den Willen, die Fähigkeit, die Kenntnisse und die Macht besitzt, im September das durchzuführen, was er im Mai und Juni nicht wollte oder nicht konnte. Darum meinen wir, daß versucht worden wäre, den Vertrag zu forcieren, und daß er Deutschland schon damals revolutioniert hätte.

Aber es gibt einige Leute, die gar nicht wünschen, die Bedingungen zu mildern. Sie wollen den Vertrag gewaltsam durchführen, unter Amerikas Beteiligung an der Gewalt. Sie behaupten, daß die Deutschen sich immer gleich, immer Räuber, immer Preußen bleiben werden, und daß nur Gewalt sie im Zaume halten könne. Wir können dieser Anschauung über menschliche Natur nicht beipflichten, auch nicht den biologischen und theologischen Voraussetzungen, auf denen sie beruht. Aber selbst angenommen, sie wäre richtig, — welche Schlüsse wären hinsichtlich unserer eigenen Politik daraus zu ziehen? Sollen wir uns einreden, daß die öffentliche Ordnung Europas darin besteht, Deutschland beständig im Nacken zu sitzen? Selbst wenn es

notwendig wäre, in dieser Weise Polizei über Deutschland zu spielen, so fällt diese Aufgabe doch nur dem Kontinent zu. Amerika kann und will und soll nicht an ihr teilnehmen. Es hat andere Aufgaben in der Welt. Alle Behauptungen, daß Amerikas Isolierung beendet sei, beweisen noch lange nicht, daß es seine nächste Generation der Wacht am Rhein aufopfern müsse.

Diese Theorie von Amerika als dem Wächter europäischer Ordnung ist ganz offenbarer und gefährlicher Betrug. Man kann nicht von Washington aus Europa in Ordnung halten! Die einzige Ordnung, die in Europa möglich ist, ist eine Ordnung durch die Europäer selbst, durch ihre gemeinschaftliche Arbeit als gute Europäer. Daß Amerika, mit eigenen schweren Problemen überbürdet, ein unordentliches Europa daran hindern müsse, sich selbst zu ruinieren — diese Behauptung ist eine ganz armselige Doktrin, aus der keine sich selbst achtende Zivilisation wird erwachsen können. Es würde unsere Aufgabe werden, Frankreich vor Angriffen zu schützen, den französischen Ehrgeiz aber würden wir nicht niederhalten können.

Das ist keine Rolle für Amerika, und der Senat hat, unserer Ansicht nach, ungeachtet all seiner Motive und Manöver, dem amerikanischen Volke und schließlich sogar der Welt einen großen Dienst erwiesen, als er diese Verpflichtung ablehnte. Die Rolle, die Amerika zu spielen versprach, war durchaus anderen Charakters. Sie setzte einen anständigen Frieden voraus, einen F r i e d e n e u r o p ä i s c h e r K o o p e r a t i o n, auf den Zusicherungen beruhend, die mit dem Waffenstillstand besiegelt wurden. Auf dieser Basis und nur auf dieser übernahm sie Amerika, als einer letzten Versicherung unerschütterlicher Wahrung eines wahrhaft unerschütterlichen Friedens. Das war eine Verpflichtung, die ein amerikanischer Patriot von seinem Lande, als nationalen Beitrag zum internationalen Frieden, verlangen konnte. Aber es war kein Teil des Handels, Amerika Verpflichtungen aufzuerlegen, die auf vollständig anderen Grundlagen ruhen und vollständig andere Resultate zu zeitigen drohen. Die amerikanische Verantwortung für Europa mußte durch die Natur des europäischen Staatssystems ergänzt werden. Das System, das jetzt begründet worden ist und das sich seit dem Waffenstillstand immer mehr enthüllt, präsentiert sich uns als so voll von verräterischen Schlingen, daß es den Wunsch nach vollkommener Handlungsfreiheit und ungebundener Politik unüberwindbar verstärken muß. Nur durch Freiheit von Vertragsverpflichtungen können wir moralisch desinteressiert bleiben. Und nur durch moralisches Desinteressement sind wir unserer Ansicht nach imstande, unseren wahren Interessen, die gebieterisch nach öffentlicher Ordnung in Europa verlangen, auf unsere Weise heute noch zu dienen.

WICHARD VON MOELLENDORFF

DREI VARIATIONEN EINES THEMAS

II. Rathenaus Neue Gesellschaft.

Es ist nicht leicht, Rathenaus Anschauungen festzuhalten; denn er selbst wechselt sie ziemlich oft. Diesen Sachverhalt auszusprechen, heißt nicht ihn abfällig beurteilen. Wer wollte wohl in dem rasenden Wechsel unserer Tage verlangen, daß irgendwer unwandelbar ein und dasselbe Weltbild beibehielte! Der einzige Zeitgenosse, der solches augenscheinlich von sich verlangt und jedenfalls im wesentlichen oftmals von sich behauptet, ist nur eben leider wiederum Rathenau. Er liebt es neuerdings, zu betonen, daß er, er allein, ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht sei. Ringsum „macht jeder Erwachsene Projekte. Jede Sekunde wird ein Weltverbesserungsvorschlag fertig. Jeder Handlungsgehilfe reformiert die Volkswirtschaft, jeder Notabiturient reformiert die Gesellschaft, jede höhere Tochter reformiert die Sitte. Warum nicht? Als die Technik keine Grenze kannte, war es das Perpetuum mobile, nun das politische Abenteuer herrscht, ist es die Weltbeglückung." („Voss. Ztg." vom 11. Januar 1920.) Im Zusammenhang mit sich selbst dagegen sagt er: „Das eigentlich Prophetische . . . besteht darin, daß das Weltgeschehen sich im Menschengeiste ohne eigenes Zutun mikrokosmisch nachbildet, so daß an die Stelle der Beobachtung die Selbsterforschung, an die Stelle des Wissens das Schauen tritt und Vergangenheit und Zukunft nur mehr verschieden gerichtete Betrachtung des gleichen inneren Bildes darstellen." (Apologie 1919.) Ich gehöre zu denjenigen, welche seit vielen Jahren Rathenaus Bedeutung bejahen und die gegen ihn gerichtete dumme und ungerechte Hetze bekämpfen. Aber um so deutlicher darf ich jetzt, nachdem er Mode geworden ist, verneinen, daß er sich selbst richtig einschätzt. Der Wert seines Wesens und seines Werkes entspringt der Doppelbefähigung, das Ferne im ungewöhnlich weiten Raum zu suchen und das Nahe in ungewöhnlich schneller Zeit zu finden. Im chemischen Vergleich könnte man ihn ein Element nennen, dem die Eigenschaft innewohnt, sich grenzenlos zu verbreiten und sich mit jedem berührten Stoff zu verbinden. Diese Reaktionen könnten exothermisch verlaufen, d. h. Wärme abgeben, und dann würde man sie im Geistigen als prophetisch bezeichnen. Aber gerade bei Rathenau verlaufen sie in der Regel endothermisch, d. h. sie zehren Wärme auf, und deshalb sind seine Schriften, trotz allen Anspruches, durchaus nicht visionär. Sie strotzen von lehrreicher Analyse und Kritik aber sie bieten, selbst wenn sie sich synthetisch und apodiktisch gebärden, keinen schöpferischen Aufbau. Sie verbrämen den Gegenstand der Vergangenheit,

aber sie lüften nicht den Schleier der Zukunft; denn sie sind leidenschaftlicher Ausdruck eines Liebenden und Hassenden seiner Zeit und verabstanden sich niemals, oder wenigstens nicht häufiger als die Aeußerungen der durchschnittlichen Broschürenliteratur so weit vom Gewesenen und Geschehenden, daß der Blickpunkt wirklich im Kommenden liegt. So pflegt denn Rathenaus Voraussage, wenn sie nicht einfach eine Konklusion bekannter Prämissen ist und dann bei seiner überragenden Klugheit selbstverständlich zutrifft, mit den Ereignissen nicht einmal in den wenigen Fällen übereinzustimmen, die wir heute schon übersehen. (Das krasseste Beispiel lieferte er vor einem halben Jahr mit seiner falschen Prognose der Valutaentwicklung, der zuliebe er, der Gemeinwirtschaftler, zum Freihändler wurde. „Autonome Wirtschaft" 1919.) Darum hält sich, wer ihn hochachtet, besser an das, was Rathenau ist, als an das, was Rathenau mit vielem dialektischen Aufwand zu sein vorgibt.

Unter diesem Gesichtswinkel ist auch das Heft über die „Neue Gesellschaft" zu lesen. Es schildert Entgleisungen der alten Gesellschaft mit einem Entsetzen, wie es etwa den befallen mag, der sich plötzlich in einem Zerrspiegel betrachtet, und was an erlösenden Neuerungen beigetragen wird, stammt aus alten Vorräten. „Besonnene und urteilsfähige Menschen . . . sagten mir: das ist die Hölle. Das ist vielleicht zu viel gesagt, denn die Menschen, die jenes Zeitalter erleben, werden im langen Verlauf sich der Lebensführung und Lebensstimmung, die sie selbst emporführen halfen, einigermaßen angepaßt haben. Ein großer Teil des heutigen Proletariats wird vor diesem Zustande nicht erschrecken, sondern ihn als bedeutende Besserung seiner Lage empfinden . . . Und wenn es für unsereinen die Hölle wäre, so müßten wir sie hinnehmen um der Gerechtigkeit willen und an Dantes furchtbare Inschrift denken: Mich schuf die Gottesmacht, die höchste Weisheit und die erste Liebe . . . Ist es die Hölle? Das hängt von uns ab." Dieser Satzbündel überbrückt als logischer Querbalken die beiden Pfosten des ausgesprochen episch gestalteten Tores, durch das uns Rathenau geleitet; links ragt der Pfosten des materiellen Seinwerdens, recht der Pfosten des ideellen Seinsollens.

Meisterhaft gut ist die äußere Lebensform eines „Vorstadtrummels" gezeichnet, in den sich, ungemein charakteristisch, nach der Auffassung von Berlin W die Uebermacht von Berlin O entladen wird. Wer ernstlich glaubt, daß um 2000 bei „den Nachkommen der ehemals geistig und wirtschaftlich führenden Schicht . . . Kargheit und Puritanismus gepflegt wird, um Erziehung, Bildung und Geistigkeit, so weit es möglich ist, auf der Stufe der Vorzeit zu halten," wer dem Kurfürstendamm und Grunewald das zutraut, sollte eigentlich vor der Schlußfolgerung stutzen, daß das um 1900 von ebendaher tändelnd

verblendete Proletariat, sich selbst überlassen, vollends verwahrlosen müßte. Rathenau schreckt nicht vor diesem Widerspruch zurück. Befangen in der Auffassung, daß mit der technisch-ökonomischen Mechanisierung alle jene Torheiten der jüngeren kapitalistischen Generationen, die Bedarfserregung, das Unechte, die „Verkehrhaftigkeit" unlöslich, also entschuldbar verknüpft gewesen seien, will er sich noch immer nicht eingestehen, daß die gradlinige Fortsetzung des irrationalen Rationalismus von einer bewußten Wendung zum rationalen Rationalismus unterbrochen werden wird, sobald wir zur Besinnung kommen. Er hält die seit 1914 zwar nicht abgeschlossene, aber absterbende Epoche für gescheit und pflichttreu, wenn schon für böswillig. (Ich halte sie zuvörderst einmal für töricht und übermütig, wenn schon für wohlwollend.) Er beklagt den Verlust der Autorität von Führerschichten, deren Leistungen ihm als unverbesserlich und nur durch Umstände behindert gelten. (Ich dagegen frohlocke, daß es endlich gelingen muß, die Qualität der Führerschaft über das jetzige Niveau emporzuheben, indem Leichtsinn, Eitelkeit, Nutzsucht und Willkür in einen bescheidenen harten Dienst am Ganzen aufgehen, und ich zweifle nicht, daß es gelingen wird, weil andere Möglichkeiten schlechterdings fortfallen.) Rathenau erblickt in dem Werdenden das Merkmal verkümmernd verewigter Greuel (während ich deren Ueberwindung erwarte). Er vermißt unter unsern Enkeln einen Platz für Männer wie seinen Vater. (Ich dagegen wollte wohl, wir hätten einstmals verfügt und würden einstmals verfügen über eine ganze Schar dieses Schlages; in dem Getriebe, das sich meinem Traum entrollt, wird es ihr an Vertrauen nicht mangeln und an Gelegenheiten zur Entfaltung ehedem verhaltener oder mißbrauchter Kräfte nicht fehlen.) Rathenau streitet zwar, aber läßt nicht ab, in der angelsächsisch-kapitalistischen Sackgasse Zuflucht zu suchen. (Ich aber glaube ähnlich wie Spengler, daß die Not uns zwingt, in die preußisch-sozialistische Straße wieder einzubiegen, und ahne an ihr entlang ein junges Deutschland, das karg und trotzdem, trotzdem blüht.) Rathenau wähnt, wir seien von einem Gipfel oder doch während eines Aufstieges in den Abgrund abgestürzt (während ich ahne, daß wir binnen einem Menschenalter aus dem Wellenschlag der fahrlässig befahrenen Haussen und Baissen in die stetigen Gewässer unserer deutschen Schicksale zurückgekehrt sein werden). Rathenau mag einwenden, daß ich Gegensätzlichkeiten zuspitzte, die er längst in sich abgestumpft und miteinander versöhnt habe; er sei kein Seil, sondern ein Gewebe, so lang wie quer, so Strich wie Faden — keine Wasserleitung, sondern ein Stromnetz —, kein Baum, sondern ein Wald —, keine Mücke, sondern ein Elefant. Gewiß, ein bißchen ist jeder Mensch auch Tier, jeder Deutsch-Amerikaner auch deutsch, jeder polnische Jude auch

polnisch, jeder Erdenbürger, ja jeder Bayer auch preußisch. Aber irgendwo ruht in jeder Melodie die Betonung, und die habe ich aus dem Anfang seiner Symphonie herauszuhören getrachtet.

Am Ende heißt es: „Er, der deutsche Gedanke, schafft die Neue Gesellschaft, die Gesellschaft des Geistes und der Geistesbildung, die einzige, die der sozialen Epoche standhält und sie erfüllt. Deshalb ist uns ein schwacher Charakter des äußeren Willens und ein starker Charakter der inneren Verantwortung verliehen, deshalb ist uns Tiefe und Erkenntnis, Sachlichkeit und Gerechtigkeit, Allseitigkeit und Individualität, Arbeitskraft und Erfindung, Phantasie und Sehnsucht gegeben, damit wir diese vollbringen. Denn was bedeuten diese Eigenschaften miteinander? Sie bedeuten nicht den Eroberer, nicht den Staatsmann, nicht den Weltmann und nicht den Geschäftsmann; es ist einseitiger und unzulänglicher Mißbrauch, wenn wir uns anmaßen, einer von diesen unter den Völkern zu sein. Sie bedeuten den Arbeiter des Geistes; und wenn wir weit entfernt sind, ein Volk von Dichtern und Denkern zu sein, so ist unser Recht und Beruf, ein denkendes Volk unter Völkern zu werden. Und wovon, so fragt ihr höhnisch, wird dies denkende Volk leben? Wird es nicht mit seiner ganzen Weisheit betteln gehen und verhungern? Es wird leben . . . Durchdachte und durchgeistete Produktion, von einer hochstehenden Gesellschaft und Arbeitsgemeinschaft geschaffen, ist mehr als wertvoll oder billig, sie ist vorbildlich und unentbehrlich. Und nicht nur die Produktion selbst ist es, sondern die Produktionsmethoden, die Technik, die Schulung, die Organisation, die Denkweise . . . Es ist keine Sorge. Wir werden leben und mehr als leben. Denn seit Jahrhunderten werden wir uns zum erstenmal wieder einer Sendung bewußt, und um unsere Gegensätze schlingt sich ein Band, das mehr als ein Band der Interessen ist." Wie reimt sich diese Hoffnung des zweiten auf jene Verzweiflung des ersten Teiles? So viel Himmel und doch so viel Hölle? Die Hölle als Vorhof des Himmels? Oder beide mitsammen eine Einheit, Rixdorf mit Religion, ein Tempel mit Trödel? „Unsere allgemeinste Aufgabe ist die, unser Volk, das der Geistigkeit fähig ist, geistig zu machen. Und da die Geistigkeit nicht durch äußeren Anstoß, durch Bußpredigt, Zeitungsschreiberei, Vereinstätigkeit oder Propaganda aufgepfropft sein kann, sondern mit dem Leben verbunden, aus dem Leben entwickelt sein muß, so heißt das organische Werk und der Lebenszustand, zu dem es führt, Bildung . . . Kein karitatives Werk kann Klassenversöhnung schaffen oder gar Volkserziehung ersetzen. Klassenversöhnung aber, selbst wenn sie erreichbar wäre, ist durchaus nicht unser Ziel, sondern Klassenaufhebung, und Volkserziehung ist nicht unser letztes Ziel, sondern Volksbildung . . . Die Wurzel des Uebels liegt in der Arbeit . . . Sofern

nicht durch katastrophale Entvölkerung das mittelalterliche Verhältnis von Bodenfläche zu Menschenzahl sich wiederherstellt, bleibt es bei der Arbeitsteilung; solange die Arbeitsteilung besteht, leistet der Mensch nicht Fertigung sondern Teilarbeit, im besten Fall und bei höchster mechanischer Entwicklung Ueberwachungsarbeit. Entgeistete und entseelte Arbeit aber kann niemand mit Freude verrichten; das Furchtbare des Mechanisierungsprozesses ist, daß er das menschliche Lebenselement, die eigentliche Daseinsform, die mehr als den halben Inhalt des wachen Tages ausfüllt, die schaffende Arbeit, häßlich und hassenswert macht . . . Fortschreitender Technik wird es gelingen, mechanische Arbeit in Ueberwachungsarbeit zu verwandeln. Doch der Vorgang ist langsam und partiell, auf ihn können wir nicht warten, zumal Zeiten kommen werden, in denen die Technik stillsteht, wo nicht rückschreitet. (Die technische Atmosphäre ist geschwunden, der Charakter der Landesarbeit ist billige Lohnarbeit.) . . . Es ist der Tatsache ins Auge zu blicken, daß die mechanisierte und mechanische Arbeit ein Uebel an sich ist, und zwar ein solches, das durch keine wie immer geartete wirtschaftliche und soziale Umgestaltung beseitigt werden kann . . . Es gibt einen kapitalistischen Weg zur Veredelung, selbst zur Vergeistigung des Tagewerks. Vor dem Kriege standen wir im Begriff ihn zu beschreiten; Amerika beschreitet ihn. Seine Voraussetzung ist das ungemessene Anwachsen des Volkswohlstandes. (Man möge hieraus den Wert der Voraussage beurteilen, Amerika stehe unmittelbar vor dem Bolschewismus.) . . . Da es uns bestimmt ist, zu den Aermsten zu gehören, von neuem anzufangen, der Zukunft zu leben, so werden wir neidlos auf den bequemen Weg der alten Denkweise und des Reichtums verzichten . . . Auf den Weg der Bildung und des Arbeitsausgleichs sind wir gewiesen. . . . Der Grundsatz des Arbeitsausgleiches verlangt, daß jeder mechanisch Arbeitende beanspruchen kann, einen Teil eines Tagewerks in angemessener geistiger Arbeit zu leisten; daß jeder geistig Arbeitende verpflichtet ist, einen Teil seines Tagewerkes körperlicher Arbeit zu widmen."

Genug der Zitate, die alle eines bestätigen: Rathenau erklärt die arbeitsteilige Arbeit für das immanente Unglück einer übervölkert leben wollenden Erdenmenschheit. (Ich auch.) Er identifiziert stillschweigend mechanisierte arbeitsteilige mit mechanischer körperlicher Arbeit und gelangt so zu seinen beiden Thesen, erstens, daß die „kapitalistische" Mechanisierung nur weit genug getrieben zu werden brauche, um aus sich heraus das Unheil zu mildern; zweitens, daß, wo dieses Mittel wegen Armut versage, durch eine Rationierung der körperlichen und geistigen Arbeit wenigstens „sozialistische" Gerechtigkeit in das unvermeidliche Uebel zu bringen sei. (Ich dagegen

unterscheide lediglich zwischen arbeitsteiliger gebundener und nicht-arbeitsteiliger freier Arbeit, weil ich Geist, Verstand, Stehkragen, Schreibtisch unter Mechanisierung nicht minder leiden fühle als Körper, Faust, offene Brust und Schraubstock, und so verfechte ich die beiden Antithesen, erstens, daß alle Völker, die fortfahren, sich durch Bereicherung vermeintlich zu befreien, d. h. den Teufel der Bedarfsbefriedigung durch den Beelzebub der Bedarfserregung auszutreiben, an der Dummheit dieses irrationalen Kapitalismus scheitern, zweitens, daß der allein heilsame Rationalismus nicht schon in irgendwelchem Rationieren einer beliebig gesteigerten Menge arbeitsteiliger Wirtschaft, sondern erst im Beschränken der arbeitsteiligen Wirtschaft auf die Grenzen menschlicher Existenzminima und im Erzielen höchster Wirkungsgrade besteht.) So erhellt denn, daß und warum Rathenau das gelobte Land der „Neuen Gesellschaft" umwittert, umkreist, umbuhlt und doch nicht umarmt: Er bleibt in dem Wahn des Genuß-Begierde-Taumels befangen und bittet in ekstatischen Momenten von oben oder von außen her den Gott, die Seele, die Liebe, das Gute herbei. Daß und warum von innen her die Mechanisierung in Sünden wider ihren heiligen Geist verstrickt war und erlöst werden kann, das leuchtet ihm nicht ein. Armut ist und bleibt ihm ein Jammermilieu, das zu erhellen man die Lämpchen der Bildung anzünden möge. Ich aber hoffe, daß, sobald die über das Notwendige voreilende Begüterung und Anstrengung durch Vernunft beseitigt, unser Gleichgewicht wiederhergestellt werden wird. Rathenaus Neue Gesellschaft ist noch zweckhafter und noch weniger zweckmäßig als die alte. Meine, indem sie, freilich preußisch nüchtern, einen ganz bestimmten Zweck, nämlich im wörtlichen Sinne das Leben und Lebenlassen aller, voraussetzt, erfüllt sich in zweierlei Kult dieses Zweckes, nämlich sowohl in der höchstmöglichen Zweckdienlichkeit ihrer Mittel wie auch in der Erlösung des außerzwecklichen Daseins von jeglicher Zweckbefangenheit. Meine arbeitsteilige Arbeitszeit soll kurz und mechanisiert wie ein Uhrwerk, mein Feierabend glückselig wie das mittelalterliche Handwerk oder wie eine Biedermeierei oder wie eine Blumenwiese sein. Rathenaus Züchtung schwankt zwischen Fabrik und Bureau dem Kientopp entgegen, bis sie sich eines Tages entschließt, aus der kapitalistischen Mechanik bolschewistische Klamotten zu machen und sich zu vernichten. Aber selbst skeptisch lohnt es, die Rathenauiade mit Andacht zu lesen.

Man liest in den Zeitungen wieder Meldungen über Negerverbrennungen in Amerika, die schauerlichsten Exzesse des Rassenhasses. Gudmundur Kamban, der stärkste isländische Dichter, behandelt diese elementaren Ausbrüche der bestialischen Menschennatur in der folgenden Arbeit:

Es war der 3. Juli 1917, ein Tag, der uns eine dieser Neuigkeiten brachte, die durch ihr grauenvolles Entsetzen unsere Zunge lähmen und unser Herz elend machen. Solche Neuigkeiten sind wie eine Krankheit, die dem Herzen zuviel Arbeit gibt, weil sie andere Organe außer Funktion setzt. Durch ihr eigenes Grauen dämpfen sie für einen Augenblick unsere Empörung gegen ihren Schrecken.

Ich befand mich in dem raschesten Expreßzuge der Welt, — dem flyer, — zwischen Chikago und New York. Ich erinnere mich noch, wie ich da im Salonwagen saß, der nachts ein einziger langer Korridor von dichtgeschlossenen Alkoven ist und am nächsten Morgen in ein gemütliches Wohnzimmer verwandelt wird, — wie ich da saß und dachte: es ist ja gar nicht dieses Wohnzimmer, geschweige denn die Geschwindigkeit, die den größten Gegensatz zu dem europäischen Eisenbahnzuge bildet. Dieser Gegensatz wird durch eine viel größere Bagatelle hervorgerufen, nämlich durch die Pullmanbecher: versiegelte, wasserdichte, sanitäre Trinkgefäße.

Die Mitreisenden lasen oder spielten Poker. Ich tat keins von beiden. Ich verliere bei Poker immer, und meine Ritterlichkeit der Frau gegenüber ist so geartet, daß ich ungern in der Bahn lese. Ich sitze in einer Eisenbahn, wie ich in einer Kirche sitze, die Gedanken auf den Augenblick gerichtet, wo ich mich erheben muß.

Ich beobachtete, daß sich in dem Salonwagen ein Mann anscheinend gleichen Naturells befand, ein gutaussehender, älterer Herr, ganz weißhaarig. Wir saßen uns gerade gegenüber, zwischen uns den Tisch. Wir beide allein hatten so lange stumm dagesessen, daß ein weiteres Schweigen peinlich gewirkt hätte. Aber alles, was ich von ihm wußte, als der Zug hielt, war, daß ich einen Bischof aus New York vor mir hatte. Der Zug hielt in Pittsburg.

Die Zeitungsjungen stürzten in die Wagen hinein und riefen um die Wette, riefen, wie nur amerikanische Zeitungsjungen rufen können, riefen mit Metallklang in jedem Buchstaben: Abendzeitungen . . . Demokratischer Massenmord in East Saint Louis . . . Kein Neger mehr in der Stadt . . . Alle getötet . . . verbrannt, erschossen, gesteinigt . . . East Saint Louis schwimmt in Blut . . . Ein Cent . . .

Der Zug glitt davon, lautlos, unmerklich. Die Buchstaben auf dem Namenbilde des Bahnhofs wurden ferner; das war alles, was wir bemerkten. Der Zug glitt weiter.

Die Zeitungsjungen waren verschwunden. Keiner hatte sie sich entfernen sehen, aber weg waren sie. Der Zug glitt weiter.

Die Rufe waren verstummt, niemand rief mehr. Wir hielten die Zeitungen in der Hand. Die Lesenden hatten aufgehört zu lesen, die Spielenden hatten aufgehört zu spielen. Der Zug glitt weiter.

Wir hielten die Zeitungen in den Händen . . . .

Es war, als sprängen die Worte, die wir lasen, von dem Papier auf und preßten unsere Kehlen zusammen:

In East Saint Louis war gestern abend — am 2. Juli — ein Blutbad angerichtet; Hunderte von unschuldigen Negern sind von den weißen Einwohnern erschossen, verbrannt, gesteinigt und auf andere Art zu Tode gemartert worden; weiße Männer haben jedem Neger seinen Revolver abgelistet oder geraubt, um ihn hinterher mit eben diesem Revolver niederzuschießen; weiße Menschen haben die Häuser der Farbigen zu Hunderten in Brand gesteckt; weiße Männer haben eine Anzahl Neger in eine Meeresbucht vor der Stadt getrieben und jeden Kopf wieder hinuntergeduckt, sobald einer auftauchte, bis alle ertrunken waren; weiße Frauen haben den farbigen Müttern ihre Säuglinge entrissen, wenn sie sie aus den brennenden Häusern retten wollten, sie haben das Kind lebendig ins Feuer geworfen, während sie die wahnsinnige Mutter gewaltsam festhielten, bis das Geschrei des Kindes verstummt war, dann wurden auch die Mütter in die Flammen hineingestoßen.

Diese Greuel waren von den Zeitungen nur mit dem Kommentar versehen, daß die weißen Einwohner plötzlich von einem wahnwitzigen Rassenhaß erfaßt worden seien und die Stadt von Negern hätten säubern wollen.

Beim Lesen dieser Berichte hatten alle in der Gesellschaft zunächst aufgeblickt, um den übrigen Mitreisenden die grauenerregenden Neuigkeiten mitzuteilen.

Selbst nachdem wir die Zeitungen beiseite gelegt hatten, herrschte noch lange Schweigen. Aber als dann einer von uns zu sprechen begann, sprachen wir alle.

Nur einen in der Gesellschaft, einen jungen Juristen, schien die Lektüre dieser Neuigkeiten völlig kalt gelassen zu haben. Er spielte weiter mit den Karten auf dem Tisch, als könne er es gar nicht erwarten, daß das Spiel wieder aufgenommen werde.

Der eine von seinen Nebenmännern, dem anscheinend sein Benehmen aufgefallen war, wandte sich nun direkt an den Juristen:

„Was mich am meisten wundert," sagte er, „ist, daß diese Grausamkeiten, wenn nicht geradezu unter dem Schutz der Behörden von Saint Louis, so doch ohne jedes Einschreiten von ihrer Seite verübt zu sein scheinen."

Der junge Jurist nahm endlich die Karten vom Tisch, steckte sie in die Rocktasche und sagte:

„Wir haben vor wenigen Monaten in den Zeitungen gelesen, daß die Aluminium Ore Packing Company Neger en masse aus den Südstaaten importiert habe, um die Streike der Weißen zu brechen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hierdurch das Feuer angefacht ist. Mag nun aber die Wut der weißen Einwohner berechtigt sein oder nicht, — meine Ueberzeugung ist jedenfalls, daß das Andenken an den 2. Juli in East Saint Louis wie ein Sturm über die Staaten hinbrausen und den Negern ins Gedächtnis rufen wird, daß dies Land einer weißen Zivilisation und nicht einer schwarzen Barbarei vorbehalten ist. Ja, das ist der Kern der Sache," schloß er. „Was bei diesem Aufruhr verloren ist, sind nur ein paar hundert Negerleben, was gewonnen wird, ist ein allgemeines abschreckendes Beispiel für den schwarzen Pöbel, der für unsere demokratische Zivilisation gefährlich werden kann."

Der Bischof saß einen Augenblick stumm da, wie um das Interesse zu prüfen, mit dem wir auf seine Erzählung warteten, so wie der Sportsmann die Höhe abschätzt, bevor er zum Sprung ansetzt. Als er dann begann, hörte man bald, daß es sich um eine Begebenheit handelte, die er schon oft erzählt haben mochte.

„Ich war damals erst zehn Jahre alt und wohnte in Südvirginia, wo mein Vater große Baumwollplantagen besaß. Es war acht Meilen bis zur Stadt, und ich durfte oft mit meinem Vater zusammen hinfahren, wenn er dort zu tun hatte. An einem Sommernachmittag, als wir aus der Stadt abgefahren waren, hörten wir plötzlich hinter uns einen Wagen mit zwei Pferden in rasendem Tempo näherkommen. Es dauerte nicht lange, bis der Wagen uns erreichte, und wir sahen, daß der Kutscher eine schwarze Maske vor dem Gesicht hatte. Als unser farbiger Kutscher Sam diesen maskierten Kollegen sah, stieß er ein wildes Geheul aus und begann am ganzen Leibe zu zittern. Im selben Augenblick fuhr der Wagen vorbei; sieben maskierte Männer saßen darin, darunter ein gefesselter Neger, dessen Gesicht von Angst verzerrt war.

Dieser junge Neger hatte vor wenigen Tagen einen grauenvollen Mord an einer jungen Weißen verübt, nicht weit von dem Orte, an dem wir uns jetzt befanden. Er hatte sie spät abends getroffen, als sie, den Spaten über der Schulter, von ihrer Arbeit nach Hause ging. Er hatte sie mißhandelt und sie dann getötet und eingescharrt.

Diese Untat hatte den tiefsten Abscheu der ganzen Gegend erregt, nicht nur gegen den Mörder, sondern gegen alle seine Rassegenossen überhaupt. Dieser ganzen Gegend war der Neger, der die weiße Frau am Abend getroffen hatte, nur ein Tier, dessen wilde

Instinkte sich entfesselten, als es seine Beute erblickte. Er griff sie in seiner Wildheit an und tötete sie aus Bosheit.

Ich hatte ja in meinem Alter noch kein Verständnis für diese Dinge. Aber später habe ich oft versucht, mir die Gefühle zu deuten, die an jenem Abend den Mann überkommen hatten, und ich bin zu dem Schluß gelangt, daß sie, so grauenvoll sie waren, doch als menschlich bezeichnet werden können. Diese junge Weiße, die ihm entgegenkam, war nicht nur ein menschliches Wesen, sie war die Versuchung in menschlicher Gestalt. Diese weiße Haut, ein Kuß von diesen Lippen, eine Umarmung dieses Körpers, — das ist das Unerreichbare. Und da geht sie. Niemand sieht die beiden. Jetzt oder nie ist es ihm beschieden, die Wonne zu erleben, die so hoch eingeschätzt wird, daß ihre Befriedigung sein Blut fordert . . .

Die weiße Haut wird immer weißer; er widersteht der Versuchung nicht. Er nimmt die Frau in seine Arme. Und als er sie losläßt, eilt sie davon. Bisher ist sein Tun ausschließlich vom Gefühl diktiert worden, jetzt erwachen seine Gedanken. Die Frau, die da fortläuft, schafft mit jedem ihrer Schritte sein Todesurteil näher herbei. Wenn sie erzählt . . . . er hält mitten in seinen Gedanken inne, er streicht mit der Hand über seinen Nacken, er fühlt bereits den Strick um den Hals. Wenn er sein Leben retten will, muß sie sterben. Der Tod ist ihm gewiß, wenn sie am Leben bleibt. Stirbt sie, so hat er eine Chance, am Leben zu bleiben. Er ergreift diese Chance. Und er eilt ihr nach, stößt ihr den Dolch ins Herz und begräbt ihre Leiche.

Wir hatten kaum den halben Weg zurückgelegt, als wir in Steinwurfsweite vom Wege vor uns eine große Menschenansammlung sahen. Mein Vater wollte wissen, was da los sei, und wir stiegen aus und gingen hinüber. Ein Bekannter meines Vaters, der zugegen war, trat auf uns zu und beeilte sich, uns die Neuigkeit zu erzählen. An dieser Stelle war der Mord verübt worden. Der Gefangene war äußerst hartnäckig gewesen und hatte nicht gestehen wollen, heute früh aber hatte die Polizei ihn hierher geführt; als er an den Ort der Tat kam und das Loch sah, in dem die Leiche gelegen hatte, war er ganz zusammengebrochen und hatte das Verbrechen eingestanden. Die Polizisten hatten ihn dann nach der nächsten Eisenbahnstation gebracht, von wo er ins Gefängnis transportiert werden sollte. Aber als der Zug abfahrbereit war, hatten acht maskierte Männer, jeder mit einem Revolver in der Hand, das Kupee gestürmt, wo der Gefangene gefesselt zwischen zwei Polizisten saß, hatten die Beamten überwältigt, den Gefangenen mitgenommen und waren in rasendem Tempo zur Stadt hinausgefahren . . .

Ich hörte nicht mehr, was er sagte, denn meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf eine hohe Eisenstange, die mitten auf dem Platz eingerammt war, und auf eine große Schar farbiger Burschen, die im Kreise um die Stange standen.

Gerade jetzt wurde der Gefangene herangeführt, völlig nackt, unkenntlich, von Kopf bis Füßen mit glänzendem Teer bestrichen. Er wurde mit Eisenketten dreimal an der Stange befestigt: an Fußgelenken, Leib und Schultern. Dann beugten sich vier Mann über seine Füße, und im selben Augenblick ertönte ein messerscharfer, herzzerreißender Hilfeschrei. Das Geheul und Gejammer der Kinder mischte sich mit diesem Schmerzensruf, und als die erste zischende Flammensäule an dem mit Teer bestrichenen, klagenden Körper emporloderte, wurde das Schluchzen der Kinder zu einer einstimmigen, saugenden Woge, die sich mit jedem Jammergeschrei des Gefangenen hob und senkte.

Endlich, als jede Klage verstummt war, trat ein alter weißhaariger Hüne vor, stellte sich vor die Kinder, deren Aufmerksamkeit er auf sich lenkte, indem er seinen Zeigefinger hob und sagte: „Ihr Knaben aus farbigem Blut! Ihr seid hierher gebracht worden, um heute Augenzeugen dieser Begebenheit zu sein, die euch daran erinnern soll, daß es einem jeden von euch und euren Nachkommen, der jemals eine weiße Frau überfällt, ebenso ergehen wird wie diesem." Darauf wurde ein Signal gegeben, und die Menge stürmte davon und war in einem Augenblick verschwunden. Aber der Leib des Negers brannte weiter. Als die Polizei an den Ort kam, war nur ein verkohltes Skelett noch übrig. Sie konnten das Opfer erst identifizieren, nachdem sie sich über ein dürftiges Bündel Kleider gebeugt hatten." —

Der Bischof schwieg und strich sich rasch mit der Hand über die Augen, wie um den Schatten einer so entsetzlichen Kindheitserinnerung zu verjagen.,

Da sagte der Jurist, weil ihm der Ausgangspunkt dieser Erzählung einfiel:

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß eins von diesen Kindern sich des gleichen Verbrechens schuldig gemacht hat. Dazu ist dies Begebnis ihnen sicher zu unvergeßlich geworden."

„Es war ihnen unvergeßlich," erwiderte der Bischof rasch und ruhig, als habe er diese Schlußfolgerung erwartet. „Dieser Teil meiner Erzählung steht eben noch aus."

Und er setzte seine Geschichte fort:

„Es ist jetzt wohl etwa dreißig Jahre her, seit eine der verwickeltsten und bösartigsten Verschwörungen die New-Yorker Gerichte beschäftigte."

„Sie meinen die Ben Lawson-Bande?" unterbrach der Jurist.

„Die meine ich, ja. Damals waren Sie noch nicht auf der Welt. Ja, ich meine diesen großen, schwarzen, unsichtbaren Bund, der phantastische und unmotivierte Verfolgungen weißer Männer, Frauen und Kinder zu seinem einzigen Zweck zu haben schien. Diesen Bund, der anscheinend seine Fangarme über sämtliche Staaten ausgestreckt hatte, und nie eine andere Spur hinterließ als eine schwarze Maske auf dem Gesicht der Leiche. Und dann wurde der Anführer gefaßt. Ich habe mir zu fast allen Verhandlungen Zutritt verschafft. Ben Lawson war ein junger Neger aus meiner Gegend, ich hatte ihn in meiner Jugend oft gesehen. Er wußte, daß er zum Tode verurteilt werden würde und brauchte nichts mehr zu verheimlichen. Er erzählte dieselbe Begebenheit, die ich Ihnen geschildert habe, und schloß mit folgenden Worten: „Ich war eins von diesen hundert unschuldigen farbigen Kindern, die die weißen Schlingel herbeigerufen hatten, um dem teuflischen Schauspiel beizuwohnen. Von dem Tage an habe ich eurer Rasse ewige Rache geschworen!"

„Ja, man sollte meinen," fuhr der Bischof fort, „daß ein so herzergreifendes Beispiel sich jedem Augenzeugen in die Seele brennen und ihm eine lebenslängliche Warnung, eine lebenslängliche Abschreckung sein würde. In dem Lawson-Prozeß kam an den Tag, daß neunzehn von seinen Mitverschworenen zu den hundert Kindern gehörten, die mitangesehen hatten, wie Jack Miller verbrannt wurde. Nicht warnend, nicht abschreckend stand dieser Tag vor ihren Seelen, nur Haß und Rache hatte er ihnen eingeimpft. Und glauben Sie mir, mein lieber junger Freund, die Wogen der Ben Lawsonschen Mission sind noch immer nicht verebbt."

Der Bischof lehnte sich zurück. Dann wandte er sich plötzlich wieder zu dem Juristen und fragte:

„Sind Sie aus den Südstaaten?"

„Ich bin aus den Südstaaten."

„Ah so!" . . . . Und wer — schien er sich selbst zu fragen — wird das Lauffeuer dieses Hasses löschen, das in East Saint Louis angezündet wurde?

Er holte einen Pullmanbecher aus der Tasche, löste den Verschluß, stand auf und ging in den Waschraum. Als er zurückkam, las und spielte man wieder, bis der Zug in New York hielt und wir in der Stadt untertauchen konnten, wo das Licht am hellsten und die Dunkelheit am finstersten ist.

Das erschütterndste Buch, das ich seit Jahren in der Hand hatte: Karl Liebknechts Briefe, von Franz Pfemfert im Verlage der „Aktion", Berlin-Wilmersdorf, herausgegeben.

Das Buch ist schon einige Monate im Handel. In keiner Zeitung, in keiner Revue habe ich ein Wort darüber gefunden und doch kann kein erfundenes Buch der letzten Zeit sich mit diesem erlebten vergleichen. Unbegreiflich, das Schweigen im Blätterwald. Lebte Größe in den Seelen derer, die Politik und Zeitungen machen, sie würden dieses Buch eben aus dem Grunde rühmen, aus welchem sie, kurzsichtig und herzensarm, es jetzt verschweigen, nämlich gerade weil es die Enthüllung des Menschen Karl Liebknecht ist, der ein schlechter Politiker gewesen sein mag, aber nach diesen nicht für die Oeffentlichkeit geschriebenen Briefen an die Geliebte und die Kinder als ein seelenreiner, starkwilliger, von Liebesleidenschaft erglühender Mensch dasteht. Man kann Pfemfert für dieses Freundschaftswerk nicht dankbar genug sein. Nicht denen, die an Liebknecht glaubten, soll man es geben, die sehen ihn in Verklärung, man soll es denen in die Hand drücken, die ihn aus politischer Ueberzeugung bekämpfen mußten, vor allem den Gläubigen einer Liebknechtlegende, die schließlich zur Ermordung ihres Opfers führte.

Die Briefe zerfallen in solche aus dem Krieg und solche aus dem Zuchthaus.

Die Briefe aus dem Krieg zeigen Liebknecht nur als den ganzen, ungebrochenen Charakter, der er war. Am 21. 9. 15 schreibt er seinen Kindern:

> Es ist heute ein wilder Tag hier und ein sehr böser Abend. Ein russischer Vorstoß aus Riga hat uns überrascht. Wir heben jetzt neue Stellungen aus — in nordwestlicher Linie. — Es ist kühl. Neben mir kracht es toll — auf uns ist die Hölle losgelassen.
>
> Ich werde nicht schießen. —
>
> Lebt wohl, — Ihr Liebsten. Ich küsse Euch so heiß, wie ich Euch lieb habe. Euer Papa.

Er hat diesen Vorsatz nicht nur nach Hause geschrieben, er hat ihn auch im Umgang mit Vorgesetzten nicht verheimlicht (1915!). In einem Brief vom 8. 10. 15 erzählt er seiner Sonja von einer feierlichen Wintersternnacht im Osten. Im vordersten Schützengraben, während Leuchtkugeln die Nacht erhellen, diskutiert er mit seinem Unteroffizier: „Ich zanke mit ihm, nicht gar bös, denn er ist ein guter Kerl, wenn auch sehr beschränkt und überängstlich. Ich erkläre ihm, daß ich nicht schießen werde und wenn es befohlen würde. Dann möge man mich erschießen. Andere stimmen mir bei. Wir werden laut. Sofort pfeift's uns um die Ohren, die Russen hören uns." Der

Unteroffizier scheint der Offenheit Liebknechts würdig gewesen zu sein. Auch die Offiziere in Liebknechts Nähe haben sich seiner moralischen Persönlichkeit nicht verschlossen. In demselben Briefe erzählt er von einem Gespräch mit seinem Rittmeister. Liebknecht mußte Mist tragen. Der Rittmeister fragte ihn, wie ihm die Arbeit gefalle. Antwort: „Ja, wenn Frieden wäre!" Er: „Natürlich, dann würden Sie die Arbeit nicht machen." Ich: „Im Gegenteil, dann würde ich sie gern machen." Er, verblüfft: „Und jetzt machen Sie sie nicht gern?" Ich: „Im Kriege kann ich nichts gern machen, nichts, was dem Kriege dient." Ein andermal wird er beim Bataillon denunziert, er treibe Propaganda für den Kirchenaustritt. Der Vorgesetzte gibt die Anzeige nicht weiter, sondern warnt Liebknecht vor Denunzianten in der Nähe. Ja, er fügt die Mahnung hinzu, nicht zu vergessen, daß auch Briefe geöffnet werden dürfen. Beiläufig bemerkt, diese anständigen Offiziere sind die einzigen, deren Liebknecht in seinen Briefen Erwähnung tut. Keine Beschwerde über einen anderen Offizierstypus ist in diesem Buch zu finden.

Der zweite Teil der Briefe stammt aus dem Zuchthaus zu Luckau. Hauptsächlich Briefe an seine Frau. Briefe eines leidenschaftlichen Liebhabers, eines durch Seele und Sinne mit der Geliebten verbundenen Mannes. Kein sentimentales Wort. Manches belächelnswert, weil Verliebtheit sich kundgibt: „Besuche mich Sonnabend, da bin ich rasiert." Immer die Geliebte beruhigend. So nach dem ersten Besuch Sonjas, am 10. Januar 1917:

> „Bin ich nicht munter, voll Interesse nach allen Richtungen? Und beruhigt es Euch nicht, daß ich heute diesen Extrabrief schreiben darf? Und daß ich zwei Schreibhefte, Bleistift und Gummi erhielt? ... Froh bin ich und mußt Du sein, daß ich eine Wochenzeitung lesen darf, nicht wahr? ... Habt Ihr Euch Luckau betrachtet? Es scheint ein ganz freundliches Städtchen zu sein. Von der großen Kirche klingt der Stunden- und Viertelstundenschlag Tag und Nacht zu mir und regelt mein Leben. Ist der Spazierhof nicht wirklich erfreulich groß und voll bester Luft und Ausblicke? ... Heute sind seit dem 4. November 68 Tage ‚rum', d. h. $^1/_{21}$ der vier Jahre. Wie rasend schnell verging die Zeit."

Er war nicht verlassen in seiner Zelle. Nachts träumt er von der Geliebten oder von der Mutter. „Es gibt," schreibt er nach einem Traum von der Mutter, „einen Grad und eine Art der Liebe, die stärker ist als der Tod, der der Tod nichts anhaben kann: der Gestorbene lebt lebendig in der Vorstellung und im Gefühl der Hinterbliebenen fort. So ging's mir mit meinen Eltern — sie sind nur jetzt abwesend, und n i c h t m a l d a s ..." Sonja, die Geliebte, aber sieht er so, wie er sie in heißesten Stunden gesehen hat: „Das blaue

Lupinenfeld bei Heidelberg und meine Sonitschka mit ausgebreiteten Armen, überwältigt vor Entzücken, Seele und Leib eine selige Empfindung, — das ist das Sinnbild Deines Wesens seit jenem Tag; und war mir das Sinnbild, schon ehe sich's ereignete."

Ein glühender Kontakt ist zwischen den Getrennten. Wundervoll ein Brief, den er im Frühling aus dem Zuchthaus schreibt, nur eine Schilderung seines Mai-Erlebnisses in der Zelle, seines nur gehörten, nicht geschauten Frühlings. Wie viele Gedichte lassen sich an strömender Pracht mit diesem Briefe vergleichen:

„Und was redest Du von ‚Leiden'? Woran ich ‚leide', das weißt Du besser..... Was soll mir das Geschwätz in einem französischen Roman? Was überhaupt das Gered anderer Leute? Das Gurren der wilden Taube, das zu uns dringt, d a s ist etwas! Kennst Du diesen merkwürdigsten aller Waldtöne, dieses klagende d - sehnsüchtige Guur — gu — gu — gu — gu usw., das die Weite unter seinen Bann zwingt, trotz Pirol und Amsel und Drossel und trotz des munteren ‚Laubsängers', der mich im Bunde mit dem Buchfink aus nächster Nähe beglückt, während die Kling-Klirr-Schnalsmeisen, die Zizi-ra-Goldammern und die Schwalben sich ferner halten bei ihrem abendlichen Jagd- und Hasch-Wirbel-Rundflug besonders? Zuweilen kommt auch ein kleiner Freund durch mein Gesichtsfeld gehuscht, einen Augenblick, und wenn ich mich ganz dicht ans Gitter drücke, seh ich ein paar Zweige. Das Dohlengeplapper hat aufgehört, sie leben jetzt zu zweien ...." Sonja Liebknecht erhält diesen Frühlingsbrief im Isarthal. Seine Hoffnung, sie werde nun die Vögel anders hören, eben als seine Boten, als ein Gemeinsames, hat sich gewiß erfüllt. Liebe, so glühend übermittelt, schafft magischen Kontakt.

Nie wird er im Zuchthaus mürrisch, nie weichlich. Die Schusterei, an der er Freude hatte, wird untersagt. Er muß Tüten kleben. Aber es fällt ihm nicht ein, zu lamentieren. Vielmehr schreibt er einen Hymnus auf die neue Arbeit (Brief vom 16. 6. 18): „Das Tütenkleben gibt mir mehr Interesse als Du ahnst. Ich studiere daran systematisch das Wesen der Technik, die Psychologie des Erfindens, den Begriff der Geschicklichkeit. Du magst lächeln, und sicherlich sind ähnliche experimental psychische Untersuchungen schon oft gemacht und wohl auch wissenschaftlich verwertet. Nur genaue Selbstbeobachtung kann volle Klarheit geben. Jede kleinste Bewegung des ganzen Körpers und der einzelnen Glieder, ihre Haltung, die geringsten Modifikationen in der Verwendung der Sinne, besonders der Augen und des Gefühls, die Rolle der geistigen Funktionen und des Stimmungszustandes, der Art und Ordnung des Materials, der fortgesetzten Repitition gleichartiger Bewegungen, des Tempos und Rhythmus der Handgriffe und der Beobachtung anderer und der Be-

lehrung durch sie und der eigenen praktischen Erfahrungen — unzählige Einzelheiten und Kleinigkeiten sind's, aus denen sich schließlich eines der wichtigsten Bewegungsgesetze der menschlichen Entwickelung ergibt, das im Kleinsten dasselbe ist wie im Großen."

Mit solcher Ruhe schrieb Liebknecht am 590. Zuchthaustage über das Tütenkleben.

Ein halbes Jahr später hörte ich den Befreiten vor dem preußischen Abgeordnetenhaus auf menschenüberfüllter Straße sprechen. Von der Ruhe, die ihn in der Zelle sänftigte, wo er mit Shakespeare, Molière, Homer, Tieck und Walter von der Vogelweide lebte, war nichts mehr in ihm. Sein Gesicht war abgezehrt, sein Auge starr, ein nervöses Zwinkern irritierte den Zuschauer, und seine Rede, mit allzu einfachen Formeln arbeitend, wirkte damals wie die Kundgebung eines Monomanen. Aber vielleicht war ich es, der ihn falsch sah? Vielleicht aber auch sind wir alle miteinander, welchem Lager immer zugehörig, im öffentlichen Leben vergröberte Ausgaben unseres privaten Menschen? Unsere wertvollste Einsicht, unsere letzte Menschlichkeit muß im öffentlichen Leben verheimlicht werden. Vielleicht war Liebknecht, wie so viele opferfreudige Menschen, doch nicht robust genug zum nervenauffressenden Leben heutiger Gemeinschaften? Jedenfalls ist mir ein Satz sehr lange nachgegangen, den er am 8. Oktober 1917 an seine geliebte Sonja schrieb: „In der Mönchszelle! Wie oft habe ich mich gesehnt, im Kloster zu leben! Fast erschrecke ich über die Erfüllung aller meiner Wünsche." War er ein losgelassener Mönch? Jedenfalls war er ein Mensch, der glücklich war in der Opferung seiner selbst. Das zeigen seine Briefe.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Statt des lieben, fröhlichen Erzberger, der das Wort Zusammenbruch ebenso verabscheute wie der Sonnenkönig Ludwig das Wörtchen Tod, verwaltet jetzt Herr Dr. Wirth die Schulden und Schuldvermehrungen des Deutschen Reiches. Die Parteicouleur ist dieselbe: aber die Farbe des Temperaments hat gewechselt. Herr Wirth hielt, als er im Haushaltsausschusse den Notetat vorlegte, eine wahre Kassandrarede. Herr Noske, der, aus dem Rate der Entscheidenden verstoßen, nicht mehr amtlich verpflichtet ist, die Beschönigungstaktik mitzumachen, die die Koalitionsregierung bisher als geeignetes Mittel der Selbsterhaltung ansah, erklärte, er sei ob der Mitteilungen des Herrn Reichsfinanzministers fassungslos. Was solle denn, wenn die Dinge so lägen und so weitergingen, im nächsten Jahre aus

Deutschland werden? Nur wer leichtsinnig in den Tag hinein lebe, könne sich mit diesen Ziffern abfinden.

Man kann Ihnen, verehrter Herr Noske, und Ihren Kollegen von gestern den Vorwurf leider nicht ersparen, daß Sie schon lange leichtsinnig in den Tag hineinleben und daß Sie etwas spät, allzu spät, die Fassung verloren haben. Hat denn Herr Wirth irgend etwas Neues oder Ueberraschendes vorgebracht? Er hat für das voraussichtliche Defizit der Reichseisenbahnen eine Ziffer genannt, die bisher nicht bekannt war und die übrigens in ein paar Wochen oder Monaten wahrscheinlich schon wieder überholt sein wird. Aber auf diese ephemere Ziffer kommt es gar nicht an. Es kommt auf die Tendenz rapider, immer rapider werdender Defizit- und Papiervermehrung an, die das ausschlaggebende Merkmal unserer Finanzwirtschaft ist. Ob das Wachstum der Fehlbeträge bei der Eisenbahn am sensationellsten in die Erscheinung tritt oder bei der Post, bei anderen Arten öffentlicher Betriebe oder bei den Beamtenbesoldungen, das ist eine vergleichsweise untergeordnete Frage. Die Tendenz aber, Herr Noske, die konnten und mußten Sie und Ihre Kollegen (Sie selbst hatten sich ja um diese Dinge noch am wenigsten zu kümmern) schon längst erkennen. Man hat Ihnen die Gefahr gezeigt, man hat Sie vor dem nur durch grenzenlose Unwissenheit erklär- und entschuldbaren Optimismus ihres Freundes Erzberger gewarnt, man hat Ihnen auseinandergesetzt, wie kindisch die Milchmädchenrechnung war, mit der dieser hurtige Schieber die Reichsfinanzen sanieren wollte. Alles umsonst. Inzwischen hat sich nichts geändert, als daß wir auf der schiefen Bahn ein Stück weiter gerutscht sind, und daß Ihnen die pauspackige, alle Sorgen weggrinsende Zuversicht des Herrn Erzberger abhanden gekommen ist. Aber jetzt verlieren Sie plötzlich die Fassung.

Noch vor kurzem hat Herr Erzberger in Moabit triumphierend verkündet, nach seiner Steuerreform könne den Reichsfinanzen eigentlich überhaupt nichts mehr passieren. Denn seine neuen Abgaben seien so genial konstruiert, daß jede Vermehrung des Papierumlaufs, jede Steigerung der Preise und der Einkommen ganz automatisch ihren Ertrag erhöhe. Herr Wirth scheint von der Wirkung dieses finanzpolitischen Taschenspielertricks nicht ganz so überzeugt zu sein. Er hat, nach dem amtlichen Berichte, der Reform- und Sanierungstätigkeit seines Vorgängers mit keiner Silbe Erwähnung getan. Auch in der Debatte hat es offenbar niemand gewagt, den heiteren Geist des Bieberachers als Sorgenscheucher zu beschwören. Man war zu bestürzt.

Was gedenken die Herren, da ihnen nun endlich die Einsicht gekommen ist, gegen die Gefahr völliger Bolschewi-

sierung unserer Finanz- und Geldwirtschaft zu tun? Der Reichsfinanzminister scheint keine bestimmten Pläne entwickelt zu haben. Die Eisenbahntarife, meinte er, könne man kaum noch erhöhen, weil sonst der Verkehr zurückginge. Eher sei vielleicht an eine Steigerung der Kohlensteuer zu denken. (Kohlensteuererhöhung bedeutet indes neue Preis-, Lohn- und Geldinflation; sie löst das Finanzproblem nicht, sondern schiebt es bloß, für einen Augenblick, weiter.) Im ganzen sehe er keine Rettung, wenn es nicht gelinge, Finanzpolitik mit Wirtschaftspolitik in Einklang zu bringen. In diesem, in seiner Allgemeinheit etwas dunklen Satze steckt vielleicht die theoretische Erkenntnis des Richtigen und Notwendigen. Aber mit theoretischer Erkenntnis ist's nicht getan.

Herr Noske, der Fassungslose, sagte, daß sich jedermann auf's äußerste einschränken müsse. Dem Volke müsse es endlich klar werden, daß wir bettelarm geworden seien und daß keine Möglichkeit bestehe, den Verbrauch auf die Stufe der Vorkriegszeit zu bringen. Die ersten unfreiwilligen Jünger dieser asketischen Lehre sollten die Beamten sein; eine wesentliche Aenderung der Besoldungsordnung (wie sie der gutherzige Erzberger ganz bestimmt versprochen, fix ausgearbeitet und dem Parlamente auch bereits vorgelegt hatte), sei „undiskutabel".

Als Praktikus und Pfiffikus kam dann noch Herr Stücklen und schlug vor, von weiteren Lohnerhöhungen „Abstand zu nehmen" und dafür Naturalien zu geben.

Der Abgeordnete Noske vermutet mit Recht, daß das Mißverhältnis zwischen Leistung und Verbrauch die Wurzel unseres Elends sei. Dennoch ist sein Gedanke, das Gleichgewicht durch Drosselung der Lebenshaltung herzustellen, vollkommen aussichtslos. Er ist vor allem praktisch aussichtslos: denn keine Gruppe wird seinem Aufruf zur äußeren Herabdrückung aller Ansprüche materiellen Behagens folgen. Jede wird fragen: warum sollen gerade wir den Anfang machen? Jede wird auf das üppige Verdiener- und Schiebertum weisen, das in der halbsozialistischen Republik so prächtig gedeiht und so ungeniert sein Leben genießt. Man müßte die Leute also schon zur Anspruchslosigkeit zwingen. Herr Noske wird nicht behaupten, daß seine zurzeit in der Wilhelmstraße residierenden Kollegen das können. Nicht einmal die Beamten werden sie zwingen: wenn die sich eine Zeitlang genarrt und benachteiligt gefühlt haben, werden sie mit radikal gewerkschaftlichen Arbeitnehmergesten die Macht einsetzen, die ihnen als organisierter „Masse" der Staatsohnmacht gegenüber zu Gebote steht.

Der Noskesche Gedanke ist aber auch grundsätzlich unzulänglich. Das Mißverhältnis zwischen Leistung und Verbrauch kann nicht

allein von der Verbrauchsseite, es muß auch, und sogar in erster Linie, von der Leistungsseite her geheilt werden. Gewiß drängen — ich habe darüber ja erst vor einer Woche an dieser Stelle gesprochen — alle Schichten, die sich im Besitze einer dazu ausreichenden Macht fühlen, mit Hilfe ständig vermehrter Geldeinkommen zur Ausdehnung ihres Verbrauchs. Aber für die Masse der Konsumenten bleibt dies Drängen Sysiphusarbeit. Da das Angebot an Bedarfsgütern nur wenig oder gar nicht wächst, treiben sie nur die Preise in die Höhe, ohne ihren Konsumanteil wirklich in beträchtlichem Maße vergrößern zu können. Manche Gruppen erreichen und behaupten natürlich trotzdem einen Ueberschuß über den unentbehrlichen Minimalverbrauch. Aber dieser Ueberschuß ist nicht das Schlimmste. Selbst der sträfliche Luxuskonsum der Händler und Schieber ist, volkswirtschaftlich gesehen, noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist die enorme Leistungsunterbilanz, das Mitschleppen und Mitversorgen zahlloser Menschen, die für ihren vollen (wenn auch absolut oft bescheidenen) Konsumanteil nur eine halbe, eine viertel, gar keine Leistung hergeben. Wir haben nicht allzuviel offiziell Arbeitslose; aber wir haben in den Betrieben, Aemtern, Büros, eine Unmasse von Leuten, die bei ganzer Bezahlung teilweise, häufig auch so gut wie vollständig, feiern. Der alte Kapitalistenstaat hätte sie hungern oder auch auswandern lassen; der Staat von heute kann das nicht. Er zeigt sich aber auch unfähig, sie produktiv zu machen, ihnen Leistungsmöglichkeit zu schaffen und Leistung aufzunötigen. So steht ihr Verbrauch als riesiger, unfruchtbarer Passivposten in unserer Wirtschaftsbilanz und besiegelt deren Defizit.

Nicht Bedarfsdrosselungs-, sondern schöpferische Produktivitätspolitik wäre die Rettung. Wer wagt zu hoffen, daß sie noch kommt, daß sie nicht zu spät kommt? Kommt sie nicht, so bleibt in der Tat nichts weiter übrig als die Bedarfsdrosselung. Aber die wird nicht aus freiwilliger Selbstbeschränkung hervorgehen und sie wird nicht von diesem machtlosen Staate erzwungen werden. Sie wird sich einstellen als Ergebnis eines elementaren Zusammenbruchs, der stärker ist als Staat u n d Massen.

Dem Haushaltsausschuß stand, zum ersten Male, wie's scheint, das Mene Tekel solcher Entwicklung vor Augen. Vom Geiste Erzbergers war keine Spur zu entdecken. Aber dieser Geist ist nicht tot. Er lebt fort im Wahlaufrufe der Demokraten, allwo der durch sein Deutsch und seinen Inhalt gleich klassische Satz prangt: „Die kopflose Finanzgebarung der Kriegszeit ist in geordnete Wege geleitet."

S.

AUS DEM TAGE-BUCH

DER GÖNNER

Der vor einiger Zeit verstorbene Berliner Sammler Markus Kappel war berühmt: er besaß acht Rembrandts, Franz Hals und noch sonst einiges Schöne, auch Menzel, und der Kaiser war einmal bei ihm im Hause gewesen. Als er starb, widmete ihm Wilhelm von Bode einen sehr warmen Nachruf — hatte doch Markus Kappel alles für das Kaiser-Friedrich-Museum gesammelt, immer mit Bode, immer im Hinblick auf das Museum. Im Testament stand, daß alles dem Museum als Legat zufallen sollte.

Es existiert aber noch ein anderes Testament, vom Sommer 1919, und in diesem Testament steht, daß das Museum gar nichts bekommt, sondern alles die Familie erben soll. Bodes Nachruf erübrigte sich.

Was für Gründe den alten Herrn anno 1919 bewogen haben, sein Testament umzustoßen, heimlich, ohne von dieser Aenderung etwas verlauten zu lassen, stehe dahin. Sollte es der „neue Staat" sein? Dann um so schlimmer. Dann war Kappel zu Lebzeiten kein Wohltäter an seiner Nation, sondern ein Streber. Aber gleichviel, ob Staat oder Volk oder Volksstaat — es ist zu sagen, daß dies nicht geht und kein Heldenstück ist. Immer hat sich der Mann feiern lassen als der große Gönner und Förderer des Museums, Orden hat er sich umhängen lassen und den Kaiser bei sich gesehen. Bis zu seinem Tode hat er die Fiktion seiner Wohltaten aufrecht erhalten und sich dann gedrückt. Schlimmer noch: er hat das Museum geschädigt. Oft genug hat das Museum auf einen wichtigen Ankauf verzichtet (Rubens Isabella Brant!), weil Kappel sagte: „Lassen Sie mich es kaufen für die paar Jahre, die ich noch lebe; dann fällt es ja automatisch an das Museum!" Und das Museum war gutgläubig genug. Solcher Schaden ist nie mehr zu reparieren; verpaßte Gelegenheiten kommen nicht wieder, heute weniger als je.

Darum: dergleichen geht nicht, auch wenn das zweite Testament, das vom Jahre 1919, juristisch nicht anzufechten sein sollte. Wegen der Gesinnung geht es nicht.

Unterdessen hat H. C. Frick in New York seine großen Sammlungen, genau wie Benjamin Altman vor ein paar Jahren, der Stadt vermacht. Und noch 15 Millionen Dollar für die Verwaltung dieser Sammlungen. Ich möchte nicht Kappel heißen.

Emil Waldmann.

THEATERBEWERBUNG

Freud, der Psychoanalytiker, hat ein Buch über Versprechen und Verschreiben verfaßt. Diese Fehler werden dort durch Verdrängungen erklärt. Hier ein schöner Beitrag für ihn: In einer Stadt wurde ein Intendant der Theater gesucht. Man mußte sich mit dem geschäftigen, laienhaften Vorsitzenden des Aufsichtsrates in Verbindung setzen. Einer der Bewerber schrieb einen Brief an diese wichtige Persönlichkeit und überschrieb ihn: „An den Herrn Aufsitzenden des Vorsichtsrates . . ."

ACHTJÄHRIGE TÄNZERIN

Nummer des neuen, im ganzen sehr lustigen und geschmackvollen Kabaretts „Die Rakete": eine achtjährige Tänzerin. Ich will den Namen des Kindes nicht nennen, es könnte in einigen Jahren über seinen frühen Ruhm traurig werden, und der Mutter und Nutznießerin will ich den Gefallen nicht tun.

Also, eine Tänzerin von acht Jahren.

Das Kind tritt in einem Tänzerinnenkostüm auf die Bühne. Ganz kurzes Röckchen, ausgeschnittenes Leibchen, nackte Beine. Es kann nicht viel, gymnastisch-technisch unter dem Durchschnitt der Ballettkinder. Aber es hat doch etwas mit den großen Tänzerinnen gemein, es schmeißt feurige Blicke ins Publikum wie eine Routinière gewitztester Art, es schäkert mit den Augen zu den Zuschauern, es lächelt verheißend und neckisch-verschämt, es knixt mit Bewußtsein und wirft Kußhändchen zu den Herrschaften, die bei Sekt und Rheinwein sitzen.

Ich wurde entsetzlich traurig. Sah wohl, daß alle diese kleinen Koketterien von einer älteren beleibten Dame, die hinterm Vorhang herauslugte, dem Kinde eingelernt waren, begriff sogar nach längerem Versuch, mich in die Gedankenwelt einer solchen Mutter oder Ersatzmutter hineinzudenken, daß Affenverliebtheit und Theaternarrheit eine vielleicht gar nicht böse Frau zu solchem Kindermißbrauch getrieben haben könnte. Demnach fühlte ich etwas wie Entsetzen, als die achtjährige Tänzerin einmal das Röckchen hob, ganz wie eine geschlechtsreife Kollegin, und ihre runden Kinderschenkel, ihr Höschen und, blitzschnell, ihren nackten Bauch herzeigte. Eingelernt, sagte ich mir. Aber da erwachte doch mit Heftigkeit in mir das Bedürfnis nach einem Strafgesetzbuch für die unfaßbaren Verbrechen. Es müßte von Gesellschafts wegen eine Generalvormundschaft bestehen, die, mit den einsichtsvollsten, gütigsten, aber auch unbarmherzigsten Psychologen besetzt, in solchem Fall das Elternrecht zu untersuchen und, wenn es nottut, aufzuheben hätte. Nicht nur die Kinder, die blutige Striemen am Körper tragen, sind mißhandelt . . .

Es kam ein zweiter Tanz, da tritt das Kind als Bajazzo auf, kindlich, grimmassenschneidend, mit parodistischen Kinderbewegungen. Harmlos. Wenn auch mit bewußter Kindlichkeit. Aber wegen dieser Erziehung zur Bewußtheit — kein kleines Delikt! — würde ich den Generalvormund noch nicht anrufen.

Dann aber kam der Clou. Die Achtjährige, die sich viermal umziehen mußte, kam in einem raffinierten Kleidchen hervor, mit gebauschten Seidenhöschen, die ihre Schenkel ostentativ betonten, mit einem koketten Zylinder auf dem Köpfchen. Das war nun wieder ein Werbetanz, die Nachahmung von Bewegungen, die bei reifen Tänzerinnen erotisch betont sind. Foxtrotteleien, von einem Kinde imitiert. Ich schrieb im Geiste schon an den Justizminister. Plötzlich, ich hatte nicht mehr hinsehen wollen, kam die Antwort des Publikums: donnernder Applaus von allen Sekttischen, und die Entzücktesten waren die Frauen. Ich sah mich um: war wirklich keine Frau da, die ihr eigenes Kind in dieser Achtjährigen erblickte, bloßgestellt und entwürdigt? Eine überschwemmende Verzweiflung packte mich, an der Mit-

welt, an Berlin, an der großstädtischen Kultur überhaupt.

Eigentlich war solche Wirkung nicht in der Absicht einer umsichtigen Kabarettleistung gelegen.

LIESL STEINRÜCK †

Während das unbewegliche Blau des Winterhimmels Ströme warmen Lichtes auf den Schnee des Sportplatzes von Garmisch-Partenkirchen niederströmte, wurde eine kleine, gebrechliche Frau, in Pelze gehüllt, zu einem Stuhl geführt, — und alsbald schnallten manche die Skier ab und stellten die Rodelschlitten fort, um diese Frau zu begrüßen. Die buntbejackten Sportmädchen lachten leiser, und träge Kriegsgewinnler sahen mit fragender Achtung zu ihr hin.

Nachmittags saß sie dann in ihrem büchergefüllten Zimmer, in dem die Hitze eines Treibhauses gloste, und fünf oder acht Menschen saßen um sie her . . . immer andere . . . aber alle waren Menschen, die in der Atmosphäre der Kunst und Wissenschaft lebten. Es war das Schicksal dieser Frau, in unendlicher, geduldiger Liebe dem gigantischen Schauspieler Albert Steinrück anzugehören, der aus ihrem stillen Kreis seine wilden Fahrten in die Theaterstädte unternahm. Darüber hinaus aber hatte sie sich ein größeres Leben geschaffen; trotzdem die Totkranke seit vielen Jahren ins Zimmer gebannt war, ahnte, fühlte, wußte sie mit feinsten Nerven und klarem, wachem Geist alles was im geistigen Leben Deutschlands sich ereignete, kannte sie Schicksal und Werk vieler Menschen. Es war, als ob auf unsichtbaren Schwingungen alle Bewegtheit der Zeit zu ihrer körperlichen Unbeweglichkeit hinstrahlte, oder wiederum unendliche Bewegung und Anregung von dieser Sterbenden ausströmte. Sie war klug und gütig, kritisch und weitsehend, und sie sprach mit jedem, der vor sie hintrat, als ob sie sein Leben und seine Arbeit seit vielen Jahren kenne wie ein guter Freund. Hätte Rahel Varnhagen eine Enkelin gehabt, so hätte sie dieser Liesl Steinrück gleichen müssen. Die kaum Dreißigjährige hatte den schon abgestorbenen, fast geschwundenen Körper der Greisinnen, denn ein Lungenleiden vernichtete unerbittlich die Organe dieses Leibes; sie atmete mühsam und keuchend, und nur ihre Hände schienen noch vom Leben bewegt. Aber ein großes leuchtendes Auge und die Lebhaftigkeit ihrer Rede kündeten eine Leidenschaft, die stets gedämpft werden mußte, damit sie das Gehirn nicht völlig zerstöre. Jeder der zu ihr kam und sie selbst wußte, daß sie in jedem Augenblick erlöschen konnte, und doch sprach sie, sprach jeder mit ihr, als ob noch Jahrzehnte Lebens ihr beschieden wären. Viel Weisheit, viel Trost ging aus den Worten dieser Frau zu den Menschen; weithin wirkte dieses kleine Flämmchen. Man fühlte: an dem Herzen dieser Frau schläft der Tod, und wenn er die Augen aufschlagen würde, müßten ihre Augen für immer sich schließen. Dieser frühe Frühling weckte den Tod in ihr; doch sie bleibt, was sie bereits zu Lebzeiten für die vielen war, die ihr dankbar sein müssen: eine sagenhafte entfernte Gestalt, deren umfassendes Dasein auf dieser Erde ein Wunder ist. K. P.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

THOMAS WEHRLIN

ICH TRETE IN DIE PARTEI EIN

Mein alter Weggenosse! Ich habe Ihnen etwas zu bekennen, eine Schuld, einen einigermaßen beschämenden Entschluß: Ich bin Parteimitglied geworden. Trage seit gestern ein Mitgliedsbuch in meiner Brieftasche, gehöre einem Wahlverein an und werde, wenn ich mich bis dahin nicht etwa durch Aeußerungen eigener politischer Gedanken verdächtig oder unmöglich mache, in zwölf bis fünfzehn Jahren Stadtverordneter von Mariendorf werden können. Ich fühle Ihr großes, vorwurfsvolles Auge auf mir lasten und höre Ihre kopfschüttelnde Frage: „Wehrlin, wie konnten Sie? . . . wie haben Sie mir zugestimmt, wenn ich Ihnen nachwies, daß die heutigen politischen Organisationsformen ein Mittel zur Auslöschung politischer Talente und zur Heranziehung von talentarmen Mediokritäten sind. Es muß auch in der Demokratie eine Rangordnung geben, es ist stumpfsinnig, den denkenden Politiker zum Flugblattverteiler und den ausgezeichneten Flugblattverteiler zum führenden Politiker zu machen. Diese das Talent entwaffnende, das Untalent fördernde Wahlvereinsdemokratie können Sie mitmachen?"

Ich fühle diese Vorwürfe und erwidere Ihnen:

Erstens: Ich kann mich ja wieder abmelden. Ich bin in die Partei nicht wie ein Katholik in die Ehe getreten. Nur ein unpolitisches, immer mit Weltanschauung belastetes Volk wie die Deutschen nimmt eine solche Beitrittserklärung als heiligen und unwiderruflichen Akt. Ich bin nicht in der Besoffenheit der Schwärmerjahre eine unlösbare Ehe mit der Partei eingegangen, ich war ganz nüchtern, als ich den Brief an das Büro der Mehrheitssozialisten schrieb, ich habe kein keusches Vorleben, die Braut auch nicht, aber eben weil beide Teile nicht in Illusionen schwimmen, kann das Zusammensein gesund, nützlich und vielleicht sogar fruchtbar werden. Dabei will ich Ihnen gar nicht leugnen, daß ich am liebsten gleichzeitig in noch eine Partei eingetreten wäre, und zwar in die U. S. P. Das sieht in Deutschland sehr paradox und geckisch aus. In England, also unter instinktiven Politikern, ist das gar nicht ungewöhnlich. Eine Partei ist ein Mittel, politische Ideen zu verwirklichen. Aber, frage ich, welcher Arzt wird an dem Bett eines Schwerkranken sich auf e i n e therapeutische Methode festlegen? In England war es möglich, daß die Fabians, nachdem sie sich auf ein klares sozialistisches Programm festgelegt hatten, ihren Mitgliedern freistellten, auf welchem Wege, will sagen,

durch welche politische Partei sie die Verwirklichung ihrer Forderungen durchsetzen wollten. Aber nun, wir Deutschen sind ein sittliches Volk. Es ist unstatthaft, den politischen Grafen von Gleichen zu spielen, obwohl wir, Hand aufs Herz, auch in politicis nicht so monogam sind, wie wir anstandshalber ausschauen wollen.

Wenn ich aber eine Partei zu wählen hatte, so sagte mir mein überparteilicher Sinn, daß ich eine wählen müsse, die am ehesten dazu beitragen werde, unsere Konstituierung als Nation zu fördern. Während Engländern, Franzosen, Italienern und auch Russen die nationale Einheit längst zur Selbstverständlichkeit geworden ist, sind wir noch immer Volksgenossen auf Kündigung. In welchem anderen Reich wäre es möglich, daß ein Volksteil den andern fortwährend mit der Loslösung aus der Volksgemeinschaft bedroht, wie es unlängst der bayerische Ministerpräsident wegen der Frage der Einwohnerwehren getan hat? In welchem Volke wäre es denkbar, daß ein Abgeordneter, der berechtigte Beschwerden gegen seine Regierung hat, diese Anklagen den Franzosen (den Franzosen von heute) vorträgt? Wir sind eben noch immer wie ehedem, als Wilhelm Millionen Deutscher aufforderte, den Staub von den Schuhen zu schütteln und auszuwandern, immer noch Deutsche auf Kündigung, ein Zustand, den kein Engländer, kein Franzose und, Brussilows Dienst bei Trotzki beweist es, kein Russe nachfühlen kann. Deutschland ist wirklich, wie Freiligrath es sah, Hamlet, es monologisiert immer wieder: Sein oder Nichtsein, und es hat selbstmörderische Anwandlungen, in denen es sich für Nichtsein entscheidet. Weil ich in der Sozialdemokratie Ansätze zu diesem selbstverständlichen, gar nicht prahlerischen Gemeinschaftsgefühl finde, habe ich die Mitgliedserklärung geschrieben.

Zweitens: Ich finde, daß unsere Ironie über das Parteileben allmählich etwas steril wird. Dürfen wir denn den Partei-Patriotismus belächeln, solange wir nur aus der Loge des passiven Betrachters zuschauen? Sind wir nicht verpflichtet, einmal ins Haus einzutreten und es von innen anzusehen, statt bloß über die Fassade zu schelten? Keiner, der nicht den Versuch gemacht, unser Parteiwesen von innen her umzubauen, hat heute das Recht, es abzulehnen. Und ist denn je eine günstigere Situation gewesen, im Innern der Parteien wesensverändernd zu wirken? Sehen Sie doch in alle Parteien. Waren je Führer machtloser? Nirgends kommandiert ein autoritärer Wille. Kein Bebel, kein Windhorst, kein Richter hemmt. Scheidemann ist in Kassel, Haase tot, Erzberger ausgeschifft, Heydebrandt grollt auf seinem Gut, Posadowsky zieht sich zurück. Eine Führerdämmerung ohnegleichen hat begonnen. In diesem Augenblick abseits stehen oder sich aufs Kanapee der Gekränkten setzen und der Entwicklung grollen, das scheint mir Politik der Impotenz zu sein.

ELISABETH ROTTEN

EINDRÜCKE VON EINER ENGLISCHEN REISE

„Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung verwandeln, und statt natürliche Feinde, wie sie zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein."

Carlyle an Goethe, 22. Dez. 1829.

Kürzlich erschien in England ein Buch mit dem Titel „Das bessere Deutschland in der Kriegszeit" (The Better Germany in War Time) von Harold Picton, vom Verfasser „dem britischen und dem deuschen Volke" gewidmet zum Andenken an seine Mutter, „die beide kannte und liebte". In einem Bändchen von etwa 250 Seiten sind mit liebevoller Hand Zeugnisse guter Gefangenenbehandlung in Deutschland gesammelt; Proteste deutscher Soldaten gegen die Verhöhnung des Feindes in Wort und Bild; deutsche Dichtungen im Sinne allmenschlicher Bruderschaft über das Waffengetön hinweg; hilfreiche Taten deutscher Offiziere, die den Krieg bejahten, aber wo sie konnten, die Menschlichkeit ehrten. Und obwohl die „tonangebenden" Buchhandlungen es „nicht kennen", wandert es von Hand zu Hand.

Wen eine glückliche Fügung im Kriege den Platz finden oder sich erobern ließ, der allmählich in Deutschland ein Brennpunkt für reine Menschlichkeit wurde — eine „Hilfsstelle für Ausländer", i der die plötzlich zu „Feinden" gestempelten fremden Gäste unseres Landes eine Stätte der Freundeshilfe und des Schutzes vor blinder Feindseligkeit fanden — dem konnte heute das Los zufallen, als ein Sendbote des „anderen Deutschland", das man sucht und liebt, auch wenn es nicht immer leicht ist, es zu entdecken, durch England zu reisen und in einem beispiellos warmherzigen Willkomm eine Botschaft der Sympathie und des Glaubens an jenes wahre Deutschland zu empfangen und als ein köstliches Geschenk heimzunehmen. Ich habe im März eine Rundreise durch England gemacht und dabei 12 Tage in London verbracht. Eine beglückende und doch wehmütige Erfahrung: was ein kleiner Kreis einfach und natürlich Empfindender den ganzen Krieg hindurch als selbstverständliche Nächstenpflicht ansah — Menschen, die wehrlos in unserer Hand waren, ihr Recht auf menschliche Behandlung, auf Achtung der Persönlichkeit, auf geistige Betätigung zu sichern — das genügt in unserer an schlichtestem Menschentum so arm gewordenen Zeit, um von überquellender Dankbarkeit wie ein Stückchen Himmelslicht aufgenommen und mit voller Freundschaft erwidert zu werden! In der eigentümlichen Lage, als Verkörperung des guten Geistes unsres Volkes aufgenommen zu

werden, wurden mir auf Schritt und Tritt Kundgebungen zuteil, die nicht der Person, sondern ich möchte sagen, dem Sinnbild galten. Meine oben angedeutete Kriegsarbeit hatte mir in jeder Weise die Pforten erschlossen. Frauen, mit denen ich mich 1915 beim Haager Internationalen Frauenkongreß getroffen, luden mich ein; die „Gesellschaft der Freunde" (Quäker), an deren großem Hilfswerk für die deutschen Gefangenen in England, gemeinsam mit der weitverzweigten Gefangenenhilfe des englischen Philanthropen deutscher Abstammung, Dr. Markel, unser Werk seine stärkeren Schwestererscheinungen gefunden, erwirkten mir die Einreiseerlaubnis; ehemalige Ruhlebener Gefangene begrüßten mich an der Bahn, erschienen in Versammlungen und Empfängen, bei denen ich zu sprechen hatte, wie altvertraute Freunde, obwohl die meisten mir nie persönlich begegnet waren. Bis zu jedem Beamten, mit dem ich bei der Ankunft und Abfahrt zu tun hatte, erstreckte sich diese ritterliche Ehrung der Zuerstgekommenen aus der Schar derer, die auch in den feindlichen Gefangenen in Deutschland den Menschenbruder gesehen. Ja, der Ausdruck dieses Dankgefühls kam zum überraschendsten Durchbruch, als ich in der Londoner Gartenvorstadt Hampstead in einer öffentlichen Versammlung einer Ortsgruppe der englischen League of Nations Union — Vereinigung für Völkerbund — vor einer ganz zufälligen Hörerschaft zu sprechen hatte. Niemand regte sich, ihn abzuschwächen, trotzdem infolge eines Mißverständnisses mein Name als der Vertreterin der „Deutschen Liga für Völkerbund" gegen meinen ausdrücklichen Willen und, während ich ahnungslos durch Nordengland reiste, 2 Wochen hindurch öffentlich plakatiert worden war. Ich erwähne alle diese nur scheinbar persönlichen Dinge eben, weil sie nicht persönlich sind.

Ich habe viel von neuen geistigen Bewegungen in Deutschland erzählt, und die Seltenheit deutscher Besuche in England brachte es naturgemäß mit sich, daß ich mehr nach den Dingen bei uns, nach unserer Not, aber auch nach unserm Hoffen und Wollen und geistiger Arbeit gefragt wurde, als ich selbst Neues erforschen konnte. Doch fühlte ich mich in englischen Verhältnissen durch meinen Aufenthalt vor dem Kriege, durch ständige Fühlung und Zusammenarbeit während des Krieges und durch den seither verstärkten Austausch auf meinem engeren Arbeitsgebiet zu meinem eignen Erstaunen sofort wieder heimisch genug, um schnell ein Bild zu gewinnen. Nicht, als ob ich die Durchschnittsmeinung des Landes kennengelernt hätte. Meine Eindrücke und Quellen waren natürlich ganz einseitig; aber diese eine Seite, das „bessere England", konnte ich in so mannigfaltiger Gestalt wahrnehmen und innerhalb des nationalen Lebens beobachten,

daß ich, bei aller Wahrung des rechten Augenmaßes, sagen kann: Ich habe ein wirksames Element im englischen öffentlichen Leben am Werke gesehen. Dabei war ich keineswegs nur mit Pazifisten zusammen, wohl aber nur mit solchen Menschen, die in irgendeiner Weise, an offizieller Stelle oder rein persönlich, für Verständigung und Versöhnung tätig sind. Und ich kann mich an das, was diese Verständigungswilligen mir über ihren steigenden Einfluß bei der öffentlichen Meinung und bei den politischen Organen gesagt haben — abgesehen von der symptomatischen Demonstration meiner Aufnahme, die noch vor einigen Monaten für unmöglich gehalten worden wäre —, ohne Abstrich halten, weil gerade diese Menschen außerordentlich kritisch und skeptisch sind gegenüber denen, die bisher Machtpolitik, mit andern Worten die Politik des Versailler Friedens, getrieben haben und die sie nun zu bekämpfen wünschen.

Wenn ich diese Kreise, von denen wir eine Politik der Revision des Versailler Friedens zu erwarten haben, ungefähr einteilen soll, so würde ich zunächst natürlich die eigentlichen pazifistischen Kreise nennen. Also erstens die Friedensgesellschaften, die aber als solche zurzeit wohl nur wenig Einfluß haben und deren Stellung in England natürlich genau so wie die der Pazifisten in Frankreich darum besonders schwierig ist, weil man ihnen vorwirft, sie seien es gewesen, die den ganzen Krieg hindurch für einen vorzeitigen Frieden plädiert haben. Ihre Wirksamkeit ist aber von vornherein nicht auf den Tag gestellt und der Zukunft um so sicherer. Zu den pazifistischen Vereinigungen ist auch noch in hohem Grade die Union for Democratic Control zu zählen, die seit 1914 gegen die Geheimdiplomatie kämpft. Diese Vereinigung hat während des Krieges außerordentlich viel gegen die Verhetzung durch die Presse und für eine gewisse Aufklärung im englischen Volke getan, soweit dies unter den Zensurverhältnissen und der Herrschaft der „gelben Presse" möglich war. Im großen und ganzen nimmt diese Gruppe aber vielleicht doch eine zu stark polemische und negative Haltung ein, um zurzeit unmittelbar sehr viel neue Gefolgschaft für ihre Ideen zu gewinnen. Ich glaube trotzdem, daß sie, besonders durch die Zeitschrift „Foreign Affairs", die sie herausgeben, wenigstens indirekt Einfluß und werbende Kraft besitzen.

Innerhalb der pazifistischen Bewegung bilden die Quäker wie ja bekannt, ein geistig außerordentlich starkes Element. Man kann sagen, daß überhaupt die pazifistischen Ideen, nämlich die radikale Verwerfung des Krieges vom ethischen oder besser religiös-ethischen Standpunkt, und nicht nur des Krieges, sondern der Gewalt überhaupt, sowie die politischen Konzeptionen des Völkerschiedsgerichts,

der allgemeinen Abrüstung und alles was damit zusammenhängt, seit Jahrhunderten von den Quäkern ausgegangen und in die allgemeine Diskussion geworfen worden sind. Wahrscheinlich hat die Tatsache, daß es immer ein so rein idealistisches Zentrum für diese Bewegung gegeben hat, ihr eine so große Stoßkraft und immer neue Impulse gegeben, wie ja die Haager Bestrebungen vor dem Kriege als wesentlich angelsächsisch inspiriert angesehen und von den Anglophoben bei uns schon deshalb ungeprüft verworfen wurden. Naturgemäß haben sich diese Ideen dann aus einer gewissen Enge bei den Quäkern, die zugleich eine große Stärke, aber für die Ausbreitung eine gewisse Hemmung bedeutete, losgelöst, sind selbständig geworden und, zum Teil wirklich eigenwüchsig, zum Teil in völlig unbewußter Abhängigkeit, auch anderweitig aufgetaucht. Man kann ungefähr sagen, daß die Quäker in der geschlossenen Konsequenz ihrer Weltanschauung und der Lebensform, in denen sie dieser Weltanschauung einen gelebten Ausdruck verleihen, als Organisation, als religiös-ethische Körperschaft innerhalb des nationalen Lebens in England eine wunderbare Insel bilden, daß aber vieles von ihren Ideen oder mindestens in ihrer Anwendung den ihrigen gleichwertige Ideen in allen starken ethischen und sozialen Bewegungen Englands zu finden und in viel höherem Maße Gemeingut des englischen Volkslebens sind, als diese gewisse Isoliertheit der Quäker es erscheinen läßt. Das beste Zeugnis hierfür ist die Bewegung der „Wehrpflichtverweigerer aus Gewissensbedenken". Etwa 6000 unter ihnen haben ihre Weigerung, Waffen zu tragen oder sonst eine indirekt dem Kriege dienende Arbeit zu übernehmen, mit Gefängnis gebüßt; etwa ein Drittel unter ihnen waren Quäker, die anderen Sozialisten oder Individualisten, die auf Grund ihrer ethischen Ueberzeugung nicht töten und sich nicht vom Staate zur Uebertretung eines sittlichen Grundgebotes zwingen lassen wollten.

Als ein weiteres Zentrum, von dem wir eine Politik der Revision des Versailler Friedens zu erwarten haben, wäre dann die englische Arbeiterpartei zu nennen. Es ist ja bekannt, daß diese Labour Party als solche zunächst nicht sozialistisch ist, daß sie sich vielmehr zusammensetzt aus den Gewerkschaften, die in ihr den breitesten Raum einnehmen, und den sozialistischen Vereinigungen. Seit 1916 hat sie aber aufgehört, eine bloße Federation zu sein, und es können ihr seither Einzelpersonen individuell beitreten, ohne einer Gewerkschaft anzugehören oder in einer sozialistischen Körperschaft organisiert zu sein. Dies ist darum wichtig, weil es den Beitritt vieler Geistesarbeiter mit sich bringt und so die Kluft zwischen Hand- und Kopfarbeitern überbrücken hilft und weil ihrerseits die Geistes-

arbeiter dann gewöhnlich sehr schnell eine rein sozialistische Auffassung annehmen und sich innerlich und zumeist wohl auch äußerlich der „Unabhängigen Arbeiterpartei" anschließen, die mehr und mehr zum Gehirn und Nervensystem der ganzen Partei zu werden scheint. Innerhalb der Arbeiterkreise treiben nun gewiß einzelne Gewerkschaften bisweilen lediglich Interessen- und daher unter Umständen auch rein nationalistische Politik. Aber es entspricht wohl den Tatsachen, wenn man mir versichert hat, daß in der Arbeiterpartei sehr viel guter Wille für eine wirklich europäische Verständigungspolitik lebt, daß es dagegen im einzelnen vielfach an Verständnis und Kenntnissen dafür fehlt. Es kann sicher gerade auf diesem Gebiet viel Wirksames geschehen durch Austausch von Literatur und von Besuchen.

Es wäre endlich noch eine Kategorie von Menschen zu nennen, von denen wir eine solche Verbesserung oder Umgestaltung des Versailler Friedensvertrages erhoffen können, die vielleicht darum die wichtigste ist, weil sie keine einheitliche, untereinander verbundene Gruppe bedeutet. Mit einem gewissen Vorbehalt kann man kennzeichnend sagen, daß es Menschen sind, die von dem bekannten Buch von Keynes über „Die ökonomischen Folgen des Friedensvertrages" aufgerüttelt sind. Dieses Buch hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Es gibt noch keine billige Ausgabe davon, und trotzdem es 7½ sh. kostet, wird eine Auflage um die andere ausverkauft. Es wird in allen Kreisen gelesen und hat mit sich gebracht, daß die Fragen einer Aenderung des Friedensvertrages Tagesgespräch geworden sind. Natürlich ist dieses Buch nicht plötzlich wie ein Komet erschienen, sondern der Boden war vorbereitet, und zwar besonders durch die Tätigkeit des Fight The Famine Council. Zu Anfang des vorigen Jahres wurde diese „Vereinigung zur Bekämpfung der Hungersnot" unter dem Vorsitz von Lord Parmoor begründet. Ihr nächstes Ziel war, gegen die Fortsetzung der Hungerblockade zu arbeiten, durch Versorgung der Regierungsstellen und der öffentlichen Meinung mit Informationen über die tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse in Zentraleuropa; durch Hilfsaktionen für die notleidenden Länder; durch Propaganda zugunsten politischer Maßnahmen für schleunige gemeinsame Arbeit zum wirtschaftlichen Aufbau Europas. Dies letzte wird mit großem Eifer und Erfolg fortgesetzt, nachdem die Hilfswerke, um ihre unpolitische Tendenz zu betonen, losgelöst und selbständig im „Save the Children Fund" zusammengefaßt worden sind. Wenn die in dem wirtschaftlichen Manifest des Obersten Rates von Anfang März niedergelegte Auffassung Europas als einer wirtschaftlichen Einheit und Deutschlands als eines wichtigen Gliedes derselben in der Brüsseler Finanzkonferenz im

kommenden Monat ihre praktische Anwendung finden sollte, so ist dies nicht zuletzt der Pionierarbeit des Fight The Famine Council zu danken.

Diese Menschen, die von Keynes — direkt oder indirekt — aufgerüttelt worden sind, sitzen verstreut in allen politischen Lagern Englands, von der Rechten des Oberhauses bis zur Linken des Unterhauses und von Regierungsstellen bis zur äußersten Opposition gegen die Regierung. Hohe Offiziere haben mir ausdrücklich und in beinahe feierlicher Form gesagt, daß sie mir eine Botschaft für Deutschland mitzugeben wünschten: Ich sollte zu Hause erzählen, daß es viele Menschen in England gäbe, die keine Pazifisten sind, d. h. die sich in diesem Augenblick nicht um pazifistische Theorien kümmern, für die aber das eine feststeht, daß dieser Vertrag umgestaltet werden muß, und daß alle, die im Kriege gute Patrioten für ihr Land waren, jetzt einsehen sollten, daß der neue Patriotismus bedeutet, gute Europäer zu sein. Und ich sollte hinzufügen, daß die Menschen in der Regierung oder von Einfluß auf die Regierung, die dieser Meinung sind und für sie eintreten, zumeist nicht Zivilpersonen, sondern Soldaten, zum Teil hohe Offiziere in der englischen Armee sind, die sich sagen: „Für einen solchen Frieden haben wir nicht gekämpft, sind unsere Kameraden nicht gestorben, und wir sind es den Gefallenen schuldig, für einen wahren Frieden einzustehen, der nicht die Keime für neue Kriege in sich birgt, sondern fruchtbare Zusammenarbeit ermöglicht."

Den wichtigsten Schritt für eine solche bessere Friedensgrundlage sieht man in der Mitarbeit Deutschlands am Völkerbunde. Ich hatte Gelegenheit, mit wichtigen Persönlichkeiten über diese Frage zu sprechen und mich zu überzeugen, daß von seiten dieser Kreise in England der Wunsch stark und aufrichtig ist, daß Deutschland so schnell wie irgend möglich aufgenommen werden und mitarbeiten möchte. Daß dies technisch nicht vor der nächsten „Versammlung" — die seltener tagt als der „Rat" und nicht eher als im Herbst zusammentritt — möglich ist, wurde teilweise bedauert, aber doch wieder als günstig angesehen, weil bis dann die Atmosphäre von allen Seiten etwas gereinigt werden und der Eintritt Deutschlands vielleicht mit geringerer Reibung und Bitterkeit und in würdiger Form erfolgen kann, und weil die nächsten Monate zahlreiche Gelegenheiten bieten werden, Deutschlands Zugehörigkeit zur europäischen Arbeitsgemeinschaft durch sachlich-fachliche Zusammenarbeit, zunächst in wirtschaftlichen Fragen, wie sie in Brüssel unternommen werden soll, wieder zugleich als eine Forderung und eine Tatsache anzusehen. Lord Robert Cecil hat ja auch öffentlich keinen Hehl aus seinem

Wunsche gemacht, durch Aufnahme Deutschlands einen weiteren Schritt zu der Universalität der Völkergemeinschaft zu tun, die zu gründen das Versailler Statut eine äußerst unvollkommene, aber immerhin eine Hilfskonstruktion ist. Ich habe für den Völkerbund, wie er jetzt ist, wenig Begeisterung gefunden, wohl aber auch bei großen Skeptikern gegenüber seiner jetzigen Gestalt die Auffassung, daß er eine elastische Grundlage sein kann zur Erfüllung seiner Aufgaben: die Verhütung von Kriegen, die Revision des Friedensvertrages und allmählich ein positives Zusammenwirken der Völker in humanitären, wirtschaftlichen und kulturellen Dingen auch insofern, als sie unmittelbar mit Kriegsgefahr nichts zu tun haben. Amerikas Fernbleiben hat dabei außerordentlich enttäuscht, aber keineswegs entmutigt, sondern man findet, daß Europa erst recht zusammenhalten muß. Auch sagt man sich, daß Amerika unter Umständen von außen und durch sein Fernbleiben für eine bessere Verwirklichung des Völkerbundgedankens und die Umformung des vorhandenen und zunächst mißglückten Versuchs wirken kann, daß aber Deutschland, nachdem der Beitritt der Neutralen ihn einem künftigen Weltbunde nähergebracht, nur von innen seinen Beitrag zur Umwandlung zu leisten vermag. Wie es ein Oxforder Gelehrter ausgedrückt hat: Die Staatsmänner haben den Völkerbund-Vertrag gemacht, an den Völkern ist es, daraus einen Bund der Nationen werden zu lassen. Viel problematischer als die Frage der Aufnahme Deutschlands erschien die andere, ob in Deutschland selbst der Boden für freiwillige Mitarbeit bereitet wäre und ob die Kreise, die heute in den Völkerbund wollen, darin nur ein notwendiges Uebel zur Erlangung eines besseren Platzes an der Sonne sehen oder Sinn für ein internationales Rechts- und Verantwortungsbewußtsein haben . . . .

Ich habe nur einen Blick in wenige offene Kammern der politischen Werkstatt Englands getan und weiß wohl, daß sie unterirdische Gewölbe hat, in denen es weniger säuberlich und erfreulich hergeht. Aber ich habe einen Einblick in das Weben der wirklich aufbauenden Kräfte des Landes getan, und ich habe in meiner kleinen Kriegsarbeit zu tief erfahren, welch eine schöpferische Kraft und nachhaltige Wirkung in dem intensiv guten Willen selbst einer kleinen Minderheit liegen kann, um nicht doch eine starke Hoffnung und Zuversicht heimzunehmen.

DER AKTIVIST

Stresemann, Dernburg und Hergt — sie wollen zur Urne mich schleifen.
Eh' ich den Langweilern folg', werde ich selbst Kandidat. m.

WICHARD VON MOELLENDORFF

DREI VARIATIONEN EINES THEMAS

III. Spenglers Preussentum und Sozialismus.

Es gibt lehrhafte Bücher, die dem Sein ein Fadenkreuz oder einen Maßstab auferlegen und nur den Vorrat der Systeme vermehren; da hinzu gehört fast ganz die Wissenschaft der letzten Generationen, ohne etwa, wie sie sich anmaßt, voraussetzungslos, exakt, nach dem Vorbild von Mathematik und Physik, Tatsachen zu berichten oder Urteile zu vervollkommnen; zumal im Bereich der Technik, Oekonomik, Politik herrscht diese scholastische Literatur. Was zu ihrer Ergänzung die Dichter, die Geschichten- und Geschichtsschreiber beigetragen haben, verhält sich zum Sein wie das Bild der Linse, die vergrößert, verdeutlicht, verzerrt, verfälscht; zugegeben, daß diese zweite Darstellungsart farbiger, saftiger, leidenschaftlicher, ehrlicher, bescheidener und verschämter ist als jene erste, um mehr als einen methodischen Kniff bereichert auch sie unser Leben und unsere Weltanschauung nicht; auf den Gebieten der Technik, Oekonomik, Politik fristet sie nur ein bißchen Schattenexistenz, teils im Gemisch mit den alten trauten Geschichten von Hans und Grete, Herr und Knecht, Schlecht und Gut, teils im Gemenge mit Schulmeinungen. Arm sind die soziologischen Leuchten an der dritten Strahlenart, die mehr als mißt, mehr als spiegelt, mehr als bricht, die intuitiv schauen macht, die an der rechten Stelle Schleier zerreißt, die das Verborgene aufdeckt, die unmittelbar durch den Anblick des Seins zu Taten anfeuert: über sie verfügt Spengler.

Als ich 1917 durch geschichtliche Zeugen bekräftigen wollte, was ich 1916 als „Deutsche Gemeinwirtschaft" (Verlag Siegismund, Berlin) für eine spezifisch deutsche Gegebenheit erklärt hatte, stellte ich in dem Heftchen „Von Einst zu Einst" (Verlag Diederichs, Jena) Sätze des Alten Fritzen, Fichte, Stein, List, Bismarck, Lagarde zusammen. Nun kann ich sie, und, wie ich glaube, mit seinem Einverständnis, durch Spengler fortsetzen; denn geradenwegs zu seiner Schrift vom „Preußentum und Sozialismus" (Verlag Beck, München 1920) führt meine Reihe, und, soweit er Ahnen aufzeigt, nennt er geradezu dieselben, die ich ihm hier nachsage:

„Drei Völker des Abendlandes haben den Sozialismus in einem großen Sinne verkörpert: Spanier, Engländer, Preußen. Von Florenz und Paris aus formte sich der anarchische Gegensinn in zwei andern: Italienern und Franzosen . . . Der Spanier fühlt eine große Mission in sich, kein Ich, sondern ein Es . . . Im Escorial ist der moderne Staat geschaffen worden . . . Bismarck war der letzte Staatsmann spanischen Stils . . . Auch Wien ist eine Schöpfung spanischen

Geistes . . . (Es gibt) drei Arten sozialistischen Willens zur Macht: durch die Kirche (spanischen Ultramontanismus), durch das Geld (britischen Kapitalismus), durch den Staat (preußischen eigentlichen Sozialismus) . . . Weltbürgertum ist eine elende Phrase. Wir sind Menschen eines Jahrhunderts, einer Nation, eines Typus . . . Plato war Athener, Cäsar war Römer, Goethe war Deutscher: daß sie das ganz und zuerst waren, war die Voraussetzung ihrer welthistorischen Bedeutung . . . Die echte Internationale ist Imperialismus, Beherrschung der faustischen Zivilisation, also der ganzen Erde, durch ein einziges gestaltendes Prinzip, nicht durch Ausgleich und Zugeständnis, sondern durch Sieg und Vernichtung . . . Das sind die Wirklichkeiten, welche die Internationale der Kongresse mit den Schlagworten von Marx glaubt einebnen zu können . . . Es gibt rote Jakobiner und rote Puritaner, ein rotes Versailles, ein rotes Potsdam. Zwischen Shaw und Bebel besteht dieselbe Distanz wie zwischen Rhodes und Bismarck. Es ist immer wieder nur derselbe theoretische Stoff, aus dem (die Marxisten) alle ihre Kleider machen . . . Marx ist Literatur."

„Die organische Besiedlung der slawischen Ostmark erfolgte durch Deutsche aller Stämme. Beherrscht wurde sie durch Niedersachsen, und so ist der Kern des preußischen Volkes am nächsten dem englischen verwandt . . . Aber es waren zwei sittliche Imperative gegensätzlichster Art, die sich aus dem Wikingergeist und dem Ordensgeist der Deutschritter langsam entwickelten. Die einen trugen die germanische Idee in sich, die andern fühlten sie über sich: persönliche Unabhängigkeit und überpersönliche Gemeinschaft. Heute nennt man sie Individualismus und Sozialismus . . . In England ersetzte die Insel den organisierten Staat . . . Maximum und Minimum des überpersönlichen sozialistischen Staatsgedankens, Staat und Nichtstaat, das sind England und Preußen als politische Wirklichkeiten. Denn der englische Staat liberalen Stils ist der, welcher gar nicht bemerkt wird, der das Einzeldasein überhaupt nicht in Anspruch nimmt, ihm keinen Gehalt verleiht, ihm nur als Mittel dient . . . Diese Staatsfeindschaft fand ihren Ausdruck in dem Worte society, das state im idealen Sinne verdrängt . . . Der Privatmann ist der ergänzende Begriff zu society . . . Jeder für sich: das ist englisch; alle für alle: das ist preußisch. (Deutscher) Liberalismus aber heißt: Der Staat für sich, jeder für sich."

„Nur England besitzt heute, was man gesellschaftliche Kultur nennen könnte, . . . eine tiefe Oberflächlichkeit; das Volk der Denker und Dichter hat so oft nur eine oberflächliche Tiefe . . . Eine Gesellschaft von Ichs ohne das Pathos eines starken, Gleichförmigkeit schaffenden Lebensgefühls ist immer etwas lächerlich. Der

deutsche Individualist und Liberale hat für den Klub den Verein und für die Abendgesellschaft das Festessen erfunden. Dort entwickelt er das Gemeingefühl der Gebildeten. Statt dessen hat der preußische Stil das ebenso starke und tiefe Standesbewußtsein gezüchtet, ein Gemeingefühl nicht des Ruhens, sondern der Arbeit, die Klasse als Berufsgemeinschaft, und zwar des Berufs mit dem Bewußtsein, für alle, für das Ganze, für den Staat wirksam zu sein: den Offizier, den Beamten, nicht zuletzt die Schöpfung Bebels, den klassenbewußten Arbeiter. Wir haben eine Symbolik in Worten dafür: oben heißt es Kamerad, in der Mitte Kollege, unten in genau demselben Sinne Genosse. Es liegt eine hohe Ethik darin nicht des Erfolges, sondern der Aufgabe. Die Zugehörigkeit gibt nicht der Reichtum, sondern der Rang . . . Dem englischen Snobismus entspricht die deutsche Titelsucht . . . Als äußerer und doch nicht nebensächlicher Ausdruck ist die englische Herrentracht entstanden, Zivilkleidung im eigentlichsten Sinne, die Uniform des Privatmannes . . . Das Gegenstück ist die preußische Uniform, Ausdruck nicht des privaten Daseins, sondern des öffentlichen Dienstes . . . Aus der englischen Tracht des gentleman aber . . . wird der Bratenrock des deutschen Provinzlers und Biedermanns . . . Der Franzose endlich, dem faustische Triebe peinlich sind, erfand neben der Tracht des Erfolges und der des Berufs die Damenmode. An die Stelle von business und Dienst tritt l'amour."

„Geschäft und Beruf als die zwei Auffassungen der Arbeit stehen sich unvereinbar gegenüber . . . Um die angeborene menschliche Trägheit zu überwinden, sagt die preußische, die sozialistische Ethik: es handelt sich im Leben nicht um das Glück. Tu deine Pflicht, indem du arbeitest. Die englische, kapitalistische Ethik sagt: werde reich, dann brauchst du nicht mehr zu arbeiten . . . Mandeville erklärt in seiner Bienenfabel, daß der Egoismus des einzelnen, Fichte, daß die Pflicht zur Arbeit das Triebrad des Staates sei. Ist die Unabhängigkeit durch den Reichtum oder vom Reichtum das letzte Ziel? Soll man dem kategorischen Imperativ Kants . . . den Benthams vorziehen: Handle so, daß du — Erfolg hast? . . . Wikingergeist und Ordensgeist treten wieder hervor: . . . Das englische Volk ist nach dem Unterschiede von reich und arm, das preußische nach dem von Befehl und Gehorsam aufgebaut . . . Demokratie bedeutet in England die Möglichkeit für jedermann, reich zu werden, in Preußen die Möglichkeit, jeden vorhandenen Rang zu erreichen . . . Die englische Revolution richtete sich gegen den Staat, also gegen die (sozusagen) preußische Ordnung in Kirche und öffentlichem Dasein, die deutsche Revolution gegen die (sozusagen) englische Ordnung nach reich und arm, die im 19. Jahrhundert mit

Industrie und Handel eingedrungen und Mittelpunkt der antipreußischen, antisozialistischen Tendenzen geworden war. Die französische allein richtete sich nicht gegen eine fremde und darum unsittliche, sondern gegen eine Ordnung überhaupt: das ist Demokratie im französischen Sinne . . . Hier endlich tritt der tiefethische Sinn der Schlagworte Kapitalismus und Sozialismus zutage. Es sind die menschlichen Ordnungen, die sich auf dem Reichtum und auf der Autorität aufbauen, die, welche durch den ungehemmten Kampf um Erfolge, und die, welche durch Gesetzgebung erzielt wird . . . Die Bezahlung der Offiziere und Beamten seit Friedrich Wilhelm I. war lächerlich im Verhältnis zu den Summen, mit denen man in England auch nur zur Mittelklasse gehörte . . . Der Rang war zuletzt die Belohnung. Und so war es auch unter Bebel. Dieser Arbeiterstaat im Staate wollte nicht reich werden, sondern herrschen."

„Wenn ein Engländer von Nationalreichtum spricht, so meint er die Zahl der Millionäre. Nichts ist (nach Fr. Engels) dem englischen Empfinden fremder als Solidarität . . . Daraus ergibt sich, daß englisches Wirtschaftsdasein mit Handel tatsächlich identisch ist, Handel, insofern er die kultivierte Form des Raubens ist . . . Das souveräne Wort Freihandel gehört in eine Wikingerwirtschaft. Das preußische und also sozialistische Wort wäre staatliche Regelung des Güteraustausches . . . Die ganze moderne Nationalökonomie beruht auf dem Grundfehler, den Sinn des Wirtschaftslebens überall in der Welt mit dem Händlerinteresse nach englischen Begriffen gleichzusetzen, auch wo man dem Wortlaut nach die Manchesterlehre verwirft; der Marxismus hat sich als reine Verneinung dieser Lehre ihr Schema vollständig zu eigen gemacht . . . Und so hat der deutsche Börsenliberalismus in aller Stille den deutschen Professor vor seinen Wagen gespannt . . . In England ist der Liberale aus einem Guß, ethisch und deshalb geschäftlich frei und sich des Zusammenhanges wohl bewußt. In Deutschland sind es immer zwei, die sittlich liberale und die geschäftlich liberale Persönlichkeit, von denen die eine denkt und die andere lenkt und nur die zweite sich des beiderseitigen Verhältnisses lächelnd bewußt ist . . . England hat alle Staaten ohnmächtig gemacht, denen es das Gift seiner eigenen Form als Arzenei reichte . . . Daß Demokratie und allgemeines Stimmrecht erprobte Methoden des Kapitalismus sind, haben alle Länder bewiesen, die diese Formen von England übernommen haben. Wenn der liberale Professor die Verfassung von Weimar als Erfüllung seiner Träume begrüßt, so begrüßt sie der Geschäftsliberalismus als die bequemste und vielleicht billigste Methode, die Politik dem Kontor, den Staat dem Schiebertum zu unterstellen."

„Es ist bezeichnend und verrät die Stärke des nationalen In-

stinktes, daß die beiden Parteien, welche man als spezifisch preußische bezeichnen darf, die konservative und die sozialistische, eine illiberale und antiparlamentarische Tendenz nie verloren haben. Sie sind beide in einem höheren Sinne sozialistisch und entsprechen damit durchaus den beiden kapitalistischen Parteien Englands . . . (Deutsche Liberale) betätigen ihre Gesinnung überall dort, wo der Engländer seine Talente und Erfahrungen betätigt hätte. Der Standpunkt ist ihr Symbol. Wenn drei Liberale zusammenkommen, gründen sie eine neue Partei. Das ist ihr Begriff von Individualismus. Sie treten in keinen Kegelklub ein, ohne eine Aenderung der Statuten auf die Tagesordnung zu setzen . . . Und diesen politisch harmlosen, jeder Organisation unfähigen Freisinn hat jener andere Liberalismus, der aus der Ganzheit des englischen Wesens nur die rein wirtschaftliche Diktatur des privaten Reichtums ohne ihren sittlichen Gehalt als Ziel entlehnte, nun wirklich zu einer Kampfpartei zusammengefaßt, die er überall dort zu einer langsam aushöhlenden, ermattenden, mordenden Opposition ansetzte, wo der sozialistische Gedanke des preußischen Staates der Souveränität des Geschäfts im Wege stand . . . Die beiden sozialistischen Parteien Deutschlands müssen sich zusammenfinden gegen den Feind der gemeinsamen Idee, gegen das innere England, den kapitalistisch-parlamentarischen Liberalismus."

„Marx übertrug durch eine wahrhaft groteske Kombination den Instinktgegensatz der beiden germanischen Rassen auf den materiellen Gegensatz zweier Schichten. Er schrieb dem Proletariat, dem vierten Stande, den preußischen Gedanken des Sozialismus und der Bourgeoise, dem dritten Stande, den englischen des Kapitalismus zu . . . Marx denkt rein englisch. Sein Zweiklassensystem ist aus der Lage eines Händlervolkes gezogen . . . Es gibt hier nur noch Bourgeois und Proletarier, Subjekte und Objekte des Geschäfts . . . Auf den Bereich des preußischen Staatsgedankens angewendet, sind diese Begriffe Unsinn . . . In den Begriffen Bourgeoisie und Proletariat stehen die rein englischen Wertungen von Händlergewinn und Handarbeit sich gegenüber . . . Hätte Marx den Sinn der preußischen Arbeit verstanden, der Tätigkeit um ihrer selbst willen, als Dienst im Namen der Gesamtheit, für alle und nicht für sich, als Pflicht, die adelt ohne Rücksicht auf die Art der Arbeit, so wäre sein Manifest vermutlich nie geschrieben worden. Aber hier unterstützte ihn sein jüdischer Instinkt, den er selbst in seiner Schrift über die Judenfrage gekennzeichnet hat: Der Fluch der körperlichen Arbeit am Anfang der Genesis, das Verbot, den Sonntag durch Arbeit zu schänden, das machte ihm das alttestamentarische Pathos des englischen Empfindens zugänglich . . . Arbeit ist ihm eine Ware, keine Pflicht . . . Seine Moral wird zur Geschäftsmoral. Nicht daß das Geschäft unsittlich

ist, sondern daß der Arbeiter ein Narr war, es nicht zu machen, liest man zwischen den Zeilen . . . Der Handarbeiter will nicht nur handeln, sondern er will den Markt beherrschen. Der echte Marxist ist dem Staat aus genau demselben Grunde feindlich gesinnt wie der Whig: er hindert ihn in der rücksichtslosen Verfechtung seiner privaten Geschäftsinteressen. Marxismus ist Kapitalismus der Arbeiterschaft . . . Marxistisch, also englisch, ist der Gedanke des freien Lohnkampfes und nach dem Siege der proletarischen Partei die einseitig souveräne Festsetzung der Löhne. Der preußische Gedanke ist die unparteiische staatliche Festsetzung des Lohnes für jede Art von Arbeit."

„Der abendländische Gedanke des Eigentums ist von dem antiken, indischen, chinesischen weit entfernt: Eigentum ist Macht. Was nicht dynamisch wirkt, aller tote Besitz, das Haben an sich gilt dem echt faustischen Menschen wenig . . . Der spanische Golddurst, der englische Landhunger richten sich auf werbenden Besitz. Gegen diesen energischen Begriff des Eigentums erhebt sich in der Renaissance und in Paris ein anderer: das Rentnerideal . . . Den Namen des Bourgeois von 1850 hätte Marx wirklich nicht zur Bezeichnung der kapitalistischen Gesellschaft verwenden sollen. Denn Kapital ist das große Wort, in dem die englische Auffassung vom Eigentum liegt . . . Die Vertrustung der ganzen Welt ist das Endziel dieser echten Herrenmenschen . . . Und diesem Eigentumsbegriff, in den sich der Liberalismus des Geschäfts verkleidet hat, tritt nun der preußische entgegen: Eigentum nicht als private Beute, sondern als Auftrag der Allgemeinheit . . . Sozialisierung ist mit dem sicheren Instinkt einer nicht durch Theorien verwirrten Regierung von Friedrich Wilhelm I. bis auf Bismarck, von den Kriegs- und Domänenkammern des ersten bis auf die Sozialpolitik des letzten fortschreitend entwickelt worden, bis die strenggläubigen und die abtrünnigen Marxisten der deutschen Revolution den Gedanken um die Wette verdarben . . . Die großen Trusts sind heute schon Privatstaaten, welche ein Protektorat über den offiziellen Staat ausüben. Preußischer Sozialismus bedeutet aber die Einordnung dieser Wirtschaftsstaaten der einzelnen Berufszweige in den Gesamtstaat. Die Streitfrage zwischen den Konservativen und Proletariern ist im Grunde gar nicht die Notwendigkeit dieses autoritativ-sozialistischen Systems, . . . sondern die Frage des Oberbefehls . . . Im Augenblick wird dies noch in dem Grade verkannt, daß beide Parteien in der Verfassung das Entscheidende sehen. Es kommt aber nicht auf Sätze, sondern auf Persönlichkeiten an. Gelingt es den Arbeiterführern nicht, in kurzer Zeit die von ihnen erforderten hohen staatsmännischen Fähigkeiten zum Vorschein zu bringen, so werden andere sie ablösen."

„Die Marxisten sind nur im Verneinen stark, im Positiven sind sie hilflos. Sie verraten endlich, daß ihr Meister nur ein Kritiker, kein Schöpfer war . . . Marx war nur der Stiefvater des Sozialismus . . . Es gilt, den deutschen Sozialismus von Marx zu befreien . . . Altpreußischer Geist und sozialistische Gesinnung, die sich heute mit dem Hasse von Brüdern hassen, sind ein und dasselbe . . . Es gibt für den Staat nur Demokratisierung oder nichts. Es gibt für die Konservativen nur bewußten Sozialismus oder Vernichtung. Aber wir brauchen die Befreiung von den Formen der englisch-französischen Demokratie. Wir haben eine eigene . . . Wir sind Sozialisten. Wir wollen es nicht umsonst gewesen sein."

Wer so auftritt wie Spengler, bedarf keines Werbers, keiner Erklärung und keines Lobes. Wäre gewiß, daß Männer seines Schlages ihre Stunde und Vollmacht fänden zu handeln, so könnte man in Geduld vertrauen; denn diese Klinge funkelt echt genug, daß sie schneiden würde, dieser Schaft wuchtet schwer genug, um zu treffen, dieser Schild ist zu fest gefügt, als daß ihn jemand spaltete. Aber sind Eignung und Gelegenheit in unserem Lande ein so unzertrennliches Paar, daß man erwarten darf, sie in Spengler vereint schlagen, standhalten und gewinnen zu sehen? Und wenn nein, werden die Angeworbenen, die Erklärenden, die Lober, die in hellen Scharen ihm nachzuströmen beginnen, werden auch sie sich als echt, wuchtig, fest genug erweisen, um lauter und sicher zu siegen? Spengler wendet sich an die Jugend: „Ich rufe alle die auf, die Mark in den Knochen und Blut in den Adern haben. Erzieht euch selbst! Werdet Männer!" Aber noch ehe dieser Aufruf sich auswirkt, wird ein Heer von Mitläufern auf Spengler schwören und in seinem Namen die Initiative engreifen. Von daher droht Mißbrauch, neues Mißgeschick und bittere Enttäuschung. „Wir befinden uns heute in der Mitte der Bewegung mit jener unergründlichen Haltung der Massenseele, die auch in den anderen großen Revolutionen den klügsten Kennern jähe Ueberraschungen bereitet hat . . . Niemand kann in solchen Zeiten für die Dauer seiner Ueberzeugung einstehen . . . Der Kreislauf der deutschen Revolution steht, nachdem und wie sie einmal in Erscheinung getreten ist, in Hinsicht auf Tempo und Dauer fest. Mag niemand sie kennen, diese Faktoren sind trotzdem vorhanden in ihrer schicksalhaften Bestimmtheit. Wer sich in ihnen vergreift, geht zugrunde." Das klingt skeptisch genug.

Aber die Meute wird sich auf die fettgedruckte These stürzen, die jedes Bedenken zerstreut und wie ein Schlagwort auf allen möglichen Fahnen flattern kann: „In der Person des Kaisers hat der echte Sozialismus sich selbst verraten, seine Herkunft, seinen Sinn, seine Stellung in der sozialistischen Welt." Der Kaiser verraten

vom oder Verräter am echten Sozialismus? Leider scheint Spengler jenes zu meinen, obschon auch dieses gemeint sein könnte. Hierüber darf sich kein Zweifel ausbreiten. Hieran sollen sich die Geister bis zur Glut erhitzen, und hierin will ich schüren helfen. Ueber Erzberger und Konsorten werden die Akten alsbald geschlossen werden. Es lohnt demnächst nicht mehr, den von 1917 bis 1920 stinkenden Mist aufzuriechen: er verrottet bis zur „Nichtexistenz im Eigensinne bürgerlicher Konvention". Aber was dann zu geschehen hat, ist entweder die Wiedergutmachung dessen, was Wilhelm II. als der Träger englischer Gifte am deutschen Sozialismus, oder dessen, was der anglisierte Demokrat an Wilhelm II. als dem Träger des deutschen Sozialismus verdorben hat. Entweder ist wahr, was Spengler (und vor ihm Lensch) behauptet, daß nämlich die deutsche sozialistische Weltrevolution, 1879 mit Bismarcks Schutzzoll eingeleitet, scheinkapitalistisch fortschreitend, sich 1914 entlädt, bis sie 1917 durch die spießbürgerliche Gegenrevolution Michels verhunzt wird, — oder es stimmt, was ich glaube, daß der bismärckische Schatz (außer dem Schutzzoll auch die Wirtschaftsverfassung), seit 1890 verludert, von oben her durch Talmi angelsächsischer Nachahmungen (Flottenpolitik, Handelsimperialismus, Erfolganbetung, Genuß-Begierde-Taumel, Raubritterkult, parlamentarische Entsachlichung der Volkswirtschaft) ersetzt, 1914 zwar neu entdeckt, aber schon 1916 (Hindenburgprogramm mit Preisanreiz und Konkurrenz- statt Kollektivsystem) wieder vergraben wird. Grauenhaftes Geschick müßte, so fürchte ich, den Deutschen befallen, wenn er am Scheidewege von 1920 oder 1921 noch einmal in die Senkungen von 1890 und 1916 zurücktappte. So hoffe ich denn, daß Spengler, sei es als Täter, sei es als Berater, rechtzeitig noch einmal sprechen und den Deutschen mit allem erdenklichen Nachdruck auf die Erhebungen von 1880 und 1914 verweisen wird, auf denen, vor beziehentlich trotz Wilhelm II., preußisch-deutsches Wesen sich zu erfüllen versprach, weil es sich sowohl von Geschäft und Geschwätz wie auch von Geflimmer und Gerassel befreite. Auf faustische Weise erobert, nämlich bekehrt, wird die Entente vom geschlagenen Deutschland. Der faustische Trieb braucht weder Schlagworte noch Haudegen zu seiner Entfaltung. Faust meidet nicht nur die Reichtagsfraktionen, sondern auch das Reichswehrministerium. Sein Reich ist nicht von dieser Welt neudeutscher „Händler und Helden".

EWIGE WIEDERKEHR

Greuel, die ich als Knabe aus Groschenheften gesogen.
Zeigt, mit Ethik drapiert, heute der teuerste Film. m.

HANS KYSER

DIE SELBSTHILFE DER GEISTIGEN ARBEITER

Die deutsche Schillerstiftung ruft zu einer Schriftstellerspende auf. Jeder deutsche Dichter und Schriftsteller wird gebeten, sein Scherflein hierzu beizutragen. Ich wünsche dieser Spende alles Gute, aber der wirtschaftlichen Not des deutschen Schrifttums hilft man nicht auf, indem man seine Vertreter nötigt, sich an ihrem eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen. Diese Art von Selbsthilfe meine ich nicht.

Fruchtbarer ist schon der Rat, den unlängst Kultusminister Haenisch in einer Berliner Schriftstellerversammlung gegeben hat. Als geschulter Sozialist weiß er, wie es die Arbeiter, die Handwerker, die Gewerbetreibenden machen. Er empfiehlt die Zusammenfassung der geistigen Berufe in Gewerkschaften.

Aber auch hierauf können wir bei der erschreckenden Unfähigkeit der geistigen Arbeiter, sich zu organisieren, nicht warten. Es läßt sich auch zunächst nichts von der Mitwirkung der Nationalversammlung und der Regierungen erhoffen, denen ich schon vor Jahresfrist ein gesetzgeberisches Programm vorgelegt habe, das durch eine Abänderung des Schutzfristparagraphen und durch neue Verlagsrechtgesetze auf sozialistischer Grundlage sofort mehrere Millionen zur Unterstützung insbesondere der deutschen Dichter und Schriftsteller zusammengebracht hätte. Unsere „soziale" Zeit ist offenbar noch nicht reif, den sozialen Gedanken in das Wirtschaftsleben der geistigen Arbeiter, wo er vor allem hingehört, einzufügen. Inzwischen wächst die Not der einzelnen, die Not des gesamten geistigen Lebens, hin und wieder hört man einen schnell verwehenden Hilferuf, niemand greift das vielbesprochene Werk der Selbsthilfe wirklich und ernsthaft an. Ich für mein Teil bin gern bereit, an dieser Hilfe teilzunehmen, und bitte nur die geistigen Arbeiter, mir zu diesem Zweck zehn Pfennige, nach unserem früheren Geldwert also einen Pfennig, zu bewilligen. Mit diesen zehn Pfennigen will ich für eine zeitgemäße deutsche Kulturpolitik die wirtschaftliche Grundlage schaffen.

Die geistigen Arbeiter gründen durch Selbsthilfe eine Kulturnotkasse. Sie umfaßt die Abteilungen: Kunst, Wissenschaft, Publizistik. Sie untersteht einem mit möglichst weitgehenden Vollmachten ausgestatteten Kulturkassenwart ähnlich dem Reichskunstwart. Er erwählt sich seine besonderen Dezernenten, trägt allein die Verantwortung, ist der Prügeljunge aller Mittelmäßigkeit, schafft dem Tüchtigen freie Bahn, darf sich im kommenden wirtschaftlichen Zusammenbruch der deutschen Kultur zu einem

Noske auswachsen. Er muß nur schnell den Griff haben, die heute noch auf der Straße liegenden Millionen für die geistigen Arbeiter aufzuheben. Es sind die gewünschten zehn Pfennige.

Ich gehe in meinem Organisationsprogramm dieser Selbsthilfe vom Nächsten und Einfachsten aus:

Der Verband deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten verpflichtet seine Mitglieder, nur solchen Bühnen Werke zur Aufführung zu überlassen, die auf jedes Billett für jede angefangene fünfte Mark zehn Pfennig Aufschlag „Selbsthilfe" erheben.

Der Schutzverband deutscher Schriftsteller und die anderen schriftstellerischen Berufsverbände verpflichten ihre Mitglieder, auf jedes Buch einen gleichen Aufschlag von ihren Verlegern zu fordern. Die Buchhändler verlangen schon zwanzig Prozent Teuerungszuschlag, es dürften also zwei Prozent für Autorenselbsthilfe nicht zu viel sein. Vortragsabschlüsse dürfen nur bei Erhebung von zehn Pfennigen auf jedes Billett bis fünf Mark gemacht werden.

In gleicher Weise wird die Selbsthilfe von dem Billett jeder Opernaufführung, jeder Konzertveranstaltung, vom Verkauf aller Noten durch die bestehenden Verbände gefordert.

Die Maler, Bildhauer, Architekten, alle Werkkünstler erheben durch Beschluß ihrer Verbände von jedem Ausstellungsbillett, vom Verkauf jedes Bildes, jeder Plastik, jedes Architektur- oder Kunstgewerbeentwurfes für jede angefangene fünfte Mark den Zehnpfennigaufschlag Selbsthilfe.

Die Abteilung „Kunst" der Kulturnotkasse mit der Unterabteilung Schrifttum, Musik, Werkkunst hätte so jährlich ihre zehn bis zwanzig Millionen.

Die Abteilung Wissenschaft schüfe sich die Kasse durch den gleichgestaffelten Zehnpfennigaufschlag auf alle wissenschaftlichen Werke, Schulbücher, Kollegien- und Schulgelder, Vorlesungen und Vorträge usw. Es bliebe den Aerzten, Rechtsanwälten und anderen geistigen Berufen überlassen, gleichfalls durch Beschluß ihrer Verbände auf ihren Rechnungen für die Kulturnotkasse, Abteilung Wissenschaft, den Aufschlag zu erheben. Weitere Millionen ständen zur Verfügung.

Die Publizistik einschließlich des Journalismus bedarf gleichfalls dringend solcher Notkasse. Durch einen Beschluß der schon bestehenden Verbände käme zu jedem Abonnement von Zeitschriften und Zeitungen für jede angefangene fünfte Mark der Zehnpfennigaufschlag: „Selbsthilfe". Es sind weitere Millionen im Jahr.

Alle einlaufenden Gelder werden in jeder Abteilung, wenn möglich, besonders verwaltet.

In der Abteilung für Kunst sollen Stipendien für besonders hervorragende ältere und jüngere Künstler, soweit sie ihrer bedürftig sind, gewährt werden, Bücher in hohen Auflagen für die Volksbibliotheken, Kunstwerke für Volksschulen und Museen angekauft, wertvolle künstlerische Versuche auf jedem Gebiete unterstützt, eine neue Baukunst besonders berücksichtigt werden.

In der Abteilung Wissenschaft sollen gleichfalls notwendige Stipendien an besonders hervorragende Hoch- und Volksschullehrer gewährt, befähigten armen Studenten Zuschüsse zum Unterhalt, zur Wohnung, zu den Kolleggeldern gegeben, wichtige Doktordissertationen zum Druck befördert, der Ankauf wissenschaftlicher Bücher und Zeitschriften für einzelne und Gesellschaften erleichtert werden.

In der Abteilung Publizistik werden wichtige Publikationen ermöglicht, notwendige Honorarzuschläge gewährt, bedeutende Publizisten und befähigte, in Not geratene Tagesschriftsteller unterstützt, und ganz besonders soll der durch die Zeitumstände notwendig gewordene Uebergang des „freien Schriftstellers" zu einem festbesoldeten Beruf erleichtert werden.

Natürlich läßt sich zunächst nur skizzenhaft ein so umfassendes wirtschaftliches Kulturprogramm andeuten. Mit dieser Kulturnotkasse wäre zugleich die Grundlage zu einem allgemeinen Zusammenschluß in einen Reichswirtschaftsverband der geistigen Arbeiter gegeben. Wer diesem Verbande nicht beitritt, hat keinerlei Ansprüche auf irgendeine Vergünstigung, die er seinen Mitgliedern, vielleicht in Form eines Einkaufs in eine Pensionskasse, gewähren könnte. Die nächsten Aufgaben des Verbandes wären: die Umwandlung der kulturwidrigen Luxus- und Lustbarkeitssteuer, soweit sie die Kunst belastet, in eine mildere Form einer Kultursteuer zugunsten der Kulturkasse, und die von mir eingehend begründete Sozialisierung der wirtschaftlichen Grundlagen der Kunst.

Niemand wird bestreiten können, daß diese Art von Selbsthilfe, ohne den einzelnen spürbar zu belasten, ebenso einfach und zweckmäßig wie wirtschaftlich aussichtsreich ist. Durch ihren Reichswirtschaftsverband hätten es die geistigen Arbeiter sofort in der Hand, bei einer weiteren Steigerung des gesamten Lebensunterhaltes auch ihre Forderung auf das Doppelte zu erhöhen. Zunächst aber bitte ich zur Rettung der deutschen Kultur um zehn Pfennige.

Unlängst verschleppte mich ein Dichter zu einer Probe ins Theater. Hat man so ein Jahrzehnt Kritik geschrieben, so ist man froh, einmal nicht als zünftiger Zuschauer ins Theater zu gehen, und dann sind einem Proben lieber als Vorstellungen und in den Proben die Pausen lieber als die Akte.

In einer solchen Pause saß ich mit einem alten, sehr erfahrenen, äußerst gutmütigen Theatermenschen im Dunkel. Wir sahen über die kurios beleuchtete, kulissenlose Bühne eine junge, schöne Schauspielerin laufen, eine edle Erscheinung, hoch, blond, langgliederig, nicht von der landläufigen Magerkeit, sondern von schlanker Fülle. Sie trug ihr historisches Kostüm mit Grazie, es war ein Vergnügen, sie in flatterndem Gewande über die Bühne laufen zu sehen, unwillkürlich mußte man dann an spätgriechische Plastiken denken. Als der Akt begann, hatte sie zu sprechen, und das war, obwohl ihre Stimme ein schöner, samtener Alt war, die verhältnismäßig kleinste von den Fähigkeiten des schönen Mädchens. Sie sprach mit Eifer, ja sogar mit Inbrunst, sie parierte dem Regisseur auf den Wink, man konnte nicht gelehriger den Ton des Spielleiters übernehmen. Aber die urwüchsigen Talente sind nicht so gelehrig, sie holen eben ihre Töne nicht von außen, sondern von innen; sie sind störrischer, aber echter; unbelehrbarer, aber vom Fluten der eigenen Seele erfüllt.

Der Regisseur, nicht ganz zufriedengestellt, sprach den entscheidenden Satz noch einmal mit genauester Betonung vor, die Musik des Satzes langsam zerlegt in Steigungen und Senkungen, so daß man ihn hätte in Noten festhalten können.

Die Schauspielerin sprach den Satz gehorsam — eifrig nach, sie hielt die Betonungen, das Tempo, die Pausen des Regisseurs exakt ein, und doch klang der Satz in ihrem Mund nicht überzeugend. Es fehlte das Letzte.

In der Pause sagte der Theatermensch neben mir: „Sehen Sie, das ist ein Resultat des neuen Zeitalters!" In seiner Stimme lag eher Verdrossenheit als Genugtuung, mehr Indignation als Befriedigung.

„Sie sind mit dem Ergebnis nicht zufrieden?" fragte ich.

„Zufrieden? Soll ich zufrieden sein? Sehen Sie sich das Mädel, das sich soeben mit diesem Satz abgemüht hat, bei hellem Licht an. Es ist eines der schönsten Mädchen, die je beim Theater waren. Ein sehr gut erzogenes, ein sehr eifriges, ein gut diszipliniertes Kind. Wahrscheinlich wird die Mama sie von der Probe abholen, aber nicht um sie zu bewachen, das ist gar nicht nötig, sondern um die Ermüdete zu betreuen, um sie in den Wagen zu

setzen, um ihr den Bissen auf dem Teller zu zerlegen. Die Tochter wird von der Probe müde sein. Sie müssen wissen, dieses schöne Mädchen ist eine ungemein fleißige Arbeiterin. Wollen Sie ihren Arbeitstag kennen? Hören Sie: Um sieben Uhr früh war sie bei einer Filmaufnahme. Das dauerte bis halb elf. Um elf Uhr wurde sie im Auto der Filmgesellschaft hierher gebracht. Hier probiert sie bis gegen vier Uhr, und zwar mit Eifer, denn sie ist sehr ehrgeizig, um halb fünf ißt sie. Wenn ihre Nerven es gestatten, legt sie sich dann eine halbe Stunde schlafen. Dazwischen klingeln freilich Filmleute, Agenten, Autoren bei ihr an, denn um sechs Uhr muß sie schon wieder ins Theater, weil sie um sieben aufzutreten hat. Um halb zehn ist sie dort fertig, da wartet schon wieder das Auto eines Kabaretts, wo sie um halb elf Uhr russische Lieder zu singen hat. Um halb zwölf Uhr nachts ist sie zu Hause, ganz müde, ganz kaputt. Aber sie kann sagen, daß sie, ohne ein Genie zu sein, mit all dem ihre 15- bis 20 000 Mark im Monat verdient. Auf die anständigste Weise. Sie hat ja auch gar keine Zeit zu Seitensprüngen, sie ist ja viel zu müde für irgendein Abenteuer, ihr Stundenplan, bis auf die Minute ausgerechnet, gestattet ihr keinen unvorhergesehenen Ehebruch. Wenn sie einmal auf ein Atelierfest oder zu einer Soiree oder, sagen wir, zu einem Stelldichein gehen will, so muß sie (oder die Mama) die Wocheneinteilung erst durchsehen. Aber meistens hat sie gar keine Lust dazu, die Arbeit hat sie ganz in ihren Krallen."

Er war ganz wütend geworden.

„Ja, ist das nicht ein ganz närrischer Zustand", fuhr er zornig fort, „die Arbeitsmenschen beschränken sich auf ein Leistungsminimum und wissen nicht, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollen, und diese schönen jungen Geschöpfe, deren Aufgabe es wäre, durch ihr erquickendes Dasein, durch ihre bloße Existenz uns Arbeitsnarren wohlzutun, die schuften sich ab und vergessen ihren eigentlichen Lebenszweck. Ueber dem Rummel von Tätigkeiten wissen sie nicht, daß sie da sind, um ins Leben von uns Arbeitsfanatikern einen Schimmer von Sinn hineinzubringen. Wir sollten der Schönheit dienen, statt dessen arbeitet die Schönheit und die Häßlichkeit geht spazieren. Pfui Deibel, ist das ein Zeitalter . . . Wenn Sie das Mädel draußen im Licht sehen, achten Sie darauf, wie ernst, versorgt, bekümmert der Ausdruck ihres süßen Gesichtes ist. Immer die Augenbrauen zusammengezogen, immer ein Schatten auf der Stirn, immer ein Geschäft im Kopfe!"

Er war so zornig, daß ich seinen Monolog nicht stören wollte.

„Natürlich war das vor zwanzig Jahren auch nicht in Ordnung. Da hätte ein so schönes Mädel allerdings nicht gefilmt, auch nicht so

wütend geprobt, gewiß nicht noch abends nach dem Theater im Kabarett geschuftet. Die Korruption des alten Theaters, die ja nun glücklich ausgetrieben ist, dank Rickelt und anderen sittlichen Erneuerern, hätte das Mädel nicht unberührt gelassen, irgendein Kommerzienrat hätte sie in Seide und Spitzen gekleidet, sie hätte im Winter in Nizza, im Sommer in Tirol gelebt, sie wäre vielleicht auch künstlerisch nicht vorwärts gekommen, was freilich kein ganz großes Unglück gewesen wäre, und in einer Würdigung ihrer Mission hätte sich bloß sagen lassen, daß sie einige, vielleicht mehrere Menschen beglückt hat, darunter freilich auch diese alten Spitzbuben von Kommerzienräten, aber doch auch einen oder den anderen frischen Jungen und Kollegen. Vor zwanzig Jahren war dieses Mädel ein bißchen über die Achsel angesehen, weil sie höchstens ein wenig erotische Kultur verbreitet hat. Heute verbreitet sie, es soll uns nicht schaden, künstlerische Kultur. Dafür genießt sie gesellschaftliche Achtung, sie hat ja gar keine Zeit, eine erotische Mission zu erfüllen, sie arbeitet ja quasi im Akkord, ein braves, arbeitswahnsinniges, organisiertes Genossenschaftsmitglied. Nur lächeln wird sie selten, außer wenn es ihr der Regisseur vormacht."

Die junge Schauspielerin kam an uns vorbei. Der alte Theaterhase lüftete den Hut. Er zog den Hut ganz tief. Es war vielleicht allzuviel Respekt in seiner Geste.

Dann verließen wir die dunkle Probe.

Draußen im Licht atmete er tief auf, nahm meinen Arm und erzählte: „Haben Sie einmal von der Wiener Schauspielerin Josephine Gallmeyer gehört? Die war ein Genie . . . Ich habe zu Hause eine Photographie von ihr. Darauf hat sie in großen Lettern quer über das Bild in höchstem Uebermut geschrieben: „Nur kan' Achtung!"

RATGEBER FÜR ZEITUNGSLESER

Schopenhauer pflegte, bevor er an die
Arbeit ging, eine Stunde Flöte zu spielen.

Lies die Zeitung nicht morgens, sie trübt dir das eigene Denken.
Daß geruhig du schläfst, lies auch am Abend sie nicht.
Mittags speise mit Andacht, was soll da der Giftmord in Guben?
Und am übrigen Tag hast du zum Lesen nicht Zeit.

m.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

In dem ach so freudearm gewordenen Wien gabs neulich eine freudige Aufregung. Der Besuch einer amerikanischen Kommission war angekündigt. Amerikanische Kommissionen sind ja jetzt in den Breiten Mitteleuropas keine Seltenheit mehr. Aber das war eine ganz besondere Kommission. Sie kam nicht von Herrn Wilson oder Herrn Pershing, auch nicht vom Roten Kreuz oder von den Quäkern, sondern von Mr. Morgan. Bitte, von Mr. Morgan, der doch, wenn er Lust hätte, einen Scheck ausschreiben und die ganze schöne Republik Oesterreich mit Amtspalästen, Wäldern, Theatern, Kaffeehäusern, mit den paar Fabriken und den unausgebauten Wasserkräften seiner Nichte zum Geburtstag schenken könnte. Im Parlament sprach Herr Reisch, der Finanzminister, bereits von besseren Zeiten. Die Kommission traf ein und reiste wieder ab. Wien war ein bißchen enttäuscht. Erstens hatten die Herren kein Scheckbuch mitgebracht, sondern nur ein Notizbuch; sie kauften nichts, und sie schenkten nichts, sie wollten sich nur ein wenig informieren, um Herrn Morgan Bericht zu erstatten. Zweitens hatten sie für Oesterreich nur achtundvierzig Stunden Zeit. Es gibt doch jetzt eine ganze Menge Staaten in Mittel- und Osteuropa, und daß Oesterreich vom Geschäftsstandpunkt nicht der interessanteste von ihnen ist, hat offenbar auch Mr. Morgan bereits festgestellt. Der Reiseplan wurde dementsprechend eingerichtet; falls in dem Hungerländchen geschäftlich überhaupt noch etwas los war (die paar guten Aktienunternehmungen hatten ja Engländer, Franzosen und Italiener schon längst aufgekauft), mußte sich alles Nötige in zwei Tagen bequem in Erfahrung bringen lassen. Herrn Reisch, der den Amerikanern viel zu sagen hatte, mehr wahrscheinlich, als sie interessierte, erschien diese Aufenthaltsdauer zu kurz. Er fuhr den Morganschen Abgesandten bis Amstetten entgegen und hielt ihnen bereits im Zuge Vortrag. Was angesichts der geringen Bedeutung, die sie der Fahrtunterbrechung in Wien offenkundig beilegten, ein bißchen viel war.

Von Wien begab sich die Kommission nach Prag. Die Herren kamen dort ohne ministerielles Geleit an, — schließlich ist die Tschechoslowakei doch ein „Siegesstaat", und ihre Defizitwirtschaft ist immerhin ansehnlicher als die österreichische. Aber sie wurden auch an der Moldau mit dem Respekt empfangen, den verarmte europäische Republiken, die von Sozialdemokraten regiert werden, den Legaten von Dollarkönigen entgegenbringen. Für die Erforschung Tschechiens sah der Reiseplan der Morganleute eine ganze Woche vor. Zunächst ließen sie die Vertreter der wichtigsten tschechischen Industrien antreten; einen nach dem andern. Diese Herren hatten

kurz über die Lage ihrer Wirtschaftszweige zu referieren, dann bestimmte Fragen zu beantworten. Die Amerikaner machten ihre Notizen; bitte, der nächste. Auf diese Verhöre folgten ein paar Besichtigungsreisen ins Land.

Die Aeußerlichkeiten dieser amerikanischen Reise- und Informationsmethoden sind für Europa nicht gerade schmeichelhaft. Es ist schmerzlich, daß jede Spur auch nur formaler Parität verschwunden ist, und daß die Herren von drüben alte europäische Kulturländer ungefähr wie bessere Negerkolonien behandeln, in denen man sich nach vielleicht vorhandenen Exploitierungsmöglichkeiten umsieht.. Indes — Empfindlichkeiten können wir uns leider Gottes nicht leisten. Wenn Europa auf diese Weise geholfen werden könnte, käme es auf die für uns mehr oder minder angenehmen Manieren der Dollarkapitalisten wenig an.

Aber auf diese Weise kann uns nicht geholfen werden. Nicht nur die Aeußerlichkeiten der Methoden sind unwürdig, auch die Methoden selbst sind unzulänglich. Für eine Negerkolonie ist es eine sehr erfreuliche Sache, wenn ein fremder Kapitalist mit einem großen Geldsacke herüberkommt und irgendein lukratives Geschäft ausfindig macht. Denn an diesem Geschäfte wird natürlich auch in der Kolonie von einer Anzahl von Leuten verdient; — und wer fragt nach den Negern? Die Länder Europas sind keine Negerkolonien. Es handelt sich hier nicht darum, daß die eine oder andere Unternehmergruppe Geschäfte machen darf, die fremden Finanzmagnaten besonders profitabel erscheinen, sondern einfach und ausschließlich darum, daß die Völker leben und ihre Daseinsbedingungen verbessern können. Fremde Hilfe ist, wie die Dinge liegen, dazu nötig, und fremde Hilfe wird nicht ohne Gegenleistung dargeboten. Die Gegenleistung muß sein; aber sie ist nicht Selbstzweck und nicht Ausgangspunkt des Ganzen, wie in der Negerkolonie, sondern sie ist ein Mittel, das als solches in den Wiederaufbauplan der nationalen Wirtschaft eingesetzt wird. Selbstzweck ist nur die gesicherte und auskömmliche Befriedigung des Volksbedarfs.

Die Reiseherren der Morgans wird man solche Gesichtspunkte natürlich nicht beibringen können. Für sie mag — ich spitze das Beispiel mit Absicht extrem zu — in der ganzen armen Wirtschaft eines Landes vielleicht nur ein einziger Rohstoff Interesse haben, der unter besonders günstigen Voraussetzungen gefördert und abgesetzt werden kann. Mit diesem Rohstoffe interessieren sie sich, notgedrungen auch für die paar Tausend Leute, die an seiner Herstellung, seinem Transport, seinem Vertrieb beteiligt sind. Was aus dem übrigen Volke wird, ist ihnen gleichgültig; genau so, wie ihnen die Neger gleichgültig sind, die nicht in *ihren* Plantagen arbeiten. Es

ist selbstverständlich, daß sie diese Auffassung hegen; eine andere von ihnen zu fordern, wäre unbillig und jedenfalls aussichtslos.

Da wir aber nicht Einzelgeschäfte brauchen, sondern einen planmäßigen Wiederaufbau der ganzen Volkswirtschaft, müssen wir schon selbst die nötige Initiative ergreifen. Ausbeutungsobjekte zur Auswahl anzubieten, führt zu nichts und ist nebenbei auch eine sonderbare Beschäftigung für halb oder drei Viertel sozialistische Regierungen. Wir müssen eine Bilanz aufstellen; eine Bilanz unserer möglichen Leistung und unseres wirklich notwendigen Verbrauchs. Wir müssen sehen, was wir an produktiven Kräften haben, wie wir diese aufs beste ausnutzen, aufs rascheste und wirksamste verbessern und steigern können. Wir müssen feststellen, was uns fehlt, wo in der Welt es zu haben, gegen welche Gegenleistungen es zu erkaufen ist. Unsere eigene Rechnung erweitert sich so ganz von selbst zu einem internationalen Austausch- und Arbeitsprogramm für die Periode des Wiederaufbaus. Sind wir mit diesem Programm — im Rohen — fertig, so können wir der Welt etwa sagen: Wir brauchen, wenn wir leben und unsere produktiven Kräfte zweckmäßig ausnutzen wollen, ein Quantum von den Waren I, II, III, IV, V usw. Diese Vorräte sind, wie wir wissen, in den Ländern A, B, C, D, E usw. verfügbar. Der Gesamtwert unseres Bedarfs einschließlich aller Spesen ist ungefähr x. Wir können ihn innerhalb einer Frist von so und so viel Jahren decken, indem wir aus heimischen und eingeführten Rohstoffen ein Quantum b der Waren X, XI, XII, XIII usw. erzeugen und zur Ausfuhr bereitstellen. Bedarf für diese Waren und dieses Quantum wird in den Ländern A, B, C vorhanden sein; außerdem in den Ländern M und N, die sie mit Exporten nach D und E bezahlen können, an die wir verschuldet sind. Dem Lande B gegenüber tragen wir unsere Schuld nicht bloß durch Warenlieferungen ab, sondern auch indem wir für so und so lange Zeit so und so viel Arbeitskräfte, die es braucht, hinschicken. Ausbeutungsgeschäfte bieten wir nicht an; schon deshalb nicht, weil der Wiederaufbau nicht bloß unser, sondern aller Interesse ist. Almosen verlangen wir auch nicht; Kredit, Export, Import, Verschiffung, Vermittlung sollen kaufmännische Transaktionen sein und kaufmännischen Gewinn bringen. Fremdes Kapital soll bei uns, wenn es keine für unsere Wohlfahrt und Selbständigkeit gefährlichen Pläne verfolgt, freie Verdienstmöglichkeit haben. Nur freilich, — die Rosinen aus dem Kuchen nehmen und dann den Kuchen wegwerfen, das geht nicht.

Vielleicht versucht man einmal eine internationale Diskussion auf solcher Basis. Die Niederlage hat uns gewiß sehr viele Rechte geraubt. Aber die Auffassung, daß sie uns auch das Recht zur Initiative genommen habe, ist irrig. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

DER RIEGEL

Hunderte drängen sich vor der großen Tür, die ins Theaterinnere führt. Sie ist eine Doppeltür. Nur einer ihrer zwei Flügel ist geöffnet. Den anderen hält ein schwerer Riegel geschlossen. Der kann nur von innen zurückgeschoben werden.

Langsam tropfen durch den schmalen Spalt die Menschen ins Theater. Schieben sich, puffen einander. Kleben zusammen. Endlich sickert wieder einmal einer ins Innere.

Und schiebt nun den Riegel zurück? Aber nein doch: schnellt die Stufen hinauf, damit er den bestmöglichen Platz erwische.

Unter denen draußen schreit einer: „Macht doch den anderen Flügel mal auf!" und ist empört. Spreizt die Ellenbogen auseinander. Würgt sich nach vorn. Wutschnauft ein mächtiges Geschimpfe.

Brüllt noch einmal: „Mach doch einer mal den Flügel auf!" Stößt. Strampelt sich durch. Johlt: „Macht doch endlich den Flügel auf!" Quetscht sich schließlich hinein — und flitzt nun selber im Sauseschritt die Stufen hinan: nach dem Platz. Aus seinen Fingern wimpelt triumphierend die Einlaßkarte.

Ein Griff täte es, ein einziges Zupacken. Ratsch — flöge der Riegel zur Seite. Die Menschen könnten hereinströmen.

Aber: die draußen können nicht an den Riegel heran, dieweil der innen sitzt.

Und die sich ins Innere gezwängt haben, nun, die sind eben im Innern und stürzen die Stufen hinauf, ohne an den Riegel mehr zu denken.

Hans Bauer.

AUS DEM TAGE-BUCH EINES REFERENDARS

Zu den folgenden kleinen Erlebnissen möchte ich bemerken, daß sie sich im Umkreis eines durch Privatliebhabereien überaus in Anspruch genommenen Richters abgespielt haben und daß sie nicht als den Richterstand charakterisierende Details gewertet werden dürfen.

Abwechslung muß sein

Mir war aufgefallen, daß mein Amtsgerichtsrat sich vor den Sitzungen immer von mir über die Anwälte, die auftreten sollten, informieren ließ. Ich fragte ihn einmal: „Herr Amtgerichtsrat, warum interessieren Sie sich so sehr für die Namen der Anwälte; mit den Sachen selbst hat das doch eigentlich nichts zu tun?" Mein Brotherr legte die Stirn in Falten und bemerkte: „Lieber Kollege, das hat schon seinen Grund. Mit den Anwälten muß man sich auch einigermaßen gut halten. Ich erkundige mich nach den Anwälten, um festzustellen, ob einer dabei ist, der in letzter Zeit bei mir einen Prozeß verloren hat. Dann lasse ich ihn nämlich, wenn es nur eben zu machen ist, den nächsten gewinnen."

Nutzen der Instanzen

Der Herr Amtsgerichtsrat übertrug mir die Hälfte der Urteile. Einmal warf er wirklich einen Blick in eines meiner Urteile. „Lieber Kollege," äußerte er, „daß Sie seitenlang Urteilsgründe schreiben, hat doch nicht viel Sinn. Sie geben sich viel zu viel Mühe mit den Sachen. Daß eine Partei recht hat, ist ja anzunehmen; welche das ist,

wissen wir ja doch nicht. Und außerdem, wozu ist denn die Berufung eigentlich da?"

Ordnung muß sein

Als Verhandlungsleiter vertrug er es nicht, daß die Anwälte aus den Akten plaidierten. Auf seine Rüge bemerkte ein Anwalt, er wolle nur die Adresse eines Zeugen aus den Akten feststellen. „Die Verhandlung ist mündlich", bemerkte unerbitterlich der Prätor.

Die Sammlung

Als ich sein Vertrauen erworben hatte, zeigte er mir einen Schrank, den er sorgfältig verschlossen hielt. „Lieber Kollege, wollen Sie wissen, was drin liegt? Wenn es Sie interessiert, hier — öffnen Sie." Amtliche Formulare quollen mir entgegen. „Tja, mein Lieber, das sind alles Nasen, die ich vom Präsidenten bekommen habe. Gelesen habe ich noch keine davon. Wenn so'n Ding kommt, mache ich es gar nicht erst auf. Wozu soll ich mir den Tag verderben?" — r.

JA, DIE SCHWEIZER

Deutsche, die vor dem Krieg in der Schweiz gelebt haben, die meisten viele Jahre lang, müssen, wenn sie zu ihren Familien zurückkehren wollen, der Züricher Polizei erst volle Beruhigung geben. Den Frauen dieser deutschen Wehrmänner wird von der Schweizer Behörde, ehe die Einreiseerlaubnis erteilt wird, folgender Fragebogen vorgelegt.

1. Wollen Sie Ihren Mann noch?
2. Hat Ihr Mann seine Pflichten erfüllt?
3. War er Ernährer Ihrer Kinder?
4. Sind Sie immer gut ausgekommen?
5. Haben Sie nie in Streit gelebt?
6. Lieben Sie Ihren Mann noch?

Die Abgeordnete Frau Doktor Baum hat in der Nationalversammlung die Reichsregierung gefragt, was sie gegen diesen unqualifizierbaren (ich würde übersetzen: unverschämten) Eingriff in die persönlichen Verhältnisse deutscher Staatsbürger zu tun gedenke? Aber ich kenne meine Schweizer. Zur Rede gestellt, werden die Spießer noch spießiger. In meiner Studentenzeit wurden von der Züricher Polizei unsere Zimmer revidiert, und wehe dem, der neben seinem Bett ein zweites stehen hatte, dessen Dasein nicht durch einen standesamtlichen Schein zureichend legitimiert war! Wie ich den Schweizer Bürgersinn und seine Polizisten kenne, werden sie den Fragebogen jetzt erst recht detailliert ausarbeiten. Jede dieser sechs Seelenfragen wird nun durch Unterabteilungen ergänzt werden. Die Neugier: „Hat Ihr Mann seine Pflichten erfüllt?", wird spezialisierte Auskunft a) in ökonomischer, b) in gemütlicher, c) in geschlechtlicher Hinsicht fordern. Die Frage der Züricher Behörde: „Lieben Sie Ihren Mann noch?" wird nicht mehr mit einem knappen Ja oder Nein beantwortet werden dürfen, sondern mit der Vorlage einer zu beeidenden Ehegeschichte, die den Polizeipräsidenten von Zürich in die Lage versetzt, entscheidend festzustellen, ob der Einreisende in eine physiologisch befriedigende Ehe zurückkehrt. Der Kommissar, der diese Dokumente, zwangsweise „Beichten eines Toren", an seinem Schreibtisch aufhäuft, kann dann auf die heimliche Lektüre

Borngräberscher Literatur verzichten. Er hat sich ja von Amts wegen eine praktische Kollektion pikanter Ehegeschichten angeschafft.

DAUTHENDEYS NACHLASS

Im letzten Kriegsjahr ist Max Dauthendey in Holländisch-Indien gestorben. Er war, vom Krieg auf einer Weltreise überrascht, in Indien interniert worden. Wer seine Briefe, seine Gedichte aus dem indischen Exil gelesen hat, weiß, daß Dauthendey an der Sehnsucht nach Deutschland zugrunde gegangen ist. Jede Zeile, die er herübersandte, war ein Schmachten nach der bedrängten Heimat . . . Die Erinnerung an ihn lebt noch in Deutschland, sogar die amtliche Erinnerung. Soeben hat das Amtsgericht Würzburg über den „Nachlaß des während des Krieges im Ausland verstorbenen Schriftstellers Max Dauthendey" das Konkursverfahren eröffnet.

Es hat also doch eine deutsche Behörde gegeben, die sich um den Nachlaß des Dichters Max Dauthendey bekümmert!

BONNS VERDIENSTE

Ein bayerisches Gericht hat den Zeichner Gulbransson und den verantwortlichen Redakteur des „Simplicissimus" der Beleidigung des Schauspielers Ferdinand Bonn schuldig gesprochen, — wie die Blätter melden mit der Begründung: daß man Herrn Bonn nicht Gesinnungswechsel vorwerfen dürfe, weil er seinerzeit, wie nicht zu leugnen, der Bewunderer Kaiser Wilhelms, nach dem Umsturz aber den Kaiser Wilhelm selbst in einem Film gespielt hat, der — nach der Beschlagnahme in Deutschland — den Kaiser im Ausland herabzusetzen sucht. Denn nicht infolge einer Aenderung seiner Gesinnung oder aus Gesinnungslosigkeit habe Herr Bonn die Rolle des Kaisers im Film übernommen, sondern bloß, um Geld zu verdienen. Der Vollständigkeit halber hätte die Urteilsbegründung eigentlich noch aussprechen müssen, daß Herr Bonn auch in früheren Zeiten, als er sich in der kaiserlichen Gunst sonnte, nicht aus Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit gehandelt hat, sondern daß es ihm auch damals nur auf das Geldverdienen ankam. So ist Ferdinand Bonn sich selbst treu und ein ehrenwerter Mann geblieben, und der „Simplicissimus" ist ein Verleumder. Denn die löbliche Absicht des Geldverdienens rechtfertigt, wenn man nach den Urteilen deutscher Gerichte urteilen soll, jedwede Handlung: nicht bloß die unanständige, sondern sogar die anständige: Wenn ich beispielsweise einen gemeinen Kerl, der das deutsche Volk oder den deutschen Geist schädigt, öffentlich als das bezeichne, was er ist, so werde ich wegen dieser anständigen Tat unweigerlich verurteilt, es wäre denn, daß ich zu beweisen vermöchte: ich hätte berechtigte Interessen dabei zu wahren gehabt. Berechtigte Interessen, die ich wahren darf, sind aber nach der ständigen Auffassung der deutschen Gerichte ausschließlich meine eigenen materiellen Interessen und keine ideellen, am allerwenigsten die ideellen Interessen der Gesamtheit. Nutzlos wäre die Ausrede, daß ich nicht umhin gekonnt hätte, einen Mann zu beleidigen, der sich am deutschen Volk vergangen habe, und wenn ich gar von der Sünde gegen den deutschen Geist reden wollte, würde kein Gericht

mich ausreden lassen, sondern mich belehren, daß man von Geist und so nicht zu Richtern spricht. Aber es steht fest, daß ich meine persönlichen Geldinteressen auch in einer Weise, die andere beleidigt, vertreten und daß ich mich mit Erfolg beleidigt fühlen darf, wenn andere mich angreifen, weil ich meine Geldinteressen vertrete. Hätte Ferdinand Bonn den Kaiser aus Ueberzeugung zuerst verherrlicht und dann beschimpft, so dürfte man ihm ungestraft Hintergedanken vorwerfen, wie sie der „Simplicissimus" illustriert hat. Aber hat ein Mann, der nichts anderes als Geld verdienen will, nicht den vollen Anspruch auf richterlichen Schutz? Ob man diesen Gedanken weiter verfolgen darf, scheint mir allerdings manchmal zweifelhaft. Schließlich könnte er dazu führen, einen Mord zu entschuldigen, weil es kein Lust- sondern nur ein Raubmord gewesen sei: daß nicht Leidenschaft, sondern Geldinteresse das Motiv einer Tat ist, kann doch nicht im äußersten Fall ein Erschwerungsgrund sein, wenn es bis dahin ein Milderungsgrund oder gar einer gewesen ist, der die Strafbarkeit aufhebt!

Ludwig Reve.

DER GLAUBE AN DIE PRESSE

„Haben Sie schon gelesen?" sage ich zu dem Gast an meinem Stammtisch: „Nach übereinstimmenden Mitteilungen der tschechischen Grenzkommandos in Graslitz und Breitenbach sowie der Militärpolizei Eger ist der Verbrecher Hölz am 17. April in Marienbad verhaftet und im Kreisgerichtsgefängnis Eger eingeliefert worden."

Der Gast guckt mich uninteressiert und mit leisem Lächeln an.

„Da haben sie ihn also doch gekriegt," kommentiere ich die Notiz.

Des Gastes Mundwinkel entfernen sich immer mehr voneinander. „Sie glauben immer noch, was in den Zeitungen steht?" feixt er mich dann an. Ich bin verblüfft. „Nun ja," erwidere ich nach der ersten Bestürzung. „Gewiß: die Zeitungen haben nicht immer die Wahrheit geschrieben, im besonderen haben sie während des Krieges nur zu oft geirrt oder tendenziös gefärbt. Aber einer Mitteilung wie der verlesenen, die lediglich eine Tatsache feststellt, dürfen Sie schon glauben."

„Und wie es geheißen hat, daß wir siegten und daß den anderen schon die Luft ausging und daß bei uns alles großartig wäre, da hat man nicht auch nur ‚lediglich eine Tatsache festgestellt', Sie," höhnt der Gast.

„Eben nicht," entgegne ich ruhig: „da hat man eine Ansicht geäußert."

„Und dann wird da mit dem Hölz wohl auch bloß ‚eine Ansicht geäußert werden'."

Ich blättere einige Seiten weiter, sage dann: „Und da glauben Sie wohl auch nicht, daß — wie es hier in einer Lokalnotiz heißt — gestern abend ein Kind infolge Platzens der Badeofenröhren schwer verbrüht worden ist?"

Der Gast läßt sich die Stelle zeigen. „Das kann nun schon eher wahr sein," wiegt er dann bedenkend den Kopf. — „Das steht unterm Kleingedruckten."

Hans Bauer.

LEHAR

Der Wiener Operettenkomponist Franz L e h a r wußte nach Kriegsschluß nicht, ob er Deutscher, Tscheche oder Ungar ist. Zwar komponiert er deutsche Texte, lebte in deutscher Umgebung, wurde (vor allem) an deutschen Bühnen viele tausend Male gegeben, aber der Friedensvertrag von St. Germain gab ihm das Recht, sich seine Nation auszusuchen, und so wählte er sich, wie so viele vermögensbesorgte Leute, eine Siegernation. Franz nannte sich Františch Lehar und wurde Tschechoslowak. Er hat einen Bruder, der österreichischer Oberst war, dieser verdingte sich an den Budapester Gallifet, den Admiral Horthy, und wurde also Ungar. Tschechen und Madjaren liegen in bitterster Fehde, das stört die in zwei Nationen geteilten Brüder nicht. Zum Zeugen der Eintracht schrieb jetzt der tschechische Lehar für den ungarischen Lehar eine Horthyhymne. Nun steht zu erwarten, daß sie von deutschen Musikern schnellstens einstudiert wird und — wenn's gute Musik wäre — werden die Deutschen die ersten sein, die Spitzbübereien der Entstehung zu vergessen.

EUGEN D'ALBERT

Eugen d'Albert ist nicht Professor an einem Konservatorium; das spricht für ihn. Als Solist war er launisch; auch das spricht für ihn. Aber daß er in den letzten dreißig Jahren zwischen, auf und trotz Konzertreisen fünfzehn Opern komponiert hat, das spricht — meinethalben auch für ihn. Der Erfolg, der seiner Produktion sekundierte, hat uns leider seine Launen vermissen machen; Eugen d' Albert, der, wenn er schlecht aufgelegt war, ehrlicherweise auch schlecht spielte, hat sich die Routine fürs Opernhaus aufgespart. Zwar ließ er sich zu häufig scheiden, um noch naiv sein zu können; aber alle Ehen haben seine musikalische Sorglosigkeit nicht knicken können. Deshalb also brachte er es in dreißig Jahren auf fünfzehn Opern; kein Zweifel, daß — nach erfolgter politischer Reaktion — eine „Reaktionshochzeit" nicht lange auf sich warten lassen wird. Er, der souverän von seinem Pianistenstuhl aus die Orchesterklänge der Klavierkonzerte belauschte, hat gelernt, seine Aengste durch Oboen und gestopfte Hörner zu verlautbaren; er, der den Flügel von unten bis oben meisterte, muß wissen, wie man drei Akte mit Harfenklängen illustriert. Er kennt fast die ganze Klavierliteratur auswendig; er hat sich dann auch mit Schönberg und Debussy beschäftigt, nun wird er doch wohl Opern schreiben können!

Man glaube übrigens nicht, daß dies so einfach sei: seit neun Jahren hat er den Stoff zur „Revolutionshochzeit" mit sich herumgetragen, heißt es. Du lieber Gott — ein Auszug aus diesem Stoff — inzwischen gewendet — sieht aus wie neu. Aus dem Drama von S. Michaëlis wurde ein Libretto; wir wissen nicht, wer sich mehr beeilt hat: F. Lion mit seinem Text oder Eugen d'Albert mit der Musik dazu. Wir stoßen zunächst auf Handlung; dann treten die Scheinwerfer des fin du siècle in Tätigkeit, ohne im geringsten eine Anpassung an den Kunstmarkt von heute vermissen

zu lassen. Oh, welch' bewunderungswürdige Verquickungen! Welche Freizügigkeit! Jede Richtung kommt auf ihre Kosten; es geht realistisch genug zu, um musikalische Verlegenheiten zu desinteressieren, und idealistisch genug, um seelische Expreßvorgänge sich in höheren Regionen ergründen zu lassen. Stets im Film erscheint ja dem Winkenden sogleich ein Auto; wer wundert sich noch darüber? Und doch hat der Abgehärtetste noch einen Rest von kausalen Vorurteilen; er trage sie in der „Revolutionshochzeit" zu Grabe. Gibt es noch jemanden, der sich mit allen Wässerchen der Salonmusik gewaschen glaubt? Er mache sich auf und zähle die Schlußritardandi d'Albertscher Melodien; es ist dafür gesorgt, daß zweckmäßig einsetzende Wirklichkeit ihn vorm Einnicken bewahrt.

Man wird einwenden, diese Betrachtungen hätten eine antimoderne Tendenz. Bei Gott! wo ist hier auch nur ein einziges Wörtchen zu finden gegen d'Alberts orchestrale Explosionen? Diesen abgenutzten Vorwurf überlassen wir gern den Herrn Rezensenten, wir, denen ganz im Gegenteil weit mehr vor dem Meister graut, wenn er anfängt zu säuseln. Laßt die zopfige Kritik schimpfen über seine Experimente mit der Ganztonleiter; wir schätzen in ihnen das vielleicht einzigst Interessante an Eugen d'Albert und halten uns nur dann die Ohren zu, wenn er volkstümlich wird. Aber wir stehen nicht an, in höchsten Tönen zu loben, daß er mit dem Menuettstil durchaus original verfährt, während er sich in Szenen der Empörung bescheiden verleugnet. Wir erleben ferner, wie der Emigrant und der Jakobiner, die im Textbuch entgegengesetzte Welten repräsentieren, einander auf musikalisch Komplimente machen. Ist das Ironie?

Oder sollte es Selbstbekenntnis sein? Sollte der Komponist erkannt haben, daß er ein Kind des Rokoko ist, wenn er am Flügel sitzt, dagegen ein Sansculotte, wenn er am Schreibtisch sitzt? Zwar ist es fraglich, ob Robespierre sich nicht doch lieber von Eugen d'Albert hätte vorspielen lassen und dafür Ludwig den Sechzehnten zu lebenslänglichem Anhören der „Revolutionshochzeit" verurteilt haben würde. Aber, daß Eugen d'Albert früher einmal Launen haben konnte, spricht immer noch für ihn; und 15 ist gerade so eine hübsche runde Zahl zum Aufhören . . . !

Paul Hasenclever.

DAS TRINKGELD DES KELLNERS

Im vegetarischen Restaurant. Eine Studentin vertieft sich in die rechte Seite der Speisekarte. Endlich entscheidet sie sich für eine Graupensuppe und noch eine Kleinigkeit. Sie will bezahlen. Ihre Schuld beträgt 3,50 Mark. Im Portemonnaie findet sie 3 Mark. Das Suchen wird ihr so peinlich, daß sie errötet. Der Kellner, der sich vor ihr aufgepflanzt hat, verharrt schweigend in der ehrerbietigen Haltung eines Kavaliers. Sie findet in der linken Tasche 2 Groschenstücke und in der rechten 5 Fünfpfennigmarken. Die restlichen 5 Pfennig sind nicht aufzutreiben. Da winkt der in einen Kellner verkleidete Grandseigneur gnädig ab und bemerkt lässigen Tonfalls: „Lassen Se man, Fräulein, et is' jut so."

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123

THOMAS WEHRLIN

GESPRÄCH MIT EINEM FRANZOSEN

Vor einigen Tagen saß ich einem Franzosen gegenüber, der sich redlich bemüht, ein richtiges Bild unserer politisch-wirtschaftlichen Situation zu erhalten. Unser Gespräch, anfangs zögernd und vorsichtig geführt, wurde allmählich ungezwungener, und zuletzt gab es Augenblicke, wo diese fünfeinhalb bitteren Jahre in einen Abgrund gefallen schienen. Das Gespräch begann schroff:

Wie konntet Ihr Frankfurt besetzen? Wißt Ihr, was Ihr damit verschüttet habt? Die Kappiade war ein beinahe gelungener Selbstmordversuch des wilhelminischen, d. h. des gewaltgläubigen Geistes. Da schicktet Ihr Eure Neger in die Nähe des Goethehauses, und der um Argumente verlegene Nationalismus hatte neues Futter.

Der Franzose beugte sich zu mir hinüber und sagte leise:

Auch ich bedauere den Einmarsch . . . Was wollen Sie? Foch ist heute mächtiger als Jaurès. Wir können unsere Leute nicht von heute auf morgen aus dem aufgeregtesten Phantasieleben in die klarste Nüchternheit bringen. Aber der Prozeß der Ernüchterung hat begonnen! Hört doch in Deutschland nicht auf unsere großen Trompeten, hört doch auf die feineren Geigen . . . Wir müssen, weil wir eine alte Demokratie sind, die öffentliche Meinung langsam umstimmen. Nur junge Demokratien schwenken schnell um und bezahlen das mit dem Selbstmord der bestehenden Parteien. Wir mußten, weil unsere nationale Existenz auf dem Spiele stand, monomanisch denken, jetzt können wir nur Schritt für Schritt unsere Monomanie aufgeben. Habt doch Geduld mit uns, der Wahnsinn schwindet auch in Frankreich . . .

Ich mußte lächeln: Wir, Geduld mit Euch? Ihr macht es uns ja ziemlich unmöglich. Die erste Folge des Einmarsches in Frankfurt war in Deutschland: Ein schmachtender Blick nach England. In allen deutschen Zeitungen hat man lesen können, England, Amerika, natürlich Italien, sei mit dem Einmarsch nicht einverstanden . . . Zwar sind Wochen ins Land gegangen, ohne daß der ersehnte und angekündigte englische Einspruch erfolgt wäre. Immerhin, im Hirn unkritischer Zeitungsleser war England der Beinahe-Erlöser, obwohl es sich nicht gerührt hat . . . Habt Ihr das nötig? Mit dem Einmarsch in Frankfurt habt Ihr dem Wilhelmismus und der Engländerei genutzt. Und was habt Ihr davon? Morgen geht Ihr ja doch wieder hinaus — Der Franzose nickte nur. Nach einer Pause sagte er:

Wir machen es Euch schwer. Aber Ihr, macht Ihr es uns leicht? Können Sie sagen, daß Eure Regierungen — von Köster will ich

noch nicht sprechen, ich hoffe auf ihn — uns mit absoluter Unzweideutigkeit begegnet sind? Waren Eure Militärs, und sie regierten bis, sagen wir, gestern, wirklich zur Abrüstung entschlossen? Mußten wir nicht über Eure Truppenansammlungen, über die kommunistische Ludendorfferei, stutzig werden? Haben Eure unabhängigen Sozialisten selbst uns nicht gewarnt?

— Das könnt Ihr allerdings nicht begreifen, Franzosen, weil es bei Euch unmöglich wäre. Wir haben eine Sorte von Internationalismus, die nur in Deutschland wächst. Aber Ihr werdet nie über Deutschland richtig informiert werden, wenn Ihr diesen Denunziatoren der Nation glaubt. Der Typus Braß—Zietz—Hoffmann kennt überhaupt nur innere Politik, dort allein sieht er immer Feinde. Das steckt so tief im alten deutschen Teig, daß ihm nur e i n Krieg wichtig ist, der Krieg gegen Noske. Aber habt Ihr denn wirklich ein Interesse an unserer inneren Zerfleischung? Seht Ihr nicht, wie wir alle, von Theodor Wolff bis zu Hilferding, an der Entmilitarisierung Deutschlands arbeiten, und zwar unter fast unmöglichen Voraussetzungen, denn ein Heer von Söldnern, das sich zu zwölfjährigem Dienst verpflichtet, wird stets ein Abenteurerheer sein. Welcher freie Mann wird sich denn auf zwölf Jahre verkaufen? Der Versailler Vertrag ist in diesem Punkte die stärkste Stütze aller putschistischen Versuche. Trotzdem wehren wir uns mit Erfolg. Wir sind hart gegen die Offiziere. Die einzigen Leute, die jetzt in Deutschland entlassen werden können, sind die Offiziere ... Wie kann man diesen Prozeß so unverständig stören? Der Einmarsch in Frankfurt war buchstäblich Arbeit pour le roi de prusse.

Möglich, murmelte der Franzose, wir sind gewiß zu mißtrauisch gegen Euch, aber könnt Ihr Euch nicht aufschwingen zu einer Tat, die unserem Fochisme den Wind aus den Segeln nimmt? Wir kennen Euch nicht, aber Ihr uns ebensowenig. Noch immer wißt Ihr nicht, wie die Wunde der zerstörten Provinzen in unseren Seelen brennt. Was habt Ihr zum Schließen dieser Wunde beigetragen? Hat Euer Legien, der im Augenblick doch Euer mächtigster Politiker ist, je daran gedacht, ein Manifest für den Wiederaufbau unserer zerstörten Provinzen zu erlassen? Hat Eure Gewerkschaftskommission die Organisierung der für den Wiederaufbau nötigen Arbeiterschaften versucht? Oeffentlich versucht? Veranstaltet einmal in Reinhardts Riesenzirkus eine große Versammlung der Gewerkschaftler und zeigt den Berlinern, wie unsere zerstörten Städte, Wälder, Weingärten aussehen. Wir könnten Euch dazu Bilder liefern! Zeigt doch den Deutschen, die es noch immer nicht wissen, die Wirkung Eurer Kanonen. Laßt aus Eurem Herzen einmal einen Schrei des Verständnisses für dieses verheerte Land brechen! Wir würden schon dafür sorgen, daß

er in Frankreich gehört wird. Aber es ist etwas Frostiges in Euren Verständigungsreden. Wie dürft Ihr Euch wundern, wenn Eure Kälte mit unserem Mißtrauen beantwortet wird? . . .

Ich gebe diesen Anruf hier wieder, weil er aus dem Herzen eines Franzosen kam, der schon lange vor dem Kriege am Niederreißen der Mauer im Westen gearbeitet hat.

FRANK A. VANDERLIP
MARK O. PRENTISS

EUROPAS WIRTSCHAFT UND DIE VEREINIGTEN STAATEN

Die in folgendem wiedergegebenen Darlegungen zweier amerikanischer Finanzsachverständiger ersten Ranges sind der New-Yorker „Nation" entnommen. Vanderlip, vormaliger Leiter der National City Bank, bedarf auch beim deutschen Publikum keiner Einführung mehr. Prentiss ist Vizepräsident der National Surety Company und Vorsitzender des United States Clearing House of Foreign Credits.

Frank A. Vanderlip:

Ueber die Grundtatsachen gegenwärtiger finanzieller und industrieller Internationalangelegenheiten herrscht Verwirrung.

Auf der einen Seite haben wir die Ansicht, die bei Erörterung des Planes einer internationalen Finanzkonferenz in einem Schreiben des früheren Schatzsekretärs Glaß entwickelt worden ist. Sekretär Glaß trat dafür ein, daß die amerikanische Regierung unter keinen Umständen die bereits gewährten, den Betrag von 10 Milliarden Dollar übersteigenden Anleihen an europäische Staaten vermehren solle. Er legte dar, daß das Budget vieler europäischer Regierungen bei weitem höhere Ausgaben als Einnahmen aufweise; daß mehrere dieser Staaten versuchten, das Defizit durch ständigen Neudruck uneinlösbaren Papiergeldes auszugleichen; daß sich die daraus folgende Währungsentwertung in dem Tiefstand der Valuta widerspiegle; daß diese Regierungen ihre Ausgaben vermindern, ihre Steuern aber erhöhen sollten bis zu einem Grade, der ihre Budgets ausbalancierte und die Häufung neuer Papiergeldberge beendete; daß, um zur Zahlung der dringend benötigten Importe Ausfuhrgüter zu erstellen, die Arbeit in den industriellen Werken wieder angespannt werden möge; mit einem Wort: daß die Mittel zur Behebung seiner Nöte in Europas eigenen Händen lägen.

Die europäische Bevölkerung vermehrte sich unter dem Industriesystem in so starkem Maßstab, daß sie jetzt hundert Millionen mehr zählt, als von der Produktion der europäischen Aecker im Vorkriegsstil leben können. Die große Masse der Bevölkerung muß also mit Exporterlösen, für die Nahrungsmittel und Rohstoffe beschafft werden können, unterhalten werden. Meine Ansicht geht nun dahin, daß

das industrielle und kommerzielle Leben Europas desorganisiert sei und daß dem Wiederaufbau Hindernisse entgegenstehen (Zusammenbruch des Transportwesens, Zerrüttung der menschlichen Arbeitskraft, Entmutigung oder Verzweiflung über die Zukunft, Brennstoffmangel, Ernährungsschwierigkeiten, neue Staatengrenzen und neue Zölle mit all ihren Widerwärtigkeiten), die in ihrem Zusammenwirken eine Wiederaufrichtung der altgewohnten industriellen Leistungskraft nahezu unmöglich machen. Dazu kommen zwei weitere bedeutungsvolle Schwierigkeiten. Die exzessive Vermehrung uneinlösbaren Papiergeldes hat die Währung einiger Länder so entwertet, daß ihre Valuta, die diese Entwertung widerspiegelt, in einen Tiefstand gesunken ist, der in Goldparität zu bezahlende Einfuhr einfach verbietet. Anderseits war seit dem Waffenstillstand die Notwendigkeit, zu importieren, erheblich größer als je zuvor, denn die europäischen Staaten waren an Nahrungsmitteln und Rohstoffen knapp geworden, ja, sie begehrten sogar nach großen Mengen von Fertigfabrikaten, während ihr Export, dank der industriellen Desorganisation, nur einen Bruchteil ihrer Importwünsche ausmachte. Wenn die Einfuhr eines Volkes die Ausfuhr übersteigt, so kann die passive Handelsbilanz nur durch Gold oder Kredite ausgeglichen werden. Die europäischen Staaten aber haben ihre Möglichkeit, Gold zu verschiffen, zum größten Teile, ihre Möglichkeit, auf Grund irgendeines bis jetzt ernstlich versuchten Planes Kredit zu erhalten, nahezu völlig erschöpft. Die Schlußfolgerung derjenigen, die dieser Ansicht beipflichten, ist also, daß ein sich selbst überlassenes Europa unmöglich seine Industrie wiederherstellen wird können; daß sich die Lage dieses Erdteils unaufhörlich verschlechtern muß, daß seine Rettung davon abhängt, ob eine Methode gefunden wird, ihm ausreichenden Kredit in einer Weise zu sichern, die ihm ermöglichen wird, sich zur Wiederankurbelung seiner Industrie mit Rohmaterialien zu versehen; und daß es, von jedem Gesichtspunkt aus betrachtet, in Amerikas Interesse liegt, so viel der dringend benötigten Nahrungsmittel und Rohstoffe auf Kredit zu liefern als nur immer angängig.

Ich hoffe, die beiden Anschauungsarten objektiv dargestellt zu haben. Der einen zufolge ist die fortschreitende Zeit dazu angetan, Europas gegenwärtige Leiden zu heilen. Die andere gipfelt in dem Schluß, daß Europa, wenn nicht fremde Hilfe eingreift, immer weiter dem sozialen und finanziellen Zusammenbruch entgegendrängt.

Es wäre wünschenswert, daß die Vereinigten Staaten in den Besitz positiver Informationen darüber gelangten, welche dieser Anschauungen die richtige ist. Ich glaube, unsere Regierung war sehr schlecht vorbereitet; entweder ist sie nicht imstande, diese Informationen zu erteilen oder sie hält sie aus irgendwelchen Gründen

zurück; jedenfalls vermissen wir die autoritative Stimme, die uns über die wirkliche Situation belehrte. Mancher mag glauben, auch unsere Geschäftswelt müsse die Tatsachen übersehen können; in Wahrheit aber tappt unsere Kaufmannschaft ebenso im Dunkeln wie das durchschnittliche Publikum. Auch hier herrscht der fundamentale Zwiespalt darüber, ob die Zeit verbessern oder verschlechtern wird. Den uns auferlegten Beruf finanzieller Führerschaft haben wir daher noch nicht genügt.

Immerhin scheint es mir außer Frage, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Anleihen an europäische Regierungen nicht vermehren sollte. Wenn Europa weiterer Kredite bedarf — wovon ich für meine Person überzeugt bin —, so müssen sie mit Sicherheiten und Erträgnissen ausgestattet werden, die sie unserem Privatpublikum schmackhaft machen. Sicherheiten solcher Art aufzufinden, ist durchaus möglich, aber bis heute ist es nicht einmal versucht worden.

Mark O. Prentiss:

In voller Würdigung der alten Weisheit, daß niemand unpopulärer ist als der Pessimist, in vollem Bewußtsein aber auch der Verantwortungsschwere dieser Zeit sage ich folgendes: Nach meiner Ansicht müssen die Vereinigten Staaten ihre Anleihen an Europa gleich allen anderen Kriegskosten von der Bilanz abschreiben; weder Kapital noch Zinsen werden jemals bereinigt werden können. Europa ist heute insolvent; seine Mahnungen, ihm finanziell beizuspringen, sollten hierzulande einfach als Mahnungen zur Wohltätigkeit aufgefaßt werden. Sie sind mitnichten geschäftlicher Natur.

Die letzten Valutarückgänge waren erst der Anfang dessen, was im Gefolge der immer allgemeineren Erkenntnis der internationalen finanzpolitischen Tatsachen erfolgen muß. Zwar haben sich die Devisen vorübergehend etwas erholt, aber das kann unmöglich von Dauer sein. Wahrscheinlich werden die Valuten ihren schnellen Marsch zum Nullpunkt wieder aufnehmen. Man kann sich ausmalen, wie die österreichische Währung der russischen folgen wird, die deutsche der österreichischen, einige westrheinische den ostrheinischen, bis im internationalen Tauschverkehr das Geld dieser Staaten schließlich keinerlei Wert mehr repräsentieren wird. Und das alles sind nahe Möglichkeiten; nicht in Jahren: in Wochen und Monaten können sie Wahrheit werden.

Die Finanzen der Welt sind in einer Verfassung, die den Großkaufmann und Hochfinanzier Worte gebrauchen läßt, deren er sich sonst nur ungern bediente. Es ist eine unglückselige Sache, Ausdrücke wie „Insolvenz" und „Bankerott" mit den Namen unserer Kriegsverbündeten verkoppeln zu müssen; aber die Tatsachen sind noch unglückseliger als die Worte. Der Zustand, der dazu zwingt, bei

Erörterung der Finanzverpflichtungen dieser Länder den Begriff „Nullifizierung" anzuwenden, muß aufs tiefste beklagt werden; aber die Staatsmänner und Finanzleute dieser Länder selbst kommen mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß Nullifizierung der einzige Ausweg ist. Es werden jetzt Versuche gemacht, die Auslandsschulden zu fundieren und Zahlungsgarantien zu erfinden, die das gegenwärtige Budget nicht aus dem Gleichgewicht bringen; aber das ist im Grunde schon eine receivership. Von den Leuten, die, unbeeinflußt von Gefühl, weltweit in Kontakt mit den tatsächlichen Verhältnissen stehen, hoffen wirklich nur noch sehr wenige, daß die internationalen Schulden je zurückbezahlt werden können. In keinem Lande Europas sind beträchtliche Anzeichen dafür feststellbar, daß die Arbeit auf vernünftiger Basis wieder aufgenommen werde; der finanzielle Knoten kann aber nicht gelöst werden, ehe nicht Europa in großem Maßstabe zu produzieren und zu exportieren beginnt; und bevor das eintritt, wird die Nullifizierung vielleicht schon da sein.

Deutschlands Lage ist derart, daß selbst die alliierten Regierungen die beispiellose wirtschaftliche Unmöglichkeit des Friedensvertrages zuzugeben beginnen, daß ihnen Zweifel darüber aufsteigen, ob Deutschland jemals imstande sein werde, irgendeine der wichtigeren Leistungen zu erfüllen, die ihm Frankreich, England, Belgien und Italien auferlegt haben, — auferlegt zu dem Zweck, in ihren eigenen Finanzen Ordnung zu schaffen. Damit vergleiche man die Wahlreden, die englische Politiker nach dem Waffenstillstand hielten und die den Wählern aufs bestimmteste versprachen, daß Deutschland den Krieg werde bezahlen müssen! Es war dieses Programm, das dem heutigen britischen Kabinett seine Majorität verschaffte.

Frankreichs Situation ist hoffnungslos, weil es niemals versucht hat, einen nennenswerten Teil seiner Kriegsschuld durch Besteuerung abzutragen, weil es vielmehr in der leichtfertigen Hoffnung dahinschlidderte, große Kriegsentschädigungen von Deutschland erhalten und seine Verluste in Rußland wieder eintreiben zu können. Tatsächlich aber sind Frankreichs enorme russische Anleihen vernichtet, und die Hoffnung auf große deutsche Zahlungen schwindet immer mehr. Deutschlands Vermögen kann auch bei freigiebigster Schätzung bestenfalls mit 200 Milliarden Goldmark bewertet werden, eine Zahl, die weder die schwere Zerrüttung seiner Eisenbahnen und sonstigen öffentlichen Anlagen, noch die Verwüstung der Arbeitsenergie und den Verlust an wohlstandmehrenden Provinzen in Betracht zieht. Seine Staatsschuld aber beträgt gegenwärtig etwa 210 Milliarden Mark. Dazu kommt die Knappheit an Rohstoffen, Nahrungsmitteln und anderen lebenswichtigen Waren, deren es nicht zur unmittelbaren Daseinsfristung, sondern auch zum Wiederaufbau seiner fiskalischen Stellung durch vermehrte Ausfuhr bedarf. Ohne

Schiffahrt, ohne Handelsvorteile irgendwelcher Art, unter erdrückenden Transportkosten und mit schauerlicher Valuta ist Deutschland außerstande, aus dem Ausland irgendeines der dringend benötigten Güter zu beziehen. Ein Bushel Weizen zum Beispiel, den es vor dem Kriege zu etwa 4 Mark kaufte, kostet heute 400; und mit anderen Waren verhält es sich nicht viel besser.

Italiens Staatsschuld erfordert heute eine Zinssumme von der ungefähren Höhe des gesamten vorkriegszeitlichen Nationaleinkommens. Das Land hat aber sein vormaliges Hauptverdienst, die Touristen- und Besucherscharen, verloren; auch die billige Arbeit ist dahin, und die Kosten der Rohstoffe, von denen es absolut abhängt, und die Kosten ihres Importes sind wolkenkratzerhaft angeschwollen. Es importierte früher 11 Millionen tons Kohlen à 20—25 Lire; der Bedarf ist nicht kleiner geworden, aber der Tonnenpreis stellt sich beim heutigen Kurs auf 600—700 Lire. Natürlich beeinflussen diese Kohlen-Mehrkosten die Kosten aller Transporte und erhöhen auf diesem Umweg die Preise auch aller sonstigen Waren, inländischer wie eingeführter; und da Italien außer Kohle auch große Quantitäten anderer Rohstoffe und Nahrungsmittel importieren muß, so besteht wenig Hoffnung, den Betrieb auf dieser Basis fortführen zu können. Berücksichtigt man außer dieser durch den Valutasturz verursachten Preissteigerung nun noch die alarmierende Kostensteigerung der Transporte von Amerika nach Europa (von weniger als zwei Dollar pro Tonne auf mehr als zwanzig!) so wird Italiens jämmerliche Lage völlig klar. Es ist nicht erfreulich, von Englands Schwierigkeiten zu reden. England wird als der solventeste aller europäischen Staaten angesprochen, und der Gedanke an die Möglichkeit einer englischen Schuldennullifizierung scheint beinahe gotteslästerlich. Dennoch: hier sind einige Tatsachen, die ich festgestellt habe. Vor dem Kriege hatte England etwa 20 Milliarden Dollar in aller Welt investiert. Erzwungene Verkäufe, Verluste und andere Umstände haben diese Summe um 75 Prozent also auf 5 Milliarden Dollar, vermindert. Im vergangenen Jahr blieben Großbritanniens Staatseinnahmen um 2 Millionen Pfund pro Tag hinter den Ausgaben zurück. Die britische Regierung muß zu dem enormen Preis von 1 Million Pfund pro Woche den sogenannten „Penny-Leib" aufrechterhalten, und die Kosten für die Heereskörper in Irland, Indien, Aegypten und anderen Ländern sind ungeheuer angeschwollen. Schon beläuft sich der innerenglische ständige Zinsendienst auf 370 Millionen Pfund gegen 24 Millionen vor dem Kriege — und beträchtliche Summen sind alljährlich außerdem noch ans Ausland abzuführen. Auf die Bevölkerung der britischen Inseln verrechnet, bedeutet das einen jährlichen Zinsbedarf von mehr als 30 Pfund pro Kopf, während das Durchschnittseinkommen etwa 125 Pfund beträgt. Wenn die englischen Minister behaupten, das

Budget balanciere, so jonglieren sie nur mit Zahlen. Die Einfuhr Großbritanniens hat sich zwischen 1913 und 1918 von 600 auf 1800 Millionen Pfund erhöht. Oberflächliche Betrachtung mag davon den Eindruck gewinnen, daß England seine Einfuhr wesentlich erhöht habe, wahrscheinlich, um durch vermehrte Produktion größere Exporte zu ermöglichen. Zur Erklärung muß also auch noch die Bilanz des Handelsamtes herangezogen werden, die für das Jahr 1919 zeigt, daß, während in diesem Zeitraum die Einfuhr k o s t e n sich fast vervierfachten, die Einfuhr m e n g e sehr beträchtlich zusammenschrumpfte, nämlich von etwa 50 Millionen tons im Jahre 1913 auf 35 Millionen tons im Jahre 1919. Am alarmierendsten aber ist die Entdeckung, daß diese Abnahme vor allem Nutzholz (6,3 statt 11 Mill. tons) und Erze (5,7 statt 8,5 Mill. tons) betrifft, — die beiden Güterarten also, die nicht nur zur Rekonstruktion der kriegsverwahrlosten und -vernichteten Industrie, sondern auch zur erhöhten Fabrikation von Exportwaren am dringendsten notwendig wären.

Solche Zustände, sorgfältig analysiert, gewähren keine beruhigenden Ausblicke; ein Bankier, der die Verhältnisse eines Schuldners untersucht, entschiede sich auf Grund solcher Unterlagen sehr rasch und zweifelsfrei.

Aber es handelt sich nicht nur um künftige Anleihen. Wir sind in Europa bereits stark engagiert. Die Welt schuldet unserem Staatswesen bereits 12 Milliarden Dollar, und die Forderungen unseres Handels, unserer Industrie und Finanz werden mindestens auf weitere 8 Milliarden Dollar geschätzt. Unsere Kaufleute haben enorme Verkäufe in ausländischer Valuta getätigt und besitzen Auslandsakzepte in Fülle. Sie haben diese Akzepte oder die gezogenen Tratten an Banken verkauft, die sie ihrerseits unter dem Federal Reserve-System diskontieren ließen. Die Papiere sind prolongiert, prolongiert und nochmals prolongiert worden, aber einmal werden sie doch bezahlt werden müssen, und das wird dann in einer um 30 bis 60 Prozent weiter entwerteten Valuta geschehen. Ferner sind aller Welt, namentlich aber Europa, ungeheure Mengen amerikanischer Waren in Konsignation überlassen worden, schätzungsweise für etwa 2 Milliarden Dollar. Es ist nicht abzusehen, was mit unserer Industrie geschehen wird, wenn sie die diskontierten Beträge auch dieser, höchstens in entwerteter Valuta zurückfließenden Tratten wird bezahlen müssen.

Die Menschheit sitzt auf einem furchtbaren Vulkan, dessen Ausbruch jeden Augenblick erfolgen kann; die gesamte finanzielle Struktur der Welt, so wie wir sie gewohnt waren, droht davon vernichtet zu werden. Alle Wirtschaftskundigen stimmen darin überein, daß es im Augenblick nur eine Lösung dafür gibt: höhere Produktion und geringerer Verbrauch.

Dr. J. LEWIN

BERICHTE AUS SOWJETRUSSLAND

Die Berichte aus Sowjetrußland, die Alfons Paquet im Tage-Buch veröffentlicht hat, finden hier ihren kritischen Leser. Dr. Lewin ist zu dieser Kritik legitimiert, nicht nur als russischer Publizist, als ständiger Mitarbeiter der „Rjetsch", der „Russkoje Mysl", sondern auch dadurch, daß er die bolschewistische Periode selbst in Rußland erlebt hat. Er hat erst vor einem halben Jahr sein Vaterland verlassen.

Es würde sehr weit führen, jeden der Berichte, die Herr Paquet hier veröffentlicht hat, einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen. Ich müßte dazu nicht weniger Raum brauchen, als Herr Paquet, was ich schon angesichts des Papiermangels in Deutschland unmöglich beanspruchen kann. Ich will mich also nur auf den Bericht über die Tätigkeit des Kommissariats für Volksbildung beschränken, namentlich deswegen, weil man in Westeuropa geneigt ist, die Leistungen der bolschewistischen Regierung gerade auf diesem Gebiete außerordentlich hochzustellen. In der Tat wird von der Räteregierung eine sehr großzügige Schulpolitik betrieben. Es wurde der obligatorische Schulbesuch bis zum 16. Lebensjahre eingeführt, wobei nicht nur der Schulbesuch unentgeltlich ist, sondern die Kinder auch mit Nahrung, Kleidung und Schuhwerk auf Staatskosten versorgt werden sollen. Es wurden eine Reihe von Universitäten und Hochschulen gegründet usw. Das wäre natürlich sehr schön, wenn das alles nicht bloß auf dem Papier bliebe. Die Kinder bis zum 16. Lebensjahr, die nicht nur Schulen besuchen, sondern auch verpflegt werden müssen, bilden etwa 25 Prozent der Gesamtbevölkerung. Nun bestreitet ja auch die Räteregierung nicht, daß die russischen Städte vor Hunger, Kälte und Krankheiten, die eine Folge dieses Elends sind, allmählich zugrunde gehen. Die Regierung ist also nicht imstande, die Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und anderen notwendigen Gegenständen zu versorgen. Gerade so wenig ist sie auch imstande, die Kinder im schulpflichtigen Alter ernähren zu können. Diese grandiose Schulpolitik bleibt eben eines der zahlreichen Bluffs der Sowjetregierung. Abgesehen davon, gibt es in Rußland auch lange kein genügendes Lehrpersonal, um den Unterricht in den neuen Schulen in diesem Maßstab durchführen zu können, ebenso ist ein ungeheurer Mangel an Schulgebäuden usw. Und ich würde Herrn Paquet raten, da er imstande ist, Berichte aus Rußland zu bekommen, sich aus Moskau den Vortrag zuschicken zu lassen, welchen der bekannte russische Statistiker Wichljajew auf einem Kongreß der Volksbildungs-Statistiker Anfang 1919 in Moskau gehalten hat. Aus diesem Vortrag würde er ersehen können, daß die großartige Schulreform der Sowjetregierung nicht nur nicht im

entferntesten durchgeführt worden ist, sondern daß sie bei der jetzigen Lage Rußlands absolut undurchführbar ist. Es werden noch sehr viele Jahre vergehen müssen, bevor ein tüchtiges Lehrpersonal ausgebildet worden sein wird, bevor die notwendigen Schulen gebaut werden, die notwendigen Lehrbücher gedruckt werden usw. Selbstverständlich sind die „einige hundert kurzfristige pädagogische Kurse", von denen der Bericht des Herrn Paquet spricht, nicht imstande, tüchtige Lehrer auszubilden. Dabei schweigt sich dieser Bericht darüber aus, daß die Vorlesungen und Vorstellungen für das Volk, die jetzt veranstaltet werden, ebenso wie die Bücher und Zeitungen, die massenweise verbreitet werden, zum allergrößten Teil nicht wissenschaftlichen Zwecken, sondern der Propaganda kommunistischer Ideen dienen, was doch eigentlich nicht ganz dasselbe ist, wie die Wissenschaften, die in den Schulen gelehrt werden sollten.

Ebenso wenig zutreffend ist das, was der Bericht des Herrn Paquet über die Hochschulen sagt. Vor allem ist es nicht wahr, daß die russischen Hochschulen vor dem Bolschewistenregime „der Zusammensetzung der Professoren wie auch der Studierenden nach einen ausgesprochenen bürgerlichen Charakter" trugen. Man braucht nur oberflächliche Kenntnis der Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland zu haben, um zu wissen, daß die russischen Hochschulen immer an der Spitze der revolutionären Bewegung marschierten und daß die russischen Studenten der Befreiung ihres Vaterlandes im Laufe der Generationen unzählige Opfer gebracht hatten. Ein sehr großer Teil der russischen Studenten waren Söhne von Dorfgeistlichen oder kleineren Beamten, die zu den demokratischsten Schichten des Volkes gehörten. So was, wie etwa das deutsche Korpsstudententum, war in Rußland fast unbekannt. Das beweist ja der Umstand am besten, daß fast alle „Intellektuellen" in Rußland mehr oder weniger Sozialisten waren. Daß allerdings in die Hochschulen „nur Absolventen einer achtklassigen Mittelschule aufgenommen" wurden, kann doch kaum als etwas Reaktionäres angesehen werden. Soll die Hochschule eine wirkliche Hochschule sein, so gehört als selbstverständliche Vorbedingung für den Besuch eine bestimmte Vorbildung. Es genügt nicht, „dem Proletariat und der ärmsten Bauernschaft" anzugehören, um eine Vorlesung über Differentialgleichungen, physikalische Chemie, Philosophie usw. hören und verstehen zu können. Selbst Lenin wird es nicht gelingen, eine Sowjetchemie oder Sowjetmathematik zu schaffen. Und wenn die Universitäten jetzt dazu gebracht werden sollen, daß sie umgestaltet werden, „damit die Arbeiter sie besuchen können", so heißt es mit anderen Worten, daß die Hochschulen aufhören, höhere Lehranstalten zu sein, zu Volksschulen oder im besten Fall zu Fortbildungsschulen herab-

gedrückt werden. Daß das ein Fortschritt sein soll, ist selbstredend ganz undenkbar. Die vielen Hochschulen, die jetzt gegründet werden, haben weder genügend vorbereitetes Lehrerpersonal, noch Einrichtungen von Laboratorien, Kliniken oder Bibliotheken, die in Rußland unter den jetzigen Bedingungen absolut nicht zu haben sind. Es herrschte schon früher in Rußland ein großer Mangel an wissenschaftlich gut ausgebildetem Unterrichtspersonal. Jetzt sind noch ein großer Teil der Hochschullehrer, die vor den Bolschewisten flüchten konnten, ins Ausland gegangen, ein großer Teil ist ferner infolge des Hungers und Krankheiten, wie Fleckentyphus, gestorben, ein Nachwuchs ist selbstverständlich nicht da, denn die Kriegs- und Revolutionsjahre waren für die wissenschaftliche Arbeit in Rußland geradezu katastrophal. Die vielen neuen Hoch- und Mittelschulen in Sowjetrußland sind, leider, in der Wirklichkeit „Potemkinsche Dörfer". Und wenn es in dem Bericht des Herrn Paquet heißt, daß jetzt die Gesamtzahl der Studierenden der Hochschulen in Rußland Hunderttausend erreicht, so kann es sich nur um Leute handeln, die sich aus diesem oder jenem Grund als Hörer haben einschreiben lassen, die aber weder Vorlesungen hören, noch irgendwelche wissenschaftliche Arbeit leisten. Bei den unerträglichen Lebensverhältnissen, vor allem bei der furchtbaren Teuerung, die in Rußland herrscht, ist jeder Student (oder Studentin) schon seit Jahren gezwungen, irgendwo in einem Kommissariat eine Anstellung zu haben, wo er Kanzleiarbeit verrichtet, um nicht vor Hunger sterben zu müssen. Selbstverständlich bleibt ihm keine Zeit übrig, Vorlesungen zu hören oder wissenschaftlich zu arbeiten. So schrieben die „I z w e s t i a", Nr. 15, 1919, „daß im ersten Jahreskursus der medizinischen Fakultät in Moskau mehr als 5000 Personen eingetragen waren, von denen der allergrößte Teil gar keine Vorbildung hatte, so daß von ihnen kaum etwa 800 wirklich arbeiteten."

Auf einem Kongreß für Volksbildung erklärte der Berichterstatter Nikonow, „I z w e s t i a", Nr. 14, 1919: „Die Volksbildung macht jetzt eine schwierige Periode durch. An vielen Stellen sind die Schulen geschlossen, hauptsächlich aus Mangel an Lehrpersonal." Und Herr L u n a t s c h a r s k y, selbst der Chef des „Proletkult", wie jetzt das Ressort für Volksbildung genannt wird, erklärte im Februar 1919 in der „I z w e s t i a": „Niemals waren die Pforten der Universität soweit geöffnet wie jetzt für die, welche sie besuchen wollten, niemals war aber die Universität so leer wie jetzt." Daß der Herr Paquet die Beseitigung der juristischen Fakultäten als eine „Umwälzung einer Welt" ansieht, ist schlechterdings unbegreiflich. Von allen Fakultäten hatte es die juristische selbstverständlich unter der Bolschewistenherrschaft am schlimmsten. Denn bei der Schaffung einer Ordnung,

in welcher der Privatbesitz abgeschafft wurde, die Gerichte „nach dem revolutionären Gewissen" ihr Urteil zu fällen haben, wo es keinen Staat und kein internationales Recht mehr gibt, da es nunmehr statt Staaten nur Gruppen von proletarischen Rätediktaturen geben soll, war natürlich für die juristische Fakultät kein Platz mehr. Aber einen derartigen Akt von Vandalismus, wie die Beseitigung der Juristenfakultäten als etwas Berechtigtes anzuerkennen, davon sogar etwas Gutes zu erwarten, und ruhig davon zu reden, daß diese Fakultäten „durch soziologische Fakultäten unter der Leitung der Moskauer sozialistischen Akademie" ersetzt worden sind, ist doch wirklich etwas stark. Diese sogenannte sozialistische Akademie besteht zum allergrößten Teil aus sozialdemokratischen Schriftstellern dritten Ranges, von denen kaum einer wirkliche wissenschaftliche Arbeiten aufzuweisen hat. Diese Institution als die Trägerin höchster Wissenschaft in Rußland darzustellen, kann man nur dann, wenn man zwischen politischer Demagogie und Wissenschaft keinen Unterschied macht. Uebrigens konstatieren selbst die „Izwestia" (Nr. 20, 1919): „Die Kurse dieser Akademie werden fast nicht mehr besucht." Dasselbe berichten auch die Referenten der Sowjetregierung über die verschiedenen Volkshochschulen in Moskau und Petersburg. So stellt Nikonow im März 1919 fest, daß „die Arbeiter fast aufgehört haben, die Kurse zu besuchen."

Es würde nicht schwer fallen, auch die anderen Berichte des Herrn Paquet auf diese Weise „richtig zu stellen". Ich glaube aber, dieses Beispiel genügt. Der Fehler, den Herr Paquet und die anderen ausländischen Schriftsteller machen, die denselben Standpunkt wie er zu Sowjetrußland einnehmen, besteht darin, daß sie nicht unterscheiden zwischen dem Programm der kommunistischen Regierung, die eine neue Weltordnung schaffen will, und dem, was in Rußland tatsächlich vor sich geht. Sie halten den Sieg der Sowjetregierung für den Sieg des kommunistischen Programms, während in Wirklichkeit dieses Programm nicht im geringsten verwirklicht wird und in Rußland sich in Wirklichkeit ein Zertrümmerungsprozeß der alten Ordnung vollzieht, bei welchem eine Bauerndemokratie, aber auf Grund des Privateigentums, und eine neue Schieber-Bourgeoisie an Stelle der alten geschaffen wird. Die kühnen Gedanken aber der Kommunisten, ihre Reformen der sozialen und politischen Ordnung, der Erziehung usw., sind nichts als eine Fassade der Revolution, die in Wirklichkeit mit dem Kommunismus nicht das Geringste zu tun hat. Wenn Herr Paquet durch seine Berichte das theoretische Programm der kommunistischen Regierung hat darlegen wollen, so hat er es wohl erreicht. Wenn er aber die Absicht hatte, Rußland so zu schildern, wie es jetzt wirklich ist, so ist es ihm so gründlich fehlgeschlagen, wie nur möglich.

Daß der Roman von Barbusse in Frankreich eine revolutionäre Tat bedeuten konnte und daß er, obwohl nach dem Kriege erschienen, Zensurlücken aufweist, bezeichnet den Unterschied der geistigen Atmosphäre von 1919 in Deutschland und Frankreich. Dieses Buch muß eine Enttäuschung für alle diejenigen bedeuten, die aus Frankreich Keime neuer Menschheitsgestaltung erwarten. Mit naiver Entdeckerfreude stürzt sich Barbusse auf ein Bündel angejahrter Wahrheiten, die seit 1789 zum eisernen Bestande des „roten Frankreich“ gehören. Diese Wahrheiten, die der Fabrikangestellte Simon Paulin nach seiner Rückkehr aus dem Kriege aus seinem Herzen ans Licht zieht, sollte er sie nicht in Wirklichkeit einigen Bänden von Hugo und Quinet und den Flugschriften eines Propagandakomitees für Freidenkertum verdanken? Nur ist der Fanfarenrhythmus Hugoscher Rhetorik und der utopische Rausch messianistischer Weissagung einer grauen Nüchternheit gewichen: Beweis, daß der religiöse Nimbus der Aufklärungsideale verflogen ist. Dieser neue Humanitarismus strahlt keine Liebesflammen mehr aus. Er wehrt sich gegen alle Gefühlsschwärmerei. Die Neuordnung der Gesellschaft wird durch methodische Vernünftigkeit zu bewerkstelligen sein. Die Gnosis des Lichtstrebens ist dem Kalkül der Klarheit gewichen. „Lumière!“ hieß der prophetische Ruf des Dichters Hugo, der ein Magier sein wollte. „Clarté“! heißt der rationelle Imperativ des Schriftstellers Barbusse.

Und doch steckt auch hinter dieser trockenen Kruste ein glühender Kern. Clarté — Helligkeit, Klarheit . . . Forderung, ausgepreßt einem Menschen des Alltags, den nichts vom Durchschnitt seiner Schicksalsgenossen im Räderwerk der Fabrik unterschied, der in der Monotonie kleinlichen Tagwerks und kleiner Trieberregungen dahinlebte, bis ihn der Präzisionsapparat unbegreifbarer Befehle, im Auftrag verborgener Mächte arbeitend, hinausschleuderte in die kotige, blutige nächtliche Hölle der Schlacht. Da, unter dem Druck endlosen Todesgrauens bohrt sich glühend eine einzige Frage ins Hirn: Warum dies Furchtbare? Wer hetzte Menschenbrüder zum Morden aufeinander? Welcher Gott läßt solchen Frevel zu? Von Frage zu Frage tastet das Denken sich weiter. Im Delirium des Todwunden krampft sich verflackernder Lebenswille an der Spirale der Verzweiflung in letzte Fiebergründe. Ein entrückender Absturz in purpurne Tiefen, als verstrichen tausend Jahrhunderte — eine Peinigung zum Tode, der fernste Vision entwächst: mythisches Ringen von Feuer und Wasser — das Chaos vor Weltenbeginn — der Urnacht entsteigt ein Menschenpaar, bald umringt von wachsenden Scharen. Mensch gesellt sich zum Menschen, denn jeder erschaut im andern ein Verwandtes, einen Strahl gleich dem im eigenen Busen. Die Strahlen zum Licht-

herd zusammenfassen, Helligkeit sammeln aus dem Bund der Bedrohten, Lichtgarbe aufschießen lassen im Chaos mitleidloser Elemente — so deutet sich der Weg des Menschtums in der Erdgeschichte. Helligkeit schaffen — clarté.

Das dunkel verhangene Schicksal des Menschen erhellen — in der Energie, mit der diese Nötigung erlebt ist, liegt der dichterische Kern und der menschliche Wert des Buches. Hier ist ursprüngliches Erschauen, mitreißend und eigenen Rechtes. Aber Barbusse hat die freskenhafte Größe dieses Epos unrettbar geschädigt, er hat das Format seines Werkes zerstört, indem er hundert Seiten eines matten Doktrinarismus anhing. Das unwiderlegbare Pathos des Lichtsuchens zerfasert sich in einem biedermännischen Parteiprogramm. Der Wille zur Vermenschlichung der Erde erstarrt im abgestandenen Rationalismus eines so flachen wie wohlmeinenden Aktionsplanes.

Bürgerliche Aufklärung feiert Orgien. Moral? Die zweckmäßigste Vorrichtung zur Regelung der gemeinsamen Interessen. Religion? Listige Veranstaltung der Machthaber zur Stütze ihrer Herrschaft. Dichtung? Eigennütziges Schmeicheln unterwürfiger Sklaven, die aus der Krippe der Reichen fressen. Christentum? Ein Riesenbetrug böser Priester, die den blassen milden Galiläer täglich kreuzigen. Gott? Ein Bedürfnis, das sich zur Wirklichkeit umlügen möchte. Vaterland? Eine „zwar nicht falsche, aber kleine" Idee. Die Ursache allen Uebels? Die Macht der Könige, in der heutigen Gesellschaft überall noch wirksam, wenn auch unter anderm Namen. Das Heilmittel? Die Gleichheit einführen; das Erbrecht abschaffen; die europäische Republik errichten; alles „rückhaltlos" internationalisieren; die konfessionelle Schule beseitigen; die Soutane verbieten; die Wirtshäuser zumachen und den Alkoholverkauf untersagen. Das sind die revolutionären Forderungen.

Soweit „Clarté" Kunstwerk ist, zeigt es eine eigenartige Verschmelzung jenes ergriffenen Tones, in dem Charles-Louis Philippe das Leben kleiner Existenzen aus dem Volke zu schildern wußte, mit der Technik des naturalistischen Romans und einer tendenzbestimmten moralisierenden Regie. Stärke haben nur die Schilderungen der Front- und Lazaretterlebnisse. Einen künstlerischen Gesamteindruck verhindern die langen lehrhaften Erörterungen. Die Anspruchslosigkeit ihrer ideellen Grundlagen würde allen denen Recht geben, die sich von Frankreich abwenden, um nach Zeichen geistiger Erneuerung aus dem Osten auszuschauen, wenn es wirklich so stünde, daß Barbusse der geistige Führer des heutigen Frankreichs wäre. Aber es steht nicht so.

Es steht nicht so. Barbusse setzt nur eine Linie französischen Denkens fort, die von den Enzyklopädisten über die Männer von 1793

zum späten Hugo und zu Zola, zu Gambetta und Herrn Combes führt; vom Rationalismus von 1760 zum „Laicismus" von 1905. Den französischen Geist mit dieser Denkweise gleichsetzen, würde eine noch einseitigere Verzerrung bedeuten als die Klischees, mit denen man bei uns vor dem Kriege das geistige Frankreich zu erledigen pflegte. Bei der heutigen Lage der Dinge könnte an sich der Gedanke naheliegen, wir würden den Zusammenbruch vergangener Vorurteile benutzen, um ein neues Bild des geistigen Frankreichs aus der ganzen Fülle seiner Substanz zu gewinnen. Aber es scheint, daß wir abermals einer falschen Vereinfachung zustreben und uns wieder um die Möglichkeit des Kontakts mit der Gesamtheit des in Frankreich lebendigen Geistes bringen.

ROBERT WALSER

HERKULES

Seine Geburt war glänzend. Irr' ich nicht, so entstammte er einem unehelichen Verhältnis. Er war der Sohn einer Fürstin und Abkömmling eines Gottes. Zeus, sein Vater, schlich eines Nachts zur Gattin Amphitrions, um sich zu belustigen, was ihm ja denn auch gelang. Der Junge legte frühzeitig Proben einer bemerkenswerten Stärke ab. Er trieb wohl mit Vorliebe Sport, und so weiter. Wie's mit seiner Erziehung war, wissen wir nicht: Vielleicht ging er gar nicht mal zur Schule. Uns scheint, er müsse mehr auf körperliche als auf geistige Entwicklung Wert gelegt und eher bloß Arme und Beine als den Kopf in Bewegung gesetzt haben. Seine Bildung war wohl ziemlich lückenhaft. Fest steht immerhin, daß er Riesenarbeit leistete, denn er häufte Werk auf Werk. So hat er z. B. einen Stall gründlich gereinigt. Heutzutage würde freilich hieraus wenig Wesens gemacht. Ferner säuberte er eine weitläufige Landschaft mit der ihm eigenen Energie von allerlei unnützem Gesindel, bekämpfte mit Erfolg einen Löwen und legte einen Wegelagerer lahm, der die Reisenden belästigte, indem er mit ihnen verfuhr, wie sie's ungern genug erlebten. Als der Athlet genug getan zu haben glaubte und sich, von Strapazen ermüdet, nach dem zweifellos wohlverdienten Ruhestande sehnte, traf es sich, daß er zu einer Dame kam, die ihn ungemein umstrickte. Der berühmte Kämpfer trug nun Wasser, strickte Strümpfe, schüttelte Kissen, schälte Kartoffeln. Ach, welch ein Fall! Doch wozu klagen? Er, der die Schrecknisse besiegte, große Taten vollführte, fand nun am Geschirrabwaschen Geschmack, hielt sich artig zu Hause auf und gehorchte einem zarten Frauchen. Ein Unbändiger wurde sanftmütig und sittsam. So was kann vorkommen. Gescheh' nichts Böseres! —

ZWEI BRIEFE

Neujahr 1918.

Lieber Max Barthel!

Natürlich sind wir alle schuld an dem großen Menschheitskrach, gerade auch wir geistigen Pioniere mit unserer seelischen Wühlarbeit, die manche neuen Fundamente legt, aber leider auch alte unterminiert. Das war ja der eigentliche Grund, warum ich als Kriegsfreiwilliger mit hinausging, obgleich ich's nicht mehr nötig hatte. Ich hätte mir's ja sehr bequem machen können auf dem Kanapee der internationalen Elite und humane Entrüstungsphrasen schwingen, während die Lastträger der Nationen die Kastanien der künftigen Weltordnung aus dem Trommelfeuer der Gegenwart holten. Es schien mir schändlich, nach wie vor den „guten Europäer" zu mimen, wo der deutsche Arbeitsmann als der Prügelknabe für den bösen Willen aller Welt dienen sollte. Ich wollte durch eine symbolische Handlung zeigen, daß auch der geistige Arbeiter die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, mit Leib wie Seele an dem Kampf um die Zukunft seines Volkes teilzunehmen und die Sünden der Vergangenheit mitzubüßen. Die Menschheit ist ein schöner Rock, aber das Hemd des Volkes ist jedem näher, der noch natürliches Mitgefühl hat. Würde im Innern unseres Volkes ein Kampf ausbrechen, wie er sich jetzt in Rußland abspielt: — ich hoffe, Deutschland ist nicht mehr barbarisch genug für solche brutale Revolution, die uns bloß unter Englands und Amerikas kapitalistische Kandare brächte, wie jetzt Rußland unter unsere —: aber wenn sie trotz alledem käme, ich würde dieselbe symbolische Handlung vollziehen und mich ganz und gar für die Volksklasse einsetzen, die eine bessere Zukunft heraufführen will. Bloß wollen wir, gerade wir Dichter, uns eingestehen, daß damit für die wirkliche Besserung der ewig veränderungslustigen Menschheit noch nicht das Geringste getan sein würde, daß auch dies bloß wieder Busse wäre für unsere bisherigen Unmenschlichkeiten. Denn ob sich die Menschen gegenseitig für Thron und Altar und Kapital ihre verbiesterten Köpfe einschlagen oder für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das ist in Wahrheit Jacke wie Hose; der menschlichen Bestie ist jedes Schlagwort recht, unter dessen Heiligenschein sie sündigen kann. Es ist Selbsttäuschung, wenn wir glauben, durch vorübergehende Freveltaten — und jede Gewalttat ist frevelhaft, ist niemals berechtigt, sei sie noch so entschuldbar — das Volk auf die Dauer beglücken zu können; die Sünde der Väter rächt sich immer wieder bis ins dritte und vierte Glied. Keine Aenderung äußerer Umstände kann die Menschheit glücklicher machen; das erreichen wir, wenn es überhaupt in dieser Welt er-

reichbar ist, nur durch die langsame Läuterung unseres innersten Dichtens und Trachtens. Alle Lebensformen der menschlichen Gesellschaft, auch alle Revolutionen und Evolutionen, sind ja immer bloß vergänglicher Ausdruck ihrer jeweiligen Geistesverfassung. Wenn wir uns nicht in einem fort um die „gute Sache" den Kopf zerbrächen, sondern lieber von Person zu Person allemal das gute Herz walten ließen, stände es menschlicher um die Menschheit. Deshalb ist es mir auch nicht möglich, mich auf irgendeine politische Partei zu versteifen; es steckt in jeder ein idealer Wert, nur hat bald diese bald jene von Fall zu Fall etwas mehr praktischen Zukunftswert. Darüber mündlich einmal mehr. Mit allen guten Wünschen ins neue Jahr

Ihr Dehmel

*

Abs.: Leutnant Dehmel
I.-E.-B. I.-R. 31
z.Zt.BadLangenschwalbach
Alleesaal.

Langenschwalbach, 19. 6. 17.

Ja, lieber Kriegskamerad, Ihr Gruß hat mich recht ins Herz gefreut. Sie werden ja selber wissen, daß Sie zu den sehr wenigen gehören, deren Wort seelenstark genug ist für unsere apokalyptische Zeit. Ich beneide manchmal Euch Jüngere, daß Ihr noch die ganze Erschütterungsfähigkeit diesem ungeheuren Erlebnis gegenüber habt; ich sehe es doch schon mit etwas zu ruhigem Blut und evangelischer Nachsicht an. Aber eins ist in uns beiden gleich stark: der Glaube an den verjüngenden Sinn in diesem wahnsinnigen Völkeraufruhr. Mögen Sie es noch erleben, daß sich der deutsche Michel vollends auf seine Michaelskraft besinnt!

Ihr Dehmel

KAMERAD HILLER

Daß der Gemeine sich nicht am Alkohole berausche,
Trinkt auf des Vaterlands Wohl freudig der Leutnant den Schnaps.

m.

*

VÖLKERFRÜHLING IN RIXDORF

Revolution, Proletariat, Völkerverbrüderung:
Bockfest, Stullenpapier, Skatklub und Kegelverein.

m.

Die handschriftlichen Aufzeichnungen des vergessenen Dichters Hans von Veltheim, von denen hier einige Bruchstücke zum ersten Male veröffentlicht werden, stammen aus dem Jahre 1852, aus einer Zeit politischer Windstille, als die alten Gewalten nach der Unterdrückung der Märzrevolution, nach dem Zerfall der Frankfurter Nationalversammlung und der Abkehr Preußens von seiner deutschen Politik sich anscheinend wieder unerschütterlich befestigt hatten. Veltheims Betrachtungen, die sich zu bedeutender Höhe aufschwingen, sind ein Versuch geschichtlicher Selbstbesinnung, verbunden mit strenger Prüfung des eigenen Wesens und eindringlicher Charakteristik der kulturellen Gegebenheiten und Gefahren. Die reine Stimmung eines gebildeten Geistes gewinnt eine sprachliche Form, in der etwas vom Schliff und Schwung des frühromantischen Aphorismus lebt. Wer die politischen Betrachtungen liest, wird von heutigen Gedanken, Stimmungen, Problemen, von ganz frischen Erinnerungen umspült. Sie sollen durchaus nicht als Prophetie ausgegeben werden. Schließlich sind uns ja auch die Propheten des alten Jsraels nicht deswegen bedeutsam, weil ihre Zukunftsverkündung eingetroffen ist, sondern weil sie gotterfüllt redeten.

Veltheims ablehnende Zeitkritik ist nicht weniger gegen die Reaktion als gegen die Revolution gerichtet. Er ist Vertreter eines Staatsgedankens, der den Staat als organische, gegliederte Gemeinschaft auffaßt, und berührt sich darin, wie in der Ablehnung der Bürokratie, mit der politischen Romantik der Restaurationszeit, deren Vorliebe für den Korporationsgedanken, solange erstorben, heute wieder Wahrheitswert und Anziehungskraft offenbart. Seine große Sorge ist die Gefahr der Bestialität, und sein Abscheu davor hat ihm den Blick für das Wesen der modernen Demokratie getrübt. Aber auf der andern Seite führt seine Hoffnung auf geistige Erneuerung zu einem furchtlosen Radikalismus, der ohne tiefste Berührung durch die Idee der Revolution nicht denkbar ist. Es zeigt sich auch hier wieder, daß die Parteistellung wenig besagt. Auch Radowitz hat fast gleichzeitig mit Veltheim Gedanken geäußert, vor denen sich manches Mitglied der radikalen Linken bekreuzigt hätte, wenn sie zu ihm gedrungen wären.

Hans von Veltheim ist am 19. Juli 1818 als Sohn eines braunschweigischen Staatsministers geboren. Er war kurze Zeit im Staatsdienst beschäftigt und schied aus ihm ohne förmliche Entlassung im Jahre 1842, um sich auf die Führung des Majorats vorzubereiten und seiner Bildung zu leben. Reisen führten ihn nach Dalmatien, den Alpenländern, Italien und Frankreich. Im Jahre 1854 ist er gestorben. Den wesentlichen Inhalt seiner Existenz glaubte er in seinem dramatischen Schaffen ausgedrückt zu haben. Aber wenn auch Veltheim sich nach Natur, Bildung und Höhe der künstlerischen Absicht aus dem Durchschnitt der Dramatiker seiner Zeit erhebt, so haben doch seine Stücke alle die typischen Gebrechen, an denen die geschichtlichen Tragödien aus der Mitte des 19. Jahrhunderts kranken. Literarische Wiederbelebungsversuche dürften erfolglos bleiben und sind

von unserer Seite nicht geplant. Wohl aber eine Ausgabe seines Tagebuches. Sie wird das Bild eines zum frühen Tode bestimmten, gebrechlichen und mutigen Menschen zeigen, der vieles mit dem divinatorischen Hellblick des vorzeitig Scheidenden vorgedacht und vorgefühlt hat, was erst in späterer Zeit ins allgemeine Bewußtsein drang.

Dr. Hugo Bieber.

Die Sicherstellung eines Volkes in politischer Freiheit kann nur die Frucht langer Gefährdungen seiner Ruhe sein. Solange jene Spaltung dauert, die im Grunde eine Mischung von Gegensätzen ist, solange gleichartige Leidenschaften sich mit kontrastierenden Namen schmücken und den offenen oder versteckten Bürgerkrieg ernähren, so lange werden Nachbarstaaten von zentralisierender Kraft einen gefährlichen Einfluß erlangen, den erschütterten Staat aus seiner äußeren politischen Stellung zurückzudrängen, ihn schwach und haltlos machen und ihn vielleicht zertrümmern. Frankreichs Revolution hat bewiesen, daß diese Eingriffe in den Parteikrieg gefährliche Rückschläge herbeiführen können — aber Polen ist diesen Eingriffen unterlegen, und es fragt sich, ob Preußens Nationalität stark genug ist, um eine solche Warnung unbeachtet zu lassen.

Wo schroffe egoistische Gegensätze über die Grenze politischer Gemeinschaft zurückweichen und sich dem Staat zuerst abgewandt, dann feindlich konstituieren, da ist es die Bedeutung und das Recht einer Revolution, diesen abtrünnigen Egoismus wieder auf vaterländisches Gebiet zurückzuzwängen, ihn zu beugen, ihn in neue Mischungen zu pressen, und aus diesem Konflikte durch Blut und Verwirrung hindurch geläuterte, zusammenwirkende Elemente des Staatslebens wieder auferstehen zu lassen. Eine Revolution aber, die erst dann eintritt, wenn im Geiste der Nation sich jene Gegensätze bereits überlebt haben, hört auf, ein Verjüngungsmittel zu sein. Sie ist nur noch eine verspätete Rache oder eine stupide aufgestachelte Roheit. Nachträgliche Tobsucht soll ersetzen, was alte Zeiten in Wahrung der Rechte, in Männlichkeit, in richtig berechnetem Widerstand versäumt haben.

Die Führer der Umwälzung übertreiben ihre Kraft im Bewußtsein ihrer Schwäche, sie hantieren dennoch nur, anstatt zu handeln, sie tun die letzten Schritte am Anfang des Weges, sie werfen Krankheitsmittel ins Volk, aus Furcht, daß es zu rasch gesunden könne, sie stehen mit einem Fuße auf der Spitze schwindeliger Theorie und suchen vergebens populären, nationalen Boden mit dem andern zu berühren.

Das ist im wesentlichen die Geschichte der sogenannten deutschen Umwälzung, die sich vor allem dadurch auszeichnet, daß sie in der Tat gar nichts umgewälzt hat. Und das ist leicht erklärt. Die Gegensätze unter uns, politische wie geistige überhaupt, weit ent-

fernt sich zu überbieten, sind in Wahrheit für unsere gerechten Wünsche und für den kräftigen und tiefen Impuls der Nation viel zu schwach. Betrachten und erkennen wir uns! Ueber die Anhängsel der äußeren Stellung, über die bunte Draperie des Zufälligen und Konventionellen hinaus — wo liegen die kräftigen, die im Wesen trennenden Unterschiede?

Wir sind ein nach Maßgabe der Anlage stark durchgebildetes Volk, und die gewisse unvermeidliche Familienähnlichkeit hat sich allen Physiognomien mitgeteilt. Eine wüste Gleichartigkeit hat sich über uns gelagert, die Novellisten auf der Jagd nach neuen Charakteren sind auf dürre Kuriositäten herabgekommen, sie handeln nur noch mit Menschennatur im kleinsten Detail, während die Staatsmänner en gros damit handeln, wie mit Fabrikaten, mit aus der Maschine, nicht aus der Schöpfung hervorgegangenen Stoffen. Mit einem Worte: das notwendige Mittelglied zwischen Staat und Individuum, die Körperschaft und der sie bedingende Typus ist erloschen oder dem Erlöschen nahe.

Beklagenswerte Erfahrung! Man hat solange den Staat als im mittelalterlichen Kastenwesen erstarrt geschildert, bis man ihn eines Tages in rein individueller Bildung zerfließen fand. und weder die künstlichen Reaktivierungen des Gouvernements, noch die Leitartikel der „Kreuzzeitung" werden ihn wieder gerinnen machen.

*

Ein wiederkehrender Absolutismus würde zwar ohne Zweifel sich nicht mehr mit aristokratischen, sondern mit demokratischen Säften nähren; aber transigieren auf der Demokratie wird er gewiß nicht, sondern ihm alle seine Konzessionen auf der Spitze des Bajonnetts entgegentragen. Die Grundrechte sind abgetan, und wenigstens Petitionen und Demonstrationen werden sie der Regierung nicht wieder aus den Händen winden. Daß die Regierungen hieran sehr wohl tun, braucht nicht gesagt zu werden. Der zersprengte Klub deutscher Volkstribunen, der in der Schweiz Novellen schreibt, in New York Seife siedet oder Zigarren dreht und in London Sprachunterricht gibt, hat wohl selbst bei seinen Anhängern wenig Sympathien hinterlassen. Es ist mit wenigen Ausnahmen ein flaues Märtyrertum gewesen, und noch so hochgehäufte Floskeln des unglücklichen Edelmuts können diesen Schaden nicht verdecken. Wir können uns allerdings wohl ausdenken, welchen Reiz es für Doktoren und Literaten bietet, wenn sie bis dahin ihre höchste Wichtigkeit als Redaktoren eines Journals fühlten, sich plötzlich als persönliche Feinde der Hohenzollern, der Habsburger und des Zaren zu konstituieren, die Fäden einer europäischen Konspiration zu leiten und die ganze Zukunft der Völker in der eigenen Westentasche zu führen. Diplomatische Depeschen,

geheime Agenten, Manifeste und feierliche Beratung im Hauptlager — versteht sich immer am Vorabend einer Schlacht: das ist alles köstlich spannend und wiegt eine ganze mißlungene Weltgeschichte auf — ja! Aber herrschen? Nein, herrschen werden weder Herr Ruge noch Herr Mazzini noch Herr Ledru-Rollin, noch irgend einer ihres Zeichens. Es ist denkbar, daß Deutschland eines Tages soviel Republiken zählt als Bürgermeister, daß der Tabagieheroismus in jedem Weichbilde riesig emporwächst und daß Hunderte von getreulich kopierten Dantons und Marats acht Tage lang im Triumph auf den Schultern der Gossenfeger reiten, um am neunten selbst wieder in dieses Element ihrer Anhänger hinabzustürzen. Aber das ist nicht denkbar, daß Deutschland, haltlos und uneinig zurzeit des kräftigsten Absolutismus, zu einem Staat erwachsen könnte in diesem Chaos losgelassener Bestialität. Irgend ein Philipp von Makedonien würde alle diese hellenischen Altertümer schleunigst abführen, die glorreichsten Volkstribunen würden noch einmal in New York Zigarren drehen und für alle fernere Zeit der Beschäftigung mit europäischer Politik gründlichst enthoben sein.

Und was bleibt uns dann als der Absolutismus? Nicht mehr der alte gemütliche, mit dem wir trotz aller Auflehnung doch eine Art Wahlverwandtschaft fühlten, der mit uns moralisierte und väterlich ermahnte; sondern ein grämlicher und misanthropischer Fremdling, der da herrschen wird wie ein Eroberer und argwöhnen wie ein Usurpator.

Hüten wir uns, daß wir nicht aus einem legitimen Fürsten einen Eroberer machen.

*

Die Wichtigkeit der Geschichte und ihre unübersehbaren Aktenkammern scheinen bestimmt, immer praktisch verleugnet und immer theoretisch übertrieben zu werden. Man darf nicht das Massenhafte schon als solches für groß halten. Die Geschichte wird in viel höherem Grade durch niedrige Notwendigkeiten bestimmt als das Privatleben des unbedeutendsten Menschen und repräsentiert, seltene Momente abgerechnet, die gehässigsten Eigenschaften unserer Gattung und den immer erneuten Triumph der Bestialität.

Wir erstaunen über große Wagnisse, aber wir bemerken bald, daß ihnen vom Beginn die Reinheit des Antriebes fehlt und weiter hinaus die Freiheit der Wahl. Wir bewundern glänzende Talente, aber je mehr wir in Details und Motive hinabsteigen, desto klarer wird es, daß sie nicht einer Sache, sondern einer Leidenschaft dienten. Wir studieren machtvolle Charaktere, aber diese Charaktere wurden — mit sehr seltenen Ausnahmen — im geschichtlichen Konflikt nicht veredelt, sondern befleckt. Die Geschichte ist im großen und ganzen

nichts als Notwendigkeit der Bewegung, ein Rauschen trüber Wassermassen, zuerst nach diesem und dann nach jenem Pole; ein Wechsel des Kraftmißbrauches, massenhaft, aber monoton wie der Ozean und wie dieser verderblich.

*

Unsere Squires, trotz allem was sich gegen sie aufbringen läßt, sind vielleicht doch noch der politisch brauchbarste Teil der Nation. Es sind eben Männer, die in politischer Handlungsweise an Tradition mehr als an eigene Anschauung gebunden sind; und diese Klasse ist im konstitutionellen Leben vielleicht die notwendigste von allen, jetzt allerdings sind sie Absolutisten, weil eben ihre Traditionen absolutistisch sind.

*

Sittliche Empfindlichkeit und intuitiver Sinn machen den Misanthropen, d. h. den reinen Misanthropen. Die schmutzigen sind leicht erklärt. —

*

Von dem Augenblick an, wo die gebildeten Stände von den unteren Klassen so entschieden und für alle Zeiten losgerissen stehen, wie bei uns, ist es unmöglich für sie geworden, noch als politische Macht aufzutreten. In Norddeutschland können sie den Regierungen noch durch sittliche und wissenschaftliche Bildung imponieren, und ein nicht ganz roher Monarch wird diesen Einfluß immerhin noch anerkennen müssen. Eine geistige Bildung, die nicht nach seiner Krone trachtet, wird er als einen Schmuck seiner Nation gern achten; eine andere wird er zertreten müssen.

Das Prinzip der geistigen Aristokratie hat seit Gregor VII. keinen besseren Vertreter als Calvin.

*

Die Politik ist bis jetzt bei den Deutschen nur Sache der Eitelkeit gewesen — ein übersättiger Kitzel.*) Wie wird es sein, wenn die Politik einmal eine traurige und gefährliche Pflicht wird? — Dann wahrscheinlich wird man kein den Geist herabwürdigenderes Handwerk kennen, als das Politisieren.

*

Heutzutage will man uns die Aesthetik als Religion aufnötigen. Perikles ist in der Figur des Professor Vischer aus Tübingen wieder auferstanden und regiert die Agora mit schön gekräuseltem Locken- und Redefall.

---

*) übersättigt: leicht zu befriedigen, Gegenteil von unersättlich.

Die Umgangskunst mit den Formeln des Menschenlebens bedingt fast immer ein Uebergewicht, niemals eine wahre Bildung.

*

Wir ringen nach Glück, und doch würden wir die Fähigkeit des geistigen Schmerzes nicht für alle bestialischen Freuden der Welt dahingeben.

Es ist nicht die Bedingung der Größe, daß sie eine der Massenteilnahme offenliegende, eine historische, eine anerkannte sei. Groß ist jeder, der fähig ist, von errungenen ideellen Standpunkten auf das Leben hinabzublicken, der auf den höchsten Staffeln der Menschenbildung freier atmen kann und die höhere Entwicklungsform gereift in sich tragen. Hat er den Ueberschuß von Kraft, um andere, um ganze Völker zu einem ähnlichen höheren Leben anzuregen, so bedarf er neben dieser Kraft vor allem des Glückes. Denn nur die Glücklichen verführen zur Größe und reizen die Einbildungskraft.

*

Die eigentliche „Brauchbarkeit" hört da auf, wo die höhere geistige Arbeit beginnt.

*

Das merkwürdige Talent der Franzosen ist das, alles um sich her mit ihrer politischen und geselligen Débauche anzustecken. Selbst die englische Nationalität, die geschlossenste von allen, konnte sich doch in einer gewissen Zeit dieser Ansteckung nicht erwehren.

*

Es ist ein weiter Unterschied, ob man gesund sei in Gemäßheit der eigenen Natur, oder gegen dieselbe — contra naturam sui generis.

*

Eine hohe und feine Organisation erkauft man nur um den Preis einer traurigen Nervenüberspannung — einer zerrüttenden Leidenschaft, die uns entweder fatalistisch abwärts führt, oder unnatürlich überschraubt. Denn solche Leidenschaften können nicht gemäßigt, sie müssen unterdrückt werden. Alltägliche Menschen teilen sich ihre Leidenschaft wochenweise ein; sie werden nur durch Gelegenheit erregt oder durch regelmäßige Abstreifung befriedigt. Sie brauchen nur die äußeren Eindrücke zu fürchten, nicht die innere angeborene Ueberspannung, nicht den nach jedem Genuß zurückbleibenden Kitzel der Phantasie und des Nervs. Sie haben nicht jeden Genuß, selbst den durch die Natur geforderten, zu scheuen, weil dicht hinter ihm jedesmal der erneute qualvolle Kampf zwischen Willen und Reiz liegt, ein Zwiespalt zwischen Körper und Geist, in dem sich das Leben mühselig und unnütz verzehrt. Niemand beneide die bevorzugten Naturen! Wenn sie weiter nach oben greifen, so greifen sie auch fast immer weiter nach unten, und eine solche Natur ganz auf

den geistigen Gipfel nach sich zu reißen, ist zwar ein glorreiches, aber ein sehr schmerzliches Tagewerk.

✶

Was einen Mann wie Radewitz zum Staatsmann macht, ist nicht staatsmännisches savoir faire, sondern lediglich ein Interesse für die leitenden historischen Ideen und ihre Entwicklungen. Solche Menschen sollten Geschichte schreiben, aber sie nicht machen wollen. Dasselbe historische Interesse zieht vermutlich diesen katholischen Helden des Protestantismus zu der alleinseligmachenden Kirche hinüber, deren Gang über die Weltbühne allerdings unter allen historischen Erscheinungen kaum seines Gleichen hat.

✶

Es stehen viel Menschen in kleinen Kreisen wie eine stille Sonne. Andere Seelen gravitieren um sie, empfangen Licht, Wärme und Sicherung ihrer Bahn von ihnen — und auch der feinste Psychologe wird die Wirkungen nicht zählen und nennen, welche von einem ruhigen hellen Geisteslicht täglich und stündlich ausgehen. Davon wissen freilich die Leute nichts, die sich von einem Prinzip des Nutzens aus zu Zensoren ihrer Mitbürger aufwerfen. Zu taxieren ist nicht einmal der materielle Nutzen, geschweige denn der geistige.

✶

Die Bürgerlichen sind mehr individuell entwickelt, die Adligen mehr typisch. Das Letztere erklärt sich leicht aus der größeren Einschränkung in der Berufswahl sowie in den Verheiratungen, eine Einschränkung, welcher der Adel nun schon seit Jahrhunderten unterliegt, und welche nicht verfehlen konnte, die Rasseeigenschaften einseitig auszubilden.

Ferner hat die größere Geltung, in welcher die formelle Norm beim Adel steht, ihn auch gleichmäßiger ausgeprägt. Dies alles nun würde seiner politischen Tüchtigkeit eher nützen als schaden. Aber es tritt eine Ursache der Degeneration hinzu. Nämlich die frühere Herrschaft der Genußsucht in einer Zeit, die gereizt war durch gesellschaftliche Privilegien und nicht gemäßigt durch die Pflicht und das Ehrgefühl einer selbständigen politischen Herrschaft.

✶

Nichts sieht sich untereinander ähnlicher als die historischen Größen — fast immer verhärtete Nervenmenschen.

✶

Jetzt ist die deutsche Literatur geteilt zwischen Knaben, die kolossale Karikaturen zeichnen, und alten Herren, welche preziöse Miniaturen pinseln. Die einen backen riesige Schneemänner zusammen, die andern schnitzen elfenbeinerne Figuren. Das ist das deutsche Schwanken zwischen grandiosen Hoffnungen und mesquinen Erfahrungen.

Zuerst las ich ihren Namen in der Untergrundbahn. Da waren in den Waggons ganz kleine Zettel aufgeklebt, auf denen man eingeladen wurde, zu den Schönheitstänzen der Celly de Rheidt gegen Bezahlung von 1000 Mark oder etwas weniger zu erscheinen. Auch eine Telephonnummer war auf dem Zettelchen genannt, man konnte seinen Besuch dort telephonisch ankündigen.

Dann stieß mir der Name im Annonceteil der „Deutschen Tageszeitung" auf. In der Woche, in der der Bund der Landwirte in Berlin tagte, versuchte der Unternehmer der Celly de Rheidt, sie in agrarischen Kreisen bekannt zu machen. In der Hauptversammlung fällt da manches harte Wort gegen die Berliner Verlotterung, bei den Abendausflügen will man sie kennenlernen.

Dann kamen Plakate an den Litfaßsäulen. Vier nackte Mädchen, die sich mit einem Schleier anfächeln, reizten an allen Straßenecken die Phantasie der Berliner Bürger.

Schließlich ging der Samen dieser geschickten Reklame auf. Man sprach in Berlin von den Nackttänzen der Frau Celly de Rheidt, welche die Tochter eines preußischen Offiziers und die Gattin eines preußischen Offiziers ist, einige waren entrüstet, andere fühlten sich geneppt. Ein Eingeweihter erzählte mir, es habe eine Kommission, der auch Herren aus dem Ministerium des Herrn Hänisch beigezogen waren, einer Probe dieser Nackttänze beigewohnt und hier „ein höheres Kunstinteresse" als gegeben erachtet.

Vor ein paar Tagen entschloß ich mich, das Phänomen anzusehen. Frau Celly de Rheidt hat inzwischen so viel Geld gescheffelt, daß sie sich ein eigenes kleines Theater am Nollendorfplatz mieten konnte, und sie (oder ihr Unternehmer) scheffelt weiter. Der Platz in der ersten Reihe kostet etwa 70 Mark. Ich saß in der elften Reihe und bezahlte für den Platz 34 Mark. Dennoch war der Saal fast voll. Ein merkwürdiges, nicht gerade frommes Publikum. Vor mir saß ein Mann, der in großer Gesellschaft gekommen war. Seine Braut, oder was man so nennt, war durch zwei Sitzplätze von ihm getrennt, aber er stand auf, langte mit ausgestrecktem Arm über die Lehne und es gelang ihm unversehens, die Braut ins feste Fleisch zu zwicken. So war das Publikum.

Die Vorführungen begannen etwas feierlicher. Der Vorhang teilte sich. Da stand auf einem schwarzen Sockel ein lockiger Mönch in seidenroter Kutte, eine Geige in der Hand. Scheinwerfer belichteten ihn mysteriös. Er geigte mit sich windendem Leib. Wenn er ein schmachtendes Pianissimo hinwinselte, so bibberte dabei sein Hinterteil. Viele Minuten vergingen so im Dunkel. Mein Vordermann rückte seiner Braut von rückwärts wieder etwas näher.

Dann kamen die Tänzerinnen. Sie erschienen als Sphinxe. Zwei saßen, rechts und links, steinern fest. Eine tanzte. Die Sitzenden konnte man im Profil bewundern. Nackte Arme, nackte Schultern, nackte Beine, nackte Brüste. Die Enthüllung der Brust war überhaupt ein, wenn nicht der Anziehungspunkt der Vorstellung. Frau Celly kam meist mit einem Schleier herein und mit verschränkten Armen, die sie gewissermaßen bekleideten. Der Schleier wurde fallen gelassen und auch die Arme. Da sah man, daß die Tänzerin (in den meisten Vorführungen) mit einem Schamgürtel bekleidet war, der hellgrün oder bläulich funkelte. Ihr Rücken war meist unbekleidet, auch dort, wo er schon nicht mehr Rücken ist. Die nackte Brust zitterte im Tanzen. Wenn ich von Tanzen sprach, so möge man das nicht überschätzen. Jede dieser Hopsereien dauerte höchstens drei bis vier Minuten. Ich verpflichte mich, jedem beweglichen Stubenmädchen in einigen Wochen ähnliche Künste zu entlocken. Ein bißchen Beineheben, Beineschleudern, einige primitiv gymnastische Uebungen — Beugen des Rückens nach hinten — wie sie in jeder schwedischen Turnschule reiner ausgeführt werden. Dazu ein paar pantomimische Verständigungen dümmster Art. Wichtiger als die Vorführungen sind die Namen der Tänzerinnen. Von Celly, deren Namen unbewußte Reminiszenzen an Selleriesalat wachruft, bis zu Lolotte Blanche und Vera Valenta immer wieder französierende Namen, obwohl die Tänzerinnen selbst der Crême von Pankow und Niederschöneweide entnommen scheinen. Nicht ein Tanz des Abends stand auf der Höhe einer mittleren Operettenbühne. Aber, offen gesagt, welcher Zuschauer dachte an den Tanz? Frau Celly und ihre Gehilfinnen hätten sich einfach nackt auf die Bühne stellen und beurteilen lassen sollen, so wie sie auf den Ansichtskarten hingestellt sind, die der Besucher zur Erinnerung an den Abend für gutes Geld erwerben kann. Ja, ich möchte glauben, daß eine solche Ausstellung viel eher das „höhere Kunstinteresse" in Anspruch nehmen dürfte als dies Getue und Gehopse mit Schleier und Gürtel. Dem nackten Körper wohnt, selbst im schlimmsten Lokal, noch unaustreibbare Heiligkeit inne. Nur die mit Strumpfbändern und Perlengürteln pikant gemachte Nacktheit wirkt unrein. In dem Theatersaal der Frau Celly de Rheidt wird denn auch ununterbrochen geschwatzt, geflüstert, gekichert. Es wird hauptsächlich darüber getuschelt, ob dieser Körper denn so vollkommen sei, daß er sich ungescheut ausstellen könne. Beiläufig gesagt, ich glaube das nicht. Die Dame ist etwas rundlich, mit einer ziemlichen Speckschicht ausgestattet und über den ersten Frühling hinaus. Es ist charakteristisch, daß sie sich am liebsten in der Turnübung — Rückenbeugung nach hinten — photographieren läßt. In dieser Stellung sind nämlich alle Muskeln der Vorderseite an-

gespannt und das täuscht eine Straffheit vor, die dieser weichliche Körper nicht mehr besitzt. Eine andere Tänzerin, ich weiß nicht, ob Lolotte oder Vera, jünger, schlanker, zarter als Frau Celly, gibt ein viel dankbareres Objekt für ästhetische Würdigung des jungen Frauenleibes ab.

Soll man diese Vorführungen verbieten? Man soll sie überwachen! Freunde erzählten mir, vor einigen Wochen habe Frau Celly eine Pantomime gewagt, in der sie als Nonne zu Füßen des Gekreuzigten liegt, dem sie allmählich Stück für Stück ihrer Kleidung opfert. Das ist Blasphemie, und wenn Katholiken, von dieser wüsten Spekulation angewidert, nach dem Strafrichter rufen, begreife ich es. Ich sah diese Besudelung nicht und kann also darüber nicht urteilen. Sah nur diese Leibesausstellungen und muß sagen: Sie wirken nicht unsittlich, sondern langweilig. Zwänge man die Dame noch, den Schleierschwindel und die blaugrünen Gürtel abzutun, so würde die Veranstaltung noch deutlicher den Charakter eines ästhetisch-anatomischen Museums annehmen, das zu besuchen den meisten Berlinern nicht einfiele. Nicht die Nacktheit stimmt ärgerlich, sondern das Getue mit ihr.

Nur einen Punkt gibt es, wo ich aufhöre tolerant zu sein. Unter den vier Tänzerinnen ist auch ein Kind. Ein armes, mageres, etwas proletarisch aussehendes Mädel von etwa 12 Jahren. Die Kleine kann nichts, aber sie tänzelt treu und pflichterfüllt, nackt, hinter den anderen. Wenn Frau Celly de Rheidt ihren Körper ausstellen will, so ist das ihre Sache. Ich finde, sie müßte schöner sein, um so schamlos sein zu dürfen. Wenn sie aber ein kleines Proletariermädel mietet und auf Kosten der Kleinen mit Kindernacktheit wuchert, dann rufe ich mit vollen Lungen nach dem wichtigsten Zuschauer: dem behördlichen!

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

P r e i s s t ü r z e u n d i h r e V e r h i n d e r u n g.

Seit der letzten Valutabesserung hört man allerlei über ein Umschlagen der Preisentwicklung reden. Vorsichtige Leute sagen, daß die üppige Warenabsatzkonjunktur, deren sich der Handel bisher erfreute, ihren Höhepunkt überschritten zu haben scheine. Andere, die ihre Prognosen weniger bedenklich aufstellen und temperamentvoller pointieren, sprechen von Erschöpfung der allgemeinen Kaufkraft und von bevorstehenden Preisstürzen. Im Publikum erteilen (genau wie in der Zeit nach dem Abschluß des Waffenstillstandes) die Wissenden den minder Unterrichteten den guten Rat, jetzt mög-

lichst wenig zu kaufen; binnen kurzem, im Herbst vielleicht, werde alles viel billiger sein.

Was ist vorgegangen und was ist zu erwarten?

Wir hatten eine ziemlich lange Periode, in der man mit einer bestimmten Summe deutschen Geldes viel mehr heimische Waren kaufen konnte — mehr dem Werte nach natürlich — als ausländische Zahlungsmittel. Auf die Gründe dieser Divergenz näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Da wir aber mit wachsendem Fleiße Noten druckten, da unsere Zahlungsbilanz sich durch Steigerung der Ausfuhrpreise und durch Beschränkung und Kontrolle der Einfuhr allmählich ein wenig besserte, und da das Ausland selbst daran interessiert war, unsere Valuta nicht ins Bodenlose fallen zu lassen und dies Interesse schließlich durch gewisse praktische Vorkehrungen betätigte, schrumpfte jener Abstand nach und nach zusammen. Heute ist er verhältnismäßig klein, bei etlichen Warengruppen sogar ganz verschwunden. Die neue Entdeckung, daß bestimmte Güter aus dem Auslande zum gleichen Preise oder gar wohlfeiler bezogen werden konnten, als sie im Inlande zu haben waren, wirkte naturgemäß alarmierend. Wenn der Weltmarktpreis erreicht ist, sagte man, ist kein weiteres Steigen möglich.

Das sieht sehr einleuchtend aus, ist aber eine Argumentation aus den Voraussetzungen der Vorkriegszeit. Einige dieser Voraussetzungen sind uns bekanntlich abhanden gekommen. Wir haben keinen freien, hemmungslosen Außenhandel mehr, sondern kontrollierten und kontingentierten; die Waren strömen nicht mehr, sie sickern nur noch, in abgemessenen Portionen, über die Grenzen. Bei solcher Beschränkung des Austauschs können die inneren Preise ebensogut über die Weltmarktpreise steigen, wie sie sich, viele Monate lang, unter ihnen zu halten vermochten. Weiter: unsere Valuta ist nicht mehr, wie vor dem Kriege, gefestigt und wertbeständig, sondern labil und schwankend. Wenn die inneren Preise die Tendenz zeigen, die Weltmarktpreise zu überflügeln, so führt das zur Minderung der Ausfuhr und zur Mehrung der Einfuhr (wenn nicht der künstlich gehemmten offiziellen, so doch der illegitimen, die sich, sofern die Preisverhältnisse sie fördern, schon unter den Zollmauern ihre Kanäle gräbt). Resultat: erneutes Sinken der Valuta, durch das die Weltmarktpreise, die dem Steigen der inneren Preise eine feste Grenze setzen sollten, selbst um eine Stufe höher gehoben werden.

Die Valuta schützt nicht vor der inneren Teuerung; im Gegenteil, die innere Teuerung zieht, wenn sie fortschreitet, die Valuta herab. Ob sie fortschreitet, hängt von der Entfaltung der inneren Kaufkraft ab Nun wird ja behauptet, daß diese im Erlahmen begriffen sei. Zu einem Teile trifft das gewiß zu. Ich habe vor kurzem

an dieser Stelle gesagt, daß in Deutschland bald nur noch zwei Kategorien von Gütern Absatz finden werden: Gegenstände dringender Massennotdurft und dem Bedarf und Geschmack der Schieber angepaßte Luxuswaren. Was dazwischen liegt ist für die Vielen unerschwinglich und wird von den Wenigen nicht ausreichend begehrt. Eine Absatzkrise für zahlreiche Waren „bürgerlichen" Bedarfs steht zweifellos bevor oder ist vielleicht bereits da. Die nächste Folge mag sein, da^ die vorhandenen Bestände dieser Waren billiger angeboten werden. Die weitere aber ist, daß sie nicht mehr produziert werden können — wenigstens nicht mehr für den heimischen Konsum. Denn an eine radikale Herabsetzung der Erzeugungskosten ist nicht zu denken. Für das Ausland können sie vielleicht weiter produziert werden — wenn die Valuta fällt oder mindestens nicht steigt.

Unter diesen traurigen Umständen ist es für die Besitzer der Warenvorräte immerhin tröstlich, daß die Regierung sich wacker bemüht, mit dem soliden und leistungsfähigen Hilfsmittel der Notenpresse die Absatzkrise hinauszuschieben. Eben ist die Besoldungsreform beschlossen worden; sie drückt den Beamten und Angestellten des Staates neue Papierzettel im nominellen Betrage von einigen Milliarden Mark in die Hand. Die Beamten freuen sich, die Schleichhändler noch mehr.

Dernburg, der Gute.

Herr Dernburg hat sein altes Projekt der „Reichsarbeitsstunde" wieder ausgegraben. In einem Artikel im „Berliner Tageblatt" verkündet er, unser ganzes Elend komme daher, daß wir zu wenig arbeiteten. Vor dem Kriege seien wir ein in allen Schichten recht wohlhabendes Volk gewesen, weil wir durchschnittlich neuneinhalb Stunden im Tage gearbeitet hätten. Täten wir das jetzt auch, so ginge es uns — der Sprung in der Beweisführung ist ein bißchen kühn — ganz vortrefflich; wir hätten Nahrungsmittel, Kleider, Rohstoffe die Fülle und wir hätten hochwertiges Geld. Das Malheur sei, daß man nach der Revolution „in der rohesten und apodiktischsten Form" den Achtstundentag eingeführt habe. Die Rettung bestehe demnach darin, täglich mindestens eine Arbeitsstunde zuzulegen.

Also schrieb Herr Dernburg, pfiffig, wie die Größen der bürgerlichen Demokratie nun einmal sind, zum Beginne des Wahlkampfes. Der „Vorwärts" war entzückt. Er braucht Belege für die unverändert schlechte Gesinnung der „einen reaktionären Masse"; demokratische Entgleisungen sind, aus naheliegenden Gründen, besonders wertvoll und gesucht. Die Redaktion des „Vorwärts" nahm die Gelegenheit beim Schopf und verfaßte eine Entgegnung. Ganz im Stile ältester Zahlabendreden. Was, ein wohlhabendes Volk sollen

wir vor dem Kriege gewesen sein? Nur ein paar Ausbeuter waren wohlhabend. Wer wagt zu behaupten, daß es den Arbeitern gut ging? Profit, Mehrwert, Drohnen — na, man kennt ja das Schema. Im übrigen habe nur Herr Dernburg eine sehr mangelhafte Vorstellung von der Mentalität der Proletarier, wenn er glaube, daß sie sich eine Verlängerung der Arbeitszeit zumuten lassen würden.

Darin hat der „Vorwärts" recht. Herr Dernburg ist ein sonderbarer Taktiker und miserabler Psycholog. Er ahnt immer noch nicht, daß die Arbeiter nicht die geringste Lust haben (und haben können), seinem altliberalen Manchesterkapitalismus mit angestrengt-intensiver Leistung beizuspringen.

Die Herren vom „Vorwärts" sind bessere Taktiker. Aber sie sind grundschlechte Wirtschaftspolitiker. Sonst würden sie sich nicht mit den abgedroschensten Agitationsphrasen begnügen, sondern fordern, daß in der Produktionswirtschaft endlich einmal die Voraussetzungen geschaffen werden, unter denen man von den Arbeitern tatsächlich intensiveres Schaffen verlangen kann. Je mehr Arbeitszeit wir jetzt vergeuden, um so mehr werden wir nämlich später nachholen müssen; wobei die Frage noch offen bleibt, ob wir das Versäumte auch wirklich einholen werden. Ein Volk, das nicht von Gaben der Natur, sondern von der Arbeit seiner Hände lebt, ist nicht ungestraft ein paar Jahre lang lässig. Man frage nur Herrn Lenin.

Wirths wichtige Wandlung?

Nach seinem Debüt im Haushaltsausschuß hat der neue Reichsminister im Plenum der Nationalversammlung eine Programmrede gehalten. Sie war mehr für die Galerie bestimmt als die Ausschußbemerkungen und muß deshalb mit größerer Reserve aufgenommen werden. Er hat sich dann, ohne vorläufig zu ausreichender Klarheit und Genauigkeit durchzudringen, bemüht, Ideen produktiver Finanzwirtschaftspolitik zu entwickeln. Er proklamiert eine Produktionspolitik, die „keinen einzelnen Zweig der Wirtschaft gegenüber einem anderen begünstigen dürfe". (Das ist grundsätzlich falsch; eine Gemeinwirtschaft, die Höchstleistung der Gesamtproduktion für die allgemeine Bedarfsbefriedigung anstrebt, muß ganz planmäßig einzelne Produktionsarten oder -gruppen fördern, andere zurückdrängen.) „Zur raschesten Förderung unserer Produktion," führt er weiter aus, „zählen alle diejenigen Organisationsformen, die einen höheren wirtschaftlichen Nutzeffekt versprechen und die zum Teil schon in der Freiwirtschaft langsam sich herauszubilden begonnen haben."

Ist das aufkeimende Erkenntnis der Notwendigkeit organisierter, auf Produktivitätssteigerung hin organisierter Selbstverwaltung der ganzen Produktionswirtschaft? Möglich. Hoffen wir's. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

EIN WAHRHEITSAMT

Ein Zeitungs-Ungläubiger, Herr Hans Holtz in Wannsee, hat im Selbstverlag, weil es ihn dazu drängte, eine kleine Schrift erscheinen lassen, die, von der Tagespresse nicht beachtet, doch nicht untergehen soll. Herr Holtz ist im Kriege zeitungsfeindlich geworden, vielleicht, wie so viele Pressegegner, aus einer Ueberschätzung der Institution, die wahrhaftig kein Religionsersatz ist und auch nicht sein kann. In einer Voraussetzung seiner Schrift hat Herr Holtz unzweifelhaft recht: Es gibt noch immer viel zu wenig skeptische Zeitungsleser, der Deutsche wird eine dumme Druckerschwärzen-Gläubigkeit nie ganz los. Nun will Herr Holtz, den Mißbrauch der Presse kennend, doch in keine Einschränkung der Pressefreiheit einwilligen, er verlangt vielmehr — bei voller Pressefreiheit — einen Ausbau des gesetzlichen Berichtigungswesens. Die Schaffung eines Wahrheitsamtes. Dieses Wahrheitsamt soll eine unverletzliche Behörde, sein, höchsten, unabhängigen Richtern gleichgestellt. Unrichtige ebenso wie unvollständige Meldungen, Verleumdungen mißliebiger Personen, falsche sachliche Darstellungen, parteimäßige Entstellungen, Stimmungsgerüchte — man denke an den Beamtenmord in Lichtenberg — sollen in den Bereich des Wahrheitsamtes fallen. Herr Holtz stellt sich das so vor, daß das Wahrheitsamt die in der Tages- und Wochenpresse verbreiteten Nachrichten, wenn es zur Berichtigung angerufen wird, daraufhin zu überprüfen hat, ob darin Falschmeldungen, unerwiesene Behauptungen, bloße Vermutungen, unvollständige oder bewußt irreführende Meldungen enthalten sind. Die Ermittlungen des Wahrheitsamtes beschränken sich auf die Feststellung von Tatsachen, die an die Meldung geknüpften Schlüsse, Urteile, Kritiken bleiben unberücksichtigt. Jedem Antrag auf Wahrheitsermittlung muß stattgegeben werden, wenn ihn nicht zwei Drittel der stimmberechtigten Mitglieder des Wahrheitsamtes ablehnen. Wer ist nun stimmberechtigt? Die richterlichen Beamten des Wahrheitsamtes und die Interessenvertreter (Vertrauensleute der politischen Parteien, Beauftragte der Betroffenen, Sachverständige, die Herr Holtz recht glücklich Wahrheits-Anwälte nennt). Dieser Wahrheitsdienst wird über das ganze Reich organisiert, jede Berichtigung des Wahrheitsamtes muß (wie seinerzeit der amtliche Heeresbericht) an bevorzugter Stelle erscheinen. Zeitungen, die Richtigstellungen des Wahrheitsamtes unterschlagen, können eingestellt werden. Am Jahresschluß veröffentlicht das Wahrheitsamt eine Statistik über seine Tätigkeit.

Der Vorschlag des Herrn Holtz ist gewiß nicht ohne weiteres ausführbar. Vor allem fehlen Abwehrbestimmungen gegen das Querulantentum. Der Zeitgenosse, der über den Mißbrauch der Zeitung am schrillsten schreit, ist zuweilen derselbe, der die absurdesten Verlangen an sie stellt. Pressehaß ist oft die Rückseite von Presseüberschätzung. Auch glaube ich nicht, daß das Wahrheitsamt mit einem so kleinen Beamtenapparat, wie Herr Holtz

hofft, auskäme. Wie ja überhaupt der Schrei nach einer neuen Behörde das Bedenklichste am Vorschlage des Herrn Holtz ist. Diese Mängel sehe ich durchaus ein, dennoch sollte der Vorschlag nicht untergehen. Kein Zweifel: Die Zeitung ist hunderttausenden Zeitgenossen noch viel problematischer geworden als das Parlament, und die Presse begeht einen furchtbaren Fehler, wenn sie diese Krise des Journalismus durch Verschweigen beseitigen will. Je teurer die Zeitungen werden, desto besser ist der Boden vorbereitet für eine gründliche Bekämpfung, vernünftige Begrenzung und vielfach sogar für eine Beseitigung des heutigen Journalismus. Der Herkules, der diesen Stall reinigt, ist, glaube ich, schon geboren. Er wird es freilich nicht mit Hilfe einer neuen Behörde tun, sondern mit Hilfe von Leser-Gemeinden, die überall dort entstehen müssen, wo das natürliche gesunde Vertrauensverhältnis zur Presse im Innersten erkrankt ist.

SOZIALISIERUNG

Ein großer Verleger, verdrossen über die Geschäftslage, begab sich zu seinem Rechtsanwalt und sagte mit Betonung: „Ich will mich nicht länger kapitalistischer Ausbeuter schimpfen lassen, die Zeiten sind ohnehin miserabel, die Steuern wahnsinnig, der Betrieb unmöglich. Arbeiten Sie mir sofort ein Projekt aus, wie ich meinen Verlag sozialisiere." Der Anwalt hörte den großen Verleger respektvoll an, begleitete den klugen, seine Worte durch Pausen unterstreichenden Herrn bis zur Haustür und dachte dann, als er allein war, vor sich hin: „Sozialisierungsprojekt? .... Was kann er damit gemeint haben? Sozialisierung? .... Damit meint er offenbar eine neue Methode, die Steuerbehörde zu prellen?"

DIE BORNGRÄBEREI

Leser schweinischer Lektüre erzählen mir, ich sei in dem „Reigen" des Herrn Wilhelm Borngräber geschmäht worden, geschmäht auf Grund entstellter Wiedergabe der Jakobsohnschen Angriffe. An diesem Beifallspender mag Herr Jakobsohn die Güte seines Angriffs erkennen. Was aber Herrn Borngräber angeht, so will ich ihm sagen, daß es mir natürlich unangenehm ist, meinen Namen neben den nackten Popos, den bestrumpften Schenkeln und den unzüchtigen Kinderkörpern zu sehen, mit deren Vertrieb er die Verhurung von Berlin allwöchentlich fördert. Immerhin ist's noch erträglich, dort beschimpft zu werden. Ich würde erst dann an mir irre, wenn die Borngräberei mich in dem Lieblingsblatt der Berliner Kokotten lobte. Im übrigen mögen die Reigenführer mich nicht zum Lesen ihrer Schweinereien zwingen. Müßte ich diese Bilderbogen der geistigen Lustseuche Nummer für Nummer verfolgen, so bliebe mir gar nichts anderes übrig, als Buchhändlervereinigungen ebenso wie Nationalversammlung, reinlich gesinnte Frauen wie Justizministerium und Polizeibehörden mit aller Kraft zur Wiedereinführung der Zensur gegen diese Propaganda zur allgemeinen Prostituierung aufzurufen. Was gegen den Sexualfilm nötig war, muß ebenso unerläßlich, ja, dringender, gegen die Borngräberei geschehen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 ·

DOUGLAS GOLDRING

DAS WAHRE ENGLAND

Eines der Dinge, die der heutigen Augenblick am dringendsten erheischt, ist eine umfassende internationale Aufklärung. Die verschiedenen Länder und Völker — durch einen fünfjährigen Krieg voneinander abgeschnitten, vergiftet durch die Lügenflut, die hunderte der von den Kriegsministerien, sowohl der Alliierten als der Zentralmächte, beherrschten Zeitungen durchströmte — sind einander fremd geworden. Trotzdem benötigen sie, um miteinander in Freundschaft leben zu können, bloß eines ungehinderten Verkehrs und gegenseitigen Verständnisses. Was könnte zum Beispiel grotesker sein, als die Ansicht des Durchschnittsengländers über die Deutschen, ja sogar über die Irländer? Um die falsche Meinung, aus der der Nationalitätenhaß, eine der Hauptquellen des Krieges, entspringt, zu zerstören, braucht es bloß den freien Verkehr der Völker untereinander sowie — statt offizieller Lügen — aufrichtige, vernünftige Berichte, die auf persönlicher Beobachtung basieren.

Die Völker Europas kennen einander nicht! Jene, deren Geschäft es ist, Kriege zu verursachen, waren des Sprichworts eingedenk: „Tout comprendre, c'est tout pardonner" — und sorgten durch die Zensur, die Verfälschung der Nachrichten und durch das Erschweren der Reisen dafür, daß die verhängnisvolle Unwissenheit bestärkt und der internationalen Verständigung alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt werden. Daher ist es Pflicht der Gutgesinnten aller Länder, während der schweren Jahre des Neuaufbaus, die unser harren, den Schurken, die durch fünf endlose Jahre die Welt mit Blut überschwemmten, entgegenzuarbeiten und ein- für allemal die Barrieren niederzureißen, die von den Kapitalisten zwischen Völkern errichtet wurden, die einander von Natur aus wohlgesinnt sind. Als Engländer gehöre ich einem Volke an, das, als Inselvolk, ganz besonders schlecht über den Charakter seiner neutralen Nachbarn unterrichtet ist. Doch werden auch wir Engländer von unseren europäischen Nachbarn herzlich schlecht verstanden. Dies ist sehr begreiflich: wir sind gewissermaßen ein überwuchertes Volk, das bis zu einem gewissen Grade seine Identität verloren hat. Wir selbst haben unsere ureigensten Traditionen vergessen, haben uns in einem ungeheureren menschlichen Konglomerat verloren, das den Namen „britisch" erhielt. Je weiter sich das britische Reich ausdehnte, desto schwächer wurde das nationale Bewußtsein der Engländer.

Sollen uns die übrigen Mitglieder der europäischen Völkerfamilie verstehen, so ist es unbedingt nötig, den Unterschied zwischen dem wahren „Engländer" und dem „Briten" klar zu machen. Die Fehler und Vorzüge des Engländers sind völlig verschieden von denen des Schotten, Irländers und Walisers. Zwischen den Engländern, zu denen beispielsweise auch ich gehöre, und dem England, für das die britische Regierung spricht und handelt, klafft ein unüberbrückbarer Abgrund. Mein England ist das England des einfachen Engländers, hinter dem etwa fünfzehn Jahrhunderte englischer Ahnen stehen. Ich selbst stamme von englischen Bauern ab; freilich hörte jener Zweig der Familie, aus dem ich hervorgehe, bereits vor hundertfünfzig Jahren auf, seine Felder zu bestellen, er verließ seinen Quäker-Glauben und wandte sich geistigen Berufen zu, doch sind wir letzten Grundes unverändert geblieben. Wenn es in England noch einen reinen nationalen Typus gibt, so dürfen wir uns dazu rechnen.

Die echten Engländer vermögen sich bekanntlich nicht auszudrücken, besonders wenn es sich um ihr eigenes Volk handelt, und den Versuch, unsere nationale Seele zu analysieren, muß ich einem ausländischen Beobachter überlassen. Doch vermeine ich gewisse Tatsachen über mein Volk aussprechen zu dürfen. Wir sind zum Beispiel ein phantasiearmes Volk, ermangeln des „keltischen" Feuers und der keltischen Beredtsamkeit, vermögen nicht über „die Morgenröte auf den Berggipfeln" zu schwärmen. Dafür besitzen wir eine gewisse Unschuld des Herzens.

Unsere Hauptlaster sind Trägheit — eine Trägheit, die sich in unserer Liebe zur Illusion und unserer Weigerung, unangenehmen Tatsachen ins Gesicht zu sehen, äußert, — und Toleranz. Unser Land ist freundlich, behaglich, anziehend, wir sind mit ihm zufrieden und nehmen das Leben leicht. Unser Motto: „Leben und leben lassen" befolgen wir derart genau, daß wir jeden hergelaufenen Gauner aus Wales, Schottland, Irland, Australien und Jerusalem, dem es behagt, sich in unserer guten Stube breit zu machen, auf unsere Kosten leben lassen. Wir sind dem Handlungsreisenden und dem abenteuernden Politiker ausgeliefert, weil wir unerschütterlich glauben, was „der Herr sagt". Doch hat diese unserer Unschuld entspringende Leichtgläubigkeit ihre Kehrseite. Wenn wir den Worten des Herrn Glauben schenken, so verlangen wir auch, daß er selbst daran glaube, und sind äußerst verwirrt und empört, wenn er — falls sein Interesse es fordert — uns die Zunge zeigt und zugibt, uns genarrt zu haben.

Es ist lange her, seit das englische Volk zuletzt den Segen der Selbstregierung genoß. Diese Tatsache mag erklären, weshalb jeder Engländer, der seine Gedanken in Worte zu kleiden vermag und sein

Land wahrhaft liebt, seine ganze Kraft dazu verwendet, die Handlungen zu schmähen, die im Namen seines Landes getan werden. Nicht einmal die Irländer haben mehr Grund zur Klage wider die britische Regierung, als das englische Volk. Der wahre Engländer ist noch kein Brite geworden und ist geistig noch nicht durch diese Abscheulichkeit — das britische Reich — verdorben. Um den Geist des wahren England zu finden, müssen wir zu den englischen Volksliedern zurückkehren, zu Chaucer und Shakespeare, müssen durch Obstgärten und schattige Alleen wandern, Pfarrhäuser aufsuchen, wo vom Rasenplatz das schläfrige Surren der Mähmaschine herübertönt, Bauernhöfe mit gewundenen Tudor-Schornsteinen, stille, verträumte Dorfkirchen inmitten kühler Friedhöfe, oder armselige unbekannte Londoner Viertel. Wo immer man das wahre England findet, stets ist es gleich seinem Volke ein wenig überwuchert. Wenn wir Engländer als Nation nicht untergehen wollen, so müssen wir nach einer nationalen englischen Renaissance streben, die irländischen Sinn-Feiners nachahmen und ein englisches Aequivalent der „Gaelic League" für die Wiederbelebung englischer Kultur gründen. In der Literatur müssen wir jene unter uns lebenden Fremden besonders bezeichnen, die uns durch ihre Bewunderung in Verlegenheit versetzen und darauf bestehen, unsere innersten Gedanken auszusprechen. Seitdem es in unseren Ländern von reichen Börsianern wimmelt, die keine Wurzeln in unserem Boden haben, schweigen wir Männer von Sussex, Kent und Surrey über unsere Heimat. Wenn die Kiplings, Chestertons und Bellocs in der Presse „England" brüllen, werfen wir die Zeitung fort und gehen mit unserem Hund spazieren. Nicht die Engländer sind es, die über England schreiben und den heiligen Georg anrufen. Derartiges überlassen wir jenen, die uns „entdeckt" haben. Gerät der Engländer in Begeisterung, so geschieht dies meist über den ausländischen Nachbar, für den er, trotz allem, was dagegen gesagt worden ist, eine natürliche Freundschaft und einen instinktiven Enthusiasmus empfindet.

Der echte Engländer versteht sich nicht auf Nationalitätenhaß. Er muß vom tyrannischen, wilden Kelten aufgepeitscht werden, bevor er in Empörung gerät, und diese Empörung beruht immer auf Gründen der Menschlichkeit. Die Mißhandlung von Frauen und Kindern, das Foltern eines kleinen Landes, wie zum Beispiel Belgien, vermögen ihn zu erschüttern. Der Engländer kann nicht um des Hasses willen hassen, wie seine irischen, walisischen und schottischen Nachbarn. (Uebrigens möchte ich nebenbei bemerken, daß der langzähnige „John Bull" kontinentaler Karikaturen ein rein schottischer Typus ist.)

Ist der künstlich entflammte Zorn des Engländers abgeflaut, so verfällt er gar bald wieder ins „Fraternisieren", bietet dem Feind Zigaretten und einen Teil seiner Ration an. Der Artillerie-Sergeant der Kölner Besatzungsarmee, der das Oberkommando in Bestürzung und die Northcliffe-Presse in Raserei versetzte, indem er seinen Hauptmann fragte, ob er die junge deutsche Dame, mit der er verlobt sei, bald heiraten könne, benahm sich wie ein echter Engländer. Die Engländer können vorgeben, haßerfüllt zu sein, wird dies Gefühl jedoch auf die Probe gestellt, so erweist es sich als völlig oberflächlich. Anders steht es um den Sinn des Engländers für Respektabilität; dieser ist leider eine Basis seines Charakters, und diese Leidenschaft für Respektabilität läßt ihn nur allzuoft vor den Augen seiner kontinentalen Nachbarn als Heuchler erscheinen.

Der Unterschied zwischen dem echten Engländer und dem „Briten" läßt sich im Temperament, im Gedankengang und vor allem in den politischen Tendenzen nachweisen. Der wahre Engländer hat eine Leidenschaft für die Freiheit, wie sie vielleicht bei keinem anderen Volk vorkommt, und seine Methode, diese Freiheit zu erlangen, ist der passive Widerstand. Die Quäker sind wohl die echtenglischste religiöse Vereinigung unserer Zeit, in ihnen kommt das Beste des englischen Charakters zum Ausdruck. In ihrer ganzen ruhmreichen Geschichte setzten sie sich stets für Gewissensfreiheit ein: dies taten sie auch mit unerschütterlichem Mut durch alle Verfolgungen dieses Krieges hindurch und tun es noch immer. Sie fordern die persönliche Freiheit eines jeden Menschen, ohne Rücksicht auf Rasse und Farbe.

Am stärksten zeigt sich die Verschiedenheit des englischen, schottischen, irischen und walisischen Temperaments bei den Kolonisationsmethoden. Der Engländer kolonisiert eigentlich nicht deshalb, weil ihn sein eigenes, reiches Land etwa nicht zu erhalten vermag, sondern um größere Freiheit zu erlangen, politischen oder religiösen Verfolgungen zu entgehen. Im Kelten jedoch, — wie phantasievoll, redebegabt und energisch auch immer er sein mag — schlummert stets der Trieb, zu plündern und gutmütigere Völker zu beherrschen. Die Kelten sind geborene „Imperialisten". Sie waren immer neidisch und hungrig. Die Schotten aus dem Hochland stiegen in den früheren Zeiten der Geschichte ins Tiefland nieder und raubten die fetten Tiefland-Herden. Nachdem sie das Tiefland geplündert hatten, strömten sie über die Grenzen und begannen das friedliche Durchdringen Englands. Sie bemächtigten sich rasch des Besten, das England ihnen bieten konnte, und da ihr Appetit noch immer nicht gestillt war, durchwanderten sie hungrig die ganze Welt und erbauten — mit Hilfe des Irländers und des habgierigen Walisers —

das britische Imperium. Der hartnäckige e n g l i s c h e Kolonist mit seiner trotzigen Freiheitsliebe ist es, der die Sicherheit dieses Baus gefährdet.

Wenn das britische Reich Krieg führt, gelangen sogleich die keltischen Elemente zur Herrschaft, und nichts beweist deutlicher, wie sehr die echt englischen Elemente ihre Macht verloren haben, als die Geschichte des eben beendeten Krieges. Die Verschwörung, die Asquith und Grey stürzte, bestand aus einem Irländer (Lord Northcliffe), einem Waliser (Lloyd George) und einem kanadischen Schotten (Lord Beaverbrook) — alles typische „Briten"! Der Krieg ward beendet, ohne daß (meines Wissens) ein einziger wirklicher Engländer im Kriegsministerium gesessen hätte. Die gegenwärtige britische Regierung mit ihrer schmachvollen Verfolgung religiöser Leute, mit ihren zynischen Lügen, ihrer Unredlichkeit, ihren ungeheuerlichen Kriegen gegen die Freiheit in Rußland und Ungarn, ihrer tollen Reaktionsorgie in Irland, ihrer Dienstpflicht und vor allem ihrem Frieden entspricht nicht im geringsten dem Charakter und den Traditionen des englischen Volkes. Der echte englische Geist findet sich nicht in den Zeitungen der Harmsworths, dieser expatriierten Irländer, sondern in der Haltung der verachteten Quäker, der Dienstverweigerer aus Gewissensgründen, in den Aussprüchen einer kleinen Gruppe unabhängiger Liberaler, die im Parlament die „pazifistische Sektion" gründeten, und im „organisierten Proletariat". Hier ist das Herz jenes Englands, das noch ein Herz besitzt. Die echten Engländer in Groß-Britannen sind die pazifistische Minorität, die Friedensnarren, die sogenannten „Klein-Engländer". Wie sehr es auch die „Herren" leugnen mögen, die Tatsache besteht, daß der wahre Engländer einen starken Hang zum Internationalismus, Pazifismus, Sozialismus hat, zu jedem „ismus", der die Lehre verkündet, alle Menschen seien Brüder. Aus diesem Grunde glaubte ich, daß die Geschichte unserer Rasse noch nicht zu Ende ist. „Jeder Hund hat seinen Tag." Der Engländer mußte lange warten, bis ihm das Seine ward, jetzt aber dürften seine Unschuld und seine Friedensliebe belohnt werden. Die „Klein-England-Bewegung", die lange mit dem Radikalismus und dem Dissidententum verknüpft war, hat bereits einen großen Teil des Landes ergriffen. An diese Bewegung schließt sich die Idee eines föderativen Regierungssystems für die britischen Inseln, das Schottland, Irland, Wales und sogar England sein eigenes Parlament gewähren soll. Ist einmal dieses politische Ideal erreicht, so wird man zum erstenmal vertrauensvoll sagen können, Englands Zukunft liegt in den Händen der Engländer.

Berechtigte Uebertragung aus dem Englischen von Hermynia zur Mühlen.

ERICH KUTTNER

DIE SORGE DES GENERALS

Für einen General ist heutzutage das Dasein voller Probleme. Schon allein die Schwierigkeit, bei den mannigfachen Umstürzen von rechts und links sofort mit sicherem Blick den „Boden der Tatsachen" zu erkennen, auf den man sich als Ehrenmann zu stellen hat, wenn man nicht seine Stellung riskieren will. Wie ungemein schwierig ist, von den drei Eventualitäten — „für die alte Regierung", „für die neue Regierung" oder „Wahrung der Ruhe und Ordnung" — gleich diejenige herauszufinden, welche die sicherste Anwartschaft auf Beförderung bietet und deren Befolgung daher dem geleisteten Eide entspricht. Dazu die überflüssige Belästigung, von 7 bis 8 Uhr Eide schwören zu müssen, die man von 8 bis 9 Uhr . . . na, Schwamm drüber!

Aber das ist noch das wenigste. Die Hauptsorge des modernen Generals ist die um seinen Gegner. Ja, gerade die! Denn was braucht ein General notwendiger als einen Gegner?! Fehlt dieser, so gewinnt der General das Aussehen einer Attrappe, er gleicht einer Nippesfigur im Ramschladen, deren Pendant abhanden gekommen ist, oder — noch besser — einem Boxkämpfer, der bei Buggenhagen solo auftreten wollte. Das Publikum will aber nun mal sehen, daß sich zweie prügeln. Ein Sologeneral ist eine Unmöglichkeit, ein wandelnder Widerspruch in sich selbst.

Also, General, besorge dir einen Gegner, wenn du nicht als überflüssiges Möbel in die Rumpelkammer gestellt werden willst. Aber gerade das ist heutzutage die Schwierigkeit, wo der Weltkrieg die Zahl der brauchbaren Gegner geradezu skandalös vermindert hat.

Da bleibt denn nur der Ausweg, Gegner zu e r f i n d e n, wo auch das bewaffnete Auge keine entdecken kann.

Die französischen Generale betreiben dies Geschäft seit eineinhalb Jahren und haben schon eine gewisse Routine darin erlangt. Man zürne diesen Leuten nicht, wenn sie immer wieder die uns unsichtbaren deutschen Millionenheere erfinden. Das deutsche Millionenheer ist die Existenzbasis dieser Leute. Was sollte ein Arzt in einer Gegend tun, wo alle Leute gesund sind? Er müßte Krankheiten erfinden. Und was soll ein französischer General reden, wenn Deutschland wirklich keine Millionenarmee mehr hat? Diese Tatsache zugestehen, heißt für ihn Selbstmord verüben. Und den soll von anderen Leuten nur verlangen, wer ihn bereits praktisch hinter sich hat. Deshalb gönne man Foch und seinesgleichen, wenn sie Entlassungsanzüge für Uniformen und die Ortswehr von Kyritz an der Knatter für eine militärische Eliteformation ausgeben.

Gerade wir Deutsche müssen ihnen ihr bitteres Los nachfühlen, denn ihre deutschen Berufskollegen sind in genau der gleichen Verlegenheit. Wenn ich Reichswehrgeneral wäre, würde ich im Vaterunser an fünfter Stelle beten: „Unseren täglichen Bolschewismus gib uns heute." Denn der Bolschewismus bedeutet für den Reichswehrgeneral das tägliche Brot.

Aber der liebe Gott ist hartherzig. Er knausert mit den Bolschewismus- wie mit den Brotrationen. Und dann gibt es Berufskollegen, die so töricht sind, irgendwo den Bolschewismus ganz und gar auszurotten. Die Toren, sie sägen den Ast ab, auf dem sie sitzen, sie begreifen nicht, daß der Bolschewismus das nahrhafte Erdreich bildet, auf dem allein die Blume des Reichswehrgenerals gedeiht.

Ach, auf dem steinigen Boden Deutschlands fehlt oft dieser nützliche Humus. Da hilft nur künstliche Düngung. Reichswehrgeneral, schaff' dir mit Kunst und List rote Armeen, sonst mußt du verhungern.

Ich gebe das Rezept: Besolde hundert Spitzel zur Aufdeckung der großen bolschewistischen Verschwörung. Ja, fragst du, wenn nun keine existiert? Ist ganz egal, wer Geld bekommt, um etwas zu finden, der *findet* auch etwas, — so sehr läßt sich auch Lump nicht lumpen. Da ist z. B. in der Kleinen Schwiebuser Straße 87 eine Kneipe, in der allsonnabendlich eine Filiale des Schuhmacher-Verbandes tagt. Spitzel kommt herein, notiert aus der Debatte die Worte „Sozialisierung" und „Streikunterstützung". Was braucht er mehr? Auf Grund dieser Beobachtung erstattet er einen Bericht, daß in der Kneipe von Kaselowski, Kleine Schwiebuser Str. 87, ein geheimer Zirkel tagt, der den Generalstreik zwecks Beschlagnahme alles Eigentums vorbereitet. Ist auch gar noch das Wort „Kampffonds" gefallen, so weiß Spitzel zu berichten, daß Gelder zum Ankauf von Waffen, die im Keller lagern, gesammelt werden.

Der General hat nun nichts weiter zu tun, als einen Stadtplan zu nehmen und in der Kleinen Schwiebuser Straße bei Nr. 87 ein rotes Kreuzlein einzutragen. Nach und nach bedeckt sich seine Karte mit Kreuzen wie der Himmel um die Dämmerstunde mit Sternen. Endlich hat sie das Aussehen eines Nestes voll roter Ameisen erlangt.

Nunmehr ist es Zeit, mit dem Plan zum Minister zu gehen. Ernst und schweigend breitet der General die Karte vor ihm aus. Beim Anblick dieses rotbekreuzten Massenfriedhofes tränen dem Minister die Augen. „Was ist das?" fragt er entsetzt.

„Das ist", erwidert der General mit Grabesstimme, „das Netz der neuen bolschewistischen Verschwörung. Die Kreuze bedeuten

Sammelpunkt der roten Armee. Diese sind nach einem feindurchdachten System über die ganze Stadt verstreut. Auf jede Sammelstelle kommen mindestens 100 Mann. 500 Sammelstellen haben wir entdeckt, so werden wir uns in wenigen Tagen einer festorganisierten roten Armee von 50 000 Mann gegenübersehen."

Dem Minister knicken die Knie. Aber der General hat seinen Zweck erreicht, sein Nährboden, der Gegner, ist gefunden.

Falls dieses Mittel nicht verfängt, gibt es noch ein zweites. Man lasse rotet Armeen aus dem Osten heranmarschieren. Rußland ist dafür das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Hier brauchst du mit den Millionenheeren nicht zu sparen, denn niemand kann dir das Gegenteil beweisen. Ostpreußen wird in wenigen Wochen von den Bolschewistenheeren wie von Heuschreckenschwärmen überflutet sein. Im Frühjahr kannst du regelmäßig eine bolschewistische Offensive als dicht bevorstehend melden. Polen wird überrannt werden, auch wenn das polnische Herr gerade in Kiew steht. Die Prophezeiung von der bolschewistischen Millionenarmee, die Deutschland spätestens in vier Wochen überschwemmen würde, wurde schon im Frühjahr 1919 mit Erfolg angewendet. Daß nichts von ihr eintraf, hat ihre Wiederauffrischung für 1920 nicht geschädigt. Es müssen eben bolschewistische Millionenheere gegen Deutschland im Anmarsch sein und die Weichsel bedrohen, genau so wie deutsche Millionenheere im Anmarsch gegen Frankreich den Rhein bedrohen müssen.

Ein General, der so etwas nicht zu erfinden vermag, ist ein unfähiger Tropf. Er beweist, daß er für die Sicherung seines Landes kein rechtes Interesse hat.

Ich erinnere mich der Tragödie eines Nachtwächters. Er tat einen Monat lang Dienst, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Natürlich wurde dieser unfähige Mensch entlassen. Sein Nachfolger war ein anderer Kerl. Er gab jede Nacht ein paar Schüsse auf verdächtige Schatten im Gebüsch ab und beschrieb am Morgen haarklein seine Kämpfe mit dem Verbrechergesindel. Der Mann blieb natürlich nicht nur im Amte, sondern angesichts seines schweren Postens wurden ihm auch noch fünf Hilfswächter beigesellt, über die er den Oberbefehl erhielt. Die Sache wurde etwas kostspielig, aber der Nachtwächter jedenfalls war zufrieden. Er vergrößerte ständig seinen Wirkungskreis, bis dann wirklich einmal ein Einbruch erfolgte, wobei sich leider herausstellte, daß der Nachtwächter mit den Einbrechern unter einer Decke steckte. Während diese plünderten, hatte er auf der Straße für „Ruhe und Ordnung" gesorgt.

Diese Geschichte hat selbstverständlich mit dem Kapp-Putsch nicht das mindeste zu tun.

Daß die neue Verfassung des Reichs den Soldaten das Wahlrecht gegeben hat, mag man bedauern, aber man kann es nicht ändern ohne Verfassungsänderung.

Die Verfassung sagt — in den Artikeln 22 und 17 — klipp und klar, daß die Abgeordneten zum Reichstag „von den über zwanzig Jahre alten Männern und Frauen" und daß die Volksvertretungen der Länder „von allen reichsdeutschen Männern und Frauen" gewählt werden. Die Allgemeinheit und Gleichheit dieses Wahlrechts kann nur durch Richterspruch eingeschränkt werden: Wem die staatsbürgerlichen Rechte aberkannt werden, dem ist natürlich auch das Wahlrecht entzogen. Nicht wahlberechtigt sind also nur Geisteskranke und Verbrecher.

Aber Soldaten sind wahlberechtigt, obgleich sie nicht notwendigerweise im vollen Genuß a l l e r staatsbürgerlichen Rechte sein müssen. Im Artikel 133 der Verfassung heißt es: Das Reichswehrgesetz bestimmt auch, wieweit für Angehörige der Wehrmacht zur Erfüllung ihrer Aufgaben und zur Erhaltung der Manneszucht einzelne Grundrechte einzuschränken sind. Die Grundrechte, von denen hier die Rede ist, sind im zweiten Hauptteil der Verfassung umschrieben. Das Wahlrecht gehört nicht dazu, es muß auch dem Soldaten uneingeschränkt bleiben; aber im Recht der freien Meinungsäußerung, in der Versammlungsfreiheit und der Freiheit der Vereinsbildung kann er freilich durch das Reichswehrgesetz eingeschränkt werden. Ist es denkbar, daß die Verfassung, die solche Einschränkungen für die Soldaten ausdrücklich vorsah, über die Frage ihres Wahlrechts hinweggesehen hätte, wenn es nicht eben ausgemacht gewesen wäre, daß das keine Frage sein kann, — daß das Soldatenwahlrecht unbestreitbar ist?

Wäre dennoch ein Zweifel möglich, so müßte Artikel 39 der Verfassung ihn niederschlagen: „Beamte und Angehörige der Wehrmacht bedürfen zur Ausübung ihres Amtes als Mitglieder des Reichstags oder eines Landtags keines Urlaubs." Da wird zweifellos vorausgesetzt, daß Soldaten in die Volksvertretung gewählt werden können, — und zur Bewerbung um die Wahl, heißt es weiter, ist ihnen der erforderliche Urlaub zu gewähren. Und nun vergleiche man Artikel 39 der neuen mit Artikel 21 der alten Verfassung. Damals hieß es: „Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag." Der Schöpfer der neuen Verfassung hat nach „Beamte" hinzugefügt: „und Angehörige der Wehrmacht". Er hat also ausdrücklich feststellen wollen, daß Soldaten nicht bloß wahlberechtigt, sondern auch wählbar sind, ja, daß sie diesbezüglich ebenso wie die

Beamten ein Vorrecht genießen sollen: Im Falle ihrer Wahl haben sie Anspruch auf Weiterbezug des Gehalts ohne Leistung.

Aber die Nationalversammlung — die verfassunggebende und -nehmende — hat jetzt ein Gesetz über die Wahlen zum Reichstag beschlossen, welches den Soldaten das Wahlrecht entzieht. Beide sozialistische Parteien hatten die Wiederherstellung des Soldatenwahlrechts, wie es bereits bei den Wahlen zur Nationalversammlung ausgeübt worden war, beantragt. Gegen alle sozialistischen und einige deutschnationale Stimmen wurde jedoch das Soldatenwahlrecht gestrichen, mit geringer Mehrheit. Und eine Verfassungsänderung kann doch nur mit Zweidrittelmehrheit beschlossen werden!

Ich weiß wohl, daß es sich in diesem Fall um eine Doktorfrage handelt. Das Wahlgesetz ist schließlich als Ganzes einstimmig von der Nationalversammlung angenommen worden. Die Sozialisten hatten es mit dem Soldatenwahlrecht gar nicht ernst gemeint. Sie hatten ja auch die Verfassungsfrage gar nicht aufgeworfen. Wäre diese Frage von anderer Seite gestellt worden, so hätten die Sozialisten sicherlich nicht bloß auf ihre Demonstration verzichtet, sondern selbst für das Zustandekommen einer Zweidrittelmehrheit g e g e n das Soldatenwahlrecht gesorgt.

Nicht der Soldaten will ich mich annehmen, sondern der Verfassung. Wie ist es möglich, daß die Streichung des Soldatenwahlrechts mit einfacher Mehrheit beschlossen wurde? Wenn Artikel 76 der Verfassung bestimmt, daß der Reichstag „Beschlüsse auf Abänderung der Verfassung" nur in Anwesenheit von zwei Dritteln der gesetzlichen Mitgliederzahl und mit einer Zweidrittelmehrheit der Anwesenden fassen kann, — so bezieht sich diese Bestimmung offenbar nicht bloß auf Gesetzentwürfe, welche ausdrücklich zur Abänderung der Verfassung eingebracht werden: Jeder Paragraph irgendeines Gesetzentwurfs, der eine Ausnahme von den Bestimmungen der Verfassung festsetzt, braucht eine qualifizierte Mehrheit, um in Kraft zu treten; sonst ist das ganze Gesetz verfassungswidrig.

Aber die Verfassung hat hier eine Lücke. Der Reichspräsident, der Reichskanzler und die Minister können wenigstens wegen schuldhafter Verletzung der Verfassung angeklagt werden. Wenn der Reichstag bewußt, also schuldhaft, die Verfassung verletzt, indem er etwa mit einfacher Mehrheit — gegen den ausdrücklichen Widerspruch von mehr als einem Drittel der Abgeordneten und trotz ihrer Berufung auf die Verfassung — irgendwelche Verfassungsänderungen beschließen würde, so gibt es dagegen kein Mittel. Ob der Reichspräsident gegenüber den Reichstagsbeschlüssen den Volksentscheid anrufen will, steht bei ihm. Aber der Reichspräsident wird meistens zur Mehrheit des Reichstags stehen, und zu Konflikten, wie dem hier

vorausgesetzten, würde es wohl nur dann kommen, wenn innerhalb der Amtszeit eines Präsidenten die Mehrheit eines seinem Ende nahen Reichstags, weil sie den Boden unter ihren Füßen schwanken fühlen würde, das Aeußerste wagen wollte, um mit Hilfe des Reichspräsidenten ihre Macht zu behaupten. Man braucht indes gar nicht mit so entfernten Möglichkeiten zu rechnen. Weit größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Reichstag bei seinen Beschlüssen Verfassungsbestimmungen und die verfassungändernde Bedeutung irgendwelcher Gesetzesparagraphen übersieht. Was ist dagegen zu tun? Nach der Verfassung nichts! Wird aber diese Lücke nicht ausgefüllt, so kann eine Mehrheit von wenigen Stimmen im Reichstag die ganze Verfassung, ohne sie offen zu ändern, durch Sondergesetze aushöhlen. Wie groß überdies die Gefahr einer Verfassungsverletzung durch Verordnungen ist, haben wir unlängst erst bei der Errichtung der verfassungswidrigen Wuchergerichte gesehen. Es fehlt der Verfassung an Verfassungsschutz.

HUGO PREUSS

ERWIDERUNG AN JAKOB FRANK

Eine Streitfrage läßt sich aus der Sache wohl machen. Aber Herr Frank übersieht eine juristische Finesse! Den Soldaten ist das aktive Wahlrecht n i c h t „entzogen", sondern es „ruht" nur — wie auch früher —, so lang sie bei der Fahne stehen. Daher ist ihr p a s s i v e s Wahlrecht, ihre Wählbarkeit nicht berührt; Art. 39 d. V. also auch nicht.

Im übrigen besteht das richterliche Prüfungsrecht über die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze m. E. unzweifelhaft, eben weil es die Verfassung nicht ausschließt. Es ist also keine Lücke.

DEN DEMOKRATEN

Wiemer und Mugdan und Co. — ihr sagt, ihr könnt sie verschmerzen.
Aber seid ihr nicht alle Wiemer und Mugdan und Co.?

m

Wagner hat das Barocktheater kaum auch nur dem Namen nach gekannt. Es war zu seiner Zeit vergessen. Nur dunkel fühlt die Romantik noch, daß aus allen Künsten zusammen erst sich die Kunst ergibt, ja daß im Verein der Künste jede von ihnen erst ganz zu sich selber kommt. Keine spürt das stärker als die Musik, die darum auch zuerst nach den Schwestern schreit, zum erstenmal in der „Neunten", mit jenem Hilferuf um das erlösende Wort. Und in der Vorarbeit an seiner Dresdner Aufführung der Neunten, 1846, scheint Wagner zum erstenmal sich selber und den in ihm verborgenen barocken Geist plötzlich zu seiner eigenen Verwunderung vernommen zu haben: in dem „Bericht", den er darüber verfaßt, dem „Programm", das er beifügt, sucht er sichtlich unablässig irgend etwas, was er nur noch nicht auszusprechen weiß, vielleicht auch sich selbst noch nicht einzugestehen wagt. Aber schon drei Jahre später, 1849, in seinem „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen", hat er's gefunden: „In der theatralischen Kunst", heißt es da, „vereinigen sich, mit mehrer oder minderer Beteiligung, sämtliche Künste zu einem so unmittelbaren Eindruck auf die Oeffentlichkeit, wie ihn keine der übrigen Künste für sich allein hervorzubringen vermag. Ihr Wesen ist Vergesellschaftung mit Bewahrung des vollsten Rechtes der Individualität." Man kann das Barocktheater, von dem er nichts ahnte, gar nicht kürzer, nicht reiner definieren! Und nachdem er es so, von der Musik her, in sich wiedergefunden, blieb ihm nichts mehr übrig, als es nun auch noch durch die Tat zu bezeugen: das wurde sein Lebenswerk. Es war nur möglich durch den ungeheuren Glücksfall, daß in ihm einmal ein elementarer Schauspieler zum Musiker geworden, ganz wie vormals in dem Jesuiten Johann Baptist Adolf, im Grafen Nicolo Minato und zuletzt noch in Philipp Hafner zum Dichter. Wagner wußte, daß der Dramatiker „dem eigentlichen Dichter nicht näher steht als dem Mimen selbst, aus dessen eigenster Natur er hervorschreiten muß"; und niemals ist das Verhältnis des Dichters zum Drama deutlicher dargetan worden, als wenn Wagner von ihm fordert, „den improvisatorischen Geist des Mimen zu seinem eigenen zu machen und seinen Plan gänzlich im Charakter dieser Improvisation auszuführen, so daß jetzt der Mime mit seiner vollsten Eigentümlichkeit in die höhere Besonnenheit des Dichters eintritt." Das läßt ihn auch Shakespeare „über den eigentlichen Dichter erhaben" sehen, läßt ihn in Shakespeare „vor allem den dichterischen Mimen" erblicken und so sind wir wieder im vollen Barock, ja die ganze Welt des theoretischen Menschen muß doch schon überwunden sein, damit ein solcher mimischer Anblick der Kunst überhaupt nur wieder möglich werden konnte! Daher damals das Entsetzen vor Wagner, das

aus seiner Musik allein gar nicht erklärt werden kann, aber sie fühlten, daß er das Ende des theoretischen Menschen war, das Ende jener Abart, in der allein dem Bürger Kunst zulässig scheint, nämlich aufs Wort verengt (denn sogar Malerei und Bildhauerei selbst müssen in der Bürgerzeit zu redenden Künsten werden), das Ende der Vorherrschaft des Worts, das mit ihm ein neues Barock begann. Er selber wäre wohl vor dem Namen erschrocken, und Nietzsche auch, der dann, in der schönen Tribschener Zeit, als er „mit Wagner eine Allianz geschlossen", das Ungeheuere, das mit Wagners Werk gefordert war, in seiner ganzen Größe, Tiefe, Weite sogleich erkannt, aber auf Aeschylus zurückdatiert hat, ahnungslos, daß es einfach die Frucht des Barocks trug; nur Deutsche sind fähig, den Gehalt ihrer Vergangenheit so zu vergessen, einfach zu vergessen! Nur in Deutschland ist es möglich, daß einer das Kunstwerk der Vergangenheit, das mit kühner Hand fortzuführen er vom Schicksal gewürdigt wird, sein Kunstwerk der Zukunft nennen muß! Und wenn Nietzsche von Wagner spricht (und nicht bloß in der Tribschener Zeit, sondern auch später wieder, nach der Absage), fühlt man sich immer wieder zuweilen zu fragen versucht, ob da nicht doch eigentlich vielmehr das Barocktheater überhaupt gemeint sei. Wenn er zum Beispiel von Wagner sagt: „Sein Auftritt in der Geschichte der Künste gleicht einem vulkanischen Ausbruch des gesamten ungeteilten Kunstvermögens der Natur selber, nachdem die Menschheit sich an den Anblick der Vereinzelung der Künste wie an eine Regel gewöhnt hatte". Aber war jenes „ungeteilte Kunstvermögen der Natur selber" nicht im Barocktheater sozusagen in Person auf Erden erschienen, war das Barocktheater, anderthalb Jahrhunderte lang, nicht ein vollkommener Ausdruck davon? Und wer anders hatte die „Vereinzelung der Künste" zur „Regel" gemacht als die Menschenart des Herrn von Sonnenfels, von der ja der Magister David Strauß nur noch ein letzter verdünnter, wahrhaftig schon unschädlicher Aufguß war! Aber an einer anderen Stelle sagt Nietzsche, wirklich als ob er an diesem einen Falle gleich alle Grundzüge des ganzen Barocktheaters überhaupt als an einem Schulbeispiel zu demonstrieren hätte: „In Wagner will alles Sichtbare der Welt zum Hörbaren sich vertiefen und verinnerlichen und sucht seine verlorene Seele; in Wagner will ebenso alles Hörbare der Welt auch als Erscheinung für das Auge ans Licht hinaus und hinauf, will gleichsam an Leiblichkeit gewinnen. Seine Kunst führt ihn immer den doppelten Weg, aus einer Welt als Hörspiel in eine rätselhaft verwandte Welt als Schauspiel und umgekehrt . . . Dies alles ist das Wesen des dithyrambischen Dramatikers, diesen Begriff so voll genommen, daß er zugleich den Schauspieler, Dichter, Musiker umfaßt." Und das letzte Geheimnis des Barocktheaters wie

Wagners selbst deckt er auf, wenn er dann in Wagner „eine schauspielerische Urbegabung" annehmen zu müssen glaubt, die „in der Heranziehung aller Künste zu einer großen schauspielerischen Offenbarung ihre Auskunft und ihre Rettung fand." Und immer wieder mit neuen Namen nennt er ihn: den „dithyrambischen Dramatiker", den „Urdramatiker", den „Alldramatiker", den „eigentlich freien Künstler, der gar nicht anders kann, als in allen Künsten zugleich denken, den Mittler und Versöhner zwischen scheinbar getrennten Sphären, den Wiederhersteller einer Ein- und Gesamtheit des künstlerischen Vermögens, welche gar nicht erraten und erschlossen, sondern nur durch die Tat gezeigt werden kann". Und nur den einen Namen, in dem dies alles schon enthalten wäre, bleibt er ihm schuldig, er verschweigt, daß Wagner der Barockdramatiker war, und auf der höchsten Stufe! So sehr war jede Spur von Erinnerung an das Barocktheater ausgetilgt, daß es selbst in seiner Auferstehung nicht wiedererkannt wurde. So stark hatte sich auch hier wieder die einzige Kunst des theoretischen Menschen gezeigt: die des Vertuschens, des Verleugnens, des Verschweigens aller lebendigen Kräfte. Josef Nadler, der Schliemann des Barocktheaters, kann auch davon erzählen.

Einen „Gegen-Alexander" sieht Nietzsche in Wagner, einen nämlich, der nicht kam, den Knoten einen Kultur zu lösen, „so daß seine Enden nach allen Weltrichtungen flatterten, sondern ihn zu binden, nachdem er gelöst war". Und um der „adstringierenden Kraft" willen, die Wagner dabei bewies, „gehört er zu den ganz großen Kulturgewalten". Daher Wagners Einsicht in „die inneren Mängel des Wortdramas", daher seine „dreifache Verdeutlichung" des dramatischen Vorgangs: durch „Wort, Gebärde und Musik", daher auch sein sicheres Gefühl für die zentrale Stellung der Schauspielkunst in der Gesellschaft der Künste: gerade „dieses so furchtbar flüchtige Wunderwerk" des Schauspielers hatte seit der barocken Zeit niemand mehr so tief erkannt, erst er wußte wieder, daß nur der Schauspieler, der elementare, von der Art der Schröder-Devrient, Schnorrs oder Niemanns, daß der allein die ganze Kunst zusammenfaßt, zusammenhält, wenn auch immer nur eben in jenem „furchtbar flüchtigen" Augenblick, in dem allein aber Kunst, aus einer bloßen Forderung, die sie sonst überall bleibt, wirkliches Leben wird; und er wußte deshalb auch, welch ein sinnloser „Frevel" es ist, solche „Tat": die Menschwerdung der schauspielerischen Verzückung, nun „als eine wiederholt zu fordernde Leistung" in den gemeinen Betrieb des bürgerlichen Theaters einzureihen, er wußte, daß der elementare Schauspieler, um sich selber finden, sich selber ganz geben zu können, den öffentlichen Rausch braucht, daß er erst als Ausgeburt gemein-

samer Entrückung erscheint, daß er zu seiner Erscheinung ein mitberauschtes Volk braucht. „Der begeisterte Dionysosdiener wird . . . nur von seinesgleichen verstanden", aber in diesem Satze Nietzsches steckt mehr, als man ihm zunächst ansieht: nämlich nicht bloß, daß der Schauspieler den Zuhörer in seinesgleichen zu verwandeln die Kraft haben muß, sondern dann auch noch wieder die Kraft, von dieser Verwandlung der Zuhörer aus nun selber wieder noch ein letztes Mal so verwandelt zu wenden, daß im höchsten Augenblick des dramatischen Opferfestes aus allen Teilnehmern, den darstellenden wie den empfangenden, einen Atemzug lang, in dem gleichsam das irdische Leben auszusetzen scheint, dasselbe Wesen wird, jedes Zeichen von Individuation erloschen ist und aus dem Schein die Wahrheit taucht. Wagner vereint alle Künste, der Schauspieler aber ist ihm „das eigentliche Enthusiasmus treibende Element unseres Vereins".

„Die besten Meister, sagt Goethe, in ihren glücklichsten Augenblicken, nähern sich der höchsten Kunst, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird." Das Drama versucht, an diesen glücklichsten Augenblicken der besten Meister auch den gemeinen Mann teilnehmen zu lassen. Dies kann nur geschehen, wenn auch ihm die „Individualität" genommen und dafür „das, was durchaus recht ist," gegeben wird. Dazu gehört ein Meister, der das Glück seiner Meisterschaft auf andere Menschen übertragen kann, freilich auch wieder nur für einen seligen Augenblick: das ist der Schauspieler. Der wird im Barocktheater durch die vereinten Kräfte sämtlicher Künste zu solcher Verzückung gesteigert, daß diese zuletzt von ihm ins Publikum springt und auch hier nichts übrig läßt, als was durchaus recht ist; an wem das gelingt, der hat an der Erinnerung genug für sein Leben. Dieses Verfahren des Barocktheaters hat Wagner wieder hergestellt. Ja, selbst ein Künstler von einer Hoheit, Macht und Tiefe, wie das Barocktheater vor ihm keinen fand, hat er den Sinn des Barocktheaters zum erstenmal ganz erfüllt. Mit einer Einschränkung freilich, unter der er selber sehr litt: Barocktheater war Volksfest, in Bayreuth blieb der Arbeiter fern.

Mahler kam, als echter Oesterreicher, barock zur Welt, sein entscheidendes Jugenderlebnis war Wagner und, wie Wagner, war auch er, der inneren Form nach, ein geborener Schauspieler, und von der ganz großen, der „Enthusiasmus treibenden" Art; in seiner Brust saß gleichsam Kapellmeister Kreisler mit Ludwig Devrient zusammen. Dies ergab, daß Vorstellungen von einer Präzision ohnegleichen, die bereit schienen, mit der Zuverlässigkeit eines Uhrwerks abzulaufen, Improvisationen wurden, sichtlich eben jetzt unter unseren Augen wie Fieberanfälle Sänger und Orchester, ja diesen dämonischen Improvisator am

Pulte selbst überwältigend, aber uns unten auch, die plötzlich mit ins Spiel gerissen waren, so sehr, daß man zuweilen nachher, aus der Verzauberung erwachend, verwundernd aufblickend, erschreckt, sich in Gesellschaft zu sehen, fast etwa wie Scham empfand, sein eigenes Geheimnis vor Zeugen erlebt zu haben und mit so vielen fremden Leuten gleichsam nackt gewesen zu sein; man wäre fast lieber wie Pantheus von den thrakischen Weibern zerrissen worden, als in den fahlen Tag zurückzukehren. So hatte man auch bei seinen Vorstellungen jedes Mal wieder das Gefühl, sie zum erstenmal zu hören; und das Gefühl, dies zum letztenmal erlebt zu haben. Das war das Wunder Mahlers: er ließ uns dithyrambisch leben. Darin glich die Wiener Oper unter ihm dem Barocktheater. Mit einem kleinen Unterschied allerdings: im Barocktheater spiegelte sich eines großen Reiches Wahrheit ab, hier nur noch eines einsamen Künstlers Traum. Aber das war ja nicht Mahlers Schuld.

Mahler war auch der erste, der in unserer Zeit den Maler wieder auf die Bühne rief; auch damit hat er Wagner erfüllt.

Seit der Gründung der Sezession saßen, am Ende des vorigen Jahrhunderts, im Rößl auf der Wien zuweilen Klimt, Olbrich, Roller, Koloman, Moser und Hoffmann beisammen, von Plänen erregt. Auch das Buch Appias hat stark auf sie gewirkt. Olbrich, der ja die Neigung hatte, für den bildenden Künstler die Herrschaft über die Welt zu fordern, wollte damals schon das Theater erobern. Aber das Burgtheater schien ja zu jener Zeit hoffnungslos. Er wagte dann in Darmstadt 1901 einen übereilten Versuch, nämlich über den Schauspieler hinweg. 1903 aber ließ Mahler Roller in die Oper ein. Der begann mit dem Tristan. Das war der Anfang Reinhardts.

Mit Reinhardt übersiedelt unser altes österreichisches Barocktheater nach Berlin. Barocktheater, das Burgtheater unter Schreyvogels, Laubes, Dingelstedts und Burckhards Führung, Richard Wagner und Gustav Mahler, sie gehen alle denselben Weg. Jetzt geht ihn Reinhardt. Und wenn dem Burgtheater vielleicht dereinst noch ein fünfter Direktor beschieden ist, der muß von Reinhardt her kommen. Vielleicht aber ist über uns verhängt, unser Oesterreich nicht daheim, sondern in der weiten Welt draußen zu vollenden.

BERLINER AUSFLUG

Abendlich dämmernder See genügt nicht der Lydia Littmann.
Wenn im Kahne sie ruht, singt sie noch Lieder von Grieg.

m.

BERTRAM BENEDICT

IN KAISER BILL'S HOSEN

Die folgenden „freien Verse" zeichnen die amerikanische Mentalität der Jahre 1914 und 1920 unendlich schärfer und wahrer als es die langwierigste Abhandlung vermöchte. Sie erschienen in der von Oswald Garrison Villard mit bemerkenswertem Mute geleiteten New-Yorker Wochenschrift „The Nation". Es ist ein gutes Zeichen, daß die Satire drüben wieder aufersteht und sich sogar an die so allherrschende Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit heranwagt. R. K.

1 9 1 4.

Nein, lieber Freund, ich bin absolut anti
Und hoffe, Deutschland wird tüchtig versohlt.
Auch will ich dir sagen, warum: Deutschland ist nicht demokratisch,
Deutschland geht nicht den Gang der Zeit.
Es lauscht nicht dem Raunen der Zukunft.
Breit steht es da und rührt sich nicht.
Sein Geist ist versiegelt, plombiert und luftdicht verkapselt.
Leute werden dort tatsächlich eingekastelt;
Bloß weil sie die Verfassung bekritteln,
Die aus anderen Tagen herstammt,
Und einer anderen Zeit gerecht ward,
Als der heutigen.
Da war diese Rosa Luxemburg, die „rote Rosa", wie man sie nannte —
Eine Sozialistin, natürlich . . .
Gut, daß Deutschland Sozialisten so schikaniert,
Da weiß man wenigstens, wie autokratisch es ist.
Nach seiner Fasson soll jeder selig werden, sag ich,
Wie immer sie sei.
Schließlich, sind wir nicht alle Sozialisten heutzutage?
Ich bitte dich . . . . !
Also diese Rosa Luxemburg wurde eingekastelt,
Bloß weil sie, wie Kaiser Bill zu sagen pflegt,
Eine Schwarzseherin ist und Deutschlands Regierung verunglimpft,
Oder gar seinen Herrscher, seine Sitten, seine Flagge, Armee oder
Oder vielleicht den Mord der Gedankenfreiheit verurteilt, [Uniform,
Oder sonst was in dieser Richtung.
(Ich, Gott sei gelobt, lebe in einem demokratischen Lande.)
Als der Richter sie für so und so lange verdonnerte,
Sagte er, sie wär eine Fremde, ich glaub', eine Russin,
Und hätte als Gast drum kein Recht zu nörgeln, zu belfern, zu geifern.
Wenn sie deutsche Methoden nicht goutiere, so möge sie gütigst
Stell' dir das vor! [nach Rußland.
Als ob es nicht Wurst wär', ob eine neue Idee

/

Aus Grönland stammt oder Japan,
Wenn sie nur gut ist!
Aber, du lieber Gott, sie lassen den armen Sozis [Versammlungen!
Die rote Fahne nicht mal, und das bei ihren ureigensten privaten
Du weißt am besten: ich bin kein Sozi, obwohl schon was dran ist
An diesem Sozialismus.
Aber ich bin nun mal für Entwicklung und nicht für Umsturz
Für Evolution, verstehste, und nicht für Revolution, [und Putsche,
Nichtsdestoweniger ist die rote Fahne als Sinnbild
Des bindenden Bluts allbrüderlicher All-Menschheit
Nicht ohne.
Auf Ehre und Leben: nicht ohne. [land beansprucht.
Und da sieh dir nur mal die Vorrechte an, die die Armee in Deutsch-
Die Herren Soldaten sprengen Versammlungen, friedliche Volks-
Wo Arbeiter und Radikale [versammlungen, merk' wohl,
Ein besseres Deutschland planen.
Idealisten, mein Freund, und mögen sie noch so blöd sein!
Und da kommen Soldaten und machen Radau und werden niemals
Bloß weil sie der bunte Rock vor Urteil und Strafe sichert. [verhaftet,
Zivilisten möcht ich in Deutschland mal sehn Soldatenversammlungen
Ohne hernach im Loch nach Noten gepiesackt zu werden. — [sprengen,
Ja, Essig, Bananen und Schuhwichs!
Was anders, was mir an Deutschland nicht paßt:
Die Zensur . . .! sie, die Zeitungen, Bücher und Redner verbietet,
Maßregelt und unterdrückt, wenn sie nun mal nicht genehm sind.
Schlag du nur mal einen Plan vor, die deutsche Verfassung zu ändern,
Weil du dein Vaterland liebst, verstehste,
Und darum zum Guten Uebles möchst wenden,
Um Deutschlands Ruf in der Welt zu erhöhn . . .
Was glaubst du, geschieht?
Du wirst verboten, c'est tout.
Und schüttle zum Glücke dir selber die Hand,
Gerätst du nicht auch noch ins Loch
Für fünf oder zehn und etliche Jährlein.
Jawohl, es ist zum Kotzen, mein Lieber!
Ein demokratisches Land jedoch läßt auch die Minderheit leben . . .
Die Vereinigten Staaten . . . zum Bleistift . . .
Freiheit der Presse, des Worts, Versammlungs- und Petitionsrecht.
Du hast eine neue Idee —?
All right; heraus damit!
Laß sie bei Sonne besehn!
Präsentier' sie dem Volke!
Schlage die Trommel für sie und laß auch die Gegner trommeln,

Dann wird das Volk selband das Für und Wider erwägen
Und sich schließlich ein mehr oder weniger richtiges Urteil bilden.
Natürlich ist neunmal in zehn der „neue Gedanke" idiotisch —
Egal, ein jeder versuch' mal sein Glück,
Denn das ist Demokratie.
In Deutschland aber sucht man das Volk am Denken zu hindern . . .
Es werde darum nur gegerbt, gesohlt und geprügelt,
Bis es grau ist und blau, da es die Roten nicht mag.
Ich sag' dir noch mal:
Deutschlands Geist ist plombiert!

1 9 2 0

Was uns in diesem Lande fehlt,
Ist etwas forscheres Lynchen — — —
Das kannst du mir glauben.
Die Regierung stürzen, nicht wahr, das möchte die Bande?
Wir werden ihnen das Stürzen schon beibringen, den gottverdammten [Verrätern.
Die Marke ist Wurst; ist Maske nur, Camouflage . . .
Sozialisten und Anarchisten, Pazifisten und Kommunisten,
Syndikalisten, Feministen, Atheisten,
Bolschewiki J. W. W. und Gewissensprotestler,
Oder ganz einfache Narren und Radikale —
Verräter sie alle!
Nicht einer von ihnen, der nicht an freie Liebe et cetera glaubte.
Rechten kann man wohl nicht mit Schweinen dieses Kalibers!
Bist du freundlich jedoch und liebenswürdig und duldsam,
Glaubt die Bande sofort, du fürchtest sie und die Ihren.
An die Laterne mit einem Dutzend von ihnen!
Das ist Metaphysik und überzeugende Logik.
Ausländer meistens!
Sympathisieren sie nicht mit unsern Regierungsmethoden,
Warum bleiben sie hier, warum nicht zurück ins Dorado,
Das sie gebar?
Wir pfeifen auf ihre sogenannten neuen Gedanken;
Haben selbst Gedanken genug und hatten sie schon ein Jahrhundert.
Oder wollen sie gar unsre Verfassung verändern,
Die uns von den Erzvätern dieser großen Republik überkam?
Von Washington, Jefferson, Daniel Webster und Franklin.
Deren Gedanken sind gut genug für die alten U. S.
Wir brauchen keine Quacksalber und ihre Rezepte.
Was haben die nicht aus Rußland gemacht!?
Ein Volk, merk' wohl, muß einig sein!
Wem unsre Art nicht paßt, der mache sich auf die Strümpfe!

Du hast keine Ahnung, wie diese Kerle
Sich da und dort und überall hineingeschlängelt haben,
In die Schulen zum Bleistift.
Ging's nach mir, es flöge hinaus, heut eher denn morgen
Jeder Lehrer, der rötlich angekränkelt.
Kann denn ein Lehrer Amerikanertum lehren, hundertprozentiges
Wenn er ein Sozi? [Amerikanertum,
Jeder Mensch weiß, daß jeder Sozi pro—deu—
Ich meine pro—bolschewistisch ist.
Hab ich nicht Recht? [Gedanken!
Du lieber Gott, in Versammlungen erklären sie sogar den Sowjet-
Erklären! Daß ich nicht lache! Einem Pack von ahnungslosen,
Von unverantwortlichen Arbeitern!
Unsre Khakijungen, verlaß dich drauf, die wissen, wer und was,
Sprengten sie nicht ein Dutzend von radikalen Versammlungen?
Versohlten jeden, der, hast du nicht gesehn?
Ein rotes Fähnchen trug,
Oder gar ein rotes Krawattl.
So ist es recht!
Das ist die Antwort der Demokratie
Auf die Frechheit des Sozialismus.
Und, kannst es mir glauben, hätte einer der Roten gewagt,
Einen einzigen Finger zu heben gegen einen einzigen Mann im bunten
Ich hätte selbst ein paar Stricke geholt und an Ort und Stelle [Rock,
Ein bißchen Hängen gestartet.
Sie hätten dann eine rechte rote Versammlung —
In den Lüften!
Auch müßte man unterdrücken
Diese großkopfeten radikalen,
Liberalen und sonstigen -alen und -istischen Umsturzblätter,
Diese Revolutionsgewinnler, die den Klassenhaß kapitalisieren.
Salon-Sozialisten, Boudoir-Bolschewiki, ahnungslose Ideologen, sie
Ich sag' dir, so geht es bei uns nicht weiter. [alle.
Man kann nicht Fisch und Fleisch sein, nicht Pfau und Kanari!
In Reih und Glied, ein jeder! Gezählt und gewogen!
Die allgemeine Wehrpflicht, das ist die Lösung und Losung!
Autorität und Regierung!
Heilig sei die Verfassung, das Staatsoberhaupt und die Fahne!
Heilig Flotte, Armee, das Vaterland und so weiter!
Schnell genug hört dann Wilson auf, mit den Radikalen zu flirten,
Und Samuel Gompers weiß dann gleich, daß die Bäume zum Himmel
[nicht wachsen.

Ein Diebstahl, der mit außergewöhnlicher Dreistigkeit an einer bekannten Persönlichkeit begangen worden war, beschäftigte durch Tage die Zeitungen und das Stadtgespräch, und auch in unserm kleinen Zirkel, der sich einmal in der Woche bei dem alten Fräulein Lucille Müller vom Erlgrund versammelte, wurde der Vorfall angelegentlich durchbesprochen. Wie es nun bei derlei Erörterungen zu geschehen pflegt, erinnerte sich bald der, bald jener eines ähnlichen Erlebnisses, hatte ja doch ein jeder irgend Derartiges erfahren, und so gab es nach einiger Zeit kaum einen in der Gesellschaft, der nicht einmal bestohlen worden wäre. Nur der neue Gast, dessen Namen, als er sich vorstellte, niemand recht gehört hatte, ein kleiner, schlanker schwarzbärtiger Herr von auffallend bleicher Gesichtsfarbe und — was man aber erst nach genauem Ansehen wahrnahm — seltsam regelmäßigen Zügen, hatte nicht das Wort ergriffen. Als das Thema erschöpft schien und jeder sein erlittenes Unrecht mit mehr oder minder deutlichem Anspruch auf das Mitleid der anderen vorgetragen hatte, stand der Fremde plötzlich auf, in seinem Gesicht zuckte es nervös (vor jedem neuen Satze nach einer Atempause befiel ihn dieses Zucken) und mit einer glatten, zuerst nicht sonderlich angenehm klingenden, etwas hohen Stimme begann er:

„Ich möchte den Herrschaften auch ein Erlebnis mitteilen, das allerdings ein wenig anders — aber ich will nicht vorgreifen. Was mir passierte, ist eigentlich etwas recht Banales. Mir wurde nämlich mein Winterrock gestohlen. Sie wissen, was in den jetzigen Zeiten ein Winterrock kostet, also immerhin ein empfindlicher Verlust. Noch dazu war es ein neuer, ja —" hier lächelte er fein — „noch gar nicht bezahlter —"

„Was? Erzählen Sie da eine wirkliche Geschichte?", unterbrach ihn Lucille Müller und sah ihn entsetzt an. „Jetzt ist Ihnen das passiert? Das ist ja schrecklich!"

„Ja", entgegnete er lächelnd, „was kann man machen?"

„Aber Sie haben doch — Sie haben doch einen zweiten —?"

„Wofür halten Sie mich? Ich bin gezwungen, im Sommerüberzieher zu gehen. Ich trage allerdings Jägerwäsche. Es ist nicht so arg übrigens und — aber Sie müssen mich erzählen lassen."

„Bei dieser Kälte!" rief Lucille aus. „Warten Sie — ich werde Ihnen einen anderen Rock verschaffen. Ein entfernter Cousin von mir —"

„Sie sind noch immer die Güte selbst, Lucille — aber jetzt lassen Sie mich die kurze Geschichte zu Ende bringen, sie wird Sie inter-

essieren, gerade Sie", sagte er mit einer Handbewegung, die jede Erwiderung ausschloß und von einem heftigen, blitzartigen Zucken im Gesicht gefolgt ward. „Die Sache hatte sich in einem Stadtcafé zugetragen. Ich hatte gezahlt, wollte fortgehen, trat zum Ständer, an den ich Rock und Hut gehängt hatte — der Hut war da, aber der Rock nicht. Zuerst dachte ich an eine Verwechslung, doch die anderen Röcke, die hier hingen, hatten sämtlich ihre Herren, und als das ganze Lokal abgesucht und mein Rock nirgends zu finden war, mußte ich eben daran glauben, daß ich bestohlen war. Die Kellner, denen der ganze Auftritt wenig angenehm sein mochte, fanden sich mit der Tatsache immerhin leichter ab als ich, und es tröstete mich wenig, daß der alte Markör mir versicherte, er hätte noch vor zehn Minuten den jungen braungekleideten Menschen mit dem dünnen schwarzen Schnurrbart, der dort an dem kleinen Tischchen gesessen sei und einen Schwarzen gezahlt habe, mit diesem Rock fortgehen sehen; im übrigen möge ich sogleich zur Polizei gehen und die Anzeige machen.

Ich hatte nun den jungen Mann, von dem der Kellner sprach, auch gesehen — als ich eintrat, hatte er mich scharf angeblickt, offenbar mit dem Gedanken, ob ich mich wohl zu seinem Opfer eignen würde, und mehrmals hatte ich die stechenden Blicke des kleinen, schlecht angezogenen Menschen, dessen Gesicht ich als irgendwie trüb empfand, an mir gefühlt, so daß ich sie erwidern mußte. Als ich nun, blank, in den kalten Winterabend hinaus mußte, als ich der einzige auf der Straße war, der keinen Mantel trug, als ich im Polizeikommissariat saß und endlos lange wartete, bis ich die Anzeige erstatten konnte: da kam ich mir in der Tat eben beraubt vor, und mit einem Gefühl, das Haß oder doch Groll war, dachte ich des Diebes, der sich nichts daraus gemacht hatte, einem Nebenmenschen nicht nur sein Eigentum wegzunehmen, sondern ihn auch der Kälte und allen möglichen Krankheiten auszusetzen. Ich will mich nicht besser machen als ich bin, aber ich glaubte damals, ich wäre einer solchen Handlung niemals fähig, obwohl — der Mensch nämlich hatte ja selbst keinen Rock gehabt, er muß also die ganze Zeit dieselbe Kälte gelitten haben, die ich jetzt litt — dieser Gedanke ließ mich nicht los. Ich gab die Anzeige zu Protokoll, nun aber nicht mehr mit ganz reinem Gewissen, obgleich ich mir sagte, daß ich ja nur meinen Rock wiederhaben wollte und mir an der Bestrafung des Diebes nichts gelegen sei. Auf der weiten Fahrt mit der Elektrischen und dem Nachhauseweg im Regen hatte ich wieder Grund, den Dieb zu verwünschen, doch als ich den Verlust meiner Wirtin erzählt hatte, schien mir die ganze Sache geradezu humoristisch, eine Bagatelle, und schon am nächsten Morgen war sie verwunden."

„Schön verwunden", sagte Lucille. „Das ist ja eine kleine Katastrophe. Denn wenn Sie sich auch einen neuen Mantel machen lassen, — bis er fertig ist! Bei dem heutigen Arbeitermangel!"

„Haben Sie nie etwas von dem Mantel gehört?" fragte eine junge Dame.

„Gehört nicht, aber gesehen", entgegnete der Fremde, mit verbindlichem Lächeln gegen sie gewendet, während es in seinem Gesicht mehrmals wetterleuchtete.

Ausrufe des Erstaunens schollen von allen Seiten. Man war gespannt, den Fortgang der Geschichte zu vernehmen und verhinderte ihn doch mit Fragen und Dazwischenreden. Endlich konnte der Erzähler fortfahren:

„Etwa vier Wochen nachher (ich hatte die ganze Geschichte so ziemlich vergessen) hatte ich in einem der äußersten Bezirke zu tun. Es war gegen fünf Uhr abends und die Gasse, in der ich ging, nur von einer einzigen Laterne beleuchtet. Als ich zu dieser Laterne kam, begegnete mir ein Mensch, der mir bekannt schien. Es geschah, was Sie gewiß alle kennen: wir wollten einander ausweichen, taten es gleichzeitig nach derselben Richtung und stießen immer wieder zusammen. Dabei sah ich sein Gesicht, das von der Laterne hell beschienen wurde, in der deutlichsten Nähe.

Als er endlich vorüber war, wußte ich plötzlich, woher ich ihn kannte. Denn nicht nur er, auch der Rock, den er trug, war mir nicht fremd. So unwahrscheinlich Ihnen das vorkommen mag, der Mensch war niemand anderer als mein Dieb. Immerhin konnte ich mich täuschen. Ich drehte sofort um und folgte ihm. Mein Rock hatte einen besonderen Schnitt, es war gar kein Zweifel möglich, daß es der meinige war, und überdies erkannte ich auch meinen Schal, den ich damals mit einem Paar Lederhandschuhe in den Aermel gesteckt hatte, und nun auch die Handschuhe an meinem Verfolgten, der mit äußerster Schnelligkeit vor mir ging. Denn gewiß hatte er auch mich erkannt. Nun lief er, ich lief ihm nach, und da, wo die Gasse umbog, erreichte ich ihn, legte ihm eine Hand auf die Schulter — augenblicklich blieb er stehen.

„Sie wünschen?" sagte er in erzwungen unbefangenem Tone, ich konnte aber sehen, wie seine Brust schwer atmete. Er sah mir von unten auf ins Gesicht, ich hatte wieder diesen Eindruck des Trüben, Verchwommenen, aber sogleich senkte er die Augen, um seine Lippen zitterte es, die Muskeln an den Schläfen und an den Kieferknochen bewegten sich auf und ab. Ich wußte sofort, daß er feige war. Seine kleine Figur krümmte sich, er hatte offenbar im Sinne, an mir vorbei um die Ecke zu entwischen. Ich vertrat ihm den Weg.

„Was ich wünsche, mein Herr, ist, daß Sie mir meinen Winterrock wiedergeben", sagte ich völlig ruhig. Ich wollte um keinen Preis Aufsehen erregen, Sie wissen ja, wie die Wiener in derlei Affären sind.

„Ihren Rock? Sind Sie bei Verstande, Herr", entgegnete er, trotz der scharfen Worte mit sehr unsicherer Stimme. „Was habe ich mit Ihrem Rock zu tun?"

„Nichts mehr und nichts weniger, als daß Sie ihn anhaben, ebenso meinen Schal und meine Handschuhe. Ich bitte Sie, mir die Dinge sofort auszufolgen, sonst müßte ich Sie verhaften lassen."

„Sein Gesicht zuckte nun so stark (— seltsam war, daß bei diesen Worten auch das Gesicht des Erzählers stark zuckte —), daß er eine ganze Weile brauchte, ehe er zu sprechen vermochte. Mit äußerster Anstrengung sagte er: „Das ist ja Diebstahl! Sie überfallen mich da — ich bin schwächer als Sie — ich bin wehrlos —"

„Sie brauchen nichts zu tun", antwortete ich kalt, „als mir auf das nächste Polizei-Kommissariat zu folgen, und da wird die Sache sich ja herausstellen."

Er sah unschlüssig zu Boden. In seinem Gesicht arbeitete es, sein dünner Schnurrbart zitterte, manchmal sah er hastig auf und mich an. Einen Augenblick, glaube ich, setzte er auch zur Flucht an, aber er schien das Aussichtslose einzusehen und, wie gesagt, Mut besaß er nicht viel. „Gewalt geht vor Recht", murmelte er schließlich mit melancholischem Ausdruck — „freuen Sie sich also Ihres Besitzes!" Mit diesen Worten zog er den Rock aus, warf ihn mir vor die Füße, zog die Handschuhe ab, riß den Schal fort, schleuderte beides hin und mit einem Laut, der wie kindliches Weinen klang und in dem ich ein Schimpfwort wie „Hund" oder „Schuft" zu vernehmen glaubte, stürzte er davon und in die dunkle Gasse hinein, wo er sogleich verschwunden war. —

Meine Damen und Herren, als ich den Rock vom Pflaster aufnahm, — ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, war das noch m e i n Rock? Ich konnte mir diese Frage durchaus nicht bejahen, ja, ich muß gestehen, ich hatte das entschiedene Gefühl, daß meine Tat sich kaum von der des Diebes unterschied, ja durch das Unmittelbare der Form beinahe eine noch bösere war. Als ich den Winterrock anzog — an diesem Abend ging ich nämlich blank, weil mein Ueberzieher noch nicht vom Schneider gekommen war —, ich kann Ihnen sagen, er brannte mich wie Feuer am ganzen Körper. Ein Dieb war ich, ja, ein Dieb! Ich hatte nicht nur fremdes Gut genommen, ich hatte einen Menschen in die Kälte hinausgestoßen, ich hatte ganz dasselbe an ihm getan, was er an mir getan hatte, und das greuelvolle Wort „Aug um Aug, Zahn um Zahn", das ich immer am meisten

verabscheut und gehaßt habe, selbst erfüllt. Was half es mir, daß ich im Recht war? In was für einem Recht war ich denn? In dem Recht meiner Gesellschaft, in dem Recht irgendeines Gesetzbuches, in einem erbärmlichen Recht, das vor Christus wie Spreu zerstiebt. Was ist Besitz und wie weit reicht Anspruch und Recht auf Besitz? Mein Rock gehörte mir, weil ich ihn durch Geld, und ihm, weil er ihn durch Diebstahl erworben hatte. Ist Geld edler als Diebstahl? Beraube ich nicht jeden Aermeren, indem ich mir etwas erstehe, was er ebenso braucht wie ich und es sich nur nicht leisten kann? Alle leben wir vom Raub an anderem: an der Natur, den Tieren, den Nebenmenschen, ja uns selbst: unser Körper lebt auf Kosten unserer Seele und umgekehrt. Aber was ich getan, war schlimmer als der heimliche Diebstahl, den wir, wissend oder unwissend, fort und fort aneinander begehen: es war ja nackter, wirklicher Raub! Dies war mir blitzschnell bewußt. Ich lief dem jungen Menschen nach, in die Gasse hinein, in der ich ihn hatte verschwinden sehen, ich rief und schrie aus allen Kräften, aber ich erreichte nur, daß Leute sich ansammelten — der Mensch, den ich suchte und dem ich das Seine (oder das Meine) wiedergeben wollte, war und blieb verschwunden. Und ich weiß, daß ich ihn nie mehr sehen werde."

„So haben Sie also doch Ihren Rock", rief Lucille erleichtert aus.

Sein Gesicht nahm einen entsetzten Ausdruck an. „Gott bewahre!" sagte er, während es in ihm zuckte, „der Rock hätte mich bei lebendigem Leibe verbrannt! Ich habe ihn ausgesetzt — sehen Sie mich nicht so entgeistert an! —, auf die Straße habe ich ihn gelegt und den Schal und die Handschuhe dazu. Möge er einem recht Armen zugute kommen!"

Alle schwiegen. Es schien aber, als wäre keiner der Zuhörer so recht mit der Moral dieser Erzählung einverstanden gewesen. Jene junge Dame, die den Fremden schon einmal unterbrochen hatte, sagte halblaut, aber so, daß er es hören mußte: „Der reinste heilige Martin."

„Meine Gnädige", entgegnete der Fremde in seiner verbindlichen Art, indem es in seinem bleichen Gesicht heftig zuckte, „dieser Heilige ist durchaus ein bürgerlicher Heiliger, eine Kompromißnatur gewesen: denn er hat nur einen halben Mantel hergeschenkt." Damit verbeugte er sich leicht, grüßte und ging zur Türe.

Lucille Müller sah ihn mit ihren blauen Augen noch immer an, sie saß wie bezaubert da und lächelte in sich hinein, wie sie's immer tat, wenn sie etwas rührte, dann erhob sie sich, um ihn hinaus zu begleiten, und wir hörten noch, wie sie ihm zuredete, den Mantel ihres entfernten Cousins doch wenigstens ansehen zu wollen.

STEFAN GROSSMANN

DIE SCHULTERN DER MIZZI PALME

Die Schilderung der neuen Schauspielerin, die hinter ihrer schönen Stirn nur Geschäfte, nichts als Geschäfte verbirgt (Heft 16), hat ein wehmütiges Erinnern an verflossene Zeiten der Sittenlosigkeit geweckt. Sittenlosigkeit. Was für ein breithüftiges Wort, für Besserungsanstalten und Genossenschaftsversammlungen. Darf ich mit ein paar Sätzen die Erinnerung an eine junge, schöne Schauspielern beschwören, die vor ein paar Jahren in die grünende Wiener Erde versenkt wurde, ohne daß sie je eine Meisterleistung geschaffen, und deren Name doch, wenn ich ihn hier niederschreibe, süßestes Gedenken weckt?

Sie hieß Mizzi Palme, und ihr Beruf war es, die Lebensfreude der Menschen zu wecken und zu steigern. Sie spielte Stubenmädchen in französischen Schwänken im Josephstädter Theater. Aber sie tat es mit einer Fröhlichkeit, mit einer Anmut, die nicht nur eine Generation junger Menschen entzückt, sondern auch einen Dichter wie Peter Altenberg hingerissen hat. Das Theater war für dieses schlanke, immer lachende Geschöpf eine Gelegenheit, sich sehen zu lassen, und ihr bloßes Sein machte glücklich. Alle nannten sie, wegen ihrer Schmiegsamkeit „Palmkatzerl". Dem Theater maß sie die Wichtigkeit bei . . . die es verdient. Große Rollen waren schön, aber man mußte viel lernen; kleine Rollen waren noch schöner, denn man hatte wenig zu lernen. War man denn in die Welt gesetzt, um sich die Texte von Sudermann, Fulda, Feydeau und Hennequin mühsam einzubläuen? Nein, das Leben war eine Gelegenheit, den Prater, die Hinterbrühl, Dornbach und Grinzing kennenzulernen. Nie ist ein Leben seliger vertan worden. Mit achtundzwanzig Jahren starb sie an den Folgen einer dummen Operation.

Ich werde einen Sommertag in Gmunden nie vergessen, an dem ihr P e t e r A l t e n b e r g begegnete. Das Palmkatzerl war mit einigen jungen Leuten ausgezogen, um zu den Gosauseen hinaufzuklettern. Sie stand mit ihrem Gefolge auf dem Bahnhof und wartete auf den Zug, der mit österreichischer Unpünktlichkeit nicht eintraf. Peter Altenberg kam hinzu und sah sie verzückt an. Sie fühlte seinen liebenden Blick und sagte plötzlich: „Kommen S' mit mir in den Wartesaal." Das Gefolge mußte auf dem Perron bleiben. Altenberg folgte gehorsam. Mizzi Palme hatte einem ihrer Begleiter ein Paket abgenommen und packte es in dem leeren kühlen Wartesaal aus. Es war eine blühweiße, dünne Bluse, die sie, der Hitze wegen, mitgenommen hatte. „I zieh mir lieber d i e Blusen an," sagte sie mit ihrem kindlichen Kichern, und schon hatte sie die andere Bluse

abgestreift. Einen Moment lang stand sie in dem leeren Wartesaal mit ihren göttlichen nackten Schultern, mit ihrem leuchtenden Nacken vor Peter Altenberg. Seine Hände bebten ein wenig, als er ihr in die zweite Bluse half. Und sie drehte sich um und kicherte kindlich, indes ihre strahlenden Augen sagten: „Siehst, das habe ich für dich getan, Peterl, weil ich weiß, daß es dir Freude macht."

Noch nach Jahren hat Peter Altenberg das Geschenk dieses beglückenden Moments gefühlt. Im rauchigen Café Central hat er vom Leuchten dieser Schultern geschwärmt. Der Augenblick im kühlen Wartesaal wurde in seinem Kopf verewigt. Ja, so war diese sittenlose Zeit . . . zuweilen.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Der Abbau des Wiederaufbaus.

Das Wiederaufbauministerium ist gar kein Wiederaufbauministerium. Etliche respektlose und zum Nörgeln an der Obrigkeit geneigte Leute vermuteten das schon seit längerer Zeit. Aber jetzt haben wir es schwarz auf weiß, authentisch „halbamtlich". Eine „leitende Stelle" dieser mit ihrem Namen unzufriedenen Zentralbehörde hat es dem Dr. O. H., Mitarbeiter der „B. Z. am Mittag" gesagt. Sie hat diesem Journalisten auch noch einiges andere gesagt, das hier festgehalten und ein bißchen kommentiert werden muß. Selbst auf die Gefahr, daß Herr Dr. O. H. noch einmal bemüht wird. Diese Gefahr ist nicht gering; denn bekanntlich werden deutsche Aemter —, ob monarchische oder republikanische, macht keinen Unterschied — erst dann gesprächig, wenn man sie mit beschränktem Untertanenverstande kritisiert. Sonst bilden sie, trotz der vielen Pressestellen, ihr Talent lieber in der Stille.

Die „leitende Stelle" erklärt also, es sei ganz unberechtigt, wenn man dem Wiederaufbauministerium vorwerfe, daß es sich nicht um den Wiederaufbau gekümmert habe. Das sei gar nicht seine Sache. Es habe lediglich die Angelegenheiten zu erledigen, die mit den Wiedergutmachungsklauseln des Versailler Vertrags im Zusammenhange stünden. Es habe also beispielsweise für die Uebergabe unseres Auslandseigentums an die Entente zu sorgen, für den Ausgleich der Vorkriegsschulden, für die Ablieferung von Kohlen, Schiffen, Maschinen, Tieren usw. usw., laut Paragraph so und so viel des Friedensvertrags. Außerdem habe es die Abwicklung der Kolonialverwaltung durchzuführen, was eine sehr große Sache sei.

Wir verstehen — das Wiederaufbauministerium (wer hat doch den dummen Namen erfunden?) ist keine Aufbau-, sondern eine Ab-

wicklungsstelle. Abwicklungsstellen sind gewiß nötig, wenn sie auch vielleicht nicht unbedingt Ministerien sein müßten. Bei uns wird jetzt ungeheuer viel abgewickelt; sehr gründlich wie's scheint, denn es geht langsam. Ich will den zahllosen schätzbaren Kräften, die sich gegenwärtig in tausend Amtsstuben mit Abwickeln beschäftigen, nicht zu nahe treten; aber gibt es nicht auch ein paar, die sich mit Aufbauen befassen? Im Wiederaufbauministerium dürfen sie nicht gesucht werden; das wissen wir jetzt. Aber vielleicht könnte man uns dort doch die Adresse nennen.

Da das Wiederaufbauministerium nur eine Abwicklungsstelle ist, hat es natürlich auch für den Wiederaufbau Nordfrankreichs keinerlei Interesse. Die „leitende Stelle" ist sogar sehr erbost, daß naseweise Kritiker ihr zugemutet hatten, sich um Nordfrankreich zu kümmern. Die deutsche Industrie hat keine Aufträge aus Frankreich? Was geht das uns an? Die deutsche Industrie ist „Manns genug", sie sich selbst zu holen. Außerdem könnte sie sie ja doch nicht ausführen, weil sie keine Rohstoffe hat. Wirtschaftspolitik, Horatio!

Irgendwo stand, daß in Nordfrankreich durch teure Bestellungen und Schiebergewinne viel Geld vergeudet werde; wir hätten Anlaß, der Sache nachzugehen, weil die übermäßigen Ausgaben ja unser Schuldkonto belasteten. Dieser Hinweis hat die leitende Stelle der Abwicklungsstelle offenbar besonders geärgert. Das sei eine ganz interne französische Angelegenheit. Deutschland schulde Frankreich einen Betrag, der nur nach Maßgabe seiner Leistungsfähigkeit zu bemessen sei. Welchen Teil dann Frankreich den geschädigten Nordprovinzen verspreche oder zuspreche, sei für uns gleichgültig. Lloyd George habe bereits zugegeben, daß Deutschland überhaupt nur bis zu einer gewissen Grenze zahlungsfähig sei. Das heißt auf gut deutsch: Vergeudet doch für euren Wiederaufbau so viel ihr wollt; ihr werdet schon hereinfallen. Denn von uns werdet ihr mit Gottes und britischer Hilfe sehr wenig bekommen.

Die leitende Stelle des Wiederaufbauministriums hält also ein deutsch-französisches Verhältnis für dauernd möglich, am Ende sogar für wünschenswert, bei dem Deutschland der zahlungsunfähige, aber auch verstockt-gleichgültige Schuldner ist und Frankreich der brutal-polternde, herzlose, zuguterletzt indes erfreulicherweise doch geprellte Gläubiger.

Dies ist der Geist der europäischen Arbeitsgemeinschaft, wie ihn das Wiederaufbauministerium versteht.

Es wird dringend gebeten, eine Abwicklungsstelle für diesen Geist ins Leben zu rufen.

Spaa-ssiges.

Was an Nachrichten über die geistige Vorbereitung von Spaa durch die Presse geht, ist überaus betrüblich. Eine interalliierte Handelskonferenz in Paris soll erklärt haben, an den Versailler Bedingungen dürfe nicht gerüttelt werden. Was soll heute noch dieser Selbstbetrug? Die Wirtschaftspolitiker der Entente, die immer nur von den deutschen Zahlungen reden, gleichen jener naiven Spezies von Sozialisten, die da meinen, das Teilen sei die Hauptsache. Das Produzieren steht zur Debatte; das Teilen kommt erst nachher. Wenn man das nicht einsieht, wird bei der Teilerei nichts weiter herauskommen als der Ruin Europas.

Man sagt, es sei wichtig, die Summe festzusetzen, die Deutschland später zu bezahlen habe. Das ist gar nicht wichtig und es ist im Ernste nicht einmal möglich. Jede Ziffer, die genannt wird, ist fiktiv, so lange man nicht weiß, wie breit oder wie schmal künftig die Basis der deutschen Wirtschaft sein wird, wieviel Menschen in Deutschland leben und in welcher Weise und mit welcher Intensität sie arbeiten werden. Zuerst ein Wirtschaftsprogramm — kein theoretisches, sondern ein praktisches mit der nötigen praktischen Hilfe von außen — dann das Tributprogramm. Umgekehrt geht es nicht. Erkennt man das wenigstens bei uns? Nach Zeitungsmeldungen wünscht auch die deutsche Regierung in Spaa nicht viel mehr zu erfahren als die Wiedergutmachungssumme und die Modalitäten ihrer Bezahlung. Wozu? Um dann zu beweisen, daß man nicht bezahlen kann?

Spaa ist eine neue Gelegenheit für Deutschland, die Aufbauinitiative an sich zu reißen und ein Programm deutsch-europäischer Sanierung aufzustellen. Wird man sich statt dessen wieder auf Protestieren, Klagen, Abhandeln beschränken? Die Presse veröffentlicht eine offiziöse Zusammenstellung, die in wehleidig-entrüstetem Tone aufzählt, was wir, durch Abtretungen und Ablieferungen, schon für die „Wiedergutmachung" geleistet haben. Die Liste ist gewiß sehr lehrreich und für uns sehr eindrucksvoll; meint man aber wirklich, daß man damit auch auf die Entente Eindruck machen wird? Sieht man denn bei uns immer noch nicht ein, daß es unsere Aufgabe, unser dringlichstes Interesse ist, die ganze Debatte möglichst vom Schacher um Einzelsummen, bei dem wir notwendig immer den kürzeren ziehen, ab- und auf das Gebiet soliderer Aufbauwirtschaft hinzulenken? Man glaube doch nicht, daß Positives erreicht wird, wenn wir lange Erörterungen darüber führen, ob „für die Bewertung von Objekten die Goldmark der Papiermark gleichzusetzen ist" oder ob ein Ansatz von achteinviertel Milliarden für die deutsche Handelsflotte „mit guten Gründen verteidigt werden kann". Reden wir von der Produktion und von der Verhütung deutschen und europäischen Zusammenbruchs, der bereits tragisch nahe gerückt ist! S.

AUS DEM TAGE-BUCH

DER ZEITUNGSROMAN

Nichts in der Welt darf unwichtig sein. Was nützt es, wenn wir auf die großen Ziele stieren, unverwandt wie Besessene, reinsten Feuers voll?! Sie bleiben unerreicht, solange dieses Geschlecht nicht an der Wurzel veredelt wird. Solange man seinen Nährboden nicht mit trächtigen Salzen düngt; bis in den alltäglichsten Alltag hinein.

Es gibt noch unendlich viele, die keine Bücher lesen. Viel mehr, als man gemeinhin ahnt. Sie haben dazu weder Zeit noch Geld. Der Beruf saugt sie aus — der Magen ist das Hauptorgan ihres Kadavers. Da gibt's keine Rettung. Aber eine Zeitung lesen die meisten. Weil sie zweierlei verrichtet: das Ereignis meldet und vorgibt, auch den Geist zu versorgen. Neben dem Feuilleton der großen Zeitungen grassiert das Uebel des Romans in Fortsetzungen. Es ist, in dieser konfusen Zeit, alles schlechter geworden. Also auch der Teil unterm Strich. Das könnte man, an einzelnen großen Zeitungen, mathematisch genau beweisen. (Machen wir uns keine Feinde, wir haben deren genug.) Die Rede sei nur vom Zeitungsroman an sich.

Er ist ein Uebel. Doch unausrottbar. Es ist, als sähe man heute die erste Szene eines Theaterstücks, morgen die zweite. Und so fort. Der Zeitungsroman hat zuweilen neunzig Szenen . . . Aber es mag sein, daß vernünftige Leser ihn sammeln, und so, durch ihre soziale Lage gezwungen, die dauernd wachsenden Kosten für das Buch ersparen. Sie allein habe ich im Auge. Sie sollten vorm Schund behütet werden.

Wie ist das Niveau des Zeitungsromans? Von tragischer Tiefe. In der Provinz: Courths-Mahler-Dreck. Jahraus. Jahrein. Bisweilen zwar sieht man auch andere Namen. Fingiert adlig zumeist. Sie sind der alten Mahler-Schachtel würdig. Katastrophal. Laßt alle Hoffnung fahren.

Und Berlin? Ist es nötig, daß das gelesenste Blatt Berlins dauernd mittelmäßigste Unterhaltungsromane bringt? Aber seht euch gar die Romane im „Lokalanzeiger" an, den zuweilen Gebildete lesen. So die größten Blätter. Ihr Beispiel ist durchaus nicht nachahmenswert. Sie bringen zwar „Original"-Romane, bisher ungedruckte Werke. Aber sie sollten, wenn sie nichts besseres finden, lieber große Dichtungen neuerer Zeit aus Büchern abdrucken.

Wie der „Vorwärts" augenblicklich. (Die Freude darüber zwingt mir die Feder zu dieser Glosse in die Hand.) Er druckt Knut Hamsuns „Segen der Erde". Eine ganz große, reife Dichtung. Wer Hamsun ist, werden erst spätere Geschlechter vollkommen erkennen. Ein Bruder der großen Lagerlöf. Seine Auflageziffern in Deutschland sind beschämend niedrig. Ein einziges Büchlein der Bloem, Herzog und Konsorten ist mehr verbreitet als das Gesamtwerk dieses Gütigsten. Wäre es umgekehrt, hätte die Welt ein anderes Gesicht.

Jetzt wird er einem Leserkreis von Arbeitern vor Augen gehalten. Und sie werden ihn verstehen. Sie werden ihn lieben. Sie werden die Stimme der Natur hören, Gottes Odem spüren, das Wehen über den Wipfeln und den leisesten Ton in der menschlichen Brust.

Der „Vorwärts" aber sei für seine Tat gepriesen. Sein Beispiel werde befolgt!

Erich K. Schmidt

AN DEN VORWÄRTS

Einer der besten deutschen Zeitungsschreiber schickt mir diesen Brief:

Der „Vorwärts" trauert über den Ankauf der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" durch Hugo Stinnes. Auch Ullstein wird besorgt und Mosse spitzt die Ohren.

Aber, lieber Vorwärts, was hilft dies impotente Trauern.

Vielmehr gestatte die Frage: Was hat die stärkste Partei Deutschlands, was hat die Sozialdemokratie, getan, um — wenigstens nach der Revolution — eine große Zeitung zu schaffen? Ich rede nicht von den Ueberflüssigkeiten, nicht vom literarischen Aufputz und unterhaltenden Beiwerk, sondern vom wichtigsten: Vom Berichterstatterdienst der großen Zeitung. Die Frankfurter Zeitung, die Vossischen und die Mossischen Zeitungen haben heute schon wieder ihre telegraphierenden und schreibenden Berichterstatter in New York, Paris, Rom, Warschau, Belgrad, von den Korrespondenten aus den neutralen Ländern nicht zu reden. Unmöglich, über politische Dinge zu urteilen, wenn man sich nur auf die kümmerlichen, lückenhaften, ja, beschämenden Auslandsberichte der sozialdemokratischen Presse verlassen wollte. Eine große, noch immer rauhe Partei dürfte sich nicht aufs Flennen über die Fixigkeit von Stinnes verlegen, sie hätte längst ein vorbildlich informierendes Weltblatt schaffen müssen, und das müßte, mit den Ersten der Internationale, gar nicht so schwer aufzubauen sein. Aber freilich, dazu wär's nötig, daß der Parteivorstand selbst schöpferisch mitwirkt, statt die kleinen und kleinlichen Methoden der Preßkommissionen zur Verhinderung einer großen Zeitung auch fernerhin zu dulden. Wär's nicht möglich, daß Ihr einen einzigen Sachverständigen findet, der Euch aus der Lage herausführt?

Dann brauchtet Ihr Euch auch die tägliche Blamage des Wolffbüros nicht ungestraft bieten zu lassen. Bisher ist noch nicht mit genügender Deutlichkeit das Verhalten des Wolffbüros während der Kapptage geschildert worden, das kann noch nachgeholt werden. Seid Ihr wirklich so arm an Talenten, daß Ihr nicht einmal das amtliche Nachrichtenbüro richtig zu besetzen vermögt?

Dann allerdings dürft Ihr über Stinnes nicht klagen. Aber wozu habt Ihr eigentlich einen eleganten Pressechef, wenn Ihr an die dringendsten schöpferischen Notwendigkeiten der Presse nicht einmal rührt?

DIE SEZESSION FÜR KRIEGSGEWINNER

Ein anständiger, also armer Mensch, der gern Bilder sieht, schreibt mir:

Das Eintrittsgeld zur Ausstellung der „Freien Sezession" kostet jetzt drei Mark. Man zahlt's, weil man Interesse an den Arbeiten Liebermanns und der Jüngeren hat. Aber wenn man nun einen Katalog kaufen will, den man gerade vor den Bildern der jüngeren Generation dringend braucht — ach, es gibt schon so viele Klischees des Expressionismus — so fährt man doch erschrocken zurück, wenn das

Fräulein 15, schreibe: fünfzehn Mark für den Katalog verlangt. Achtzehn Mark, das ist ein bißchen viel für einen Ausstellungsbesuch. Erinnern Sie doch die Herren Maler an die Existenz der Kunstinteressenten, die keine Kriegsgewinner sind!

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN:

Leopold Mozart, Reiseaufzeichnungen 1763—1771, im Auftrage des Salzburger Mozarteums zum erstenmal vollständig herausgegeben von Dr. Arthur Schurig. (Oskar Laube Verlag, Dresden).

Leopold Mozarts Aufzeichnungen auf den Reisen mit seinem Sohne durch Deutschland, Frankreich, England, die Niederlande, die Schweiz und Italien, mit einem Kommentar und einer Ikonographie des Herausgebers.

Maxim Gorki: Aufsätze 1905—1908, aus dem Russischen übertragen von Joseph Chapiro und Rudolf Leonhard. Verlag Lewandowsky.

Aufsätze, die Maxim Gorki in den Jahren seit der russischen Revolution von 1905 zum größten Teil im Auslande geschrieben; Auseinandersetzungen zum Problem des Bolschewismus.

Fr. W. Förster: Das Kulturproblem der Kirche. Jos. Köselsche Buchhdlg. Kempten-München.

Das Nachwort seines Buches „Autorität und Freiheit" gibt Förster als selbständigen kulturpolitischen Dialog heraus.

Gustav Ernest: Beethoven. Persönlichkeit, Leben und Schaffen. Verlag Georg Bondi, Berlin.

Eine Darstellung, durchaus ausgehend von der Persönlichkeit. Mit dem ersten vollständigen Katalog der Werke Beethovens über mehr als 120 Seiten.

Hans Joachim Moser: Geschichte der deutschen Musik. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Der erste Band (bis 1618 reichend) eines zweibändigen Kompendiums, das die Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zur Gegenwart behandelt.

Theodor Herzl: Lehrjahre (1860—1895). Nach den handschriftlichen Quellen von Prof. Dr. Leon Kellner. R. Löwit Verlag, Wien.

Ein biographisches Werk über den Wiener Schriftsteller, der Jahre lang an der Spitze der zionistischen Bewegung stand.

Curt Glaser: Der Holzschnitt. Mit 16 Abbildungen. Bruno Cassirer Verlag, Berlin.

Eine Einführung in die Kunst und Technik des Holzschnittes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart.

GUTACHTEN

In einer Gesellschaft von Schriftstellern und Schauspielern wird über die Vorzüge eines Dichters gesprochen, der den Deutschen einige schöne Liebesgeschichten geschenkt hat. Des Alternden merkwürdige Weisheit wird gerühmt. Eine tragische Schauspielerin, die dem literarischen Gespräch nicht sehr aufmerksam gefolgt ist, wird um ihre Ansicht gebeten: „Ja," sagt sie, „seine Weißheit war merkwürdig . . . , er hatte den weißesten Bauch, den ich je gesehen habe."

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123.

CLAUDIO TREVES

VON SAN REMO NACH SPA

Der Abgeordnete Claudio Treves ist der geistig bedeutendste Führer der nach Wähler- und Abgeordnetenzahl grössten Partei Italiens, der offiziellen Sozialisten. Der folgende, nur wenig gekürzte Aufsatz ist, einige Tage nach Schluss der Konferenz, im „Resto del Carlino", der ältesten und weit über ihren Erscheinungsort — Bologna — verbreiteten Tageszeitung Italiens erschienen.

Wenig zu erhoffen ist die wahre Therapie der Seele; wenig zu erhoffen ist der wahrhafte Schutz vor dem Gewissensbiß der Enttäuschung. San Remo hat uns nicht enttäuscht; es konnte uns nicht enttäuschen. Längst haben wir uns sozusagen abgefunden mit der Ohnmacht der Entente, die Partie dieses Krieges zu beendigen. Ueberlassen wir den andern den stets wiederkehrenden Fetischismus der Vertrauensseligkeit — von einer diplomatischen Zusammenkunft zur andern: von London nach Paris, von Paris nach San Remo, von San Remo nach . . . Wir sehen, wie jede solche Zusammenkunft sich abmüht, die verderblichen Folgen der vorhergehenden zu beheben, um neue in die Wege zu leiten. Der Friede ist immer bereits jenseits der künftigen Zusammenkunft.

Das Charakteristikum der Zusammenkunft von San Remo war die Verschiebung der adriatischen Frage auf unbestimmte Zeit, der scheinbare Ausgleich in den Beziehungen zu Deutschland und des englischen Vorgehens im Orient.

Ich sehe Klerikale und Nationalisten gleichermaßen empört gegen Herrn Nitti wegen des ersten Punktes. Er hätte sich mit den Alliierten vergleichen und ohne zu warten, wie es den Jugoslawen beliebte, abschließen sollen. Wahrscheinlich hat sich Herr Nitti gedacht, daß es für die Ruhe der zukünftigen Beziehungen besser sei, sich mit dem Nachbarn als mit den Verbündeten zu vergleichen. Darin steckt was von gesundem Menschenverstand. Aber da liegt der Fehler nicht. Der Fehler von San Remo liegt darin, daß immer noch die schwebenden Fragen nebeneinander aufgereiht wurden, um sie eine nach der andern zu lösen, als wenn die eine von der andern unabhängig wäre. Sie machen jedoch alle zusammen einen kompakten Block aus. Und wenn man nicht den Block angreift, so geschieht gar nichts, und wenn sich die Herren Regierungshäupter samt ihrem Anhang noch so viel zu schaffen machen. Im Prinzip die Wieder-

aufnahme aller Beziehungen zu Rußland zu beschließen, während man es aufschiebt, sich die Modalitäten dafür zu überlegen, und dabei zu glauben, man habe irgend etwas über die Gegenstände zu Rande gebracht, die dieses Land am meisten angehen müssen, das ist eine contradictio in adjecto.

Der Kreis ist geschlossen. Die adriatische Frage hängt aufs engste mit der Balkanfrage und beide hängen mit einer Unmittelbarkeit, die keinem auch nur halbwegs Denkenden entgehen kann, zusammen mit dem modus vivendi mit Rußland. Und die Frage der Anwendung des Vertrags von Versailles auf Deutschland bedeutet in ihren politischen und wirtschaftlichen Reflexen lediglich eine Ergänzung zu eben jenen Gesichtspunkten Englands und Deutschlands über die Politik Rußlands und mit Rußland. Man muß tatsächlich schon von Haß und Furcht so verblendet sein, wie es Frankreich ist, um zu glauben, der Gegensatz zwischen der Entente und Deutschland beruhe in dem Unterschied von 100 000 Soldaten oder in irgendeinem Stück leichteren oder schwereren Geschützes! Wenn man die Frage so stellt, ist die Entente einfach erschlagen von dem Hohnwort des Besiegten: „Ich soll Eure Wache gegen den Bolschewismus abgeben, und ihr handelt um armselige 100 000 Mann? O, wir sind uns doch wohl darüber einig, daß der Militarismus gegen den äußeren Feind nicht abrüsten kann, ohne zugleich gegen den inneren abzurüsten! Und ist nicht die „Ordnung" das Gemeingut aller Staaten?" Der wahre und tiefe Gegensatz zwischen der Entente und Deutschland ist — der russische Markt. England und Deutschland konkurrieren mit dem gleichen Eifer an der „Wiederherstellung Rußlands". England hat einen groß angelegten kapitalistischen Plan, der Rußland mittels großer rentabler Gründungen auf lange Zeit helfen soll, was England sich s o f o r t damit bezahlen ließe, daß es Rußland für den Augenblick jedes Verfügungsrechtes über seine Industrie und Landwirtschaft beraubte, und es auch für die Zukunft durch die so erworbene Kontrolle über seine gesamte Industrie und seine gesamte Landwirtschaft in seine, Englands, Dienste brächte. Deutschland strebt nach Rußland sowohl als der nächsten und ertragreichsten Ausmündung seiner Arbeitskraft und seiner Technik, wie als dem natürlichen Reservoir für seine Auswanderung und seiner militärischen Rüstung. In Rußland sieht Deutschland die künftige große Entschädigung für sein verlorenes Kolonialreich. Das eben läßt Frankreich mit den Zähnen knirschen.

Und so läuft der Aufschub der Frage der wirtschaftlichen Beziehungen der Entente zu Deutschland bis zu der neuen Zusammenkunft in Belgien in Gegenwart der deutschen Regierungshäupter auf

einen Aufschub der Feststellung des Gegenstandes der Beziehungen zwischen der Entente und Rußland hinaus. Beide Fragen aber ziehen notwendigerweise die Revision des Friedensvertrags mit der Türkei nach sich, da die der Orientfrage gegebene griechische Lösung allzu theoretisch scheint; denn es liegt doch auf der Hand, daß, während Griechenland zu klein ist, um von sich aus mit dem Pfand der europäischen Türkei wuchern zu können, England und Frankreich, um mit der Ausnutzung der ungeheuren Gebiete der asiatischen Türkei, die sie sich zugeteilt haben, zu gutem Ende zu kommen, die Rechnung mit dem bolschewistischen Einfluß machen müssen, der zur Zeit über das stärkste und kriegsgewöhnteste Heer der Welt verfügt. Und inzwischen wachen Italien und Deutschland ängstlich über die Neutralisierung und Internationalisierung des Bosporus.

Nein, — in contumaciam Rußlands und Deutschlands ist auch die Orientfrage nur aufgeschoben. Das wird wahrscheinlich nicht einmal Herr Venizelos bezweifeln.

Und nachdem so die adriatische Frage auf die lange Bank geschoben ist, die Frage der wirtschaftlichen Aufrichtung Deutschlands mittels einer wortreichen, ausgeklügelten, größenwahnsinnigen und im Grunde lächerlichen Vermahnung auf die lange Bank geschoben ist, die Frage der Beziehungen zu Rußland aufgeschoben und gerade dadurch der „Frieden" mit der Türkei auf die allerkünstlichste und verlogenste Weise geschaffen worden ist, — was ist nun eigentlich in San Remo getan worden?

Genau das, was vorher in Paris und London getan wurde.

Nichts!

Nichts. Gar nichts. Eine neue Tatsache von wirklicher unleugbarer Tragweite ist hinzugekommen: der Wiedereintritt Deutschlands in die Beratungen Europas, der bei der Zusammenkunft in Spa in Erscheinung treten wird.

Und daß nun dieser Wiedereintritt sich gar auf belgischem Boden begeben wird, ist zweifelsohne ein nicht alltäglicher Sieg der Verteidiger der Friedensrevision. Und der langsamen mühsamen Wiederaufnahme des europäischen Zusammenlebens.

Aber für den, der die seelische Heilkunst mit dem Mittel der geringen Hoffnungen betreibt, ist das schon viel, sehr viel.

LUSTBARKEITSSTEUER

Sieh Dir „Stella" nicht an, die Lust ist teuer zu zahlen.
Wenn du zum Foxtrott gehst, straft deine Lust nicht der Staat.

m.

Dr. J. LEWIN

DIE POLNISCHE OFFENSIVE — DIE NATIONALISIERUNG DER ROTEN ARMEE IN RUSSLAND

Den Betrachtungen eines so sachverständigen und gedankenreichen Mitarbeiters kann ich die Aufnahme nicht verweigern auch wenn ich mit ihnen nicht übereinstimme. Insbesondere glaube ich, dass mein verehrter russischer Mitarbeiter die kommunistische Durchdringung der Roten Armee unterschätzt. Gerade in diesem Betracht hat Trotzki gewiss Erstaunliches geleistet.

Bei der ganz außerordentlichen Kompliziertheit des russischen Problems läßt sich natürlich über den Ausgang der neuesten Phase des polnisch-russischen Krieges nichts mit Sicherheit voraussagen. Was aber festgestellt werden kann, sind bestimmte Tendenzlinien des Verlaufs der Ereignisse, welche einen mehr oder minder großen Grad der Wahrscheinlichkeit für sich haben. Analysiert man nun die Lage, welche durch den Vormarsch der Armee Pilsudskys auf Kiew geschaffen worden ist, so ergibt sich jedenfalls, daß die russische Krise — und mit ihr auch die europäische — in ein neues, sehr ernstes Stadium getreten ist.

Man sieht sofort ein, daß Polen sich eine Aufgabe stellt, welche seine wirkliche Leistungsfähigkeit bedeutend übersteigt. Unter dem Vorwand, die Selbständigkeit der Ukraine vor den Bolschewisten zu verteidigen, rücken polnische Truppen in die Ukraine ein. Es mag sein und ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ihnen eine Reihe von Anfangserfolgen beschieden sind, sie werden vielleicht Kiew besetzen, vielleicht auch weiter vordringen. Selbstverständlich ist aber, daß diese Erfolge noch keinen endgültigen Sieg bedeuten, denn das bolschewistische Rußland verfügt zum Rückzug über dasselbe unbegrenzte Territorium, welches Rußland eigentlich immer unbesiegbar machte. Das politische Ziel aber ist für die Polen noch viel weniger erreichbar als das strategische. Polen gibt vor, die sogenannte Regierung Petljuras, deren reale Macht nicht viel mehr als Null ist, als eine rechtmäßige Vertretung der Unabhängigkeitsbestrebungen des ukrainischen Volkes anzusehen, und schließt mit Petljura einen Vertrag ab, demzufolge die Polen den westlichen Teil der russischen Ukraine von den Bolschewisten säubern sollen. Dieselben Polen also, die in Galizien die ärgsten Feinde der Ukrainer waren und sind, deren Vertreter noch im Wiener Reichstag im Revolutionsjahr 1848 erklärte, das ruthenische Volk sei eine Erfindung der Wiener Regierung, und die jetzt noch das ukrainische Ostgalizien für sich beanspruchen (welches ihnen Petljura auch in seinem Vertrag, um die Hilfe der Polen zu erkaufen, versprochen hat), machen

sich zu Bundesgenossen der nationalen Bewegung der Ukrainer in Rußland und erkennen sie als vollkommen berechtigt an. Dabei ist jedem, der sich mit dem ukrainischen Problem beschäftigt hat, klar, daß der national-ukrainischen Bewegung in Rußland eine Reihe von Voraussetzungen fehlt, welche in Galizien soviel zur Ausbildung der ukrainischen nationalen Individualität beigetragen haben. In Galizien werden die Ukrainer von den Polen getrennt, nicht nur durch den nationalen und sprachlichen Gegensatz, sondern auch durch den sozialen (die Ukrainer sind Bauern, die Polen Grundbesitzer) und religiösen (Ukrainer griechisch-katholisch, die Polen Katholiken). In Rußland sind diese Scheidungsmerkmale zwischen den Groß- und Klein-Russen nicht vorhanden. Es gibt zwischen beiden Volksstämmen keinen sozialen Gegensatz, auch keinen religiösen, und der ganze Unterschied zwischen ihnen besteht darin, daß die Ukrainer eine von dem Großrussischen etwas verschiedene Sprache sprechen. Die ukrainische Sprache hat allerdings die Möglichkeit und auch Berechtigung, wie es auch die Petersburger Akademie der Wissenschaft schon vor etwa 15 Jahren festgestellt hat, sich selbständig zu entwickeln, und braucht durchaus nicht von der großrussischen verdrängt zu werden. Es war einer der zahlreichen Fehler und Verbrechen des zaristischen Regimes in Rußland, daß es in seiner allgemeinen Nivellierungspolitik den „Fremdvölkern" gegenüber auch dem ukrainischen Volk die Möglichkeit der kulturellen Entwicklung nicht gestattete, wodurch sich in einem Teil des gebildeten Ukrainertums eine so starke Erbitterung anhäufte, daß sie auch die Form eines politischen Separatismus annahm. Der Gegensatz zwischen Galizien, in welchem die österreichische Regierung, soweit sie daran durch die Polen nicht gehindert wurde, die ukrainische nationale Kultur und Bewegung möglichst unterstützte, und Rußland, wo die ukrainische nationale Kultur überhaupt nicht anerkannt wurde, war zu groß, um nicht auch in der russischen Ukraine eine auf politische Selbständigkeit gerichtete Bewegung hervorzurufen. Aber immerhin war schon der kulturelle und wirtschaftliche Verschmelzungsprozeß von Groß- und Klein-Rußland soweit vorgeschritten, daß diese Bewegung nur eine verschwindende Minderheit hinter sich hatte. Der größte Teil der Ukrainer, soweit sie national orientiert waren, verlangte eine möglichst weitgehende Freiheit der national-kulturellen Entwicklung, also vor allem ukrainische Volks- und Mittelschulen, vielleicht auch Hochschulen, ebenso die Berücksichtigung der ukrainischen Sprache in der Verwaltung, bei Gericht usw. Daß aber diese Anerkennung der kulturellen Freiheit nicht zu einer politischen Trennung der Ukraine von Rußland

führen soll, ist auch für den größten Teil der Ukrainer klar. Der sprachliche Gegensatz zwischen dem ukrainischen Gouvernement Poltava und dem nordrussischen Gouvernement Kostroma z. B. ist jedenfalls nicht größer als etwa der zwischen Oberbayern und dem Gebiet von Hamburg. Und wenn Deutschland diese auch religiös und wirtschaftlich verschiedenen Gebiete doch ganz gut innerhalb seiner staatlichen Einheit umfassen kann, so ist kein Grund vorhanden, weshalb Rußland nicht politisch mit der Ukraine eine Einheit bilden soll.

Tatsächlich steht doch hinter Petljura überhaupt kein irgendwie ernst zu nehmender Teil der ukrainischen Bevölkerung. Das wissen auch die politischen Gruppen, die jetzt in Polen herrschen, sehr genau, immerhin glauben sie aber, unter dem Vorwand, die Selbständigkeit der Ukraine zu schützen, in Wirklichkeit ihre Herrschaft in dem westlichen Teil der Ukraine wieder aufzurichten. Polen begeht in diesem Fall, wie oft in seiner ganzen jetzigen Politik, den Fehler, den Wiederaufbau des polnischen Staates nicht auf der gesunden ethnographischen Grundlage der nationalen Homogenität vorzunehmen, sondern sich durch seine „historischen" Rechte leiten zu lassen, wobei es sich im Osten auf offene oder verhüllte Weise Gebiete wieder anzueignen bestrebt ist, die zweifellos zum russischen Staate gehören. Daß diese Politik schließlich zu einem Zusammenbruch führen muß, braucht eigentlich gar nicht gesagt zu werden, und wenn man nur einigermaßen das geschichtliche Verhältnis der Ukraine zu Polen kennt, welches ein jahrhundertelanger Kampf zwischen dem ukrainischen Bauern und dem polnischen Gutsbesitzer war, der sich dazu noch in der Ukraine in einer verschwindend nationalen Minderheit befand, so kann über den Ausgang des Versuches, die polnische Hegemonie in der Ukraine hinter dem Schirm der Unabhängigkeit der ukrainischen Republik aufzurichten, kein Zweifel bestehen.

Was für Folgen wird nun das Vorgehen Polens in Rußland haben? Wäre der Kampf, der jetzt wieder begonnen hat, nur ein Krieg zwischen Polen und der Sowjetregierung, so wäre der Ausgang sehr zweifelhaft. Denn wenn sich Polen ein unmögliches Ziel setzt, so ist das Ziel der Sowjetregierung in Rußland noch viel unmöglicher, nämlich eine kommunistische Weltordnung in einem Lande zu schaffen, in welchem dafür weder die wirtschaftlichen, noch die kulturellen Voraussetzungen vorhanden sind. Es wäre also theoretisch denkbar, daß in diesem Zweikampf vorübergehend Polen den Sieg erringen könnte. Betrachtet man aber näher den inneren Zustand, in welchem sich Rußland jetzt befindet, so erscheint ein anderer Ausgang als viel naheliegender.

Immer deutlicher tritt nämlich jetzt der kardinale innere Widerspruch in der Herrschaft der Sowjetregierung zutage. Die Regierung Lenins wird noch immer die Sowjet(Räte)-Regierung genannt, obwohl sie ja schon lange keine Regierung der Räte der Arbeiter, Soldaten und Bauern ist, welche sie dem Namen nach sein sollte. An Stelle der Räte regiert in Wirklichkeit die kommunistische Partei, deren Funktionäre die Räte gegenwärtig sind. Dabei stützt sie sich hauptsächlich auf die Rote Armee, mit deren Hilfe sie ihre Gewaltmaßregeln durchzuführen sucht. Die gegenwärtige russische Staatsregierung ist daher am richtigsten als eine Militärdiktatur der kommunistischen Partei zu bezeichnen. Der innere Widerspruch dieser Ordnung besteht nun darin, daß die Rote Armee ihrem Wesen und Geiste nach der Sowjetregierung durchaus feindlich ist. Im Anfang suchte die Sowjetregierung allerdings eine proletarische klassenbewußte Armee zu schaffen. Aus diesen Versuchen ist aber nichts geworden, und die Rote Armee wird jetzt auf Grund von zwangsweiser Mobilisation gebildet, wobei namentlich darauf geachtet wird, daß die früheren Offiziere, die militärisch-technisch besonders wertvoll sind, sich nicht der Dienstpflicht entziehen. Es ist genügend bekannt, daß die Rote Armee jetzt von einer Reihe von früheren zaristischen Generälen geführt wird. Selbstverständlich sind diese Generäle ebenso wie der größte Teil der zwangsweise mobilisierten Mannschaft, weder Sozialisten noch Kommunisten und werden nur durch ganz bestimmte Beweggründe, wie Terror, außerordentlich hohe Gehälter usw. dazu gebracht, der kommunistischen Herrschaft zu dienen. Wie groß der Terror ist, dem die früheren Offiziere unterworfen waren, ist daraus zu ersehen, daß die Frauen und Familienangehörigen der Offiziere oft als Geiseln zurückgehalten wurden, während diese ihren Dienst an der Front versahen. Man hat es in Rußland also mit einem Regierungssystem zu tun, bei welchem eine Minderheit, die kommunistische Partei, ihre Herrschaft dadurch aufrecht erhält, daß sie sich auf eine Armee stützt, die nicht nur im Offizierskorps, sondern auch in der Mannschaft aus ihren Gegnern besteht.

Dieser Zustand ist offenbar auf die Dauer unhaltbar, und infolgedessen wurde es in Rußland schon seit lange erwartet, daß es zu einem Konflikt zwischen der Roten Armee und der Sowjet-Regierung kommen muß. Mit anderen Worten: die Lösung der russischen Krise wird von einem Prozeß erwartet, ähnlich dem, welcher in Frankreich während der Revolution zur Herrschaft Napoleons führte. Es wurde in Rußland oft das Wort des bekannten französischen politischen Schriftstellers aus der Revolutionszeit, Rivarol, zitiert, der schon im

Anfang der Revolution prophezeite: „Le roi aura une armée ou l'armée aura un roi". Daß dieser russische Napoleon auf sich lange warten läßt, erklärt sich wohl vor allem aus dem Umstande, daß die Lorbeeren, die man in einem Bürgerkrieg sammelt, doch nicht dazu geeignet sind, ein Prestige zu schaffen, wie es der Sieg über einen nationalen Gegner dem Führer einer Armee verleiht und über welches Napoleon in so reichlichem Maße verfügte. Daneben ist natürlich auch selbstverständlich, daß zu einem Napoleon neben dem nationalen Ruhm auch das Geschick gehört, die historisch-notwendigen Errungenschaften der Revolution sicherstellen zu können. Beides hat in Rußland bis jetzt gefehlt. Durch die Dazwischenkunft Polens kann aber der Prozeß der Herannäherung eines 18. Brumaire in Rußland sehr beschleunigt werden. Es ist selbstredend, daß die Rote Armee, sowohl ihre Führer als auch die Soldaten, den Krieg gegen den nationalen Feind, die Polen, bei dem es sich noch dazu um den Kampf um unbedingt russische Gebiete handelt, mit einer ganz anderen Stimmung führen wird als bis jetzt den Bürgerkrieg, wo zaristische Generäle gezwungen waren, für die Diktatur des Proletariats zu kämpfen. Sogar die Sowjetregierung schätzt diese nationale Stimmung der Roten Armee sehr hoch ein. Sie hat jetzt einen besonderen Rat zur Bekämpfung der Polen eingesetzt, zu dessen Vorsitzenden sie den General Brussilow und zu dessen Mitgliedern eine Reihe von anderen, sehr bekannten Generälen, wie Polivanow, Klembowski usw. gemacht hat. Das beweist wohl, daß sie in diesem Krieg den früheren Generälen größeres Vertrauen entgegenbringt, als es bisher im Bürgerkrieg der Fall gewesen ist.

Es ist aber wahrscheinlich, daß sie sich dabei verrechnen wird. Es ist klar, daß das Ansehen eines Heerführers, der die Polen vom russischen Gebiet verjagt hat und vielleicht in Warschau einmarschieren wird, in Rußland ein ganz anderes sein wird, als dasjenige eines Generals, der im Bürgerkrieg Rostow oder Jekaterinodar besetzt hat. Und die Sowjetregierung, die jetzt über die Rote Armee ruhig verfügen zu können glaubt, macht dabei vielleicht einen großen Fehler, indem sie die Gefahr, die ihr von der Armee droht, nun durch einen nationalen populären Krieg vergrößert. Es bleibt ihr aber wohl nichts anderes übrig. Wäre die Sowjetregierung zu einer Umwandlung im Sinne einer national gerichteten Politik fähig, so könnte sich wohl aus der jetzt gegebenen Lage so etwas wie eine Versöhnung zwischen den Bolschewisten und dem bürgerlich-demokratischen Rußland anbahnen. Diese Revolution, die von den Bolschewisten freundlichen Kreisen im Ausland mehr als wahrscheinlich angenommen wird, erscheint aber in Wirklichkeit durchaus aus-

geschlossen. Darin besteht eben der Unterschied zwischen der jakobinischen Minderheit, die Frankreich während der Revolution beherrschte, und der bolschewistischen Minderheit, die jetzt Rußland beherrscht, daß damals zwischen den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses und der Mehrheit des Volkes in nationalen Fragen kein Gegensatz bestand, daß die Jakobiner im Gegenteil noch eine viel stärkere Ausdehnung der Macht Frankreichs erstrebten, als die gemäßigten, monarchistischen Kreise. Die gegenwärtige russische Regierung aber ist so durch ihr internationalistisches Programm gebunden, daß eine Verwandlung dieser Regierung in eine nationale nicht im Bereich der Möglichkeit liegt. So sehr auch die Bolschewisten die Gesten der französischen Revolutionsmänner nachahmen, so wird dennoch Trotzki durch diese Schauspielerkünste nicht zu einem „Organisateur de la victoire", wie es Carnot gewesen ist, werden.

Durch den Krieg in Polen wird also die Rote Armee zu einer echt nationalen Armee werden müssen. Das wird aber nicht im Einvernehmen mit der Sowjetregierung geschehen, sondern im Gegensatz zu ihr. Um es also kurz zu formulieren, kann man sagen, daß, aller Voraussicht nach, durch den Krieg, den jetzt Polen gegen Rußland führt und den es schließlich wohl verlieren muß, die Vorbedingungen für das Entstehen eines Bonaparte in Rußland geschaffen werden. Die jetzigen Ereignisse sind natürlich nur der Anfang eines Prozesses, der vielleicht noch sehr lange dauern und viele Stadien durchlaufen wird, dessen historische Wahrscheinlichkeit aber außerordentlich groß ist. Und wenn Polen den Vormarsch begonnen hat, um die Sowjetregierung zu stürzen, so wird das wohl erreicht werden, obwohl auf einem großen Umweg und nach einem ganz anderen Verlaufe des Krieges, als man in Polen wohl erwartet und hofft.

EXPERIMENTE

Nur aus Kaninchen und Meerschweinen
Glaubt ihr, wird das Gesetz einst erscheinen?
Aber denkt doch: am End
Ist das einzige Kaninchen, das ihr wirklich kennt,
Ihr selber und euer Temperament.
Wir sind unser eigenes Kaninchenexperiment.

S.

CARL LUDWIG SCHLEICH

ZÜRICH UND GOTTFRIED KELLER

Wohl niemals ist ein Wesen auf Erden so froh beschwingt über Stralsunds teilweise noch grasbüschelgeschmücktes Pflaster vom alten Schulkloster bis zur Post am Neuen Markt geflogen, wie ich damals, nachdem mir der kugelrunde, kleine, bebrillte Schulrat aus Stettin feierlich meine Dispensation vom mündlichen Abiturium vor versammeltem Heerrat der Lehrer und den bedrückten Examensopferlämmern verkündet hatte. Galt es doch, die frohe Botschaft den Eltern schnellstens zu depeschieren. Ein unglaubliches Gefühl gänzlicher seelischer Entspannung, die Wonne eines Sonnenaufgangs, gemischt mit den romantischen Gefühlen eines Toröffnens des Lebens und einer jubelnden Wanderstimmung: „Hinaus! Hinaus!" — das ist ein im Leben so nie wiederkehrendes Mulusgefühl! Wie tief muß der Druck des Schulzwanges sein, die bange Sorge, ob all die Frohnarbeit mit der Tyrannei des Lernenmüssens vielleicht nicht doch an einem kurzen Vormittag umsonst gewesen sein könnte, wenn diese Gemütsbelastung, das Schreckgespenst des möglichen: „Durchgefallen!" uns Studierten alle das ganze spätere Leben nicht verläßt und als Traum des nicht bestandenen Abiturientenexamens immer wieder einmal alpdruckartig aus der Tiefe der Vergangenheit emportaucht bis in die ältesten, oft schon klapperig gewordenen Ganglienregister! Um so seliger aber das Glück des Augenblickes, die Erfüllung kühnster Hoffnungen.

Und so hätte denn ein stummer Zeuge der triumphierenden Lust, mit welcher ich die zerfetzten Schulbücher an die Wand meines Pensionsstübchens eins um das andere fliegen ließ, die Berserkerfreude, mit der ich die bekritzelten Schulhefte, namentlich die mit mathematischen Menetekeln gespickten, zerriß und symbolisch verprügelte, gewiß eine geistige Entgleisung bei mir befürchtet. Als ich im Eisenbahnzug mit einem unendlich befreienden Seufzer armebreitend auf meinen Sitz sank, hätte er ein Neidgefühl haben müssen gleich jenem Handwerksburschen in Eichendorffs unsterblichem: „Aus dem Leben eines Taugenichts", der einer davonrollenden Potskutsche nachrief: „Ach! wer da mitfahren könnte in der prächtigen Sommernacht!" Ich vermag gar nicht zu schildern, wie wonnig der Empfang im Elternhaus war, wie die liebe Mutter unseren Markt in Stettin vor dem Hause für nicht breit genug erklärte, angesichts ihres Stolzes auf den ältesten Sohn, während mein guter Vater die Sache mit einer noch schmeichelhafteren Selbstverständlichkeit behandelte. Auf meine Schwestern sah ich natürlich mit einem gutmütigen, aber distanzierenden Stolze

herab und sonnte mich in dem Gefühl ihrer Belehrsamkeit in allen Dingen durch ihren großen Bruder.

Kam ich doch an mit einem Sack voll Gedichten, mehreren Dramen und Epen, welche alle ich ihnen und den Eltern abends restlos versetzen mußte, mit einer Grausamkeit, welche, wie so oft, nur die Naivität entschuldigen konnte. Dazwischen ging's mit dem Vater ans Plänemachen. Der Beruf, das Studium der Medizin, stand fest. Da war ich ganz im Banne meines ehrfürchtig verehrten Vaters, einem Zwange, von dem ich mich Zeit seines Lebens nicht befreien mochte — vielleicht zu meinem Glück. Innerlich war ich aber doch fest entschlossen, nebenbei „ein Dichter" zu werden. Die Medizin war mir ein selbstverständlicher Tribut der Liebe. Lange schwankte mein Vater, ob ich in Bologna, Grenoble oder Zürich studieren sollte. Jedenfalls sollte ich erst einmal die Fremde sehen. Es gingen dazumal viele Stettiner junge Studierende nach Zürich, und so wurde alles für die Limmatstadt bereitet, ja, Onkel Schlutow vom Vulkan, der Bankier der Stadt, redete meinem Vater die unbedingte Notwendigkeit auf, mich mit einem Notkreditbrief von einigen tausend Mark auszustatten, „da man immer nicht wissen könne, was einem in der Fremde begegne!" Mein Gott! Das einzige Furchtbare war, daß sie in wenigen Wochen von mir im Taumel der Vergnügungen abgehoben waren, da ich keine Ahnung hatte, daß so etwas indiskreterweise durch die Bank nach Stettin ins Vaterhaus gemeldet werden würde. Das Entsetzen über die sehr deutlichen Fragezeichen, was denn mit dem Gelde geworden sei, in den sehr dringlichen Briefen meines alten Herrn, war einer der ersten Schatten, der in mein junges Leben fiel.

Aber ich will nicht vorgreifen. Mit Freund Wolter aus Anklam, einem Stralsunder Mitabiturienten, der Naturwissenschaft studieren wollte, und dem Freunde meiner Jugend, Curt Zander, der Jurist wurde, ging's auf die Reise. In Berlin, woselbst wir drei Tage „ausruhten", wurden wir geneppt. Mir wurde meine ganze Barschaft von 800 Mark in dem sonst sehr amüsanten Walhallatheater gestohlen. Am nächsten Tage fanden sie sich bei einem telegraphisch durch den Vater bemühten Geldbriefträger wieder. Sogar ohne Rüffel deckte der Gute den unerhörten Verlust. Ich war auch wirklich ganz schuldlos bestohlen worden.

Nun ging's in einem Ruck über Lindau, Romannshorn nach Zürich. Als wir hinter München vom Kupee aus die ersten mit Schnee bedeckten Berge sahen, tat sich uns Ostseeflachlandkindern eine ferne Wunderwelt auf, und so war es Freund Zander und mir selbstverständlich, daß wir unmittelbar nach unserer Ankunft in

Zürich unser Gepäck auf dem Bahnhof ließen und schnurstracks zur Limmat und an das Seeufer eilten, ein Boot bestiegen, mitten in den See hineinruderten, die Ruder einzogen und uns überselig und ganz still längelangs in das Boot warfen, um Himmel, Küste und den hell und fern aufglühenden Gletscherring des Berner Oberlandes zu bestaunen, der den Horizont im Süden märchenhaft umrahmte. Wir waren beide so erschüttert, daß wir lange Zeit keine Worte für unsere Ergriffenheit fanden. Mit einem Schlage wurde es uns klar, was Schweizer-Heimweh sei. Etwas wie Neid beschlich uns Undankbare, nicht hier geboren zu sein, so war die See, die Heimatwiese und die Nebelebene vergessen! Freilich rächten sie sich bei mir drei Monate später mit einem so tragischen Pommernheimweh, daß ich ernstlich erkrankte. Heimweh ist ein Massenüberfall alles Fremden. Das erfuhr ich dann mitten in der Wunderpracht der Schweizer Schönheiten. Zuvörderst aber atmeten wir in vollen Zügen diese himmlische Luft der Freiheit, in der das Alpenpanorama stand wie eine phantastische Fatamorgana, und ich weiß nicht wie es kam, ich begriff mit einem Male die ewigen, politisch so unklugen Züge der Gothen, Vandalen und Sachsen, die Italienkoller von Theodorich und Alarich bis zu Conradin und König Enzio. Ich ahnte auch die Macht der Dämonien einer weichen Luft, begriff die Berggespenster und Fabelwesenerscheinungen der Cordilleren. Es war, als wäre die Schwerkraft in Sehnsucht nach oben in die Wunderlüfte umgebogen. Am liebsten wären wir gleich den Alpen entgegengerudert und hinaufgeklettert zu den leuchtenden Gletschern da oben und auf die höchsten Zacken dieses grandiosen Vorbaus vor Italiens Blumengarten. Zuvörderst aber nahmen wir oben auf den Bergen über Zürich in Hottingen, nahe dem Polytechnikum, Quartier, woselbst ich das erste Semester hindurch wohnen blieb, später zog ich in die Stadt in ein Häuschen an der Promenade, vis-à-vis dem Balkon, von dem einst Richard Wagner dem deutschen Volke verkündete, daß es eine Kunst besitze, wenn es ihn als Meister aller Meister anerkenne!

Nach einem rauschartigen Orientierungsversuch über unsere Vergnügungsmöglichkeiten in der neuen Stadt und Umgegend ging's an die unerläßlichen Vorbedingungen zum Studium. Bei diesen Präliminarien ist es während meines fast zweijährigen Aufenthaltes in der Schweiz auch geblieben. Es war zu schön zum Studieren, das hätte man zur Not und besser in weniger berauschender Umwelt haben können, hier galt es zu genießen, zu schwärmen, romantisch zu sein, zu toben! O einzigartige Zügellosigkeit der Studentenzeit, einmalige kurze Möglichkeit, „so frei zu sein, wie die Vögel sind"! Es ist

dieser mittelalterliche Einschlag, dieser Nachglanz unseres einst klassischen Deutschtums, diese fast versunkene Romantik des Burschentums, die das hinreißende Wesen dessen ausmacht, was man damals noch „Studentsein" nennen konnte. Uebermut bis zur Wildheit, das Taumeln an der Grenze des Verderbens, und doch dies Sicherheitsgefühl, Talent zum Leben zu haben und ein Kerl zu sein, — Rekruten des Geistes, jeder mit dem Feldmarschallstab in der Tasche, höchst eingebildete Ziele und doch die unbekümmerte Bereitschaft, das Leben jeden Augenblick für die Ehre dahinzugeben und bei ihrer leisesten Verletzung schlägergerüstet und farbengeweiht aufzuspringen zum Kampf Auge gegen Auge — das alles ist zwar eine Illusion bis zur Unsinnigkeit, aber doch ein gewaltiger, unvergleichlicher Zug zum Ideal schönster Menschenmöglichkeiten, zur Brüderlichkeit und liebender, schwärmender Blutgemeinschaft! Es ist ein Kommunismus der Herzen.

Hier und da wurde aber doch eine Gastrolle in den Hallen der Wissenschaft gegeben, obwohl uns das Gefühl, Student zu sein, die meisten Stunden am Tage nicht gerade „wissens"durstig verflackern zu lassen, vollauf genügte. Ich hörte bisweilen Anatomie bei Hermann Meyer, einem lieben alten, feurigen Herrn, mit dem ich mich an manchem lustigen alten Herrenabend bei Wein und Bier freilich weit besser verstand, als im Präpariersaal und am Mikroskop. Er war sehr freundlich gerade zu mir und hat mich notorischen Kollegienschwänzer des öfteren morgens in unbegreiflicher Frühe aus dem Bett geholt und persönlich verhaftet, damit ich nicht ganz „die Innervation mit der Medizin" verlieren solle. Auf dem Wege zur Universität hat er mir, der gute liebe Studentenvater, manch Privatkolleg abgehalten, weil es wirklich schade wäre, wenn ich allen Boden unter den Füßen verlöre.

Uebrigens muß ich gestehen, daß mir der Eintritt in die Vorhallen der medizinischen Wissenschaft einen geradezu schaurigen und abstoßenden Eindruck machte. Die Unsauberkeit im Anatomiesaal, das Herumliegen von zerschnittenen Verstorbenen, die Roheit der Wärter, welche die Leichen der Unseligen herbeischleppten, der üble Duft und die Wühlarbeit der Medizinmäuse in den bisher nie geschauten, nun enthüllt liegenden inneren Teilen, Schädel ohne Augen, spiegelnde Gehirne, zerschnittene Herzen — das alles zusammen mit einer geheimen Ahnung von dem Frevel eines allzu populären Wissensdurstes, der sich an den Leibern der Verfehmten, Namen- und Heimatlosen, dem Freiwild von Verbrechertum, Armut und tiefer Gesunkenheit Genüge tat — wohl auch eine innere Unruhe über die Gefahr einer Blutvergiftung —, das alles erfüllte mich

mit tiefem Grauen! Als ich dann in dem physiologischen Seminar von Prof. Hermann, dem hartnäckigen Gegner Dubois-Reymonds, als Entreeakt die Enthauptung von 6 Fröschen mittels glatten Scheerenschnittes und den blitzartigen Hirnrückenmarkstich (Noeud vital) bei einigen armen, gurrenden Tauben mit ansehen mußte, da war es aus mit meiner Begeisterung für die Medizin. Mich packte eine Wut und ich war entschlossen, ihr für immer Valet zu sagen. Mir schien es unmöglich, diese sinnlosen Grausamkeiten mitzumachen. Aus Mitleid wollte ich Tor ein Arzt der Leidenden werden und hier stand ich entsetzt vor einer Lehrstätte, ja einem Kultus der grausamsten Gleichgültigkeit gegen Leid und Tod. Wann wird es Anatomen und Physiologen geben, die in vollem Bewußtsein der Fürchterlichkeit ihrer Arbeit, dem Novizen der Heilkunde schon hier die ersten Schritte leichter machen durch freundliches Zureden und einen besänftigenden Hinweis auf das hohe humane Ziel und wenigstens hier und da einmal den Versuch wagen, so etwas wie eine Lehre von Mitleid mit der leidenden Kreatur in die Herzen der noch empfindsamen jungen Leute zu senken? Damals waren auch die ersten russischen Studentinnen im Anatomiesaal, und so wenig zaghaft mein Gemüt im Verkehr mit jungen Damen sonst gewesen sein mag, hier war es mir einfach unmöglich, angesichts aller Nuditäten den manchmal noch dazu sehr hübschen Kolleginnen in die Augen zu sehen. Ich raste wie ein Berserker über alle diese Selbstverständlichkeiten, wofür ich natürlich von den „reiferen" Genossen beim Frühschoppen oder dem kaum noch mundenden Mittagsmahl weidlichst gefoppt wurde. Anatomierenommage und Essenstisch! Es war zum Tollwerden. Und so schrieb ich denn eines guten Tages meinem Vater, daß ich nach reiflicher Selbstprüfung mich für außerstande hielte, das Studium (mein Gott, wie stolz der Name für meine zeitweisen Neugieranfälle klang!) fortzusetzen. Schuster, Schneider, Maler, Komponist, Cellovirtuos oder Dichter — alles eher als diese Schinderei Lebendiger und Toter. Mein guter Vater schrieb mir sehr besänftigend. Das hätten sie alle durchgemacht und die Schrecklichkeiten dieser Art hätten doch nicht hindern können, sogar bedingt, daß ein Gräfe Tausende von Blinden sehend gemacht habe, daß sein Freund Wilms täglich Kinder ihren Eltern durch solche Eingriffe erhalte usw. usw. „Ich selbst, Dein Vater, in dem Du doch gewiß die Menschlichkeit und Toleranz selbst mit einem Lebenswandel wie dem Deinigen nicht erstorben weißt, habe genau so gefühlt und bin doch voll von Mitgefühl mit allem Leid! Nichts Edles auf der Welt gelingt ohne Opfer. Sieh alles das mit Deinen Mitleidsaugen an, bemühe Dich sogar, Deine Kollegen zu einem gleichen Blicke zu erziehen, aber vor allem tue es mir nicht an, der Medizin den Rücken zu kehren!" Das zog, und ich muß zu meiner

Schande gestehen, daß ich später meine chronische Kollegienschwänzerei gern mit der überstandenen Sentimentalität meines empfindsamen Herzens zu maskieren versuchte. Ach ja, Zürichs wundervolle Umgegend, die für Freund Zander und mich bis nach Bern, Basel und den Rigi reichte, Seefahrten, Uetliwanderungen und die Revisionen des inneren Gefüges aller Wirtshäuser ringsum interessierten mich vor Lebenslust förmlich Schäumenden weit mehr, als die Tempelhallen des Wissens. Leben war mehr als Lernen.

Einst ruderten wir zu mehreren im Dunkeln über den See, und ich sang wie ein Bacchant in den sternenbesäten Himmel, als neben uns ein Boot anruderte, jemand uns zu halten bat und ein kleines schwarzes Männlein in echt „zürcherischer" Mundart eifrig fragte: „Wä hätt do äbe g'sunge?" „Der!" rief Freund Zander. „Dänn choommet Sie emol, bittä, morgen in der Fruh zu mir uffe in die Berg-Gasse. I hoab eppes schön's für Sie. I bin der Musikdirektor Attenhofer. A feins Stimmli hent Sie doa!" Namen und Adresse wurden getauscht und am nächsten Morgen stand ich vor dem berühmten Komponisten schönster Männerchöre, die wir ständig sangen im Studentengesangverein, dem ich längst als Tenor angehörte. Er prüfte mich und teilte mir mit, daß er auch Dirigent des Züricher Männerchors sei, dem 140 Sänger angehörten. In acht Tagen sei nun ein großes, internationales Sängerfest in Rotterdam, an dem sich der Züricher Männerchor mit aller Aussicht auf Sieg beteiligen würde. Dafür sei ein Preischor geschrieben mit einem Soloquartett, in dem der erste Baß an einer sehr heiklen Stelle hoch über den ersten Tenor hinaufsteigen müsse. Meine Stimme, hoch und doch barytonal, sei wie geschaffen für diese Partie. Sie könnten keinen derart finden. Das Einmogeln eines lyrischen echten Tenors sei als Kniff zu deutlich. Ob ich musikalisch sei? Ich müßte unbedingt die betreffende Solostelle übernehmen. „Sie sind also heute abend im Rathaussaal. Sie kommen mit nach Rotterdam!" „Verzeihen Sie, ein armer Student, mir fehlen die Mittel!" „Unsinn! Das kostet Sie nicht einen Batzen. Es geht alles per Bons. Fahrt, Hotel, Essen, Trinken frei!" Schwerenot! Das letztere war mein Fall. Also — nach 8 Tagen trug ich einen Vereinshut mit Schweizerkokarde und Vereinswams, unter dem mein pommersches Herz erwartungsfreudig klopfte, und mit 140 Sangesbrüdern ging's bis Bingen in einem Ruck per Extrazug und von da im eigens gemieteten Salondampfer bis Köln hinab. Nie werde ich über all der Lust an Bord, über all dem Zauber dieser Rheinreise die Anfahrt in Köln, den Dom, die Flut, die Brücken, vergessen. Am Ufer stand der ganze hochberühmte Kölner Männergesangverein, unser schärfster Konkurrent für Rotterdam, mit seinen Damen in festlichem Weiß, die Sänger mit Blumen geschmückt. Als wir an-

legten, klang es wundervoll vom Ufer her aus hundert deutschen Männerkehlen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen!" (Mendelsohn.) Uns kamen Tränen in die Augen. Wir antworteten mit „Gott grüße dich!" Dann stiegen wir aus. Jeder von uns wurde umrahmt und umarmt von einem Männlein und einem Fräulein aus Köln, und so ging's zum Vereinshaus zur Begrüßung und herrlichen Bewirtung. Abends war ein Wettsingen, Chöre und die Stimmen wurden gegeneinander ausgespielt. Ich sang unter Beifall „Edward" von Löwe und spielte mit Attenhofer auf dem Cello Schumann-Sachen. Am nächsten Morgen sollte es nach Rotterdam gehen. Attenhofer ermahnte unser Soloquartett dringend, nicht zu „kneipen", was uns vier eng verbrüderte Hallunken nicht abhielt, nachts gegen drei im Rathaus-Keller anzutreten, um — von Attenhofer erwischt zu werden, der mit dem alten Ferdinand Hiller, dessen Duette bei uns daheim in jedem Haus gesungen wurden, die Nacht verplauderte. Furchtbarer Ausbruch eines gerechten Dirigentenzornes, der dann endete mit dem Befehl: „Na, dann singt wenigstens dem Hiller euren Solosang!" Und so schmetterten wir unter den gotischen Bögen unser Lied. Aber ungelabt mußten wir ins Bett. Umsonst die Tugend. Am nächsten Morgen Depesche: „Sängerfahrt wegen Todesfalls in holländischer Königsfamilie abgesagt." Ich muß gestehen, ich war dem Weinen nahe. Vorstandssitzung und Beschluß, 14 Konzerte in den Rhein- und Mainstädten zu geben. Hurra! Das war mindestens ebenso verlockend. Und so zogen wir nach Düsseldorf, Frankfurt, Mainz, Heidelberg, Baden-Baden, Straßburg usw. Elitechöre und alle paar Abende unser ganzes Rotterdamer Programm mit Preislied und Solochor, wundervollen Hegarschen Quartett-Balladen und meistens einigen Cellonummern meinerseits. In Mainz erhielt ich Quartier bei einem alten Arzte mit einem reizenden Töchterlein, der aufhorchte bei meiner Namensnennung. „Schleich? Schleich? Nein, nein! Das kann ja gar nicht stimmen. Sie sind ja Schweizer!" „Bewahre! Ich bin aus Pommern, Stettin!" „Doch nicht der Sohn meines Jugendfreundes Carl Schleich, des Bonner Frankonen?" „Natürlich!" „An meine Brust!" usw. Das romantische Erlebnis endigte natürlich mit einem kräftigen, aber bereitwilligst gewährten Pump bei dem alten Herrn. „Denn," wie mein Vater schrieb, „obwohl Du angeblich alles frei hast auf Deiner Dir gern gegönnten Rheinreise, weiß ich nicht, warum ich Dir dauernd telegraphisch Deinen Geldbeutel füllen muß!" Der Gute hatte keine Ahnung, welche Nebenunkosten so ein romantischer Sängerzug verursachte!

Zurückgekehrt nach Zürich, wurde ich nun gänzlich musiktoll. Ich studierte bei Hegar und Attenhofer Harmonielehre, Kontrapunkt und Fuge, spielte in den herrlichen Hegarschen Symphoniekonzerten

mit und durfte sogar manchmal Soli mit Orchesterbegleitung oder zur Orgel, wie schon in Stralsund, spielen. Im Wintersemester nahm ich abends täglich Platz im Opernorchester am Cellopult. Gegen Ende des Monats erhielt ich dann von meinen Instrumentalkollegen bereitwilligst alle für Violoncello prominenten Stellensolo überwiesen, weil das am ersten des Monats sehr viel Freibier aus meiner Verschwenderhand bedeutete. Mein Wechsel war gewöhnlich innerhalb der ersten Tage nach Empfang dahin, aber ich genoß einen unbegrenzten Kredit bei unseren manchmal entzückenden Kellnerinnen und Wirtsfrauen. Wenn ich die Summen bedenke, welche ich bisweilen zu fordern die Kühnheit hatte, so muß eine hinreißende Beredsamkeit über meine Lebensnot damals mir zu Gebote gestanden haben, denn das reizende schwarze Liesel drüben überm See, das meiner so oft im Mondschein unter Linden wartete, wenn ich des Nachts von der Kneipe fort über die Flut ruderte im Sternenschein, weinte oft Tränen bei der Schilderung meiner schweren Berufssorgen.

Ich Medizinflüchtiger musizierte lustig weiter, und beinahe hätte mich diese Flucht wirklich dauernd auf die Bühne geführt; meinte doch einmal der alte Meyer gelegentlich einer Musikaufführung im Züricher Studentengesangverein: „Den halten wir nicht, der schwirrt mit solcher Stimme doch zur Oper!" Wirklich — ich wäre beinahe Sänger geworden. Eines Tages bei einer Probe im Opernhaus (Stadttheater) war es. Das berühmte Sängerpaar Vogl aus München sollte am Abend gastieren und vormittag mit uns den „Faust" probieren. Vogl-Faust streikte und wollte aus irgendeiner Laune nicht singen. Vogl-Gretchen war empört, und es gab eine kleine Eheszene auf offener Bühne von höchst unfaustischem Gepräge. Der stellvertretende Kapellmeister war in Verzweiflung. „Wir können dann überhaupt nicht probieren, Curiel (der lyrische Tenor) kann die Faustpartie nicht, dann müßte ich die Oper absagen!" Da erhob ich mich von meinem Cellositz und erklärte, den Faust singen zu können, ich wüßte ihn auswendig. Wenn es nur auf die Probe ankäme, so wolle ich es gern versuchen. Allgemeines Erstaunen. Ich mußte über die Rampe klettern, und nun ging's los. „Doch dieser Gott, was vermag er für mich?" Anteilvolle Blicke ermunterten mich, und ich muß ganz leidlich meinen Mann gestanden haben, denn in der Mitte des zweiten Aktes bekam Vogl wieder Stimme und sang bis zum Schluß wundervoll. Meine gewiß ungeschulte, aber junge Stimme hatte ihm Lust gemacht, einmal ordentlich zu zeigen, was er konnte. Nach der Probe aber sagte er vor allen: „Mensch! Sie müssen Sänger werden! Sie haben ja wer weiß was in der Kehle. Wozu wollen Sie sich da mit dem elenden Marterholz herumquälen!"

„Ich spiele nur zum Vergnügen, Herr Kammersänger! Ich studiere (?) Medizin", sagte ich stolz. „No, dann erst recht!" Und nun sagte er: „Wie ich höre, reist Curiel morgen nach Italien. Lassen Sie sich im Konservatorium dort prüfen. Man macht sicher mit Ihnen Kontrakt, und Sie gehen zur Oper!" Mir schlug's wie Feuer in die Glieder, aber: „Nein! Das geht nicht, dazu habe ich kein Geld. Ich bin ein armer Student!" „Unsinn! Hier sind 200 Francs, damit kommen Sie hin. Das übrige wird sich finden!" Und so reiste ich mit „Kollege" Curiel, einem geborenen Italiener, wirklich nach Mailand, wurde im Konservatorium eingehend geprüft und ein Kontrakt gemacht, ich glaube 3½ Jahre freie Ausbildung und Unterhalt, dann 20 Prozent aller Einnahmen an die alma mater des Gesanges. Sofort telegraphierte ich nach Stettin: „Bin Mailand, werde Sänger. Dein treuer Sohn!" Nicht lange kam eine Depesche zurück: „Bin übermorgen mittag Mailand. Dein treuer Vater!" Himmel, was soll das geben? Er kam, der getreue Eckardt, und verwandte eine Methode, um mich abzubringen von meinem Plan, die seiner psychologischen Erkenntnis alle Ehre machte. Anfangs tat er gar nicht erstaunt. „Gewiß mit hübscher Stimme, warum sollte man nicht Sänger werden, das sei ein ehrenvoller Beruf, wie jeder andere. Die Ehre stecke immer in dem, der sie irgendeinem Beruf anvertraue. Aber so alles auf ein kleines Organ, den Kehlkopf, zu setzen? Er sagte höchst humorvoll, mit einem entzückend ironischen Seitenblick: „Du weißt ja genau, wie so ein Stimmapparat gebaut ist!" Ich wurde rot. „Alles steht auf zwei zarten kurzen Bändern. Wie bei deinem Onkel Hans (der ein berühmter Tenor in Paris gewesen war) — eine kleine Warze sprießt darauf, und aus ist es mit allem Glanz der Stimme! Aber davon abgesehen. Zu einem Tenoristen gehört eine so fabelhafte Selbstsicherheit, ein Vertrauen in seine sieghafte Persönlichkeit und seine Gottesbegnadigung, daß ich nicht weiß, ob du sie in dem nötigen Maße besitzest." Inzwischen hatte der Listige mich auf einen größeren Platz geführt, an dessen einem Laternenpfeiler eine gedeckte Tonne stand. Mit einem Male hier stehen bleibend, rief er: „Ich will dir einmal etwas sagen. Wenn du Courage hast, steig' herauf und singe los. Die Italiener sind ein gesanglustiges und leicht erregbares Volk, wenn sie dich auf den Schultern zum Hotel tragen, magst du Sänger werden, wenn du aber polizeilich verhaftet werden solltest, laß es bleiben!" Mir schoß es blitzartig durch den Sinn: „Walter Stolzing. Preislied!" Dann aber senkte ich das Haupt und sagte: „Komm, Vater! Laß uns nach Zürich fahren. Ich bleibe Mediziner!" Als ich die Geschichte meiner ruhmreichen, aber kurzen Sängerlaufbahn viele, viele Jahre später in einer großen Gesellschaft in Berlin preisgab, erhob sich weither an der Tafel ein alter Herr

und rief: „So bist du das verfluchte Kerl von Mailand, der uns hat ausgerissen. Kontrakt geschrieben, gute Stimm und — ecco! — davon! Warte, du Racker!" Er war der berühmte Gesangsmeister Lamperti, der mich damals in Mailand geprüft hatte, hier auf Alterssitz Stimmen probte und mir überraschend so mein Abenteuer bestätigte.

Ich hatte heimlich depeschiert nach Zürich: „Achtung! Vater kommt!" Meine Korpsbrüder hatten den Wink verstanden. Meine Stube war zu einem Faustkabinett geworden. Pergament und Folianten, Retorten, Phiolen, Skelette und Schädel lagen umher! Mein Vater sah sich um und meinte: „Na, die Witze brauchst du mir nicht vorzumachen." Zahlte meine Schulden, war bei uns auf einem Kommers und reiste in die Heimat. Dann war ich auch wirklich eine Zeitlang sehr fleißig. Aber ich hatte Pech mit dem Studieren. In dem kommenden Winter fror der ganze Zürichsee, befahrbar für Schlittschuhe, Pferdeschlitten und Wagen, seit 30 Jahren zum ersten Male wieder zu. Bei herrlichstem Wetter entwickelte sich ein förmlicher Eisschollenkoller, die ganze Stadt wimmelte auf dem glatten Spiegel herum. Welche Spiele, Feuerwalzer, Musikaufführungen, Fackeltänze und Courschneiderei auf dem gepanzerten Rücken der fest erstarrten Flut. Von Frankfurt, Paris, Wien sogar kamen Extrazüge mit Schlittschuhläufern an. Ein Taumel hatte uns alle ergriffen. Am schönsten aber fand mein Freund Grimm und ich es, uns nachts vom Kneiplokal fortzuschleichen und die Schlittschuhe anzuschnallen, und nun „holländernd" hinauszuschweben in die Sternennacht, welche über wundervolle Bergespracht die Riesenkuppel wölbte. Diese Schwärmerei hätte uns beiden beinahe das Leben gekostet. Wir hatten auf solcher nächtlichen Wonnefahrt in Pentlikon Halt gemacht und einen alten Herrn von uns, einen Pastor, herausgeklopft und uns sehr viel Grog spendieren lassen. Bei dem endlichen Aufbruch ermahnte er uns, ja recht vorsichtig uns rechts zu halten, links sei es in der Mitte gefährlich, einer warmen Quelle wegen, die vom Ufer bis dort hinreiche. Er machte es sehr dringlich, hatte aber vielleicht durch ungewohnten Groggenuß rechts und links verwechselt, genug, wir liefen los, und zwar genau nach einer von uns beiden vorher getroffenen Würfelbecher-Bestimmung, Grimm 100 Schritt voran, ich dahinter. Im Falle dem vorderen etwas zustoße, solle der andere seinen Ueberzieher ausziehen, ihn an einem Aermel dem Einbrechenden zuschleudern und ihn so erretten. — War das eine Fahrt! Der segelnde Halbmond, die Spiegelung von ihm und den Schiffslaternen der Sterne und das nächtlich angeglühte Alpenpanorama, das dunkel, aber unaufhörlich aufblitzende bleiche Ebenholz des Sees, dessen gurgelnden Lippen der Frost ein festes Schloß angelegt hatte. Nur hier und da ging

ein Ruck, ein Knack, fast wie ein Schuß und dann ein Zittern über den straffen Seidenatlas-Teppich. Es war ein Traumzustand, in dem ich mit verschränkten Armen Bogen schlug. Plötzlich sah ich Grimm nicht mehr. Mein Gott! Herankommend, sah ich ihn im Wasser paddeln und hörte ihn schwer prusten. Herunter mit dem Paletot! Verabredungsgemäßes Zuwerfen desselben. Aber o weh! Beim Ausholen und Schwung — ein Knack wie von springendem Glas —, es teilte sich etwas unter mir — und hinein sank auch ich in das kalte Naß. Ich griff nach Scholle um Scholle. Sie glitten flutwärts unter mich; endlich kam ich zu einer resistenteren Kante, scharf wie eine geschliffene Glasplatte. Ich hatte die Ueberlegung, uferwärts zu streben. Aber ach! auch sie brach. Weiter zum Lande! Als immer wieder und wieder die dünne Eisdecke abbrach, gab ich es auf. „Du mußt sterben." Ganz ruhig legte ich mich in die Flut zurück. Hatte über mir die Sterne und mußte plötzlich an meine Mutter denken. Das gab mir einen Ruck. Ich versuchte es noch einmal. Die Scholle hielt. Ich gelangte tastend und die Knie nachziehend, vorsichtg wie ein Dieb mit einem Knie auf die feste Fläche, dann mit dem anderen, und nun stand ich hoch und sah zurück. Noch schau ich die leichten Kräuselungen kleiner Wellen da unten und daneben im Mondeslicht. Aber von Grimm oder meinem Ueberzieher keine Spur! Ich fing, gegen das Ufer laufend, wild an zu brüllen und um Hilfe! Hilfe! zu schreien. Der Weg war länger, als ich geglaubt hatte. Als ich ans Ufer kam — wer saß da auf einem Trog am Brunnen? Mein lieber Grimm und heulte und stöhnte: „Schleich! Mein armer, guter Schleich ist versoffen!"

„So?" sagte ich, „du Ausreißer! Und wo blieb d e i n Ueberzieher? Hm? Und wo ist der meine? Judas!"

Als ich meinen Vater am nächsten Tag telegraphisch um 200 M. für einen neuen Winterpaletot bat, erhielt ich das Geld mit einem Brief, in dem er mich ersuchte, bei meinen allerdings reichlich dicht folgenden Bitten um Zuschuß solche Romanzen, wie mit dem Ueberzieher, mit dem nun wohl die Nixen ihr Spiel trieben (so hatte ich mich ausgedrückt) ruhig zu unterlassen. Glauben tue er so etwas doch nicht — und — so geht es — hier, wo ich nun wirklich einmal die volle Wahrheit aus Geldnot gesagt hatte, hat er mir zeitlebens den Glauben versagt! Und doch hatte die Sache tags darauf ausführlich in der Zeitung gestanden!

Im kommenden Frühling waren Sechseläuten, Maifeiern, Ufenauausflüge, Sängerfahrten mit Preissingen und Preiserhalten unseres Studentenvereins (wir errangen jedesmal mit Meister Attenhofers „Rothaarig ist mein Schätzelein!" eine erste Auszeichnung), Epochen der Lust und Schwärmerei, deren Vorbereitung und Ausführung uns

gänzlich in Anspruch nahmen. Zu den meisten Festen dichtete ich kleine Stücke, und der Russe Kornitzki, der eine herrliche Baßstimme sein nannte, Vonwyler und ich wir sangen die tollsten, selbstausgedachten Terzette. Wer sollte da Zeit zum Studieren aufbringen?! Mein bester Schweizer Freund war der Mediziner Felix, den ich noch heute schwärmerisch liebe. Hell aber leuchten von da meine Erinnerungen auf. Eines Tages, als unser Soloquartett gerade die Schweizer Hymne, von Attenhofer komponiert, gesungen hatte, tat sich die Tür auf, und ein kleiner, rundlicher, älterer Mann trat ein und sagte: „Singet dös noch einmal! Der Text isch von mir!" Wir mußten es viermal singen. Dann setzte er sich zu uns, und eine tolle Zecherei begann. Er mußte von meiner Trinkfestigkeit einen tiefen Eindruck bekommen haben. Denn nach kurzer Zeit kam er wieder in den „Gambrinus" und fragte unser Reseli: „Wo ist der Dütsche, der so wunderherrlich suffe cha?" Da saß ich und winkte. „Ich heiße Keller!" Keine Erregung meinerseits. Er bat mich zur „Meise" zum Abendessen. Wieder reichliche Libation an Bacchus. Von da ab erschien der alte Herr ungefähr alle 6 Wochen, um den „Dütschen Studente" abzuholen und mit ihm zu pokulieren. Einmal schrieb ich meinem Vater, es sei da ein Stadtschreiber Keller, der sich meiner sehr freundlich annehme. Mein Vater frug postwendend, ob das etwa der Dichter Gottfried Keller sei, wenn ja, sei ich der größte Glückspilz, denn das sei für ihn nach Goethe der erste ganze Dichtermensch. Richtig, es war der göttliche Gottfried, von dem ich damals mit 20 Jahren auch nicht eine Zeile gelesen hatte. Mein Vater aber sandte mir seine gesammelten Werke, und ich laß nun staunend Zug um Zug alle die herrlichen Dinge. Dieser große Mann — mein Kneipphilister! Gespannt wartete ich auf sein Wiedererscheinen, und er kam. In ganz anderer Distanz von ihm ging ich neben ihm her, schweigend, tief atemholend und fromm geworden, zur „Meise". Ich war gut vorbereitet. Als wir saßen, nahm ich mir ein Herz und begann: „Herr Keller! Ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie ein so großer Dichter sind!" Da fuhr er auf: „Wennst noch an oinzig's Wurt von Dichten soagst, da hau i di an Schellen. Wir chommet hier nüt zusamme, um von Litturatur zu schwätze, sondern um zu suffe! Also halt din Gosche!" Da saß ich mit all meinen Analysen von Novellen, Legenden und dem grünen Heinrich, griff prostend zum Glas, und wir fanden uns im Weine wieder. Manchmal geleitete ich ihn nach Hause, und seine Schwester erwartete ihn ängstlich am Tor und schalt mich zeternd aus, so daß ich wie ein Pudel im Regen davonschlich. Dieser gewaltige Geist, in welchem die tiefste Zartheit der Empfindung plötzlich in vulkanisches Toben ausbrach, der still und fleißig seine Wunderwerke spann, bis ihn eine Dämonie wie einen schäumenden

Nöck aus den stillen Tiefen rief, war beim Pokulieren der schlichteste, echteste und gröbste Schweizer, der es sehr übel nahm, wenn irgend jemand seiner Werkstatt in die Scheiben sah.

Später aber haben wir doch von Literatur „geschwätzt". Er hat mir sogar ein wundervolles Wort gesagt vom Wesen der Dichtung. Einst fragte ich ihn, als er schon sänftiglich auf solche Themata einging: Wie man denn es mache, daß aus allen Versen und Zeilen so die geschlossene Eigenart, das Absonderliche, die unnachahmliche Persönlichkeit herausleuchte? „Wie wird man", fragte ich unerschrocken, „eigentlich zum Dichter?"

Gottfried Keller sann lange überm Glase, und dann sagte er ganz weich und leise: „Wenn du das Wunder in dir entdeckst — dann bist du einer!" — Unwillkürlich summte es an mir vorbei: „Da halte dein Ohr dran, dann hörst du etwas", wie es in seinem Liede vom „Milchjungen Knaben" hieß. Ich fragte ihn später einmal, ob er die Komposition dieses seines Gedichtes von Brahms, das ich inzwischen gefunden und gesungen, kenne. Er bejahte es: aber er möge es nicht hören, er müsse dabei zu schwer weinen. Wie der „milchjunge Knab", so habe er eigentlich dem ganzen Leben ständig hilflos gegenübergestanden. Es sei etwas von Fabius Cunctator in ihm. Ich dachte an die Unentschlossenheit seines „Grünen Heinrich", dem man immer zurufen möchte: „Na, denn doch vorwärts! Liebe endlich einmal los!" Dieser Gefühls- und Gedankenriese hatte die scheueste Seele, und nur wie ein Testament seiner schollengebürtigen Urkraft brach einmal lawinendonnernde Derbheit hervor. Einst erzählte er mir von seinem Aufenthalte in Berlin. Er sei im Dunckerschen Haus zum Tee geladen gewesen. Lindau, Spielhagen, Heyse und die ganze „kritzelnde" Dichterjugend sei beisammen gewesen. Da habe ihn jemand ganz „plump" gefragt, was er, Keller, denn von der jungen Berliner Literatur halte. „Weischt, was ich gemacht hob?" (Er nannte mich immer du, was ich ohne zu erstarren nicht zu erwidern gewagt hätte!) „I bin ussigo, sah auff'm Flur alli di Zylinderhüet von selle Poeten und hob sie aufgetrieben! Damit bin i furt — auff Nimmawiedersehn!" Die Geschichte hat mir später Paul Lindau als buchstäblich geschehen bestätigt.

Einmal las ich ihm auch schüchtern und mit bebender Stimme eigene Verse vor, darunter ein Föhnlied und ein Lied an die See. Er ließ sich dann von meiner Heimatsee vorschwärmen und hörte aufmerkend zu, dann sagte er: „Dös da muscht du dichten, dös vom Föhn verstehst du net!"

WEININGERS LETZTER BRIEF

Mitgeteilt von Arthur Gerber

Es sind nur zwei kurze, bei Durchsicht eines Archivs zutage geförderte Mitteilungen an den Freund: die eine, um Mitternacht, sichtlich in höchster Erregung, kaum 48 Stunden vor dem Tode hingeworfen, die andere, wie schon äußerlich erkennbar, in vollständig veränderter Verfassung am Todestage selbst geschrieben. Die Form dieses Briefes ist ungewohnt, denn alles Persönliche, alle Herzlichkeit, Ueberschrift, Gruß, Namenszeichnung, fehlen. Alles deutet auf höchste Eile, und in den wenigen Zeilen sind — befremdend bei diesem Meister der Form — nicht weniger als zehn Korrekturen.

„Neurasthenie ist Mangel an Selbstbeherrschung: Das ist Erzeugung des Raumes = Unfähigkeit zur Allheit. Des Neurasthenikers Sünde ist es, daß er durch Schaden gut werden will. Er will nicht direkt durch Unwert, sondern erst durch das daran geknüpfte Leiden zum Schuldbewußtsein, zu Problemstellungen in der Welt, zu Frage und Reue, kommen. Ihm ist — statt der Sterne — die Sonne das höchste (Lust, die auch blendet und glüht, sticht und lacht — statt lächelt!)

Zola ist verkommen. Ihm war Sexualität in Form des Gestankes gegeben. Er ist am eingeatmeten stinkenden Gift in der Atmosphäre des Ehebettes gestorben. Seine letzten Arbeiten werden immer schlechter. Er ist der Mensch des Gefühls und mangelnden Intellektes; und nur Menschen, bei denen das Gefühl übermäßig prävaliert, können starken Geruchsinn haben. (Ueberall: Lust — Unlust, statt: Gut — Böse!)"

In der Einleitung des demnächst in neuer Auflage erscheinenden Buches „Otto Weininger, Taschenbuch und Briefe an einen Freund" (Verlag E. P. Tal, Wien-Leipzig, 3.—4. Tausend) ist angedeutet, daß Weininger gerade zum Schlusse um sein Leben gekämpft haben müsse. Denn er hatte zwar dem Freunde, dem es ein Jahr vorher gelungen war, den Selbstmord zu verhindern, gesagt, daß er ihn jetzt wegen wichtiger Arbeiten lange nicht werde sehen können, war aber dennoch immer wieder zu ihm gekommen, hatte den Abwesenden lange erwartet, die Wiederholung des Besuches endlich für den nächsten Tag angekündigt, war gegangen, hatte aber dem vorstehend angeführten, wenige Stunden später geschriebenen Briefe die Bemerkung angefügt: „Ich werde heute nicht zu dir kommen." Als es Abend wurde, war er aber dennoch wieder den Weg zum Freunde gegangen und wartete wieder vergeblich viele Stunden.

Das zweite Schriftstück, eine pneumatische Karte mit dem Poststempel des Todestages, ist das einzige mir bekannte, das Weininger

nicht in lateinischen, sondern in Kurrentlettern schrieb. Zwar tragen auch diese untrüglich den Zug seiner Hand, aber alles Eigenwillige, Eruptive, alles Harte und Heftige, das sonst an seiner Schrift auffällt, ist verschwunden. Die Buchstaben, sonst groß und klar, geradezu für sein Ringen nach Klarheit zeugend, sind diesmal klein und zart, eine seltsame Ruhe und Sanftheit ist in ihnen, als stammten sie von einem verschüchterten Kinde. Es ist nur eine einzige Zeile, durch die er von dem vertrautesten Freunde seines Lebens Abschied nahm: „Ich kann auch heute nicht zu dir kommen. Weininger."

ROBERT WALSER

DER PROLETARIER

Ein junger Proletarier sagte mir: Ich geh' täglich zur Arbeit, man nennt uns Arbeiter, fügt nichts hinzu, aber es fehlt etwas. Die Frage ist: in welchem Sinne arbeiten wir?

Feierabend steh' ich herum, schaue die Leute an, mache mir Gedanken; diese kommen von selbst, ich will sie nicht, aber mit einemmal sind sie da, und ich beschäftige mich mit ihnen. Das kommt und geht. Ich kann mir niemand vorstellen, der nichts denkt. Das tut wohl jeder.

Mein Kamerad fiel im Kampf, er ging in unbeschreiblichem Eifer hin, ich habe das nicht verstanden. Ich bin mit ihm verglichen ein Kind. Er war wild, und ich liebte ihn um seiner starken Natur willen. Nun ist er fort, und ich Lebender, was will ich? Weshalb leb' ich?

Mir scheint manchmal, alle Guten seien gestorben und es gebe nichts Schönes mehr, doch das sind nur Stimmungen. Bin ich nicht oft mutlos, lache aber bald wieder und scherze gern? Es gibt ja so nette Mädchen; die haben lust'ge Gesichter und reden so drollig.

Politisieren mag ich nicht, das dünkt mich fade. Schaffen will ich und mich nebenbei zu belustigen suchen. Die Welt nehm' ich, wie sie ist. Fleißige Hände scheinen mir wichtiger als unordentliches Gerede.

Politik ist eine Kunst, und der einfache Mann gebe sich nicht damit ab, es kommt nichts dabei heraus. Das Volk soll ehrlich, schlicht und freundlich sein, ich will auch so sein.

Sinnen und sich ein Weltbild darzustellen suchen, ist etwas anderes. Das tue ich gern, denn es scheint mir schön. Lebenswürdig ist alles Schöne, sei's ein hübscher Gedanke, sei's ein Gemälde. Ich bin beständig auf der Suche nach etwas, das mir schön vorkommen und mir das Leben reicher machen könnte; darauf kommt's an.

Zeitungen les' ich wenig, weil ich mir selber eine Meinung bilden will; ich geh' lieber spazieren, da seh' und hör' ich etwas und lese im Buche des Lebens, das gewiß vorzügliche Artikel enthält.

Da steig ich den Berg hinauf, lege mich ins Moos, unter eine breitästige Tanne und träume und rauche vielleicht ein wenig dabei, und über mir ist das Ferne, das Ewige, und die Sonne vergoldet mir das Daliegen, und alles Gedachte bekommt einen Glanz, wie soll ich es sagen? Jedenfalls kann ich einen Nachmittag lang so zubringen, ohne mich zu langweilen, was ich überhaupt nicht kenne und auch nicht kennen zu lernen begehre.

Mitunter kommt freilich vor, daß ich mich nach mehr sehne, als was das Leben mir bietet. Mir fällt dann allerlei ein, Länder und Meere, Städte! Beim Anblick von Bäumen denke ich: wie sind sie ruhig und wohlwollend. Warum sind nicht auch Menschen so?

Lieben, viel arbeiten, viel Freudiges empfinden! Ich wünschte, es möchte etwas Göttliches in uns lebendig werden. Ich gehe nie in die Kirche. Lockt es mich nicht? Woran glaube ich? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß mir viel fehlt, wenn ich nicht gläubig bin.

Könnte nicht unter Menschen ein Glauben neu entstehen; wär' das nicht ein wundersames Ereignis? Danach sehnen sich im Grunde alle, auch wenn sie lächeln, sobald sie sich's vorstellen. Mit Konzert, Theater und allerhand Bildung scheint es mir nicht getan. Aufgeklärt ist längst alles. Was hab' ich davon? Manches erkenne ich. 's ist etwas und nichts.

Dem Menschen fehlt das, wovor er Ehrfurcht, Respekt haben kann. Wenn einer hinknien möchte, so weiß er nicht wo; er sieht nichts Hohes, aber vielleicht kommt es einmal, und dann gibt es wieder etwas Tempelhaftes, vielleicht in Jahrhunderten.

Ich finde das Leben auch schön, wenn es arm ist, freu' mich am Aufstehen und Zubettgehen, an einem Wort, an einem blühenden Zweig, an einem schönen Buche.

Das Gute verschwindet nie; irgendein Bescheidenes bleibt uns immer. Die Kleinen sind zufrieden mit Kleinigkeiten und tun alles, damit sie sich am Unscheinbaren erquicken.

Ich ging weit herum, lief durch Irrtümer und bin nun beim Einfachen, beim Zarten, Sorgsamen angekommen. Von unserem Stolz, unserer Gewinnsucht ist nichts zu erwarten, das werd' ich wohl wissen.

Soll ich beten gehen, oder soll ich tanzen? Wer sagt es mir? Ich will mir alles, was wichtig ist, selber sagen.

Alle sind einsam und wünschen zusammenzuhängen, allerlei Fäden leiten zu Dingen hin, die immer gleich sind. Hat nicht jeder etwas Liebes, beschäftigt nicht jeden etwas, und genügt das nicht?

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Zunahme der Arbeitslosigkeit. Abbau der Arbeitslosenunterstützung?

Die Absatzkrise ist schon im Begriffe, in eine Arbeitskrise umzuschlagen. Während das Aprilheft des Reichsarbeitsblatts, das die Lage und Entwicklung im März beschrieb, noch von einer Zunahme der Beschäftigung und einer Verringerung der Erwerbslosigkeit erzählen konnte, zeigten die letzten Arbeitsmarktberichte bereits überall eine Umkehr der Bewegung. Neueinstellungen unterbleiben, die Arbeitszeit wird verkürzt, Verkleinerungen der Betriebsbelegschaften werden vorbereitet. Da und dort hört man schon von Massenkündigungen und Stillegungen. Nachdem das Publikum aufgehört hat, Ware zu kaufen, hört der Unternehmer auf, Arbeitskraft zu kaufen.

In diese trüben Anfänge einer politisch wie wirtschaftlich gleich gefährlichen Arbeitskrise fällt eine sonderbare amtliche Veröffentlichung. Sie teilt mit, daß man endlich, angesichts der Konsolidierung des Arbeitsmarkts, an den Abbau der Arbeitslosenunterstützung schreiten werde. Man wolle, da ja doch nunmehr jeder, der ernsthaft suche, nach nicht allzu langer Frist Arbeit in seinem Gewerbe finden könne, die Unterstützung zeitlich begrenzen und damit die Unterstützungsempfänger los werden, die aus der Erwerbslosigkeit einen Beruf machen (einen bequemen Beruf, der Zeit zu einträglicher Nebenbeschäftigung frei läßt). Bisher sei das nicht gegangen. Aber jetzt habe man doch eine einigermaßen gesicherte Arbeitsmarktkonjunktur.

Mein Gott —, wir haben Ausfuhrabgaben eingeführt, als sich kaum mehr Gelegenheit bot, mit Gewinn zu exportieren. Warum sollen wir nicht die Arbeitslosenunterstützung abzubauen beginnen. wenn die Arbeitslosigkeit zu wachsen anfängt. Man kann doch wirklich nicht verlangen, daß sich die Arbeitsmethoden unserer hohen Obrigkeit dem unbedächtigen Tempo dieser ordnungslosen Zeit anpassen. Wie soll man denn überhaupt noch regieren, wenn man die Beobachtungen vom März nicht mehr zur Grundlage der Entscheidungen machen darf, die man im Mai fällt? Wo bliebe da die Zeit für den Geschäftsgang im Ministerium, für den Schriftwechsel und die interministeriellen Beratungen? Nein — darauf kann man sich grundsätzlich nicht einlassen.

Nun braucht man ja just diese etwas unzeitgemäße Regierungsankündigung nicht allzu ernst zu nehmen. Die löbliche Absicht, mit der Erwerbslosenunterstützung sparsam umzugehen, hatte man bereits im Winter 1918/19. Darauf nahmen die Arbeitslosen die Regelung der Angelegenheit selbst in die Hand. In sehr robusten und unbürokratischen Formen. Sie marschierten mit ehernem Tritt und mit drohenden Mienen (nach Angabe einiger ängstlicher Zuschauer auch

mit Handgranaten) zu Herrn Köth ins Demobilmachungsministerium und zu Herrn Wermuth ins Rathaus. Und erreichten im Nu, was sie wünschten. Ohne Geschäftsgang. Ohne Schriftwechsel. Ohne interministerielle Sitzungen.

Wenn wir wieder eine starke Arbeitslosigkeit haben und dazu eine schwache Staatsautorität (und die Staatsmacht hat sich seit dem Revolutionswinter wirklich noch nicht sehr gekräftigt) wird wohl aus dem Abbau nichts werden. Die Notenpresse wird keine Ruhe bekommen. Nur freilich: mit den Papierscheinen ist's wie mit den meisten Betäubungs- und Beruhigungsmitteln. Die Dosen werden immer größer und die Wirkung wird immer kleiner.

Eine „Gewerkschaft der Unternehmer".

Der Hansabund, von dem man lange nichts hörte, hat eine neue Agitationsparole gefunden. Natürlich eine Sammelparole. Er will als „Gewerkschaft der Unternehmer" alle Einzelwirtschaften und alle Fach- und Wirtschaftsorganisationen zusammenschließen. Das sei unbedingt nötig, weil „die politischen und wirtschaftspolitischen Organisationen der Arbeiterschaft in unermüdlicher Agitation fortentwickelt" würden und weil sich immer erneut „der Ruf nach der den Tod unserer heutigen Wirtschaftsordnung bedeutenden Räteorganisation erhebe." Die Unternehmergewerkschaft Hansabund „stellt sich in den Dienst des friedlichen Ausgleichs widerstreitender Interessen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, soll aber gegenüber der gewerkschaftlichen Kampffront der Arbeitnehmer als gleichfalls geschlossene Abwehrfront der Unternehmer auftreten".

Merkwürdigerweise hat man bisher die Lücke, die der einer inneren Auffrischung dringend bedürftige Hansabund entdeckt, gar nicht gesehen. Man glaubte zu wissen, daß den zentralisierten Arbeitergewerkschaften mindestens ebenso zentralisierte Arbeitgeberorganisationen gegenüberstehen. Aber das nur nebenbei. Wenn die Unternehmer die deutsche Produktionswirtschaft und sich selbst verderben wollen, werden sie dem Sammelrufe der hansabündlerischen Manchesterleute folgen. Sie werden ihre „Gewerkschaft" für freie Wirtschaft streiten lassen, für die ganze Schönheit der gestrigen ökonomischen Ordnung (die heutige Schieberwirtschaft wird ja wohl auch der Hansabund nicht gerne verewigen wollen), sie werden gegen jede planmäßig organisierte und rationalistische Wirtschaft, gegen jeden Versuch, den Arbeitern die Teilnahme an der Produktionsführung zu erschließen, Sturm laufen. Die Herren, die den Unternehmern diese selbstmörderische Politik empfehlen, sind zum großen Teile Demokraten; sie wollen den Obrigkeitsstaat mit seiner straffen Zwangsgewalt nicht wieder haben. Glauben sie

wirklich, daß sich die Arbeiter ohne diese Zwangsgewalt den alten, in seiner Selbstherrlichkeit und Willkür ungehemmten Manchesterkapitalismus gefallen lasssen werden? Glauben sie, daß die Phalanx der Unternehmer, die sie bilden möchten, stärker sein wird als die Phalanx der Arbeiter? Glauben sie, daß unter den nun einmal gegebenen materiellen und seelischen Voraussetzungen Konsolidierung, Aufstieg, Höchstleistung möglich sind, wenn die Heere der Unternehmer und Arbeiter in Schlachtordnung gegeneinander aufgestellt werden? Das Treiben dieser Gruppen, die meinen, hinter dem Schirm des demokratischen Parlamentarismus die Wirtschaftsdiktatur der Unternehmerkaste erneuern zu können, ist genau so destruktiv, genau so gefährlich, wie die Propaganda ihrer Antipoden, die das Bürgertum ohne Rücksicht auf seine unentbehrlichen Führerfunktionen „zerschmettern" und unter dem Namen der Proletariatsdiktatur eine unfruchtbare Autokratie von Demagogen, Doktrinären und Parasiten aufrichten wollen.

Die Verbraucher in den Selbstverwaltungskörpern.

Unsere Wirtschaftsverwaltung zeigt neuerdings die Tendenz, in den industriellen Selbstverwaltungskörpern (viele gibt es ja noch nicht und in den wenigen vorhandenen werden die Möglichkeiten produktiver Kräftezusammenfassung vorläufig bei weitem nicht ausgeschöpft) den Einfluß der Verbraucher zu stärken. Die Verbrauchervertreter sollen dem Interessentenegoismus der Produzenten — der Unternehmerproduzenten wie der Arbeiterproduzenten — entgegentreten, der sich namentlich in der Preispolitik geltend macht.

Ob sie dazu wirksam imstande sein werden, ist zweifelhaft. Denn in der sachlichen Debatte, in der Prüfung und Beurteilung der Argumente sind sie auf alle Fälle die Unterlegenen. Wenn die Produzenten merken, daß die Verbrauchervertreter stets eine gewisse Preisquote abhandeln, werden sie es leicht so einrichten können, daß sie trotz der scheinbar erzwungenen Zugeständnisse auf ihre Rechnung kommen. Auf der anderen Seite kann eine starke Verbrauchervertretung leicht durch unfruchtbare Erörterungen und Konflikte die eigentlich produktive Arbeit der Selbstverwaltung beeinträchtigen und bürokratische Bevormundung fördern. Im Grunde genommen ist die Konsumentenvertretung ein Fremdkörper in der produktiven Selbstverwaltung; und sie scheint auch nur deshalb nötig, weil die Wirtschaft im Ganzen noch unorganisiert ist. Hätten wir eine durchorganisierte Wirtschaft, so würden die Egoismen der einzelnen Gruppen einander gegenseitig abschwächen und bis zu einem gewissen Grade neutralisieren. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

JEDES BUCH IST PREDIGT

Das Publikum hat in seinem literarischen Urteil oft unrecht. Doch beweist die Geschichte der Kritik, daß es sich dennoch weniger häufig irrt als die Kritiker. Der selbstsichere, von seiner eigenen Unfehlbarkeit überzeugte Kritiker sollte auch diese Tatsache nicht vergessen. Die Kritiker, sogar die besten und tolerantesten, sind von der schreibtechnischen Seite besessen. Was ein Mensch sagt, deucht sie weniger wichtig, als wie er es sagt. Augenblicklich wird viel vom Tendenzroman gesprochen; dieser ist dem Durchschnittskritiker ein Greuel. Er behauptet, der Tendenzroman sei eine Predigt. Jede echte Literatur ist, bewußt oder unbewußt, eine Predigt; ich will gern zugeben, daß die unbewußte wirkungsvoller ist.

Jeder, der ein Buch schreibt, predigt. Der Verfasser des spannenden Familienblatt-Romans hilft mit, das Leben von Millionen junger Menschen zu formen. Er lenkt ihre Wünsche und Leidenschaften. Er flüstert ihnen Gedanken zu, die künftige Generationen im Bösen oder im Guten beeinflussen werden. Eine ungeheuerliche Verantwortlichkeit für die zu einem Pfund verschlissenen tausend Worte. Doch vermag sich der arme Teufel dieser Verantwortlichkeit nicht zu entledigen. Das Buch, das weder genützt noch geschadet hat, ist noch nicht geschrieben worden.

Jerome K. Jerome.
(Berechtigte Uebertragung aus dem Englischen von Hermynia Zur Mühlen.)

TECHNIK DER BESTECHUNG

Jedes Zeitalter hat seine große Frage, über die man nicht spricht, bis endlich einer kommt, dem ein Gott gab, zu sagen, was wir alle leiden. Wie sage ich's meinem Kinde? war die Zeitfrage der vorigen Generation. Daß man heute noch Wedekinds „Frühlingserwachen" spielt, ist ein Anachronismus. Aber vielleicht weilt der neue Wedekind schon unter uns, der die Tragikomödie unserer Zeit schreiben, der uns zeigen wird, wie der anständige Mensch zerbricht vor der ungelösten Frage: Wie fange ich es an, zu bestechen. Noch verwehrt falsche Scham die öffentliche Aufklärung über etwas, das uns alle unaufhörlich beschäftigt. Aber wo immer zwei von uns in ernstem Gespräch beisammen sind, drängt es schließlich der Frage zu: Haben Sie es schon versucht, und wie haben Sie's angestellt?

Als ich im Winter 1916 nach Ostgalizien kam, klagte mir ein jüdischer Händler: „Wir haben Russen, Deutsche und Oesterreicher im Land gehabt, aber die Oesterreicher sind die ärgsten. Mit Russen und Deutschen kennt man sich aus; der Russe nimmt, der Deutsche nimmt nicht. Beim Oesterreicher weiß man nie, woran man ist; der eine nimmt, der andere nimmt nicht."

Solche Ungewißheit lähmt heute in Deutschland jedes Handeln. Man zweifelt immer noch, ob der andere denn auch wirklich nimmt. Aber allmählich stirbt dieser Zweifel aus. Unbedingte Unbestechlichkeit kann es im Zeitalter der Zwangswirtschaft auf die Dauer nicht geben. Die Re-

präsentanten der guten alten Zeit unterscheiden sich von den entschlossenen Bekennern zum neuen Zeitgeist nur noch durch Aengstlichkeit. Jene nehmen so kleine Beträge, daß es fast noch der Unbestechlichkeit nahekommt. Die neuen Männer aber verkaufen ihre Leistung zum vollen Preise. Darauf muß sich der Käufer endlich einstellen. Mit einem Trinkgeld ist es nicht getan; es anzubieten, ist Beleidigung. Das kinderlose Ehepaar, das da glaubt, der Beamte des Wohnungsamtes werde ihm eine Neunzimmer-Wohnung für ein Kistchen Zigarren zuweisen, hat es der eigenen Dummheit zuzuschreiben, wenn er arg hineinfällt. Nur die Menschenfreundlichkeit der Beamten verhindert in solchen Fällen, daß Anzeige wegen Bestechungsversuchs erstattet wird.

Meistens sieht aber der Beamte, dem ein so demütigend geringes Angebot gemacht wird, auch recht wohl ein, daß nicht Geringschätzung oder schmutziger Geiz daran Schuld haben, sondern daß es bloß Verlegenheit ist, die den andern abhält, zu fragen, wieviel er schuldig sei. Die meisten unter uns haben aber keine Ahnung davon, wie man besticht. Da tut denn ein offenes Wort an die Empfänger der Bestechung not: Zu jeder Bestechung gehören bekanntlich zwei, und es ist höchst unbillig, daß der eine von den beiden dem andern die ganze Sorge und Aufregung überläßt, ob und wie eigentlich der Handel zustande kommen soll. Das heute übliche Verfahren macht gewöhnlich den Eindruck, als ob der zu Bestechende sich an den Qualen des unglücklichen Bestechers weiden würde. Aber es ist herzlos, einem Menschen, der sich in schwerer Not befindet, außer einer Geldabgabe auch noch Herzenspein aufzuerlegen. Man zeige dem Verlegenen und Verängstigten doch ein gütiges Entgegenkommen. Dazu braucht es nichts als ein bißchen Takt. Ein Freund erzählte mir kürzlich, er habe niemals im Leben — selbst im englischen Trommelfeuer nicht — solche Angst ausgestanden wie in der Viertelstunde, in der er zum ersten Male einem Beamten eine Bestechung anbieten wollte und nicht wußte, wieviel er zu geben habe und wie er es einleiten solle. Da half ihm der wohlwollende Mann, der sich sein Stammeln richtig erklärte, auf die einfachste Weise aus der Klemme, indem er sagte: „Mein Herr, es ist wirklich kaum zu machen. Solche Bitten treten ja fast täglich an mich heran, und gestern erst sind mir 2000 Mark geboten worden, wenn ich eine Bewilligung durchsetzen würde. Aber ich weiß wirklich nicht, ob ich's kann." Darauf hatte dann mein Freund genug Geistesgegenwart, um zu erwidern: „Ich würde es mir mindestens ebensoviel kosten lassen und bitte Sie, meine besonders schwierige Lage zu berücksichtigen."

Der Fall ist typisch: Zu einer Bestechung gehört erstens das Entgegenkommen des zu Bestechenden und zweitens eine rasche, richtige Auffassung des Bestechers. Beides ist natürlich auch etwas, das geübt werden will. Der Bestechungsempfänger aber sollte stets berücksichtigen, daß die Gelegenheit, sich zu üben, bei ihm sich weit häufiger ergibt als bei dem andern. Sowohl der Geber wie der Empfänger der Bestechung müssen sich jedoch vor allem darüber klar sein, daß Be-

stechungen nur auf der Grundlage unzweifelhafter Ehrlichkeit und völligen gegenseitigen Vertrauens möglich sind. Wenn ich einem Beamten Geld einhändige, muß ich mich darauf verlassen können, daß ich nicht geprellt werde, sondern daß er auch wirklich etwas dafür leistet; und ebenso muß er sich, wenn ich ihm Geld versprochen habe, darauf verlassen können, daß ich mein Versprechen auch wirklich erfüllen werde. Wie Geld- und Gegenleistung Zug um Zug zu bewirken sind, das läßt sich nicht allgemeingültig festsetzen. Ausgeschlossen muß jedes Mißtrauen von beiden Seiten sein und jede Hinterhältigkeit. Jeder Geschäftszweig hat seine eigenen Bräuche. Im Pferdehandel sind sie die laxesten. Aber auch im Zeitungsgeschäft gilt es nicht als unredlich, Geld für Inserate zu nehmen, während man, was das Inserat anpreist, im Textteil der Zeitung herabsetzt. Das sauberste Geschäft von allen ist das Börsengeschäft. Leute, die von Börsenschwindel sprechen, haben sicherlich niemals gesehen, wie an stürmischen Börsentagen Geschäfte abgeschlossen werden: Wie bloß durch einen Wink inmitten einer tosenden Menge ein Geschäft zustande kommt, bei dem Hunderttausende auf dem Spiel stehen. Und niemals kommt es vor, daß solch ein Geschäftsabschluß bestritten wird. Börsenhändler, Hasardspieler und Bestechungskomplicen müssen die ehrlichsten Leute von der Welt sein, und auf dieser unerschütterlichen Ehrlichkeit wird sich die neue Welt, in der wir seit dem Ende des Krieges leben, ebenso sicher aufbauen, wie Altpreußen auf seiner altväterischen Moral geruht hat, solange Geld und Geltung noch zwei Dinge waren, die nicht notwendig miteinander zusammenhingen.

Ludwig Reve.

FESTSTELLUNGEN

Sage mir, wen du für deinen Freund hältst, und ich will dir sagen, ob du überhaupt auch nur einen Freund hast.

*

Unser Bedürfnis nach Aussprache kann bisweilen schon durch Preisgabe der halben Wahrheit befriedigt werden.

*

„Kunst" ist häufig ein geduldiger Deckmantel für persönliche Ueberhebung.

*

Wer mit sich selbst nicht fertig wird, neigt zur Indiskretion.

*

In der Eifersucht liegt ein Mißtrauensvotum gegen uns selbst.

*

Das Dasein und Fortkommen mancher Menschen wird dadurch bedingt, daß sie niemals ernst genommen werden.

*

Auch die Bescheidenheit kann aufdringlich wirken.

Ladislaus Medgyessy

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN:

Adam Müllers Schriften, herausgegeben von Prof. Arthur Salz. Drei-Masken-Verlag, München.

Eine Auswahl aus den Schriften des romantischen Geschichtsphilosophen, und zwar als erste Bände seine in Wien im Frühling 1812 gehaltenen „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland" und die in Dresden 1807 gehaltenen „Vor-

lesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur".

Auswahl von Friedrich von Gentz' Schriften, herausgegeben von Dr. Hans von Eckardt. Drei-Masken-Verlag, München.

Zwei Bände, von denen der erste die „Staatsschriften aus der Zeit deutscher Not (1804—1815)" enthält, die bei ihrem Erscheinen neben Fichtes und Arndts Schriften als bedeutendste politische Kundgebungen wirkten.

Albert Einstein: Aether und Relativitätslehre. Verlagsbuchhandlung Julius Springer. Berlin.

Eine Rede, die der Begründer der Relativitätstheorie am 5. Mai 1920 an der Universität Leiden hielt.

Lucius von Ballhausen: Bismarck-Erinnerungen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin.

Erinnerungen eines intimen politischen und persönlichen Freundes Bismarcks, ausgearbeitet nach sorgfältig geführten Tagebüchern.

Prof. Joh. Plenge: Ueber den politischen Wert des Judentums. G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung, Essen.

Hans Schlitter: Aus Oesterreichs Vormärz. (Band 1: Galizien und Krakau; Band 2: Böhmen; Band 3: Ungarn; Band 4: Niederösterreich.) Amalthea-Verlag (Zürich-Leipzig-Wien).

Der Direktor des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchives veröffentlicht aus den Beständen seines Institutes eine Reihe wichtiger politischer Dokumente, die bisher geheim gehalten wurden.

WIE'S DER FRANZÖSISCHE PHILISTER SIEHT

In der „Humanité" lese ich diese hübsche Kleinbürgeridylle.

Der alte Herr im Schlafrock sagt zu seiner Gattin: „Wir hätten Deutschland eben schon 1914 besetzen müssen, dann hätten wir jetzt nicht diese Verdrießlichkeiten mit seiner ekelhaften Revolution."

DEM THEATERSPATZEN

Ich soll auf Jacobsohns Schmähungen erwidern? Wirklich? Darf sich der Spatz anmaßen, mein Gegner zu sein? Erkennt nicht jeder psychologisch ein wenig Erfahrene, daß in dieser bombastisch aufgeplusterten Geschichte nichts als dickster Theaterklatsch aufgetragen wird? Aufgetragen von Herrn Jacobsohn in dem Augenblick, da der mich selbst überraschende große Erfolg des „Tage-Buches" den allzeit geschäftlichen Herausgeber des Theaterblattes zu ängstigen begann. Mir haben diese mit dem Besenstil geschriebenen Beschimpfungen nicht einen Mitarbeiter, nicht einen Leser, nicht einen Freund genommen. Warum also soll ich auf das Geschrei des Theaterspatzen erwidern? Mein Rachebedürfnis war stets gering, vielleicht war ich sogar zu geduldig gegen Spatzenschiß? Gut, dann will ich den gehässigen Zwerg demnächst übers Knie legen. Gott behüte, nicht physisch, die Methode ist zu oft auf ihn angewandt worden, sondern sozusagen historisch-analytisch. Im Augenblick, im Begriffe, für ein paar Tage ins Ausland zu gehen, habe ich ernstere Arbeit zu besorgen. Aber ich komme wieder, und dann, in Gottes Namen, will ich ihm die Hosen spannen.

st. gr.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b

GRAF HERMANN
KEYSERLING

DIE KULTUR DES SICH-LEICHT-MACHENS

Immer häufiger hört man es sagen, daß das Abendland untergeht: der Titel von Spenglers großem Verstandesroman ist zum Schlagwort geworden. Nicht minder eifrig wird denen nachgesprochen, welche diese Zeit mit der der Völkerwanderung vergleichen, oder unvermeidliche Barbarisierung prophezeien. Und so wächst innerhalb der sogenannten Gebildeten ein eigentümliches Bewußtsein, das man am treffendsten als das des Rechts zur Pleitestimmung bezeichnen dürfte. Dieses äußert sich weniger im Drang zum carpe diem der Spätantike, welche wenigstens voll zu genießen verstand, als einem vielleicht nie dagewesenen, rein aufs Objekt gerichteten Wunsch, durchaus zu liquidieren. Es wird im ganzen ebenso schrankenlos und zugleich genußlos verausgabt, wie die Puritaner, des Kapitalismus Väter, ihren Reichtum angesammelt haben. Und dies gilt auf geistigem nicht minder als auf materiellem Gebiet.

Wieso auf geistigem? — Gar vieles von dem, was als Fortschritt angesprochen wird, bedeutet in Wahrheit Liquidation. Das Abendland liquidiert geistig insofern, als sein neuester Kulturwille vor allem auf Eines aus ist: es sich leicht zu machen.

*

Noch halten sich viele für verpflichtet, auf das Kino zu schimpfen, aber hin gehen fast alle und tun es gern. Psychologen und Aesthetiker haben die Ursachen seines Siegeszuges untersucht und dabei entdeckt, daß dieser in erster Linie darauf zurückgeht, daß das bewegliche Lichtbild den Beschauer wirklich und absolut erholt. Beim Lesen des dümmsten Buches muß man ein klein wenig denken, jedes Schauspiel zwingt den Teilnehmer in sein dreidimensionales Kraftfeld hinein: im Kino wird die Eigenbetätigung fast vollständig ausgeschaltet; hier erlebt man nicht viel anders, wie im Traum. Nun hat absolute Erholung freilich ihr Gutes. Der Qualitätswert der englischen Politik beruht mit darauf, daß deren Leiter in einem Kontinentalen unbekannten Grad zeitweilig auszuspannen wissen. Ich bezweifle auch nicht, daß sich im Rahmen der eigensten Kunst-Konvention des Kinematographen, wie in dem jeder anderen, richtig erfaßten und eingehaltenen, Bedeutendes schaffen läßt. Allein diese Erwägungen ändern daran nichts, daß jene das Denken in einem bisher unerhörten Grade überflüssig macht. Chinesische Schrift zu

lesen, ohne dabei geistig zu arbeiten, ist ausgeschlossen, weil das Verstehen des Sinns einer Ideogramm-Kombination deren äußere Aufnahme allererst möglich macht; bei allen Büchern muß man etwas von sich hinzutun. Jedoch bei keinem Film. Neulich fragte eine Firma bei mir an, ob ich mein Reisetagebuch nicht verfilmen lassen wollte. Ich hätte nicht ungern ja gesagt, aus Neugierde, wie solche Absicht auszuführen sei. Deren Sinn leuchtete mir augenblicklich ein: es galt, die Aufnahme dieses Buches, das viele anzieht, leichter zu machen.

*

Die Demokratie erwägt überall die Einführung einer reinphonetischen Orthographie. Wozu soll man sich's schwer machen, indem man beim Wort, außer dem Klang, auch noch Sinn und Geschichte in Betracht zieht? Zwar sollte das Beispiel Griechenlands zu denken geben, das, wenn ich recht berichtet bin, zuerst, angesichts der außerordentlichen Spannung, die im Neugriechischen zwischen Schreibweise und Aussprache herrscht, den Plan der Einführung einer neuen Buchstabierung praktisch ins Auge gefaßt, diesen aber auch als erstes wieder fallen gelassen hat. Es wird nicht beherzigt. Das bolschewistische Rußland schreibt schon gemäß den Angaben eines gleichsam temperierten Ohrs, und ähnlich mag es zeitweilig überall kommen. In der Tat, wozu soll man sich's schwer machen? — Aus gleichen Ursachen siegt heute das Englische auf dem ganzen Erdenrund. Nicht zwar dasjenige Shakespeare's, aber das der Kolonialen, deren Sprachschatz nicht viel reicher ist, als der der Hawaianer, und von jedem einigermaßen normal Begabten in zwei Wochen erlernt werden kann. Die Franzosen glauben noch an die Möglichkeit eines kulturellen Imperialismus ihrerseits: auch hierin verkennen sie vollkommen die Zeichen der Zeit. Das Französische als solches steht und fällt mit der strengen und abgeklärten Form; es muß regelrecht erlernt und überlegen gemeistert werden. Also widerspricht sein Geist absolut dem dieser Liquidationsepoche, woran weder der Kult des Soldatenidioms noch das Germanisieren Claudels und anderer Lateinfeinde etwas ändern kann. Denn diese Zeit will sich's vor allem leicht machen.

*

Die Volkshochschule gilt, uneingestanden zwar, den heute Mächtigsten als Ideal einer Hochschule überhaupt. Nichts soll, noch darf der großen Masse vorenthalten werden. Unaufhaltsam wird die gute Absicht zur Tat. Nun kommt es aber anders, als erwartet wurde: um sinngemäß zu Unvorbereiteten zu sprechen, müssen die Lehrenden immer geringere Ansprüche nicht allein stellen, sondern auch be-

friedigen wollen. Also müssen sie immer geringere Ansprüche an sich selbst stellen. Der Erfolg ist der, daß nicht die Masse hinaufgehoben wird, sondern umgekehrt: sie zieht die Lehrer auf ihr Niveau herab. Die Volkshochschule erkennt eben den Befähigungsunterschied zwischen Vorbereiteten und Unvorbereiteten nicht an, geht von der Voraussetzung aus, daß zum höchsten Wissen alle gleich reif seien, so wie gemäß Rousseau alle Menschen ursprünglich gleich gut sein sollen. Also bedarf es keiner anstrengenden Vorarbeit: man soll sich's nur leicht machen. — Wie mit der Volkshochschule, so steht es auch mit aller auf das Volk berechneten Kunst. So wunderbar die Schöpfung des Volksgeistes manchmal sei: wer sich unmittelbar auf Masse einstellt, muß verflachen oder verrohen. Deshalb, nicht aus äußerlichen Nachahmungsgründen, konvergiert das modernste Europa immer mehr mit Amerika. Die Leistungen von Max Reinhardts Großem Schauspielhaus können nicht umhin, von den besten seiner Kammerspiele wie durch den Ozean getrennt zu wirken. Wer sich aufs Leicht-machen einstellt, muß anderes hervorbringen, als wer das Schwer-machen positiv bewertet.

*

Unter keinen Umständen soll das Kind überbürdet werden. So viel Berechtigtes und Wahres an dieser Forderung sei — so oft ich sie vernehme, muß ich unwillkürlich an den Unterschied zwischen Neger- und Franzosenkindern denken (ich nenne letztere, weil deren Erbmasse von allen europäischen am meisten Kulturblut birgt). Jene, von Hause aus oft sehr aufgeweckt, ermüden erstaunlich schnell; je älter sie werden, desto weniger darf man ihnen zumuten. Während diese eine ungeheure Materialaufnahme, einen in Europa kaum erhörten Verstandesdrill, eine nahezu chinesische Examensquälerei nicht nur an sich gut vertragen, sondern durch diese Ueberbürdung kaum Einbuße an Eigenbeweglichkeit und Originalität erleiden. Also kommt es bei der Frage, was man einem Kinde zumuten darf, nicht an letzter Stelle darauf an, welchem Kulturniveau es angehört und was man aus ihm machen will. Die heute herrschende Richtung begünstigt nun entschieden die Entwicklung zum Negertum. Hiervon weist die Kunst schon so manches schöpferische Beispiel auf. Wenn ein Maler nur traumhafte Bilder nebeneinander stellen kann, so bedeutet dies unter anderem Mangel an Konzentration; die Zwangsverkündung dadaistischer Sitzungen erzielt nicht einzig erhöhte Ursprünglichkeit. A r b e i t darf eigentlich nicht mehr zugemutet werden; oder wenn doch, dann allein in einem dermaßen subalternen Sinn, daß man an die Kopfarbeit des Ochsen gemahnt wird. Aus Negern kann man nämlich recht gute Sklaven machen, denn bei Sklavenarbeit ist geistige Initiative nicht im Spiel. Wenn der Staatsmann, der für

die Bedingungen des Versailler Friedens am meisten verantwortlich erscheint, im Erledigen der Tagesarbeit an sich schon, völlig unabhängig von deren Erfolg, ein Verdienst sah, und um dieses Verdienstes willen auch heute noch gelobt wird, obschon er einen zu haltenden Posten nach dem anderen aufgab (die Tagesarbeit mußte doch „erledigt" werden — gaben die Gegner nicht nach, so mußte ich es tun! mochte er urteilen), so beweist dies, daß man im allerneuesten Deutschland die Arbeit nur als Sklavenarbeit ganz versteht. Die aber setzt keine eigentlich geistige Anspannung voraus.

— Wenn ich als Kind Fragen stellte, beantwortete mein Vater grundsätzlich jede nur einmal. Das zweitemal schon mußte ich die Antwort entweder aus der Erinnerung hervorsuchen oder selbstätig wiederfinden können. Wenn aber irgend angängig, ließ er mich von vornherein den Tatbestand selbst entdecken. Und früh lernte ich dankbar anerkennen, welchen Segen solches Schwermachen bedingt. Alles spätere verdanke ich steigenden Ansprüchen an mich selbst. Deshalb ist es mir ganz unmöglich, zu glauben, daß irgend ein echter Fortschritt von Sich's-leicht-machen herrühren kann.

* * *

Dennoch spreche ich der Kultur des Sich-leicht-machens die Daseinsberechtigung durchaus nicht ab. Sie gehört mit in den Liquidationsprozeß hinein, den wir durchleben. Wir hatten uns übernommen. Nun setzt — auf indisch zu reden — ein geistiges Pralaya ein.

Die Früchte des Geistes jedem mühelos in den Schoß fallen zu lassen, bedeutet gewiß die subtilste, eleganteste und auch höflichste Art, diesen zu negieren. Nie doch ward Geist höher eingeschätzt als gerade heut! Die Großen, nur wenigen vormals zugänglich, sollen es jetzt allen werden! Kein Licht darf fortan mehr unter dem Scheffel schwelen! Dies scheint wohlgesinnt gedacht. Leider gehört es nun aber zum Wesen des Geistigen, nur durch Aktivität wirklich zu werden; die Aktivität nicht allein dessen, der es erschafft, sondern auch dessen, der es empfängt. Kann man sagen, daß der Sinn der Kritik der reinen Vernunft etwa in den Druckseiten, die ihn äußerlich festhalten, enthalten sei? Nicht eigentlich; er entsteht vielmehr neu, jedesmal wo er verstanden wird. Sonst ist er nicht da. Das Mysterium magnum des Buches besteht darin, daß dieses, ohne dauernd mehr als Buchstaben zu bergen, durch deren bestimmte Anordnung das immerwährende Neuentstehen eines bestimmten Sinnes äußerlich gewährleistet. Dieses Wiedererstehen hängt aber ganz und gar von der Eigenausformung des Lesers ab. Trägt dieser nichts hinzu, so entsteht auch nichts. Also k a n n a u c h n i c h t s

entstehen, wo man sich's leicht macht. Deshalb ist die Idee, durch Popularisierung den Geist mächtiger zu machen, von Grund aus falsch.

Der Geist wächst allein in der Ueberwindung der trägen Natur. Deshalb bedeuten Erschwerungen, vernünftig bemessen, für ihn Erleichterungen. Das wunderbare Kombinationsvermögen der Chinesen ist die unmittelbare Folge dessen, daß Lesen ohne gleichzeitiges synthetisch-verstehendes Denken für sie unmöglich ist. Die Bildungskraft des Französischen beruht darauf, daß die Meisterung dieser Sprache geistige Meisterschaft verlangt. Der Gegensatz zwischen Schreibweise und Aussprache vor allem verhindert beim modernen Englischen, daß dieses den Geist vollständig trivialisiert. Gleiches gilt erst recht vom Neugriechischen. Daß die modernen Griechen, sonst ungeistig genug, in ihrer Mehrheit noch höchst kulturfähig erscheinen, rührt hauptsächlich daher, daß jeder nicht-Analphabet gezwungen ist, die Assoziationen des Klangs, um zu verstehen, mit denen nicht allein des Gesichts, sondern einer ganzen sehr geistigen Geschichte zu kombinieren. Man führe eine rein phonetische Orthographie in Hellas ein, und bald wird es dort nur mehr Levantiner geben. Nicht anders steht es mit den verschiedenen Konventionen, die aller Kunstbetätigung formell zugrunde liegen. Die strenge Form des Sonetts, der Fuge zumal, ist für vieles Höchstgeistige geradezu allein verantwortlich, während es umgekehrt mit der Formlosigkeit der modernsten Poesie und Musik unmittelbar zusammenhängt, daß deren Schöpfungen vielfach erschreckend ungeistig wirken. Je mehr Initiative beim Schöpfer wie beim Beschauer, desto mehr Geist: dieser Satz ist buchstäblich zu nehmen. Denn der Geist entsteht und ist nur durch persönliche Aktivität.

Was soll man unter solchen Umständen zu den allseitigen Erleichterungsversuchen dieser Zeiten sagen? Nun, sie führen der Entgeistung zu. Es liquidiert in ihnen die alte Kultur. Sie verflüchtigt sich im großen Pralaya.

*

Allein die Ueberschwemmung der Massen mit unverstandenem Geist wirkt doch, andererseits, nilartig befruchtend. Der Wissensdrang derer, deren Erbmasse wenig Kultur birgt, ist leicht so groß wie der Durst des Wüstensandes, viel größer als der erblicher Kulturträger. Oft fiel mir auf, wieviel weniger geistige Interessen deren berufene Verkörperer oftmals haben, als jüngst erwachte Barbaren. Jene verkörpern den Geist, diese sehnen sich nach ihm: also bedeutet er diesen mehr. Daß sie mit dem Empfangenen wenig anzufangen wissen, ändert hieran nichts. Um die Sonderart dieser Uebergangsperiode richtig zu würdigen, muß man den Kulturprozeß ähnlich betrachten,

wie den der Natur. Diese wirft Milliarden von Keimen in die Welt hinein, damit wenige Millionen sich entfalten können. So wird heute die Erde mit gelösten oder suspendierten Geistesprodukten überschwemmt, damit irgend etwas davon das Chaos überdauert. Es liegt naturhafte Weisheit in diesem Geschehen. Anläßlich der immer weiter um sich greifenden Theosophie habe ich jüngst gezeigt (s. „Für und wider die Theosophie" in „Philosophie als Kunst", Darmstadt 1920), inwiefern die geistige Minderwertigkeit eines großen Teils ihrer Mitglieder Gutes bedeutet: dank dem allein wird ihr Jüngerkreis so groß, daß ihr wertvoller Gehalt die verstreuten Seltenen, die esoterischer Weisheit innerlich gewachsen sind, überall zu erreichen Aussicht hat. Nicht anders verhält es sich mit dem Popularisierungsstreben dieser Zeit. Die alte Oordnung zerfällt, die Formen von gestern sind entvitalisiert. Damit Neues entstehen kann, das eine Wiedergeburt des Alten bedeutete, muß die Wüste von Wassern, die von Fragmenten vergangener Kultur gesättigt sind, überschwemmt werden. So wird sich jene allgemach zu fruchtbarem Ackerland entwickeln.

*

Sollen wir Geistigen von heute daraufhin unsere Hauptaufgabe darin sehen, mitzuwirken bei der großen Flut? O nein. Wie nach der Sintflut die Schöpfung nur deshalb wieder anheben konnte, weil Noah je ein Pärchen der alten in seiner Arche hinüberrettete, so wird der kulturelle Neubeginn, auf neuem Erdreich freilich, nur von dem ausgehen können, was unmittelbar abstammt von der alten Kultur. Deshalb gilt es für die, denen die weitere Zukunft am Herzen liegt, mehr denn je dem höchsten Traditionsgemäßen treuzubleiben. Dies aber bedeutet, daß wir der Kultur des Sich-leicht-machens, kontrapunkttisch gleichsam, eine solche des Sich-desto-schwerer-machens entgegenstellen müssen. Geit ist nur, sofern er unaufhaltsam neu entsteht; er entsteht nur durch unaufhörliche Besiegung der Natur. Diese gelingt aber nur durch höchste Anspannung aller Kräfte.

Es sind sich noch immer nur wenige dessen bewußt, wie sehr kontrapunktisch der Geschichtsprozeß verläuft. Eben weil die Massen zurzeit in unerhörtem Grade gesiegt haben, gehen wir einer ausgesprochen aristokratischen Weltepoche entgegen. Eben weil die Quantität allein zu entscheiden scheint, wird das Qualitative bald mehr bedeuten, als je vorher. Eben weil die Masse heute alles scheint, werden alle großen Entscheidungen demnächst in kleinsten Kreisen fallen. Sie, sie allein, wie die Arche während der Sintflut, bedeuten den Hort der Zukunft.

Deshalb müssen wir Geistigen uns zu dem, was heute geschieht, bewußt kontrapunktisch einstellen: Lassen wir die Kultur des Sich-

leicht-machens sich flutartig über der Erde ausbreiten. In ihr ertrinkt eine überlebte Zeit. Versuchen wir auch gar nicht, den Vorgang aufzuhalten. Erkennen wir es an, daß alles weithin Sichtbare, voran der Staat, sich auf lange hinaus in den Dienst der Liquidation wird stellen müssen. Aber seien wir uns gleichzeitig dessen stolz bewußt, daß auf die Stillen, offiziell nicht Bedeutsamen, nicht vielen Sichtbaren heute alles ankommt. Ihnen allein gehört die fernere Zukunft. Gar viele empfinden dies schon deutlich, so wenig sie um die Gründe wissen mögen. Als ich die Idee der Darmstädter Weisheitsschule, als eines Hortes höchsten Qualitätsbewußtseins, in die Welt setzte, glaubte ich nicht, so bald viel Anklang zu finden. Heute nun muß ich mich vieler, die so oder anders mitarbeiten wollen, schon erwehren.

Villiers de l'Isle Adam (oder war es Baudelaire?) widmete einmal ein besonders feines Kabinettstück der großen Zahl mit der Begründung, Intelligenz und Zahl seien eins. Vielleicht wollte er nur ironisch sein; ich glaube es nicht. In seinem Unterbewußtsein rang wohl der Gedanke nach Ausdruck, daß nur der Qualitätsarbeiter tatsächlich für die Masse schafft. Nur er hilft ihr hinauf. Dies tut er aber, indem er's sich selbst aufs äußerste schwer macht.

H. N. BRAILSFORD

BERUFSHEER UND DEMOKRATIE

Brailsfords, des nicht mehr von Kriegsverwirrung geblendeten Engländers Darlegungen, die sehr Verständiges zur deutschen Heeresfrage sagen, entnehme ich dem amerikanischen „Freemann's Journal".

Ueber den militärischen Geist gibt es eine bissige alte Anekdote. Bruder Leichtfuß trifft einen ehrwürdigen Veteranen, der sein Mittagessen vom Restaurant nach Hause trägt. Er kommandiert: „Stillgestanden!", worauf des alten Herrn Arme prompt seitwärts fahren (dritter Finger an die Hosennaht) und das Mittagessen klirrend zu Boden fällt. Diese Geschichte — von einem Psychologen zur Erläuterung der Reflexbewegungen erfunden —, kann sehr wohl auch die automatische Art des gutgedrillten Soldaten illustrieren. Ganze Armeen, ganze Nationen haben ihr Mittagessen in genau derselben Weise verloren. Im August 1914 rief der Kaiser „Stillgestanden!" und das deutsche Volk sieht noch heute hilflos dem Mittagessen nach, das damals seinen Händen entglitt. Wie der militärische Apparat arbeitet, ist uns durch den ruhmlosen Kappschen Staatsstreich aufs neue gezeigt worden. Er enthüllt zweierlei: die mechanische Solidarität deutscher Truppen, wenn irgendein General „Stillgestanden!" befiehlt und die rationa-

listischere Solidarität der deutschen Massen im Widerstand gegen diesen Mechanismus. Gewiß, das Verhalten des Volkes schuf eine neue Tatsache, das Verhalten der Truppen aber stimmte mit all ihren Traditionen überein. Jedermann erinnert sich an den Köpenicker Schuster. Er kleidete sich in Offiziersuniform, rief die nächste Garnisonwache heraus, zog nach dem Köpenicker Rathaus, verhaftete den zitternden Bürgermeister, leerte die städtischen Kassen und stolzierte, unter dem Salut der Soldaten, mit gefüllten Taschen davon. Was der Köpenicker Schuster vor zehn Jahren tat, das wiederholten die Herren Kapp und Lüttwitz in größerem Stil. Das Erstaunliche daran ist nicht, daß monarchistische Generale und Agitatoren gegen die deutsche Republik konspirieren. Das mußte erwartet werden. Für die Dauer einer Generation nach 1870 war die französische Republik Gegenstand einer ganzen Reihe ähnlicher Verschwörungen, und manche davon schien dem Erfolg näher, als das Berliner Abenteuer jemals war. Wichtig ist vielmehr, daß für fünf Tage die ganze Streitkraft Preußens zur Verfügung eines drittklassigen Generals und eines noch unbedeutenderen Beamten stand, die sich bewogen gefühlt hatten, sich zum Herrscher von 60 Millionen ihrer Volksgenossen zu erklären. Manche Einzelheiten der merkwürdigen Geschichte sind noch dunkel; aber es scheint nicht zweifelhaft, daß mit sehr geringen Ausnahmen die Reichs- und Sicherheitswehr in ganz Norddeutschland automatisch zu den Staatsstreichlern überging. Es ist ferner ersichtlich, daß sie, indem sie das taten, einer so engen, so wenig nationalen Gesinnung gehorchten, daß man füglich sagen kann, sie habe nur in ihren Kasernen geherrscht. Das unterscheidet den Kapp-Putsch von seinen französischen Vorbildern. Als Boulanger im letzten Augenblick von seinen Staatsstreichplänen Abstand nahm, hatte er ganz Paris hinter sich. Ich sah 1899 den theatralischen Versuch Déroulèdes, General Roget zum Marsch aufs Elysée zu veranlassen. Der Mob brandete um sein braunes Streitroß, und wenn der General der Versuchung nachgegeben hätte, dann würde ihn eine Menge von Tausenden aufs höchste erregter Zivilisten vom Fleck weg an die Spitze der Macht gebracht haben. Der deutsche Fall ist nicht, wie es der französische Militarismus oft war, eine Erscheinungsform nationaler Geistesverfassung und verzerrter Demokratie, er ist barer, platter Prätorianismus.

Die Episode macht das ganze Problem des Verhältnisses zwischen bewaffneter Macht und Demokratie akut. Es ist das kein Problem, dem wir Angelsachsen in neuerer Zeit viel Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Die alten Whigs freilich mißtrauten dem stehenden Berufsheer noch heftig. Aber als das englische Volk seinen langen Kampf mit der Krone endlich gewonnen hatte, entschwand unsern Politikern

die Furcht vor einer ihrem König in Treue ergebenen Armee. Wir Engländer sind so fern je dem Gedanken sowohl an Revolution als an gewaltsame Reaktion, daß selbst ein englischer Sozialist unsere Armee selten als Quelle möglicher Gefahren ansieht. Die Folge davon ist, daß nur wenige Engländer irgendeine Vorstellung von kontinentalen Bedingungen haben, daß daher diejenigen Friedensbestimmungen, die das künftige Heereswesen der Mittelmächte regelten, nahezu der einzige Teil waren, der ernster Kritik entrann. Jedermann freute sich, daß die Dienstflicht verschwunden sei. Niemand hielt sich damit auf, zu fragen, ob die neue, in lange Dienstzeit gebundene Berufsarmee nicht zu einem Instrument wirtschaftlicher oder dynastischer Reaktion werden könne. Niemand zeigte Neigung für die Lösung, die Deutschlands demokratischen und sozialistischen Parteien bevorzugt hätten: für eine Miliz nach Schweizer Muster. Es war Lloyd George, der diese angelsächsische Lösung der Friedenskonferenz aufzwang, und zum mindesten in England war das eine seiner populärsten Leistungen. Ich glaube, meinerseits der einzige Preß-Kritiker dieser Entscheidung gewesen zu sein; und ich glaube sagen zu dürfen, daß die Ereignisse mir Recht gegeben haben.

Der Leser mag einwenden, daß durch den Kapp-Lüttwitz-Staatsstreich ja kein großer Schaden angerichtet worden sei. Er sei sehr ehrlos zusammengebrochen und habe dadurch die Unfähigkeit selbst einer halben Million gut ausgerüsteter Männer bewiesen, eine ganze Nation wider ihren Willen zu überwältigen. Doch war das Abenteuer offenbar miserabel geleitet. Kapp war ersichtlich eine ganz traurige Sorte von Diktator. Es mangelte ihm sogar die geringe Entschlußkraft, die Banken zur Honorierung seiner Wechsel zu zwingen; man stelle sich vor, wie ein roter Diktator diese putzige Schwierigkeit gelöst haben würde! Hätten Hindenburg oder sogar Helfferich sich entschlossen, es zu unterstützen, so hätte das Abenteuer wesentlich anders enden können. Außerdem aber muß man doch einmal zusehen, ob er denn wirklich ein Fehlschlag war, dieser Staatsstreich. Die Nachrichten, die mir, während ich schreibe, zur Verfügung stehen, zeigen seinen Ausgang eher in der Beleuchtung eines Kompromisses, der in allen wesentlichen Punkten sogar einen Erfolg für die Reaktion bedeutet, — in dem Zugeständnis früherer Wahlen sowohl, als in demjenigen der Kabinettsumbildung und, vor allem, der direkten Volkswahl des Präsidenten. Sollten selbst ein paar Generale kassiert werden, so werden Reichs- und Sicherheitswehr, die den Putsch in ihrer großen Mehrheit unterstützten, doch vollkommen das bleiben, was sie bisher waren: eine Prätorianergarde, eine Stütze der hartnäckigsten Traditionen preußischen Militärgeistes. Und sogar, wenn man sich zu der optimistischen Anschauung

bekennt, daß der Putsch ein Fehlschlag war, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß er nur durch den Generalstreik der Arbeiterschaft überwältigt wurde. Mag man deren Solidarität, Mut und Durchhaltekraft auch bewundernd anerkennen: der Generalstreik ist trotz allem nicht der sicherste und nicht der entsprechendste Ausdruck parlamentarischer Demokratie. Er bedarf zum Erfolg nur der entschlossenen Aktion von Eisenbahnern, Munizipalbeamten und Bergleuten. Was wir gesehen haben, war Krieg zwischen einer bewaffneten Klasse und dem organisierten Proletariat. Die Masse der Nation sah tatenlos zu. Es bleibt durchaus abzuwarten, ob das Proletariat, das sich für den Sieger im Kampf hält, mit den sehr mageren Resultaten, die erzielt wurden, zufrieden sein wird. Jedenfalls lohnt der Versuch, das Doppel-Problem, das der Demokratie nun erwachsen ist, sich einmal klar zu machen. Denn wie immer diese Angelegenheit enden möge, es ist unmöglich zu verkennen, daß Deutschland noch auf lange hinaus mit zwei Störungsmöglichkeiten zu rechnen hat. Seine kleine Berufsarmee mag ihren Ansturm widerholen, das nächste Mal vielleicht unter fähigerer Leitung. Sein Proletariat ist offensichtlich geeint genug, den Generalstreik auch für radikalere Ziele als für die Verteidigung der gegenwärtigen Ordnung anzuwenden. Welches ist die stärkere Waffe: das Maschinengewehr oder der Streik? Ich glaube das erstere. Aber keine Waffe, die nur in den Händen einer Minorität ist, läßt sich mit parlamentarischer Demokratie vereinbaren.

In den angelsächsichen Ländern herrscht die Meinung, daß eine bezahlte Streitkraft — Heer, Gendarmerie oder Polizei — immer und überall zu dem engbegrenzten Zwecke, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die gesetzlichen Autoritäten zu unterstützen, sich aufstellen lasse. Das ist auf englische Verhältnisse bezogen, richtig. Der Menschenschlag, der hierzulande in die Armee oder Polizei eintritt, hat für Ideen durchschnittlich so wenig Interesse, daß er seine „Pflicht" stets ohne Gegenfrage erfüllen wird. Wie lange das so weitergehen wird, ist eine andere Frage. In Mitteleuropa aber haben Hunger, Blockade und Ideenarbeit eine so tiefe Spaltung der Meinungen bewirkt, daß eine neutrale Streitkraft, die der gesetzlichen Autorität nur darum Beistand liehe, weil sie gesetzlich ist — eine Streitkraft also, die dieselbe eiserne Treue sowohl einem sozialistischen als auch einem alldeutschen Ministerium erweisen würde, vorausgesetzt nur, daß es den Reichstag hinter sich hätte —, daß eine solche Streitkraft kaum gedacht werden kann. In Wien lösten die Sozialistenführer — viel fähigere Leute als ihre norddeutschen Genossen — das Problem in geschickter und origineller Weise. Sie verwandelten, was in seinem Ursprung ein Verband sozialistischer Freiwilliger gewesen war, in eine reguläre, konstitu-

tionelle Streitkraft. Es ist geglückt, die neue Volkswehr, obwohl sie die legale bezahlte Armee der Republik darstellt, beinahe ausschließlich, Mann und Offizier, aus gemäßigten Sozialisten zusammensetzen. Sie betet die Sozialistenführer an und ist gleichmäßig verläßlich im Kampf gegen Reaktion und Kommunismus. Darum ist sie in dieser Stadt, die 70 Prozent sozialistischer Wähler zählt, auch außerordentlich populär. Ich sah vor einem Jahr, wie sie eine ernste kommunistische Erhebung unterdrückte, in deren Verlauf ein sehr erboster Mob begonnen hatte, das Parlamentsgebäude anzuzünden. Sie gab keinen Schuß ab, sie pflanzte nicht einmal die Bajonette auf. Zuerst hielt ein Offizier eine unendlich taktvolle und außerordentlich kluge Rede an die Menge. Dann ging die Truppe sehr langsam vorwärts und zerstreute die Menge durch einfache Höflichkeit. „Bitte Kamerad, ein paar Schritte zurück!" oder „Kamerad, willst du ausgerechnet über dieses Geländer springen?", so redeten sie den wildgewordenen Arbeitern zu, die noch wenige Minuten vorher ein Gefecht mit der berittenen Polizei gehabt hatten, — einer Truppe, die nicht aus Sozialisten besteht, weshalb der Kampf auch 40 bis 50 Tote kostete. Die Taktik der Volkswehr war erfolgreich. Sie kann in einem sozialistischen Staat Ordnung halten, weil sie sozialistisch ist. Wenn ein klerikales Ministerium an die Macht käme, so würde diese Volkswehr sich vermutlich mit der revolutionären Menge vereinigen.

Deutschlands Reichswehr entstand sehr viel anders als die Wiener Streitkraft. Sie ist aus den Freikorps entstanden, die Herr Noske anfangs vorigen Jahres, um die bewaffnete Revolte der Spartakisten niederzuwerfen, improvisierte. Die alte Armee war demobilisiert und Liebknechts Aufstand fand die Republik fast ohne Truppen. Zwei Arten von Menschen traten in diese Freikorps ein: erstens stellungslose Berufsoffiziere, die entschlossensten Männer der alten preußischen Armee, militärische Enthusiasten, durchaus befangen in überlebten Ideen. Sie liebten den Kampf, haßten die Sozialisten und hegten den Hintergedanken, den künftigen Rachekrieg vorzubereiten. Viele dieser Offiziere wurden Gemeine, ebenso auch eine große Zahl von Studenten und mancher wetterfeste alte Feldwebel. Der andere Typus waren leichtherzige, leichtsinnige junge Leute, hoch aufgeschossene Landburschen, faule Stadtbravos, die sich wenig oder gar nicht an die Sache kehrten, sondern in dieser halbverhungerten Welt von Arbeitslosigkeit gute Bezahlung, gute Nahrung und gute Bekleidung zu schätzen wußten. Natürlich wurde diese Streitkraft, sobald sie mit der erbosten, verzweifelten und verhungernden Arbeiterklasse ultrapreußisch zu verfahren begann — Gefangene mordend und vollkommen ordentliche Versammlungen

sprengend —, von der organisierten Arbeiterschaft in Bann getan. Hier herrschte ein wildgewordener Feudalismus, und kein Mann, der aus der Arbeiterklasse hervorgegangen war und sich noch im geringsten mit ihr verbunden fühlte, konnte es über sich bringen, in diesem Verband zu bleiben.

Als die Zeit fortschritt und mit Rücksicht auf den Friedensvertrag das Heer vermindert werden mußte, begann ein anderer und planmäßigerer Prozeß der Auswahl. Der Stab war mittlerweile ein sehr aktives Zentrum verschiedenartigster Verschwörungen geworden. Er unterhielt Pressestellen, politische Sendlinge, sogar einen quasidiplomatischen Dienst. Er intrigierte mit den russischen Weißen, er intrigierte mit den alliierten Militärmissionen, er intrigierte mit den ungarischen Weißen, er intrigierte sogar mit den Roten.

Als ich vor einem Jahre in Berlin war, kam eine sehr hohe Persönlichkeit aus diesem Stab zu mir und trug mir tatsächlich einen Plan zur Gewinnung alliierter Unterstützung für ein rein sozialistisches Ministerium vor. Dieser Stab hatte seine Finger an jedem Hebel. Er leitete Herrn Noske so geschickt, daß dieser überaus trotzige und grobkörnige Mann, ganz von seinem Krieg gegen die Roten absorbiert, durchaus verweigerte, die noch viel offenkundigere weiße Gefahr anzuerkennen. Unter seinen hypnotisierten Augen führte der Stab eine wahrhaft großzügige Reinigung der Armee durch. Sie mußte zahlenmäßig stark vermindert werden. Die Batterien und Bataillone aber, die aufgelöst wurden, waren natürlich diejenigen, in denen noch ein Rest republikanischen Gefühles herrschte. Die Verwandlung der Polizeiarmee in eine ausgewählte weiße Garde war bald vollendet. Wenn Herr Noske, was er offensichtlich nicht war, ein Verräter gewesen wäre: sie hätte schwerlich kompletter sein können. Ein klügerer Mann hätte Besseres leisten können. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß diese Umwälzung unvermeidlich war. Jede bewaffnete Macht, die heute mit 12jähriger Dienstpflicht in Mitteleuropa rekrutiert wird, muß unbedingt eine weiße Garde werden. Der Durchschnittsmensch in Mitteleuropa ist der Disziplin und des Uniformwesens so müde, er ist so erfüllt vom Mißtrauen gegen die Offizierskaste, so angeekelt von der ganzen militärischen Apparatur und Ideologie, daß er sich niemals in einen langfristigen Dienst einreihen lassen wird. Ein Heer dieser Art kann nur Leute anziehen, die noch in der Vergangenheit leben, Leute mit atavistischer Mentalität, Leute kurzum, die darauf abzielen, das Gestürzte wieder aufzurichten. Durch Hunger, Verzweiflung und Wut kann der durchschnittliche Arbeiter vielleicht veranlaßt werden, unter dem roten Banner zu kämpfen, niemals aber wird er in die Reichswehr ein-

treten. In Ungarn, in Deutschland und zweifellos auch in Bulgarien ist es schon geschehen oder wird es noch geschehen, daß unsere Idee, eine Berufsarmee zu verlangen, die Reaktion stärkt und die Demokratie schwächt. Sie wird entweder die Maschinerie einer dynastisch-militärischen Revanche werden oder im Gegenteil, indem sie die Gegenaktion erbitterter Massen herausfordert, eine entscheidende rote Revolution verursachen.

Wie jedermann, der seit Kriegsende in Europa reiste, kam mir das Gefühl, daß ich eine bis zur Nacktheit entkleidete Gesellschaft vor mir sehe und wie niemand zuvor die tollen Kräfte ermessen könne, die sie beherrschen. Zwangsweise Entwaffnung ist keine Heilung; sie gibt die Macht in die Hände derjenigen, die diese unvermeidlich reaktionäre weiße Armee kontrollieren. Ungeachtet seines Erfolges im gegenwärtigen Fall glaube ich nicht an die Wirksamkeit des politischen Streiks als eines Gegenmittels gegen Prätorianergarden. Im heutigen Mitteleuropa, da die meisten Städte nicht einmal für eine Woche Nahrungsvorrat haben, muß er, sofern er nicht sofort zum Erfolg führt, auf die Dauer unbedingt zusammenbrechen.

Die weiße Garde herrscht nicht nur in Fällen akuter Revolten, sondern sie herrscht auch durch ständige Einschüchterung. Die Furcht vor ihr besteht immer. Sie kann nicht im Zaum gehalten werden. In Ungarn ist ihr straflos gestattet, zu morden, in Preußen, Versammlungen zu sprengen. Bei jedem politischen Vorhaben, seien es Steuern oder Gesetze, muß der Staatsmann darauf achten, daß er nicht zu sehr die Ungeduld derjenigen provoziert, denen die weiße Garde gehorcht. So zu regieren aber, daß zu keiner Zeit weder eine Meuterei noch ein Proletarierstreik herausgefordert würde, ist ein unmögliches Kunststück politischer Gymnastik. Schließlich würde die Gesellschaft ihr Gleichgewicht und ihre Ruhe in einer starken Diktatur suchen, sei sie nun eine weiße oder eine rote.

Gibt es eine Rettung davor? Die einzige Antwort ist die klassische. Eine Miliz, die jeden kräftigen Bürger jeder Klasse umfaßt, bleibt zweifellos allerwege die einzige Form, in der eine Demokratie organisierte Macht ertragen kann. Wehrpflichtarmeen sind gefährlich; einerseits, weil sie die Aufrechterhaltung oder Unterhaltung einer großen Klasse von Berufsoffizieren erfordern, deren Ziel die Waffenbetätigung ist; andererseits, weil die aktive Armee aus jungen unreifen Burschen besteht, die ihren Offizieren immer gehorchen wird. Es ist der ältere Mann von 25—35 Jahren mit seinem ausgebildeten Charakter und seiner endgültig zivilistischen Weltanschauung, der einer Miliz Stabilität verleiht. Deren Offiziere sind auch

in der Schweiz, einige Fachleute ausgenommen, Zivilisten aller Klassen und Anschauungen, mit nirgendwie militarisierten Hirnen. Ein Milizveteran würde niemals sein Essen fallen lassen, wenn du ihm zufällig „Stillgestanden!" zurufst. Kurz gesagt: eine Miliz ist ein Faktor, der verbürgt, daß die Kraftentfaltung eines Staates ungefähr der öffentlichen Meinung der gesamten Bürgerschaft entspreche. Geht sie mit den Roten oder mit den Weißen, so wird das nur darum sein, weil die ganze Meinung der Gesellschaft weiß oder rot geworden ist.

Ist eine lebensfähige Miliz vorhanden, so besteht nicht die geringste Aussicht auf Erfolge von Putschen oder Staatsstreichversuchen. Zu Beginn der deutschen Revolution war jedermann zu ihrer Einrichtung bereit; hätte man sie sich selbst überlassen, so hätte die deutsche Republik ganz genau die Streitkraft aufgestellt, die Jaurès in seiner „Armée nouvelle" beschreibt. Die Alliierten waren es, die gegen diese Lösung Einspruch erhoben und sie taten es, weil sie den fatalen Irrtum begingen, kontinentale Zustände nach angelsächsischen zu beurteilen.

Aber, wird der Leser einwenden, eine deutsche Miliz mit ihren gewaltigen Zahlen würde ja eine Gefahr für Europas Frieden bedeuten. Nun, ich sage: eine unvergleichlich geringere Gefahr als weiße Armeen dieser Art, die von brennenden Kriegsenthusiasten geleitet werden. Wäre hier Platz, auch nur in Einzelheiten selbst das wenige aufzuzählen, was man aus deutschen Zeitungen über des deutschen Reichswehrstabes jüngste Intrigen mit dem weißen Rußland und dem weißen Ungarn, mit Koltschak und mit Horthy, herauslesen kann, so würde, glaube ich, niemand noch wagen, dem Pazifismus der Berufssoldaten Vertrauen zu schenken. Ich meinerseits bin fest überzeugt: Keine Kraft der Erde könnte eine Miliz, die aus Mitzeugen dieses Krieges zusammengesetzt ist, in nutzlose Wiederholung desselben hineinpeitschen. Ich gedenke einer Szene, die ich am Vorabend der letzten Wahl vom Fenster eines österreichischen Eisenbahncoupes aus beobachtete. Als wir auf dem Bahnhof von Linz standen, marschierte ein endloser Zug von Menschen langsam an den Gleisen entlang. Schilder mit erschütternden pazifistischen Aufrufen, von geschickten Künstlern gezeichnet, trugen diese Leute. Eines davon lautete: „Unsere Toten rufen euch auf, den Krieg auszurotten." Es waren gewesene Soldaten, lauter handfeste junge Menschen und alle noch in grauer Uniform steckend, die diesen Zug formierten. Eine Miliz aus solchen Leuten würde keinen Krieg mehr machen. Nur die weißen Garden zusammengelesener Bravos werden das tun.

Nach langem Zögern veröffentliche ich diese bedrückende Schilderung aus der Zeit, da Lille besetzt war. Nur wer solche Berichte kennt, wird die seelische Verfassung der Franzosen verstehen können. Der Verfasser würde eine amtliche Ueberprüfung seiner Darstellung mit Freuden begrüßen.

Im Frühjahr 1915 wurde durch die damalige deutsche Kaiserin eine Kommission nach Lille geschickt, welche einer Anzahl Gerüchten nachforschen sollte, die über das „Liebesparadies" im Umlauf waren. Sie kam im zweiten Drittel des März von Brüssel und rollte die Gruppe Pannwitz auf. Zur selben Zeit, da man die Kommission erwartete, erließ der Gouverneur von Lille ein Bulletin: „Vom 6. bis 20. März einschließlich haben sämtliche Bewohner ohne Ausnahme um 6 Uhr abends zu Hause zu sein und dürfen das Haus erst um 7 Uhr morgens wieder verlassen." Begründet wurde das Bulletin damit, daß Einwohner von Lille am 5. März Gefangenentransporte angesprochen und ihnen Brot oder Wein gegeben hätten. In Wahrheit wollte man Platz und Straßen von den flanierenden Dirnen säubern und so beweisen können, daß alle Nachrichten, die über die Frauen Lilles umliefen, in sich zerfielen. —

Die Kommission kam an. Der Garnisonarzt, ein Dr. Pardey, war eben erkrankt. In seiner Vertretung berichteten Dr. Burgel (Gouvernementsarzt) und dessen Adjutant, ein Dr. Eisenheimer (der, nebenbei, erst 1914 seine Examina vollendet), daß wenige Krankheitsfälle von Syphilis und Tripper gemeldet würden. Bis ein anwesender Reservearzt, Spezialarzt für Hautkrankheiten, aufstand und die Kommission in sein ihm unterstehendes Lazarett einlud, dabei bemerkend, daß ganz allein durch seine Hand monatlich über Hundert Erkrankte gingen.

Wo sind nun die Berichte der Kommission? Die Akten der Verhandlungen? — Berichte und Akten sind „leider" irgendwie ein Raub der Flammen geworden.

Da man sich späterhin doch nicht der sehr begründeten Einsicht verschließen konnte, daß die geschlechtlichen Erkrankungen rasend zunahmen, da anderseits die Widerstandskraft des Heeres schon außerordentlich gesunken war, ließ man an die Beurlaubten Kondoms verteilen. Lille hat den Ruhm, mit dieser Verteilung schon 1915 angefangen zu haben, und zwar unter Verantwortung des oben erwähnten Dr. Burgel. Nach den Berechnungen eines anwesenden Arztes sind trotz energischen Protestes im Frühjahr-Sommer 1915 für 60 000 M. Kondoms an die Beurlaubten gegeben worden. Wenn sie wenigstens wirklich geschützt hätten, aber das war meistens nicht der Fall.

Wer waren die Frauen, vor denen man sich auf diese Weise zu schützen hatte? Täglich passierten oder wohnten an 25 000 Mann in Lille. Gab es auch 25 000 Dirnen für ihre geschlechtlichen Bedürfnisse?

Es ist nicht recht, „Dirnen" zu sagen. Man nenne sie: Vergewaltigte. — Zwar: niemand hat sie gezwungen, sie kamen von selbst, denn die nicht kommen wollten, verhungerten. Die Forderung war: ein Brot und einen Franc. Dennoch: die Frauen hätten nicht ausgereicht, wenn nicht ein sinnreiches System der Befriedigung erfunden worden wäre. Man stand, wie in der Heimat, um Butter und Brot, bei einer Prostituierten an. Es bildeten sich Polonaisen von drei, fünf, acht oder noch mehr. Man wartete, bis alle Vorderleute ihren Beischlaf verrichtet, ging hin, bezahlte und durfte es ebenfalls tun.

Die sichersten Untersuchungen auf Syphilis macht man nach Wassermann. Wahrscheinlich hat man es auch zu unsittlich gefunden, in Lille ein eigenes bakteriologisches Institut zu haben. Sämtliche Proben wurden durch das Pasteursche Institut des Dr. Calmette gemacht.

Professor Dr. Calmette war ein Franzose, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der medizinischen Akademie, ein eifriger Bewunderer Pasteurs, ein Freund R. Kochs. Seine Söhne lebten in deutschen Erziehungsheimen. Er stellte sich freundschaftlich zu uns. Unsere Aerzte verkehrten bei ihm. Er leistete ihnen Hilfe, soweit er konnte. Er hat nie eine Untersuchung verweigert.

Frau Dr. Calmette war jung und zart. Sie öffnete den deutschen Medizinern ihr Haus.

Am 12. Januar 1918 deportierte man die Frau als Geisel, wie ein Befehl der kaiserlichen Kommandantur besagt, nach Lager Holzminden, wie andere wissen wollen, nach Rußland.

Das war der Dank an Dr. Calmette!

„Aber diese Verschleppung war eine Repressalie, mit welcher man Frankreich zwingen wollte, zurückbehaltene deutsche Beamte des Südelsaß herauszugeben. Sie traf außer Calmette 600 Männer und etwa 400 Frauen der leitenden Kreise Lilles und des Norddepartements."

Mußte man dazu Frau Calmette, durch deren Mann Hunderte Deutscher von lebenslangem Siechtum gerettet wurden, mitnehmen?

„Aber man hat alle Verschleppten gerecht behandelt, ohne besondere Grausamkeit," wie ein Bericht des Dr. jur. Herms aussagt. Nun wohl, ich will kennzeichnen, wie diese Behandlung beschaffen war.

Genannt sei beispielsweise der „directeur de l'Institut de chimie" von Lille, Professor A. Buisine, welcher im Alter von 62 Jahren nach Rußland mußte. Er litt seit langem an Herzstörungen und Schlundverengung (einer Krankheit, welche gewöhnlich flüssige Ernährung, und nicht Kohlrübensuppe und Graupen, wie es geschah, verlangt). Als seine Frau den untersuchenden deutschen Arzt, einen Herrn Dr. Krug, darauf aufmerksam macht, wird ihr geantwortet: „Das steckt unsere Armee nicht an!" — Er wurde bei Wilna eingegraben.

Es sei an eine frühere ähnliche Deportation erinnert: die Ausweisung der Liller Bevölkerung aufs Land. Nachdem man Lille in acht Arondissements geteilt, wird nach der Reihe jedes durchsucht, und zwar von je sechs Kompagnien. Ihre Anweisung lautete: „Jede Kompagnie hat aus ihrem Bezirk 200 Menschen, und zwar möglichst 80 männliche und 120 weibliche Personen, zusammenzubringen. Sobald eine Kompagnie die befohlene Anzahl Menschen zusammengebracht hat, meldet sie dies" und rückt dann ab. Es handelt sich nicht um Vieh, — es waren nur Menschen.

Noch mehr. Man stelle sich einen Zug der unglücklichen Zusammengetriebenen vor, den man zum Bahnhof bringt. Früh 5 Uhr wurden heimlich ihre Quartiere überfallen, um 8 Uhr fuhren sie fort. Nun höre man folgenden Regimentsbefehl aus Anlaß ihrer Deportation: „Der Abmarsch der Kompagnien in den Bezirk hat lautlos zu erfolgen, auf dem Rückmarsch haben die Spielleute zu schlagen."

Nun gut: man mag an die Notwendigkeit der Repressalien glauben. Wie behandelte man nun Frau Calmette, die Frau des helfenden Arztes? „Man schloß sie während zweier Tage in eine Baracke, ohne Feuer und ohne Decken, wo sie, ganz angekleidet, auf Säcken mit Holzwolle schlafen mußte. Man unterzog sie einer Untersuchung, nachdem man sie vollständig entkleidet hatte. Sie mußte unter den peinlichsten materiellen und hygienischen Bedingungen leben."

Durch Lille flog das Gerücht, Frau Calmette sei nach Rußland verschickt worden, wie belgische Frauen in die Sümpfe am Pripet. Es waren Gerüchte.

Aber wundert ihr euch, wenn die Gerüchte aus Lille durch ganz Frankreich flogen? Und heute noch durch Frankreich, vergrößert und noch ungeheuerlicher, geistern!

FRAGE UND ANTWORT

„Leute der Volkspartei, bekennt ihr euch republikanisch?" — „Wenn es die Stunde verlangt, Freunde, so sind wir auch das."

m.

Die Antwort, die Herr Dr. Preuß auf meine Ausführungen über eine Verfasssungslücke im vorletzten Heft des „Tage-Buchs" erteilt hat, betrübt mich aufs tiefste: Der Vater der Verfassung, angerufen zum Schutz seines Kindes gegen Mißhandlung, läßt es im Stiche! Ich habe niemals begreifen können, wie Eltern es dulden mochten, daß ihre Kinder von Lehrern — also von fremden, wenn auch wohlmeinenden Menschen — verprügelt wurden. Ebenso unverständlich ist mir der Gleichmut, mit dem Herr Dr. Preuß sein Verfassungswerk den Zugriffen von Zufallsmehrheiten des Reichstags wie derjenigen überläßt, die sich angemaßt hat, den Soldaten das Wahlrecht zu entziehen. Aber Dr. Preuß sagt ja: Es ist ihnen nicht entzogen, es ruht bloß! und meint, diese „juristische Finesse" hätte ich übersehen. Das habe ich gewiß nicht getan, denn in Heft 13 des „Tage-Buchs" habe ich in dem Artikel „Der neue Militarismus" wörtlich geschrieben: „Angehörige des aktiven Heeres waren (im alten Deutschland) weder wählbar noch wahlberechtigt, ihr Wahlrecht ruhte . . . Erst die Verfassung der Republik hat die Militärs zu Wählern gemacht." Diese Verfassung schließt nämlich eine Bestimmung wie jene des alten Reichstagswahlgesetzes aus, und als man eine solche Bestimmung in das neue Reichstagswahlgesetz übernahm, hätte sie darum mit qualifizierter Mehrheit beschlossen werden müssen.

Und das ist die Verfassungslücke, auf die ich hinweisen wollte — am Soldatenwahlrecht war mir, da ich's für einen Schönheitsfehler der Verfassung halte, nichts gelegen: Wie soll verhindert werden, daß eine einfache Mehrheit des Reichstags Gesetzartikel beschließt, die Verfassungsänderungen bedeuten und daher nur mit qualifizierter Mehrheit beschlossen werden dürften? Herr Dr. Preuß setzt sich über diese Frage leicht hinweg: „seines Erachtens" besteht das „richterliche Prüfungsrecht über die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze unzweifelhaft", weil die Verfassung es nicht ausschließt. Ich glaube, Herr Dr. Preuß wird an sämtlichen deutschen Rechtsfakultäten keinen zweiten Juristen finden, der das für unzweifelhaft hält. Ordentlich kundgemachte Reichsgesetze unterliegen keiner richterlichen Ueberprüfung: der Richter steht unter, nicht über dem Reichsgesetz. Die Verfassung schließt aus, was sie nicht einschließt. Sie hat — in den Artikeln 13 und 19 — Vorsorge getroffen für die Fälle des Widerspruchs zwischen Landes- und Reichsgesetzgebung, aber sie hat nichts vorgesehen für Fälle des Widerspruchs zwischen Reichsverfassung und Reichsgesetzgebung. Welches Gericht könnte denn nach Meinung des Herrn Dr. Preuß das Soldatenwahlrecht wiederherstellen und Wahlen, die unter Ausschaltung der Soldaten

vollzogen werden, für ungesetzlich erklären? Welches Gericht wird einzuschreiten haben, wenn es künftighin einer Reichstagsmehrheit von wenigen Stimmen etwa beifallen sollte, das Wahlrecht gewisser Kategorien von staatlichen Beamten „ruhen" zu lassen oder wenn eine solche Mehrheit das Wahlrechtsalter — ohne Aenderung des Artikels 22 der Verfassung — erhöhen wollte, indem sie beschließen würde: das Wahlrecht der Zwanzig- bis Vierundzwanzigjährigen ruht? Der Schutz der Verfassung gegen Mehrheitsübergriffe ist ein sehr ernstes Problem. Wird es nicht gelöst, so fürchte ich, daß binnen weniger Jahre der wahre Geist der Verfassung ruhen wird . . . in Gott: die Verfassung wird unmerklich entschlafen sein.

STEFAN GROSSMANN

BERLINER LANDPARTIE

Bei einem der Versuche, durch den märkischen Sand in freundlichere Gegenden zu dringen, fiel mir ein Ausspruch von Donald Wedekind ein, mit dem ich vor 20 Jahren in Paris gehaust habe. Donald, der jüngere Bruder Franks, ist gewiß der schwächere Schriftsteller von beiden gewesen, obwohl darüber schwer zu urteilen ist, denn er hat sich in jungen Jahren eine Kugel durch den Kopf geschossen. Vielleicht war er auch deshalb der schwächere Schriftsteller, weil er die stärkere Vitalität war. Er hat gelebt, was Frank doziert hat, ihn hat durchbraust, was Frank geschrieben hat. Hätte er nur ein bißchen mehr festgelegt als das Dutzend Skizzen, das im Simplizissimus erschienen ist, so wäre er seines Literaturprofessors und Entdeckers sicher gewesen, denn der Freitod webt immer eine Glorie um den jungen Dichter. Ich mußte an einen Ausspruch Donald Wedekinds denken, den er damals in den Gärten von Fontainebleau getan hat: „Wenn man seine Jugend in einer Landschaft verbracht hat, wo Berge in die Straßen grüßen, kann man im Flachland nie ganz glücklich werden." Wir sind ungerecht gegen die märkische Landschaft, wir Glücklichen, in deren Jugendstraßen Berge gegrüßt haben.

In den ersten Jahren meines Berliner Aufenthalts streikte ich gegen die Natur. Ich war nicht zu bewegen, in den Grunewald zu gehen. Die Zahnstocher-Bäumchen machten mich schwermütig, der Sand trieb mich in Melancholie. Ich suchte nach den Buchenwäldern meiner Heimat, nach den sanften Hügelungen der Voralpen, nach den saftigen Wiesen des Semmering. Und ich fand Stullenpapier und Zigarrenreste. Aber allmählich wurde man gerechter gegen die Landschaft. Ich wollte die Mark nicht am Wiener Wald messen und auch nicht am Taunus, der viel Aehnlichkeit mit ihm hat. Ich

ließ mich willig in die Schönheiten der Havel einführen, ich genoß diese zitronengelben, orangeroten Sonnenuntergänge des Flachlandes, und wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätte ich mir mit einem Segelboote die märkische Landschaft erobert. Beiläufig, sie ist nur zu Wasser zu erobern.

Aber die Schiffahrt auf der Spree und auf der Havel ist nahezu ganz eingestellt. Segelboote, die man früher für 6000—7000 Mark erwerben konnte, kosten heute mehr als das Zehnfache, und das Motorboot, zu dem sich meine keckisten Hoffnungen verdichteten, kann heute nur von Milliardären betrieben werden.

Also doch wieder ein Versuch, durch die Sandwüste das gelobte Land zu erreichen. An einem Tag der vorigen Woche fuhr ich mit dem Schnellzug zwei Stunden weit hinaus bis nach Fürstenwalde, von dort wollte ich bis zum Scharmützelsee vordringen. Die Kleinbahn, die von Fürstenwalde nach Saarow—Pieskow fährt, streikte. So war ich gezwungen, Fürstenwalde und Umgebung kennen zu lernen. Ich will nicht lästern, will nicht anklagen, wo man nur konstatieren kann. Aber diese kleinen, verhältnismäßig neuen Städte und Städtchen von Berlin bis Jüterbog gehören zu den traurigsten Erzeugnissen des deutschen Industrialismus. Alle diese Häuser sind Fabrikware, geschaffen zu einer Zeit, in der die deutsche Industrie noch nicht vom Qualitätsgefühl beherrscht war. Erschreckend freudlos ist so ein Städtchen mit Manufakturhäusern. An österreichische, an bayerische, an hessische Bautraditionen darf man nicht denken. Nirgends ein Häuschen, in das sein Schöpfer verliebt war. Bei keinem Haus ein Stück Garten, das von der Seele des Bewohners erzählte. Kein Häuschen mit eigenem Profil, Herr Müller könnte in Herrn Schulzes Haus übersiedeln und Herr Schulze in Müllers Lokalitäten; eine trostlose Uniformität in all diesen Bauten und doch wieder nicht die Schönheit der Gleichartigkeit, nicht die Gesetzmäßigkeit und Disziplin einheitlicher Bauweise, wodurch eine Art Schönheit der Uniformität entstehen kann, sondern eine dilettantische Eigenwilligkeit des Hauseigentümers, eine kindische Vorliebe für den leeren Schnick-Schnack und für die Pofelindividualität. Alle diese kleinen Städte in der Nähe von Berlin sind langgezogen und wollen nicht enden. Man seufzt, wenn man die Chausseestraße betritt, man ist innerlich erschlagen, wenn man sie auf Nummer 283 verläßt.

Endlich nach einstündiger Wanderung durch das Städtchen, durch ein daran anschließendes ausgezogenes Dorf, über die staubige Chaussee kamen wir in ein bißchen Gegend. Die Magerkeit der Landschaft wurde weicher durch ein bißchen Hügelung, der Sand hörte auf, wenigstens fleckenweise; ein Stückchen saftiges Wiesengrün erquickte, und schließlich kam der erste kleine See mit seinen Wal-

dungen. Wir gingen auf den Wald los in der Hoffnung, uns dort ein Viertelstündchen niederzulassen, aber je näher wir kamen, desto unmöglicher schien die Ausführung. Zuerst begegneten wir einem Dutzend Jünglinge, die Laute schlugen, das Dutzend war auf einzelne Trupps verteilt. Man konnte keine fünf Minuten gehen, ohne das man angeklimpert wurde. Lauter, und also schlimmer, war es, wenn die junge Truppe unisono zu dem Geklimper sang. Ich habe gar nichts gegen Singen und Lautenspiel, trotzdem muß ich sagen: Es wird allmählich unmöglich, in die Berliner Umgebung hinauszufahren, ohne auf Schritt und Tritt von diesen jugendlichen Gesangsvereinen heimgesucht zu werden. Auf dem Wege zum Scharmützelsee bin ich auch einem jungen Mädchen begegnet, das, marschierend, eine Geige unter's Kinn gesetzt, während sie vorwärts schritt, den Bogen über die Saiten streifen ließ. Ich übertreibe nicht, derartige junge Geigenspieler und -spielerinnen im Umherziehen sind gar keine besondere Ausnahme. Man kann dergleichen wunderliche Erscheinungen an jedem Sonntag in Tegel, in Kaputh, am Müggelsee sehen. Das Uebel stammt aus einer fatalen kunstgewerblichen Auffassung. Die Natur allein genügt dem Berliner nicht, er muß sie noch mit Kunst aufputzen. Daher dieses unerträgliche Gedudel in allen Kieferwäldern der Mark, diese jugendlichen Gesangsvereine an jedem Seeufer, diese Violinkonzerte zu jedem Sonnenuntergang. Bin ich gegen das Singen, bin ich gegen das Geigenspiel? Spielt so viel ihr wollt auf eurer Geige, Jünglinge und Mädchen! Singt euch eure Lieder vom Herzen, macht euch froh durch eure Lauten! Aber muß das alles so verflucht öffentlich geschehen und muß Natur- und Kunstgenuß so dick verquirlt werden? Es ist schon ein bißchen seelentötend, daß ihr nur in Trupps und Riegen am Sonntag ausfliegen könnt, wohltätiger wär's euren jungen Seelen, wenn ihr allein oder zu zweien durch die Wälder ziehen könntet. Aber müßt ihr, wenn ihr schon in Bataillonen ausmarschiert, auch eure Bataillonsmusik unaufhörlich tönen lassen? Habt ihr nicht ein klein wenig Respekt vor der Stummheit der Natur? Möchtet ihr nicht ein bißchen stille sein und dem leisen Weben des Sommers lauschen? Das Sirren der Insekten, das Rauschen der Aeste, ja, auch das Zwitschern der wirklichen Vögel wird unhörbar neben der Musik der Berliner Wandervögel. Ich begreife, wir sind im Lande der Organisation, und da die Freude an der Natur nicht immer aus der eigenen Großstadtseele quillt, so muß auch der Naturgenuß der Jugend erst organisiert werden. Aber glaubt ihr mit so viel Kunstlärm den Naturgenuß richtig zu organisieren? Treibt doch die Organisation zur feinsten Blüte! Organisiert eure Desorganisation, organisiert euer Schweigen!

DIRK COSTER, DELFT

LIEBLOSIGKEIT UND LIEBE

Dirk Coster, bisher vorwiegend als Kritiker hervorgetreten, übt in jenem verborgenen literarischen Holland, welches nicht dasjenige von Louis Couperus, Albert Verwey, Frederik van Eeden ist, dem indessen die Zukunft gehört, einen nach außen kaum zugestandenen, geheim desto spürbareren Führereinfluß aus. Die nachfolgenden Gedanken entstammen einem Bande von Sinnsprüchen, die Dirk Coster unter dem Titel „Marginalia" unlängst herausgab und in deren Vorwort es heißt: „Was die erste Periode des Menschenlebens, die hinter mir liegt, mir zu wissen gegeben hat, habe ich auf diesen Buchseiten zusammenzufassen und niederzulegen getrachtet. Ihre Zahl mag gering sein, aber mehr hat das Leben mir bislang nicht zu wissen gegeben. Es ist das einzige, was ich aus viel Wahn und Selbstbetrug übrig behalten konnte."

F. M. H.

1.

Der Weg zur Liebe für die, welche keine Liebe hegen, geht durch die glühende Wüste der Leidenschaften oder durch das Eisgefilde des Verstandes. Anders gesagt, durch die brennende oder kalte Selbstsucht.

2.

Das zwiefältige Trauerspiel, auf das sich jedes inwendige Menschenleben zurückführen läßt und was jedes große Kunstwerk beherrscht, ist: Der Kampf um Liebe, um Liebe spenden zu können, — und der Kampf der Liebe, um Liebe empfangen zu dürfen.

3.

Die Folterqual für den lieblosen Menschen besteht in all der Liebe, die ihm entgegengebracht wird; die Leidensprüfung des liebevollen Menschen besteht in all der Liebe, die ihm verweigert wird.

4.

Liebe erregt Liebe, jedoch nur in liebevollen oder leidenschaftlichen Menschen.

5.

Die Ungütigen, die zur Liebe gesund gemacht werden durch die Liebe, die ihnen entgegengebracht wird, hegten bereits Liebe, wenn zwar auf irrtümliche oder niedrige Weise.

6.

Liebe kann Lieblosigkeit nimmer gesund machen. Die Lieblosigkeit kann gesund gemacht werden allein durch die Lieblosigkeit selber.

7.

Der Lieblose ist allein und verlangt von der Welt nichts anderes als mit dem Weh der Lieblosigkeit allein bleiben zu dürfen.

8.

Liebe, die geschenkt wird, erzeugt im lieblosen Menschen keine Gegenliebe: — höchstens Widerstreben und Beklemmung, die bis zum Herzen anschwellen kann.

9.

Das einzige Heil, das die Liebe im Lieblosen hervorbringt, — ist das gesteigerte Weh der Lieblosigkeit. Je höher in einem Menschen die Lieblosigkeit ist, desto mehr ruft er Liebe zu sich heran und desto unerträglicher mehrt er selber seine Folterqual.

10.

Es ist ein scheinbar unbegreiflich grausames Gesetz, daß Lieblosigkeit Liebe zu sich heranruft, gleich wie die Leere die Fülle ruft. Das Wesen dieses Gesetzes ist jedoch eine tiefere Gerechtigkeit.

11.

Das Gesetz, welches will, daß der Mensch, im Maße wie die Liebe in seiner eigenen Seele gestorben ist, desto mehr Liebe gegen sich heranruft, ist nicht grausamer als das Gesetz, welches in dem schrecklichen Worte des Evangeliums eingeschlossen liegt: „Wer hat, dem soll gegeben werden, und wer nichts hat, dem soll auch, was er hat, genommen werden." Wessen er durch die Liebe beraubt wird, ist die dumpfe Ruhe der Lieblosigkeit, darin er beharren möchte.

12.

Die Augen des lieblosen Menschen sind voll von Bekümmernis und unendlichem Lechzen. Der liebevolle geborene Mensch, der sich die Hölle der Lieblosigkeit nicht vorstellen kann, — versteht dieses Lechzen und zu gleicher Zeit versteht er es nicht. Wo er meint, seine Liebe werde gerufen, gibt er sie also bald im Ueberfluß. Was indes seine Liebe nicht begreifen kann, ist der Sachverhalt, daß der lieblose Mensch die Liebe nicht bei anderen erbittet, sondern daß er diese Liebe bei sich selber erbittet. Der liebevolle Mensch versteht den schmerzlichen Ruf nach Liebe rein als solchen. So wird er in seiner Liebe mit gesetzmäßiger Sicherheit betrogen.

13

Nur der ungewöhnliche Mensch, der noch in diesem Leben selber aus Lieblosigkeit zur Liebe wiedergeboren wird, kann die Bedeutung der Bitte um Liebe im Lieblosen verstehen.

14.

Die Liebe, die durch den Lieblosen abgewiesen und gekränkt wird, kehrt zurück zu dem Menschen, der sie aussandte und läutert sich zu einer noch schöneren Liebe.

15.

Alle reine Liebe, die unerhört und verschmäht blieb, läutert und verstärkt sich in sich selber. Und gesetzt, selbst der liebevolle Mensch gehe vor lebendigem Schmerz in diesem Leben unter, — wer weiß, wozu seine Seele wieder aufersteht?

16.

In den wahrhaftigen Liebestränen wohnt ein dunkles Glück. Die Tränen sind eine traurige Weise, sich selber leben zu fühlen, und sich leben zu fühlen ist auf jeden Fall noch Glück.

17.

Ohnmacht zur Liebe ist zur gleichen Zeit Ohnmacht zum Erleben des Leides, was seinerseits die oberste Folterqual ist.

18.

Das Leidenserleben des liebevollen Menschen liegt für den lieblosen Menschen in unerreichbaren Glücksfernen verborgen.

19.

Der Lieblose kann mit dem letzten Reste Liebe, der in ihm übrig geblieben ist, nur denjenigen liebhaben, der zu ihm keine oder keine edle Liebe hegt.

20.

Der Lieblose, der seinen letzten Rest Liebe an denjenigen verschenkt, der sie als wertlos beiseite wirft, — tritt damit aus eigenem Drange die Leidensprüfung an, die seine kleine Liebe größer machen und reinigen kann.

21.

Die letzte Kraft zur Liebe im Lieblosen ist die letzte Glut seiner Seele, seine letzte Möglichkeit zur Wiedergeburt. Es ist besser, daß sie verworfen wird, als das sie jubelnde Erwiderung in Menschenaugen finden möchte. Und damit, daß sie verworfen wird, verwirft sich der Lieblose selber. Allein in dem Augenblicke, daß er die inwendige Gewißheit hat, daß seiner keine Gegenliebe warten kann, — erst in diesem Augenblick läßt er seine letzte Liebe aus sich hervorgehen. So schafft der lieblose Mensch sich selber die Leidensprüfung, die ihn retten und gesund machen kann.

22.

Die kleine kühle Liebe des Lieblosen, die strahlend Erwiderung in Menschenaugen finden sollte, droht in diesem Lichte zur Scham und Sättigung zu erlöschen.

23.

Das weitest entfernt vorstellbare Ende von Verstand und Lieblosigkeit ist endlose Angst und Leere, gleich wie das weitest entfernt vorstellbare Ende der Liebe unfaßbar heftiges Lebensgefühl und Freude ist.

Deutsch von F. M. Huebner im Haag.

PAUL BARCHAN

DIE GANS IM SCHWEINESTALL

In einen Stall, wo feiste, fette Schweine sich wälzten, grunzten, wühlten, schnupfelten, schmatzten; rosige, gepflegte Tiere, gemästete Bäuche auf kindischen, winzigen Beinen; vor Sattheit, Nimmersattheit und Selbstzufriedenheit schier platzend; in den Schweinestall, der von säuerlicher, gegorener Luft schwer geschwängert war, wurde eine Gans vom Schicksal, dem Menschen, hineingetrieben.

Eine mürrische Dogge hatte sie auf dem Hofe verfolgt, melancholisch, schwerfällig, aber zäh. Die Gans war schon ganz aus dem Häuschen, da errettete sie der Mensch, indem er sie in den Schweinestall abschob. Etwas benommen und beklommen blickte sie hier mit blinzelnden Aeugchen um sich, mit diesen lieben, geliebten, warmen Gänseäugchen. Doch bald scholl es ihr zutraulich und vertraut entgegen:

„Na, also, da bist 'e ja. Immer rin, immer rin in die jute Stube. Wir meenten schon, du wärest stolz geworden. Nur nicht geziert, mach' es dir bequem. Wo Schweine sind, da laß dich ruhig nieder. Selbst feine Damen lüften bisweilen das Mieder."

„Bei euch ist es aber wirklich gemütlich", versetzte die Gans aufatmend. Sie war, man muß gestehen, nicht übel, gar nicht übel. Jung, drall und prall, säuberlichst weiß von Gefieder, von entzückendem Rot Beinchen und Schnabel, famose Brust und sonstige schöne Sachen, die zwar einer Gans gehörig und allgemein bekannt und beliebt, doch nicht genannt werden dürfen, ohne verschiedentliche, amtlich beschlagnahmte Gefühle zu verletzen.

„Nein", fuhr sie, wie befreit, fort: „Kinder, wenn ihr nur wüßtet, wie dieses fade Subjekt von einer Dogge mich angeödet hat."

„Dieser Trottel? Dieser ekelhafte Kerl?" Man ahnt es nicht, wie giftig solch ein Schwein zu sein vermag.

„Nein, ich kann euch gar nicht sagen. Ganz verrückt war dieses Wesen nach mir. Was hat der mir nicht zugesetzt. Ein Schwan sollt ich partout sein und was nicht alles! Eine Wildente, eine Unke, ich

glaube sogar eine Nachtigall. Aber daß ich eine Gans bin, das fiel ihm gar nicht ein! Ich bin ja keine Gänserechtlerin, aber ich will doch als Gans genommen werden, nicht wahr, ich meine? Und dann überhaupt, dieser griesgrämige Tolpatsch, immer mit der Ewigkeit per du, egalement weg." Da lachten und wälzten sich die Schweine:

„Das könnte ihm so passen, diesem widerlichen Idioten. Nein, nein, du bist eine liebe, blöde Gans und bleibst bei uns."

„Nicht wahr? Und bei euch ist es auch so lustig."

„Ein Schwan, ausgerechnet ein Schwan! Nicht mehr und nicht weniger als ein Schwan. Nein, nein, eine dumme Gans bist du. Von allen hast du so ein bißchen geschnappt. Vom Schwan die Statur, von der Ente das Schwimmen, vom Pfau den Gang, vom Hahn und der Henne die Stimme, von allen ein bißchen und alles verkehrt, vollkommen blöde. Aber dein Fleisch ist gut. Donnerwetter! Aber zu viel schnattern darfst du hier nicht."

„Ach, wie bin ich froh! Und dann, daß ich diesen Blödian los bin."

„Ja", fielen die Schweine ein, „laß mal gut sein. Die Gans und das Schwein gehören zusammen, im Leben und im Tode. Die versteh'n einander. So, und darauf wollen wir eins im Drecke wühlen."

*

Und als ihre Zeit gekommen war, da klopfte das Schicksal an die Tür des Stalles, und der Mensch kam und schlachtete die Gans. Und ein Stück ihrer delikaten Brust bekam auch die Dogge zu kosten. Noch nie hat ihr etwas so gut gemundet, der Dogge. Lange, lange noch lag das Tier da und beleckte sich feuchten Auges. Mürrisch und melancholisch spann er seine zähe Meditation:

„Du hast nicht umsonst gelebt, süße Gans."

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Vom Geiste der Betriebsräte.

Die Berliner Gewerkschaftskommission hat eine Betriebsrätezentrale errichtet, die die praktische Arbeit der Betriebsräte aller Gewerbezweige leiten und vereinheitlichen soll. Das Aktionsprogramm dieser Zentrale läßt erkennen, wie sich die Gewerkschaftskommission das Wirken der Betriebsräte vorstellt und was sie von ihnen erwartet. Als erste Aufgabe der Räte gilt nach dieser Kundgebung die agitatorische: sozialistische Aufklärung der Arbeiterschaft. An zweiter Stelle steht die Sicherung der materiellen Arbeitnehmerinteressen im Betriebe. Die Räte sollen „das Recht der Einstellung und Entlassung der Arbeiter und Angestellten erobern". Sie sollen sich weiter die Mitbestimmung bei der Festlegung der Arbeits-

bedingungen erkämpfen; ebenso die „völlige" Bilanz- und Inventureinsicht. Zuletzt kommt dann die Teilnahme an der Produktionsführung: „Mitbestimmung bei der Produktion in Art und Qualität; Mitbestimmung bei der Kalkulation." Es ist übrigens zweifelhaft, ob diese Forderung der Kalkulationskontrolle produktions- und produktivpolitisch gemeint ist; wahrscheinlich ist sie auch nur lohnpolitisch zu verstehen.

Was ist der Betriebsrat nach diesem Programm? Ein Organ, das erstens die Arbeiter ständig darüber aufzuklären hat, daß das Vorhandensein des Unternehmers eigentlich eine höchst empörende Tatsache ist. Ein Organ, das zweitens dafür sorgen muß, daß diese Drohne Unternehmer, die nun leider Gottes einmal da ist und nicht so ohne weiteres vor die Türe gesetzt werden kann, in punkto Verdienen kurz gehalten wird, und daß auf der anderen Seite die Arbeiter und Angestellten die höchsten kalkulatorisch möglichen Löhne und Gehälter bekommen, und sich ungestört einer fast beamtenmäßig gesicherten Existenz erfreuen können.

Die Gewerkschaften dürfen sich darauf berufen, daß sie mit diesen Zielsetzungen nicht gegen den Sinn des Betriebsrätegesetzes verstoßen. Das Betriebsrätegesetz hat den Gedanken wirtschaftlicher Selbstverwaltung, produktiver Arbeitsgemeinschaft aller im Betriebe und im Wirtschaftszweige Schaffenden in die plumpe und zersetzende Idee einer Radau-, Agitations- und Erpressungsorganisation der Arbeitnehmergruppe des Betriebs umgefälscht. Als es erlassen war, blieb nur die Hoffnung, daß die Beteiligten, die Arbeiter und die Unternehmer, gescheit genug sei würden, um das wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen, was der Gesetzgeber verpfuscht hatte. Die Berliner Gewerkschaftskommission begräbt diese Hoffnung. Sie ist dem Ungeist des Gesetzes treu geblieben und zieht die bequeme Gelegenheit zu agitatorischer Falschmünzerei dem Versuche ehrlicher Gemeinschaftsarbeit vor.

Die Unternehmer, die größtenteils die Vernunft des (echten) Rätegedankens ohnedies noch nicht erfaßt haben, werden entsprechend reagieren. Der Betriebsrat wird ihnen nicht als Arbeitsgenosse hingestellt, sondern als feindlicher Aufpasser. Wenn Kampf die Parole ist, so muß eben gekämpft werden. Mit Hörnern und Klauen kann man sich nicht wehren; denn hinter dem Betriebsrat steht ja das Gesetz und die Stärke der politischen und wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen. Aber mit Listen und Schlichen. Ein großes gegenseitiges Betrügen und Beargwöhnen wird anheben.. Die Unternehmer werden vor dem Geheimnis ihrer Betriebsführung und ihrer Betriebserfolge künstliche Fassaden aufrichten, und die Arbeiter werden mit Mißtrauen und Entrüstung gegen diese Fassaden anrennen. Die Ar-

beiter werden sich immer übervorteilt fühlen, und die Unternehmer werden überzeugt sein, daß sie in Notwehr handeln. Statt auf höchste Leistung zu sinnen, wird man stets auf dem Sprunge sein, den anderen Teil anzugreifen oder seinem Angriffe auszuweichen.

Praktisches Resultat (außer dem Gewinn radikal gestikulierender Konjunkturnutznießer und Parteigeschäftsleute): revolutionäres Geschrei plus Lohnbewegung. Das waren schon bisher die Haupterrungenschaften der geistlosesten Umwälzung, die die Geschichte je sah. Nun werden sie „verankert".

So sehen die Anfänge deutscher Gemeinwirtschaft aus. Es ist ein Jammer.

Wer bezahlt die Sozialisierung?

Herr Wirth, der Reichsfinanzminister, hat neulich aus der Kümmernis seines Herzens heraus diese Frage gestellt. Daß man sich nach immer neuen Steuern umsehen müsse, um das Defizit der sozialisierten Reichsbetriebe zu decken, das gehe doch auf die Dauer wirklich nicht an. Kein Finanzminister, so sagte Herr Wirth, könne eine derartige Gebarung verantworten.

Das hohe Haus der deutschen Volksvertretung, dem diese kleine Anfrage von der Ministerbank her vorgelegt wurde, hatte für sie kein Interesse. Die Presse auch nicht. Wir sind im Wahlkampf, und da hat man doch schließlich dringendere Sorgen. Die Tatsache, daß Herr Stresemann gerne das Eiserne Kreuz am weißen Bande gehabt und sich ungern in den Schützengräben aufgehalten hätte (richtige Demokraten verabscheuten bekanntlich den Ordens- und liebten den Kugelregen), ist, trotz Papierknappheit, unter Brüdern eine halbe Spalte wert. Die zwölf oder fünfzehn Milliarden Defizit? Später, Herrschaften, später . . . . . .

Da wir schon einmal bei Herrn Stresemann sind, können wir feststellen, daß einer seiner volksparteilichen Jünger, der Landrat von Raumer, eine Antwort auf die Frage des Reichsfinanzministers hat. Er meint, man solle die Post und die Eisenbahn Privatunternehmern überlassen. Dann würden beide wieder rentabel werden.

Darob große Entrüstung des „Vorwärts" (natürlich nicht unter Rubrik Wirtschafts- und Finanzpolitik, sondern unter Rubrik Deutsche Volkspartei). Ich will gegen diese Entrüstung gar nichts sagen, obwohl ich nicht weiß, ob Herr von Raumer seine Weisheit, wie der „Vorwärts" annimmt, von der Schwerindustrie hat. (Ich glaube nicht, daß sich die Schwerindustrie unter den heutigen Verhältnissen für die Post und die Eisenbahn interessiert.) Er könnte sie auch aus Sowjetrußland bezogen haben. Die Bolschewisten taten nämlich tatsächlich mehrfach das, was Herr von Raumer empfiehlt, — zum Beispiel bei den Kohlengruben des Moskauer Reviers.

Der „Vorwärts" argumentiert nun aber sehr hübsch weiter. Wenn Post und Eisenbahn von Privatunternehmern betrieben werden sollen, dürfen sie kein Defizit mehr haben. (Sehr richtig; darum dreht sichs ja.) Da würden aber doch die Beamten und die Arbeiter die Zeche zu bezahlen haben. „Ohne Entlassungen, Gehaltskürzungen könnte sich naturgemäß die Privatregie in diesen gewaltigen Betrieben gar nicht halten." Stimmt: sie hat weder die Steuerschraube, noch die Notenpresse zur Verfügung.

Hier, Herr Wirth, ist, gegeben vom Moniteur des Herrn Reichskanzlers, die Antwort auf ihre unzeitgemäße Frage. Das Defizit ist notwendig; es geht weiter. Das Uebrige ist Ihre Sache.

Der Käuferstreik:

Eine große Berliner Zeitung hat eine Umfrage veranstaltet, um dem Wesen der Preis- und Absatzkrise und den Aussichten ihrer weiteren Entwicklung auf den Grund zu kommen. Die Händler und Fabrikanten, die sie befragt hat, sind einhellig der Ansicht, daß es nicht sehr anständig vom Publikum sei, jetzt plötzlich zu streiken. Valuta hin, Valuta her; die Waren müßten so teuer sein: Kohle, Löhne, sonstige laufende Unkosten usw. Einer der Herren erklärte, es sei die verdammte Pflicht der Verbraucher, wieder zu kaufen. Sonst trügen sie die Verantwortung für eine unerhörte Krise, „wie man sie weder während des Krieges, noch unmittelbar nach der Revolution kennen gelernt habe". Die Krise kommt sicher; aber die Frage der Verantwortung liegt doch nicht so einfach. Haben sie noch nicht daran gedacht, verehrter Herr, daß das „Publikum" vielleicht nicht mehr kaufen kann?

Um auch die höhere volkswirtschaftliche Einsicht zu Wort kommen zu lassen, hat das Blatt den Reichswirtschaftsminister und den ehemaligen Reichskanzler Bauer interpelliert. Der Reichswirtschaftsminister hat gesagt, daß er noch nicht klar sehe, und daß er mit dem Reichswirtschaftsrat über die Sache reden werde. (Inzwischen hat er, damit doch auch praktisch etwas für die Preisentwicklung geschehe, die Druckpapierpreise weiter hinaufgesetzt und sich nachträgliche Erhöhung vorbehalten, falls inzwischen die Kohlenpreise wieder steigen sollten.) Herr Bauer ist sehr erfreut darüber, daß die Valuta sich gebessert hat; das müsse doch irgendwie wirken. Die Löhne und Gehälter dürften natürlich nicht ermäßigt werden, ehe das Leben wesentlich billiger geworden sei. Aber vergessen Sie nicht, Herr Bauer, daß bald für sehr viele Arbeiter und Angetellte die Höhe der Erwerbslosenunterstützung praktisch wichtiger sein wird als die der Löhne! Die Früchte der sogenannten Wirtschaftspolitik des Kabinetts, das Ihren Namen trug, beginnen zu reifen. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

WANN WIRD MAN GELESEN?

Ein Buchhändler sagte mir, daß nach Adolf Kösters Werken niemals so stark gefragt worden wäre, wie von dem Zeitpunkt an, da er Minister des Aeußeren geworden war.

Werke werden im allgemeinen stark „gefragt", wenn sie in Form oder Inhalt irgendwelche Besonderheiten aufweisen. Es ist nun klar, daß die Besonderheiten der Kösterschen Werke nicht durch den Aufstieg ihres Autors irgendwie vermehrt worden sind. Trotzdem wuchs die Nachfrage nach ihnen rapid. Also waren für diese wohl andere als die sachlichen Gründe der Begier nach Ungewöhnlichkeiten maßgebend. Natürlich. Man sagte sich: Donnerwetter, dieser Köster ist Außenminister geworden, da müssen wir doch seine Werke mal lesen. Man sagte sich das, wiewohl äußere Ereignisse im Leben des Autors unmöglich die Schönheiten vorher geschriebener literarischer Arbeiten vermehren können, auf die es beim Lesen dieser ja doch wohl allein ankommen sollte. Ankommen sollte! Jawohl: aber es kommt nicht auf sie allein an. Niemals. Du liest ein Buch von Gottlob Meyer. Flüchtig. Ueberblätterst ganze Seiten. Wirfst es schließlich gähnend in eine Ecke. Drei Tage später sagt dein Freund Egbert Krause zu dir: „Du! Du solltest mal das Buch von meinem Schwiegersohn, dem Gottlob Meyer, lesen!" — „Ach nee!" fällst du aus den Wolken . . . . „dieser Gottlob Meyer, der den Roman ‚Weißer Flieder' geschrieben hat, ist dein Schwiegersohn?" . . . . „Ja, freilich."

Und du setzest dich zu Hause hin und liest den Roman nochmal. Aber nunmehr gründlich. Wort nach Wort. Du liest ihn unter einem anderen Gesichtspunkt als vor drei Tagen. Unter dem Gesichtspunkt, daß der Autor der Schwiegersohn deines Freundes ist. Du liest den Roman unsachlich. Du liest deine indirekte Bekanntschaft zu dem Autor in den Roman hinein. Du verknüpfst unbewußt den Inhalt des Romans mit dieser indirekten Bekanntschaft. Du liest: „. . . . plötzlich öffnete sich die Tür, und über die Schwelle trat die zu Tode erschrockene Edith . . . ." und denkst an den dicken Krause dabei und sein hübsches Töchterchen und an die schönen Klubsessel in Krauses Hause. Die lebendige Vorstellung von Dingen, die auch der Schreiber des Romans kennt, belebt die toten Zeilen, die er schrieb. Du vermehrst die Gedanken des Romans, indem du sie in Beziehung setzt zu dem Leben des Verfassers. Es ist eben ein anderes, ob eine Novellensammlung von irgendeinem Jakob Müller oder von dem Schwiegersohn deines Freundes oder von dem Außenminister des Deutschen Reiches ist. Selbst bei völlig gleicher Güte liest du die Arbeiten verschieden.

Und wenn nun gar Herr Dr. Köster als Radrennfahrer auf dem Sportplatz aufträte! Wie würdest du dir heute noch ein Vorverkaufsbillett sichern! Herr Dr. Köster würde wahrscheinlich herzlich schlecht gegen die Berufsfahrer abschneiden. Seine sportlichen Leistungen würden unbeachtlich sein. Und doch: Dich würde nicht das rasende Dahindonnern der Professionals kümmern. Mein Gott! Die Leute fahren von Berufs wegen.

Solche kannst du alle Tage sehen. Aber dieser Dr. Köster würde dich interessieren. „Der Außenminister als Radrennfahrer!" würden die Zeitungen in Fettlettern drucken. Es wäre riesig interessant. Und wenn nun während des Tages, an dem Dr. Köster fährt, der Radrennfahrer Saldow die Reichsgeschäfte des Aeußeren führte! Und wenn nun gar am Abend dieses Tages in einem Sportpalast Gerhart Hauptmann gegen Walter Hasenclever boxte und hinterher eine von dem bedeutendsten Boxer Deutschlands verfaßte Tragödie aufgeführt würde!!!! Wäre es auszudenken? Würden die illustrierten Journale nicht Bataillone von Photographen aufmarschieren lassen, um Köster als Radrennfahrer, Saldow als Außenminister festzuhalten, wo sie sich bei Köster als Außenminister und Saldow als Radrennfahrer mit Gruppenkolonnen begnügen? Gäbe es Sporthallen, die das Publikum fassen, Theater, die die Neugierigen aufnehmen könnten, wenn bekannte Dichter boxen und berühmte Boxer aufgeführt werden würden? Es lebt ein Wunsch in uns, Bekanntes im unbekannten Gewande zu sehen. Wieviele gäben unbedenklich alle Werke, die Gerhart Hauptmann uns noch bescheren wird, für drei Stunden, während deren sie in seinen Privatgemächern einmal Mäuschen spielen könnten! Wir nennen die Erfüllung dieser Wünsche Sensation.

Hans Bauer.

DER MANN MIT DEN GELBEN ZÄHNEN

In der Berliner Untergrundbahn war mir ein junger Mann aufgefallen, der sich im Wagen umsah, dann ein Notizbuch zog und sich etwas notierte. Er hatte dabei einen ernsten, ja, besorgten Ausdruck, so daß ich meine Teilnahme nicht unterdrücken konnte. Nun ja, vielleicht war auch ein wenig Neugier dabei; also ich fragte ihn, was er sich da eigentlich aufschreibe. Er sah mich an, bleckte die Zähne und erwiderte: „Sie sehen, ich habe meine Zahnpflege bisher ziemlich vernachlässigt. Meine Zähne sind unangenehm gelblich, nicht wahr? Nun beabsichtige ich, das in Ordnung zu bringen." Und er zeigte mir, was er sich so eifrig notiert hatte: Haco Zahnpaste, das Beste zur Pflege der Zähne, dazu nannte er die genaue Adresse.

Lieber Freund, sagte ich, seien Sie nicht leichtsinnig. Woher wissen Sie, daß gerade die Haco-G. m. b. H. mit ihrer Behauptung den Glauben verdient, den Sie ihr beizumessen scheinen? Und ich wies ihn auf ein zwar kleines, doch immerhin nicht zu übersehendes Plakat: „Weiße Zähne durch Zahnwohl, die unübertreffliche Zahnpaste." Der Mann notierte wieder und als wir gleich darauf ausstiegen, konnte ich ihn auf zwei wirksame große Reklameflächen aufmerksam machen. Die eine zeigte, stumm und doch beredt, eine Riesentube mit der Aufschrift: Pebeco Mundwasser, wieder mit der Adresse; die andere bestand aus einem Gemälde, in dessen Rahmen der offenbar abgeklärter Weisheit entspringende Satz zu lesen stand: „In früher Jugend sich an den Gebrauch der Litho-Zahnpaste gewöhnen, heißt, im Alter schöne und gesunde Zähne haben." Als der Schönheitskandidat auch dieses vermerkt und wir wieder im Wagen saßen (denn wir hatten, lieber Leser, das gleiche Ziel), entdeckten wir

noch zusammen „Emluco zur Pflege der Zähne" und „Lenicet, Mundwasser in Pulverform, anregend, wohlschmeckend, schleimlösend". Von „Odol" schwieg ich absichtlich, da ich zweifelte, ob das Odol, das bekanntlich lange „das Beste für die Zähne" war, dies immer noch von sich sagen könne, angesichts der Konkurrenz von Lenicet, Emluco, Litho, Pebeco, Zahnwohl und Haco.

Nun, der Mann mit den gelben Zähnen hatte sich also alle die wohlklingenden Namen aufnotiert, und blickte mich jetzt an — ratlos. Wie sollte der unglückliche Paris in der Untergrundbahn entscheiden, welche von sechs Zahngöttinnen die echte, die wahre sei, da sie alle ihr Eigenlob gleich überzeugend verkündeten? Sollte ich ihm verraten, womit ich meine Zähne putze, nämlich mit ganz gewöhnlicher Schlämmkreide? Sollte ich auf den Zusammenhang hinweisen, der meiner Ueberzeugung nach zwischen dem Aufblühen der Zahnpasten- und Zahnwasserindustrie und der starken Vermehrung der Zahnärzte besteht? Ich wußte nicht, ob ich das durfte; denn ich war erst kürzlich von einem Kinobesitzer wegen Geschäftsschädigung verklagt worden, weil ich vor dem Besuch seines Etablissements gewarnt hatte. Doch es fiel mir ein Ausweg ein. „Darf ich Ihnen etwas erzählen, Verehrtester?" sagte ich. „In einem Dorf in Ungarn traf ich einmal eine Zigeunerin, die wunderschöne, blendend weiße, blitzende Zähne hatte. Natürlich fragte ich sofort, womit sie sich die Zähne putze. Da bleckte sie lachend ihr wunderbares Gebiß und schüttelte den Kopf: sie putzte nämlich die Zähne gar nicht, so wenig wie ihre Katze. Sprach's und ging meiner Wege.

Schairer.

Erich Schairers Zahnputzerlebnisse während einer einzigen Berliner Untergrundbahnfahrt sind ernster als man seiner kleinen Erzählung ansieht. Niemals war nämlich die Sorge um gute Zähe begründeter. Ein Volk, das von einer Syphilisseuche, wie nie vorher, heimgesucht würde — gerade im Proletariat hat der Krieg die Lues neu eingebürgert, ein schlecht genährtes Volk leidet an seinen Zähnen viel leichter Schaden als eine gesunde, wohlgenährte Rasse. Und nun sollen diese schlechten Zähne dem Unternehmer anvertraut werden, der die schrillste Reklame macht? Wo kann der arme, von Plakaten und Inseraten verwirrte Mitbürger sich redlichen Rat holen?

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN:

Matteo Bandello: Novellen. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Otto M. Mittler. Musarion-Verlag, München.

Renaissancenovellen von einem Zeitgenossen Boccaccios.

Hermann Hesse: Klingsors letzte Sommererzählungen. Verlag S. Fischer, Berlin.

Drei Novellen, von denen die Titelnovelle Hesses eigene Bekenntnisse als Maler enthält.

Max Barthel: Arbeiterseele. Verse von Fabrik, Landstraße, Wanderschaft, Krieg und Revolution. Verlag Eugen Diederichs in Jena.

Soziale Probleme als reine Lyrik gestaltet.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123b

STEFAN GROSSMANN

ÖSTERREICHS SCHICKSALSFRAGE

Am 26. Mai verhandelte die französische Kammer über den Vertrag von Saint Germain. In Deutschland hat man diese Beratung nicht sehr beachtet, und sie verdient es auch nicht. Der Berichterstatter, Herr Margaine, warf den hungernden Oesterreichern ein paar teilnahmsvolle Redensarten zu, mit denen aber nicht einmal der nach Westen betende Karl Renner — le coureur nennt man ihn in der Wiener französischen Mission — viel anfangen kann. Wie sparsam rationiert dieses französische Mitgefühl für das sterbende Wien ist, das bezeugte ein Majoritätsgenosse des Herrn Margaine, als Marcel Sembat in menschlicher Gesinnung ein Bild der siechenden Donaustadt malte. Da rief ein edles Gemüt, Monsieur Tapponiers, ungeduldig dazwischen: „Kein übertriebenes Mitleid mit den Boches!" Der Ruf verdient angemerkt und aufgehoben zu werden, nicht nur als Bekenntnis einer schönen Seele, sondern auch, weil französische Schwätzer oft von einem österreichischen Wesen faselten, das außerhalb der deutschen Art und ganz im Gegensatz zu ihr erwachsen sei. Monsieur Tapponiers hat mehr recht als die psychologischen Schwätzer. Die Wiener sind im letzten Grunde auch nur Boches, und sie fühlen sich auch als solche. Ich habe am 16. Mai auf der Wiener Ringstraße eine Demonstration für den Anschluß gesehen, die ohne Hilfe der großen Parteien, ohne Sozialisten und ohne Christlichsoziale, auch fast ohne die Unterstützung der Wiener Presse zustandegekommen war und an der doch Hunderttausende teilnahmen. Dieser Winter des Grauens, des Kindersterbens, der eisigen Kälte und der Brotlosigkeit hat die Verboschung der Wiener gründlich gefördert. Monsieur le coureur, der den Weg nach Paris, Belgrad, Prag, nur nicht den Weg nach Berlin gefunden hat, wird, kniend im Gebet nach Westen, einsam bleiben.

Diese Verhandlung der französischen Kammer gibt dem Ententismus in Oesterreich den Rest. Glaube keiner, daß der tapsige Zwischenruf des Herrn Tapponiers die einzige Kundgebung politischer Roheit war. Nach ihm sprach Herr Lorin, Deputierter der Gironde und Professor der Geschichte, ein Mann, der Worte zu drechseln weiß. Er redete mit der fröhlichen Unwissenheit, die politisierenden Franzosen, auch wenn sie Universitätslehrer sind, zuweilen eignet, erzählte seinen ebenso ignoranten Kollegen, die Habsburgermonarchie sei eine alldeutsche Gründung gewesen, und gab am Schlusse zu, daß

die Elendsschilderungen aus Wien nicht übertrieben seien. Aber, rief Lorin, der Lehrer, aus: „Ich meine, daß es eine Stufenleiter unseres Mitleids geben muß." Eine gütige Seele, die vor verhungernden Kindern eine Stufenleiter des Mitleids aufstellt und erst von Sprosse zu Sprosse klettert, bis sie die Distanz findet, von der aus man mit aller Gelassenheit dem großen Sterben zuschauen kann. Jeder Kindersarg, der jetzt zu den Friedhöfen von Ottakring und Grinzing getragen wird, sollte mit dem Sinnbild dieser Stufenleiter bemalt werden.

Von diesen Roheiten des Herzens abgesehen, servierten die Herren nur alte, verstaubte Chosen. Herr Margaine tischte die alte Donauföderation wiederum auf. Frankreich, meinte er, müsse den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Donaustaaten begünstigen und bewirken. Daraufhin fragte ihn Marcel Sembat mit der Kaltblütigkeit des Ironikers, der nicht vergebens Jaurès zu Füßen gesessen, ob es nicht ein bißchen voreilig gewesen sei, die alte österreichisch-ungarische Monarchie abzuschlachten? Geht es noch, den zerstückelten Leichnam wieder zusammenzuflicken? Herr Sembat gab zu, daß die selbständig gewordenen Nachfolgerstaaten keine Lust zur Galvanisierung des Habsburgerstaates zeigten. Er fragte, ob es nicht möglich gewesen wäre, die Sukzessionsstaaten zu beraten? Lieber Marcel Sembat, gehen Sie schleunigst zum Pariser Ostbahnhof, lösen Sie ein Rundreisebillett Prag—Warschau—Budapest—Belgrad und überzeugen Sie sich selbst, was Tschechen, Polen, Ungarn, Serben zu Ihrem funkelnagelneuen Altösterreich sagen. Ein großer Föderativstaat? Aber in Prag haben mir tschechische Politiker gestanden: Lieber Oesterreichs Anschluß an das Reich als die Auferstehung des Leichnams. Und die Ungarn, die heute — wie vor 1914 — ihre Milch lieber den Hunden zu saufen geben, als daß sie sie über die Leitha schaffen, die Ungarn werden sich mit einem industriellen Deutschland willig verständigen, in die alte Strindbergehe mit einem wiedererstandenen Oesterreich werden sie nie willigen. Bleiben die Serben, die von Belgrad bis Nisch die k. k. Faust gespürt haben, die ihren jungen Staat mit dem Auslöschen zweier Generationen bezahlen; diese Serben sollten gewillt sein, des verhaßten Franz Ferdinand trialistische Pläne wieder aufzunehmen? Von Galizien haben die entschlossensten Oesterreicher schon 1915 gewitzelt: „Der Sieger wird verpflichtet, Galizien zu behalten." Wenn die Franzosen die k. k. Monarchie erhalten wollten, wofür gewiß viele wirtschaftliche Gründe sprachen, so hätten sie sich das früher überlegen sollen. Jetzt, da die Leiche zerstückelt daliegt, ist es aussichtslos, sie wieder zusammennähen zu wollen. Aber, sagen die Neunmalgescheiten, wir wollen ja nur eine Wirtschaftsgemeinschaft. Wer will? Die Tschechen um keinen Preis, die Madjaren auf keinen Fall, die Serben denken

nicht daran. Jede Wirtschaftsgemeinschaft, denkt an den deutschen Zollverein, war Vorbereitung einer politischen Einheit. Die Angst vor dem alten Oesterreich liegt den Sukzessionsstaaten zu tief in den Gliedern, als daß sie die geringste Neigung zeigten, den französischen Homunculus auf die Beine zu stellen. Wirtschaftliche Vereinbarungen? Die Tschechen haben sich soeben mit den Deutschen sehr nüchtern und sachlich zu verständigen gewußt. Herr Horthy — oder in acht Wochen der nach Budapest heimgekehrte Karl — wäre glücklich, wenn man ihn als vertragsfähig ansähe, und auch in Belgrad wird man vorläufig geneigter sein, mit Berliner Wirtschaftern zu verhandeln als mit Wienern.

Dennoch hat Herr Sembat recht: Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Die Auferstehung des Leichnams, will sagen, die Gründung des großen Föderativstaates Oesterreich, oder den Anschluß von Zwergösterreich ans Reich. Wer diese Alternative stellt, beantwortet sie schon. Ein Föderativstaat gegen den Willen aller Föderierten ist undenkbar, im besonderen undenkbar, wenn der einzige Protektor des Projektes eine so schwache Potenz ist wie das verarmte Frankreich. Was kannst du armer Teufel bieten? Nicht einen Wagen Kohle für den nächsten eisigen Winter, nicht eine Ladung Getreide, keinen Zentner Fleisch, keine Baumwolle, keine Metalle. Frankreich kann das sterbende Oesterreich ganz umbringen, ja, das kann es, von seiner Stufenleiter des Mitleids aus. Aber es beleben, es ernähren, es arbeitsfähig machen, das vermag es nicht.

Das weiß heute das ganze deutsche Oesterreich, von Weißkirchner bis zu Otto Bauer, vom Tiroler Schraffl bis zum Salzburger Preußler. Ist doch die redselige Macht Frankreichs nicht einmal imstande, das im Frieden von St. Germain den Oesterreichern zugestandene Stück Westungarn, uralte deutsche Siedelung, aus den Klauen des Massenmörders Horthy zu befreien. Der Frieden von St. Germain, in Westungarn ist er, nach der Ratifizierung, nach dem Friedensschluß mit Ungarn, nichts als ein Fetzen Papier, mit dem sich die madjarischen Gendarmen, mit Respekt zu sagen, den Hintern reinigen. Mr. le coureur hat, da Oesterreich nicht einmal so viel waffenfähige Soldaten hat, um diesen schmalen Streifen zu besetzen, seine Hoffnung öffentlich auf die „Beziehungen" Deutschösterreichs gesetzt, aber man hat nicht einmal von einem papiernen Protest der Entente gegen diese Sabotierung des Vertrages von St. Germain gehört. Was Wunder, daß der Glaube an die Westorientierung in ganz Oesterreich ausgemerzt ist? Mit ihm auch der Glaube an den letzten Altösterreicher, an Karl Renner. Deshalb raunen es die Politiker in Wien jedem Fragenden zu, daß die Tage le coureurs gezählt sind, wenigstens auf dem Ballplatz.

Von der Schaffung eines Wahrheitsamtes ist im Tage-Buch anknüpfend an die Schrift von Hans Holtz, unlängst die Rede gewesen. Unabhängig von dieser Schrift ist Robert Scheu zu demselben Vorschlag gekommen.

Rätsel: es ist ein dringendes Bedürfnis des Privatlebens und eine selbstverständliche Forderung der Gemeinschaft, an jedem Orte wäre es segensreich und zu allen Zeiten hat man es schmerzlich entbehrt, man sucht es durch unzureichende Einrichtungen zu ersetzen und könnte es mit wenig Mühe vollkommen schaffen, es würde das Dasein der kleinen Leute erleichtern und den Großen einen Rückhalt bieten, es ist ein Recht des einzelnen und eine Pflicht der Gesamtheit — und dennoch existiert es nirgends und hat zu keiner Zeit bestanden. Was ist das? Antwort: ein Amt zur Ermittlung und Bekundung der Wahrheit.

Befassen sich mit dieser Aufgabe nicht die Gerichte? Allerdings, aber nur sehr teilweise und unter solchen Voraussetzungen, welche den Wahrheitszweck nur als zweifelhaftes Abfallsprodukt sehr notdürftig in Erscheinung treten lassen. Will jemand einen ihm lebenswichtigen Tatbestand öffentlich-feierlich feststellen lassen, so hat er heute nur einen Weg: die gerichtliche Klage. Um sich dieser bedienen zu dürfen, muß er — beleidigt sein oder sich dafür erklären, den Beleidiger kennen und mit Namen bezeichnen können, schließlich ein im Strafgesetz definiertes Vergehen konstruieren und überdies Lust und Laune haben, sich öffentlich bloßzustellen. — Oder aber, er muß selbst als Beleidiger auftreten und eine Klage gegen sich provozieren, um als Beleidigter den Wahrheitsbeweis führen zu dürfen; muß also noch das Risiko des Beklagten auf sich nehmen: Was für ein lästiger Umweg! Welche Ueberbürdung des Gerichts in Stadt und Land, wieviel überflüssige Gehässigkeit!

Warum, muß man fragen, besteht nicht die elementare Einrichtung, daß jedermann sine ira et studio, ohne einer bestimmten Person nahezutreten, einfach verlangen kann: es wolle, sagen wir auf seine Kosten, durch vertrauenswürdige Organe erhoben werden, wie ein bestimmter Sachverhalt beschaffen sei, wie sich ein gewisser Vorgang in Wirklichkeit zugetragen habe, an welchem er ein erhebliches Interesse nachzuweisen vermag? Warum steht der richterliche Apparat sofort zur Verfügung, wenn die Zauberworte: Lump, Schurke, Hallunke usw. ausgesprochen werden, während er eisig verschlossen bleibt, solange das nämliche Interesse der Tatbestandserhebung nur sich selbst ins Treffen führt?

Das ist eine komische Lücke, eine öffentliche Dummheit, die seltsamerweise, seit es eine Justiz gibt, noch niemandem aufgefallen ist; sonst hätte man sie jedenfalls behoben.

Ein Beispiel aus dem Alltag: Dem N. N. in der kleinen Stadt Klatschhausen kommt eines Tages zu Ohren, daß seit geraumer Zeit, vielleicht schon seit Jahren, eine abscheuliche Legende über ihn im Umlauf ist, die seine Ehre empfindlich berührt. Er ist wahrscheinlich der letzte, der davon erfährt. Man sagt ihm nach, er habe vor zehn Jahren eine Dame durch eine schimpfliche Handlung unglücklich gemacht; oder: er habe einen Kontrahenten bei einem Geschäft übervorteilt; oder er habe eine Stellung aufgeben müssen, weil er sich unfähig erwiesen habe. Der also Angegriffene ist bestürzt und empört. Er verlangt, aufbrausend, zu wissen, wer solches Gerede lanciert habe. Da will nun niemand Namen nennen. Was soll er nun tun, um dem Schimpf wirksam entgegenzutreten? Er müßte vorerst einen Schuldigen suchen, den er verantwortlich machen kann, sodann eine Unzahl von Leuten in Mitleidenschaft ziehen, welche den Tratsch leichtfertig weitergetragen haben, wegen einer veralteten Sache einen Skandal heraufbeschwören. Dem Vorwurf der beruflichen Untüchtigkeit könnte er überhaupt nicht begegnen. Es fehlt jede Handhabe zum Einschreiten. Man würde ihm einwenden, das sei keine Beleidigung, sondern pure Ansichtssache. — Mag sein, erwidert der Betroffene, aber ich wäre in der Lage, das Gegenteil zu beweisen, warum soll ich eine mir so schädliche Lüge hinnehmen? —

Man sieht, wie machtlos jedermann gegen unwahre Darstellung ist. Anderseits, wie leicht und glatt wäre die Abwehr, wenn die Möglichkeit bestände, durch eine amtliche Untersuchung den Tatbestand zu berichtigen!

Man schlage diese Lücke ja nicht zu gering an! Man übersehe nicht, daß drei Viertel des sogenannten geistigen Lebens in den kleinen Städten in nichts anderem bestehen, als im Legendendichten, daß Tausende von Existenzen von übler Nachrede bedroht sind, daß der ganze gesellige Verkehr von der Furcht erstickt wird, welche der Klatsch über ihn verbreitet.

Das Interesse an der Wahrheitsbekundung ist übrigens durchaus nicht auf jene Fälle beschränkt, wo Ehre und Ruf auf dem Spiel stehen. Es liegt ein ebenso großes Interesse vor, ganz neutrale Tatbestände zu beurkunden, z. B. die Priorität eines guten Einfalls, einer hervorragenden Leistung, einer verdienstvollen Handlung. Auch Tatsachen von geschäftlicher oder historischer Tragweite sollten auf Verlangen geklärt und festgelegt werden können.

Als die geeignetste Stelle zur Bekundung von Tatbeständen kämen natürlich die Gerichte in Betracht. Die Mehrbelastung, die ihnen solchermaßen erwüchse, würde teilweise durch den Ausfall an Ehrenbeleidigungsklagen ausgeglichen. Soweit dies aber nicht der Fall ist, könnte das Wahrheitsamt sogar erhebliche Erträge liefern.

Unzählige würden gerne jedes materielle Opfer bringen, um gewisse, sie betreffende Dinge klarzustellen. Pensionierte Richter und Beamte könnten sich der Organisation eines solchen Institutes widmen und davon Einkünfte beziehen. Es bedürfte hierzu nicht einmal einer gesetzlichen Regelung, das Wahrheitsamt könnte aus freier gesellschaftlicher Initiative hervorgehen. Es müßte sich nur durch die beteiligten Personen und seine Leistungen empfehlen. Ehrengerichte ohne Kläger und Beklagte. Tatbestandsgerichte.

Aber nichts zwingt dazu, beim Kleinleben der Privaten stehen zu bleiben. Im Gegenteil, es eröffnen sich ungeahnte Perspektiven, wenn man die Kompetenz des Wahrheitsamts auf die öffentlichen Angelegenheiten erstreckt. Jeder beliebige Tatsachenkomplex, der öffentliche Interessen berührt, soll vom Wahrheitsamt einer Klärung zugeführt werden können. Gerade in einer Republik sollte die Wahrheit ein vertrauenswürdiges Organ besitzen als wünschenswertes Gegengewicht gegen die allgemeine Freiheit.

ERWIN RIEGER

REISE NACH UNGARN

I.

Eben heute, wo es einer geistreichen Theorie gelang, die Begriffe Raum und Zeit zu negieren, gewinnen sie über unser Alltagsleben eine nie geahnte, unheimliche Macht. Eine der merkwürdigsten Folgen des Krieges ist die gewaltsame, durch größere äußere Reibung bedingte Verlangsamung unseres Lebenstempos. Gewöhnt, Entfernungen von vielen hundert Kilometern in wenig Stunden zu durchrasen, fühlen wir jetzt die Weite des Raumes und die drückende Last der Zeit in endlosen Fahrten, die kaum den bescheidensten Ansprüchen unserer Großeltern genügt hätten.

Um sie zu vermeiden, braucht man unglaublich viel Geld. In den sagenhaften Zeiten des wirklichen Friedens, also vor 1914, kostete eine Schnellzugsfahrt von Wien nach Budapest höchstens etwas über dreißig Kronen; heute zahlt man beinahe dreißigmal so viel. Auch diese Züge sind voll; aber es reist darin kein angenehmes Geschlecht.

Um mehr als die Hälfte billiger fließt man in diesen wunderbar klaren, heißen Frühsommertagen die Donau hinab. Da uns der Vertrag von Saint Germain mit nichts als mit einer Anzahl neuer Grenzen beglückt hat, mahnt schon vor der Abfahrt in Wien eine Revision der Pässe und des Gepäcks daran, daß wir ins Ausland fahren. Dann aber beweist die Landschaft rührend ihre Treue gegen sich selbst, unbekümmert um Menschenhader und Völkerneid. Deutsch-Altenburg und Hainburg steigen auf, nahen, ziehen vorbei, und schon zeichnet sich vom blauen Himmel die Gebirgskette der ehemaligen ungarischen Marchgrenze ab: jetzt ist sie die Grenze gegen die Tschecho-

Slowakei. Die Friedensbedingungen haben die Donau von der Marchmündung bis über Gran hinaus, also beinahe bis zu dem Knie, das ihren Lauf rechtwinkelig gegen Süden biegt, zur Grenze zwischen der Tschecho-Slowakei und Ungarn gemacht. Das alte Preßburg, von den Ungarn kaum erst mit Mühe in „Pozsony" magyarisiert, ist nun eine slowakische Stadt und heißt Bratislava. Aengstlich hält tschechisches Militär vom Landungsplatz jeden Reisenden ab, der kein tschechisches Visum nachzuweisen vermag. Dann stundenlange Fahrt zwischen flachen, grünen Ufern oder durch Schilf. Links und rechts kaum je ein Haus, aber Vieh- und Pferdeherden, manchmal, auf tschechischer Seite, eine Militärpatrouille. Aber die Wasservögel wollen von dem Unsinn kapitalistischer Grenzen nichts wissen, sie fliegen breitschwingig über den Strom. Bloß Menschen konnten ersinnen, daß es plötzlich tschechische und ungarische Kronen gab, konnten ein solches Intervall zwischen die Kaufkraft der einen und der anderen legen, daß dieses Intervall eine weit wirksamere Grenze zwischen den beiden Ufern bildet als das breite Flußbett mit seinen gesperrten Brücken, von denen jene bei Gran überdies, wahrscheinlich aus besonderer Vorsicht, gesprengt wurde. Romain Rolland hat die Brücke als Symbol der Völkerverbrüderung auf das Theater gebracht. In den Tagen der Friedensschlüsse geben diese trostlosen Donaubrücken zu denken.

In der ersten ungarischen Station kommen magyarische Soldaten und Offiziere an Bord. Jetzt haben sie also, da sie freilich kaum noch eine Nation sind, und trotz Béla Kun, endlich die langersehnte nationale Armee. Die alten österreichisch-ungarischen Uniformen wurden bereitwilligst übernommen und bloß ein wenig husarenhaft mit goldenen Borten, hauptsächlich an den Kragen und Aermeln, ausgeziert. Die Offiziere kontrollieren die Pässe, die Soldaten durchstöbern das Gepäck und konfiszieren unerbittlich alle Druckschriften. Denn in Ungarn gibt es jetzt wieder Zensur, und die Angst vor den in Wien für die dort lebenden unzähligen magyarischen Emigranten massenhaft gedruckten sozialistischen und kommunistischen Zeitungen, Revuen und Broschüren ist groß. Das Militär bleibt übrigens bis Budapest an Bord, das gegen Abend, glänzend wie je, beim Klang der Geigen der beiden kleinen unermüdlichen Zigeunerknaben endlich am Horizont emporsteigt. Beim An-Land-Gehen abermals eine Paßkontrolle. Und dann steht man, wie einst, mitten im lebhaften Gedränge auf dem Kai vor den großen Hotels, wo die Akazien blühen.

II.

Am Hotel Hungaria an der Donau, das unter der Kommunistenherrschaft Sowjethaus war, und an zwei oder drei nebenliegenden Gebäuden werden eben die letzten Spuren vermauert und verputzt,

die sie während des ersten mißlungenen konterrevolutionären Angriffs von der Donau aus davontrugen. So schwinden die letzten äußeren Merkzeichen der Herrschaft Béla Kuns, des neben dem Grafen Michael Károlyi nun in Ungarn bestgehaßten Menschen. Nicht bloß der Bourgeois, auch der jetzt so schwer betroffene Jude, der kleine Mann, der gemäßigte Arbeiter sprechen von Béla Kun und seinen Genossen mit Entsetzen. Will man diesen Stimmen glauben, so haben sie den Kommunismus in Ungarn für immer unmöglich gemacht. Sicher scheint, daß allzuviel leichtfertig vergossenes Blut und die würdelose Haltung vieler Führer die Idee bei ihrer Verwirklichung unverantwortlich kompromittierten. Auch ist sie dem dekorativ veranlagten Ungarn wesensfremd. Die nationale Gebärde liegt ihm noch zu tief im Blut.

Die jetzige Bewegung ist durchaus nationalistisch. Wer in ihr bloß den augenblicklichen Sieg des Adels, des Bürgertums, der militaristisch-kapitalistischen Gentry über die Arbeiterschaft, über die kommunistische Partei erblickt, beurteilt sie gewiß unrichtig. Sie wurzelt in der nationalen, christlichen Bauernschaft. Ebenso verhaßt und verfolgt wie die ehemaligen „Roten", die „Terroristen", sind die unnationalen, politisch unzuverlässigen Juden. In Budapest geht kaum eine Nacht ohne heimliche Verschleppungen und Bastonnaden ab. Oft fließt in Messerstechereien, über die niemand etwas Bestimmtes weiß und sagt, Blut.

In den Straßen, die noch von den Demonstrationen gegen den Frieden widerhallen, sieht man allenthalben unzählige Plakate gegen die Aufteilung Ungarns. Unter der Darstellung seiner geographischen Gestalt vor und nach dem Kriege stehen die Worte: „Nein! Nein! Nie!"; oder man liest in großen Lettern: „Verflucht sei die Hand, die diesen Frieden unterzeichnet!" Anderwärts wird die folgende beunruhigende Versicherung gegeben: „Ehe Ungarn nicht wieder in alter Form ersteht, kein Friede in Europa!" — Man erblickt die geschändete Hungaria oder einen gefällten Löwen mit dem wohl für die Ententekommissionen bestimmten Kommentar: „Le sort tragique de la Hongrie!" — Letzte tragische Pose. — Der ungarische Freiheitskrieg von 1848, besonders die Erstürmung der Festung Ofen durch die von Ludwig Kossuth entflammte Honvédarmee, wird festlich begangen.

Wieder gibt es, nach Béla Kuns grauen Tagen, in dieser leichtsinnigsten aller besiegten Städte unzählige wohlgekleidete, glänzende, genußsüchtige Menschen. Ihr Anblick wirkt hier weniger aufreizend als etwa in Wien. Denn die Grundstimmung des Bildes ist trotz der wahnsinnigen Teuerung hier viel weniger düster. Und in der eingeborenen Fähigkeit des Ungarn, sich, im steten Leben auf der Gasse, nach außen zur Schau zu tragen, oberflächlichen Ansprüchen der

guten Form zu genügen, beweist hier auch der neue Reiche ungleich mehr Geschmack und Takt. Durch die scheinbar so songlosen Spaziergänger schreiten Patrouillen mit aufgepflanztem Bajonett, und aus den Schaufenstern blickt in schier majestätischer Pose allenthalben das Bildnis seiner „Durchlaucht des Herrn Reichsverwesers" Nikolaus von Horthy, der in der Ofener Hofburg residiert und sich, wie die Zeitungen gewissenhaft berichten, in den Theatern mit seiner schönen Frau in den Hoflogen zu zeigen „geruht".

III.

Auch noch in seiner Erniedrigung ist Ungarn pittoresk. Die noch vollkommen kriegsmäßige Fahrt von Budapest nach Szeged ist durchaus nicht so entsetzlich, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Die Menschen sitzen auf Trittbrettern, selbst auf den Dächern: so überfüllt ist der Zug. Aber es kommt darauf an, mit wem man auf Trittbrettern und Dächern sitzt. In Oesterreich etwa sind bedeutend weniger unbequeme Fahrten ungleich schrecklicher. Hier in Ungarn ist die Reibung der Menschen untereinander viel geringer. In Deutschland, in Oesterreich bevormundet jeder jeden. Jeder wird von allen Bahnbeamten und allen Fahrgästen gewissermaßen bewacht. Alles keift. Hier ist nichts verboten. Steige auf das Dach, springe hinab; brich dir ein Bein, komme unter die Räder: all das ist ja schließlich deine Sache. Bettler und ambulante Musikanten finden immer noch Gelegenheit, sich durch die vollen Wagen zu drücken. Bei längerem Aufenthalt entleeren sich diese auf die Bahnsteige. Schönes weißes Brot, Obst, Getränk wird, alles freilich zu unerhörten Preisen, an den Zug gebracht und schreiend feilgeboten. Und dieser Zug fährt schnurgerade südwärts durch unendliches, arbeitsames Flachland voll Getreide und Gemüse, Schweinen und Geflügel, über dem der berauschende Duft von ungezählten Akazien schwebt.

Szeged ist noch genau eine ungarische Provinzstadt wie vor dem Kriege. Um den großen Széchenyi-Platz zwei oder drei städtische Gassen, sonst ein ungeheuer ausgebreitetes Dorf. Auf dem Széchenyi-Platz der Korso: hauptsächlich Offiziere, mit all ihren Orden geschmückt, säbelrasselnd, sporenklirrend; Offiziere auf der Terrasse des Café Tisza; hier und da Mitglieder der gehätschelten französischen Mission in „bleu d'horizon". In den Anlagen an der Theiß, vor dem häßlichen gelben Theater und um das Elisabethdenkmal Volk, Soldaten. Aber einst war Szeged das Tor in das Banat. Jetzt ist auch hier der Fluß wieder Grenze. Die Brücken nach Neu-Szeged sind gesperrt, drüben patrouillieren Soldaten der königlich serbo-kroatisch-slowenischen Armee, und die spärlichen, mit Erlaubnisscheinen versehenen Passanten werden vor dem Eintritt nach Ungarn von den jugoslawischen Zollbeamten unerbittlich nach Lebensmitteln kontrolliert.

Ein ganz seltsamer Traum wurde Wirklichkeit. Utopia nach Erden verlegt. Auf holländische Erde . . . Die Sonne machte freundlichste Miene dazu. Sie spiegelte sich jubelnd, lachend in den Gewässern der Grachten von Amsterdam. Ein junger Frühling knospte auf — der große Pan selber hatte sein Quartier für vierzehn Tage dorthin verschlagen. Jedes Haus, jeder Stein und Steg, alle Menschen schienen wie verwandelt. Selbst die Handelsmatrosen, die zwischen den hunderten bunter Boote, Riesenschiffe, Flaggen, Kisten, Kränen, Brücken, Schleusen des gewaltigen Hafens fliegende Arbeit verrichteten oder abends in den schmalen Straßen, an den Kais flanierten, wußten darum, — die Tramschaffner, die Kellner, die Zeitungsverkäufer gaben promptest Auskunft, wenn man sie über das „Mahlerfeest" befrug. Amsterdam stand während voller zweier Werkwochen gewissermaßen unter dem stündlichen Einfluß des Genius Mahler. Die meisten dieser glücklich dahinlebenden, kunstfremden Wesen hatten kaum eine bestimmte Vorstellung von dem Begriff Mahler. Aber sie sahen uns partiturbewaffnete Gäste aus alter und neuer Welt, die wir bei allen Tageszeiten zu Proben oder Aufführungen in das „Concertgebouw" eilten, mit einem merkwürdigen Blick des Einverständnisses, der Zugehörigkeit und zugleich großen Stolzes an. Diese Selbstverständlichkeit, mit der sich der Geist Mahlers als der des „großen Musikers" in Holland allen Real - Erscheinungen des Tages, allen Menschen mitgeteilt hatte, war eine Ader ergreifendsten Beobachtungen während des ganzen, märchenhaften Begebnisses.

Diese Volkstümlichkeit Gustav Mahlers, eines noch heute, zehn Jahre nach seinem Tode mannigfach mit verbissenster Borniertheit befehdeten deutschen Meisters auf „ausländischem" Boden, kann die Amsterdamer sehr wohl mit Stolz, uns aber mit saatlegender Einkehr erfüllen. Man soll nicht ungerecht sein und deutschen Städten vorwerfen, daß sie sich die Initiative zu diesem gigantischen Experiment der Gesamtaufführung des Mahlerschen Lebenswerkes von Holland haben entwinden lassen. Sind doch die sozialen Verhältnisse deutscher Orchester und Konzertinstitute derart drückende, daß sie die unsäglich mühevolle, alle Kräfte absorbierende Vorarbeit der Proben heute nicht leisten könnten. Beschämung dürfen immerhin so manche deutsche Musiker und sogenannte „Musikstädte" ob ihrer Laxheit wo nicht gar Ignoranz zum Werke Mahlers empfinden vor der Statistik, auf die Willem M e n g e l b e r g , der Amsterdamer Dirigent, weisen darf, dessen 25jähriges Jubiläum äußerer Anlaß zu solch tiefster Angelegenheit war. Diese Amsterdamer Mahlertage waren, als triumphaler Gipfel jahrelanger Mahlerpflege, eine Kulturtat in tausend-

fachem Sinne, — ein „Fest" im Geiste Mahlers, wie ich es mit seinen ungeheuren Erschütterungen nicht so bald wieder erleben möchte . . .

So verzehrend, Herz und Seele aufreißend war diese Erstmaligkeit des chronologischen Erklingens all der Helden- und Klagegesänge, der urtiefen Einfaltsmusiken und Idyllen an Quellen der Natur, dieser in erbebenden Titanen-Rhythmen gepanzerten, sinfonischen Aufrufe zur Welt- und Menschenliebe. Nicht nur konstruiert, konzipiert von einem der größten Musik-Architekten seit dem Gotiker Bach, nein: gestammelt, hervorgestoßen und gezerrt, eingegeben von einem der lautersten Herzen, die je auf diesem Kosmos geschlagen, sind diese Musiken. Erstarrt fühlen wir, wie ein aus tausend Seelenwunden Blutender, den Urgründen allen Seins und Vergehens entlang Wandelnder, ein Pan-Mensch, ein All-Mensch, der für Milliarden andere gelebt und gelitten, die Gnade wundersamer Kindlichkeit, „tumben" Naturfühlens (erste, dritte, vierte Sinfonie) findet. Wie er erst zum Glauben gelangt und (zweite Sinfonie) einen Auferstehungshymnus singt, der allen noch glauben-könnenden milde Tränen abringt, in den Werken der „dämonischen" Schaffensperiode (5., 6., 7. Sinfonie) dem Schicksal mit wütenden Kräften in den Rachen greift — danteske Inferno-Scherzi, grimassenhafte Trauermärsche eines Zerrissenen, byronsche Triftenwanderungen (V. Sinfonie, 3. Satz), schattenhafte Nachtmusiken von einer beispiellosen, unbeschreibbaren Stimmungstiefe und Farbenhaftigkeit (VII. Sinfonie), befreiende Finali, in welchen die Menschheit glückhaft ungetrennt in den „Tag", in die Sonnenwelt auszumarschieren scheint —

dann noch den Atem für die seltsamste Messe (die Bindung des Veni creator spiritus - Hymnus mit Goethes Faust - Anachoreten, architektonische Musik, Massenfuge auf lateinische Pfingst-Anrufung, durch eine der herrlichsten „landschaftlichen" Klangimpressionen hinübergeleitet in die andere Sphäre bis zum chorus mysticus . . .) findet, bis die ruhelose Flamme in unbegreiflichst verseelten Klangwundern müde verflackert, die der Welt jemals von einem Leid- und Trostspender geschenkt wurde: in dem „Lied von der Erde", nach dessen jedesmaligem Erleben man am liebsten ganz „nach Hause" gehen möchte . . . Und auf diese in jedem Sinne letzte Musik folgt noch eine neunte Sinfonie, die wohl in der Erfindung nachlassend und allzu brucknerisch, dennoch wieder ergreift mit dem brennenden Weh, das den ersten und den letzten Satz rätselhaft, ruhelos, nach neuen Halten tastend, erfüllt . . .

Armer Tor, der ich da meinte, mit kritischen Korrektiv-Absichten in Amsterdam auftauchen zu können, um doch wieder zu versinken in diesen Musiken, von denen man nur erfüllt, ja besessen sein kann. Denn sie in kühler Objektivität „beurteilen", ihren Formwert oder vergleichend literarhistorisch etwa gegen die Brahms-

Sinfonie analysieren, so verlockend für uns und verhängnisvoll zu Brahms es wäre . . . , ist eine äußere Sache. Vielleicht haben wir, die Mahlers Sinfonien und Lieder mehr als lieben, denen sie geradezu tieferer Lebensinhalt sind, nicht die berühmte „Distanz" zu ihnen. Ich glaube aber noch die Generationen der Distanz beneiden zu sollen, für die vermutlich Mahler ihr Klassiker sein dürfte, und selbst die problematischeren Säulen seines Kolossalwerkes (etwa die sechste und neunte Sinfonie) an Klarheit gewinnen könnten.

Der gewaltige Quellen- und Empfindungsradius dieser nun seit Jahren auch die Massen immer tiefer packenden Mahler-Musik erschließt sich ja heute, nach dem Ablauf unserer Katastrophe, noch frappierender, ja erschreckender: nämlich als eine Berührung naiver Volksliedhaftigkeit mit der Chaosseele des Menschen an dieser Jahrhundert- und Weltenwende. Wenn diese Musik schon analysiert, viviseziert werden soll, dann gilt es hier ansetzen. Daß es kompositorische, kontrapunktische, instrumentale Wunderbauten sind, die von Beethoven den kategorischen Imperativ diatonischer Titanik, von Chopin-Liszt das fortentwickelte Chroma, von Berlioz die Feuerseele sowohl seiner „idée fixée" als seiner Kolorite haben, all dies in sofort erkennbare Persönlichkeit verwandelt, — wissen wir ja längst. Es braucht uns im übrigen nicht bangen vor künftiger Mahler-Literatur, die sich an die Ergründung dieses sensiblen Riesen wagen wird. Das Entscheidende zu sagen, ist noch vorbehalten. Zur ewigen Lächerlichkeit verdammt sein werden aber jene, die da im Sinne Rudolf Louis' glaubten, an Mahler vorbeigehen zu dürfen. Anno 1910 nach der Uraufführung der „Achten", die jetzt zu Amsterdam in starker Verkennung der eigenen Festidee an den Schluß (nach dem „Lied von der Erde") gestellt wurde, schrieb dieser Kritiker: „Auch diese achte Sinfonie kann uns nicht überzeugen, daß Mahler ein wahrhafter Schaffender wäre . . ." Die Weltgeltung des Mahlerschen Werkes ist inzwischen doch über diesen frivolsten Mißbrauch von Schreiberverantwortung etwas hinweggekommen: in Amsterdam hörten tausende Menschen aus allen Ländern in steigender Ergriffenheit zehn Konzerte mit Mahler-Musik.

H o l l a n d hat mit diesem Fest Versailles 1919 wenigstens kulturell revidiert. Die folgende Namenskette der in Amsterdam anwesenden oder (in fünf Kammermusiken) noch aufgeführten Künstler und Gäste wird zeigen, daß der Kunst möglich war, nach 1914 und 1918 einen friedsamen Völkerkongreß abzuhalten, wie ihn die Politiker oder Diplomaten . . . aller Länder noch nicht zustandebringen: Mme. Cahier, Olga Samaroff aus Australien, die Franzosen Chausson (†), Ravel, Debussy (†), Florent Schmitt, le Flem, die Belgier Gilson, Loewensohn, die Italiener Malipiero und Alfredo Casella, die Hol-

länder Diepenbrock, Roentgen, Pijper, van Gilse, der Schwede Halvorsen, der Schotte Lamond, die Dänen Nielsen, Klenau, die Russen Strawinsky, Scriabine (†), Leonid Kreutzer, Schmuller (als Initiator und Interpret der Kammermusik gebührt ihm trotz Mißlingens der lückenhaften Programme Respekt und Dank!), Moussorgsky (†) —, die Deutschen und Deutschösterreicher Arnold Schönberg, Adolf Busch, Artur Schnabel, Reger (†), Wellesz, Ewald Straesser, Rud. C. Mengelberg (der vielverdiente Arrangeur des ganzen Festes und Verfasser des famosen Programmbuches, der auch mit einer merkwürdig klassizistischen kleinen Violinsonate zum Wort kam), — ferner an mitwirkenden deutschen, österr.-ungarischen und holländischen Künstlern: Nordewier-Reddingius, Gertrud Foerstel, Therese Behr-Schnabel, Sigrid Hofmann-Onegin, Meta Reidel, Ilona Durigo, Judith Bokor, Else Menagé-Challa, van Gool, Urlus, Denyis, Groenen, die Geiger Carl Flesch und Oscar Back (gleich Busch im Orchester mitspielend!), Telmányi, das holl. Streichquartett, die Dirigenten Fritz Busch, Alfred Hertz (San Francisco), Siegel, Scheinpflug, Abendroth, Heinz Unger. — Es fehlten leider einige Besondere: Busoni, Delius, Rolland, Elgar —, alle willens zu kommen, nur verhindert.

*

Mengelberg zu „kritisieren", darf man nun gemach als überflüssig erklären. Dieser Mann hat in den letzten fünfzehn Jahren sage und schreibe zweihundertdreißig Mahler-Aufführungen dirigiert! Er ist ein eminenter Disziplinator des Klanges und ganz besonders des Rhythmus. Das Konstruktive der Mahler-Sinfonie, ihre gewaltige Architektur gliedert er wie kein anderer. In der getreulichen Erfüllung der von Mahler den Partituren beigegebenen Phrasierungsvorschriften geht er fast schon zu weit, es fehlt dann häufig der lineare, melodische Fluß. Freilich: was will dies angesichts einer Sysiphusarbeit sagen, wie sie noch nie ein Dirigent vorher geschaffen! Mengelberg wurde umjubelt, Straßen in Amsterdam und Utrecht nach ihm benannt, ein Gedenkbuch von unwahrscheinlichen Formaten im Luxusdruck ausgegeben. Ich persönlich hätte gern Paul Bekker bei diesen Kunsttaten zugegen gesehen, deren unerhörte Höhepunkte waren: die fünfte und siebente Sinfonie, hier gleichsam neu entdeckt.

Das Concertgebouw-Orchester unter Führung des einfühlsamsten Konzertmeisters auf diesem Planeten (Louis Zimmermann) verdiente eingehendere Würdigung, als hier möglich.

Das Mahlerfest in Amsterdam wird wieder: erlebter Traum.

ZWEI BRIEFE

Eine Fülle persönlicher Dokumente Grillparzers — Briefe, Tagebücher, Aufzeichnungen kritischer Art — sind neuerdings der großen Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Aus ihnen tritt die Figur Grillparzers plastischer hervor, die Schatten seiner selbstgewollten Isolierung weichen allmählich, seine tagesscheue, immer auf das Wesentliche gerichtete Natur enthüllt sich hier. Seine Selbstbekenntnisse sind von letzter Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, so der hier abgedruckte Briefentwurf an den Freund über die erste Begegnung mit Katharina Fröhlich und ihren Schwestern, ein Brief, der unwillkürlich ein Stück Dichtung geworden. Der Brief an Altmütter ist, wie der Entwurf des stolzen Briefes an Schreyvogel, der Kritischen Ausgabe der Werke Grillparzers (Verlag Gerlach und Wiedling, Wien und Leipzig), entnommen, die August Sauer herausgibt. Im Kriege erschienen, sind diese wichtigsten Grillparzer-Dokumente dem Publikum und auch der Presse fast unbekannt geblieben.

Entwurf eines Briefes an Schreyvogel.

(Sommer 1818.)

Als zuerst der Gedanke in mir entstand, teurer väterlicher Freund, diesen meinen zweiten dramatischen Versuch zu schreiben, setzte ich mich freudig hin und schrieb eine Zueignung. — Sie war so übel nicht. Es war darin erwähnt, was ich Ihnen schuldig bin, wie viel ich Ihnen danke; daß nur Ihre Aufmunterung mich zu meinem ersten Versuche in der „Ahnfrau" ermutigte und diesem ersten einen zweiten folgen ließ; daß nur Ihr Rat und Beistand, nur Ihre Freundschaft und Sorgfalt mich die mancherlei Schwierigkeiten überwinden machte, die teils fremde Mißgunst und Verkehrtheit, teils des Dichters eigenes, oft seltsam angeregtes Innere dem Gelingen in den Weg legte. Das alles war mit gewählten Worten gesagt und machte mir — wie denn jede Herzenserleichterung wohl tut — große Freude. Als ich aber das Ding bei ruhiger Stimmung noch einmal überlas, überraschte mich ein seltsames Gefühl. Jedes Wort schien mir einen jener Fäden zu zerreißen, die heilige Augenblicke zwischen uns geknüpft; jede gewählte Wendung schien mir unser Verhältnis herabzuziehen zu dem, wofür ein geifernder Tagblattschreiber es ausgeben wollte, zu dem Verhältnis zwischen dem Theaterpoeten und dem Theaterbeamten. Zürnend stand ich auf und zerriß das Blatt. Keine Zueignung! sagt' ich zu mir selber, und —

Wie der Mensch nur sagen kann: Hier bin ich,
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

Sie werden im Ganzen „Sappho" nicht viel anders finden, als sie im ersten Manuskripte vor Ihnen lag. In Wort und Ausdruck ist manches geändert worden, im Wesentlichen nichts. Es hat zwar nicht an mancherlei gut und nicht-gut gemeinten Vorschlägen zu Ver-

besserungen gefehlt; aber da bei Verbesserungen denn doch die Hauptsache ist, daß dadurch die Sache besser werde, und ich mich bei den meisten Vorschlägen aber davon nicht überzeugen konnte, so ließ ich's kurz und gut beim alten; besonders da mir nun einmal ein wenig daran liegt, ob, was ich geschrieben, so gut oder so schlecht, um so viel besser als Hinzens Buch oder um so viel schlechter als Kunzens Schrift, sondern vielmehr, daß es der Abdruck meiner Empfindung, daß es die Darstellung meiner Idee sei. Auch fremde Verbesserungen wären mir zuwider, eben weil sie fremde sind. Ich bin, Gott sey Dank! nicht über die Periode hinaus, wo die Poesie Herzensangelegenheit ist und jedes Gedicht eine Ergießung; als solche will ich, daß man die meinigen betrachte, und als nichts anderes. Man nehme mich für einen Menschen, der Verse macht, wenn er Lust dazu hat, und es bleiben läßt, wenn's ihn verdrießt. Warum sucht man mir, lobend und tadelnd, die schönen Vorrechte des Dilettanten zu entreißen, die ich anspreche und nicht aufgeben will, um keinen Preis. Ich will kein Schriftsteller sein und heißen, will nicht zünftig werden in der ehrsamen Gilde, will mir keinen Namen bauen aus Korrespondenzartikeln und Theaterberichten und dann die Zähne blecken gegen jeden, der das wackelnde Kartenhaus antastet, will nicht jedem Hämischen oder Narren Rede stehn, der gegen mich in einem Tagesblatt zu Felde zieht.

Ich bin auf den Punkt gekommen, der mir am meisten weh tut, auf die Tagesblätter und ihre Angriffe. Man hat sich gewundert, daß ich mich nicht verteidigt habe gegen all die Schmähungen, mit denen man mich und mein Werk so reichlich übergoß, man hat mein Schweigen für Zaghaftigkeit ausgelegt, gemeint, ich fürchte mich — o lieben Leute, ich fürchte mich wahrlich vor niemand, höchstens ein wenig vor mir selbst, und ein wenig von dieser Furcht empfehle ich euch dringend, wenn das Gefühl des eigenen Wertes etwa gar zu übermächtig in euch wird. — O wie bescheiden! wird man sagen und hat es gesagt, hohnlächelnd gesagt. Was doch die Begriffe verschieden sind in Verschiedenen: Ihr, die ihr für stolz geltet, seid es nicht zu sehr, Klatschartikel in Tagesblättern zu schmieden, fremdes Verdienst zu verkleinern, euch zum Ergötzen des Publikums und unterm Geschrei der litterarischen Straßenjungen in den Zeitungen herumzubalgen — ich bin zu stolz dazu. Die Sache entscheidende Worte sind unzureichend oder überflüssig. Gebe mir Gott Lust und Mut, was Neues zu schreiben und was Gutes, damit will ich euch widerlegen, alle anderen Mittel fühl' ich unter mir.

Hilf Himmel! Wo bin ich hingeraten? An Sie wollte ich schreiben und ein Brief an das Publikum ist daraus geworden. Doch immerhin. Insofern ich unter dem Publikum mir nur die darunter

befindlichen, erleuchteten, redlichmeinenden Menschen denke, kann ich wohl zum Publikum ebenso sprechen als spräche ich zu Ihnen, und umgekehrt. Das Versehen ist also nicht groß.

Noch einmal Verehrung, Dank und Freundschaft bis in den Tod

Der Ihrige Grillparzer.

Erste Begegnung mit Kathi Fröhlich.

(An Georg Altmütter — nach einer Abschrift.)

(Frühjahr 1821?)

Du verlangst von mir, ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe? — Vor allem: die ich liebe, sagst Du? Wollte Gott, ich könnte sagen, ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig, dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Untergehens in einem geliebten Gegenstand! Aber — ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer; oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle andern Dinge so aus den Augen rückt, daß ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lang festhalten kann. — Mit einem Wort: ich bin der Liebe nicht fähig! So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem Heute voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein Morgen denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich selbst in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? Bedaure mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden.

Das Bewußtsein dieser unglücklichen Eigenheit meines Wesens hat auch bewirkt, daß ich von jeher allen eigentlichen Verbindungen mit Weibern, zu denen mich übrigens mein Physisches ziemlich geneigt macht, nach Möglichkeit ausgewichen bin. Jedesmal aber, daß ich mich einließ, bestätigte sich jene traurige Erfahrung; was um so natürlicher ist, da ich mich gerade zu solchen am meisten oder vielmehr ausschließlich hingezogen fühle, die eigentlich am wenigsten zu mir passen: zu denen nämlich von entschiedenen Charakterzügen, die meinem Hang zu psychologischer Forschung und dem Stoff-umbildenden Dichtersinn in der Idee die meiste Nahrung geben; auf der anderen Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeschlossenes im Wirklichen jedes Zusammenschmelzen nur noch unmöglicher machen.

So ging es auch hier. Ich hatte das Mädchen, — laß mich sie Luzia nennen — ich hatte das Mädchen, deren beide älteste Schwestern mir durch ihren geistvollen Gesang schon lange interessant geworden waren, in den musikalischen Versammlungen, denen sie mit jenen beizuwohnen pflegte, nicht gesehen oder nicht bemerkt; wohl aber vernommen von ihrer außerordentlichen Darstellungsgabe, die sie auf Privatbühnen zeige: so wie ich öfter einen in Jahren ziemlich vorgerückten Mann aus meinen Bekannten mit einer ins Lächerliche gezogenen Leidenschaft für die kaum Neunzehnjährige aufziehen hören mußte. Weder der letztere Beweis ihrer Vorzüge, noch — bei meiner Abneigung gegen das Schauspielerwesen — auch der erstere, waren geneigt, mich auf eine nähere Bekanntschaft besonders begierig zu machen. Endlich, bei einem Abendkonzerte erfahre ich durch das spöttische Hinweisen, mit welchem einige Spaßvögel hinter den Rücken eines Frauenzimmers den erwähnten ältlichen Liebhaber ihr näher zu bringen versuchen, daß diese die vierte jener drei anderen sei, die eben durch Ausführung eines schwierigen Gesangstückes rauschenden Beifall einernteten. Das Mädchen stand auf und ging zu ihren Schwestern, denen sie ihre Freude über den eben beendeten Gesang lebhaft bezeugte. Auch ich ging hin, in gleicher Absicht. Einer der Anwesenden stellte mir die vier Schwestern vor, mit dem Ausdrucke: vier ihrer wärmsten Verehrerinnen! Wer wäre das nicht! rief lebhaft die eben hinzugetretene Nicht-Sängerin. Lautes Lob, Lob in meinem Beisein hat mich nie erfreut; ich achtete daher nicht viel auf die Lobrednerin, und auch als ich sie während des darauffolgenden ziemlich gleichgültigen und abspringenden Gespräches einige Male ansah, fand ich durchaus nichts, was mir irgend anziehend geworden wäre. So ging es auch den ganzen übrigen Abend, an dem ich mich vorzüglich mit einer ziemlich geistesarmen, aber außerordentlch schönen Frau unterhielt, die mich gerade damals etwas interessierte. So oft ich meiner Lobrednerin zufällig nahe kam, fiel mir an ihr, sowie an ihren Schwestern, ein gewisses beinahe demütiges, einen Unterschied zwischen sich und der Gesellschaft setzendes Betragen auf, dessen Ursache sich mir bald erklärte. Ich erfuhr, daß Vater und Mutter der guten Kinder sehr arm und die Aelteste von ihnen Musiklehrerin im Hause des Festgebenden sei.

Eine ziemliche Zeit verstrich, ohne daß ich die Mädchen wieder traf. Nach einem Vierteljahr beinahe sehe ich bei einer musikalischen Mittagsunterhaltung, der ich beiwohnte, auf einmal eine unruhige Bewegung entstehen. Ein Musikstück soll aufgeführt werden, bei dem auf die Witwirkung jener gesangreichen Geschwister gerechnet ist, und sie selber sind nicht da. Fragen, Unruhe, Bewegung, komische Verzweiflung des Hausherrn! Endlich schellt die Glocke an der

Haustüre, man drängt sich zum Eingang, und — sie sind's! erschallt von allen Seiten den Eintretenden entgegen, die, lachend über die verursachte Verlegenheit, sogleich Tücher und Hüte ablegen, und sich mit der Gleichgültigkeit der Gewohnheit über ihre Musikparte hermachen. Drei von ihnen kenne ich, aber wer ist jene vierte in der Mitte der andern, über sie hervorragend an Gestalt und durch eine gewisse Sicherheit des Benehmens, in rotem Kleid, mit dem geringelten schwarz-braunem Haar? Jene — mit den Augen, hätte ich bald gesagt; denn es war, als hätte niemand Augen als sie, und als wäre sie selbst nur da in ihren Augen, so blitzten die dunkelbraunen Bälle, scharffassend, leicht beweglich, alles bemerkend, jede Bewegung, jedes Wort einträchtig begleitend. Das wäre eine jener vier Schwestern, die ich schon auf dem Balle gesehen und damals gar nicht beachtet hatte? Wie ging das zu? Sie setzte sich gleich nach dem Eintreten in dem Vorsaale, in dem sich die männlichen Zuhörer befanden, rechts und links Bekannte grüßend, aufs Sofa nieder, und fing nun an, den auf sie Eindringenden unter Lachen — so zu sagen — mit obligater Begleitung der herumschießenden, dunkelrollenden Augen die Ursachen der Verspätung auseinanderzusetzen, bis die Schwestern im Nebenzimmer zu singen anfingen, und sie sich selbst, ein wenig im Tone und der Geberde des Schulknabenjux, Schweigen auferlegte. Ich habe immer ein geregeltes, umsichtiges Benehmen bei Weibern, vielleicht zu sehr, geliebt; die Ungebundenheit des Mädchens mit den schönen Augen, obgleich fern von aller Unbescheidenheit, konnte mir daher nicht eigentlich gefallen; obgleich ich einen gewissen Reiz in dem Allen mir nicht abläugnen konnte. Ich begnügte mich, öfter nach ihr hinzusehen wie nach einem eher merkwürdigen als ansprechenden Gegenstande; sprach jedoch nicht mit ihr, selbst dann nicht, als ich später mit ihren älteren Schwestern redete, die ich über ihren Gesang lobte, und die mich lebhaft zu einem Besuche aufforderten, bei dem sie mir allerlei neue Musikstücke hören zu lassen versprachen.

GENERALMAJOR VON COLLIN

Die Schuld gibt denen man, die etwas taten,
Im Wandeln kann nicht alles wohl geraten,
Die nichts getan, die tragen keine,
Wenn nicht das Nichtstun selber eine. Grillparzer.

JAKOB SIEHT RAHEL IM GARTEN

„So weile doch! So höre mich doch! — Du!
Ich will dir ja nur etwas Liebes sagen!"
Da läuft sie hin. Die Himbeerstauden schlagen
schon über ihrem eiligen Schatten zu.

Folg' ich ihr nach? Ich setz' mich lieber hin
ins Gras und laß sie durch den Sinn mir gehen
Siehst du? So oft ich will, kann ich dich sehen!
Jetzt bei den Schafen! Jetzt als Schnitterin!

Als ich den schweren Stein vom Brunnen schob,
glitt ich wohl aus vom moosig feuchten Rand.
Hab' ich sie da nicht leise mit der Hand
am Arm gestreift, da sie den Eimer hob?

Zu Haus hab' ich die Mägde oft berührt.
Dies galt mir nichts. Bei ihr doch freut's mich so!
Gewiß hat mich ein Engel hergeführt.
Ich will nun schlafen gehn. Ich bin sehr froh.

*

LEBENSGEFÜHL

Wie ich in dir bin, Welt,
mußt' ich so werden?
Wer hat mich hingestellt
zwischen Himmel und Erden?

Was ich je sann und tat,
mußt' es geschehen,
all dieses Lebens Saat
just so aufgehen?

Wer weiß, ob ich mich nicht
oft schon verraten habe?
Ich spiegle mein Gesicht —
blickt' ich auch so als Knabe?

Was leb' ich nicht als Baum,
rauschend mit Laub und Wind,
durchstrahl' als Stern den Raum
wachs' fern wo auf als Kind?

Was für ein Urgebot
zwingt mich, in mir zu bleiben,
zwischen Geburt und Tod
ein Leben zu beschreiben,

Das ich nicht lenken kann,
das aus sich selber wird? —
Ich schreite hintenan
wie ein machtloser Hirt.

Bisweilen halt' ich still
und lausch' vor in die Luft:
ob sich nichts regen will?
ob keine Stimme ruft?

Nicht faß' ich Mensch und Tier
noch eines Dinges Sein.
Die Augen dunkeln mir —
ich gleite traumein.

Gelagert schau' ich mich
am Grund des Lebensquells.
Wie Jakob schlafe ich,
das Haupt am Fels.

*

DIE KINDERLOSE FRAU

Erwacht, find' ich vom Mond das Zimmer hell.
Quer über'n Wäschekasten fällt der Schein.
Des Spiegels Tiefe trinkt ihn blendend ein
und strahlt ihn schwach zurück ans Bettgestell.

Schläfst du, Heinrich? — Ich horche, wie der Quell
der Stille durch die Nacht hinrieselt fein.
Ich soll wohl etwas tun? Etwas muß sein,
daß ich aufstehe, daß ich helfe schnell.

Rief eine Stimme nicht? — Ich komme! Ja!
Richtig: die Blumen goß ich heute nicht.
Auf! — Ach, für nackte Füße ist das kalt!

Wo ist die Kanne? Schattig hängt sie da.
Ich fülle sie. Der Hof liegt weiß im Licht.
Wie laut das Wasser durch das Schweigen schallt!

Auch Raimund bedeutet uns ebenso wie Grillparzer ungleich mehr als dasjenige, was in seinen Dramen niedergelegt ist, so groß und naiv-genial auch manche ihrer Konzeptionen erscheinen. Hugo von Hofmannsthal hat diese persönliche Bedeutung Raimunds für unsere Zeit in einem Essay festgelegt, der eine demnächst erscheinende Sammlung von allen authentischen Lebensdokumenten über Raimund einleitet. (Ferdinand Raimunds Lebensgang. Herausgegeben von Richard Smekal, Wiener Literarische Verlagsanstalt.)

Dieses kleine Buch enthält ungefähr alles, was wir von Raimund wissen, und vermutlich alles, was wir jemals von ihm wissen werden; denn es ist darin Stück für Stück zusammengestellt, was im Laufe der Jahrzehnte ans Licht gekommen ist: das Bruchstück einer Selbstbiographie, die Briefe an die treue Freundin, die Aufzeichnungen der Zeitgenossen, die kleinen, da und dort verstreuten Anekdoten. Dem Volumen nach erscheint es nicht viel, mißt man es aber nach der Wirksamkeit, so ist es eines der seltenen, unvergleichlichen Denkmäler eines Menschen; denn alles daran ist Leben, alles Bild, es schließt sich vollkommen zusammen, wir fühlen, daß nichts Wesentliches fehlt, und die Erinnerung, die davon zurückbleibt, ist nicht wie an etwas Gelesenes, sondern an etwas, das wir selbst in einer halbvergessenen Zeit erlebt hätten.

Es sind Bilder, mit denselben einfachen Farben gemalt wie seine Dichtungen. Es sind lauter kleine Mythen, lauter solche kleinen Szenen, in die ein Höheres hineinspielt, oft drohend und finster; sie könnten alle in seinen Stücken stehen, und wie sie an uns vorüberziehen, steht schließlich seine Figur so vollkommen und geschlossen da, daß man glaubt, sie mit Händen greifen zu können. Da ist die Zeit im Elternhaus und der Drang zum Theater; der Zuckerbäckerlehrling, der vor dem Spiegel steht und immer wieder, indem er den Mund gewaltsam verzieht, dem berühmten Intriganten Ochsenheimer ähnlich werden will; und der Vater, der das durch die offene Tür sieht, schon krank und sterbend, dem Sohn seinen Fluch gibt. Da ist die unglückliche, leichtfertig geschlossene Ehe, die echte Schauspielerehe, und die lange, treue, manchmal traurige Liebe zu der ewigen Braut; da sind die kleinen Liebesgeschichten: der Sprung in den Mühlbach wegen eines koketten Mädchens und die mißglückte Entführung, die kranke Bürgerstochter, die ihn liebt, von den Eltern abgeschlossen wird und dann stirbt; und die anderen kleinen Geschichtchen und Bildchen, in denen allen sich etwas Bedeutungsvolles, beinahe Märchenhaftes zusammendrängt in einen Augenblick, die Begegnung kontrastierender Gestalten wie auf der Bühne: der schwarzgesiegelte Brief mit der Nachricht vom Tod einer Geliebten,

den man ihm aufs Theater bringt im Augenblick, da er in einer komischen Gestalt hinaustreten soll; die Praterfahrt und der Selbstmörder, der hinterm Gebüsch in seinem Blut liegt; der Bettler beim Schottentor, in Lumpen im kalten Nachtwind, und oben das rauschende Fest bei den Polen in taghell erleuchteten Sälen. Und das Ganze ergibt diese vollkommen einheitliche, mit nichts zu vergleichende Figur: Ferdinand Raimund. Was ist diese Figur? Er ist kein Literat, niemand je war es so wenig. Er ist ein Dichter; er glaubt, es zu sein, und weiß doch auch wieder nicht, wie sehr er es ist. Vor allem ist er dies: ein Kind des Volkes. Darum ist er ein Individuum und ist auch zugleich eine Welt. Die Grenzen zwischen ihm und allem andern, was zu dieser Welt gehört, sind ganz fließend. Er gehört einer Gemeinschaft an: Wien, und er teilt mit dieser Gemeinschaft alles, was er hat. Es ist sonderbar, sich Shakespeare als Gesellen bei einem Fleischhauer vorzustellen oder Molière als jungen Tapezierer, aber es ist natürlich, daß Raimund ein Zuckerbäckerlehrling auf der Wieden oder in Hernals und dann ein Schauspieler in der Leopoldstadt war. Die Einheit aller dieser Dinge ist vollkommen. Weder kann man in ihm den Dichter vom Menschen trennen, noch den Menschen vom Wiener. Von Zeit zu Zeit entstehen solche Individuen, in denen ein soziales Ganzes schicksalhaft und, man möchte sagen, mühelos seine Blüte treibt: eine solche Figur war Goldoni; eine solche Figur war Ovid.

Raimund ist nicht der Verherrlicher von Wien; auch nicht einmal sein Schilderer, noch weniger — was später Nestroy werden sollte — sein Satiriker. Er ist das Wesen, in dem dieses Wien irgendwie Geist wurde. Er ist im Grund weder sozial noch antisozial — Nestroy war beides in hohem Grad; er reflektiert nicht; er sieht nicht zusammenfassend wie ein großer Dichter, nicht analytisch wie ein großer Romanschreiber, eher träumerisch. An seiner Produktion wie an seinem ganzen Dasein ist etwas Vegetatives. Das Soziale ist bei ihm weniger Bewußtheit — mit Molière, auch mit Goldoni verglichen, den er als Dichter weit überragt, ist er doch ein unmündiges Kind — als Ehrfurcht und Zutraulichkeit. Sich als einen Teil von Wien fühlen: das ist das Ganze. Alles, was seine schweifende und starkbeschwingte Phantasie erreichen kann, an Wien heranbringen, wie wir alles, wovon wir träumen, irgendwie an uns selbst heranbringen: das ist die einzige Tendenz, die man ihm unterschieben könnte; und noch diese ist völlig unbewußt; er war ein Träumer und Grübler, aber keiner von der Art, daß ihm das Selbstverständliche hätte kalt bewußt werden können. — Er ist Schauspieler, Theaterdirektor, Theaterdichter. Er will gefallen, will unterhalten und gibt sich dabei nicht preis. Er ist innerlich einsam, maßlos empfindlich, leicht verschreckt

und geängstigt. Etwas Düsteres steht immer neben ihm. Bald ist es die Mißgunst der Menschen, ihre Gemeinheit, der hämische Neid; bald die Melancholie, die ihn von innen heraus verfinstert. Die Berge ängstigen ihn, vor dem Biß eines Hundes fürchtet er sich sein Leben lang. Am Schluß, einsam und traurig trotz der Freundin, entzückt und geplagt von Träumen, fühlt er, wie eine Hand aus dem Dunkel nach ihm greift; es ist kaum ein Widerstand in ihm — all dieses Dunkel strömt ja aus ihm selber; so ist er schnell dahin. Auch dieser Tod ist unendlich seltsam, so auf der Grenze zwischen furchtbarer und dabei grotesker Wirklichkeit und Märchen mit dem echt Raimundschen Einschlag von Phantasterei, Hypochondrie — ganz nahe dem Handeln und Leiden seiner Figuren. Die Einheit aller dieser Dinge ist vollkommen — und dies gibt ihnen dies eigentümlich Magische. Man möchte denken, daß eine aus lauter Anekdoten bestehende Biographie wie diese unzerstörbar sein müßte — gleich der so viel dürftigeren des „lieben Augustin"; es sei denn, daß das Völkergedächtnis, daß die Einheit des Ganzen abrisse, von der, wie weit sie noch da sei, wir heute nichts Gewisses sagen können.

Es ist der wienerische Volksgeist, ein ungenauer und zutraulich-inniger Geist, an den Raimund alles heranbringt. In welcher Form kann diesem Geist die Welt faßlich gemacht werden? Es ist der Geist einer großstädtischen Bevölkerung im Anfang des 19. Jahrhunderts. Wie weit läßt er sich Märchen erzählen? welche? und in welcher Sprache? — Die Märchen, die er sich erzählen läßt, sind die alten ewigen, vom Orient herübergetragenen, die gleichen, die Galland den Franzosen und Gozzi den Venezianern erzählte, aber unendlich vermischt, unendlich durchflochten mit eigenen volkstümlichen Elementen, ganz übermalt mit lokalem Kolorit, ganz erfüllt von lokalem Aroma. Die Sprache, in der er sie sich erzählen läßt, ist eine barocke Sprache, eine Mischung aus dem Höheren und Niederen, halb großer Stil, halb die Sprache des wienerischen Hanswurst.

Diese Sprache ist das Element, an dem Raimund zum Dichter wurde; sie war sein Schicksal in jedem Sinn, der Flügel, der ihn emportrug, und die Fessel, die ihn hinabzog.

Im Gebrauch, den einer von der Sprache macht, enthüllt sich der ganze Mensch. Nicht nur die Bildungsstufe drückt sich darin aus, sondern viel zartere Schwebungen, solche, die noch subtiler sind als alles Gesellschaftliche. Wunderbar zeichnet sich die Wesenheit der großen Franzosen des 18. Jahrhunderts in ihrer Sprache: ihre Kühnheit und Sicherheit bei so viel Grazie; die freie, männliche Kraft, mit der sie den Ich-Punkt im Universum fühlten, auf dem sie ruhten, von dem aus ihnen möglich schien, die Welt aus den Angeln zu heben; hierin steht Lessing ihnen nahe. Unendlich weit von diesem

kühnen, selbstsicheren Element ist Raimunds Sprache. Noch seltsamer ist es, zu denken, daß dies die Sprache eines deutschen Dichters war, ungefähr im gleichen Zeitraum mit der Sprache des Westöstlichen Diwans. Der bezeichnende Zug von Raimunds Sprache überall dort, wo sie den Dialekt verläßt, ist Unmündigkeit. Ist es bei anderen Dichtern das schöpferische Selbstgefühl, der Stolz und der Schwung des Geistes, wovon vor allem der Gebrauch der Sprache bestimmt wird, so ist es hier das Gemüt und vor allem die Scheu und die Ehrfurcht. Die großen Begriffe: Einsamkeit, Liebe, Glück sind ihm Ideale. Die hohe Sprache ist voll hoher Allegorien, zwischen denen sich sein Geist schüchtern bewegt. Die Sprache ist ihm der Tempel der höheren Mächte, die das Leben regieren, der wahre Dichter ein Priester in diesem Tempel. Dem Abstraktum gegenüber, diesem durchsichtigen Gefäß des Geistigen in der Sprache, ist sein Geist vollkommen frei von Skepsis, unberührt von jedem Hang zur Kritik. Dies ist unendlich seltsam im Augenblick, als die Lehre Kants und Fichtes, alles Geistige und Wesenhafte im Außer-ich auflösend, in der vollsten Kraftwirkung stand, eine ganze Jugend, Heinrich v. Kleist ihr voran, aus diesem „Becher der Vernichtung" trank. Wunderbar ist es, zu denken, daß in Goethes stilles Studierzimmer, wo keine geistige Regung ungehört blieb, im gleichen Zeitraum jener beständige Schrei der Selbstauflösung drang und die naive gläubige Stimme der Raimundschen Dichtung. Es war nicht nur ein Individuum, sondern eine ganze Stadt, die der Welt für einen Augenblick diesen naiven verschönernden Zauberspiegel vorhielt. Herrliche Elemente waren beisammen, in einer Mischung, die sich vielleicht nur für kurze Zeit erhalten konnte. Das Liebenswürdige war auch noch wahr, das Naive noch nicht trivial; die Dürftigkeit des Lebens selber war Reichtum.

Raimunds Theater hat man oft analysiert. Das Lebengebende daran ist eine eigentümliche Mischung von Naturalismus und Allegorie, geordnet nach einem richtigen Taktgefühl. Die Allegorie kam unmittelbar aus seiner Sprache, vielmehr hierin waren Sprache und Anschauung eines. „Nur eigentliche Schauszenen gehören aufs Theater", hatte zwanzig Jahre früher Novalis in sein Notizbuch geschrieben, Novalis, der sehr wahrscheinlich nie ein eigentliches volksmäßiges Theater gesehen hatte, aber sich aus der Intuition des Genies die Welt aufbaute. Raimund hat vielleicht keine Szene geschrieben, die nicht aus einer wirklichen Vision hervorgegangen wäre; er ließ sich viel mehr vom inneren Auge leiten als vom Verstand. Das Wort ist bei ihm nie das dialektische Wort, das Um und Auf der Rationalisten und des Philisters; hierin ist er so weit als möglich entfernt von dem andern großen Schauspieler-Dichter, von Molière; so weit

als möglich auch von Nestroy, der ein gewaltiger und gefährlicher Dialektiker war. Raimunds Wort ist immer nur ein Pinselstrich, der die reinste, zarteste Farbe hinsetzt, mit einer kindlichen Scheu vor den zweideutigen Mischfarben der wirklichen Welt, in deren Gebrauch Nestroy stark war. Es liegt auf allen diesen Szenen ein zartes, nicht unwirkliches, aber überwirkliches, fast heiliges Licht wie vom Sonnenaufgang. Man begreift, daß fast alles davon im Freien erträumt ist; man sieht den Dichter, der, ein großes Tintenfaß an einer Schnur um den Hals gebunden, „auf den Bäumen sitzt und dichtet". So entsteht eine Phantasmagorie, mit der verglichen die reizenden Märchen von Gozzi nur von Theaterlampen erleuchtet scheinen. Wo die Phantasmagorie sich stellenweise verdunkelte, half Raimund, der Schauspieler, nach. Es heißt, daß kein Stück fallen konnte, worin er spielte, wegen der Unerschöpflichkeit seiner Natur. Das dritte Element der wunderbaren Einheit war ein Publikum, so ungebildet als empfänglich, empfindlich, naiv, begierig, zu lachen, und fähig, sich rühren zu lassen. So entsteht ein Phänomen, einmalig, von kurzer Dauer und, wie alles lebendige Schöne, der Analyse spottend: die Blüte der Wiener Volksbühne. Das übrige Deutschland, das kein volkstümliches Theater mehr besitzt, es in seinen Träumen sucht, im 16. Jahrhundert, im Mittelalter, überall und nirgends, wird mit den Augen der Romantik dieses Phänomens als Gegenwart gewahr und wirft einen entzückten und erstaunten Blick darauf: im Lichte dieses vergoldenden, wehmütigen Blickes steht das Bild der Wiener Volksbühne im literarischen Gedächtnis der Deutschen, so wie eine Landschaft unter dem Zauberlichte eines letzten, für ewig festgehaltenen Sonnenstrahls.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Die Valuta.

Wir haben schwer mit der Valuta und die Valuta hat's schwer mit uns. Wie sie auch steht, — sie steht immer falsch. Viele Monate lang jammerten und fluchten wir, weil sie niedrig war und Neigung zum Fallen zeigte. Wir sagten, daß dies für die nationale Ehre beschämend und für die wirtschaftliche Wohlfahrt schädlich sei. (Die ganz Gescheidten freilich erkannten sehr bald die Fragwürdigkeit beider Begriffe und entdeckten, daß sich auch und gerade bei spottschlechter Valuta prächtige Geschäfte machen ließen.) Einige erklärten, der Erzberger sei schuld, andere meinten wieder, der Westarp sei das Karnickel oder der Däumig: aber alle waren ungehalten. Sämtliche

Handelsredakteure waren sich darüber einig, daß dieser Tiefstand der Mark ein Unglück sei. Da hatte die Valuta nach langer, langer Zeit — es glaubte schon niemand mehr daran — ein Einsehen und begann zu steigen. Ziemlich schnell und vor allem mit zäher Hartnäckigkeit. Und nun stellt sich heraus, daß das Unglück jetzt noch größer war. Die Exporteure schrien: laßt doch diese gottverlassene Valuta nicht weiter klettern; wir können ja nicht mehr ausführen. Die Fabrikanten klagten: kein Mensch will mehr kaufen, weil die Valuta steigt. Aber wir haben teure Waren und Rohstoffe auf dem Halse, haben Riesenlöhne zu zahlen; ehe die „Verbilligung" kommt, von der der Herr Verbraucher träumt, sind wir alle pleite. Der Finanzminister dachte: es ist ja ganz hübsch, daß ich für die Lebensmittel, die das Reich einführt, nächstens weniger zu bezahlen brauche. Aber dies Vergnügen ist doch verflucht teuer. Ich sehe schon Hunderttausende von Erwerbslosen, die mir die Hände entgegenstrecken, und ich sehe sehr viele Steuerzahler, die mir ihre leeren Taschen weisen. Das Resultat wird wieder Papier sein. O, diese Valuta!

Sorgenvoll sehen wir allabendlich nach dem Kurszettel: ist sie denn nicht ein bißchen gefallen? Dann und wann rutscht sie um eine Kleinigkeit zurück; aber das macht nichts aus. Das Ausland spekuliert à la hausse in deutschen Mark. Wir selbst bieten nicht viel Mark an, weil wir, wie die Dinge liegen, nur wenig vom Auslande kaufen können. Die Milliarden deutscher Valuta, die draußen herumliegen und herumschwimmen, werden auch nicht angeboten, sondern im Gegenteil sorgfältig zurückgehalten. So ist der Markt eng und es fällt den Spekulanten nicht schwer, das Niveau der Mark festzuhalten und noch weiter hinaufzuziehen. Freilich, — wenn auch nur ein kleiner Teil jener Riesenvorräte an deutschen Zahlungsmitteln auf den Markt geworfen würde, käme die Mark sofort ins Purzeln. Aber das geschieht nicht. Unsere verschiedenen, mehr oder minder aufrichtigen Freunde wünschen zur Zeit nicht, daß die Mark fällt. Sie wollen uns mehr verkaufen und meinen, daß wir eher kaufen können, wenn die Mark fünfzehn oder zwanzig, als wenn sie acht oder zehn Pfennige gilt. (Das ist natürlich ein künstlicher Anreiz, dessen Wirkung gerade im Augenblicke problematisch ist und der jedenfalls auf die Dauer nichts nützt; ehrlich unsere Käufe ausdehnen können wir nur, wenn wir mehr verkaufen und wenn wir Kredite bekommen.) Die Engländer und Franzosen sehen es jetzt auch aus einem anderen Grunde gerne, wenn unsere Valuta sich bessert. Sie wollen uns in Spa einen Wechsel auf so und so viel Milliarden Goldmark unterschreiben lassen und dann auf diesen Schuldschein eine Anleihe aufnehmen. Je schlechter die Mark steht, um so fauler muß der Wechsel den Leuten erscheinen, die die Anleihe zeichnen sollen.

Wir können gegen dieses Wohlwollen, mit dem das Ausland unsere Valuta karessiert und uns peinigt, nichts tun. Wir können dem Auslande nur sagen: es hat gar keinen Zweck, daß ihr unserem Gelde helft, wenn ihr nicht bereit seid, unserer Wirtschaft zu helfen. Gebt uns Lebensmittel, die zu erträglichen Preisen und in so ausreichender Menge abgegeben werden können, daß wir uns endlich wieder satt essen und nicht jedem Schleichhändler nachzulaufen brauchen. Gebt uns so viel Rohstoffe, daß wir voll und rationell arbeiten können, und nehmt uns auf Grund eines festen Planes internationaler Arbeitsteilung die Waren ab, die wir nach der Eigenart unserer produktiven Einstellung vorteilhaft erzeugen. Tut ihr das, so fundiert ihr die jetzt künstlich hochgezerrte Mark. Tut ihr es nicht, so stürzt sie euch über kurz oder lang wieder unter euren Händen zusammen.

Wenn ihr aber das alles tut, so — ja, nun hätte ich fast gesagt, so gebt uns doch um Gottes willen die Männer, die etwas damit anzufangen und zu Hause eine vernünftige, aufbauende Wirtschaftspolitik zu treiben wissen. Aber die müssen wir schon selbst finden.

Hier ist die größte Sorge und die schwächste Hoffnung.

B a n k a b s c h l ü s s e.

Alle Banken, deren Rechnungsabschlüsse bisher veröffentlicht wurden, haben ihren Aktionären kleine Teuerungszuschläge bewilligt. Um ein bis zwei Prozent haben sie die Dividende erhöht. Das ist kein Ausgleich für die Geldentwertung und ist überhaupt nicht viel; denn während des Krieges war man sehr zurückhaltend im Ausschütten der Gewinne. Die Banken haben natürlich glänzende Geschäfte gemacht. Bei der stürmischen Bewegung der ungeheuren Papiergeldmassen mußten doch die Mittler dieser Bewegung viel Papiergeld verdienen. Um so mehr, als sie einander keine Preiskonkurrenz machen, sondern ihre Gebühren und Vergütungen kartellmäßig fixiert haben. Großer Umsatz, großer Gewinn. Freilich alles nur in entwertetem Papier.

Ueberall sind die Beträge der fremden Gelder in riesigen Proportionen gestiegen. Selbst die kleinste der Großbanken, die Mitteldeutsche Kreditbank, hatte am Schlusse des Jahres 1919 schon über eine Milliarde Kreditoren; 1918 waren es zwei Drittel Milliarden gewesen, 1917 noch nicht eine halbe, 1916 nicht viel mehr als eine Viertelmilliarde. Die Commerz- und Discontobank, die bisher auch ziemlich weit unten auf der Liste stand (jetzt vereinigt sie sich mit der Mitteldeutschen Privat-Bank und rückt auf), verfügte Ultimo 1919 bereits über mehr als zwei Milliarden fremder Gelder. Betriebsreserven der Dickverdiener, Erträge aus ausverkauften Waren-

beständen oder flüssig gemachte Kriegsanleihen, zum Teil wohl auch Geld, das aus dem Auslande hereingelegt wurde. Die Anlage macht keine Schwierigkeiten. Vor allem verkauft das Reich, das weiter auf Pump lebt, fortgesetzt enorme Posten von Schatzwechseln. Dann brauchen Industrie und Handel mehr und mehr wieder Wechsel- und Buchkredit; ein Bruchteil des früheren Umsatzes fordert ja, bei diesen Preisen, ein Vielfaches des früheren Betriebskapitals. Der exklusive großindustrielle Kundenkreis der Berliner Handelsgesellschaft scheint bis zum Stichtage der letzten Bilanz in der Hauptsache noch mit eigenen Mitteln ausgekommen zu sein; hier haben sich die Debitoren kaum erhöht. Aber bei der Nationalbank beispielsweise sind sie im letzten Jahre von 210 auf 339 Millionen gestiegen, bei der Commerz- und Discontobank haben sich allein die ungedeckten Kontokorrentdebitoren von 142 auf 296 Millionen vermehrt. Hier lag die schwerste Aufgabe für die geschäftliche Urteilsfähigkeit der Bankleitungen. Hier liegt auch das stärkste Risiko. Wie viel von den Waren, die jetzt unverkäuflich auf den Speichern lagern, sind mit Bankgeld erzeugt oder bezahlt, gehören also eigentlich, wirtschaftlich gesehen, den Banken?

Unnötig zu erwähnen, wie einträglich das Börsengeschäft war. Die Reports und Lombards sind fast überall ansehnlich (wenn auch natürlich nicht in den gleichen Dimensionen wie Wechsel und Debitoren) gestiegen. Ueber die eigenen Effektengeschäfte der Banken und ihre Ergebnisse schweigen ja die Abschlüsse, wie bekannt, grundsätzlich.

Die Bankbilanzen haben in der Presse die übliche gute Zensur bekommen. Sicher werden unsere großen Kreditinstitute vorsichtig verwaltet und so solide, wie man heute eben sein kann, wenn man Geschäfte machen will. Allein sie stehen natürlich nicht außerhalb der deutschen Volkswirtschaft. Ihre Forderungen sind Verbindlichkeiten des deutschen Staates und der deutschen Unternehmen. Sie sind gewiß so gut wie sie als solche in diesen Zeitläuften nur sein können. Aber selbstverständlich auch nicht besser. S.

MASSENREGIE

Alle brauchen den Putsch, die Rechte sowohl wie die Linke.
Uebertragt die Regie Reinhardt, dann wird's ein Erfolg.

m.

AUS DEM TAGE-BUCH

PRAGER BILDER

Deutsche Plakate.

Als ich vor drei Monaten in Prag war, gab es auf den Straßen keine deutsche Ankündigung mehr. Jedes Restchen Deutsch war auf den Häusern ausgemerzt. Selbst das „Deutsche Haus" durfte sich eine deutsche Aufschrift nicht gestatten. Die Deutschen erkannten es an seiner Aufschriftlosigkeit: Das große graue Haus (mit dem besten Pilsnerbier der Welt) steht stumm und ohne Bezeichnung da. Berühmte reichsdeutsche Firmen mußten tschechisches Kostüm anlegen, rein tschechische Firmentafeln aushängen. Drollig, der tschechischen Annoncenexpedition R. Mosse zu begegnen. Aber es war wohl nicht anders möglich. Die tschechische Revolution in den Oktobertagen 1918 richtete sich hauptsächlich gegen Standbilder und Firmentafeln. Der gute alte Radetzky wurde von seinem Sockel heruntergeholt, der Kaiser Ferdinand wurde angeseilt und abgeführt, alle österreichischen Adler wurden mit Leitern erstiegen und fortgeschafft, und jede deutsche Firmentafel wurde überstrichen. Anderswo ist in den Revolutionstagen Blut geflossen, in Prag Farbe.

Aber heute sah ich das erste deutsche Plakat auf dem Graben und auf dem Wenzelsplatz, in den Auslagen der Banken und in den Hallen der Hotels. Es ist die Aufforderung der tschechischen Regierung, die nächste große Anleihe zu zeichnen. Für diesen Zweck wurde die Existenz der deutschen Sprache wieder entdeckt . . .

Der große Maskenball.

Die Tschechen sind ein junges, farbenfrohes Volk. Ein Spaziergang über den Wenzelsplatz — nie ist Prag schöner als im Mai —, ein Gang auf den Hradschin, eine Promenade durch Baumgarten erquickt durch die Farbenfröhlichkeit der Menschen. Zuerst erstaunt man über die Unmenge Ammen im roten Nationalkostüm, dann erfährt man, daß alle diese strammen, breithüftigen, festwadigen Mädchen doch noch nicht an der Fortpflanzung und Ernährung des tschechischen Volkes beteiligt waren, sondern daß es vielmehr Nationalmode ist, im bunten Kostüm der Bäuerin mit wippenden, kniekurzen Röcken, rotem Leibchen, weißem, halsfreiem Hemde spazieren zu gehen.

Den Maskenball der Damen ergänzt die Uniformfreudigkeit der Männer. Es gibt auf den Straßen nicht bloß tschechische Uniformen, sondern auch russische, französische, italienische, sibirische und amerikanische. Die alten tschechischen Soldaten der österreichischen Armee, die sich für die Verhältnisse auf der Gegenseite interessieren, haben nämlich zur Erinnerung an die Uebersiedlung in die andere Front deren Kostüme angelegt. Es wimmelt also in Prag von Bersaglieris, Pioupious, Tommys, die sich in reinstem Tschechisch verständigen.

Es war so viel Sonne in der Prager Luft, die tschechischen Linden dufteten, die rotröckigen Ammen marschierten so graziös durch den Frühling, daß man nicht Lust hatte, den Uniformen-Maskenball anders als ästhetisch zu würdigen. Allerdings gibt es sehr vernünftige

Tschechen, die dieses militärische Trachtenfest etwas kostspielig und nicht gerade republikanisch-demokratisch finden. Aber was haben so vernünftige Leute auf einem Maskenball zu suchen?

Der Sieger.

Es gibt auch einige französische Missionen in Prag, und sie müssen von den Tschechen erhalten werden, obwohl doch die Tschechen, wie sie betonen, mitgesiegt haben. Und obwohl die Tschechen Bundesgenossen der Entente sind, müssen sie die Anwesenheit der verbündeten Offiziere mit teueren Francsnoten bezahlen. An den Tagen dieser Auszahlungen kratzen sich die Tschechen den Kopf und fragen sich, was das Siegen eigentlich für einen Sinn hat, wenn man, statt einzunehmen, draufzahlen muß.

Da wohnt im „Blauen Stern", der seine deutsche Aufschrift ins Englische übersetzen mußte, ein französischer Major Georges Mayeur aus dem Elsaß. Es wäre falsch, zu vermuten, daß es sich um einen Herrn Georg Meier aus Straßburg handelt. Genannter Herr Mayeur hatte das Bedürfnis, in seinem Hotelzimmer eine junge Dame zu empfangen. Dame ist hier ein sehr freundlicher Ausdruck. Auch Prag aber ist eine sittliche Stadt, und auch dort sind Damenbesuche im Hotelzimmer untersagt. Herr Mayeur schritt dennoch mit seiner Begleiterin die Treppe hinauf und verschwand in seinem Zimmer. Sofort wurde ihm ein Hoteldiener nachgesandt, der ihm das Gebot der Trennung der Geschlechter in den Zimmern des „Blauen Stern" bekanntgeben sollte. Die Unterredung begann mit der Ignorierung des auf dem Korridor vortragenden Abgesandten. Später verließ die junge Dame das Hotel, der Unterhändler aber wurde von Herrn Mayeur ins Zimmer gezogen und entging einer Mißhandlung nur mit Mühe. Die Hotelleitung aber empfing tags darauf von der Prager (fast hätte ich gesagt: K. K.) Polizeidirektion einen sehr entschiedenen Erlaß zugestellt, worin ihr bekanntgegeben wurde, daß Herr Georges Mayeur jeden ihm genehmen Besuch zu jeder ihm passenden Stunde, in jeder ihm erwünschten Dauer empfangen könne und daß ihm die Ausübung dieser Freiheit in keiner Weise beschränkt oder behindert werden dürfe.

Der Hotelbesitzer vom „Blauen Stern" fühlte sich an diesem Tage gar nicht als Sieger.

Die Verständigungssprache.

General Pellgré, der Leiter der französischen Militärkommission in Prag, hatte sich mit Herrn Machar, dem tschechischen Kriegsminister, über alle möglichen Dinge zu unterhalten.

Machar, der begabteste und mutigste Dichter der Tschechen, hat bis zu seiner Ernennung zum Kriegsminister als bescheidener Bankbeamter in Wien gelebt. Dann hatte er das Glück, wegen Hochverrates verhaftet zu werden. Der Bankbeamte sitzt nun in strahlender Uniform zu Pferde und inspiziert die Truppe. Französisch spricht er nicht.

General Pellgré liebt die Tschechen pflichtschuldigst, aber ihre Sprache spricht er nicht. Dagegen hat er als alter französischer Generalstäbler gut deutsch gelernt.

Die beiden Herren müssen sich als oberste Kriegsherren über vieles aussprechen. Wie? Tschechisch

geht's nicht, französisch höchst holprig. Aber sie haben ein Verständigungsmittel gefunden: Sie sprechen miteinander d e u t s c h. Man hilft sich aus wie in den großen eleganten Läden des Zentrums von Prag. Dort hängt in den Auslagen eine Tafel: „On parle français." Tritt man aber ein und führt ein französisches Gespräch, so ist der Herr, der fließend französisch spricht, gerade ausgegangen. Was soll man tun? Will man Krawatten, Stöcke, Ledersachen, Schnäpse verkaufen, so parliert man doch am besten in der Sprache, die auf keinem Firmenschild stehen darf. On parle français, das bedeutet in den meisten Fällen: Hier kann man geläufig deutsch sprechen.

GRETE WIESENTHALS TRAGISCHE KUNST

Da ist in einem altväterisch-allegorischen Märchenstück von Raimund eine merkwürdige Szene: die poetische Phantasie und der Bänkelsänger; sie dem vorstädtischen Knoten gefesselt ausgeliefert zu dem Zwang, ihm das herrlichste Gedicht einzugeben. Er schreibt beckmesserhaft ihre Schmerzensschreie zu völligem Unsinn zusammen, läuft schließlich toll davon, und Jovis Schoßkind hebt ein Gebet zum Göttervater an um Befreiung, ein Blitzschlag zertrümmert ihre Kette und gibt ihr die Freiheit wieder.

Dieses alte Stück „Die gefesselte Phantasie" hat eine kleine Gruppe von Wiener Künstlern, die im Zeichen der Altwiener Porzellanmarke des blauen Bienenkorbs marschieren, zur ersten Unternehmung ausgewählt und in einer reizenden, aparten Vorstellung des Komödienhauses herausgebracht, und darin war diese Szene, die Grete W i e s e n t h a l als tragische Künstlerin gezeigt hat. An dem enormen Abstand dieser Künstlerin von den andern (nicht schlechten), an dieser Erscheinung von zartesten Regenbogenfarben vor den körperhaft klobigen andern, war eine unglaubliche Erfüllung der Allegorie auf der Bühne Ereignis geworden: ein Geistiges so unfaßlich sichtbar geworden; für etwas duftig zu Gebendes endlich einmal die richtige „Besetzung", ein Glücksfall, gefunden. An ihr ließ sich ahnen, warum dieses Stück sonst immer versagt hat, und daß es nach ihr nicht gespielt werden kann, ohne langweilig zu sein.

Nun aber, von den realen Werten der Bühne aus gesprochen: das Wagnis, das es immer ist, wenn ein Künstler in eine andere Kunst kommt —? Das leis Unzulängliche, das dann freilich die Hingebung doppelt rührend macht? Gewiß, in der ersten Szene läßt sich Tanzanstrengung und stimmlicher Aufwand für ein Entreelied — Grete Wiesenthal ließ sich das nicht nehmen — nicht voll vereinigen. Dazu ein Zuviel an Bewegung sei im Dialog zugegeben (zu Anfang), ein ununterbrochenes tänzerisches Erfülltsein von der Aufgabe. — Aber das ist eben so wie ein Element, das nicht ruhen kann. Ist wie Bachflimmern, wie Feuer, naturhaft. Aber in der genannten großen Szene war dann vollkommene Einheit gegeben, mühelos, selbstverständlich. Das Gebet zu Jupiter von Musik wirksam gestützt. Mimisch, sprachlich, stimmlich von ergreifender Gewalt. Ein Anruf: „Jupiter, mein Vater" — dieses a im „Vater" so erschütternd, so die Himmelsmächte demütig herabzwingend, und

dabei ein Anklageton, den Reines unbewußt hat, wenn es zum Leiden verurteilt ist — das war ein Höhepunkt einer Theatersaison, wenn man will, eines Künstlerlebens, eines tragischen Lebens.

Es war von jeher da in ihr, seit dem Donauwalzer. Die tragische Ekstase, die den großen Schauspieler bewegt, war in ihrer Tanzkunst. Es handelt sich jetzt bei weitem um kein „Umsatteln", um kein „Schauspielerin werden". Sondern um einen notwendigen Aufschwung der Seele, ein Hindrängen zu noch mehr an Ausdruck, ein unerhörter Erguß des Gemüts. Den Schrei, das Gebet. Grete Wiesenthal, die „Tänzerin", hat nicht „sprechen" gelernt. Viele haben nie ihre Stimme gehört. Und sie ist unsere Sprecherin.

Max Mell.

WILLI HANDL

In aller Stille haben sie ihn in die Erde gesenkt. Kein Leichenbegängnis wünschte er. Keine Reden, keine Trauerflöre, kein Getue, im besonderen der Kollegen. Alleinsein, im Tode wie im Leben.

Fünfundzwanzig Jahre haben wir nebeneinander gelebt. Mit zwei Lieben im Herzen. Die eine galt einem freien, strömenden, überparteilichen Sozialismus. Die andere dem Theater.

Vor fünfundzwanzig Jahren hast Du Deinen ersten Aufsatz in einer Zeitschrift veröffentlicht, die ich als Student herausgab. Ich erinnere mich sehr gut an den Titel: Je m'en fou. Daraus entwickeltest Du eine Theorie der Menschenverachtung, die Du den Je-m'en-foutisme nanntest. Zu deutsch: ich pfeife auf euch alle. Pfeife auf die Bürger, pfeife auf die Herren Kollegen, pfeife auf die Meinungen der Nichts-als-Korrekten, pfeife auf die wohlwollende Oberaufsicht der Freunde, ich bin allein und will es sein.

Das war bitter für einen Zweiundzwanzigjährigen.

Mit den Jahren wurdest Du milder. Wurdest milder, obwohl Du Grund hattest, der bürgerlichen Welt zu grollen, die Dich zwang, Deine beste Kraft in finsteren, schlecht gelüfteten Redaktionszimmern zu versitzen.

Dennoch wurdest Du milder mit jedem Tag.

Hattest keine Freude an der Attacke, sondern versuchtest Dein Amt mit Menschlichkeit zu führen. So wurdest Du ein Kritiker, der nie getobt, nie gepöbelt hat. Du legtest dein Ohr an die Dichtung und lauschtest auf ihren Herzschlag. So groß war Dein inneres Leben, daß Du zuweilen vor lauter Lauschen Dein Herz aus Werken hörtest, die gar keines hatten. Ja zu sagen, tat Dir wohl. Dein Nein hieß: Schweigen.

Journalistische Fron in Wien, in Prag, in Berlin. Mit sechsundvierzig Jahren kamst Du zu Deinem ersten Werk. Stirbst, ehe es ans Licht tritt.

Und wurdest doch immer gütiger, reiner, giftloser.

Deine Entwicklung war ein Kreis. Sahst unter dem belächelnswerten sozialen Kostüm, die Nacktheit des erotischen Dämons. Standest am Schlusse, wo Du am Anfang standest. Ganz allein. Aber das je m'en fou war wortlos in die letzte Kammer deiner Einsamkeit gelegt.

Nur an dem Tage, da Du den ganzen Leichenfeierschwindel verbatest, hab ich Dein Jugendwort wieder gehört.

Stefan Großmann.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

THOMAS WEHRLIN

WER GLAUBT AN DEN REICHSTAG?

Ich habe gewählt, gut konservativ, indem ich dem Mehrheitssozialisten meine Stimme gab. Ich habe dafür gesorgt, daß meine Hausgehilfin ebenso besonnen wählte, und das hat einige Mühe gekostet, denn die Portiersfrau arbeitete rührig für die Deutsche Volkspartei. Aber schließlich siegte ich über die Portiersfrau, auch meine Minna wählte konservativ-sozialistisch. Dennoch bin ich nicht in Siegerlaune, die Wählerei hat mir lange nicht so viel Genugtuung bereitet wie im vorigen Jahr. Damals ging ich sozusagen gesättigt von der Urne. Heute mußte ich mir erst einen Ruck zur Urne geben, und nach dem Akt ist ein Gefühl der Leerheit in mir zurückgeblieben. Dieselbe Gleichgültigkeit sah ich rings um mich. Es fehlt allenthalben der Glaube an den Reichstag, er fehlt nicht nur mir, er fehlt allen. Vom alten Repräsentativsystem geht keine strahlende Kraft mehr aus. Die Vernunft sagt in Gottesnamen ein schwunglos nüchternes Ja zum Reichstag, aber Phantasie und Herz, meines wie des Volkes, bleiben unbewegt. Wer glaubt noch an den Reichstag?

Daß die Monarchisten, Militärs, Adeligen, Großgrundbesitzer an den Reichstag nicht glauben, versteht sich, sie haben nie an ihn geglaubt. Aber auch das Bürgertum steht dem Reichstag illusionslos gegenüber. Der Industrielle, der eine gesetzliche Regelung befürchtet, die seinen Betrieb irgendwie trifft, steht Todesängste aus. Hundertmal lieber verkehrt er mit dem anmaßendsten Refenrenten im Ministerium, als daß er in der Wandelhalle des Reichstags von Parteimann zu Parteimann pendelt, um den schlimmsten Dilettantismus zu verhüten. (Man frage z. B. unsere großen Filmfabrikanten — die Kino-Industrie ist heute schon die drittstärkste des Reiches — was sie zu dem Gesetzesfabrikat der preußischen Landesverammlung sagen: keiner, der nicht den Kopf schüttelte.) Steht der Reichstag vor einer geistigen Frage — zum Glück wagt er sich an große Probleme nur höchst ungern heran —, etwa an das Hochschulproblem, so zittern alle akademischen Lehrer, und nicht nur sie. Der Bauer hat längst aufgehört, reichstagsgläubig zu sein, weil seiner rechnenden Nüchternheit die Verachtung der politischen Phrase naturgemäß ist. Und ist der Arbeiter dem parlamentarischen System je entfremdeter gewesen? Wir Angehörige der freien Berufe, wir haben die Geschäftigkeit, Mittelmäßigkeit und Leerheit der Abgeordneten immer belächelt. Wer ist noch reichstagsgläubig? Höchstens die Staatsbeamten, die dem Parlament von Zeit zu Zeit eine Besoldungsreform abzutrotzen wissen.

Man sage nicht, an dieser Stumpfheit sei der unpolitische Deutsche schuld. Anderswo säßen auch keine Genies in den Parlamenten, und doch vertraue der Franzose seiner Kammer, der Engländer seinem Unterhaus. Nun hat der französische und englische Parlamentarismus immerhin die Entstehung starker Führer nicht verhindert, während bei uns der stumpfe Haß der organisierten Mediokritäten jedem selbständigen übermittelmäßigen Talent die Lust am Wirken zu verleiden weiß. In einer Stunde, die uns zur höchsten politischen Produktivität, ja, eigentlich zu politischer Genialität verpflichtet, ist Herr Müller, war Herr Bauer Reichskanzler, zwei vortreffliche, gutwillige und verständige Unterbeamte, die ihre Instruktionen gewissenhaft ausführen. Was aber sollen sie auf einem Posten, wo sie auf die eigene Eingebung angewiesen sind und nicht erst eine Abstimmung der Vorstandskommission einholen können? Vielleicht hat nichts dem Glauben an die Nationalversammlung so gründlich geschadet wie diese graue sandige Banalität der von ihr erwählten Reichskanzler. Nie wäre Kapps Handstreich möglich gewesen, wenn uns die Müller und Bauer nicht so unendlich gleichgültig geworden wären. Traut man den Listen, dann ist der kommende Reichstag ja wohl um einige Grade geistiger als die Nationalversammlung war, aber glaubt jemand, daß er die Feuerseele, die beherrschte und beherrschende, beherbergt, nach der Deutschlands Zerrissenheit verlangt?

Wer glaubt noch an die Taten des Reichstags? Gibt es irgendeinen Deutschen, der an die Ausführung der Erzbergerschen Steuergesetze glaubt? Hat der Reichstag die Kraft, den Deutschen aller Klassen die Abänderung bisheriger Lebensformen klarzumachen? Wir alle leben doch noch nicht im besiegten, sondern immer noch im taumelnden Deutschland. Keiner sagt sich in seiner Kammer: Dein Leben ist bis ins Persönlichste zerstört! Es werden keine Wohnhäuser gebaut, es werden keine Schulen errichtet, die Bahnen müssen versauen, die Straßen bleiben ungepflegt. Verzichte darauf, Sonntags draußen Kaffee zu kochen, Mädel, du wirst keinen seidenen Unterrock, keine seidene Bluse tragen, Mann, du kannst dir keine Bücher mehr kaufen, Spitäler, ihr werdet auf die neuesten Instrumente verzichten müssen, Universitäten, ihr werdet eure wissenschaftlichen Institute einschränken müssen, kein neuer Löwe kommt in den Zoo, und nicht einmal die Schiffe nach Amerika stehen euch bereit. . . . Die A r m u t eines auf ein halbes Jahrhundert besiegten Volkes stellt sich keiner plastisch vor. Wird der Reichstag die Kraft haben, diese Umwälzung der Gemüter zu erzwingen? Ich fürchte, das Notwendige wird hereinbrechen — nicht im Reichstag, sondern n e b e n dem Reichstag.

WILLIAM HENRY
CHAMBERLIN

EINE ZEITGESCHICHTLICHE PARALLELE

Chamberlin ist einer der leitenden Köpfe der „New York Tribüne". Seine Ausführungen, obwohl in Einzelheiten vielleicht ein wenig „transatlantisch", sollten gerade in diesen Tagen nicht unbeachtet bleiben.

Die historische Rolle, die Kapp und Lüttwitz in Deutschland spielten, weist eine verblüffende Aehnlichkeit mit derjenigen Kornilows in Rußland auf. Ebenso wie Lüttwitz betrachtete sich auch General Kornilow als Retter des Staates vor der bolschewistischen Gefahr. Das russische wie das deutsche Volk widersetzten sich den Rettern mit unerwarteter Heftigkeit, und beide Putschversuche brachen in ungefähr gleicher Frist, nämlich in fünf Tagen, zusammen.

Aber nicht nur zufällig und oberflächlich ist die Aehnlichkeit zwischen Kapps und Kornilows Revolten. Beide waren das Ergebnis gleichgearteter Kräfte und Umstände. Die russische wie die deutsche Revolution hatten die betroffenen Länder in drei klar unterscheidbare Lager zerrissen. Auf der Rechten standen die Gefolgsleute Kornilows und Kapps — Kapitalisten, Großgrundbesitzer, alte Offiziere; das Zentrum bildete die Kerenski-Ebert-Mannschaft, die sich in Rußland aus den radikaleren Kadetten, den Menschewiki und dem rechten Flügel der Sozialrevolutionäre, in Deutschland aus Demokraten und Mehrheitssozialisten zusammensetzte; auf der Linken aber finden wir die russischen Bolschewiki und ihre deutschen Genossen, die Spartakisten, denen ein großer und wachsender Bruchteil der unabhängigen Sozialisten zugezählt werden kann.

Nun nahmen (16. und 17. Juli 1917) die Petrograder Bolschewiki an einem verfrühten, schlecht organisierten Aufstand gegen die Kerenski-Regierung teil, einem Unternehmen, das durchaus mit den erfolglosen spartakistischen Aufständen im Januar und März 1919 verglichen werden kann. Kerenski unterdrückte die Insurrektion, indem er Fronttruppen ins Land zitierte. Diese Truppen benahmen sich ganz ähnlich wie Noskes Weiße Garden in Berlin. Nicht zufrieden damit, die Erhebung zu ersticken, verfolgten sie auch in nicht zu rechtfertigender Weise und unterschiedslos bolschewistische wie menschewistische Organisationen, verhafteten en gros, in vielen Fällen gegen die direkten Befehle der Regierung, und vollzogen Todesstrafen ohne eine auch nur halbwegs zulängliche Prüfung der Schuldfrage.

Kerenski war überhaupt nicht so lax in der Behandlung bolschewistischer Meuterer, wie manche seiner konservativen Kritiker glauben machen wollen. Am 25. Juli wurde die Todesstrafe an der

Front wieder eingeführt und am 29. wurde die „Prawda", das führende bolschewistische Organ, zum großen Vergnügen der „Iswestija" unterdrückt. Am 31. folgte General Kornilow, der als strenger Hüter der Disziplin bekannt war, dem General Brussilow im Oberkommando. Trotzki und Lunatcharski wurden am 6. August verhaftet. Am 15. August, an dem Tage, an dem die verfassungsmäßigen Freiheiten suspendiert wurden und die Regierung sich das Recht zubilligte, Schutzhaftbefehle ohne sachliche Begründung zu erlassen, war der höchste Pegelstand der Reaktion erreicht. Ebenso wie während des letzten Jahres der deutsche Kommunismus, schien damals die russische Linke erledigt. Die bolschewistischen Führer schmachteten im Gefängnis oder im Versteck; ihre Zeitungen waren unterdrückt; die Arbeitermiliz, die ihre früheren Aufstände unterstützt hatte, war entwaffnet und aufgelöst. Aber nun erhob sich eine neue Gefahr, die Gefahr monarchistischer Reaktion. General Kornilow stellte immer deutlichere Forderungen an die Regierung. Am 16. August erheischte er Wiedereinführung der Todesstrafe auch im Hinterland. Am 23. August verlangte er noch viel mehr, nämlich: alle Fabriken und Eisenbahnen unter militärische Kontrolle und Disziplin zu stellen. Dieser Plan würde, wenn er angenommen worden wäre, die Errichtung einer militärischen Diktatur bedeutet haben. In alledem fand Kornilow eine Stütze in dem Kriegsminister Sawinkoff, dem russischen Noske, einem Exterroristen, der sich in einen Reaktionär verwandelt hatte. Gelegentlich der Moskauer Staatskonferenz, am 25. und 26. August, zog Kornilow als Triumphator in die Stadt, begrüßt von wildem Enthusiasmus aller konservativen Elemente. Kerenski beantwortete diese Demonstration mit einer Rede, in der er erklärte, daß jeder Versuch zur Gegenrevolution „mit Blut und Eisen" niedergeschlagen werden würde. Es ist leicht, sich ähnlicher Warnungen der deutschen Militaristen durch Ebert und Mitglieder seines Kabinetts zu erinnern.

Am 8. Oktober richtete Kornilow, den Kapp und Lüttwitz offenbar zum Vorbild genommen hatten, durch Lwow ein Ultimatum an Kerenski, — nicht durch den Fürsten und Premier dieses Namens, sondern durch ein obskures Individuum, das die Stelle eines Prokurators der Heiligen Synode innehatte. Das Ultimatum enthielt die offene Forderung, daß Kerenski zugunsten Kornilows abdanke. Kerenski bestätigte die Botschaft in direkter, telegraphischer Verbindung mit Kornilow, ließ Lwow verhaften und ergriff Maßnahmen zur Unterdrückung der Rebellion. Von diesem Augenblick an verlaufen die russische und die deutsche Gegenrevolution in absolut identischen Bahnen. Einen oder zwei Tage lang waren beide Parteien wie geblendet und sehr vorsichtig. Es gab Verhandlungen und

Gerüchte über Verhandlungen. Die prominenten russischen Konservativen hielten sich, wie Hindenburg und Helfferich, züchtig abseits, bis es klar geworden wäre, wie die Bewegung ausgehen würde. Der „Rjetsch", die führende Kadettenzeitung, trat in einem Leitartikel vom 9. September für Versöhnung ein. Am 11. wurden die Verhandlungen abgebrochen und Kornilow begann seine „wilde Division" gegen Petrograd vorzuschicken. Die Antwort auf diesen Marsch war ebenso prompt und entscheidend wie die Antwort der Deutschen an Kapp. Petrograds Arbeiter eilten zur Waffe. Die Junker, die noch am Tage zuvor den Winterpalast bewacht hatten, wurden durch Kronstädter Matrosen ersetzt. Kerenski befreite die Bolschewiki, ebenso wie in vielen deutschen Städten eingekerkerte Kommunisten befreit worden sind.

Im großen und ganzen war die russische Gegenrevolution schwächer als die deutsche. Kornilows „wilde Division", die aus Mohammedanern bestand, zeigte sich beträchtlich weniger wild als Lüttwitzens baltische Division. Ihr Vormarsch wurde schon durch die Propaganda einer von den Petrograder Sowjets ausgesandten Abteilung mohammedanischer Redner erfolgreich abgestoppt. Am 11. September erklärte Kerenski, der sich seiner Macht wieder bewußt zu werden begann, Kornilow und seine Hauptgefolgsleute, die Generale Denikin, Lukomsky, Markoff und Kisliakoff, als Rebellen. Aber diese Proklamation erwies, ebenso wie die Ebertsche Proklamation gegen Kapp, keine sehr rachsüchtigen Gefühle gegen die Rebellen. Wohl bemerkte Avksentiev, Kerenskis Innenminister, mit Bitterkeit, Kornilow müsse nun eigentlich die Todesstrafe genießen, die er so lange und beharrlich gefordert. Aber Kerenski selbst war ängstlich darauf bedacht, die Affäre mit so wenig Bitterkeit und Blutvergießen zu beenden wie möglich. Er war sich klar darüber, daß, wie die bolschewistischen Juniaufstände eine beträchtliche Verschiebung nach rechts mit sich gebracht hatten, dieser konservative Putsch sicherlich von einer ebenso gefährlichen Verschiebung nach links gefolgt sein müsse.

Kerenski ernannte einen Monarchisten, den General Alexejew, zum Nachfolger Kornilows im Oberkommando. Er versuchte, die Kadettenpartei zu gewinnen, indem er ihre Mitglieder aufforderte, in ein Koalitionskabinett einzutreten. „Rjetsch" vom 13. September machte Kornilow in einem interessanten Artikel sehr mildverzeihende Vorwürfe für seine zwar wohlgemeinte, aber etwas überstürzte Aktion, pries die Ernennung des Generals Alexejew und verlangte die Schaffung eines Kabinetts von Fachministern — eine sehr merkwürdige und amüsante Vorwegnahme der Kappschen Forderung.

Doch war die spätere Entwicklung der Kornilowaffäre — die man als Anzeichen dafür, wie die Ereignisse in Deutschland jetzt vielleicht verlaufen können, studieren muß — ganz anders, als Kerenski sie zu lenken wünschte. Zunächst mußte er Savinkow, den starken Mann, aus seinem Kabinett entlassen. Die Rote Garde, die Arbeitermiliz, begann offen, sich zu bewaffnen und einzuexerzieren. Die Duma, die während des Sommers noch eine schläfrige Existenz geführt hatte, wurde nach Hause geschickt. Am bedeutsamsten aber: den Bolschewiki fiel in Petrograd und Moskau eine ganze Serie von Wahlsiegen zu. Am 13. September ging im Petrograder Sowjet zum ersten Male eine wichtige bolschewistische Resolution mit einer Mehrheit von 279 gegen 115 Stimmen durch. Unter anderem verlangte diese Resolution eine demokratische Republik. Abschaffung des privaten Grundeigentums, Verstaatlichung der Hauptindustrien, unbarmherzige Besteuerung aller Profite, sofortige Einberufung der verfassunggebenden Versammlung sowie — zusammen mit einer Einladung an alle Völker, einem demokratischen Frieden beizutreten —, Veröffentlichung der Geheimverträge. Es besteht eine ausgesprochene Aehnlichkeit zwischen einigen Forderungen dieser Resolution und den Konzessionen, die Ebert, um den Generalstreik zu beenden, erzwungenermaßen gewähren mußte. Die Menschewiki klagten, daß die Resolution in einer schlecht besuchten Versammlung der Sowjets durchgepeitscht worden sei. Indes gewannen die Bolschewiki in einer späteren Vollversammlung (aus anderem Anlaß) eine Stimmenmehrheit von 519 gegen 414. Daraufhin trat das Präsidium der Petrograder Sowjets zurück und Trotzki wurde an Stelle des georgischen Menschewik Tscheidse zum Vorsitzenden ernannt.

Am 17. September, am selben Tage, an dem Kerenski die Auflösung aller radikalen Komitees angeordnet, wurde Lunatcharski zu einem der drei Petrograder Vizebürgermeister gewählt. Dieselbe Tendenz äußerte sich in Moskau. Im dortigen Sowjet gewannen die Bolschewiki eine klare Majorität über alle anderen sozialistischen Parteien. In der Wahl zur Distriktsduma, die, ungleich den Wahlen zu den Sowjets, auch den besitzenden Klassen zugänglich war, erhielten die Moskauer Bolschewiki mehr Stimmen als alle anderen Parteien, Sozialisten und Liberale zusammengenommen. Unter den Soldaten der Moskauer Garnison war die bolschewistische Majorität einfach überwältigend: 14 467 von 17 819 Stimmen.

Der Uebergang der Sowjets in die Kontrolle der Bolschewiki war ein vernichtender Schlag für das Kerenskische Regime; denn die Sowjets waren zu jener Zeit das einzige Organ nationaler Volksvertretung, und es konnte keine Regierung bestehen, die mit ihrer

Feindschaft belastet gewesen wäre. Kerenski suchte nun verzweifelt, eine demokratische Konferenz zusammenzurufen oder irgend eine andere Körperschaft zu bilden, die die Sowjets hätte ersetzen können. Beide Versuche schlugen vollkommen fehl, und der Sturz Kerenskis im November war nur die logische und unvermeidliche Folge der Wahlen vom September und Oktober.

Natürlich ist die Analogie zwischen Rußland und Deutschland nicht vollständig. Die Sowjetidee hat in Deutschland niemals festen Boden gefaßt, und die Nationalversammlung ist schon länger als ein Jahr etabliert. Aber das Prestige dieser Versammlung ist durch ihre kürzliche Flucht aus Berlin sicherlich nicht gerade gekräftigt. Eberts Regierung überlebte Kapp ebenso wie Kerenski Kornilow überlebte: schwach, diskreditiert und in gefährlichstem Maße auf die unsichere Unterstützung der Linken angewiesen. Die Wahlen, die in diese Zeit fallen, werden zweifellos eine starke Zunahme der Unabhängigen erweisen, deren radikaler Flügel von den Kommunisten nicht im kleinsten mehr unterschieden werden kann. Der Kappsche Aufstand traf diese Kommunisten ohne Führung und ohne vorbereitenden Aufstandsplan. Wenn sie sich aber einmal dahin entscheiden werden, eine ernsthafte Machtprobe zu riskieren, dann wird die Ebert-Regierung aller Kraft bedürfen, über die sie überhaupt verfügen kann.

In diesem Zusammenhang wird es von Interesse sein, zu beobachten, ob die Alliierten in ihrer deutschen Politik von den Methoden Abstand nehmen werden, die sie in der Behandlung Rußlands und Ungarns angewandt haben. Durch sie bekamen sie an Stelle Kerenskis Lenin, an Stelle Karolyis Admiral Horthy. In Deutschland sind sie Hindenburg anscheinend noch einmal entgangen. Werden sie sich jetzt Herrn Däumig ausliefern?

BANGE FRAGE.

Weshalb nur hat ein Drittel des Volks der Wahl sich enthalten?
Aus Ekel? Weil es den Willen zum Wollen verlor?

m.

*

EWIG, EWIG BLÜHT DAS VOLK.

Ob ein Monarch uns regiert, ein Freistaat oder die Sowjets,
Auf der Tiergartenbank kost ein verschlungenes Paar.

m.

WIE IN AMERIKA DER SOZIALISMUS BEKÄMPFT WIRD

Ich entnehme diese aufregende Darstellung des neuen Spionagesystems, das der amerikanische Kapitalismus gegen die Arbeiterbewegung verwendet, der New-Yorker Wochenschrift „The New Republic".

Ich fuhr durch New Jersey nach Passaic; hier sah ich eine Menge von Arbeitern, die dem Rev. Norman Thomas zuhörten; und andere dem Rev. Harry F. Ward vom Union Theological Seminary von New York; und ich sah Polizeileute, welche diese Arbeiter mit zügelloser Gewalt und Heftigkeit aus der Halle drängten; und ich erfuhr, daß der Sitz der Wirtschaftskraft in Passaic in fünf großen Textilspinnereien liegt, welche zusammen die eine große Industrie dieser Stadt bilden; und ich erfuhr ferner, daß für jede Zusammenkunft in einem Lokal der Vereinigten Textilarbeiter in Passaic Polizeierlaubnis und Polizeiüberwachung notwendig ist; ich sah ferner, wie Polizeileute Männern, die keine Textilarbeiter waren, frei von einem Podium der Halle aus zu sprechen erlaubten, während man gleichzeitig außerhalb der Halle die Zuhörerschaft der Textilarbeiter mit Gewalt und Rohheit auseinandertrieb. Und ich nahm mir vor, etwas zu schreiben über Passaic und Freiheit und Textilarbeiter und Wirtschaftsmacht und Amerikanismus und jenes nächtliche Spionagesystem, das durch eine Menge von Spionen die fünf großen Textilspinnereien von Passaic überwacht.

Passaic ist eine spezialisierte Stadt, spezialisiert durch Wollwaren und Kammgarn, die im Planetenbereich der weiten allgemeinen Stadt New York liegt. Die hauptsächlichsten Textilinteressenten von New York haben Faktoreien in Passaic und Kontore in New York. Um von New York nach Passaic zu gelangen, fährt man etwa ein Dutzend Meilen lang durch eine Szenerie, die würdig wäre, Gedichte von Sidney Lanier zu beschwören — eine wasserreiche, melancholische Steppe von geringer Erhebung —, welche noch durchaus wasserreich ist, aber einfach schmutzig und schlammig aussieht, mit einem sehr komplizierten Kreuzundquer von Pfählen und Drähten und Geleisen. . . .

In Passaic gibt es viele Ausländer. In einer amerikanischen spezialisierten Stadt findet man meist viele Ausländer. In Passaic bilden die Ausländer ungefähr zwei Drittel der Bevölkerung. Im vergangenen Jahre kam es zu einem Streik. Die Arbeiter von Passaic, wirksam in der Masse, streikten. Sie streikten mehrere Tage lang. Der Verlust an Leben und an zerstörtem Eigentum war folgender: Leben verloren: keines; Eigentum zerstört: keines.

Dieser Streik wurde von einer improvisierten Gruppe geleitet. Ihre Mitglieder traten später zusammen, um die Vereinigten Textil-

arbeiter zu bilden. Vom Anfang an war dabei ein Spionagesystem entdeckt worden. In der improvisierten Vereinigung merkte man, daß viele der Vereinigten zugleich Vereinigte und Spione waren.

Die Instruktionen, die von einigen unter ihnen (von irgendwoher) gegeben wurden, waren echt amerikanisch. Das heißt, sie bestimmen den Amerikanismus. Sie besagen: „Amerikanismus, wie er nun zusammengesetzt ist, ist nichts anderes als die Fähigkeit, etwas englisch zu sprechen und täglich ganz gewöhnlich seinen Roßverstand zu gebrauchen."

In Verfolgung dieses Amerikanismus kommt der Spion dazu, Antworten auf Fragen, wie die folgenden zu geben: „Wen trafst du am Wege zur Arbeit? Was sagte er, was sagte sie oder was sagten sie? Wen sprachst du am Morgen? Was sagte er, was sagte sie oder was sagten sie?"

Mr. J. Frank Andres, Sekretär und Wortführer des „Rates" der Wollfabrikanten in Passaic, meint, daß die Spione eine bedeutende soziale und soziologische Mission hätten. Er sagt:

„In dieser kritischen Zeit ist es von der größten Bedeutung für die Fabrikanten, sich unter ihren Arbeitern Agenten zu unterhalten zur Verbreitung der Wahrheit gegen die Lehren des Hasses und des Widerstandes, welche von den Führern der Vereinigten gepredigt werden."

Die Agenten des Mr. Andres stellen sich den Lehren des Hasses und des Widerstandes entgegen. Sie sind natürlich Agenten der Liebe und Versöhnung.

Mitten in der Erfüllung ihrer Pflicht entdecken sie einen gewissen Besucher in Passaic. Da und dort beginnt ein Tumult. Da und dort beginnt auch ein neues Gerücht aufzutauchen, das in die Presse der Hauptstadt dringt und endlich die Aufmerksamkeit von Leuten wie des Rev. Norman Thomas und des Rev. Harry Hard erregt.

Industrielle Spionage, politische Spionage, Spione im Dienste von Vereinigungen, Spione im Dienste der Städte, Spione im Dienste der Staaten, Spione im Dienste der Regierung, Spione im Dienste bürgerlicher Gesellschaften, die sich freiwillig anbieten, um die Republik zu retten; Spione, die wie Spione aussehen, Spione, die wie Geschäftsagenten einer Handelsgesellschaft aussehen, Spione, die wie radikale Agitatoren aussehen, Spione, die wie intime Bekannte aussehen —. Diese Bakterien, welche eine Wiederverkörperung derjenigen sind, die die letzten Tage des russischen Kaiserreiches beschlossen, schweben nun wieder schwer in unserem Blut und beginnen aufs neue ihre historische Aufgabe, indem sie das elementare Wesen der bürgerlichen Gesundheit zerstören, nämlich: Die Freimütigkeit von Bürger zu Bürger und das Vertrauen des Freundes zum Freund.

Die „Daily News" von Passaic begannen, wenn sie über Spionage schrieben, natürlich damit, daß sie über die Freiheit der Rede schrieben. Es begann etwa so, daß man wissen wolle, warum „Erlaubnisse" für jede Zusammenkunft von Bürgern in friedlichen Zeiten erforderlich seien. Die „Vereinigten Textilarbeiter" begannen ebenfalls damit, daß sie wissen wollten. Sie wollten wissen, warum sie sich nicht treffen und untereinander sprechen sollten wie andere Bürger, ohne das Dabeisein von Polizeiknütteln und ohne das Dabeisein von Polizeiohren und ohne jene Demütigung und ohne jene Einschüchterung, welche dieses Dabeisein ihren Mitgliedern auferlegt.

Man fragte zuerst und dann beschloß man, eine Zusammenkunft abzuhalten ohne eine „Erlaubnis" einzuholen. So wollte man die Macht der Konstitution von New Jersey, welche vorsieht, daß alle Leute frei zusammenkommen und frei ihre Meinungen äußern können, ausproben.

Es war eine Rechtsfrage. Ich war dabei, als von den Stadtbehörden von Passaic die Antwort gegeben wurde. Es war eine Antwort, welche dieses Land allen unseren Schriftgelehrten und Pharisäern auslieferte. Es wurde gesetzlose Gewalt angeordnet.

Um dies zu verstehen, muß man die inneren Motive verstehen.

Die Stadtbehörden von Passaic beharrten dabei, daß eine Zusammenkunft ohne Erlaubnis ungesetzmäßig sei. Ihr Rechtsmittel lag auf der Hand. Sie konnten Leute, die eine Zusammenkunft abhielten, festnehmen und in einen Hofraum sperren lassen. Der Richter konnte dann entscheiden:

Sind die Behörden im Recht? Oder die Gefangenen?

Natürlich. Doch beachtet den Unterschied. Es ist ein großer Unterschied dies Entweder-Oder.

Angenommen, der Richter entscheidet, daß die Gefangenen recht hätten. Dann könnten die Vereinigten Textilarbeiter frei als freie Menschen ihre Zusammenkünfte in Passaic abhalten. Aber angenommen, er entscheidet, daß die Behörden recht haben, dann würde er entscheiden, wie so viele Richter bisher entschieden haben, daß unsere konstitutionalen Garantien der Freiheit der Rede tatsächlich nicht die Freiheit der Rede bedeuten, es sei denn abhängig von der Verschwiegenheit der Gesetzgeber und Bürokraten, abhängig von einer Verschwiegenheit also, welche bei der herrschenden Klasse in ihrer Macht beruht — gerade das, was die „Radikalen" behaupten.

Die Stadtbehörden von Passaic standen durch Argumente oder Instinkt von dieser Alternative zurück. Sie standen auch vom Recht zurück. Sie sahen von Gefängnishöfen und Richtern ab. Sie nahmen das Mittel der Gewalt zu Hilfe. Sie ergriffen die Methode der

Revolution. Sie nahmen wieder einen von den hundert und hundert „coup d'états" auf, welche insgesamt über dies Land — wenn nicht die Geschichte inzwischen die Natur verändert — eine gleiche gesetzlose Gegenrevolution des Amerikanismus um die bürgerliche Freiheit hervorbringt.

Ich will eine bestimmte Episode von diesem stürmischen und zugleich schleichenden Anschlag jener Herren, welche nun Passaic beherrschen, knapp anführen.

Ich s a ß in der dritten Sitzreihe einer sehr dunklen Halle. Hinter mir waren alle Sitze belegt. Sie wurden von Textilarbeitern eingenommen. Rev. Norman Thomas sprach zu ihnen. Kein Wort seiner Rede hatte die leiseste Andeutung eines Themas, das gegen „Macht" oder „Gewalt" gerichtet gewesen wäre. Er sprach für das Recht.

Während er sprach gingen die Lichter aus, — auf Anordnung der Stadtbehörden. Dann erschienen an der Stirnreihe der Halle Polizeimänner und riefen „Hinaus". Mit Knüppeln in ihren Händen trieben sie die Zuhörer rückwärts zur Halle hinaus. Die Strahlen ihrer elektrischen Batterielampen blitzten über ihre Knüppel und beleuchteten besonders die Gesichter der Ausländer. Ein halbes Dutzend Ausländer machte sich davon. Die Zusammenkunft war geschlossen.

Aber nach einer Weile stand ein Pole auf und ging zum Pulte. Und dies ist die Episode, auf die ich besonders aufmerksam machen will. —

Zwei oder drei Kerzen fanden sich und leuchteten. Eine von ihnen warf einen sehr schwachen Schimmer auf das Papier, das der Pole in Händen hielt. Er übersetzte etwas für zwei Polen, welche vor ihm in der ersten Reihe saßen. Die Halle hinter mir war durchaus finster. Die kleinen Kerzen vor mir ließen das Pult wie einen Altar erscheinen. Der Pole sprach einige sacramentale Worte. Er las die Konstitution des Staates New Jersey vor.

Er sprach englisch und dann polnisch. In diesem Zwielicht sprach er über die Güter der amerikanischen Revolution und übersetzte den Sinn der revolutionären konstitutionellen Garantien den Einwanderern, den Ausländern —, den — soll ich es sagen — unseren Nachfolgern.

Ich wunderte mich. Wird der Amerikanismus in unseren Städten von Polen, Serben, Kroaten, Ungarn, Tschechen und Slovaken verteidigt?

Parteigezeter, Wahlkampf, Putsch, Politisches überhaupt, das uns so zu erregen, so wichtig zu sein scheint, ist immerhin nur, o Bruder Mensch! Kontrapunkt, Projektion, Abklatsch, dritte und vierte Instanz. Nicht das Leben selbst. Das Ursprüngliche an Haß, Liebe, Fanatismus, Begeisterung, Furcht, Herorismus schwimmt nicht auf den Wellen des großen Lebens. Das findest du an versteckteren Winkeln. Der Kommunist, der auf der Barrikade stirbt, haßt, liebt, ist fanatisch, begeistert, heroisch: nun ja. Aber neben ihm sterben Gesinnungsgenossen. Er haßt und liebt für eben das wie viele noch. Der Erreger seines Hasses, seiner Liebe sind Anschauungen, die um ihn herum noch viele haben. Das verflacht den Haß, die Liebe, die Begeisterung. Innerlicher Haß, abgründigere Begeisterung entspringt aus Dingen, die wir mit wenigen tragen. Innerlichster Haß und abgründigste Begeisterung aus Dingen, die wir ganz allein tragen.

Ich habe einmal einen Menschen kennen gelernt, der lächelte, wenn sich zwei über das Problem Monarchie oder Republik unterhielten. Hättest du ihn gefragt, wie er zu der Frage stünde, so würde er abwägend den Kopf gependelt und gesagt haben, daß das eben Standpunktsache, aber beileibe kein Grund wäre, sich darüber in die Haare zu fahren. Und hättest du zu ihm gesagt, daß deiner Ueberzeugung nach das Morden eine durchaus erlaubte Sache sei, so würde er geantwortet haben, daß dem schon so sein könne. Alles galt ihm klein und nebensächlich, unwichtig und belanglos: Gott oder Teufel, Besitz oder Armut, Krieg oder Friede. Bis auf eins: bis auf seine felsenfeste Ueberzeugung, daß in der mathematischen Formel: Kreisumfang = $2 r \pi$ keine unendliche Zahl sei und der Kreis somit in eine gerade Linie verwandelt werden könne. Er hatte Tausende von Zeichnungen entworfen, Zehntausende von Hilfslinien gezeichnet. Seine Beweisführung war von erschrecklicher Unlogik. Er ließ sich um nichts in der Welt überzeugen. Er hatte seine Lösungsversuche verschiedentlich eingereicht. Sie waren immer als falsch erkannt und zurückgeschickt worden. Da behauptete er, die prüfenden Mathematiker seien bestochene Subjekte. Man überführte ihn an der kritischen Fehlerstelle. Er kritzelte ein Gewimmel von Linien hin, das die Richtigkeit seiner Behauptungen erweisen sollte. Man überführte ihn wieder. Er ließ sich nicht belehren. Er verstand von Mathematik nicht mehr als ein Volksschüler der oberen Klassen. Machte nichts. Er war in seine Idee verbissen und alle Mathematiker der Welt waren für ihn Dummköpfe, Lumpen und Schurken. Er rang mit jedem Menschen um Anerkennung, wie Jakob mit dem Engel rang. Er konnte nächtelang seine Beweise führen. Er hatte für jeden Zeit, der seine Beweise hören wollte. Er hatte den gewissesten

Glauben, ein heimlicher Kaiser zu sein. π ist keine unendliche Zahl! Das war ihm aller Erdendinge Ausgangspunkt. Er würde nie eine Frau geheiratet haben, die auf anderem Standpunkt gestanden hätte, nie einen recht herzlich Freund genannt haben, der das leugnete. Er stand ganz allein auf der Welt mit seinem Glauben. Darum liebte er ihn so inbrünstig. Immer ward mir unheimlich vor solcher Inbrunst, vor solchem Fanatismus. Immer hatte ich das dumpfe Gefühl: ihr alle, alle, die ihr euch für eure Lehren habt kreuzigen, erschießen, anspeien, ins Zuchthaus stecken lassen: ihr kommt nicht gegen den hier auf! Eure Mitkämpfer, eure Jünger haben eure Gedanken weitergetragen. Ihr wurdet verachtet, geschmäht, gescholten und gleichzeitig geliebt und verehrt. Der hier wird keines von alledem. Darum wäre er zu noch anderem, zu irgend einem Größeren, Endgültigeren, Allerletzten fähig, wenn es einmal gälte.

Solche Leute begegnen einem nicht alle Tage. Aber alle Tage begegnen uns Vegetarier, Impfgegner, Wollsachenträger, Theosophen strengster Disziplin. Seht sie euch an, wenn die für ihre Sache eintreten. Seht ihr weltfernes, seltsames, höhnisches Lächeln, wenn ihr es für belanglos haltet, ob man Fleisch oder Käse ißt, impft oder nicht impft, Wolle oder Leinen trägt, an die Immaterialität des Geistes glaubt oder nicht. Fühlt das innerste Band, das alle strengen Impfgegner der Welt zusammenhält und dann: lest die Fachzeitschriften! Die ganz kleinen am liebsten! Fühlt heraus, mit welcher leidenschaftlichen Schärfe der Jäger den anderen Jäger bekämpft, der behauptet hatte, der Auerhahn balze Anfang Februar am intensivsten. Nein, Ende März balzt er am intensivsten! Auf 8 Seiten wird das dargelegt. Alle Saiten werden spielen gelassen, um zu überzeugen. Lest das Fachorgan der Achselschweißblätterfabrikanten! Wie klein werden da die „großen Dinge" der Welt. Was ist es dem Blatt doch gleichgültig, ob Einsteins kosmische Lehre stimmt, ob Hasenclevers Dramen Erfolg haben, ob Stresemann auf dem Boden der Verfassung steht, ob Jesus Christus Gottes Sohn war.

Ihr wollt das wahrhaftige Leben sehn? Es dreht sich nicht um Demokratie und Reichstagswahlrecht, um Expressionismus und Marinebrigade Ehrhardt. Das alles sind nur die großen Schatten an der Wand. Die wahrhaftigen Dinge findet ihr auf der Liebhaberbühne des Vorstadtturnvereins, im Sonntagnachmittag-Kränzchen der aushilfsweise angestellten Bonbonkocherinnen, in der Verbandszeitschrift der Hosenknopf-Industriellen.

Liebe und Haß, Furcht und Hoffnung wachsen dort stärker und unterirdischer als auf Barrikaden.

Diesen Aufsatz des besten Kampfgenossen von Barbusse entnehme ich der Pariser „Clarté", die, wie man auch aus diesem Aufsatz erkennt, frei ist von einer etwas wässerigen Humanitätspropaganda, wie man in Deutschland vielfach glaubt.

Einer der bekanntesten und geschätztesten Sammler des alten Rußland, M. Morosow, hat einem Mitarbeiter des vom Hause Bernheim herausgegebenen „Bulletin de la Vie artistique" ein Interview gewährt und ihm sehr bemerkenswerte Mitteilungen über die Kunstpflege in Sowjet-Rußland gemacht. Die Unterredung fand gerade in den Tagen statt, als die Presse sich in den schlimmsten Beschuldigungen gegen die bolschewistische Partei erging.

Morosow sagte: „Meine Sammlung ist unversehrt. Von meinen 430 russischen und meinen 240 französischen Kunstwerken fehlte nicht eines. Meine Sammlung befindet sich in denselben Räumen, wo ich sie aufgestellt hatte, aber sie ist nationalisiert wie meine Hüttenwerke und bildet ‚das zweite Museum westlicher Kunst'."

„Das zweite? Und was ist das erste?"

„Das wird durch die französische Sammlung unseres gemeinsamen Freundes Sergius Stschukin gebildet, und seine Tochter Katharina ist mit dessen Obhut betraut."

„Und führen Sie die Aufsicht über das zweite Museum?"

„Die Regierung hat ihm den Bildhauer Boris Ternovetz, einen Schüler von Bourdelle, zum Konservator gegeben und mich zum Assistenten des Konservators ernannt. Das Museum ist dem Publikum freigegeben. Die Regierung hat hiermit nur meine Bestimmungen erweitert. In der zaristischen Zeit gab ich den Neugierigen Sonntags freien Zutritt, und nach Erledigung einiger weniger Formalitäten konnten die Künstler und Kritiker außer Montags jeden Tag in mein Museum kommen. Als Assistent des Konservators habe ich einen Katalog zusammenstellen und kleine Vorträge vor den Besuchern halten müssen. Die Leiterin des anderen Museums hat dieselbe Verpflichtung. Es war uns besonders angenehm, die französische Kunst rühmen zu dürfen. Die Kunstwerke unterstützten unsere Ausstellungen und die Zuhörer gingen mit."

„Da Sie in so unmittelbarer Berührung mit den Leuten waren, so sagen Sie mir, bitte, welche von unseren Malern bei Ihnen am besten gefallen haben."

„Cézanne. Von ihm konnte ich 20 Meisterwerke zeigen: Das junge Mädchen am Klavier, Das Bildnis seiner Gattin usw. Auch van Gogh wurde sehr bewundert. Auch Derain, ebenso Picasso, aber von ihm besaß ich nur 3 Werke. Dieser Spanier und Henri Matisse waren im anderen Museum viel ausgiebiger vertreten."

„Sagen Sie mir, bitte, welche französischen Maler sonst noch in Ihrem Museum vertreten waren?"

„Von Gaugin waren 12 Bilder da. Außerdem gab es Werke von Degas, Camille Pissarro, Lebourg, Henri-Edmond Croß, Maillol, Friesz und vielen anderen."

„Und von wem hatten Sie Arbeiten in der russischen Abteilung?"

„Von toten Malern waren vertreten: Wrubel, Serow, Sapunow. Ferner hatten wir Werke von Chagal, Kontschalovsky, Machkow und vielen, vielen anderen."

„Während der Diktatur des Proletariats waren die russischen Künstler wohl verhindert, sich künstlerisch zu betätigen?"

„Keineswegs. Die Künstler wurden von der Regierung als Arbeiter betrachtet, die notwendige und nützliche Arbeiten produzieren. Infolgedessen konnten sie sich leicht ihren Lebensunterhalt beschaffen. Es bildete sich eine Vereinigung, die die äußerste künstlerische Linke umfaßt. Zu diesem Kreise gehörte auch Machkow und die Malerin Dimchiz Tolstoi. Diese Gruppe ist der Société des Artistes Indépendants vergleichbar. Es gibt keine Zulassungskommissionen, keine Preise. Dieser Künstlerbund verfügt über reichliche Unterstützungsgelder der Regierung, die Ausstellungen und Käufe gestatten. Im Winter 1918/19 hat dieser Künstlerbund nicht weniger als 10 Ausstellungen veranstaltet. Jede dieser Ausstellungen vereinigte Künstler verwandter Richtungen. Die Maler der Rechten haben ebenfalls eine Vereinigung gebildet; aber die gedeiht nicht recht, die Regierung steht ihr gleichgültig gegenüber. Viele von den ‚Jüngsten' sind zu Lehrern ernannt worden. Im Wettbewerb mit ihnen führen die alten Malprofessoren ihr Amt weiter. Die neuen Malkurse sind sehr besucht, denn die Kunstschüler haben vollständige Freiheit in der Wahl ihrer Lehrer, und die meisten verzichten mit Wonne in Rußland, wie überall, auf die akademische Routine. Einige junge, abenteuerfrohe Künstler sind in die Provinz ausgewandert, z. B. nach Saratow, um dort Zentren künstlerischer Propaganda zu schaffen. Das war für das Museum nicht ganz ungefährlich. Eines Tags kam ein Abgesandter einer Provinzstadt, die keinen Cézanne und keinen Derain besaß, und wollte einen in Moskau requirieren, da wir sie doch im Ueberfluß besaßen. Ich mußte das Museum ernsthaft gegen seine Ansprüche verteidigen. Ich wandte mich mit Erfolg an den angesehenen Maler und Kunsthistoriker Igor Grabar, die rechte Hand von Frau Trotzki."

„Die Gattin von Trotzki? Spielt sie eine Rolle?"

„Sie leitet ein Komitee, dessen Betätigungsfeld sich am besten durch ein Beispiel klarmachen läßt. Mehr als einmal mußte man befürchten, daß Volksaufstände oder Truppenbewegungen die Sicherheit von Kunstwerken gefährden könnten. Das Komitee der Frau

Trotzki hatte die Aufgabe, die Kunstwerke zu sichern, sie wissenschaftlich zu ordnen und sie auszustellen. Ungeahnte Wunderwerke kamen zutage."

„Ist diese Tätigkeit dem Bürger oder dem Staat zu verdanken?"

„Wenn Sie wollen, persönlicher Initiative, vor allem aber Lunatscharsky und seinen Genossen."

„Der Minister Lunatscharsky?"

„Ja, der Volksbeauftragte für öffentlichen Unterricht und die schönen Künste. In keinem anderen Museum, weder in Petersburg noch anderswo, ist etwas Kunstfeindliches vorgekommen. Die Hauptwerke aus der Eremitage sind in der jetzt schon entfernten Zeit, als man mit dem Falle Petersburgs rechnen mußte, nach Moskau gebracht worden. Im Kreml warten sie jetzt auf ihre Rückbeförderung. Der Louvre hat 1914 und 1918 ähnliche Vorsichtsmaßregeln ergriffen."

M. J. Morosow war vor der kommunistischen Revolution einer der bedeutendsten Großindustriellen Rußlands. Seine Katunspinnereien beschäftigten 15 000 Arbeiter. Aus seinen Worten ist zu ersehen, daß zum ersten Male in der Geschichte eine Regierung die Künstler anders behandelt, denn als Ueberflüssige.

HANS VALENTIN

KUNST DES DRAMAS IM FILM DER ZUKUNFT

Hier spricht einer der besten Filmdichter; die Situation ist noch nicht so rein, daß er für seine Gedanken mit seinem wirklichen Namen eintreten dürfte, ohne Schaden zu erleiden.

Ueber das Schreiben eines Filmbuches sind allgemein so seltsame und konfuse Ansichten in Umlauf, und selbst bei den im Fache kundigen Praktikern, sogar einschließlich mancher Filmautoren, Regisseure, Maler, Operateure, Darsteller, Kritiker, um von Generaldirektoren zu schweigen, von kapitalistischen oder auch feuilletonistischen Schlachtenbummlern gar, überall und selbst in diesen Kreisen der Kundigen und Einblickhabenden also herrschen so wirre und falsche Vorstellungen von der Arbeit des Autors eines Filmbuches, wie es sein soll, daß, bevor wir uns versteigen, von der Kunst des Dramas im Film der Zukunft zu sprechen, eine Diskussion zur Klarstellung jenes Themas nützlich erscheint. Einem solchen Zwecke möchten die folgenden Gedanken dienen, die weder auf Vollständigkeit noch auf Unfehlbarkeit Anspruch erheben, wohl aber darauf, daß sie — Gedanken sind, Gedanken, die Freunde und Feinde finden

werden und im übrigen dafür bestimmt sind, denen Gedanken zu machen, die zwar keine haben, an deren Stelle aber Vorurteile und schlendrianhafte Meinungen die Menge, mit denen sie eine üble, weil kunstwidrige, schädigende, unanständig-wertverschiebende Macht ausüben. Dieser gilt es, polemisch beizukommen. Sollte darum die Schärfe meines Ablehnens hier und dort als zu scharf empfunden werden, so möge man jene der Kampfstellung zugute halten, in der ich mich einem unpersönlichen Komplexe gegenüber befinde, anspruchsvollen Dilettanten und Fachsimpeln, die in ihrer Lauheit und geistabgewandten trägheit-fundierten Sicherheit gewiß eher durch Grobheit aufgestört werden können als durch Gedanken. Gedankliche Grobheit sei mir darum als notwendige Waffe gestattet.

Es klingt nur paradox, ist es aber nicht, wenn ich behaupte, daß das Bühnendrama in der Illusion der Aufführung nur fragmentweise die dichterische Absicht wiedergibt, während der Film, wäre er schon das, was wir ersehnen, nämlich: Drama, aus sich heraus zu einer nahezu restlosen Wiedergabe der dichterischen Absicht befähigt ist. Die oft gegensätzliche Wirkung des gesprochenen und des gelesenen Wortes, des Wortes, das man hört, und des Wortes, das man liest, die Möglichkeit des Theaters, zartest Gedichtetes im Munde des Schauspielers zum Trara des Volksredners umzuwenden, hat manchen Einsichtsvollen schon am literarischen Theater verzweifeln lassen.*) Ist dem dargestellten Drama aber der Schall genommen — „Rauch" bleibt, auch im Film —, so kann der Dramatiker eine ungeahnte Erfüllung erfahren, und es kann ihm das wortlose, Geschehnis und Bewegung gewordene Werk, ungefährdet vom Zufall des Darstellungsmomentes, in wechselnden, von gelesenen, nicht gehörten Texten verbundenen Bildern organische Form werden, Rahmen und Gefäß eines Dichters. Diese Form des wortlosen Dramas an sich, des Filmdramas, mag problematisch bleiben für die Literatur. Für das Theater ist sie es nicht, denn stets konnte die Pantomime, das Gebärdenspiel, als Form für das Nackt-Dramatische des Wortes entraten. Zudem hat ja in Deutschland die neue Dramatik nach Wedekind das anrüchige Verdienst erworben, das Drama der Wortverluderung, des Wortbruches, der Belanglosigkeit des Wortes und also das „Drama ohne Worte" geschaffen zu haben. Welche Tat freilich, um die Form des Nackt-Dramatischen berechtigt zu finden, zur Zeugenschaft für die Zukunft der dramatischen Kunst im Film von mir nicht herangezogen werden soll, weil ich sie nicht anders als nur negativ zu würdigen

*) Illusionärer Zauber, der süße Schwindel von Vorhang und Rampenlicht, Orchestergewisper und Maske, all das ist bestimmt, den Bestandteil an Kunst, der der Aufführung eigen ist, lügenhaft zu strecken, über sich hinaus ins Nur-Scheinbare zu verlängern, das Fehlende mit Charlatanerie zu ersetzen, Schall und Rauch über das Wort zu senken, das heilig ist.

verstehe. Aber wie dem auch sei: was ist denn dramatisch? Drama? Leben, aus dem alle Langweile gestrichen ist. Der Zwang zum Wort wird hier allzuleicht ein Mangel der Form, weil so dem Drama die ausgemerzte Langeweile mit der Literatur notwendig wieder zugeführt wird. Lyrik und Dramatik, verschlungen ineinander zu einem Kompromiß, der im Buche Kunst sein kann, um am Theater — Theater zu bleiben: das ist das konventionelle Wortdrama.*) Hat nun das Nur-Dramatische, das der Film, soll er Kunst werden, erfordert, hat es, da es mit dem Worte nichts zu tun hat, mit Kunst zu tun? Was bleibt von Shakespeare, zieht man das Wort ab von seinem Werk? Ich fürchte: Kientopp, nicht: Filmdrama. Hätte aber Shakespeare die neue Möglichkeit des Dramas, den Film, denn das ist er trotz seiner im allgemeinen pessimistisch zu betrachtenden Vergangenheit, gekannt, er hätte aus jenem nur-dramatischen Rückstand, dem Urstand seines Werkes, aus dem, was ich anmaßend genug war, „Kientopp" zu nennen, dann und wann statt Buch- Bilddramen geschaffen, die der Größe seiner Wortdramen im Gestaltlichen und Baulichen, im Rein-Künstlerischen kaum nachstünden. Dieses Grenzgebiet, das der Film dem Drama erschlossen hat, liegt noch tief unter dem ihm möglichen Niveau, und erst die Bilddramen, die wir erwarten, und darum erwarten dürfen, weil Dramatiker von Rang — ich nenne Paul Wegener — und Regietemperamente produktiver Natur, wie Lubitsch, mehr bedeuten als bloße Verheißungen, die ohne Folgen bleiben, darum, meine ich, werden erst die Bilddramen von morgen die heute müßige Frage nach der Kunst im Drama des Filmes praktisch und restlos beantworten. Im positiven Sinne? Wir dürfen es erwarten.

Dramatiker, sage ich, sind in erster Linie berufen, dem Film Niveau zu geben. Gegenüber der Wichtigkeit des Filmbuches ist alles Malerische, Regietechnische, ohne daß es darum zweitrangig wäre und also gehandhabt werden dürfte, ganz ebenso wie im Theater, sekundär.

Wenige werden es begreifen, daß eine noch ungeschriebene „Aesthetik des Films" an die dramatische Ausgestaltung des Filmbuches eigene Ansprüche stellt, die auf strengen und nicht leicht ergründbaren, theoretisch noch nicht gefaßten, jedem aber, den künstlerischer Ernst auch auf diesem Grenzgebiete der Kunst nicht verläßt, richtunggebenden, wenigen nur erschlossenen Gesetzen beruhen. Gesetzen, welche in ihrer Gesamtheit eine durchaus eigene, komplizierte, von den Formen des Schauspiels und der Pantomime von innenher

*) Längst schon ist die Literatur dem Theater zur Gefahr geworden. Dem Film kann sie's nicht werden. Denn er ist durch die Kluft der Wortlosigkeit von ihr geschieden.

wesentlich abweichende Dramaturgie bilden und die, so elastisch auch die Schranken sind, die sie dem schöpferischen Arbeiter setzen, ungestraft nicht beiseite geschoben werden können. Intuitive Erkenntnis dieser Gesetze macht den Autor aus, auf den Hoffnung gesetzt werden darf und der vielleicht bestimmt ist, dort, wo heute meist konjunkturbeflissene Geschicklichkeit und anspruchsvolle, ahnungslose Nichtskönnerei waltet, der gestaltenden Kunst ein Gebiet zu öffnen, dem Drama eine neue, ernsthafte Form außerhalb des Sprechtheaters zu geben.

Eine der typischen Fehlmeinungen, die in der deutschen Filmproduktion, oft mit doktrinärem Theoretisieren beschwert, dem Sinne der dramatischen Kunst im Film entgegenwirken, soll hier erwähnt werden. Die Tatsache des Bildwerdens der dramatischen Geschehnisse hat den Irrtum aufkommen lassen, der Maler wäre eigentlich der Dichter des Films und nicht der Dramatiker. Eine Ansicht, deren Richtigkeit nie erwiesen wurde und nur dann, und dann schon gar nicht, erwiesen würde, wenn ein Maler-Dramatiker käme; die aber eben dann erst recht ad absurdum geführt würde: denn die dramatische Konstruktion, der gestaltliche Bau des Ganzen, die spannungerzeugende Führung jeder Szene, vom Dramatiker aus schon in Bildfolge übersetzt, — das sind Aufgaben des Dramatikers, denen der Maler stilgemäßen, szenischen Ausdruck, auch wohl gesteigerten Ausdruck der Geste zu geben vermag, aber niemals aus seinem fachlichen Können gerecht zu werden vermöchte!

Wenn das stilisierte Theater in der äußersten, klarsten Vereinfachung des Szenischen heute eine letzte Rettung des Wortdramas aus der Unerträglichkeit des naturalistischen Illusionismus versuchen muß, so kann zwar das Filmdrama, eben weil es im wechselnden Bild immer nur Gesehenes ist, auch niemals und nirgends auf Stilgebung, auf den Maler (den Maler-Photographen) verzichten, aber seine Rettung aus Tradition und Kitsch wird nur vom Drama ausgehen, dem die Technik nachkommt. Dramatiker-Regisseure mögen Filmbücher verfassen, die Dramen und auch zugleich Regiebücher sind. Maler-Regisseure aber, oder Regisseure, die den Nerv des Dramatikers nicht haben, jene Gesetze also nicht empfinden können, und denen die künstlerische Fähigkeit zum Gestalten und Bauen nicht eignet, werden der Kunst im Drama des Films nur dann gute Dienste leisten, wenn sie fertige Filmbücher von Dramatikern bekommen. Regisseure aber oder Maler, die bloß aus der technischen Fixigkeit ihres Handwerks Filmbücher verfassen, die meist epische Irrwege oder die Landstraße der seichtesten Dutzendpsychologie gehen, schaden der Filmdramatik letzten Endes nur, indem sie den Film auf Kosten des Ge-

schmacks, der Kunst, des ernsthaften Höher-Wollens, nicht über jenes Niveau hinaufkommen lassen, das seine Feinde ihm wünschen.

Selbstverständlich aber gibt es, außerhalb der besprochenen Gruppen, Filmstücke, die, ähnlich wie die Stehgreif-Stichworte, welche ein Girardi gebraucht hat, um eine Buchbinder-Posse in die höchste Region der künstlerischen Theaterwirkung zu heben, nur auf der Darstellung beruhen und meist nichts sollen, wie der schöpferischen Kunst des großen Komikers Gelegenheit zu geben, ihre Kräfte wirken zu lassen.

Diese Sphäre hat mit Dramatik eigentlich nichts zu schaffen und findet schönste Erfüllung etwa in einem Chaplin des Films wie in einem Pallenberg der Bühne.

Die Minderwertigkeit eines großen Teiles der Filmautoren, absichtliche Minderwertigkeit oft, angeblich aus Gründen des Geschäfts, die hinfällig sind, weil das Publikum immer deutlicher das Gute dem Schlechten im Film vorzieht, Minderwertigkeit also meist aus Unfähigkeit hat es mit sich gebracht, daß der Filmbetrieb dem Autor gewissermaßen prinzipiell anmaßend gegenübersteht und sich zur selbstherrlichen Entfaltung seiner Routine im Stoffe des Dramatikers berufen glaubt. Einer Routine, die man gar nicht genug unterschätzen kann, wenn sie, wie so oft, nichts ist als Quantitätsangelegenheit. Willkürliche Aenderungen von Regisseuren pflegen zu dramaturgischen Verstößen zu führen, wie sie jedem zur Genüge bekannt sind, der in der Filmsphäre mit produktivem Geist zu arbeiten versucht hat. Solche Methoden werden leider im Film minder hart empfunden wie im Theater, und das ist beklagenswert. Denn hier wie dort hat der Dramatiker auf Wahrung seines geistigen Gutes gültigen Anspruch. Mit mehr Entschiedenheit als dies im Falle des Theaters nötig ist, müßte also das Gesetz den Autor hier schützen, wo er — in der Sphäre der Schattenwelt — ohnedies einem Freibeutertum sondergleichen überliefert ist, jenen sonderbaren Nachtgestalten, denen geistiger Besitz, meist der einzige Besitz des Dramatikers, auf dunkeln Wegen allzuleicht zur Beute fällt. Denn wenn auch diese finsteren Ausnahmen nichts anderes sind als Ausnahmen, solches Volk verschlechtert die Luft des Filmgewerbes um ein beträchtliches, und wenn die Kunst des Dramas im Film der Zukunft mehr sein soll als eine von der Konjunktur diktierte Phrase, und das soll sie wohl, so wird auf reinere Luft gedrungen werden müssen. Ungeistigen Arbeitern kann an Geist nichts abhanden kommen. Geistige Arbeiter aber, und ihrer bedarf der Film, müssen ihr geistiges Gut sicher wissen vor den Fängen skrupelloser Piraten, weil sie sonst in so griffgeschwängerter Luft nicht atmen können.

BÉLA RÉVÉSZ

BOBY

Unter den jüngeren Dichtern Ungarns ist Béla Révész einer der stärksten, freilich ist im Horthy-Ungarn der nationalen Talentlosigkeit kein Raum für ihn, aber sein Erzählertalent wird über die rotweißgrünen Grenzen dringen.

Drei alte Fräulein hatten einen kleinen Hund. Alle Liebe, die im welken Herzen der drei Schwestern erhalten geblieben war, galt Boby, dem rundlichen, großohrigen kleinen Hund, der mit ihnen lebte, spazierte, an ihrem Tisch aß und in bitteren Nächten mit den alten Mädchen in einem Zimmer schlief. Boby war ein gehorsamer, fröhlicher Hund, lag sanft und träge auf dem lauen Schoß der Fräulein, trug bei kaltem Wetter stolz sein gesticktes Gewand, schritt an Sommerabenden friedfertig vor den spitzen Schuhen der Mädchen, fuhr nur manchmal, wenn sich irgendwo ein Hund zeigte, schreckhaft zusammen, zerrte an der Leine in der Hand seiner Beschützer, die Schwestern schlossen sich zu einem sicheren Kreis zusammen, starrten den sie umlungernden fremden Hund mit finsteren Blicken an, hoben Boby in die Arme.

Der kleine Hund zitterte an der eingefallenen Brust der Mädchen, streckte aus dem Käfig der mageren Arme aufgeregt den flehenden Kopf hervor, aus dem Weiß der Augen flammten schwarze Feuer und bestaunten den auf der anderen Seite der Straße stolzierenden Hundegefährten, doch raschelten die drei Seidenröcke auf, und die Mädchen huschten mit Boby fort.

Boby war ebenfalls ein Mädchen, und die drei alten Fräulein achteten entschlossen darauf, von ihm jede lauernde Gefahr abzuwehren. Ihre herbe, mürrische Laune, ihr von tiefem Durst, von demütigender Häßlichkeit zerquältes Gehirn wachte voll Ekel darüber, daß die zusammenhaltende Familie keinerlei Unordnung störe; aber Boby war ein vollblütiger, rassiger kleiner Hund, und wenn er auch mit Behagen die üppige Kost verschlang, im warmen Häuschen glücklich schlummerte, so rückte er in Mondnächten, wenn das Licht seine Safranschleier durch die Stube wob, doch auf seinem weichen Kissen umher, wimmerte in der tiefen Geräuschlosigkeit kläglich auf, von drei kühlen Betten erhoben sich drei alte Fräulein eckig im Mondschein, versammelten sich um Bobys Lager, streichelten den kleinen Hund, deckten ihn zu und taumelten schläfrig seufzend zu ihren kahlen Betten zurück.

Gelehrte Leute behaupten, ein Hund pflege, wenn ihn der Mond bescheint, zu träumen, und wer vermöchte ganz nachzufühlen, worüber im Hofe dreier dösender alter Mädchen, in mondhellen Nächten, eine kleine Hündin stöhnen mag?

Bobys Melancholie schlug plötzlich in flinke Lustigkeit über, er sprang aus seiner trägen Schwerfälligkeit kläffend hervor, rollte mit ausgelassenen Purzelbäumen über die wolligen Teppiche, trieb sich mit den strahlenden alten Mädchen herum, spreizte die sehnigen, festen Beinchen, schüttelte heftig den hochgeworfenen Kopf, kläffte, schnaubte, krümmte schaudernd den glänzenden Rücken, verschlang gierig sein Essen, beglückte alte Mädchen betrachteten selig Boby und jauchzten:

„Wie schön dick er wird . . ."

Boby wurde rundlicher, sein heiteres Umherspringen wurde etwas schwerfällig, er ermüdete rasch in seinem ausgelassenen Herumtollen, er wurde wieder träge, schlief viel, lag, ein dicker Knäuel auf seinen weichen Kissen und kam an einem geheimnisschweren Abend nicht einmal um sein Essen. Die drei Mädchen knieten zu Boby nieder, riefen ihn mit ihrem Herzen:

„Boby . . ."

„Komm, Liebling . . ."

Boby war melancholisch, der Augen Schwärze überschattete das Weiß, in wildem Feuer flackerte sein Blick, die drei Mädchen erschraken, Besorgnis zehrte an ihnen, der Abend glitt mit seinen Geheimnissen in die Nacht hinüber, und es wachten ihre Augen, ihre Seelen um des stöhnenden, sich windenden Bobys Lager. Bobys Dicke ließ den Bauch schwellen, verbreitete sich über die Weichen, ein jäher Krampf drehte den zuckenden Körper im Kreis, Boby stürzte, er legte den klugen Kopf auf die Vorderbeine, bestaunte mit geweiteten Augen die gütigen Mädchen.

Die treuen Hundeaugen, die alten Mädchenaugen glühten in die Nacht hinein, und ein wunderbares Gespräch flackerte von Auge zu Auge:

„Muß jedes Mädchen? . . ."

„Wie ist es? . . . Wie ist es? . . ."

Bobys geschwollener Körper zuckte in die Höhe auf und stürzte zurück, mit einem langen, wimmernden Stöhnen bohrte er den Kopf in die Kissen, und derweil sein Körper vor Schmerz schauderte, fuhr auch durch der alten Mädchen unfruchtbaren Leib die Qual des Tieres . . . Boby spreizte die Beine auseinander . . . in Dunst, Dunkelheit wimmerten kleine Hunde, die bezauberten alten Mädchen schluchzten auf:

„Oh . . ."

„Oh . . ."

(Berechtigte Uebersetzung von Stefan J. Klein.)

WÜSSTET IHR, WAS GEFÜHL IST . . .

Ihr plakatiert euer Güte-Plakat.
An allen Litfaßsäulen: Große Menschenliebe!
Verbrüderung! Umarmt euch! Sonnenstaat!

Wäre nur eure Unterschrift nicht so giftgrün, —
Gern glaubt' ich euch! In euren Augenwinkeln
Wär' eigensüchtig nicht dies Lächeln und Verblühn!

Ihr kennt nicht den Sonnenaufgang in des Nebenmenschen Aug,
Wenn man spricht, wonach ihn verlangt, tut, was er will.
Ihr sprecht nur immer selbst, winket den andern: Still!

Ihr versteht nicht zuzuhören. Zu verstehn versteht ihr nicht.
Wart ihr je zu zweit? Zu zweit, wenn man nicht mehr spricht,
Wie Sonne und Mond zu zweit — zu zweit wie Mann und Weib. —

Zu zweit wie du und ich. Kein Gott gibt mehr. Zu zweit
Tönt die Welt und krönt der Himmel höchsten Palast —
Und zu zweit ist so tief innen, daß man es kaum erfaßt.

Zu zweit ist Herzrausch, zu zweit ist weinende Bescheidenheit.
Zu zweit hilft einander. Und wo tiefste Hilfe ist,
Ist auch zu zweit. In weiteste Weite geht zu zweit.

Ihr aber verpaßt, nur einmal einem Freunde
Ueber das Haar zu streichen, — fragen, ob er schlafen kann.
Ihr brüllt nur los. Für euer Gebrüll bezahlt man dann.

Drum wo ihr gut heißt, will ich bös mich nennen,
Wo ihr für liebend geltet, lieblos mich bekennen,
Wo Größe euer Tun ist, in das Allerkleinste rennen.

Weg, weg, ihr Larven, Erlösungs-Großbetrieb,
Weg, Tourniquet des Gottesreichs, Elektroturbine „Versunkenheit",
Warenhaus „zum großen Erbarmen", Patent „Jenseits der Zeit",

Weg, Tenorarie der Demut, Kino der Rettungstat,
Plakat „Ich revoltiere" und du vor allem: Inserat
„Wie werde ich paradiesisch". — Oh ihr, aus denen Lästerung schreit,

Ahntet ihr, was Gefühl ist, das Blick an Blick reiht —,
Ihr wäret nicht so laut, nicht so verlassen
Laut, eure Liebe röche nicht wie parfümiertes Wasser,

Ihr sänket einmal abends um, für Mutterstirn
Und Kuß bereit — und Gott nicht gar so weit, so weit —
Und unsere Zeit wäre nicht unsere Zeit.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Die Wirtschaftskrise ist in das Stadium amtlicher Anerkennung und Registrierung eingetreten; ein funkelnagelneuer Aktenband und eine ebenso frische Registraturnummer sind ohne Zweifel bereits vorhanden. Der Herr Reichswirtschaftsminister, der neulich dem „Berliner Tageblatt" erklärt hatte, er wisse noch nicht recht Bescheid, hat inzwischen mit Hilfe seines professoralen Staatssekretärs und anderer volkswirtschaftlich gebildeter Mitarbeiter die nötige Erkenntnis gesammelt und dem Wirtschaftsrat seiner Behörde Aufklärung über Ursachen und Wesen der Krise gegeben. Leider haben die meisten Zeitungen nur dürftige Auszüge dieser diagnostischen Vorlesung veröffentlicht; das Papier ist knapp und teuer, und für die Wahlpropaganda war Herrn Schmidts Kolleg kaum zu gebrauchen.

Der Herr Minister begann nach jenen Presseauszügen mit einer beweglichen Klage über das „Loch im Westen", das lange Zeit alle eifrigen und zielbewußten Bemühungen seiner Verwaltung, Ordnung in die Wirtschaft zu bringen, zuschanden gemacht habe. Es ist zu vermuten, daß unsere Wirtschaftsbürokratie nicht sobald aufhören wird, das „Loch im Westen" als bequemen Entschuldigungsgrund für alle aus Planlosigkeit geborenen Fehlschläge zu benutzen, und man wird deshalb vielleicht noch mit einiger Ausführlichkeit auf die Frage zurückkommen müssen, ob es bei wirklich ernstem und energischem Willen nicht möglich gewesen wäre, dies Loch bedeutend früher zu schließen, und ob nicht recht maßgebende Leute der Meinung waren, daß der ungeregelte und ungebundene Verkehr über die Grenze doch auch ganz angenehme Nebenwirkungen habe. Aber für heute bleiben wir lieber bei Herrn Schmidts Analyse der weiteren Geschehnisse. Infolge des Lochs im Westen senkte sich unsere Valuta sehr, während die inneren Preise fortgesetzt stiegen. Als dann plötzlich die Valuta sich kräftig zu bessern begann, wurde die Geschichte mehr als ungemütlich. „Nur wo wir jetzt noch eine gewisse Spannung zwischen Inlands- und Auslandspreisen haben, können wir die Sache mit ansehen." Was tun? Nun, sehr einfach, sagt Herr Schmidt: die Preise niedrig halten. Alles ist überkapitalisiert, alles ist zu teuer. Zum Beispiel diese unerhörten Preise für Landgüter. Sie führen später natürlich zu Schutzzollforderungen; agrare Schutzzölle aber wird es, bitte merken Sie sich das, meine Herren von rechts, in dem demokratisch-republikanischen Deutschland nicht geben. Es ist deshalb schon besser, Sie richten sich gleich auf niedrigere Preise ein. Zwar hat soeben erst mein Kollege von der Nachbarfakultät, der Herr Hermes, das Entgelt für die zwangsbewirtschafteten Nahrungsmittel ganz beträchtlich heraufgesetzt. Aber wozu haben wir denn

in Deutschland verschiedene Wirtschaftsminister, wenn sie nicht verschiedene Wirtschaftspolitik treiben sollen? Der Herr Hermes ist für Produzentenpolitik und ich bin für Konsumentenpolitik; das stimmt auch gut mit unserer Parteistellung und gibt zusammen eine wunderschöne Mittellinie, nicht?

Also die Preise werden sinken, meint Herr Schmidt, und dann wird die Sache allmählich schon wieder in Ordnung kommen. Freilich, die Arbeitslosigkeit ist recht peinlich. Aber was hilft's; wir kommen an ihr nicht vorbei. Der Kollege vom Ressort Notenpresse muß eben sehen, wie er mit ihr fertig wird.

Die etwas einfache und summarische Therapie des Herrn Ministers ist durch seinen Adlatus, den Staatssekretär Hirsch, spezialisiert und ergänzt worden. Zunächst verkündete er, die Krankheit sei überhaupt gar nicht so furchtbar schlimm. Wir hätten doch noch einen sehr anständigen Export — im letzten Monat fast 4 Milliarden — und es sei nicht wahr, wenn die Industrie behaupte, daß wir mit unserer Konkurrenzfähigkeit im Auslande am Ende seien. Unsere Preise seien höchstens auf das Zehnfache gestiegen, aber die ausländischen hätten sich auch verdreifacht. Was früher im Auslande soviel wie eine Goldmark gekostet habe, koste dort jetzt drei Gold- und bei uns zehn Papiermark; solange also unsere Mark draußen nicht mehr als dreißig Pfennige wert sei, müßten wir konkurrieren können. Kohle und Löhne stünden bei uns noch tief unter der Weltmarktsparität; schon deshalb seien wir im wesentlichen nach wie vor in der Lage, wettbewerbsfähig für die Ausfuhr zu produzieren.

Diese Rechnung sieht sehr einleuchtend aus und enthält zweifellos auch ein Körnchen Wahrheit. Aber doch nur ein Körnchen. Angaben über Durchschnittspreissteigerungen nützen uns wenig; wir müssen wissen, um wieviel sich die Preise der speziell für den Export geeigneten und in Betracht kommenden Waren erhöht haben und wieviel von dieser Erhöhung reinen Konjunkturgewinn darstellt, der abgetragen werden kann, ohne daß die Rentabilität aufhört. Gewiß sind Kohlenpreise und Löhne noch nicht auf der Höhe der Weltmarktsätze angelangt; aber damit und mit den Ausgaben für die ausländischen Rohstoffe ist die Frage der Produktionskosten ja noch keineswegs erschöpft. Vielleicht ist die Produktivität der Arbeit so gesunken, daß trotz niedrigeren Tag- oder Stundenlohns in der fertigen Produkteinheit doch eine größere Lohnsumme steckt als in der gleichen, die vom konkurrierenden Auslande hergestellt wurde. Vielleicht sind infolge der außergewöhnlichen Abnutzung unserer Betriebsanlagen, infolge der verstärkten Reparaturnotwendigkeiten und der ungeheuren Reparaturaufwendungen und infolge der unvollständigen und deshalb unrationellen Ausnutzung der Produktions-

mittel, die allgemeinen Unkosten bei uns ungleich höher als im Auslande. Das alles müßte erst geklärt werden, ehe wir der Hirschschen Gleichung einen wirklichen Beweiswert zuerkennen können. Ihre Herren werden sich schon noch einmal hinsetzen und etwas gründlicher rechnen müssen, Herr Staatssekretär!

Auch die innere Absatzstockung, die er ganz richtig auf ein Schrumpfen der Kaufkraft (nicht bloß auf mangelnden Kaufwillen) zurückführt, beurteilt Herr Hirsch nicht allzu pessimistisch. Er scheint dabei zu übersehen, daß sich die innere Massenkaufkraft, sie sei nominal noch so hoch, immer wieder im Kampfe um die Lebensmittel erschöpfen muß, solange deren Vorräte nicht ausreichen, um alle einigermaßen satt zu machen. Kräftige agrare Produktionspolitik ist gut und notwendig; aber sie wirkt erst nach längerer Karenzfrist. Bis dahin muß uns das Ausland helfen; darum kommen wir nicht herum, und diese Hilfe müssen wir so rasch und so ausgiebig wie möglich zu erhalten suchen.

Herr Hirsch zählt die therapeutischen Mittel auf, die ihm „zur Behebung der augenblicklichen Schwierigkeiten" notwendig zu sein und zu genügen scheinen. Er fordert eine Devisenpolitik, wie sie früher beispielsweise die österreichisch-ungarische Bank getrieben hat: Abgabe von Devisen bei steigenden, Aufnahme bei fallenden Kursen, dadurch Stabilisierung der Notierungen. Das ist bei Papierwährung, wenn im ganzen die Zahlungsbilanz in Ordnung ist, durchaus nützlich; aber in einer Lage wie der unsrigen, in der gesteigerte Produktivität erst ein neues Gleichgewicht der Zahlungsbilanz schaffen muß, ist es doch eine Angelegenheit von vergleichsweise untergeordneter Bedeutung. Grundlegend sind nur die Produktivitätsfragen. Man sollte, meint Herr Hirsch, eine „Umgruppierung" der Arbeiterschaft vornehmen und sie in die Betriebe bringen, deren Produktion am nötigsten ist und am rationellsten durchgeführt werden kann.

Ja, man sollte! Man sollte endlich anfangen, was man seit dem Winter 1918 versäumt hat: planmäßige Bedarfsdeckungswirtschaft zu treiben und nicht „frei" nach ephemerer Unternehmer- und Marktwillkür, sondern nach einem festen Dringlichkeitsprogramm zu produzieren. Hätte man sich schon früher dazu entschlossen, statt mit zweck- und fruchtlosen zwangswirtschafts-bürokratischen Kurpfuschereien an der manchesterlichen Schieberwirtschaft herumzudoktern, so könnten wir uns heute einen guten Teil der Krisendebatten sparen. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

WIENER BILDER

Grenzen.

Wird die Mißhandlung an den Grenzen nie fallen? Werden es die Menschen noch jahrzehntelang dulden, daß ihr Koffer durchstöbert, ihre Taschen durchsucht, ihre Körper abgetastet werden? Nirgends wird diese demütigende Prozedur so unerbittlich durchgeführt wie an der tschechoslowakisch-deutsch-österreichischen Grenze. Der tschechische Soldat, der dir dort in die Hosentaschen fährt, um deine Geldbörse herauszulangen, ahnt zwar nicht, wie brutal sein Handgriff, der Wiener Finanzer, der seit sechs Jahren Hemden und Kleider durchwühlt, hat längst das Gefühl für die Rohheit seiner forschenden Finger verloren . . Ich habe während dieser sechs Jahre etwa fünfzigmal die Pein dieser Plünderung erlebt. Nie kam dabei irgend etwas zutage. Diesmal wurden wir nur waggonweise vorgeführt. Die Wartenden sehen den Durchsuchungen der andern von Waggonfenstern zu, gelassen, gleichgültig, ohne Wut. Das Gefühl für die persönliche Integrität ist uns allen in diesen sechs Jahren der Erniedrigung abhanden gekommen.

Zweifünfzig.

Wir kommen spät nachts in Wien an, steigen in einen Fiaker, der noch immer leichter, gepflegter, blitzblanker aussieht als die beste Berliner Droschke. Er fliegt durch die sommerstaubige, öde Stadt.

„Was bekommen Sie?"

„Zweifufzig."

Das heißt zu deutsch: Zweihundertfünfzig Kronen. Die Multiplikation mit Hundert schenkt sich der Wiener Fiaker, sie ist das Selbstverständliche geworden.

Nach vier Tagen wollte ich zurück nach Berlin, aber dringende Notwendigkeiten hielten mich noch in Wien zurück. Ich mußte in letzter Stunde das Billett nach Gmund (Grenze der Tschecho-Slowakei) — man muß in Wien, Gmund, Tetschen Billette lösen, wenn man nach Berlin will — zurückgeben. Aber der deutschösterreichische Staat ist unkulant geworden und nimmt verkaufte Fahrkarten nicht zurück. Der Hotelportier sagte mir: Am Bahnhof verkaufen Sie das Billett spielend. Da liegen die Leute, die in der Früh fahren wollen, auf dem Erdboden und warten auf die Kassenöffnung. Es war schon spät, als er mir diesen Rat gab. Die Straßenbahn war eingestellt. Verfallen lassen? Nein.

So fuhr ich im Fiaker zum Bahnhof, bekam 240 Kronen von einem Mann, der so eine Nacht zum Schlaf gewann, fuhr zurück, bezahlte dem Kutscher die verlangten 260 Kronen für die Fahrt und so endigte das schlaue Unternehmen mit einem Defizit von 20 Kronen. Aber dafür hat ein Mensch eine Nacht im Bett statt auf dem Erdboden schlafen können.

Zeitungen.

Am Morgen kaufe ich in der nächsten Trafik eine Zeitung.

„Das Tagblatt. Preis?"

„Eine Krone."

An Sonntagen kosten die Zeitungen 2 Kronen.

Aber die Steigerung hat unausbleibliche Folgen: Es gibt — im Bürgertum, in der Arbeiterschaft —

viele Tausende, die sich das Zeitungslesen abgewöhnt haben.

Nun besteht in Wien die Gefahr, daß die Leute sich das Lesen überhaupt abgewöhnen.

Ein Zeitungshändler, der in allen Bezirken Absatz hat, sagte mir: „Der Kleinbürger liest überhaupt nichts mehr, daher das Verschwinden der früher populären antisemitischen Blätter, und der Arbeiter liest vorzüglich billige pornographische Schriften." (Ich konnte nicht überprüfen, wie allgemein gültig diese Beobachtung des einen ist.)

Ein alter Freund, Ingenieur bei Siemens-Schuckert, der sich auch das Zeitunglesen abgewöhnt hat, setzte bitter hinzu: „Aber Bücher kann ich mir noch weniger kaufen. Ein Buch, das ihr mit 5 Mark kaufen könnt, ist bei uns gewiß nicht unter 30 Kronen feil. Das kann ich nicht mitmachen. Mein bißchen Gehalt muß verfressen werden."

Selbst die Universitätsbibliothek kann die Bücherpreise — von den deutschen Buchhändlern für die österreichischen Brüder um den 10 prozentigen Auslandszuschlag erhöht — nicht mehr mitmachen, denn auch der Staat ist zu arm geworden. Bald wird es in dieser musterhaft geführten Sammlung bittere Lücken geben.

Futter für Südamerika.

Erschreckend in den Straßen der inneren Stadt dieser Aufmarsch grellgeputzter, fünfzehn- bis sechzehnjähriger Mädchen, die auf Abenteuer aus den Vorstädten in die innere Stadt schwärmen.

Die Mädchenhändler aus dem Balkan und Südamerika können zufrieden sein. Nie war der Auftrieb stärker, nie also der Preis für verhandelte Menschenkinder niedriger. Die Verhungerung, das bedeutet eben auch die Verluderung. Es schneidet ins Herz, diese dumm aufgedonnerten Proletariermädel mit fettem Haar, mit knallfarbigen Maschen auf dem Kopf, in frechkurzen Kleidern um die Häuser schleichen zu sehen, in denen die Soldaten und Offiziere der englischen und italienischen Militärmissionen hausen.

Vor einigen Tagen hat der Leiter der englischen Militärmission den Wiener Polizeipräsidenten ersucht, die Ansammlungen halbwüchsiger Mädel vor seinem Hause durch Schutzleute zu verhindern. Es waren Mädchen von 15 und 16 Jahren, die dort lungerten.

Keine Verbindung.

Unmöglich, vom Hotel aus eine telephonische Verbindung zu bekommen.

Ich gehe hinunter zur Telephonzentrale und nun ist mir alles klar: Jeder Bewohner des großen Hotels legt, wenn er wirklich Anschluß finden will, dem Fräulein in der Zentrale des Hotels eine Banknote hin: Aermere 2 Kronen, Wohlhabendere 10 Kronen. Vor dem Fräulein liegt ein Stoß Banknoten. Einnahme eines Morgens. Wie soll da ein ahnungsloser Berliner Verbindung bekommen.

Während ich diesem Ausbau der Telephonkorruption zusah, kam ein junger, hübscher, gut gekleideter Mensch in die Nähe der Telephonzentrale.

Es klingelte von vier oder fünf Seiten, Stöpsel flogen, rote Knöpfe wurden gedrückt.

Der junge Mann kam an den mit einer Barriere versehenen Sitz der Telephonzentralistin heran.

„Darf ich eintreten?" Mit diesen Worten hatte er schon die Barriere geöffnet und trat ganz nahe an den Schreibtisch der Telephonistin. Jetzt tätschelte er ihre Wangen, jetzt kniff er sie in den Arm.

Das Fräulein ließ das Hörrohr fallen.

Inzwischen klingelten zwölf Bewohner, aber die Stöpsel der Ausgesprochenen blieben stecken und kein roter Knopf wurde gedrückt.

„Gehn S', hören S' auf", zärtelte sich das Fräulein kichernd-zustimmend.

Jetzt begriff ich, daß auch die Telephonbestechung zuweilen wirkungslos bleibt.

Eine Viertelstunde lang war die Verbindung mit dem großen Hotel gestört.

DIE INSCHRIFTEN

Es ist nicht sehr ästhetisch, davon zu reden . . . Aber über der Aesthetik steht schließlich die Erkenntnis. Und da es Erkenntnisse erschließt, sei davon geredet, also von . . . von den Inschriften. Von d e n Inschriften. Sie spiegeln nämlich wider. Innerste Gefühle zeigen sie vor aller Welt offenbart. Heimliche Gedanken sind in ihnen nach außen gekehrt. Sie sind nicht belanglos, jene Inschriften. Wir alle machen täglich Konzessionen an das Leben, fälschen, verbergen, verleugnen unsere wahrhaftige Gesinnung. Wir scheuen, befürchten, möchten es nicht mit dem und jenem verbergen. Aber jene Inschriften sind wahrhaftig. Ihre Schreiber haben den ersehnten Augenblick benutzt, eine Meinung zu äußern, ihre Seele zu spiegeln, ohne sich ängsten zu müssen, daß sie darob gescholten, verachtet, verhaftet würden. Keiner erfährt es, daß s i e in enger Klause den Bleistift zückten. Nie wird es ruchbar werden. Also dürfen sie ohne Hemmung handeln, also darf alles von der Seele heruntergekrakeelt werden. Darum erschließen diese Inschriften eine Erkenntnis, weil sie letzte Geistesextrakte geben. Vor dem Kriege waren diese Seelenextrakte vorwiegend grobsexueller oder fäkalischer Natur. Mit dem Kriege wurde das anders. Mit dem Kriege begann die Politik in die verschwiegenen Zellen getragen zu werden. „Gott strafe England! Auf nach Paris! Grey ist ein Oberlump! Hoch der Kaiser!" und tausende ähnlicher Apostrophierungen und Aufforderungen mußten die zuständigen Damen täglich überwaschen. Aber bald regte sich die Opposition und irgendeine unter den Millionen schmalen Wänden darf wohl den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als allererste den Protest eines einzelnen gegen den Krieg einer breiteren Oeffentlichkeit übermittelt zu haben. 1915 setzten dann die der Abgelegenheit jener Orte in der Schärfe entsprechenden Schmähungen auf Kaiser und Fürsten ein. 1916 und 1917 ließen dann Urlauber an den kalkbespritzten Wänden der Heimat und Frontleute an den Balken der errichteten Gerüste es wissen, daß der Krieg wie ein Kino sei: hinten wären die besten Plätze, daß es „gemütlich ist im Hauptquartier", aber daß „in Fetzen fliegt der Grenadier", daß das Gott strafe England! in ein Gott strafe die Reklamierten! umzuwandeln sei. 1918 strotzten die Inschriften von Defaitismus und Haß gegen den Krieg. Die Mühseligen und Beladenen schütteten ihr Herz aus. An der einzigen Stelle, wo sie es unge-

straft durften. Heute spiegeln sich hauptsächlich extrem-politische Meinungen in den Inschriften wider. „Hoch Spartakus!" wird auf der einen Seite gerufen und „Nieder mit der Regierung!", und auf der anderen Seite „Es lebe der Kaiser!" und „Juden raus!".

Reflektiert das den eingetretenen Rutsch nach rechts und links in der politischen Konstellation des deutschen Volkes oder ist das darauf zurückzuführen, daß die gemäßigteren deutschen Politiker darauf verzichten, an einem indiskutablen Ort zu politisieren und diese Betätigung den Fanatikern überlassen? Ich weiß es nicht. In jedem Falle scheint mir der Inschrifteninhalt ein Barometer für die eingetretene Politisierung des deutschen Volkes zu sein. Gewiß: zwischen dem Schrei nach dem Kaiser und den Lobpreisungen auf den Kommunismus schleichen sich noch immer die anderen Verse ein. Aber sie muten wie ein Eiland an. Ich zweifle immerhin nicht daran, daß das vorübergehend ist. Das politische Thema ist auf die Dauer nur etwas für wenige. Jenes Thema aber bleibt ewig neu.

Hans Bauer.

HONORARE

Es muß irgend etwas von „Ehre" in diesem Wort stecken. Mir ist nur der Zusammenhang schleierhaft. Der Arbeiter arbeitet um seinen Lohn, der Beamte für sein Gehalt. Dem Schriftsteller winkt ein Honorar, winkt tatsächlich und bleibt oft auch bei diesem freundlichen Winken.

Es wird viel geredet vom „geistigen Arbeiter" und seiner Not. Diese Not heißt, schön ausgedrückt: Honorare! Ein pompöses Wort für eine ganz und gar nicht pompöse Sache! Wo fällt es einem Arbeiter ein, seine Leistung mit der Ehre bezahlen zu lassen, daß ein anderer sie ausbeutet? Ich kann mir nämlich „Honorar" nicht anders übersetzen.

Der geistige Führer soll Beispiel geben.

Schön!

Er kann es aber nur, wenn ihr ihm keine „Honorare" mehr gebt, sondern seine Leistung mindestens bewertet wie die Arbeit des Straßenkehrers.

Wer sich heute noch in den schäbig gewordenen Mantel Mäzens hüllt und gnädig Honorare austeilt, soll sich nicht auch noch für den besseren Menschen halten.

Ehre ist das jeder Arbeit Selbstverständliche. Es wird Zeit, diese simple Wahrheit auch bei Schriftstellern und Verlegern durchzusetzen.

Schluß mit den Honoraren!

Wir wollen anständig, nicht von fremdem Anstand leben!

Karl Bröger.

WORTDÄMMERUNG

Als Reinhard Göring im vergangenen Winter vor den Gästen des Lyceum-Clubs seine pädagogischen Ideen entwickeln wollte, erwog er ernstlich als erzieherisch gewerteten Gedanken, die Versammlung ohne Ansprache im Dunkel dem gemeinschaftlichen Stillsein zu überlassen. Leonhard Frank soll in Frankfurt eine Gemeinde um sich gebildet haben, die er lehrt, sich miteinander auszuschweigen. Sie kommen beide von Meister Eckart her, der sich aus der

Niederung der sprachlichen Geräusche zur Höhe des Verstummens geflüchtet hat, zur wortlosen Vereinigung mit Gott-Natur. Und beide sind sie, ohne Zweifel, zur Auflehnung gegen Sprache durch die Schamlosigkeit getrieben worden, mit der sie Orgien feiert in unserer Zeit.

*

In Dutzenden sitzen sie in ihrer Werkstatt, die jungen Schaffenden, dichten flammende Proteste gegen Gewalt und Zwang, verkünden Frieden, reines Menschentum, Urchristenglauben, brüderliche Liebe. Begeistert strömen ihnen, im einsamen Besinnen, von Idealismus befruchtete Gedanken in die Feder. Hört sie aber, wenn sie, in Gemeinschaft der Genossen, mit lautem Wort für die Erfüllung ihrer Ideale kämpfen. Wie gewalttätig sie verfolgen, wer ihnen als Widersacher gilt, wie unbrüderlich sie ihn zur Strecke bringen. Krieg und Waffen haben sie verworfen. Aber unbedenklich holen sie Giftpfeile aus dem Arsenal der Kränkungen hervor, sie dem Verfolgten ins Gesicht zu schießen.

*

Sie müßte als eins der stärksten Argumente gegen das Regiment der Masse gelten, die Wahrnehmung, daß im Munde jedes Redners die Unwahrhaftigkeit der Worte sich im Verhältnis zu der Zahl der Hörer zum Quadrat erhöht. Der Offenste, im Zwiegespräch, wird berechnend der Menge gegenüber. Und wird die Redekraft der meisten, die für das Recht der vielen streiten (mag sein bei manchen unbewußt), nicht von dem Wunsch befeuert, sich als einzelner über sie zu heben?

*

Der Schauplatz äußerster Sprachentartung liegt im Begriffsbezirk: Partei. Zugegeben, — es ist Charaktereigenschaft der Deutschen: wo ihrer drei zusammentreffen, sich in vier politische Parteien zu zerspalten. Wo aber ist das Muß der so aus Urzeugung Hervorgegangenen, einander sofort mit gezücktem Dolch zu überfallen? Bleibe es doch jedem unbenommen, mit allen Mitteln des Verstandes für seine Ueberzeugung einzutreten, mit aller ihm verliehenen Sprachgewalt für sie zu werben. Warum den anderer Gesinnung Zugewandten durch Spießruten wildester Beschuldigungen jagen? Den Spülichteimer böswilliger Enthüllungen über sein Persönlichstes ausgießen? Sagt je ein Kaufmann: mein Zucker ist der einzige, der süß und nahrhaft, Nachbar Müller tut Spat und Sand hinein, seine Ware schädigt die Verdauung. Soll dem Politiker gestattet sein, was dem Kaufmann nicht geziemt?

*

Die Gabe des Intellekts hat den Menschen der ungeheuchelten naturgemäßen Mordethik der stummen Kreaturen beraubt. Könnte er nicht dazu erhoben werden, sich des göttlichen Geschenks der im Ausdruck offenbarten Seele würdiger zu zeigen?! Ist es Utopie, von Zuständen zu träumen, Mittler zwischen Sprachverwilderung und Trappistentum?! Von Geschöpfen ohne den Januskopf: Tat und Lehre?! Von Geschlechtern, für die Wort und Wahrheit unzertrennlich sind?!

Auguste Hauschner.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

THOMAS WEHRLIN

PAASCHE UND HORTHY

Der Waldfriedensbruch.

Es sind nun 24 Tage verflossen, seit Hans Paasche auf seinem Gute Waldfrieden von der sanften Beschäftigung des Fischfangs weggelockt, von Soldaten rings umstellt und, vor der Treibjagd unwillkürlich zurückschreckend, niedergeschossen worden ist. An dem Manöver haben eine Menge Bewaffneter unter Führung eines Offiziers teilgenommen.

Vierundzwanzig Tage! Und bis heute hat Herr Weißmann, der Leiter des politischen Sicherheitswesens in Preußen, ein geübter Staatsanwalt, nicht feststellen können, wer die tödlichen Schüsse abgegeben, wer den Feuerbefehl erteilt, wer die Wehrmacht in den Waldfrieden dirigiert hat, mit einem Worte, wer der ränkevolle Regisseur dieses raffinierten Ueberfalles war. Nie war eine kriminalistisch-politische Untersuchung leichter. Die zwei Dutzend bewaffneter Eindringlinge waren schnell zu vernehmen, der Name des kommandierenden Offiziers spielend zu ermitteln, und der Mann, der den Waldfriedensbruch bestellt hat, war ohne Mühe festzustellen. Vierundzwanzig Tage sind verflossen, ohne daß die Regierung dem verletzten Rechtsgefühl anderes als Ausreden, Geschwätz, Bemäntelungen hingeworfen hätte. Der Polizeipräsident von Berlin, Herr Paul Richter, ein kluger, bisher auch von seinen Gegnern geachteter Mann, ist in diese Erörterung verwickelt. Ihm wird nachgesagt, von der Reichswehr verlangt zu haben, in Paasches Waldfrieden einzudringen. Die Reichswehr, vorsichtiger als Herr Richter, soll diese Intervention abgelehnt haben. An wen hat sich Herr Richter dann gewendet? Wie lautete sein Begehren? War es so gehalten, daß es, ich nehme an, ganz gegen Richters Willen, Anlaß und Vorwand zur Treibjagd auf Hans Paasche bieten konnte?

Diese Fragen würden hier ebenso eindringlich gestellt werden, wenn Hans Paasche Konservativer und Alldeutscher gewesen wäre. Er war — ich bin ihm während des Krieges bei Gustav Landauer begegnet — nichts als ein vom Kriegserlebnis bis zum Seelengrund entsetzter Mensch, politischer Ueberlegungen eben infolge dieser Aufgewühltheit nur selten fähig, ausschließlich von dem Gedanken besessen, alle auf Menschen gerichtete Mordwaffen mit eignen Händen zu zerbrechen. Paasche ist, eben weil er Offizier war, von den eingefleischten Feuerwaffen-Anbetern ganz besonders gehaßt worden. Eben deshalb mußten Befehle, die seine Erzfeinde wider ihn in

Bewegung setzten, mit ganz besonderer Vorsicht überlegt und weitergegeben werden.

Wir rutschen allmählich in Balkanathmosphäre, schlimmer: in madjarische Sitten, wenn eine Hetz- und Todesjagd wie diese ungesühnt und sogar ununtersucht bleibt.

Eine ungenügende Justiz erzeugt Femgerichte. Ist der Tod des Hauptmanns Pflug-Hartungk, der auf Liebknecht geschossen, und der dann — durch welchen grausigen Zufall? — im Auto in Stücke zerrissen wurde, klargestellt worden? Soll Blutrache in Deutschland Uebung werden?

Wäre Herr Helfferich nicht Herr Helfferich, er als ein Mann von konservativer Gesittung müßte der erste sein, der restlose Aufhellung der Erschießung Hans Paasches begehrt.

Sozialistische Blockade.

Die Internationale der Transportarbeiter hat über Ungarn die Blockade verhängt. Kein Gut soll nach Madjarien gesendet, kein Eisenbahnzug dorthin geleitet, kein Brief, kein Telegramm über die Leitha befördert werden. Der Beschluß, der in Amsterdam gefaßt wurde, wird von der gewerkschaftlichen Landeszentralen Europas bekräftigt. Die Eisenbahner, Seemänner und Postleute, überall stramm organisiert, werden in Italien, in Deutschösterreich, in der Tschechoslowakei, in Polen, bei ihren Regierungen nicht viel Widerstand finden. Wo übrigens wäre die Staatsgewalt im Augenblick stark genug, den Entschluß starker Arbeiterorganisationen zu brechen? Im besonderen einen Entschluß, der glühenden moralisch-politischen Empfindungen entspringt.

Nirgendwo ist in den letzten Monaten so schauerlich gemordet worden wie jenseits der Leitha. Anderswo arbeiteten Kriegsgerichte, in Madjarien verschwanden politisch unbeliebte Leute zufällig, aber prompt. Jeden Tag wird die Leiche irgendeines Gegners Horthys aus der Donau gefischt. Unerwünschte Zeitungen sind nicht verboten, aber ihre Druckereien sind zufällig von wilden Banden in Stücke zerschlagen worden. Vor einigen Wochen ist ein früherer Minister, ein streng bürgerlicher Mann, Erzfeind der Bolschewiki, in der Schweiz bei König Karl erschienen und hat ihn gebeten, nach Pest zurückzukehren, damit die Schreckenszeit des „Obermörders Horthy" endlich aufhöre. Karl wäre gern gekommen. Er sehnt sich nach der Ofener Burg und hofft von dort aus seine alte Herrlichkeit wieder aufzurichten. Er hat das Herz voll Mißtrauen gegen Herrn Horthy, der ihn zwar aller Untertanentreue versichert, aber gleichzeitig sein eigenes, des Reichsverwesers Bild an alle Schulen Ungarns verteilen läßt, in der stillen Hoffnung, die Dynastie Horthy in ge-

schickt gewählter Stunde aufzurichten. Der kleine Karl würde gerne kommen, mit seinem Söhnchen Otto, das täglich ungarische Stunden nimmt. Aber auf welchem Wege kann er's? Durch Deutschösterreich ist der Weg verrammelt, über Deutschland und gar die Tschechoslowakei geht's auch schwer, und die Italiener wissen, was sie den Habsburgern zu danken haben. Bliebe nur ein plombierter Ententezug, und den hat Sixtus von Parma bisher in Paris noch nicht durchsetzen können. Horthy, der in jedem Brief den Aufenthalt in der Schweiz angelegentlich empfiehlt, wäre kaum zu freundlichem Empfang bereit. Und schließlich ist Karl kein Napoleon, die Schweiz ist kein Elba, und auch am Hofe einer gewesenen Majestät fehlt es allmählich nicht am Wichtigsten, an genußreichen Schlafgelegenheiten. Karl wird also nicht erlösen.

Kann es die Internationale der Transportarbeiter? Zum erstenmal in der Geschichte verhängt die Organisation der Arbeiter die Blockade über ein Land. Wird der Befehl in jedem Postamt, in jedem Rangierbahnhof, in jedem Frachtenmagazin Oesterreichs, Italiens, in der Tschechoslowakei, in Rumänien und Polen, um nur von den Nachbarn zu reden, ausgeführt werden? Sind Eisenbahner, Postangestellte und Seeleute so gründlich politisiert, daß das Papier des Dekrets wirkliches Leben wird? Es ist das kühnste Experiment, das die internationale Gewerkschaftsgewalt bis heute gewagt hat. Aber auch eine halbe Ausführung könnte das Horthy-Ungarn, wenn es auch Fleisch, Milch und Korn im Lande hat, schon in bitterste Verlegenheit bringen.

Schließlich wird der Widerstand der europäischen Sozialisten vielleicht sogar den Willen der Madjaren selber wecken. Merkwürdig, dieses leidenschaftliche, immer zu irgendeinem tönenden Enthusiasmus geneigte Volk hat sich seinerzeit in Bela Khuns Willen ebenso schnell gefügt wie dann in die Faust des Admirals Horthy. Es braucht offenbar Impulse von außen. Wenn erst der Widerstand Europas organisiert ist, werden die entschlossenen Gegner Horthys auch aus allen Häusern Budapests scharenweise ans Licht kommen.

ZÜNDENDER VERSAMMLUNGSREDNER

Schreit er denn nicht nur aus Angst vor der Stimme der eigenen Seele?
Wär ihm das Herz nicht so leer, kriegt' er den Mund nicht so voll.

f.

Warum reden, hier, die es am besten meinen, dort, die es am kräftigsten treiben, der Lehrer und das Volk, warum reden sie ständig und unglückselig aneinander vorbei?! Weil die einen vom Ziel, die andern vom Trieb her denken. Wenn jenes klug macht, macht es doch auch schwach, und wenn dieses dumm macht, macht es doch auch stark, — so scheint es; und der Schein trügt beide Male. Zumindest die Dummheit bekommt eines Tages ihre Schwäche ohne Gnade bewiesen, und dieser Tag ist heute wohl über die Frühstücks- und Zeitungsstunde schon weit hinaus. Wie auch immer der neue Reichstag sich balanciere, allerorten regt sich die Gewißheit, daß die Parteien widerlegt sind, und was nun? Es ist in den letzten anderthalb Jahren, trotzdem die Ideologie Rad schlug, wenig gedacht worden, und vergeblich obenein. Jetzt, wo die Enttäuschung über die automatische Geschichte ganz bitter, schadenfroh und verzweifelt geworden ist, wird man sich die Sehnsucht wieder eingestehen, Geschichte zu wollen, ein gefährlicher Augenblick, weil jedem neuen Mut zwar die schnelle Hoffnung, aber auch die noch schnellere Lüge auf den Wink gehorcht.

Und darum, weil also Gedanken möglicherweise wieder etwas ausrichten und nicht mehr gänzlich mit den Abwässern der Zeit in unterirdischen Kanälen wegfließen werden, heißt es, doppelte Vorsicht gegen sie üben. Es ist ein wichtiger Vorgang, daß ein Mann wie Wichard von Moellendorf sich zu Spenglers Preußenbuch bekennt und ihn in die Reihe der großen deutschen Wirtschafts- und Wesensdenker einordnet, die, über die Jahrhunderte verstreut, doch eine innere und am Ende siegreiche Tradition ausmachen. Denn Moellendorf bedeutet uns viel, als der Träger einer gestaltenden Phantasie, als einer der wenigen und nicht nur in unserer armen Gegenwart seltenen Männer, deren Originalität die Neugeburt und der Leib für etwas Einfaches, Verständiges und Verständliches ist; Spengler aber —

Nein, kein Aber, oder doch nicht dieses Aber. Wir haben es nicht nötig, Spengler mit dem Bade auszuschütten, und für Moellendorf brauchen wir nicht zu fürchten. Er trifft ja selbst, am Schlusse seines enthusiastischen Aufsatzes, das Problem ins Herz, und zwar mit einem Pfeil des Zweifels. Denn fragt er den bewunderten Meister nicht eigentlich nach etwas, wonach man einen Geistesmenschen, dessen man sicher ist, nicht zu fragen pflegt? Fragt er ihn nicht, wenn auch auf einem Umweg, beschattet und mit verehrender Höflichkeit, fragt er ihn nicht, ob er es ehrlich meine? In der Tat kommt es auf nichts weiter an als auf diese eine Gewißheit.

Erscheinungen wie Spengler haben das sonderbarste Schicksal in Deutschland. Sie mögen von Haus aus, über jeden Verdacht hinweg, ehrlich sein, sie werden so unehrlich ausgedeutet und ausgebeutet, daß nach einem kurzen, verführerischen Ruhm nichts von ihnen übrig bleibt. Alles, was in ihren Schriften verpflichtet, zur Tat, Verantwortlichkeit, zum Opfer aufruft, wird überhört oder verschwiegen oder vernachlässigt; und nur das, was als Stock und Schleuder gegen andere Stirnen zu gebrauchen ist, wird beflissen herauszitiert. Eine große Bemühung bleibt als caput mortuum zurück, und ein paar Schlagworte überleben, mit Plan gefälscht und erniedrigt. Ein Mann wie Moellendorf mußte darum seine letzte, schon bereitwillige Entscheidung davon abhängig machen, ob Spenglers geistreiche, funkengebende, mit geschmeidigster Kraft konfrontierende Denkweise nicht schließlich doch der Reaktion dienen wolle und dienen könne, der simplen, nach allen Spielen der geschichtlichen Auslegungskunst immer noch unzweideutigen Reaktion.

Spenglers Buch vom Untergange des Abendlandes gering zu achten, wäre so subaltern, als wenn man ein beglücktes und beglückendes Gespräch über Tisch nachträglich entwerten wollte, weil man beim Rückblick entdeckt, daß keine Hütten darauf zu bauen sind. Auch die große Popularität des Buches spricht nicht dawider. Sie stammt — da es selbstverständlich nicht viele gibt, die die Musik eines so kühnen Versuches zu hören verstehen — zum größten Teil wohl daher, daß eine Menge Dinge in dem Bande stehen, die man gern lernen würde, nur daß man zu faul und zu ungebildet ist, sie in ihrem methodischen Zusammenhang zu lernen. Das ist, beiläufig, ein natürlicher, keineswegs von vornherein zu verachtender Trieb. Man lernt ja überhaupt am besten Allotria, und lernt am frischesten von dem Lehrer, der Ironie genug hat, auch die offiziellen Kenntnisse als Allotria einzuschmuggeln. Der große und geübte Pädagoge Jean Paul hat es ausgesprochen, daß wir in Viertelstunden mehr lernen als in Stunden. Und nun, in unserem Falle, kommen die erwünschten Kenntnisse gar: mit einem Werturteil imprägniert, kühn gekuppelt, heiter belichtet zu uns; was Wunder, daß die Folge ein höchst angenehmer Rausch ist, worin man Wahres von Falschem, Formendes von Spielendem, Notwendiges von Willkürlichem nicht mehr unterscheidet. Der Ahne des Buches ist „Rembrandt als Erzieher", was in meinen Augen ein hohes Lob bedeutet. Auch dieses Buch wurde zwar mit verdächtiger Schnelle populär, auch aus ihm klaubten sich schlechte Menschen und schlechte Musikanten ein paar handliche Sätze heraus, ohne übrigens im geringsten seine Grundlehre, die von der geistigen Urmacht Kunst, auf sich zu nehmen. Das Buch ist verschollen; niemand beruft sich mehr darauf; und doch würde einer,

der danach suchte, seine Spuren in der Denkweise und im Schrifttum der letzten dreißig Jahre überreichlich finden. Es könnte sein, daß Spengler ein ähnliches, beneidenswertes Schicksal hätte, wiewohl von etwas geringerem Rang.

Um so nötiger ist es, aufzupassen. Der metaphysische Cant ist längst zu einem Nationallaster geworden, so bei Christen wie bei Juden, und im Gefolge der königlichen Wahrheit drängt sich der bürgerliche Betrug durchs Tor. Der orthodoxe Sozialismus steht in seinem Jahre 1917: er hat den Krieg verloren und weiß es nicht; jener Verlust und dieses Nichtwissen sind gleicherweise trächtig von Unheil. Wenn jetzt Spengler den Sozialismus auf eine neue, auf seine Art definiert, so könnte es wohl geschehen sein, um ihm auf jede Art ein Ende zu machen. Und wenn er das nicht plant, so werden seine Anhänger es um so freudiger tun.

Wir nehmen ja Spenglers Lehre an, daß die Grundtatsache der abendländischen Denkweise, wie ihre Mathematik, Funktionalismus sei. Das heißt, auf das Soziale angewendet, daß der Mensch nicht länger ein Gefäß mit einem Inhalt sein soll, daß er seine Welt nicht arbeiten und erleiden, sondern tun und erschaffen soll. Es ist ein zentripetaler Wille gegenüber dem bisherigen zentrifugalen, — Sternbewegung kommt erst zustande aus beiden. Jedoch über weitumfassende Gedanken sich zu einigen, ist nicht schwer; erst bei den unmittelbaren, praktischen Anwendungen erweisen sich, scheiden oder trennen sich die Geister. Wenn uns ein Bettler angehe, rät Lichtenberg, so sei ein Achtgroschenstück immer besser als ein Gebet. Von Moellendorf haben wir solche Achtgroschenstücke, gediegene Münze, zum Sparschatz tauglich und tüchtig. Aber an Spengler fürchten wir, daß die ständige Weitsicht, die er ausübt, eine noch schädlichere Einstellung des Auges zum Grunde hat, als die Kurzsichtigkeit, die nicht vom Tage loskommt. Preußentum als Sozialismus — eine Philosophie; genug der Philosophie! Preußen hat Deutschland nicht verdaut und Deutschland nicht Preußen; das ist der Inhalt von vierzig Jahren deutscher Geschichte. Und Sozialismus? Man ist versucht, das Wort von Goethe zu variieren: Ein Volk, das Kultur besitzt, hat Sozialismus; eins, das keine Kultur besitzt, das habe Sozialismus.

Vor kurzer Zeit hat unter dem ganzen Schaugepränge, dessen die katholische Kirche in unseren nüchternen Zeiten noch fähig ist, unter Assistenz eines Heers von römischen, griechischen, armenischen, syrischen, chaldäischen geistlichen Würdenträgern aller Grade, unter Beteiligung vor allem von einigen Zehntausenden französischer Pilger mit dem Historiker Hanotaux und dem General de Castelnau an der Spitze, in St. Peter die Heiligsprechung der Jungfrau von Orléans stattgefunden. Die sehr weltlichen Hintergründe und Unterströmungen dieser heiligen Handlung lassen sich am besten aus der bissigen Satire erkennen, die der „Avanti" einige Tage darauf veröffentlicht hat und deren bezeichnendste Teile hier folgen:

Wie jeden Tag um die vierte Stunde, zwischen dem Mittagsschläfchen und dem Harfenkonzert des Englischen Quartetts, hält der HErr himmlischen Gerichtshof ab. Sankt Paulus, der Referent für die irdischen Angelegenheiten, fährt nach einigen andern Anträgen, die von dem Gerichtsherrn meist dilatorisch behandelt werden, folgendermaßen fort:

„Das katholische Frankreich, die Lieblingstochter meines Kollegen St. Peter, schickt Gebete empor, auf daß die Niederwerfung von Sowjet-Rußland gelinge."

Ein Gewitterwölkchen verfinstert die Stirn des Allmächtigen.

„Empfehlungen werden nicht angenommen; nicht einmal von Sankt Petrus. Rußland, wiewohl atheïstisch, hat die religiöse Freiheit anerkannt; das allerchristlichste Frankreich hat dergleichen nicht getan. Herrn Millerand, der sich jetzt vor dem Heiligen Vater niederwirft, um den König von Italien zu ärgern, hat zu Combes' Zeiten das Gegenteil in den Kram gepaßt, und er hat die Kirchen beraubt. Abgelehnt!"

„So bleibt also nun nur noch", fährt der Referent fort, „Eurer Allmacht die Anhörung der Beschwerden der Seligen. Es liegt eine Beschwerde der Johanna von Arc, auch genannt „die Jungfrau von Orléans", vor. Der Antrag ist ein bißchen lang und wird, wie ich glaube, die ganze Sitzung ausfüllen. . . ."

„Das Wort hat die Jungfrau."

Jeanne d'Arc, seit kaum drei Tagen heilig, tritt vor, angetan mit ihrem funkelnagelneuen Festtagsgewand. Es ist von Spitzen in Sternform durchbrochen.

„Diese neuen Heiligen sind wie die neuen Reichen: sie zeigen ein bißchen viel", bemerkt der liebe Gott. — „Man hat euch erst seit drei Tagen heilig gesprochen, und schon habt ihr euch zu beklagen? Was gibt es?"

„Majestät! Eben um meine Heiligsprechung handelt es sich bei meiner Klage. Bedenken Sie, daß ich fünf Jahrhunderte darauf gewartet habe! Diese Leute da drunten sind ja eher geneigt, den Volksschullehrern eine Teuerungszulage zu zahlen, als, wie es sich gebührt, die Tauglichkeit der Heiligen anzuerkennen! Eure Majestät kennen meine Ansprüche auf meine Berufung in den Himmel: ich habe die Engländer besiegt und aus Frankreich gejagt; und da ja nach alter Gewohnheit die Engländer anderer Leute Siege als Verbrechen ansehen, so haben sie auch damals ‚die Auslieferung der Kriegsverbrecher' verlangt und mich lebendig verbrannt; wie sie es ja auch mit Wilhelm II. machen möchten, der ebenfalls angeklagt ist, sie zu oft geschlagen zu haben. Was meint ihr, o Herr, nach weiteren 500 Jahren wird wohl auch der Deutsche Kaiser heilig gesprochen werden? Die menschliche Gerechtigkeit zeigt derlei Ueberraschungen genug, und unter dem gleichen gleichmäßigen Zeremoniell wird man, je nach dem Jahrhundert, ihrer Röstungen und ihrer Tröstungen teilhaftig.

Damals schien es wahrhaftig, als ob die britischen Richter mit dem Fleisch auch den Ruhm der Jungfrau hätten in Rauch aufgehen lassen; denn niemand stand auf, um ihrer zu gedenken — was sage ich: gedenken!, niemand schien überhaupt an mich zu denken, außer einem Lumpenhund von Poeten, einem andern schlecht bezahlten Idealisten; jenem Villon, der vielleicht, weil er auch allerhand Rechnungen mit der rohen Gerechtigkeit der Menschen zu regeln hatte, die arme Pucelle ‚qui anglois occyrent' mit einigen tränensüßen Versen beklagen mochte. Aber wer sonst, als einziger, segnete mein Geschick, pries mein Opfer? O, all ihr Heiligen im Himmel, verzeiht mir den Namen, den ich jetzt aussprechen muß. Es war der Herr von Voltaire. Die heilige Johanna d'Arc kann heute unter euch sitzen, nicht zuletzt darum, weil der furchtbarste der Lästerer sie gegen die ganze Christenheit verteidigt hat. Und wer nach vielen weiteren Jahren, da die Christen mich wieder vergaßen, meinen Taten von neuem Stimme gab, das war ein anderer Ketzer, ja obendrein ein bißchen ein Bolschewist: Anatole France.

Bedenken Eure Allmacht die Schmach meines Loses. Der General Foch wurde 1918 Marschall, trotzdem er bei Maubeuge geschlagen worden war. Der General Cadorna 1916 Diktator, trotzdem er im Trentino unterlegen war. Und der General Hindenburg sollte 1920 Reichspräsident werden, nachdem er den Krieg verloren hatte. Ich habe einen Krieg gewonnen, ein Heer zertrümmert, ein Reich gerettet — und was erhalte ich? Keine Beförderung außer der ins Feuer. Alles das läßt mich die Wahrheit einer ketzerischen Behauptung argwöhnen: daß der Krieg, gehe er gut oder schlecht aus, nur den Berufssoldaten Nutzen bringt."

„Zur Sache!" ermahnte der HErr, dem der ebenfalls anwesende St. Georg einen Blick zugeworfen hatte.

„Nun ist mir also jetzt die Heiligkeit zuerkannt worden. Aber um welchen Preis! Eine politische Intrige hat mich auf den Scheiterhaufen gebracht; eine politische Intrige stellt mich jetzt auf die Altäre. Warum stimmt die Kirche jetzt auf einmal meiner Erhöhung zu? Nicht weil es die Gerechtigkeit erfordert: ach nein, sondern weil es die Realpolitiker von Frankreich, oder besser: der französischen Republik fordern. Da es nichts mehr ist mit „Gott mit uns",*) wollen diese Patrioten, die höchst geschickt darin sind, den Barbaren alles nachzuahmen, was sie angeblich an ihnen verabscheuen, demonstrieren, daß Gott nicht mit den Deutschen, sondern mit ihnen war, und inszenieren darum das große mystisch-militärische Karussell mit der Jungfrau; vom Vatikan aber verlangen sie, daß er dazu mit Litaneien und Weihrauch seinen Segen gebe. Und der Vatikan stimmt zu, als ob er den unterm Ritual versteckten Hohn und Handel nicht durchschaue, der in meinem Namen und mit meiner Heiligkeit getrieben wird. Und die Chöre jubeln, und der Weihrauch dampft, nicht um mich, die armselige Magd, noch Euch, den großen Herrn und Gott, zu feiern, sondern die 120 Milliarden, die man dem verstümmelten und verhungerten Deutschland entpreßt. Die ‚gesta dei pax Francos' auf dem Altar der ‚patrie' müssen eskomptiert werden, damit auf den Kurszetteln der französische Frank um einen Punkt steigt; und da erinnert man sich der Märtyrerin von Rouen und tut ihr eine neue Hinrichtung an, auf daß sie nach dem Schaden noch den Spott und nach dem Scheiterhaufen noch die Fastnacht habe. Aber was liegt dran, wenn nur in meinem zum zweitenmal geschändeten Namen Frankreich zur Kirche zurückkehrt, Paris Rom neuen Kredit eröffnet, und Rom Paris wieder Absolution erteilt und meine Heiligsprechung nur das Pfand ist, das Siegel auf das nützliche Bündnis. Und man schafft eine neue Heilige, wie man sich nach abgeschlossenem Geschäft eine gute Flasche in den zufriedenen Bauch gießt.

Aber die mir angetane Schande liegt nicht allein darin. Das muß mir jetzt geschehen, daß ich von einem Land und einem Volk als Erlöserin begrüßt werde, von eben diesen Leuten, die in meinem Namen einen Sieg feiern, der jede Rasse und jede Nation schändet. Der Lobpreis Johannas der Befreierin wird von einem Herrn Barrès gesungen, der die deutsche Menschheit versklaven will. Und Ehrenwache am Standbild der Jungfrau steht dasselbe senegalesische Soldatengesindel, das so viel deutsche Jungfrauen, wie es Lust hatte, vergewaltigen durfte unter dem rötlichen Weinlaub des Rheins und

*) Auch im italienischen Originaltext deutsch geschrieben.

der Duldung seiner Vorgesetzten. Mir Reiner, mir Strenger, mir Heiliger wurden jene neuen gesta dei geweiht, die in der Hinmordung von Jeanne Labourbe, der bolschewistischen Jeanne d'Arc, gipfelten. Und, ewiger Vater, wenn ich je wieder das Schwert ziehen würde, so wäre es, um die ekelhaften Landfriedensbrecher des Herrn Foch, die jetzt vor mir das Gewehr präsentieren, von der Saar wegzujagen oder um noch einmal das Blutgerüst zu besteigen, das Horthy für die kommunistischen Mädchen aufgebaut hat.

Denn der Krieg, den ich geführt habe, war ein offener Krieg; er hat nichts gemein mit diesem raubgierigen und schamlosen, in dem die Besiegten Buße tun und die Sieger Angst machen. Ist da vielleicht in diesem teuflischen Gemetzel ein Triumphator, der den Kranz verdiente, den Karl VI. im Dom zu Reims auf meine Stirn drückte? Man weiß ja nicht einmal, wer überhaupt gesiegt hat. Foch? ein Dummkopf. Wilson? ein Heuchler. Die Blockade? ein Verbrechen.

D'Annunzio erzählt seinen Fiumanern, die italienischen Freiwilligen hätten den Krieg gewonnen. Und ein anderer italienischer Dichter meint, im Vorwort eines Romans, die Schieber seien es gewesen.

Das sind also die Leute, mit denen ich mich unter päpstlichem Segen in meinen Ruhm teilen soll: Schafsköpfe, Charlatane, Kinderaushungerer, Wegelagerer, Ladenräuber. Haben Sie gelesen, Herr: Herr Poincaré findet, im ‚Matin', meine Heiligsprechung deshalb opportun, damit Frankreich und England bei der Erlangung der Entschädigungssummen fest zusammenstehen können! Habe ich deshalb mein Pferd gegen die Haufen der räuberischen Briten gespornt, damit die Franzosen eines schönen Tages ihre Komplicen bei einem anderen Raub sein können? Dieselbe Hand, die mir eine Wachskerze opfert, will dann einen Geldbeutel stehlen. Ich stoße sie zurück!

O gerechter Gott, dieser widerwärtige Mummenschanz, den ich um meinen Altar versammelt sehe! Waffen- und Würdenträger, Prälaten und Advokaten; dieselben, genau dieselben, die sich um mein Autodafé drängten. Mit demselben Maul- und demselben Schmuckwerk, mit demselben Geheuchel und Gemeuchel. Wie fein sie heute Argumente, mich zu preisen, aufspüren, genau wie sie es damals waren, um Argumente für meine Schuld zu erfinden! Herr, schau hin! Siehst du die Mitra dieses Priesters da unten? Ich kenne ihn, ich erkenne ihn! Er ist es, der das erste Reisigbündel unter meinen Füßen angezündet hat. Und da ist ja auch der englische Gesandte, ach Herr! — England läßt mir Verehrung widerfahren, selbst England! Wer weiß, ob man heute nicht zwischen den Litaneien, um die schöne Eintracht nicht zu stören, erzählt, mich

hätten keineswegs die Engländer bei lebendigem Leibe verbrannt, sondern die Boches!

Wurde nicht auch von Johann Huß, den wie mich katholische Bischöfe aus der Welt geschafft haben, im Jahr 1918 in Italien erzählt, die Deutschen hätten ihn aus politischen Gründen verbrannt?

Aber sieh da, der englische Gesandte trägt nicht mehr das Richtschwert in der Hand, sondern einen Kranz, ein Kränzelein von zarten Rosen! — das die zerknirschte Britannia der ,maid of France' weiht. Aber wie würde er die Rosen von sich und sich mit Beil und Seil eines mittelalterlichen Henkers auf mich werfen, wenn ich von meinem Altar aus bloß riefe: Es lebe die Freiheit Irlands!

„Und was ist also dein Begehr?" fragte der HErr ein wenig ermüdet.

„Daß dieses ganze Volk, Foch, Millerand, Lloyd George, zwei, drei Könige, der Papst —, daß alle diese, die mir so unehrenhafte Ehre antun, zum ewigen Feuer verdammt werden! Zur Strafe für den Flammentod, den ich erlitten habe und den sie mich jederzeit wieder erleiden ließen."

„Die Sache wird bis zu einer noch anzuberaumenden Spezialsitzung vertagt", ordnet der liebe Gott an, „inzwischen befehle Ich, daß allen diesen Leuten Gewissensbisse geschickt werden."

„Die fühlen sie nicht", bemerkte der Heilige Thomas, der Referent des Obersten Rechnungshofes.

„Dann werden Wir weiter sehen. *Fiat justitia*, meinetwegen die bolschewistische, *et pereat mundus*. Die Sitzung ist aufgehoben."

„Laus Deo."

„Amen."

GRÖSSENWAHNSINN

Er trug uns auf, ja, er befahl,
Das wir ihn einen „Mimen" nannten,
Und doch, er spielte nur ein einzig Mal
In seiner Jugend Morgenröte
In Mozarts Zauberflöte
Ein Hinterbein des Elephanten!

S.

OBERREGIERUNGSRAT
VON GLASENAPP

DIE BERLINER LUSTBARKEITSSTEUER

Die Besteuerung der Lustbarkeiten bildet eine äußerst schwierige behördliche Aufgabe. Die Lustbarkeit umfaßt begriffsmäßig alle Veranstaltungen, die dem Vergnügtsein, der Ergötzung dienen. Sie reicht von der dem rohen und gemeinen Geschmack dienenden Kost, vom Café Chantant und Tingel-Tangel zu den edelsten und reinsten Genüssen der Kunst. Denn auch die Kunst in ihrer höchsten Vollendung soll und will eine Ergötzlichkeit sein. Die Schwierigkeiten, die auf einem so weit reichenden, in die intimsten Neigungen und Bedürfnisse der Bevölkerung eingreifenden Gebiet erwachsen, liegen auf der Hand. Die Behörde muß sich nicht nur bemühen, diejenigen Veranstaltungen richtig zu treffen, die einen lohnenden Ertrag versprechen, nicht nur die Abgabenerhebung so gestalten, daß sie einfach und ohne unnötige Belästigung vollzogen werden kann, nicht nur achtgeben, daß es vermieden wird, die Steuerquelle durch zu starke Inanspruchnahme zu schwächen und zu schädigen. Sie muß sich auch der schweren Verantwortlichkeit bewußt sein, daß sie durch die Abmessung und Abwägung der Abgaben einen erheblichen Einfluß auf die Entwicklung der Kunst und damit auf die sittliche Erziehung der Bevölkerung ausübt.

Es ist noch nicht lange her, daß der Gemeinde die Besteuerung der Lustbarkeiten in vollem Umfange freigegeben worden ist. Das Ende des 18. Jahrhunderts in Kraft getretene Allgemeine Landrecht beschränkte sich darauf, im § 27 Teil II, Titel 19 zu bestimmen, daß die Gemeinden bei Unzulänglichkeit der sonst zur Unterhaltung der Armen verfügbaren Mittel berechtigt sein sollten, „den Luxus, die Ostentation und die öffentlichen Belustigungen ihrer wohlhabenden Einwohner mit gemäßigten Taxen zu belegen". Das Gesetz gab also die Weisung, daß die Abgaben gemäßigt sein, daß sie sich auf Luxusausgaben der Vermögenden beschränken und daß sie nur aushilfsweise für dringende Bedürfnisse der Armenpflege herangezogen werden sollten. Durch ministerielle Anordnung war ferner im Einklange mit dem Gesetz der Grundsatz festgelegt worden, daß als unter das Besteuerungsgesetz fallende Luxusausgaben alle diejenigen Lustbarkeiten nicht angesehen werden dürften, bei welchen ein höheres wissenschaftliches oder Kunstinteresse obwaltete.

In dem jetzt in Geltung befindlichen Kommunalabgaben-Gesetz vom 14. Juli 1893, auf Grund dessen der Berliner Magistrat seine Lustbarkeitsbesteuerungs-Ordnung vom 6. Februar 1920 erlassen hat, finden sich derartige Beschränkungen nicht. Der Gesetzgeber hat es, wie in der Begründung gesagt wird, absichtlich vermieden, Lustbarkeiten von höherem Kunstinteresse grundsätzlich von der Besteuerung auszuschließen. § 15 des Gesetzes lautet einfach: „Die

Besteuerung von Lustbarkeiten einschließlich musikalischer und deklamatorischer Vorträge sowie von Schaustellungen umherreisender Künstler ist den Gemeinden gestattet". Immerhin zeigt der Wortlaut, daß man jedenfalls in erster Linie Lustbarkeiten gewöhnlicher Art im Auge gehabt hat. Bei der Beratung des Gesetzes ist ferner ausdrücklich betont worden, es müsse auf Veranstaltungen edleren Charakters Rücksicht genommen werden. Dementsprechend hebt die Ausführungsanweisung hervor, daß nicht beabsichtigt worden sei, die Besteuerung derjenigen Lustbarkeiten, bei denen ein höheres wissenschaftliches oder Kunstinteresse obwaltet, ohne Ausnahme zu empfehlen. Sie weist darauf hin, daß die Abgabenerhebung bei derartigen Lustbarkeiten jedenfalls nur dann gerechtfertigt sei, wenn auf seiten des Unternehmers die Absicht einer Gewinnerzielung zum eigenen Vorteil, nicht etwa zugunsten wohltätiger oder gemeinnütziger Zwecke, bestehe und bemerkt schließlich, es entziehe sich der allgemeinen Regelung, in welchem Umfange die Gemeinden von einer Besteuerung der Lustbarkeiten zweckmäßig Gebrauch zu machen hätten, da hierbei die örtlichen Verhältnisse wesentlich mit in Betracht zu ziehen sind.

Es soll nun im folgenden einer Erörterung unterzogen werden, ob von den in die Steuerordnung aufgenommenen Bestimmungen, insbesondere diejenigen, welche die Theater und Konzerte betreffen (§ 1 I, Ziff. 2 und 3), den oben dargelegten Grundsätzen, dem Sinn und Willen des Gesetzes und den Verhältnissen der Reichshauptstadt entsprechen. Daneben soll auch ein Blick auf die kinematographischen Vorstellungen (a. a. O. Ziffer 1) und die Kabarettaufführungen (a. a. O Ziffer 8) geworfen werden.

Wie verhält es sich zunächst mit der steuertechnischen Gestaltung der Abgabenerhebung? Die Besteuerung erfolgt in dem Normalfall, wenn die Teilnahme zu der Zahlung eines Entgelts unter Ausgabe von Eintrittskarten oder sie ersetzenden Nachweisen abhängig gemacht ist, in der Form der Kartensteuer (§ 4) unter Entnahme eines progressiv ansteigenden Prozentsatzes der Eintrittsgelder, in allen anderen Fällen in der Form der Pauschsteuer (§ 6), in einem nach der Raumfläche abgestuften Maßstabe (für je 100 qm 5—50 M.). Beide Steuererhebungsformen werden miteinander in Beziehungen gebracht. Wenn einem Teil der Besucher der Eintritt gegen Eintrittsnachweis, dem anderen ohne solchen gewährt wird, so soll der vierfache Satz der Pauschsteuer erhoben werden. Handelt es sich um Kabarettvorstellungen und ähnliche Veranstaltungen, bei denen die Einnahme an Eintrittsgeldern gegen diejenige Einnahme zurückzutreten pflegt, die auf andere Art, insbesondere durch den Konsum erzielt wird, so soll an Stelle der Kartensteuer die Pauschsteuer erhoben werden. Eine weitere Erhöhung mit einem Mehr-

fachen der Pauschsteuer (§ 6 Ziffer 5) soll bei Kabarettaufführungen usw. erfolgen, wenn an die Besucher ausschließlich oder überwiegend Wein gegen Bezahlung verabreicht wird. Für die Eintrittsnachweisung ist laut § 5 eine bestimmte Form, Numerierung und Abstemplung, vorgesehen. Es ist ferner die Einreichung eines Verzeichnisses gefordert, dessen Prüfung vermittelst Einsichtnahme in die Geschäftsbücher die Steuerbehörde sich vorbehält. Läßt sich aus dem Verzeichnis Zahl und Art der Eintrittspreise nicht feststellen, so wird die Steuer unter Zugrundelegung aller vorhandenen Plätze berechnet, d. h. zugunsten der Steuererhebung ein zu den Kassenpreisen ausverkauftes Haus angenommen.

Die Bestimmungen über Karten- und Pauschsteuer, auf die hier nur in ganz allgemeinen Umrissen eingegangen werden kann, sind unendlich kompliziert. Der Gedanke eines progressiv ansteigenden Steuersatzes, der bei geringen Preisen sich niedriger stellt als bei höheren, ist gewiß an sich lobenswert. Aber belastet nicht der gleichmäßig prozentuale Satz an sich schon den teuren Platz höher als den billigen? Und hat nicht der Unternehmer in seinem eigenen Interesse alle Veranlassung, für die schlechteren Plätze so geringe Preise wie möglich zu fordern? Lohnt sich um des Gedankens der progressiven Steigerung willen ein so komplizierter Aufbau? Es ist schwer, einzusehen, warum man, wenn die einfache und mäßige Steuer, wie sie das Landrecht im Auge hatte und wie sie z. B. in Frankreich üblich ist, unzureichend erschien, nicht lieber einen bestimmten Prozentsatz des Bruttoertrages der ganzen Veranstaltung gewählt hat, der sich ja aus den Büchern ersehen lassen muß und bei dessen Zugrundelegung man etwaige Einnahmen aus dem Weinkonsum usw. noch weit energischer fassen könnte, wie auf die künstliche Art des Operierens mit Karten- und Pauschsteuer, Substituierung der einen, im Falle des Ueberwiegens der anderen usw. Sollte nicht steuertechnische Bürokratie und übertriebene Furcht vor Hinterziehungsmöglichkeiten hierbei den Blick von einer einfacheren, mehr befriedigenden und besser einleuchtenden Art und Form der Steuererhebung abgelenkt haben?

Aber mögen die den Unternehmern zugemuteten Unbequemlichkeiten in Kauf genommen werden, wenn nur die Art der Steuererhebung und das Maß der Belastung nicht auf Unternehmungen, die zu fördern und zu unterstützen man alle Veranlassung hätte, schädlich wirkt! In dieser Beziehung ist zunächst zu bemerken, daß die Formvorschriften für die Eintrittsnachweise es verhindern oder wenigstens erheblich erschweren, durch Ausgabe von Bons, Bewilligung eines Rabatts, Verkauf an Vereine und Gesellschaften zu ermäßigten Preisen und ähnliche Maßnahmen einen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage herbeizuführen und es zu ver-

meiden, daß bei unvorhergesehener Verminderung der Nachfrage sich die Leerheit des Hauses störend bemerkbar macht. Es mag zugegeben werden, daß derartige Mittel unter Umständen dem Teil des Publikums, der den vollen Kassenpreis bezahlt hat, Anlaß zur Beschwerde geben, aber ein gesunder wirtschaftlicher Grundgedanke ist ihnen nicht abzusprechen. Man muß ferner bedenken, daß leere Bänke bei Theateraufführungen und Konzerten auf die Stimmung der Künstler nachteilig wirken, also den Kunstgenuß beeinträchtigen, und daß somit jeder Besucher an einem gut besetzten Hause ein Interesse haben muß. Ja, wenn es möglich wäre, durch die Formvorschriften dem umgekehrten Manöver entgegenzutreten und es zu verhindern, daß durch Inanspruchnahme des Billetthandels die festgesetzten Preise beliebig gesteigert werden! Das wird sich aber nicht erreichen lassen. Nun zur Hauptfrage. Ist das Belastungsmaß den Verhältnissen entsprechend? Lustbarkeiten geringwertiger oder gar verrohender Art mögen hart angepackt werden, Unternehmungen von künstlerischer Bedeutung, die das Publikum von Darbietungen minderwertigen Inhalts ablenken, sollten aber nicht darunter leiden. Findet also nicht eine völlige Auseinanderhaltung von Lustbarkeiten künstlerischer und unkünstlerischer Art statt, so muß der gemeinsame Steuersatz so gefaßt werden, daß die ersteren nicht um der letzteren willen geschädigt werden. Diese Gefahr ist um so größer, als leider die niederen Instinkte ohnehin den minderwertigen Lustbarkeiten zu einem Vorsprung verhelfen. Neben der Sorge für eine nicht zu weitgehende Belastung kommt es dann auch darauf an, daß in dem Bereich der Lustbarkeitsveranstaltungen zugunsten der gemeinnützigen Unternehmungen entsprechende Ausnahmen gemacht werden.

Was die Höhe der Belastung anlangt, so sind zweifellos die Lichtspieltheaterbesitzer die am meisten Leidtragenden. Für die Kinovorstellungen, welche der Magistrat mit Ring- und Boxkämpfen in eine Rubrik stellt, werden 10 Pf. bei einem Eintrittsgeld bis zu 1 M. erhoben. Darüber hinaus steigt der Satz progressiv, erreicht schon beim Ueberschreiten einer Höhe von 3 M. 1,50 M. und bleibt dann in demselben Verhältnis: bei mehr als 4 M. = 2 M., bei mehr als 5 M. = 2,50 M., stellt sich also auf 50 Prozent. Es ist das, wenn man berücksichtigt, wie teuer Material und Herstellungskosten der Filme sind und wie hoch sich daher die Leihgebühren stellen, eine so schwere Belastung, daß man den Eindruck gewinnt, sie sei von einer feindseligen Stimmung gegen das Kino eingegeben. Es ist richtig, daß seit Aufhebung der Zensur die Entwicklung des Kinos zu schweren Aergernissen Anlaß gegeben hat. Die vielen, zum Teil unter der Maske der Aufklärung dem Publikum vorgeführten, in Wirklichkeit üble Sensation bringenden, verrohend und entsittlichend

wirkenden Filme haben einmütige Entrüstung hervorgerufen. Aber man vergegenwärtige sich doch den hohen Wert dieser großartigen Erfindung, deren ungehemmte Weiterentwicklung zweifellos im öffentlichen Interesse liegt, denke daran, wieviel hervorragende Leistungen das Kino bereits hervorgebracht hat, und berücksichtige, daß durch die jetzt gesetzlich wieder eingeführte, das Lichtspielgewerbe gleichfalls schwer belastende Zensur für die Zukunft Sorge getragen ist, daß Auswüchse ferngehalten werden.

Wenig besser bezüglich des Steuersatzes, aber ungleich schlimmer, insofern die künstlerische und erzieherische Bedeutung in Frage kommt, steht es mit Theater und Konzert. Bei einem Eintrittsgeld von nicht mehr als 2 M. fordert die Stadt für das Billett 10 Pf., bei mehr als 2 M. = 20 Pf. usw., für die Mark bis 4 M. um je 10 Pf., bis 7 M. um je 20 Pf. ansteigend. Bei mehr als 7 M., aber nicht mehr als 8 M., werden bei einer Abgabe von 90 Pf. schon 10 Prozent überschritten. Dann geht es progressiv weiter. Bei über 19—20 M. sind 4,60 M., also mehr als 20 Prozent zu entrichten, bei höherem Eintrittsgeld für jede angefangene Mark 50 Pf. mehr — es wächst also schließlich auf gleichfalls annähernd 50 Prozent. Auch hier kann von einem mäßigen Steuersatz selbstverständlich gar keine Rede sein. Wie hohe Summen sich ergeben, geht aus folgender Zusammenstellung hervor, die der Magistrat für die e r s t e W o c h e des Inkrafttretens der Steuerordnung den nachstehend aufgeführten Theatern zugehen ließ:

Berliner Theater	80 480	M.
Theater in der Königgrätzer Straße	31 528	„
Komödienhaus	33 159	„
Künstlertheater	53 000	„
Kleines Theater	28 900	„
Komische Oper	18 000	„
Neues Operettenhaus	18 000	„
Wallnertheater	17 355	„
Thaliatheater	18 266	„
Lustspielhaus	12 300	„
	310 988	M.

Also rund 311 000 M., die für das Jahr (rund 50 Wochen) berechnet die exorbitante Forderung von etwa 15½ Millionen ergeben. Dabei ist zu bemerken, daß für die zweite Woche von dem Berliner Theater schon 110 000 M., von dem Theater in der Königgrätzer Straße schon 39 000 M. und von dem Komödienhaus rund 38 000 M. verlangt wurden. Man bedenke nun, in welchem Grade durch die Tarifvereinbarung die den Theaterleitern erwachsenen Kosten ge-

stiegen sind, berücksichtige ferner, daß jetzt Ausstattungen das 20—30fache des früheren Preises kosten, und vergegenwärtige sich, daß schon dieser Mehrausgaben wegen die Billettpreise erheblich in die Höhe gesetzt werden mußten. Eine weitere Erhöhung zu einer Zeit, in der die notwendigsten Lebensbedürfnisse so hoch gestiegen sind, würde zu einem erheblichen Nachlassen des Besuches führen müssen, und daher wirkungslos auf der einen, verhängnisvoll auf der anderen Seite sein. Die Folgen dieser Steuern müssen als geradezu ruinös und verheerend angesprochen werden. Dabei werden die schweren Nachteile der hohen Belastung der Lichtspielaufführungen überboten. Die Kunst in ihrer höchsten Bedeutung wird getroffen und geschädigt. Und nicht nur im allgemeinen Sinne! Der Magistrat hätte gerade hier auch „die lokalen Verhältnisse" in Betracht ziehen müssen. Berlin als Theater- und Konzertstadt erfreut sich in Deutschland und über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus einer anerkannten und geachteten Geltung. Durch Herabdrückung der künstlerischen Leistungsfähigkeit dieser Veranstaltungen wird das Ansehen Berlins geschädigt und der Fremdenzuspruch vermindert.

Es ist richtig, daß die hiesigen Theatervorstellungen in letzter Zeit mehrfach Anstoß gegeben haben. Man hat z. B. gegen die Aufführung Wedekindscher Werke, insbesondere „Die Büchse der Pandora" und „Schloß Wetterstein" lebhafte Vorwürfe erhoben. Man bedenke jedoch, daß die Kunst auch ein Spiegelbild des Lebens ist. Für unsere zerrissene, sich in inneren Widersprüchen und Paradoxien bewegende und verlierende Zeit hat Wedekind etwas Verwandtes. Es war zutreffend, was der Kritiker im „Berliner Tageblatt" bei der Aufführung der „Büchse der Pandora" bald nach Aufhebung der Zensur äußerte, er glaube, Wedekinds Zeit sei, trotz aller ihm anhaftenden Schwächen, jetzt gekommen. Seine Werke sind seitdem in vielen Wiederholungen über die Berliner Bühnen gegangen. „Der Marquis von Keith" wurde im staatlichen Schauspielhaus, „Der Liebestrank" auf der Volksbühne gegeben. „Franziska", dieses eigenartig wunderliche Mysterium, das in Wirklichkeit wie eine Faust-Parodie anmutet, hat in dem neuen Theater der Tribüne annähernd 200 Aufführungen erlebt. Aber was man auch über die Stücke, insbesondere „Büchse der Pandora" und „Schloß Wetterstein" sagen mag, ein literarischer Charakter wohnt ihnen bei, schmutzige Berechnung auf die Lüsternheit, wie den Aufklärungsfilmen, ist ihnen nicht nachzusagen. Zudem war beispielsweise die Aufführung von „Schloß Wetterstein" eine glänzende Leistung der Regiekunst, die über manches hinweghalf. Anderen Stücken, beispielsweise Lautensacks „Pfarrhauskomödie", hat man in der Beurteilung vielleicht noch größeres Unrecht getan. Gewiß,

man hätte auf die Möglichkeit einer katholische Mitbürger verletzenden Wirkung Rücksicht nehmen können. Früher wäre das auch sicher geschehen. Aber eine tendenziöse Absicht lag dem rein menschliche Schwächen berührenden Werke fern. Und mag man auch den dichterischen Wert nicht allzu hoch veranschlagen, das Stück verdient gleichfalls literarisch bewertet zu werden, und die Aufführung mit der Darstellung der weiblichen Hauptrollen durch die Grüning und die Höflich war zweifellos künstlerisch vollendet. Bedenklicher war es schon, wenn Nachahmer Wedekinds — es sei nur auf Max Herrmann-Neiße mit seinem „Albine und Aujust" hingewiesen — auf der Bühne ihr Wesen trieben. Die Verwandlung der alten Wagnerschen Kindesmörderin in das modernisierte „Evchen Humbrecht" von Rotters Gnaden mag als eine Entgleisung bezeichnet werden. Auch haben weniger literarische Theater, insbesondere einzelne Operettenbühnen, in der Zeit der Zensurfreiheit nicht nur in seichten und kitschigen, sondern auch in frivolen Gewässern flotter gesegelt, als erwünscht gewesen wäre. Aber nach einzelnen Abirrungen soll man nicht urteilen. Im allgemeinen muß man zugeben, daß namentlich die vornehmeren und literarischen Theater, auch bei Aufführung von Stücken, die dem Zeitgeist Rechnung trugen und heikle Stoffe behandelten, das künstlerische Niveau innegehalten haben. Durch eine derartige Steuer werden die Unternehmer geradezu gezwungen, einzig und allein an die Füllung der Bänke zu denken und dem Geschmack des leider in der Mehrheit befindlichen literarisch und künstlerisch ungeschulten Publikums noch mehr nachzugeben, als die Rücksicht auf die Zeitverhältnisse es bisher mit sich gebracht hat.

Bei dieser, die Gesamtheit der Theater und Konzertunternehmungen aufs schwerste bedrohenden Gestaltung der Steuer muß man um so eindringlicher fragen: Hat der Magistrat es sich wenigstens angelegen sein lassen, durch Ausnahmen die gemeinnützigen Unternehmungen zu schonen und zu bevorzugen? Die Antwort gibt § 7 der Steuerordnung: „Befreit von der Steuer sind Veranstaltungen, welche Zwecken der Wissenschaft, des Unterrichts und der Belehrung dienen." Es hätte nahegelegen, der Wissenschaft auch ihre Schwester, die Kunst, beizugesellen und nur diejenigen Unternehmungen, die mit Kunst im wahren Sinne des Wortes nichts zu tun haben, der Steuer zu unterwerfen. Die Praxis vor dem Kommunalabgabengesetz hat ebenso wie die Gewerbeordnung zu dem ähnlichen Zwecke Veranstaltungen, bei denen ein h ö h e r e s Interesse der Kunst obwaltet, herausgehoben. Sachverständige für die Begutachtung wären zu haben gewesen. Alles das ist nicht geschehen. Die Kunst in ihrem ganzen Umfange ist übergangen. Weitere Ausnahmen finden

statt für Veranstaltungen von Berliner Unterrichts- und ähnlichen Instituten, ferner für Theatervorstellungen, die ausschließlich für Schüler oder durch Schüler veranstaltet werden. Ob die letzteren eine derartige Sonderbehandlung verdienen, mag dahingestellt bleiben. Die kürzlich von Schülern im Landwehrkasino veranstaltete, von der Presse einmütig verurteilte Aufführung, bei der in Dichtung und Darstellung die ödeste Talentlosigkeit, mit Selbstüberschätzung gepaart, sich breitmachte, hat sich jedenfalls einer solchen Ausnahmestellung nicht wert gezeigt. Desgleichen sind, was ja auf einem ganz anderen Felde liegt, Veranstaltungen befreit, die ausschließlich der Förderung der Körpererziehung sowie politischen oder gewerkschaftlichen Zwecken dienen. Ferner darf die Steuerbehörde, als welche nach den Ausführungsbestimmungen die von der Steuerdeputation des Magistrats ressortierende Bier- und Lustbarkeitssteuerstelle gilt, bei einer Verwendung des Ertrages zu wohltätigen Zwecken oder aus Billigkeitsgründen einen Steuernachlaß bewilligen. Ebenso kann sie auf Antrag von Kunstanfängern veranstaltete Konzerte befreien. Der fortgeschrittene Künstler steht betrübt dabei, denn zu seiner Förderung ist die Bier- und Lustbarkeitsstelle nicht berufen. Endlich, und dies ist eigentlich der Hauptpunkt, kann der Magistrat solche Theater und Konzertveranstaltungen nach Anhörung von Sachverständigen von der Steuer freistellen, die, ohne jede auf Gewinnerzielung gerichtete Absicht, ausschließlich der Förderung der Kunst oder der Volksbildung dienen. Hierin könnte ein wertvolles Entgegenkommen für künstlerische Unternehmungen zu erblicken sein. Der Haken liegt nur in dem Zusatz: „Ohne jede auf Gewinnerzielung gerichtete Absicht". Wie eng diese Worte gefaßt werden, geht daraus hervor, daß die Ausführungsbestimmungen als „Muster 3" auch eine Eintrittskarte des „Opernhauses Unter den Linden" als steuerpflichtig bezeichnen, während es doch den Staatstheatern ein leichtes ist, nachzuweisen, daß sie nach ihrem Etat gar nicht in der Lage sind, einen Gewinn zu erzielen, daß sie im Gegenteil einen erheblichen Staatszuschuß zu ihrem Bestehen gebrauchen. Inzwischen ist es ja auch den Staatstheatern gelungen, ihre Freistellung zu erreichen. Es bleibt aber trotzdem ein grundsätzlicher Fehler, die gewerblichen, mit Gewinnabsicht geleiteten Theater in eine andere Gattung zu bringen als die nicht gewerblichen. Die Entwicklung Berlins als Theaterstadt zeigt, wie wichtig neben den Königlichen Theatern, die stets ohne gewerblichen Zweck arbeiteten, die Privattheater waren, die ihren Erwerbszweck nie verleugnet haben. Der Wettstreit auf künstlerischem Gebiet, der die großen Erfolge Reinhardts brachte, die dann wieder dazu führten, auch andere Bühnen zu größerer Vervollkommnung anzuspornen, hängt gerade mit dem Nebeneinander-

arbeiten öffentlicher und privater, ohne Erwerbsabsicht und mit einer solchen geleiteter Kunstinstitute zusammen. Das Wesentliche ist die künstlerische Bedeutung des Theaters und die durch sie bewirkte Ablenkung des Publikums von Darbietungen minderwertigen Charakters. Unternehmungen, die dies vermögen und leisten, sollten als gemeinnützig anerkannt und in steuerlicher Hinsicht so lange schonend behandelt werden, bis etwa die Absicht der Gewinnerzielung eine so überwiegende Bedeutung erhält, daß der gemeinnützige Zweck dagegen zurücktritt. Leider ist die ganze Steuerordnung und speziell die letztgedachte Ausnahmebestimmung nach Wortlaut, Sinn und Zweck so gestaltet, daß eine derartige Auslegung nicht möglich erscheint. Die anfangs gestellte Frage, ob die Steuerordnung den Grundsätzen, an die sie sich halten sollte, um wahrhaft ersprießlich zu wirken, tatsächlich entspricht, ob sie dem Sinn und Willen des Gesetzes und den Verhältnissen der Reichshauptstadt genügend Rechnung trägt, kann hiernach nicht bejaht werden, wenn auch, angesichts der erfolgten Zustimmung des Oberpräsidenten und der zuständigen Ministerien, im Hinblick auf die Judikatur des Oberverwaltungsgerichts eine Ungültigkeitserklärung nicht zu erwarten sein dürfte.

Es ist anzunehmen, daß auch dem Magistrat der Erlaß der Lustbarkeitssteuer-Ordnung nicht leicht geworden ist. Die Zwangslage, in der er sich befindet, die Notwendigkeit zur gegenwärtigen Zeit, bei den steigenden Ansprüchen der Arbeiter, Beamten und Angestellten, neue Geldquellen unter allen Umständen zu schaffen, soll nicht verkannt werden. Wenn er aber dem Gesichtspunkte der Gemeinnützigkeit in dem oben erörterten, weiter gefaßten Sinne größere Berücksichtigung einräumen und ihn auf die Kunst mit ihrem großen bildenden und veredelnden Wert anwenden wollte, so würde er doch vielleicht zu einer Revision der jetzt eingeführten Steuerordnung gelangen, die dann auch einfacher gestaltet werden und in der die vielen durch Formvorschriften herbeigeführten Belästigungen und Erschwerungen des praktischen Theatergeschäftsbetriebes vermieden oder wenigstens vermindert werden könnten.

Jeder echte Dichter empfindet jeden schlechten als seinen persönlichen Feind. Er hat die Dichtkunst gegen ihn zu verteidigen.

*

Wenn die Leute „aus sich herausgehen", kommt man oft dahinter, daß gar niemand drinnen war.

Alfred Grünewald

STAATSSEKRETÄR DR. LEWALD

EINE LÜCKE IN DER VERFASSUNG?

In Heft 20 des „Tage-Buch" beschäftigt sich Herr Jakob Frank mit einer angeblichen Verfassungslücke, indem er davon ausgeht, daß die Vorschrift des Reichswahlgesetzes, wonach die Ausübung des Wahlrechts für die Soldaten während der Dauer der Zugehörigkeit zur Wehrmacht ruht, eine Verfassungsänderung darstelle und daß das Reichswahlgesetz nicht in der für Verfassungsänderungen vorgesehenen Weise zustande gekommen sei. Diese Auffassung ist irrig. Der Reichsminister des Innern und seine Beamten und die Mitglieder des Reichsrats, die dem Gesetzentwurf für das Reichstagswahlrecht zugestimmt haben, kennen die Reichsverfassung auch und haben ihr Treue gelobt. Die gleiche Kenntnis und die gleiche Verfassungstreue wird auch bei den Mitgliedern des Reichstags vorausgesetzt werden können. Es ist daher, wie sich Herr Frank davon hätte überzeugen können, das Reichswahlgesetz bei seiner dritten und entscheidenden Beratung in der für Verfassungsänderungen vorgesehenen Form angenommen worden. Die stenographischen Berichte der Nationalversammlung, Seite 5374, unter B, lassen ersehen, daß der Präsident ausdrücklich darauf aufmerksam machte, daß das Gesetz, wobei er allerdings nur auf den § 38 a und nicht auch auf den § 2 hingewiesen hat, eine Verfassungsänderung enthalte und daß er daher beabsichtige, Gesamtabstimmung in der Form der namentlichen Abstimmung vorzunehmen. Dies ist dann geschehen, und für das Gesetz sind 301 Stimmen abgegeben, die sämtlich auf „Ja" lauteten. Ich kann Herrn Frank verraten, daß in gleicher Weise bei der Abstimmung im Reichsrat ausdrücklich festgestellt ist, daß eine Zweidrittelmehrheit für den Gesetzentwurf vorhanden war. Gleichgültig ist, ob bei den Abstimmungen in zweiter Lesung, die ja nicht entscheidend sind, der eine oder andere eine Verfassungsänderung darstellende Paragraph nur mit einfacher Mehrheit angenommen ist. Für das Zustandekommen des Gesetzes ist allein die dritte Lesung entscheidend, durch die erst ein endgültiger Beschluß des Reichstags zustande kommt.

JAKOB FRANK

LETZTE ERWIDERUNG

Der Staatssekretär Dr. Lewald will meine Auffassung widerlegen, aber ich kann mir keine bessere Bestätigung denken. Der Sachverhalt, den er mitteilt, ist folgender: Der Präsident der Nationalversammlung hat es mit Recht als notwendig erachtet, festzustellen, daß das Wahlgesetz in § 38 — der von der Wahl in den Abstimmungsgebieten handelt — eine Verfassungsänderung enthält; er hat aber übersehen, daß auch § 2 des Gesetzes, indem es den aktiven Soldaten das aktive Wahlrecht nimmt, und § 4, der ihnen das passive

Wahlrecht nimmt, eine Verfassungsänderung enthalten. Die Verfassungsänderung des § 38 ist also wissentlich, diejenige der §§ 2 und 4 hingegen ist unwissentlich erfolgt, und das ist eben eine fahrlässige Verfassungsverletzung. Die einstimmige Annahme des ganzen Gesetzes in dritter Lesung ändert daran nichts. Denn auch in der dritten Lesung ist der Antrag auf Gewährung des Soldaten-Wahlrechts, wie ich den Erläuterungen Erdmannsdörffers zum Wahlgesetz entnehme, nur mit knapper Mehrheit abgelehnt worden.

Aus diesem Anlaß ist der neue Reichstag darauf zu verweisen, was übereinstimmender Gebrauch in den Parlamenten aller Länder ist, die einen besonderen Verfassungsschutz vorgesehen haben: Wenn ein Paragraph irgendeines Gesetzes eine Verfassungsänderung in sich schließt, dann muß eben dieser Paragraph — nicht das ganze Gesetz — mit qualifizierter Mehrheit angenommen werden.

Aber was ist zu tun gegen fahrlässige Verletzung der Verfassung durch das Parlament? In den Vereinigten Staaten stellt das Oberste Bundesgericht die Verfassungswidrigkeit einer Gesetzesbestimmung fest; durch solches Urteil wird es den Behörden untersagt, die Bestimmung anzuwenden. Die deutsche Verfassung läßt die Lücke offen, auf die ich hingewiesen habe. Alle Verantwortung für den Schutz der Verfassung ist damit dem Präsidenten des Reichstags auferlegt. Ich hoffe, daß er meine Ausführungen beherzigen wird.

STEFAN GROSSMANN

DIE KOMTESSE

An einem Vormittag läßt sich eine Dame mit einem tönenden aristokratischen Namen bei mir melden. Man hat das wilhelminische Zeitalter noch in den Knochen, springt auf und holt die Dame herein. Siehe da, es ist keine weißhaarige Dame mit Lorgnon, sondern ein junges Mädchen in einem sehr schlichten Sommerkleid mit einer grünen Jacke aus Kunstseide darüber. Ein Strohhütchen von höchster Einfachheit, die ganze Kleidung still und unaufdringlich wie die einer geborenen Lehrerin. Aber auf dem langen, schlanken Körper, schmal wie der einer Reiterin, sitzt ein kleiner runder Kopf mit einem sehr pikanten Stupsnäschen.

Die Komtesse bringt mir den Brief eines befreundeten Schauspielers. Ich lese ihn, während die junge Dame sich umsieht. Das Mädel, das ich Dir schicke, schreibt der Charakterdarsteller, ist die Tochter des Grafen W., dessen Name Du wie ich unzählige Male in der Zeitung gelesen hast, denn er war immer in der unmittelbarsten Nähe des Kaisers und kein Hofbericht hat ihn verschwiegen. Seit der Revolution lebt der alte Herr irgendwo in Mecklenburg auf einem Gute, das sein Vater besitzt. Er gehört zu den vielen preußischen

Adligen, die nichts besitzen als einen alten Namen und eine konservative Tradition. Sein ältester Sohn, der Kapitän zur See war, ist jetzt Postassistent in Görlitz, der jüngere, der aus dem Gymnasium in die Fliegerei kam, ist Banklehrling und wird noch von dem Alten erhalten. Den Leuten geht es so knapp zusammen, daß die junge Komtesse sich entschlossen hat, selbst ihr Brot zu verdienen. Der Alte hat nach schwerem Kampf, weil es nicht anders geht, ja gesagt und das Mädel, dem es in Mecklenburg auch gar zu still war, ziehen lassen. Was soll sie anfangen? Sie kann Klavier spielen, singt französische und englische Chansons sehr nett (bisher nur auf allerintimsten Familienabenden), ist eine Meisterschützin, reitet königlich, stenographiert nicht, hält überhaupt ungern die Feder in der Hand, ist sehr besonnen und wird keine Dummheiten machen oder eine ganz schwere. Bewahre sie vor der ärgsten, denn sie will zum Theater.

Ich steckte den Brief ein und sah die junge Dame an. Vollkommen ratlos. Mein erster Gedanke war: Zirkus. Schauspielen kann heute jedes bessere Direktortöchterchen aus Berlin W. Aber eine königliche Reiterin? Vielleicht eine, die während des Reitens ins Schwarze schießt — das können die modernen Westendmädchen nicht. Doch die Zirkusse stehen leer, weil die augenblickliche Situation für alle edleren Geschöpfe, also auch für Rassenpferde, nicht sehr günstig ist. Bei Schumann wird das große Massenspiel „Julius Caesar" aufgeführt, Busch hat zugesperrt, wenn nicht grade ein deutschnationales Spektakelstück gegeben wird. Ich kenne auch keinen Dresseur, keinen Stallmeister, kaum einen dummen August (wenigstens keinen berufsmäßigen).

Mit einem Lächeln der Verlegenheit und Ungeduld sieht mich die Komtesse an: „Was soll ich tun?"

Wir beraten nun eine halbe Stunde, eine Stunde. Ich erfahre, daß das Fräulein in einer Pension hoch droben in einem Mansardenzimmer wohnt, wo sie mittags ißt, Frühstück kocht sie sich selbst auf einem Brenner, zum Abendessen hat sie ein Stück Brot. Aber das ist amüsant, das geniert sie nicht im geringsten. Nur sieht sie den Tag kommen, wo sie das Geld auch für diese Dachkammer nicht mehr auftreiben kann. In ein Büro gehen und auf der Schreibmaschine klappern, das kann sie nicht, eine Wirtschaft führen, das ginge schon eher, aber Papa hätte zu viel bittere Gedanken darüber, auch findet man da schwer das Richtige. Braucht man keine Reitlehrerinnen? Es wäre so drollig, der dicken Frau Kriegsgewinnler auf einen schläfrigen Gaul zu helfen. Oder Kunstschütze im Wintergarten? Das wär eigentlich noch besser. Wenn sie ihren Namen aufs Plakat geben ließe, hätte sie für ein Leipziger Variété abschließen können. „Diesem

Agenten wollte ich eine Ohrfeige geben." Und dann, wie gesagt, kann sie auch Chansons und Niggersongs vortragen. Wenn sie dafür so viel Geld bekommt, daß sie auch dem kleinen Bruder, dem Flieger, der jetzt Banklehrling ist, zweihundert Mark monatlich abgeben kann, dann ist sie so glücklich, daß sie sich nicht im geringsten genieren wird.

Wir klingeln einen Bekannten an, der mit dergleichen zu tun hat. Morgen kann das gnädige Fräulein in seinem Kabarett vorsingen. Niggerlieder. Sie ist glücklich.

Sie ist glücklich und wird nun erst gesprächig. Und erzählt von ihren Verwandten, die alle — bis auf den Mecklenburger Gutsherrn — kein Geld haben und, von den Höfen verlassen, auf dem Trockenen sitzen.

Eine Tante sitzt in Rostock und muß Zimmer vermieten. Eine andere alte Tante wohnt in München, hat von einem Fideikommiß 2000 Mark jährlich und soll damit leben. Der Teller, auf dem die alte Wirtschafterin und unzertrennliche Elendsgenossin das nackte Stück Brot serviert, hat das Wappen der Familie. Alle zwei Monate geht eine Vase, ein Handspiegel, ein Schmuck zum Antiquitätenhändler, oh, die Auerdult wird dies Jahr viel alte Schätze ans Licht bringen. Das Schlimmste aber ist nicht die Verarmung, nicht der Ausverkauf, nicht dieses Warten auf den Tod, das Schlimmste ist der unbarmherzige Hohn pöbelhafter Nachbarn. Dieses Grinsen bösartiger Nachbarinnen, wenn die „Frau Gräfin" über den Korridor geht, dieses gemeine Nachmachen und Verspotten, dieses erbarmungslose Lachen über die plötzliche Not des andern. Deshalb ist die Münchener Tante ganz menschenscheu geworden. Sie liegt tagelang im Bett, die Fenster sind verhängt, es ist ganz dunkel in ihrem Zimmer, die Gasrechnung schwillt sonst zu hoch an, da liegt die alte Frau im Finstern und döst. Und war einmal eine schöne Frau, der am Wittelsbacher Hof leidenschaftlich die Kur gemacht wurde. Vielleicht, wenn sie die Augen schließt, zehrt sie von dem erlebten Vergangenen. Aber ich glaub's nicht, ihr Mund ist zu streng, zu dünn, zu verbissen geworden. Ach . . .

Der kecken Reiterin stehen jetzt doch die Tränen in den Augen, Tränen, die sie haßt und bekämpft.

„Ich hab's ja gut," sagt sie, „ich werde mich schon durchbeißen. Ich bin zweiundzwanzig. Wenn's nottut, werde ich Bolschewistin. Aber die nicht mehr jung sind? Die Tanten, mein älterer Bruder, mein Vater — die sterben täglich."

Wenn diese tapfere Seele morgen Niggersongs vorträgt, will ich mit einem Dutzend Freunden hingehen und applaudieren, wie Niggersongs noch nie beklatscht wurden.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Anschluß an die Trusts.

Die Direktoren der Hapag und des Lloyd sitzen drüben in New York und bauen an Interessengemeinschaften ihrer Gesellschaften mit den großen amerikanischen Trusts. Die Hapagleute haben neulich gekabelt, daß sie sich im Prinzip und in den praktischen Hauptpunkten mit der Harrimangruppe geeinigt haben. „Interessengemeinschaften" ist übrigens vorläufig ein etwas zu anspruchsvoller Ausdruck; von der deutschen Seite her betrachtet, sind's Juniorpartnerschaften, und die Stellung des Juniorpartners ist zunächst recht bescheiden. Die Amerikaner haben die Schiffe und das Kapital; wir haben die organisatorischen, die Konnexions- und Erfahrungswerte, die von einem einstmals mächtigen und blühenden Geschäfte, das leider seine ganzen Betriebsmittel eingebüßt hat, übrig geblieben sind. Es ist natürlich eine starke Erleichterung und Förderung für die, die über die Schiffe und das Kapital verfügen, wenn ihnen jene Werte, die in jahrzehntelanger Anstrengung erarbeitet werden mußten, mühelos zufallen: und deshalb nehmen sie unsere schifflosen Schiffahrtsunternehmungen ja auch in Gnaden auf. Aber da die Betriebsmittel schließlich doch wichtiger sind als der „good will" des Geschäfts, sind unsere Leute bei dem Handel von vornherein im Nachteil. Trotzdem tun sie natürlich recht daran, ihn abzuschließen. Die Stellung des Juniorpartners braucht ja nicht immer so gedrückt zu bleiben, wie sie naturgemäß in dem Augenblicke ist, wo er froh sein muß, überhaupt in die Firma aufgenommen zu werden. Wenn er sich als tüchtig und unentbehrlich erweist und prächtige Bilanzen schaffen hilft, wird er seinen Anteil an Führung und Gewinn steigern und eines schönen Tages Vollpartner sein.

Die Harrimans sind von Haus aus Eisenbahnmagnaten, und in dem vorhin erwähnten Kabeltelegramm wurde mitgeteilt, daß die neue Kombination, in die die Hapag eintritt, den größten Verkehrstrust der Welt darstellen werde. Die Vereinigung von Eisenbahn- und Schiffahrtskontrolle in Riesentrusts gibt den Beherrschern dieser Unternehmungskomplexe einen Einfluß auf den Außenhandel, wie ihn die staatliche Wirtschaftspolitik unter den bisherigen Bedingungen niemals zu erlangen vermag. Bleiben die Trusts ungestört im Besitze ihrer Macht, so werden sie die entscheidenden Träger einer (dann freilich extrem kapitalistischen) internationalen Planwirtschaft. und wir selbst werden die Einschaltung in diese internationale Planwirtschaft, die wir nicht entbehren können, nur durch den Anschluß an die Trusts erreichen. Die internationalen Wirtschaftsformen werden durch die wirtschaftlich stärksten Länder bestimmt. Das braucht

uns aber nicht zu hindern, uns zu Hause eine vernünftige und produktive Gemeinwirtschaft einzurichten.

Die Mammutziffern der Deutschen Bank.

Die Zahlen, die sich im Abschluß und in der Bilanz der Deutschen Bank finden, erinnern fast an die Riesenziffern, mit denen der Haushalt des Reichs jetzt „arbeitet"; sie sind ja auch, wie diese, das Produkt unerhörter Geldinflation. Daneben freilich auch das Ergebnis besonderen geschäftlichen Erfolges dieses Institutes, das von allen Kreditbanken Deutschlands den werbekräftigsten Namen trägt. Der Geschäftsbericht erzählt, daß schon 1918 von den fremden Geldern, die sämtlichen deutschen Banken mit einem Aktienkapital von einer Million Mark und darüber zugeflossen waren, 22,48 v. H. — also nicht viel weniger als ein Viertel — bei der Deutschen Bank lagen. 1913 waren es erst 16,39 v. H. — noch nicht ein Sechstel — gewesen. Und von 1918 auf 1919 haben sich die Kreditoren wieder mehr als verdoppelt.

Sie betrugen Ultimo 1919 fast vierzehn Milliarden Mark. Ein nicht unbeträchtlicher Teil davon soll ausländisches Geld sein, das zunächst hereingelegt ist, um auf eine spätere feste Anlage zu warten. Mehr als die Hälfte dieser fremden Gelder hat die Deutsche Bank — kurzfristig — dem Reiche geliehen: sie weist ein Portefeuille von Wechseln und unverzinslichen Schatzanweisungen (in dem die letzteren natürlich weitaus überwiegen) im Betrage von neundreiviertel Milliarden aus. Fast zwei Milliarden hält sie unmittelbar flüssig als Kassenbestand und als Guthaben bei Abrechnungs- und bei anderen Banken. Die Forderungen an Kontokorrentschuldner stellen sich nur auf etwas über zwei Milliarden — drei Viertel davon sind gedeckt, ein Viertel ist ungedeckt. Relativ unerheblich im Verhältnis zum Ganzen sind die Reports und Lombards — nicht viel mehr als eine Viertelmilliarde — und die Warenvorschüsse — zweihundertfünfzehn Millionen. Noch geringfügiger sind die eigenen Bestände an Wertpapieren und die Konsortialbeteiligungen.

In der Anlage ihrer Gelder ist die Deutsche Bank also eine halbe Staatsbank: ihr Kredit ist unantastbar, solange es der des Reichs ist. Sie mag an ihren Kontokorrentforderungen Einbußen erleiden: ihre Gläubiger werden darum noch nicht um ihre Ansprüche kommen. Dieses Schicksal droht ihnen erst, wenn der Schatzwechsel der deutschen Regierung unhonoriertes Bankrotteurpapier würde.

Eine einzige Ziffer ist in diesem ganzen Abschlusse unaufgeklärt: die der Dividendensumme. Der Aktionär der Deutschen Bank erhält keine Teuerungszulage: er bekommt keinen Pfennig mehr als im Vorjahre. Der ganze Mehrgewinn wird in Reserve gestellt — zum

kleineren Teile in offene, zum größeren wohl in stille. Thesaurierende Vorsicht am Beginne einer Krise, deren Umfang und Folgen noch nicht zu übersehen sind und in deren Verlauf mancher Verlust abzubuchen sein wird. Außerdem vielleicht auch eine demonstrative Geste für die Angestellten, von deren ungedämpfter Begehrlichkeit der Geschäftsbericht sehr ausführlich spricht.

Der Kampf um den Steuerabzug.

Am 30. Juni soll zum ersten Male der einkommensteuerliche Zehnt von Gehalt und Löhnen abgezogen werden. An sich ist der Abzug eine durchaus diskutable Einrichtung. Er soll vor allem wenigstens einen Teilbetrag der Steuer rascher, als es bei dem bisher üblichen System möglich war, in die Staatskasse bringen; dies ist legitim und just bei der gegenwärtigen Finanzlage sehr wünschenswert. Er soll weiter das Verlustrisiko des Fiskus, das bei Lohneinkommen nicht klein ist, beseitigen, indem er den Arbeitgeber zum Inkassanten und gleichzeitig zum Bürgen der Steuerforderung macht. Auch darüber läßt sich in normalen Zeiten ohne weiteres reden.

Aber wir haben höchst unnormale Zeiten, Zeiten, in denen niemand die Steuern zahlen will, die ihm in robuster Massigkeit zugemutet werden. Jedes neue Fühlbarwerden von Steuerlasten reizt zum Versuche der Abwälzung. Der Steuerabzug hat nun die unglückliche Eigenschaft, daß er diese Aufreizung nicht, wie der übliche Steuerzettel, jährlich, sondern wöchentlich oder mindestens an jedem Monatsultimo wiederholt. Bis jetzt haben die Arbeiter die ganze Geschichte bloß in der Zeitung gelesen. Ende Juni werden sie zum ersten Male merken, daß sie statt zehn Mark nur neun bekommen. Acht Tage später werden sie sich wieder darüber ärgern. Arbeiter pflegen sich heute nicht still zu ärgern. Das Ende wird vielfach sein, daß der gutgemeinte und grundsätzlich sehr zweckmäßige Steuerabzug die direkte Einkommen- in eine indirekte Produktionssteuer verwandelt.

Bei den Dienstboten müssen mehr als zehn Prozent vom Barlohn abgezogen werden, weil — theoretisch ganz richtig — Wohnung und Verpflegung in das Einkommen eingerechnet werden. Es werden vielleicht dreißig oder vierzig Prozent sein; bei besonders niedrigem Barlohn am Ende noch mehr. Glaubt jemand, daß Rieke, die jetzt so umworben ist, sich das gefallen läßt? Das Ergebnis des Steuerabzugs wird hier also eine Aufwandsteuer für das Halten von Dienstboten sein, — und zwar eine ganz rohe, die auf die Größe und die besonderen Bedürfnisse und Lasten des Haushalts keinerlei Rücksicht nimmt. Auch über eine solche Aufwandsteuer läßt sich schließlich diskutieren. Aber nur, wenn sie offen und ehrlich als Aufwandsteuer veranlagt und erhoben wird.

S.

AUS DEM TAGE-BUCH

DER DICHTER RENNER

Herr Doktor Karl Renner, nach seiner Westorientierung Charles le coureur genannt, hat eine österreichische Volkshymne gedichtet. Der gute Hermann Kienzl hat diesen Alpenreigen in Musik gesetzt und nun muß man fürchten, daß in allen Volks- und Bürgerschulen ausgehungerte Kinder mit der neupatriotischen Gequältheit dieser jämmerlichen Verse gelangweilt werden. Le coureurs Volkshymne ist nicht, wie zu erwarten war, eine Parodie auf Johann Gabriel Seidls „Gott erhalte, Gott beschütze", der dichtende Kanzler hat vielmehr ein anderes Muster als Vorlage benutzt, nämlich Björnsons norwegische National-hymne, die mit dem brausenden Geständnis einsetzt: „Ja, wir lieben dieses Land". Le coureur ist nachgebraust, seine Hymne schließt in allen Strophen mit dem Refrain: „Wir lieben dich, wir schirmen dich", nur mit dem kleinen Unterschied, daß Renner kein Björnson ist.

Der dichterische Dilettantismus Le coureurs wäre einer Betrachtung nicht wert — seine trockene Schullehrerlyrik kann ja nur durch Zwangswirtschaft am Leben erhalten werden —, wenn solche Stümperei nicht kennzeichnend wäre für jene Demokratenbanalität, die sich anmaßt, auch den Funken der Inspiration auf kaltem Wege der Vernünftelei herzustellen. Dichten? „Dös machen ma selba." Nur eine halbe Stunde Zeit zwischen Kabinettssitzung und Audienz beim französischen Befehlshaber. Ah, das is ja net so schwer. Der Herr Kanzler hat ja schon früher gedichtet, Reime und Verschen für ein Parteiwitzblatt. Wenn er nur eine halbe Stunde nicht antelephoniert wird, dann setzt er sich hin und kommandiert die Poesie, besser als Hofmannsthal und Werfel, Felix Braun und Alfons Petzold, bei denen man, wenn der Herr Kanzler sich nicht selbst bemüht hätte, ein österreichisches Lied hätte bestellen können. Aber die feiste Banalität ist immer selbstbewußt gewesen. So kam die neue deutschösterreichische Hymne zustande, und sie ist als Denkmal unbewußten Banausentums immerhin aufhebenswert.

Die erste Strophe ist geographisch:

Deutschösterreich, du herrliches Land, wir lieben dich!
Hoch von der Alm unterm Gletscherdom
Stürzen die Wasser zum Donaustrom,
Tränken im Hochland Hirten und Lämmer,
Treiben am Absturz Mühlen und Hämmer,
Grüßen viel Dörfer, viel Städte und ziehn
Jauchzend zum Ziel, unserm einzigen Wien!
Du herrliches Land, unser Heimatland,
Wir lieben dich, wir schirmen dich.

Ehedem nannte man diese Art didaktischer Dichtung in Wien „Katarrhzeltelverse", jeder Apotheker erzeugte solche Reime für seine Brustbonbons. Renners geographische Strophe ist dem schönen alten Gedicht „Hoch vom Dachstein her" trocken nachempfunden. Trotz allem

jauchzenden Wasser ist eine trockenere Hymne nie gedichtet worden. Hoffentlich singt Le coureur, der Poet, nicht mit, wenn die Hymne bei der ersten Truppenvereidigung einstudiert vorgetragen wird. Wie er Oesterreich, das er liebt, schirmt — das unvolkstümliche, papierne Wort schirmen ist für die Unnaivität dieser Vernunftlyrik charakteristisch —, das hat er bei jedem Kniefall vor Allizé und Clemenceau bewiesen. Er schützt und schirmt Oesterreich mit einem von der Entente leihweise überlassenen, verschlissenen und durchlöcherten Regenschirm.

Die zweite Strophe ist ethnographisch:

Deutschösterreich, du tüchtiges Volk, wir lieben dich!
Hart ist dein Boden und karg dein Brot,
Stark doch macht dich und klug die Not.
Seelen, die gleich (!) wie Berge beständig,
Sinne, die gleich (!) wie Wasser lebendig,
Herzen, so sonnig mitteilsamer Gunst,
Schaffen sich selber ihr Glück, ihre Kunst.
Du tüchtiges Volk, unser Muttervolk,
Wir lieben dich, wir schirmen dich.

Du tüchtiger Dichter mit einer Seele, die gleich wie Berge beständig, mit Sinnen, die gleich wie Wasser — Renners Hymne ist in jeder Strophe wässerig — lebendig, ja, dein Brot als Kanzler und Poet ist hart, deine Dichtung beinahe so hart und bröselig wie das Maisbrot, das du den Oesterreichern in sonnig mitteilsamer Gunst erwirkt hast, und ebenso ungenießbar. Du schaffst dir selber deine Kunst, du trockener Dilettant, aber die armen Schulkinder werden nachsitzen müssen. wenn sie das fade Zeug auswendig lernen müssen.

Die dritte Strophe ist politisch-historisch:

Deutschösterreich, du treusinnig Volk, wir lieben dich!
Dienende Treu' schuf dir Not und Reu
Sei nun in Freiheit dir selber treu!
Gibt es ein Schlachtfeld rings in den Reichen,
Wo deiner Söhne Knochen nicht bleichen?
Endlich brachst du die Ketten entzwei.
Diene dir selber, sei dein, sei frei!
Du treusinnig Volk, du Duldervolk,
Wir lieben dich, wir schirmen dich!

Du treusinnig Volk, dem die dienende Treu allerdings Reue schuf, wie das nun einmal bei den wahrhaft treuen Naturen üblich ist, ja, du brachst die Ketten entzwei, um so frei zu sein, wie es die Commission des réparations gestattet. Diene dir selber, ruft dir dieser Schwärmer zu, der selber freilich der Idee der Westorientierung mit angeborener Treusinnigkeit dient. Sei frei, ruft der verzückte Le coureur, und suche für diesen Zustand von Freiheit die Erlaubnis der Alliierten auf Schleichwegen treusinnig zu ergattern.

Die letzte Strophe schimmert militaristisch, ist wahrscheinlich nicht für den Volksschulgebrauch, sondern nur gelegentlich bei Veranstaltungen der Wehrmacht zu benutzen:

Deutschösterreich, du Bergländerbund, wir lieben dich!
Frei durch die Tat und vereint durch Wahl,
Eins durch Geschick und durch Blut zumal! (wirklich: zumal!)
Einig auf ewig, Ostalpenlande!
Treu unserm Volksbund, treu dem Verbande!
Friede dem Freund, doch dem Feinde, der droht,
Wehrhaften Trotz in Kampf und Not!
Du Bergländerbund, unser Ostalpenbund,
Wir lieben dich, wir schirmen dich.

Die Landkartenpoesie dieser Strophe erschüttert durch ihre innere Wahrhaftigkeit. Zwar sind Niederösterreich, Tirol, Salzburg, Kärnten so „vereint durch Wahl", daß ein Wiener, der im Sommer für vierzehn Tage nach Tirol oder Oberösterreich, also mitten in den Bergländerbund will, keine Einreiseerlaubnis erhält, selbst wenn er sein eigenes Häusel in den Bergen oder an einem Alpensee besitzt. Am putzigsten aber wird der Dichter, wenn er dem Feinde, der droht, dräuend wird und wahrhaften Trotz in Kampf und Not — ursprünglich hieß es wohl Tod, das unangenehme Wort wurde wohl aus pazifistischen Rücksichten umgedichtet — ankündigt. Die madjarischen Offiziere, die das durch den Vertrag von St. Germain Oesterreich zugesprochene Deutsch-Westungarn nicht aus den Klauen lassen, werden erzittern, wenn sie auf diesem poetischen Umweg Renners wahrhaften Trotz kennen lernen. Aber warum dieses undichterische, abstrakte Wort: wahrhaft? Alle Attribute sind diesem Dichter-Kanzler gestattet. Nur dieses eine sollte er aus seinem Wortschatz streichen. g.

DIE LÄSTIGEN

Aus München sind Deutschösterreicher in Scharen, und ganz grundlos ausgewiesen worden, z. B. eine alte Frau, die seit 42 Jahren ihr harmloses Geschäft in München betreibt. Von einem Betroffenen, einem der begabtesten Dichter der jüngeren Generation erhalte ich diese Glosse.

Oder darf man es ruhig sagen: die Ueberlästigen, kaum Ausrottbaren, die Wanzen? Die Oestlichen, Sprößlinge verseuchter Gelände, Träger gefährlicher Gedanken?

In einer Meistererzählung Franz Kafkas verwandelt sich über Nacht ein Geschäftsreisender in eine Wanze, eine Ueberwanze, ein Insekt von riesenhaftem Ausmaß, das aber doch noch im seelenhaften Gefühl der herzlichsten Neigung zu der Familie als Ungeziefer verfolgt wird und vertilgt wird. Wie rührend, das Mammut-Insekt immer menschlicher vibrieren zu sehen im Laufe seiner Verfolgung, während die Menschen, Vater, Schwester und Mutter immer mehr in wanzenhafte Klebrigkeit sich hüllen.

Der Boden ist aller, sagt der Bauer, fühlt der Mensch. Anders dachte der Wachtmeister, als er dem Flüchtling (und wer ist nicht Flüchtling in den Jahren der Apokalypse 1914—19 . . .) morgens den Ausweisungsbefehl überbrachte. Sein sorgenvoll bärtiges Gesicht war das der Hausfrau, die beglückt ist, in Bettfugen, in Rissen fettiger Tapete, in Winkeln beim Herde „etwas" gefunden zu haben und mit der brennenden Kerze sich nähert, um „es auszuzünden": der Flüchtling lag, kalten Schweißes voll, in einem Winkel des Bettes und fühlte sich angesengt, überwältigt, vernichtet. Der Ausweisungsbefehl war kurz

und ernst, der Flüchtling wurde angewiesen, die Stadt und das Land zu verlassen, in drei Tagen aus der Sichtweite der ehrlichen Eingebürgerten zu verschwinden. Seine Habe durfte er mitnehmen, fortschleppen, der Befehl hüllte sich in Recht und Billigkeit, drohend sagte er nur zum Schluß: widrigenfalls werde der Flüchtling dem Gefängnis bis zu sechs Monaten und der zwangsweisen Entfernung nicht entgehen.

Der Flüchtling hat die Stadt, das Land geliebt, er kennt es seit 15 Jahren, nun lebt er hier sein Leben, hat sich hierher in eine Art Ruhe, Frieden geflüchtet, der Ausweisungsbefehl fragt nicht danach; er hat Freunde, der Ausweisungsbefehl warnt sie dringend, sich für den Flüchtling zu verwenden; die Lage des Flüchtlings ist so ernst, die Gründe für seinen Aufenthalt so klar, sein Gewissen so rein, daß die Behörde ein Einsehen haben muß, haben müßte, denn sie denkt nicht daran, irgend etwas einzusehen: „Gesuchen um Zurücknahme kommt keine rückwirkende Kraft zu." Dies alles läßt sich verstehen, das Unverständliche aber ist, daß der Flüchtling sich in diesem Augenblick und bis zur Abreise als Wanze fühlt. Er ist entdeckt, gesichtet, ausgeräuchert. Da er nicht glatt zu vernichten ist, wird er weiterleben, an anderem Ort, zu anderer Stelle neuerdings entdeckt, gesichtet, ausgeräuchert werden. Er sehnt sich, unter seinesgleichen zu leben, umfriedet zu werden vom Himmel seiner wahren Heimat. Dies aber ist das ewig Unerreichbare. Kann es da ein Trost sein zu wissen, daß auch der Wachtmeister bebarteten Gesichts, der Assessor mitten im Fundament seines guten Gewissens, ja selbst das Gesetz, das in seinem logischen Recht von menschlichem Unrecht strotzt, daß alle diese nur lästige Ausländer auf dieser lange währenden Erde sind, und daß meine Unsicherheit und wankend flüchtige Flucht sicherer sind als ihr hohl gemauerter Bau? E. W.

TITEL

Der Deutsche macht sich gern über die deutsche Titelsucht lustig, die in der Tat besonders auffällig ist, weil man in Deutschland jedermanns Titel in der Anrede, die man ihm gegenüber gebraucht, zu nennen pflegt. Aber das Titelwesen ist durchaus nicht bloß deutsch. Es ist ebenso italienisch, nur ist es in Italien durch Uebertreibung unschädlich gemacht worden; denn dort ist ein jeder eccellenze, so wie in Wien jeder „Herr von" heißt. Das titelwütigste Volk aber sind die Engländer. Nur gebrauchen sie ihre Titel nicht in der Anrede, sondern auf der Visitenkarte. Für den Nichtengländer ist eine englische Visitenkarte mit den vielen Buchstaben, die Abkürzungen von Titeln sind, ebenso imponierend wie geheimnisvoll. Wenn ein junger Engländer aus gutem Hause gar nichts ist, steht wenigstens B. A. auf seiner Visitenkarte. Wer weiß, daß das baccalaureus artium heißt und nicht mehr bedeutet, als daß der junge Mann sein Abiturientenexamen abgelegt hat? Niemand aber versäume, wenn er mit Engländern zu tun hat, sich alle Titel beizulegen — auch solche, die in Deutschland sonst nicht als Titel betrachtet werden —, auf die er irgend Anspruch haben könnte. Und wenn er kein Titel weiß, dann helfe er sich mit Buchstaben, gleichviel was sie bedeuten; dem Engländer werden sie ebenso tiefen Eindruck machen, wie uns die eng-

lischen Buchstaben. Ich hatte kürzlich bei einem Engländer in wichtiger Stellung etwas durchzusetzen. Da fiel mir im Augenblick, als ich mich bei ihm anmelden lassen wollte und meine nackte Visitenkarte aus der Tasche zog, zum Glück noch ein, daß der Mann mich auf diese Karte hin sicherlich nicht so wichtig nehmen werde, wie ich wünschen mußte. Und so setzte ich, rasch gefaßt, unter meinen Namen die Buchstaben: K d W, S P D . . . Ich wurde mit besonderer Auszeichnung empfangen und mein Gesuch ward unverzüglich erledigt.

VOLKSGEBRÄUCHE

Hans Reimann, einer der wenigen gutgelaunten Leute in Deutschland, meistens noch ohne Humorroutine, schreibt in seinem lustigen „Drachen": „Es ist ein purer Zufall, daß es Sitte ist, gemeinsam zu speisen und allein auf den Lokus zu gehen. Ich könnte mir vorstellen, daß man seine Nahrung hastig-versteckt an eigens dazu eingerichteten Orten einnähme und dabei die Tür hinter sich zuriegelte. Ich könnte mir ebenso vorstellen . . . na . . . aber ich bitt' Sie".

Lieber Hans Reimann, Ihre letzte Vorstellung ist längst Wirklichkeit. Der alte Björnson pflegte mit bäuerlichem Behagen zu erzählen, daß hoch oben in Norwegen die für die Verdauungserledigung so nötigen Sitzgelegenheiten weitab vom eigentlichen Bauernhof gelegen waren, weshalb man eine solche weite Wanderung, besonders an kalten Winterabenden, nie alleine tat. Man pflegte immer zu vieren oder fünfen aufzubrechen, es war vorgesorgt, daß die Leute in aller Gemütlichkeit nebeneinander Platz nehmen konnten und dann verging in anregendem Geplauder die Zeit.

Nur die keusche Vorstellung des Essers, der sich vor der Welt verschließt, ist Ausgeburt Ihrer reinen Phantasie. g

ENTSCHLIESST EUCH!

Natürlich sind eure kurzen Röckchen sehr nett, eure seidenen Strümpfe, die glänzenden Schühchen mit den hohen Absätzen, die bloßen Arme, der freie Hals, der Elfenbeinnacken. Daß ihr keinen Unterrock mehr tragt, daß man eure Beine sieht bis zum Knie, wenn ihr euch setzt, flaschenartige Beinchen mit zierlichen Hälsen, all das ist sehr nett und reizvoll.

Ich verkenne das durchaus nicht und ihr werdet das an meinen Blicken merken. Aber, gnädige Frau, la sind Widersprüche . . .

Ihr wollt ernst genommen werden, ihr wollt Kameraden sein, ihr wollt volle, gleiche Rechte haben, M e n s c h e n sein, nicht Weibchen, Dirnchen . . .

Gnädige Frau, ihr tragt diese Kostüme, Strümpfe, Schuhe usw. auf der Straße, im Salon, in der Oeffentlichkeit und überall wollt ihr damit wirken. Worauf? Auf unsere Weltanschauung? Kaum. Auf unsere Sinne? Eher.

Das sind Widersprüche.

Gewiß, gnädige Frau, darf das Triebleben nicht unterschätzt werden. Und eure Reize sind unentbehrlich. Auch im Büro, im wissenschaftlichen Institut, in der Werkstätte.

Dennoch müßt ihr euch entscheiden, müßt wählen, was ihr sein wollt: Weibchen oder Mensch? Reizendes Dirnchen oder Kamerad?

Martin Feuchtwanger.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

THOMAS WEHRLIN

RUF AN EBERT

Das Vereinswesen ist die Festung der Mittelmäßigkeit. Von dem Vereinswesen geht der Verdammungsklatsch gegen das Talent aus. Es festigt im Vaterland die dem Aufkeimen so verderblichen Koterien, so daß man statt der deutschen Nation manchmal nur eine geeinte Vereinigung geeinigter Vereine sieht.

Aus dem Nachlaß von Anselm Feuerbach.

In diesen zwei Wochen bitterster Verlegenheit ist der Präsident der deutschen Republik, nach übereinstimmenden Meldungen, von melancholischen Anwandlungen heimgesucht worden. In der allgemeinen Flucht der Verantwortlichkeiten wurde es auch ihm bange auf seinem vergoldeten Stuhl und er wollte heim, zu Muttern, will sagen: zur sozialdemokratischen Parteileitung. Die Situation hätte noch diese letzte Steigerung erfahren sollen. Dann erst, wenn kein Mann mehr auf dem Staatsschiff geblieben wäre, hätte das Bild einprägsame Kraft für das Volk der Unpolitiker bekommen. Schade, daß der tröstende Zuspruch der „Deutschen Tageszeitung" den melancholischen Ebert umgestimmt hat.

Demokratie, das heißt: geteilte Verantwortung. Geteilte Verantwortlichkeit freilich, das heißt gemeinhin: Verringertes Verantwortlichkeitsgefühl. Aber die Verantwortungslosigkeit, die sich in den letzten Wahlen offenbarte, war selbst einer Demokratie, die noch in den Windeln liegt, nicht gestattet. Jede Partei strebte nach dem Siege und keine dachte nur einen Tag über die Wahl hinaus. Die Wahlen, anderswo selbstverständlich ein politicum erster Ordnung, wurden durch das Geschrei und die Erregtheit der nichts-als-agitatorischen Führer wieder einmal zu einem allgemeinen deutschen Weltanschauungsturnier. Das Grundübel des Deutschen, sich so gründlich in den Kampf zu verbocken, daß das Kampf*ziel* in Vergessenheit gerät, offenbarte sich wieder herrlich. Man badete sich rein in arisch-christlicher Weltanschauung, man wusch sich im reinen Sozialismus alle Flecken des Opportunismus vom Leibe, man wies mit Professorenschärfe die Impotenz sozialistischer Zwangswirtschaft nach. In jeder Partei führten die wilden Sonntagsprediger das große Wort, die eigentlichen Politiker hatten zu schweigen. Es galt ein Deutschland zusammenzufassen, das nach Spa ging, um in aller Friedfertigkeit die erste Hand an den Vertrag von Versailles zu legen. Es galt dem wilhelminischen Zeitalter ein republikanisches, dem kommandierten Deutschtum ein selbstbeherrschtes folgen zu lassen. Und was geschah? Keine Partei dachte auch nur eine Stunde

über den Wahltag hinaus. Die Unabhängigen waren nur davon besessen, den Mehrheitssozialisten ein Messer in den Bauch zu rennen, die Deutsche Volkspartei brannte nur darauf, die Demokratische Partei abzudrosseln, die Mehrheitssozialisten, von rechts und links bedroht, im Grunde arbeits- und regierungswütig, verleugneten ihr Heut und Gestern, zogen das revolutionäre Habit aus der Garderobe und schmuggelten sich verkleidet durch die Wahlen. Die Deutschnationalen weinten um den Kaiser und die Vergangenheit, die doch nicht wieder aufzupulvern sind.

Nun wußten die Sieger mit ihrem Sieg, die Unterlegenen mit ihrer Niederlage nichts anzufangen Die Unabhängigen setzten mit revolutionärer Unerbittlichkeit die Politik der Impotenz fort. Sie stellten sich in die Ecke und sahen, wie's im alten Wörterbuch der revolutionären Phraseologie heißt, mit verschränkten Armen der Entwicklung zu. Verantwortlich, das sind, Marx sei Dank, die anderen. Die Mehrheitssozialisten zögerten. Schließlich schlichen sie, durch ihre Verluste kleinmütig gemacht, von den Ententesozialisten eingeschüchtert, in dieselbe Ecke der Impotenz und verschränkten gleichfalls die Arme, der Verantwortlichkeit halbwegs entronnen. Neidvoll sahen die Demokraten ihrem Abmarsch zu. Eine liberale Presse, die durch die Ueberempfindlichkeit jüdischer Redakteure verleitet wird, den im Augenblick höchst nebensächlichen Judenpunkt zu überschätzen, lockte gleichfalls in die Flucht vor der Verantwortung. Auch Herrn Dr. Heim, dem klügsten Mann in Bayern, lag der demagogische Wahlkampf noch in allen Gliedern, er ängstet sich davor, sich zu verbrauchen, sorgt sich um das hoffentlich wachsende Sündenregister des benachbarten Zentrums und strebt deshalb gleichfalls nach der Ecke der Nichtverantwortlichen. Die Deutsche Volkspartei, Erbe des alten, wie es scheint, kaum entbehrlichen Nationalliberalismus, hätte den Wahlkampf führen müssen, wie es einer regierungsfähigen Partei geziemt, mit Brücken nach rechts, mit Brücken nach links. Aber auch sie hatten die Wahl nicht als politicum, sondern als agitatorischen Exzeß betrieben. Nun standen sie zwar als Sieger, aber ziemlich bündnisunfähig da.

Was war mit diesen Flüchtlingen vor jeder Verantwortung anzufangen? Dieser Reichstag der Unverantwortlichen war nach Hause zu schicken. Noch einmal wählen, wenn's sein mußte: noch zweimal wählen. Den Deutschen war mit pädagogischer Unerbittlichkeit beizubringen, daß der Wahlakt kein Abiturium für Weltanschauungsfragen, sondern eine eminent politische Handlung ist, zur Lösung und Klärung bestimmter politischer Situationen. Der nächste Wahlkampf, diesen zwei Wochen furchtbarer Verlegenheit folgend, hätte weder von den Unabhängigen, noch von der Deutschen Volkspartei im Stil

des ersten geführt werden können. In allen Parteien wären die verantwortlichkeitswilligen Elemente gestärkt, die demagogischen Prediger geschwächt gewesen. Dem Deutschen muß, theoriengläubig, ideenverwandt, wie er ist, Wirklichkeit immer erst unter die Nase gehalten werden. Nun wohl, wenn je, war er nach dieser unfruchtbaren Wahl noch einmal, noch zweimal zu befragen, ob er ein unter Zähneknirschen geeintes oder ein bequem sich zersplitterndes, nicht zusammengefaßtes Deutschland will.

Kein Zweifel, ein Bismarck hätte den Deutschen diese Frage nicht geschenkt. Ich glaube, selbst ein Bülow oder Bethmann hätten den vierhundert Reichstagsmännern, die ja auch die vierhundert Agitationsleiter sind, diese Gelegenheit zur politischen Läuterung nicht erspart.

Aber Ebert? Er ist Fleisch vom Fleisch der Parlamentler. Die sind heilfroh, der Qual der Wahl entronnen zu sein, und glauben, man müsse nur Zeit gewinnen. Drei Wochen nach dem schmutzigsten Wahlbegeifern dürfe sich der Schimpfer mit dem Beschimpften zu gedeihlichem Tun vereinigen. Der glücklich der Urne Entsprungene weist den Gedanken an Neuwahlen weit von sich, und Ebert, leider, ist, bewußt und unbewußt, so heimisch in der inneren Welt der Abgeordneten, daß er wie die Erkorenen den reinigenden Gedanken der Neuwahlen nicht einmal erwogen hat. Es hätte schon das ausgesprochene Wort korrigierende Kraft besessen. Aber hat Ebert Distanz genug zum Reichstag, Distanz genug zu den Parteien, zu seiner Partei, die nicht mehr sehr wahlfreudig ist? Eben diese verringerte Wahllust der Parteien könnte die Wahlfreudigkeit der einzelnen steigern. Was tut's, daß die Parteikassen leer, die Parteihengste übermüdet und heiser, die politischen Klischees im Augenblick verbraucht sind? Es sind Wahlen ohne Papiersintflut, Wahlen ohne die alten Redensarten der Parteibeamten, Wahlen ohne grelle Weltanschauungsexzesse denk- und wünschbar. Und wenn die Stumpfesten diesen Wahlen fern blieben? Die geringere Beteiligung könnte die stärkere sein.

Die Deutschen werden nicht von heut auf morgen aus einem monarchisch kommandierten ein demokratisch diszipliniertes Volk werden. Jede Wahl ist eine Prüfung seiner politischen Reife. Besteht es die erste Prüfung nicht, warum zögern, den Stoff nachzuholen und die Prüfung zu wiederholen. Einmal, sei's sogar zweimal. Bitter, es auszusprechen: Ein Monarch, den Parteien entrückt, wäre zu dieser politisch-pädagogischen Methode vielleicht zu haben gewesen.

Ebert hat bisher nur die passiven Tugenden des Präsidenten erwiesen. Er hat sein Amt in Anstand getragen. Nun endlich hätte ihn sein Amt tragen sollen!

Wißt ihr, worum es sich in unseren indischen Geschäften handelt? Darum, daß es leidlich gehe! Ihr aber glaubt oder stellt euch, als glaubtet ihr, und erwartet und fordert und versprecht, daß es herrlich gehen solle. An diesem kleinen Irrtum werdet ihr zu Narren und zu Schurken.

Es gibt Augenblicke, wo euch in euerem kleinen Irrtum bange wird; das sind, ihr wißt es nur nicht, gesegnete Augenblicke, denn in ihnen wird von der Ewigen Langmut euch eure Schuld prolongiert, — und jetzt eben erlebt ihr einen solchen. Zwei so ehrliche Wochen wie die nach der Wahl hat Deutschland seit langem nicht gehabt. Ihre Verlegenheit war ihre Wahrheit, war eure Wahrheit; sie hat euch etwas gelehrt, was zu wissen eure Mittelmäßigkeit unschuldig machen könnte. Zwei Wochen hindurch habt ihr davor gezittert, die Macht an euch zu reißen, hat keiner von euch gewagt, sich zu berühmen: „ich bin das Heil, ich bin Gott!"; zwei Wochen lang seid ihr arme Hunde gewesen, wie jeder anständige Mensch. Vergeßt nicht, wie Kinder, von heut auf morgen diese heilsame Verlegenheit, verleugnet sie nicht, verleumdet sie nicht!

ROMAIN ROLLAND — FÜR MOSKAU

Romain Rolland, durchaus nicht nur der sanfte, bloß gütige Menschenfreund, als den ihn deutsche Liberale gern erscheinen lassen, hat den folgenden Brief vom 30. April d. J. an einen Mitarbeiter des linkssozialistischen „Politiken" in Stockholm gerichtet. Er wurde durch eine Anfrage über ein fälschendes Interview in der Zeitung „Aftontidningen" hervorgerufen.

. . . Ich wünschte, das geistige und das Arbeitermilieu in Skansen kennen zu lernen. Ich hoffe, einmal dazu imstande zu sein. Aber in diesem Jahre sehe ich keine Möglichkeit nach Schweden zu kommen. Meine im Winter ziemlich erschütterte Gesundheit erlaubt mir's nicht. Wenn ich wieder ganz hergestellt bin, ist es mein Wunsch, euer Land zu besuchen.

Wir treffen uns dann.

Nun komme ich zu d e m Gespräch, das in einer schwedischen Zeitung wiedergegeben wurde. Natürlich habe ich es nicht gelesen. Der Ausschnitt, der mir zugesandt wurde, scheint mir meine Gedanken äußerst unvollständig und unrichtig wiederzugeben.

Ich bewundere die mächtige organisatorische und neuschaffende Energie in den Räten Rußlands, die geschart stehen um einige geniale Männer.

In dieser Woche noch schrieb ich in einer französisch-syndikalistischen Zeitung: „Das Hirn der Welt der Arbeit hat seinen Sitz in Moskau." Ich fügte hinzu, daß, meiner Meinung nach, allein eine bolschewistische Revolution überhaupt Aussicht auf Gelingen habe. Sowohl aus ökonomischen als auch moralischen Ursachen. Ich will hier deren nur eine einzige andeuten. Unabhängig von allen ‚marxistischen' Argumenten, die zum Fortschreiten der Revolution führen, gibt es in Rußland eine moralische Ursache, die die reinen Marxisten vielleicht wenig beachten, der ich aber einen unermeßlichen Wert beimesse — nämlich den sozusagen religiösen Charakter — den mystischen Enthusiasmus, der einen Teil der russischen Arbeiterklasse durchglüht.

Diese Männer haben Glauben. (Rollands eigene Unterstreichung.)

Wenn sie nicht dachten, daß ihre Aufopferung der ganzen Welt hülfe und diente, würden sie sich nicht seit zwei Jahren mit dieser erhöhten Selbstverleugnung opfern. Dieses mystisch-revolutionäre Gefühl, dieser Glaube hat bisher nur allzusehr den westeuropäischen Völkern gefehlt und insbesondere dem französischen Volke, dessen Enthusiasmus seit 150 Jahren in allzu vielen fehlgeschlagenen oder verzettelten Revolutionen aufgebrannt ist. Allzuoft wird die revolutionäre Agitation beschränkt auf eine korporative Bewegung für Lohnerhöhungen; nichts Großes noch Beständiges kann durchgeführt werden ohne einen starken Hauch der Liebe für das gemeine Wohl — ohne Leidenschaft, sich zu opfern für die Zukunft der Menschheit.

Aber es ist durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Völker sich wandeln und sich erheben werden unter der Einwirkung der mannigfaltigen Herausforderungen und der Prüfungen, die die Arbeiterbevölkerung sich jetzt von seiten der triumphierenden Reaktion gefallen lassen muß.

(Uebersetzt von J. M.)

MADJARISCHER STOSZSEUFZER

Mein Land, du edles Wild, vom Feind erlegt,
Wie harte Pein erduld' ich für dich jetzt.
Die grösste Qual, die Menschenseele hegt:
Der Anblick, den du bietest so zerfetzt!
Und dass dein Siechen, Sterben und Verderben
Noch Leben gibt den Würmern, deinen Erben!

Ludwig Palágyi (Budapest)

HANS GRAGÜN

26 VORGESETZTE, 10 MANNSCHAFTEN

Die neue Heereskammer.

Ahnungsvoll heißt es in einer amtlichen Auslassung des Reichswehrministeriums, die Zusammensetzung der neuen Heereskammer (die Marinekammer ist nach den gleichen Grundsätzen aufgebaut) werde einer eingehenden Kritik in der Oeffentlichkeit unterzogen werden, und wir bestätigen der Heeresleitung gern den seltenen Fall, daß ihre Erwartungen auch einmal wirklich eintreffen. Kritiklos, wie seltsamerweise P. Stotten in der „Vossischen Zeitung", können wir dieser Neueinrichtung nicht gegenüberstehen, wobei denn allerdings die Zusammensetzung dieser „ständischen Vertretung" der zuerst ins Auge fallende Punkt ist.

Der Hauptausschuß nämlich, der alle wichtigen Fragen, z. B. auch die Beratung der Gesetzvorlagen erledigen wird, setzt sich aus 14 Offizieren (zum Teil bestimmungsgemäß Generälen), 1 Sanitätsoffizier, 1 Veterinäroffizier, 1 Feuerwerks- oder Zeugoffizier, ferner 7 Unteroffizieren, einem oberen und einem unteren Beamten, insgesamt also 26 Vorgesetzten und dann aus 10 Mannschaften zusammen. Das Verhältnis nach der Kopfstärke von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften müßte sein 1 : 5 : 19. Was weiß die Begründung dazu zu sagen? Bei einer Zugrundelegung dieses Zahlenverhältnisses und Berücksichtigung der Siebenzahl der Wehrkreise wäre man zu einem Parlament von 175 Mann gekommen, das zu teuer und nicht arbeitsfähig gewesen wäre. Also habe man den anderen Weg der Berücksichtigung der „Diensterfahrung" beschritten. Infolgedessen darf jeder Wehrkreis etwa zwei Offiziere stellen, einen Unteroffizier und vier Wehrkreise je einen, drei je zwei Mann. Nun enthält doch aber jeder Wehrkreis die verschiedensten Truppengattungen. Die wechseln, da nicht jede jedesmal vertreten sein kann, untereinander ab, so daß die Infanterie eines Wehrkreises immer Leute in der Kammer hat, seine Sondertruppen aber unter Umständen von Vertretern anderer Wehrkreise mitvertreten werden. Warum wurde dieser Modus nicht auch bei den Offizieren angewendet, wenn man die Vertretung möglichst klein halten wollte?

Der Entwurf erlaubt sich aber sogar von einer paritätischen Zusammensetzung zu sprechen, indem er rechnet 17 Offiziere, 17 Unteroffiziere und Mannschaften. Wir sind gespannt, was die Mannschaften dazu sagen werden, oder vielmehr wir sind nicht gespannt darauf, sondern es ist uns schon jetzt klar, daß bei solcher Zusammensetzung dieser Kammer gerade das Wichtigste, nämlich das

Vertrauen des Heeres zu dieser Vertretung ausbleiben muß. Wenn überhaupt von einer nicht zahlenmäßigen Zusammensetzung, sondern von einer paritätischen die Rede sein soll, und den besonderen Umständen entsprechend wäre eine solche Zusammensetzung auch am Platze, dann müßte eben Gleichheit zwischen den Stimmen derer, die befehlen, und derer, die gehorchen, sein.

Die hübschesten Scherzchen sind aber im Wahlrecht enthalten. Daß die militärische Stelle es für notwendig hält, sich ausdrücklich zu entschuldigen, weil es eine geheime, gleiche Wahl ist, und dies mit der Geste tut, daß um solche lästigen Zeiterscheinungen nun einmal nicht herumzukommen sei, nimmt uns von dieser Stelle eben nicht wunder. Aber wundern sollte es uns, wenn sich die Soldaten die Entrechtung der übrigen Wahlbestimmungen gefallen lassen. Wahlberechtigt ist nur, wer der Wehrmacht drei Jahre angehört! Das heißt also, daß gerade die jungen Jahrgänge rechtlos sind. Man will offenbar dem alten Feldsoldaten, der dabei geblieben ist und dessen man sicherer zu sein glaubt, das Prestige sichern. Außerdem werden die Offiziere direkt in die Kammer, die Unteroffiziere und Mannschaften aber von den Vertrauensleuten der Truppenteile gewählt. Ganz abgesehen davon, daß dadurch bei den Mannschaftsvertretern eine gewisse Entfernung von der Wählerschaft als aristokratisierendes Prinzip eintritt, bei der Wahl dieser Vertrauensleute wählen die Offiziere mit! Das bedeutet also, daß die Offiziere bei sämtlichen Kammermitgliedern mitwählen, die Unteroffiziere und Mannschaften aber nur bei einer nun überdies noch weit geringeren Zahl!

Der Geist der ganzen Verordnung ist damit sonnenklar. Die Polemik der Begründung, daß jetzt an der Spitze des Heeres keiner mehr von Gottes Gnaden, sondern ein ganz gewöhnlicher Politiker steht, was angeblich das Mißtrauen des Heeres gegen seine Führung veranlaßt haben soll, war nicht mehr nötig, um die reaktionären Vorstellungen ihrer Autoren zu entlarven. Wie aber war es möglich, daß Herr Dr. Geßler, ein Demokrat, solche Verordnung mit seinem Namen deckt. Wenn die Begründung sich darüber beklagt, daß von der Truppe dem Reichswehrministerium „erhebliches Mißtrauen" entgegengebracht wird, so kann man darauf nur antworten, daß dieses Mißtrauen leider in ganz erheblichem Maße berechtigt ist. In dieser Heereskammer wird das Heer nichts als ein Instrument in den Händen der Offiziere sehen können, und auch wir vermögen keinen anderen Anblick von der Sache zu gewinnen. Darin liegt ein weiter Schritt in der von uns schon oft behandelten Entwicklung der Reichswehr zu einem Werkzeug der Reaktion, der blutige Folgen haben wird.

Ich veröffentliche diese Erinnerungen an die Kaiserin Friedrich nicht nur deshalb gern, weil sie von der ihr nahe gewesenen Marie von Bunsen herrühren, sondern weil die Geschichte einer abgeschlossenen historischen Periode in dieser freimütigen Darstellung manche Korrektur erfährt. Das Bild, das Bismarck und die Bismarckianer von der Kaiserin Friedrich malten war in etwas derben Konturen gehalten.

Als tragische Gestalt wird die Kaiserin Friedrich der Geschichte verbleiben. Unsägliches Leid ist ihr geworden, und doch hatte das Schicksal sie wie wenige Sterbliche mit Glück und Glanz überschüttet. Als erstes Kind der Queen war sie in der Wiege Prinzeß Royal, und sie ist Kaiserin geworden; sie besaß eine kraftstrotzende Gesundheit, freudeempfängliche Lebensfülle, wohlwollende Menschlichkeit, sie war überaus anziehend, sie war ungewöhnlich befähigt und begabt. Die Geschichte wird die tragische Spannung zwischen dieser Verheißung und dieser Erfüllung beleuchten; wird es ihr gelingen, die sich anhäufenden, die schier unübersehbaren Gegensätze dieser anscheinend festen, klaren Frau zu durchdringen?

Den Schlüssel zu mancher dieser Widersprüche gaben mir Jugenderinnerungen, auf die sie einmal kam. Sie schilderte, wie deutlich sie meinen Großvater (den preußischen Gesandten) noch vor sich sehe; im eifrigsten Gespräch stände dieser ihrem Vater, dem Prinz-Gemahl, gegenüber, Fragen der großen Politik wurden erörtert. Als man ihn anmeldete, sollte sie natürlich das Zimmer verlassen, hatte sich jedoch versteckt, kroch unter den mit einer Decke verhüllten Tisch und hockte dort beglückt. „Denn es war mir brennend interessant, Ihrem Großvater zuzuhören". Ich wußte, daß sie als Vierzehnjährige die politischen Briefe ihres Vaters abgeschrieben und mit ihm durchgesprochen hatte, so meinte ich: „Dann haben Eure Majestät gewiß niemals mit Puppen gespielt?" „Aber im Gegenteil, ich war ja die leidenschaftlichste Puppenmutter. Jede einzelne Puppe war mir ein lebendes Geschöpf, jede spielte eine Rolle in meinem Leben. Wenn es in Windsor an Winternächten um die Fenster heulte, erinnerte ich mich plötzlich, daß eine Vielgeliebte am Ende nicht ordentlich zugedeckt sei. Dann verließ ich fröstelnd mein warmes Bettchen, um nach dem Rechten zu sehen. Ja, ich kann es nicht leugnen, es war sehr kindisch, aber ich nahm zwei der ganz besonderen Lieblinge mit nach Berlin, ich konnte mich einfach nicht von ihnen trennen. Oft habe ich im Verstohlenen mit ihnen gespielt — bis meine ältesten Kinder sie bekamen." So zeigte sich bereits in der ersten Jugend die angeborene Vorliebe für männlich-strenge geistige Tätigkeit, im Verein mit den urweiblichsten Instinkten.

Vor den Wissenschaften hatte sie Achtung, gern verkehrte sie mit Geistesarbeitern, hatte Verständnis für deren Ziele, sie war nicht methaphysisch veranlagt, hatte jedoch einen klaren Verstand, eine bemerkenswert rasche Auffassung, ein beneidenswert haftendes, ihr willfährig zu Gebote stehendes Gedächtnis. Ein guter, freilich nie in die Tiefe reichender männlicher Intellekt war ihr zuteil geworden. Und dabei eine triebhafte Weibnatur. Niemals sah ich eine Frau mit solcher Inbrunst, mit solchem sinnlichen Entzücken kleine Kinder küssen. Jedes Kind war ihr eine Wonne; primitiv stark, aber auch etwas altmodisch und sentimental empfand sie das Band zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern und Verwandten. Ohne den Rückhalt strenge innegehaltener und hochgehaltener Sittengesetze hätte ihr überquellendes lebensvolles Temperament, ihr heißes Blut leicht die Herrschaft über sie gewinnen können.

Sich mit Politik zu beschäftigen, erschien ihr selbstverständlich, sie hatte sich darin gewissenhaft vorgebildet, war in der Geschichte, in der Nationalökonomie gut beschlagen. „Politik," so sagte sie mir einmal, „ist Sache der Allgemeinheit, also darf ich nicht nur, ich muß mich daran beteiligen. In England wird das allgemein anerkannt, was hat man es mir in Berlin verdacht! Jeder Flügeladjutant und Hofmarschall wiederholt mir: Eine Frau soll sich nicht um Politik bekümmern. Aber niemals haben diese logischen Herren ihren Damen verargt, sich für Stöcker oder für Agrarinteressen zu ereifern. Nein, das war ganz was anderes, das war das Zeichen einer anständigen, patriotischen Gesinnung." Infolge ihrer Anteilnahme an der Politik hat man sie dem Schema einer politischen Frau eingereiht. Ich wage die Behauptung, daß sie im Grunde in der Politik ausgesprochen unbefähigt war. Frühzeitig hatten sich ihre politischen Ansichten festgesetzt, maßgebend blieb ihr zeitlebens der etwas doktrinäre Liberalismus, den sie in der Jugend von ihrem Vater, von Stockmar übernahm, der auf die Lehren des „geliebten Onkel Leopold" (von Belgien) zurückgingen.

Prinzipienstarrheit wäre bei der männlichen Geistesart vielleicht noch häufiger als bei der weiblichen Geistesart zu finden, alle bedeutenden Herrscherinnen haben sich weniger durch Kenntnisse als durch ihren Takt, durch divinatorische Sicherheit in der Beherrschung des Augenblicks, in der Behandlung der Menschen hervorgetan. Die Kaiserin Friedrich hat hier offenkundig versagt. Die Wahl ihres Umgangs war oft anfechtbar, wenig vermochte sie Charaktere zu durchschauen, sie wurde oft hintergangen. Hyperweiblich, verhängnisvoll weichlich war ihre impulsive Art, persönlich gefärbte Familienpolitik zu betreiben. Wer des öfteren bemerken mußte, daß die von ihr leidenschaftlich befürworteten Staatsangelegenheiten sich auf die

Interessen, die Gefühle ihrer nahen Anverwandten begründeten, hätte nun und nimmermehr ihr Einfluß im Rat des Volkes einräumen mögen. Sie wäre (trotz gelegentlicher Mißgriffe in den Persönlichkeiten) hervorragend befähigt gewesen, ein kleines Land zu verwalten; auf ihren ungewöhnlich praktischen Blick, auf ihre Beherrschung technischer Einzelheiten, auf ihren Sinn für Ordnung, Gesundheit, Wohlbehagen komme ich noch zurück. Zwei Zeitgenossinnen, die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar und die Fürstin-Mutter zu Wied, hatten das Zeug in sich, große Herrscherinnen zu werden — nicht diese anscheinend in seltenem Maße dazu veranlagte Prinzeß Royal.

Aus naheliegenden Gründen mißbilligten Hof und Regierung die politische Wirksamkeit der oppositionellen, liberalen Kronprinzessin und Kaiserin, es wurden in offiziellen Erwähnungen immer nur ihre Verdienste um die Kunst und um die Wohlfahrtspflege betont. Auch hier muß unterschieden und abgewogen werden.

Niemand hat je eine hellere, warmblütigere Freude an der Kunst gehabt. Kunst war ihr Lebensbeglückung, war ihr notwendig wie das tägliche Brot. Sie hatte ein recht hübsches, fleißig entwickeltes Maltalent, sie hätte, wäre das notwendig gewesen, so gut als manche andere ihr Brot verdienen können — nicht weniger, nicht mehr. Bezeichnend, daß sie bei ihrer früh erreichten Ausdrucksweise verharrte, die neue Richtung mißbilligte sie, die neuen Probleme waren nicht für sie vorhanden. Fern lag ihr das historische Gefühl für Evolution, für den wandelnden Ausdruck der Zeit, fern aber auch das gerade bei Künstlerinnen bedauerlich häufige, charakterlos snobistische Mitmachen jeder ästhetischen Mode. Etwas altmodisch und etwas begrenzt war ebenfalls ihr künstlerisches Urteil; in den inneren Tempelhof ist sie nie gedrungen. Ich weiß, daß sie Museumsdirektoren immer wieder enttäuschte; offenkundig echt war ihre Liebe, ihre Kenntnisse waren, dank ihrem raschen Blick, ihrem bewunderungswürdigen Gedächtnis, nicht unbeträchtlich, so führten die Herren sie vor ein erlesenes Stück, etwa aus herber Frühzeit. Sie glaubten ihr einen Feinschmeckergenuß zu bereiten, merkten bald, daß ein gutes niederländisches Stilleben, daß irgend ein Van Dyk ihr weit mehr zusagten. Sie hatte Empfindung für Qualität, hätte nie Geringfügiges bewundert noch gekauft. Aber ihre Kunst war die der großen Heerstraße, vor den verborgenen Altären der kleinen Gemeinden hat sie nicht gekniet.

Am bedauerlichsten zeigte sich ihr Urteil der modernen Kunst gegenüber, am sichersten und erfreulichsten bei der angewandten Kunst, und zwar, wenn ich mich nicht irre, auf allen Gebieten. Da sahen ihre geübten Augen rasch über Mittelware hinweg, hafteten mit sachkundigem Gefühl für das Technische an guter Arbeit.

Geradezu ungewöhnlich war ihr praktischer Blick; berücksichtigt man die Erschwerung einer Prinzessinnenerziehung, des Hoflebens, darf man sagen, ihre praktische Veranlagung war phänomenal. Diese Kaiserin ist die fähigste Hausfrau gewesen, die jemals mir vorgekommen. Manchmal war ich zugegen, wenn ihre Herren, Notizen in der Hand, sich bei ihr meldeten, ihre Anliegen vortrugen, sich die nötigen Bestimmungen erbaten. Musterhaft waren die Antworten der Kaiserin, treffsicher, ruhig, überlegt. Manchmal habe ich sie auf Rundgängen durch das grosse Schloß, durch die Gärten, Ställe und Nebenhäuser begleitet. Da entging ihr nichts, da war jede Verordnung zutreffend, da beherrschte sie jede technische Frage. Jeder Blumennamen in diesem von tausend Blumensorten überquellenden Friedrichshofer Garten, wäre es auch eine neue Art aus Südamerika oder Australien, stand ihr zu Gebote, sie kannte die Lebensbedingungen der Pflanze, wußte den richtigen Standort zu bestimmen. In der Milchwirtschaft war ihr jede Einzelheit der Butterbereitung vertraut, auf der wieder instandgesetzten Burg Kronberg kannte sie nicht nur alle architektonischen Ausdrücke, sondern auch die architektonischen Erfordernisse, sie wußte in mittelalterlichem Burgbau genau Bescheid. Wie ein Herr mir erzählte, kam einmal, als sie eine Tochter besuchte, die Rede auf ein der Familie angehörendes Renaissanceschloß. Man bezweifelte die Möglichkeit, es wohnlich zu gestalten. Sie widersprach, obwohl sie nur einmal vor vielen Jahren dort gewesen war, zeichnete sie auf der Rückseite der Tischkarte den Grundriß, fügte die leicht zu bewerkstelligenden Aenderungen hinzu. Auf dem Gebiet der Krankenpflege, der Hygiene war sie gut beschlagen, hatte dafür lebhaftes Interesse. Die Pflege vernünftiger Gesundheit gehörte zu ihrem freiluft- und sportliebenden Daseinsstil. Trotz ihrer Bewunderung alter malerischer Reize hätte sie ein behagliches hygienisches Häuschen einem pittoresk prächtigen, aber weniger sanitären Palast vorgezogen.

Ihr, der Kronprinzessin, war noch nie ein eigenes Heim nach ihrem Geschmack, ein Heim, in dem sie ohne Bestimmungen „von oben" schalten und walten durfte, zuteil geworden, und bitter hatte sie dieses entbehrt. Durch den Zufall der von der Herzogin Galliera ererbten Millionen wurde ihr als Witwe die Möglichkeit gewährt, ein ihrer Stellung entsprechendes Heim zu schaffen. Friedrichshof ist möglicherweise in seiner Art niemals übertroffen worden. Selbstverständlich haben zu allen Zeiten orientalische Potentaten grösseren Luxus entfaltet, und in den künstlerisch gesegneten Zeiten der Antike, des Mittelalters, des Barocks vereinigte sich noch grösserer Glanz mit einem einheitlichen, voll aus der Zeit erblühenden echten Stil. Ende des Neunzehnten erbaut, konnte es sich nur um Epigonen-

schönheit handeln, aber wahrscheinlich wurde niemals zuvor mit solcher verständnisvoll eingehenden Sorgfalt ein so prächtiges, so abgerundetes, geschmacksicheres, wohnliches Fürstenschloß erbaut. Jede Einzelheit war durchdacht. Ich wagte es, einen Superlativ anzudeuten, kann aber auch den Vergleich mit den Palästen amerikanischer Milliardäre, großer englischer Edelsitze, ausgetüftelter französischer Schlösser anstellen. Dieser Umwelt entsprach die Lebenshaltung in voller Harmonie; jede Einzelheit wurde von der überaus eigenen Hausherrin bearbeitet, jede Einzelheit wurde makellos durchgeführt — bis zu den zierlichen Knopflochsträußchen, welche die Tochter des Hofgärtners für jeden Herrn zur Abendtafel band.

Die Vollendung eines solchen Haushaltes bot ästhetischen Genuß, aber die Sorgfalt, der Kultus wurde unleugbar etwas auf die Spitze getrieben, wurde gelegentlich als Tyrannei des Objektes empfunden. Als ich, die Haustradition kennend, zum ersten Male dort zu Besuch war, ordnete ich umständlich meine ausgepackten Sachen, trat zurück, um den korrekten Aufbau des Toilettentisches zu prüfen. Ich schärfte meiner Jungfer ein, so und nicht anders müßte zu jeder Stunde das Zimmer aussehen, denn zweifellos würde Ihre Majestät einmal vorsprechen, und wenn ein Kamm im schiefen Winkel daläge, wenn ein Handschuh herumläge, würde sie mich für schlampig halten. Gleich darauf trat die Hausherrin ein, ihr Blick schweifte umher, war befriedigt, die Ordnung war einwandsfrei. Aber dann erblickte sie, mit verdüsterten Augen, ein Sofakissen, ließ die Haushälterin kommen, und es entlud sich ein kleines Gewitter. Denn das Kissen gehörte nicht in dieses, sondern in das angrenzende Gastzimmer. Hübsch schilderte der Kaiserin ergebener treuer Freund, der vor kurzem verstorbene englische Botschafter Sir Frank Lascelles (für die Besserung deutsch-englischer Beziehungen hat er allzeit sein Möglichstes getan), die kleinen Schattenseiten eines Besuches in Friedrichshof. „Am besten geht man in seinem Zimmer nur in Socken umher, denn sonst verursacht man dort Schrammen auf dem Parkett und das würde sofort vermerkt werden, und auch den leisesten Fußtritt auf den dünnsten Sohlen würde sie doch hören und übel vermerken. Und wenn man auch in einem von ihr entfernten Schloßflügel wohnt, ist es einzig und allein sicher, nur kniend vor dem Kamin eine Zigarette den Schlot hinauf zu rauchen. Denn sonst würde sie doch die ‚Luftverpestung' peinlichst spüren." Eine ihr befreundete große Dame aus Berlin sagte mir, die Kaiserin habe sie öfters nach Friedrichshof eingeladen, unter keiner Bedingung ginge sie hin. „Selbstverständlich würde mir ausgerechnet dort eine Tasse aus den Händen gleiten, und diese Katastrophe wäre nicht auszudenken." Als

die Gattin eines bekannten Staatsministers, eines Schwarzen-Adler-Herrn, abends um die Lampe in der Halle sitzend, ihr seidenes Arbeitstäschchen auf den Tisch legte, hob mit wortlosem Tadel die Kaiserin das Beutelchen auf, polierte die vermeintliche Schramme der alten Rosenholzplatte mit ihrem Batisttaschentuch und legte die Tasche auf ein besticktes Deckchen. Begreiflicherweise hat dieses dem Gast außerordentlich mißfallen. So war auch die Kaiserin bei der Dienerschaft trotz ihrer wohlwollenden, menschlich empfindenden Gerechtigkeitsliebe nicht eigentlich beliebt, dieser Kultus des Objektes machte sie zu einer allzu schwierigen Herrin.

Es ist nötig, ihren praktischen Sinn in einem hochwichtigen Punkt einzuschränken, in der Erziehung ihrer Kinder. Musterhaft, vorbildlich hat sie die Prinzen und Prinzessinnen als kleine Kinder betreut und mit der Erziehung ihrer Söhne hat sie sich viel Mühe gegeben, wenn auch manches einzuwenden wäre, manche Lücke bemängelt werden könnte. Die Kaiserin klagte einer befreundeten Dame (aus deren Mund ich das Gespräch habe), daß Hinzpeter systematisch seinen Zögling gegen dessen Eltern aufhetze, diese herabsetze; begreiflicherweise wundert sich die Dame, wie man ihn daraufhin im Amt belassen könne. Doch, war die Antwort, sie wolle ihn nicht entfernen. Er verstände es meisterhaft, die Aufmerksamkeit des fahrigen Knaben zu fesseln, und darauf käme es jetzt vor allem an. Also aus Pflichtgefühl eine Ueberwindung begreiflicher, natürlicher Gefühle. Bei ihren Töchtern hingegen wurde recht wenig verlangt und geboten; ein Hofherr sagte mir: „Es täte mir herzlich leid, wenn meine Schwestern eine so minderwertige Erziehung erhielten". Die Töchter waren ihr Hätschelkinder, man sollte sie nicht quälen, sie sollten es möglichst gut haben, möglichst glücklich sein. Während wir jungen Mädchen der Gesellschaft aus patriotischem Anstand im Winter 1887/88 nicht tanzten, haben, in Berlin gerechten Anstoß erregend, an der Riviera die Prinzessinnen mit englischen Marineoffizieren getanzt. Das wäre doch den armen Kindern zu gönnen, hat es in der Villa Zirio geheißen. Der Unterschied, mit welcher die Kaiserin ihre ältesten drei Kinder und die übrigen behandelte, war offenkundig; eine kluge, dem kronprinzlichen Hof nahestehende Dame hat mir eine Erklärung gegeben. Die spätere Kaiserin Augusta untersagte ihrer Schwiegertochter das Nähren ihrer Kinder, das verstieße gegen alle Hoftradition. Beim dritten Kind ließ sich die gesunde, kluge Frau dieses Naturgebot nicht verbieten, und volle heiße Liebe hat sie den letzten vier Kindern geschenkt. Ich halte diese Erklärung für richtig. Sie entspricht der triebhaften Weiblichkeit dieser Fürstin.

(Zwei weitere Aufsätze folgen.)

HERBERT EULENBERG ÜBER DEN UNWERT DER TAGESKRITIK

Fragt einmal Deutschlands Dichter — von Hauptmann und Hofmannsthal bis zu Hasenclever und Kornfeld — was sie von der gewöhnlichen Zeitungskritik halten, die in ein paar nächtlichen Viertelstunden ihre aus innerstem Erlebnis geborenen Werke erledigen soll. Es gibt unter allen schöpferischen Naturen nur ein Achselzucken über die Institution der Zeitungskritik, und die paar Naturen, die den Beruf des Kritikers, der Not gehorchend, ausfüllen, lächeln über die Kollegenschar nicht weniger. Dieses sonst vorsichtig Verschwiegene spricht Eulenberg hier mit schöner Offenheit aus. Der Aufsatz ist dem frischen Bande „Mein Leben für die Bühne" (Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1919) entnommen.

Seit Sudermanns verunglücktem Feldzug wider die deutsche, richtiger die Berliner Theaterkritik, der in seiner bekannten Abhandlung über „die Verrohung der Kritik" zum Ausdruck kam, hat keiner es wieder gewagt, den Kampf mit dieser großen Macht aufzunehmen. Sudermanns Angriff mußte mißglücken, weil er die bestehenden Dinge vom Standpunkt einer überlegen tuenden, nicht angebrachten Moral behandelte, und dann vor allem, weil er diese schwarze Gefahr rein persönlich nahm. Es nützt nichts, ein paar Theaterkritiker als böse Buben herauszunehmen — Sudermann hatte zudem noch das Mißgeschick, gerade die drei begabtesten Theaterbeobachter und Beurteiler Berlins zu packen — und der Hydra ein paar Köpfe abzuschlagen. Es ist auf jeden Fall zu vermeiden, mit großen Worten als Streiter für die Idee und die Ideale in den Kreuzzug zu ziehen und dann auf einmal zum Gelächter des Olymps für die eigene Haut und das eigene zerzauste Hemd zu kämpfen. Es handelt sich bei einer Fragestellung über das Wesen oder Unwesen der Tageskritik, insbesondere der Theaterkritik, gar nicht um die betreffenden Herren, die heute, meist stöhnend und ohne inneren Trieb, dies Handwerk zufällig betreiben. Der Wert dieser Kritik muß in und an sich selbst bestritten werden, das lächerliche Sphinxrätsel ihrer Macht muß gelöst werden, um sie zu zwingen, sich selbst in den Abgrund des Komischen zu stürzen, in den sie bisher ihre Opfer hineingeworfen hat.

Sehen wir diesem Tier ein wenig in seine Augen hinein und unterhalten wir uns eine Weile so freundschaftlich mit ihm, wie es bei dieser Bestie möglich ist, so muß ihm zunächst einmal gesagt werden, wie unsäglich leicht eigentlich die Kritik als Beruf zu treiben ist. Nicht als ob es leicht sei, ein kluger Mann zu sein. Die von Sudermann Gereizten konnten sich damals nicht genug tun, die größere Entwicklung

dieses Organs, des Intellekts, bei ihnen über die sogenannten „Schaffenden" zu betonen. Aber was bewiese das selbst? Die Schöpfungen der Kunst sind doch nicht nur dem Tribunal des menschlichen Verstandes unterstellt. Braucht Düntzer mit seinem Gehirn erst Goethe zu beweisen? Kann ein Drama gesetzmäßig restlos begutachtet werden wie eine Chemikalie? Könnte selbst ein Aristoteles uns Shakespeare zertrümmern? Ebensowenig, wie Lessing der „Phädra" eine Zeile ihrer strengen Schönheit rauben konnte. Was von dem Verstand an einem Kunstwerk gefaßt wird, ist bekanntlich immer nur ein kleiner Teil von ihm, etwas Aeußerliches, Definierbares oder das Technische. Das Undefinierbare, Geheimnisvolle, meist der Hauptreiz eines Kunstwerkes, entzieht sich der Zerlegung mit dem bloßem Verstand. Und was das Technische angeht, glaubt das Gros unserer Theaterkritiker wirklich, von dieser Technik des Bühnenschriftstellers mehr zu verstehen als Sudermann oder Otto Ernst, um die am meisten Angegriffenen zu nehmen, die seit Jahr und Tag nichts anderes tun, als sich mit dem heutigen Theater und seinen Wirkungen auf unser Publikum zu beschäftigen?

Oder nimmt der Durchschnitt der Theaterkritiker — nur dieser steht zur Erörterung — sein Recht auf Verurteilung der vor ihm auftretenden Bühnendichter etwa aus sittlichen Gründen her? Haben für Geld und nur aus diesem Grunde Schreibende das Recht, über andere Menschen verächtlich zu reden, die aus dem gleichen Grunde für das Theater arbeiten und sich kein Gewissen daraus machen? Ist es nicht oft ein Schauspiel zum Totlachen, Reineke als Richter zu sehen? Ist es nicht viel schwieriger, einen müden Haufen Menschen lachen oder weinen zu machen oder selbst nur drei Stunden lang nicht zu langweilen, als hinterher aus dem Schelm einen kleinen Essai oder ein paar Spalten voll zu machen? Nein, seien wir einmal ehrlich, wie trunkene Auguren, alle, die wir jemals Kritik geschrieben oder getrieben haben, daß das ein jämmerlich leichtes Gewerbe ist. Zumal, wenn kritisieren nur mehr „verreißen" heißt oder es, wie heute bei manchen Kritikern, nur darauf ankommt, die Komödianten oder Stückfabrikanten möglichst lächerlich zu machen. Wozu die plebejische Unsitte gehört, die übrigens unter anständigen Rezensenten so verpönt sein sollte wie unter leidlich Erzogenen das den Fisch mit dem Messer essen oder das Kartoffelzerschneiden, ich meine die Unsitte, den Inhalt eines Stückes ironisch oder sozusagen komisch wiederzugeben. Denn man nenne mir das Stück Shakespeares oder Schillers, das sich nicht lächerlich erzählen oder klein machen ließe!

Daß es schwerer ist, eine Stanze als eine Kritik zu schreiben, weiß jeder, der je beides versucht hat! Daß es leichter ist, einen „Demetrius" zu beurteilen als ihn besser zu machen, bewies uns Hebbel selbst. Und daß der Ausspruch Lessings, daß er seine dramatischen Erzeugnisse nur seinem kritischen Vermögen verdanke, ein frommer Selbstbetrug war, ähnlich dem Glauben einer Frau, daß sie durch den bloßen Gebrauch einer Franzensbader Kur ganz ohne eine hinzukommende Schöpferkraft ein Kind bekommn könnte, sah schon Goethe ein. Denn selbst bei einer so erlernbaren Sache wie der Regieführung ist eine schöpferische Betätigung um die Strecke mühsamer und schwieriger als eine kluge Beurteilung, wie beim Malen der Weg von Auge zur Hand. (Man denke an den Fall Hermann Bahr als Theaterbeobachter und als Regisseur.) Drum ist das Präzeptorverhältnis des Tages- oder Nachtkritikers zu seinem ihm zugeordneten Produzenten, das nach der Prüfung zum Verteilen der Zensuren über die „dummen Dichter" berechtigt, im Grunde ebenso lächerlich wie widerwärtig. Man weiß nicht, wann Schmock unangenehmer ist, wenn er Kadelburg lächerlich macht, oder wenn er Schiller rühmt. Die ganze Theaterkritik ist überhaupt nur ein Ueberbleibsel aus den Anfangszeiten der Zeitungen und dürfte heutzutage mit Fug und Recht wieder verschwinden. Schaden hat sie genug gestiftet. Auch sollte jeder Kritiker von Wert sich Macaulays Satz zur Richtschnur seines Berufes machen: „Nur über das zu schreiben, was er mit Einschränkung loben kann." Alles andere tue er so kurz wie möglich ab, wenn ihm nicht über dem Quarkbreittreten eines Tages selber übel werden soll. Dies letztere, die Berufskrankheit der Kritiker, die bei den Bessern unter ihnen oft zur Selbstvernichtung führt, ist schon der Heilprozeß, den die Natur, diese große kritiklose Macht, mit jedem anstellt. Und aus ihm geht der eine als Mensch, der andere als Pharisäer hervor.

Wird es für viele sehr schwer, ja ist es für Pharisäer ganz unmöglich, zuzugeben, wie leicht das Kritisieren ist, so sieht jeder, der sehen will, doch ein, wie nutzlos eigentlich die ganze Kunstrichterei ist. Dieser Fluch, der an dem Gewerbe haftet, drückt die meisten in bitteren Stunden viel mehr als jene genannte Berufskrankheit. Denn gegen die Krankheit des Zweifels und Ekels geimpft sind die meisten Rezensenten durch das unerschütterliche Gefühl ihres höheren Wertes, kürzer gesagt, durch ihre Selbstüberhebung. Daß er nutzlose Arbeit getan hat, das sagt sich aber fast ein jeder Theaterkritiker einmal am Ende einer jeden Spielzeit. Kadelburg lacht bei Empfang seiner Monatsabrechnung über jede Kritik, und Sardou in seiner Villa

und die seines Geschlechts und seines Gewissens tun das gleiche. Die wütendste Philippika gegen das „Husarenfieber" mindert die Tantiemen der Verfasser um keinen Pfennig. Und wie ein Demosthenes ein dem politischen Untergang geweihtes Volk nicht retten konnte, so vermöchte eine gleich starke Persönlichkeit nicht, ein dem künstlerischen Bankrott verfallenes Volk durch Reden vor dem Ruin zu bewahren. Zehn „hamburgische Dramaturgien" wiegen weniger als eine „Minna von Barnhelm". Der vereinte Angriff der Theaterpresse gegen Sudermann hat keineswegs seiner Anziehungskraft bei unserem Theaterpublikum Abbruch getan. „Das Publikum ist es, das die Zeitungen redigiert", oder jede Mode macht sich selbst, wie die großen Schneider von Paris und London wissen, die jedes Jahr ein Dutzend Neuheiten bringen, von denen nur eine aufgegriffen wird. Und keiner vermag hier zu prophezeien, so wenig wie bekanntlich irgendeiner, und sei er noch so lange bei dem Theater, dort das Wetter machen oder das Schicksal eines Stückes vorhersagen kann.

Die Komik der Kritik liegt ja darin, immer erst vom andern Morgen, „du lendemain", zu sein. Die großen Aesthetiker kommen wie die Marodeure hinter den großen Dichtern, von Aristoteles, diesem ersten Schrittmacher der Genies an, bis etwa auf Otto Ludwig, dem schärfsten Schillergegner. Ueber die zu gleicher Zeit mit ihnen schaffenden Künstler täuschen sich die meisten Kritiker stets, falls sie sie nicht gänzlich übersehen. Dies Lied ist so alt wie Homer. Und man braucht nicht an Shakespeare und seine zeitgenössischen Kritiker, die ihn kaum erwähnen, nicht an Rembrandt und seine ihn verkennende Zeit, überhaupt nicht an die Leidensgeschichte aller Großen zu erinnern, die von der Kritik, die mit ihnen lebte, ignoriert oder totgequält wurden. Man braucht auch nicht alle die schiefen Urteile aus der jüngsten Vergangenheit gegen Wagner, Nietzsche oder Ibsen aufzulesen, um die berufsmäßige Kritik damit zusammenzuschlagen. Wiewohl durch dieses greifbare Mittel, durch ein planmäßiges Zusammenstellen all der falschen Sprüche von zu ihrer Zeit anerkannten Kunstrichtern dem Ansehen dieser Zunft bei der dummen Masse wohl am schnellsten der Hals gebrochen werden könnte.

Dies ist der Punkt, wo die Kunstkritik, die wir in ihren guten Absichten meist als nutzlos entlarvt haben, geradezu schadenbringend ist und wirkt. Hierher gehören alle die Iustizmorde der Kritik, die großen Falschurteile zeitgenössischer intelligenter Kunstrichter, die das Lebenswerk eines jeden Genies in seinem Durchbruch, wenn auch nicht ganz aufgehalten, so doch oft jahrzehntelang gehemmt haben.

Ein jeder mag hier der ihm bittersten, weil geliebtesten Beispiele gedenken. Ohne falsche Empfindsamkeit: Denn so wenig ein Stern durch die unrichtigen Beobachtungen und Prophezeiungen seiner Deuter in seiner Bahn beirrt wird, so wenig kann ein Genius durch das Geschrei seiner Gegner bestimmt oder in Verwirrung gebracht werden. Darum ist der Schaden, den verständnislose Kritik einem Künstler zufügen kann, nur ein äußerlicher, noch nackter ausgedrückt, ein materieller. Denn den wahrhaft großen Schaffenden vermag kein falsches Urteil aus dem Gleichgewicht mit seinem Genius zu bringen. Ja nicht einmal ein richtiges; denn er hängt in sich selbst und von sich selbst ab, und von außen kann nichts in ihn hineinkommen. Darum las Goethe keine Zeitungen mehr, weil er einsah, daß dies nur eine leere Belastung für ihn gewesen wäre, oder weil er, mit Ibsen zu reden, „den Zusammenhang nicht mehr fand".

Und dies gilt für einen jeden Künstler, und selbst für den kleinsten. Denn der Kritiker kann ihm ebensowenig helfen wie ein Apotheker mit seinen Latwergen dem Kranken, der sich selbst nicht kurieren kann, und er kann ihn nicht anders schaffen oder aus dem Spulwurm eine Seidenraupe züchten. Seine Selbstkritik muß der Künstler ebenso aus sich selbst herausspinnen wie sein Werk. Man denke nur nicht, daß der Kritiker immer dem Künstler um das Wissen, um seine Fehler und Mängel überlegen und klüger wäre. Nichts kann dümmer sein. Böcklin kannte sicherlich seine Schwächen ebensogut wie etwa Meier-Gräfe, und Bürger schluchzte auf wie ein Hund, als er Schillers Rezension las, und sagte zu seinen Freunden: „Der Mann hat ganz recht. Ich wußte es längst." Aber der eine konnte doch nicht anders malen, und der andere konnte nicht anders dichten. Daß jeder wahre Künstler bei Vollendung seines Werkes vor Schmerz und Ungenügsamkeit aufbrüllt wie Achill bei der Leiche des Patroklus oder Kleist bei dem Tod der Penthesilia, davon ahnen die meisten Kritiker nichts. Sie fahren fort, das Neue gegen das Alte herabzusetzen, oder mit Hebbels Worten: „die Rose mit der Lilie totzuschlagen und Kirschen vom Feigenbaum zu fordern". So kommt es, daß man heute fast von jedem Theaterschriftsteller, den man danach fragt, zu hören bekommt: „Ich lese keine Kritiken mehr!", oder daß Maler fortlaufen, wenn einer über ihre Bilder klug zu reden anfängt.

Ist der Schaden der Berufskritik somit bei den Künstlern selbst meist innerlich gering, so ist er unendlich groß bei dem Haufen, der von ihr wirklich bedient wird, bei dem Publikum. Die meisten Menschen, die durch Nahrungssorgen gehindert sind, in Kunstfragen

selbst zu denken und zu urteilen, sind hierin auf ein anderes Gehirn angewiesen, das Zeit hat, sich mit derlei nichtigen Dingen, über die man aber doch gern mitreden will, zu befassen. Das Gehirn nun, das wie ein Sammelbecken eine bestimmte Menge bedient, prägt die Urteile, die nun in den Mäulern seiner Pachtherren kursieren. Die geistlose Verflachung, die daraus folgert, daß viele einen für sich denken lassen, ist seit dem ersten Rezensenten immer wieder beklagt oder belacht worden. Diese Urteilsversandung nimmt von Tag zu Tag bei uns zu und ist die größte aller Gefahren des sogenannten freien germanischen Geistes. Kaum noch schämt sich einer, den Satz: „Man muß erst einmal die Kritik abwarten", auszustoßen und sich so in die Hammelherde einzublöken. Man macht sich bange mit dem Popanz, den man doch selber aufgestellt hat. Dann werden die Urteile herumgereicht wie schmutziges Papiergelt, und keiner wagt es, diese ganze faule Zauberei einmal zu verachten und zu verlachen. Falsches und echtes Urteil wird blind durcheinandergemengt und getauscht, denn der Gebrauch und die Verbreitung von Falsifikaten geht einem hierbei ja nicht an den Kragen, nicht einmal an die Ehre. Drum erhalten sich jene falschen Scheine, ich nenne nur „der ewig heitere Mozart", „Ibsen, der Naturalist", „Zola, der Pornograph" usw. usw. jahrzehntelang im Kurs und sind fast zum Mythus geworden.

Nicht minder schädlich und verdummend für das Lesevolk ist die sogenannte positive Kritik, die sich in Erklärungen äußert. Diese Leichenwäscher und Totengräber der Künstler sind in unserer wahrhaft alexandrinischen Zeit wieder rührig am Werke. Die Warnung Schopenhauers, die er vor jede Universität nageln wollte: „Alles von und nichts über Kant zu lesen", könnte man heute verhundertfachen. Schon wird Nietzsche zerkleinert und zerbeutelt und „dem Volke mundgerecht gemacht", diesen Verlegerausdruck zu gebrauchen, und bald wird es mit Ibsen, mit Strindberg ebenso geschehen. Auch am „Faust", besonders im zweiten Teil, der sich so leicht wie die Bibel liest, hat man noch immer nicht genug herumgedeutelt. Nur wenige trinken noch aus der Quelle selbst; eine lange Röhre mit allerhand Beigeschmack, der „literarische" Kritiker als Erläuterer, muß das Publikum, das keine Zeit hat, mit den Genies aller Zeiten verbinden. Und in unseren Bibliotheken häuft sich der kritische Kommentarkram an und verdeckt fast die ewigen Urschriften mit seinem Schimmel. Wann kommt endlich der neue Kalif Omar, der diesen Wust ins Feuer steckt und uns von dem Götzen der Kritik befreit! Wir wollen ihn mit „Hosianna" empfangen.

Goethe und Schillers Grabesruhe ist gestört worden. Freche Hände rissen die silbernen Kränze aus ihren Grüften.

Heines Denkmal in Hamburg ist aufs ekelhafteste beschmutzt worden. Grillparzers Monument wurde mit roter Tinte so gehässig beklext, daß es monatelang hinter einer Holzverkleidung gereinigt werden mußte. Im stillen Graz ist das brave Monument des wahrhaftig nicht aufreizenden Anastasius Grün verunstaltet worden. Das sind so ein paar Tatsachen aus der letzten Zeit. Sicher hat es noch viel mehr solche Attentate gegeben. Es gibt noch kein statistisches Büro für Denkmalsverunstaltungen, aber das wird sich als unumgänglich nötig erweisen, weil ja hinter diesen Dichterverfolgungen irgendein tieferes volkspsychologisches Gesetz stecken muß, sonst geschähe nicht an verschiedenen Orten dasselbe, und zwar plötzlich; Goethe und Schiller sind jahrzehntelang ungestört in ihrer Gruft gelegen, Grillparzer stand bei den Kindern im Wiener Volksgarten gut geborgen, Anastasius Grüns Denkmal war eine fast naturgewordene Selbstverständlichkeit, die kein Grazer mehr beachtete. Nur Heines ungebändigter, immer noch explodierender Geist irritierte etliche Hamburger Dickschädel oder -wänste.

Weshalb, fragt man sich, stürzen sich die Frevler auf die Dichterfiguren und nicht, wie man eher annehmen sollte, auf die zahlreichen Fürsten und Feldherrnstandbilder? Das hat verschiedene Gründe.

Fürs erste sind die Kaiserdenkmäler noch immer besser geschützt. Instinktiv stellt sich der Schutzmann auf seinen alten Platz, neben das Kaiser-Wilhelm-Denkmal; Schiller steht gewöhnlich in weniger öffentlicher Sicht, in einer Parknische oder Waldlichtung. Dort arbeiten die feigen Schänder ungestörter. Dann aber ist es nicht nur der Schutzmann, der Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, den Großen Friedrich besser schützt, auch der alte Strafrichter weiß, was er diesen Denkmälern schuldig ist. Unlängst sind in Bonn vier Beschmierer des Kaiser - Wilhelm - Denkmals vor Gericht gestanden und haben nun die Beschmutzung des Monumentes mit zwei Jahren Gefängnis zu büßen. Wenn man bedenkt, daß der Offizier, der dem fieberkranken Soldaten Helmhake in den Karpathen in ein niedriges stinkendes Eisloch steckte, bis er krepierte, auch nur zwei Jahre Gefängnis erhalten hat, wird man an den Gerechtigkeitsmaßen der heutigen Justitia ein wenig irre. Schließlich konnte der bronzene Wilhelm gewaschen, gebürstet und wieder auf den Glanz hergerichtet werden, aber der arme Helmhake mußte in einer Grube in den Karpathen verscharrt werden. Das Bonner Urteil ist (ziemlich klein gedruckt, für mein Gefühl: viel zu klein gedruckt) durch die ganze deutsche Presse gegangen. Die dummen Jungen, die schon ihren

Farbentopf gegen Wilhelm den Großen, wie Wilhelm der Letzte sagte, bereitgestellt hatten, werden sich hüten. Aber, frage ich, würde ein Schillerfrevel von den Bonner Richtern gleichfalls mit zweijähriger Gefangenschaft in der Zelle gesühnt werden? Muß das Hamburger Schwein, das sich an Lederers schönem Heine vergriff, mit ähnlicher Strenge rechnen? Es ist schwer, auf solche Fragen zu antworten, weil der Fall nicht Realität wird. Die Schänder des Kaiser-Wilhelm-Denkmals wurden ja, in Charlottenburg wie in Bonn, schnell herausgefunden, bei den Frevlern an Schiller, Goethe, Heine, Grillparzer hatte die Polizei weniger Glück. Gott weiß, woher das kommt. Sollten unbewußte Regungen mitspielen? Rollt das Auge des Polizisten drohender, wenn es die steinerne Ruhe Wilhelms des II. und nicht Schiller des Einzigen gilt? Reckt sich der Arm der Hermandad unwillkürlich schneller nach dem Frevler an einem Hohenzoller als an einem Dichter? Jedenfalls hat noch kein Dichter-Schänder die Unerbittlichkeit deutscher, ehemals königlicher preußischer Richter zu spüren bekommen.

Neben diesem behördlichen Schutz haben die Kaiser- und Feldherrndenkmäler noch einen besonderen Schutz in sich selbst. Vor allem sind sie geschützter, weil die Kaiser und die Feldherren ja fast immer zu Pferde sitzen. Hingegen gibt es keinen Goethe zu Roß (obwohl er ein famoser Reiter war und zu Pferde nicht übel ausgesehen hat). Die Dichter sind auf ihren Denkmälern gewöhnliche Zivilisten. Das macht sie dem Griff der Denkmalschänder bequemer erreichbar. Will so ein Beschmutzer Wilhelm den Großen mit Pech besudeln, so muß er sich erst auf den Sockel und dann erst auf das bronzene Pferd schwingen. Dem wehrlosen Schiller ist die schwarze Schmiere schnell „in die Fratze" gewischt. Bei Wilhelms Denkmal reicht der Sudler nur bis zu den Hinterbacken des kaiserlichen Roßes. Immer sind Dichter wehrloser. Aber selbst wenn Schiller, der Einzige, auf dem kaiserlichen Roß säße und Wilhelm der Erste zu Fuß auf seinem Denkmal stände, auch dann, glaube ich, würden die Dichter schneller besudelt werden als die Kaiser. Es liegt eben doch tiefrer Sinn im Kind'schen Spiel: Nie ist ein Zeitalter Goethe, Schiller, Grillparzer, Heine, Anastasius Grün ferner gewesen als dieses heutige, in den Attentaten auf den Geist von Weimar steckt die unbewußt stärkste Demonstration des Geistes von 1920. Laßt euch nicht verwirren durch das Geschwätz von langweilig-leeren Unterstaatssekretären, Ministern und Reichspräsidenten, daß der Geist von Weimar über den von Potsdam gesiegt habe. In Wirklichkeit siegt der Geist der Gewalttätigkeit allerorten, an jedem Tage. Wenn ich durch einen Kinderpark gehe und sehe, wie viel Klapse, Haue, regelrechte Prügel da in jeder Viertelstunde an greinende, wehrlose Kinder ver-

teilt werden — wo, in aller Welt, werden Kinder noch so selbstverständlich geprügelt? — dann weiß ich, daß Weimar ein ziemlich unbeachtetes, einflußloses Städtchen in Thüringen ist. Geht in ein Kino, seht euch einen durchschnittlichen Film daraufhin an, wie der Mann sich gegen die Frauen benimmt. Er latscht, wenn er neben der angetrauten Frau gezeigt wird, fett und ungepflegt in Hemdärmeln und Hausschuhen herum, und schniegelt sich elegant, wenn er auf Jagd nach neuen Weibern geht. Die gewinnt er beim Wein. Weimar? Der Geist der Gewalttätigkeit offenbart sich in diesen erotischen Geständnissen im Film so erschreckend — so wertvoll. Revolutionspropaganda wüstester Art, Kino, dem alles zulief, sexuelle Raserei, die nach dem Kriege kommen mußte, vor allem aber: Freßsucht ist das Charakteristikum des Zeitalters.

In dieser Epoche soll Goethe der Arm abgehauen, Schiller die Nase heruntergeschlagen, Heines Antlitz mit roter Tinte übergossen und Grillparzers Stirn und Mund mit Dreck beschmiert werden.

Ehedem standen die Goethe, Schiller, Grillparzer, Heine als Fremdlinge unbeachtet und ohne Zusammenhang in ihren Nischen.

Jetzt sind sie, endlich, mit dem Volk — nicht mit den Festrednern — in Berührung gekommen. Man sieht es ihnen an . . .

A. P.

WIENER GOBELINS

Im Belvedere - Schloß, der ehemaligen Residenz des Prinzen Eugen, erbaut von dem ruhmvollen Barockmeister Hildebrandt, sind jetzt unsere Gobelins ausgestellt. „Unsere", das heißt: im Besitz der Gesamtheit des deutschösterreichischen Volkes. Nationaleigentum also. Früher gehörten diese Großartigkeiten und Sublimitäten dem kaiserlichen Hause. Sie lagerten, auf Regalen zusammengelegt, in einem Depotraum des Schlosses Schönbrunn; bei besonderen Anlässen — Festtafeln, großen Empfängen, Hofbällen und dergleichen dynastischen, dem Herrscheramt von Gottes Gnaden auferlegten Begebenheiten — wurden die Gobelins zum Schmuck der Saal- und Gangwände herangezogen. Kein Blick Niedriggeborener entweihte ihre leuchtende Pracht. Nicht einmal die Brille der Fachwissenschaft verhalf den von ihr besetzten Nasen dazu, in die kaiserlichen Gobelins gesteckt werden zu dürfen. Die Kunstgeschichte — hungernd nach Description, Bestimmung, Einordnung — stand mit hängender Feder vor den verschlossenen Schatzkammern und kam nicht dazu. Endlich war sie so weit. Der Umsturz hatte nebst anderen Gefängnistüren auch die der eingekerkerten Gobelins gesprengt. Aber jetzt

kam dem wissenschaftlichen Hunger der Kunsthistoriker und dem ästhetischen der Kunstkenner ein anderer Hunger in der Quere. Der gemeine Hunger, fames communis, des Volkes von Deutschösterreich. Es hieß, daß die Republik, anderer Zahlungswerte entbehrend, die berühmten Gobelins verkaufen müsse, um sich Lebensmittel zu beschaffen. Nun, da gab es heftigen Streit und Widerstreit. Die einen sagten, sie wünschten nicht, zwischen noch so unbeschreiblich schönen Gobelins Hungers zu sterben, die anderen: ohne Gobelins hätte das ganze deutschösterreichische Leben für sie keinen Reiz. Beide Teile konnten kräftige Argumente für ihre Anschauungen geltend machen. In der Tat hat auch die kunstergebenste Seele nichts von solcher Ergebenheit, wenn der Leib, an den sie gebunden, nicht mehr bestehen kann — andererseits hinwiederum sind Menschenleben zweifellos wohlfeiler, häufiger und leichter ersetzbar als Meisterschöpfungen der Wandteppich-Wirkekunst, einmalig vorhanden, und schon infolge ihres hohen, Jahrhundertealters, sowie ihrer Zeiten und Läufte überdauernden Schönheit respektwürdiger als der Mensch, von dem der Psalmist sagt: sein Leben währet siebenzig Jahre und wenn es schön war, so ist es Qual und Mühe gewesen.

Die Gobelins sind Deutschösterreich erhalten geblieben: und jetzt sehen die hiesigen Kunstmenschen endlich, zum erstenmal, die Objekte, von denen getrennt zu leben ihnen ein so unerträglicher Gedanke war. Es hätte in der Volkshymne heißen sollen: „Ewig bleibt mit Habsburgs Gobelins Oesterreichs Geschick vereint."

Da hängen sie nun — in der langen, prunkvollen Zimmerreihe, deren letzter Bewohner Franz Ferdinand gewesen — und ich beschaue sie mit dem guten Gefühl, Miteigentümer dieser Herrlichkeiten zu sein. Es gehört mir zwar nur ein virtuelles Sechsmillionstel: aber in deutschösterreichischen Kronen ausgerechnet, wäre das noch immer eine gewaltige Ziffer. Denn der Marktwert dieser Wandteppiche ist ein so unerrechenbar hoher wie ihr innerer Kunst-, Seltenheits- und Affektionswert.

Etwa ein Zehntel unseres Gobelinbesitzes ist zur Ausstellung gekommen. Jedes einzelne Stück bezaubernd in der Leuchtkraft seiner Farben, in der Großartigkeit oder Feinheit seiner zeichnerischen Komposition, in der üppigen Fülle oder keuschen Sinnlichkeit seiner Muster und Figuren. Die Kartons zu vielen dieser Wandteppiche entstammen der Werkstätte unsterblicher Meister (Raphael, Rubens). Gotik, Renaissance und Barock zeigen auch in der Bildwirkekunst alle besonderen Reize und Marotten, alle besondere Kraft, Zartheit, Phantasie und mystische Tiefe ihrer Stilgedanken. Die Sujets der

Teppiche sind biblischer, historischer, allegorischer oder drollig-höfischer Natur. So ist z. B. ein ganzer Zyklus (nach Jordaens) dem Reitunterricht des Dauphins, der nachmals Ludwig der Dreizehnte hieß, gewidmet. In der Tat, die Gobelinkünstler konnten Fürstendiener sein!

Wer wollte ich mit weitläufiger kunstkritischer Würdigung unseres Gobelinbesitzes und mit ästhetischen Ekstasen über ihn langweilen. Zum ersteren fehlt mir allerlei, zu letzterer ein entsprechendes Maß von Verlogenheit. Der Atem hoher Schönheit weht aus diesem stolzen Teppich-Ensemble über die Seele des Beschauers, aber daß er sie zu tief bewegen oder in Regionen der Gottnähe entrücken könnte, glaube ich nicht. Sie gerät vielmehr in ein sanftes Schaukeln, gleichermaßen wohlig wie einschläfernd. Freude ob der breit ausgefalteten Farben- und Formenüppigkeit, Respekt vor dem ungeheuerlichen Fleiß der subtilen Hände, die solchen Wandschmuck webten, und eine gewisse Andacht ob der historischen Ferne des Vorstellungs- und Gefühlskomplexes, der in diese Teppiche hineingewirkt ist: daraus beiläufig, redlich analysiert, setzt sich der Eindruck des Laien zusammen, wenn er die lange, in den Zimmern des Belvedereschlosses aufgerollte Gobelin-Straße ehrfurchtsvoll und bald ermüdet durchschreitet.

Diese Zimmer sind für sich Kunstwerke. Berückend in ihrer stillen Vornehmheit, in der vollkommenen Harmonie, zu der hier Prunk und Würde zusammenklingen.

Das schönste Erlebnis aber, das den Besuch der Gobelinausstellung lohnt, sind nicht die Gobelins und nicht die edlen Räume, sondern das ist der Blick aus den Fenstern des Belvedereschlosses, hinweg über das zierlich-steife Gartenparterre, auf die Stadt Wien. Da liegt sie, vom Duft eines Sommervormittags leicht verschleiert, die Stadt, von Berg und Wald innig umfangen, selbst grünend in der Fülle ihrer malachitfarbenen Dächer und Kuppeln, so feine, aparte, liebliche Kontur auf dem Himmelshintergrund ziehend, daß man Lust hätte, drüberhin zu streicheln. Man muß sie gern haben, die dumme Alte. Trotz allem.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Konkurrenzausschaltung.

Die typischen Merkmale freikapitalistischer Konkurrenzwirtschaft waren früher im Braugewerbe besonders deutlich ausgeprägt. Zwar gab es Preisverabredungen; aber der Kampf der Firmen und der Marken um die Gunst der Verbraucher war dennoch nirgends zäher und lebhafter. Jedes stattlichere Fabrikationsunternehmen gliederte sich einen umfangreichen Absatzapparat an, mit dessen Hilfe die Mitbewerber überflügelt und aus dem Felde geschlagen werden sollten. Absatzförderung durch Kreditgewährung spielte eine größere Rolle als in den meisten anderen Branchen; die Brauereien, die über einige Kapital- und Produktionskapazität verfügten, finanzierten große und kleine Wirtschaften, um möglichst viele Ausschankstätten für das eigene Gebräu zu reservieren und dem fremden zu verschließen. Die Absatzkonkurrenz verschlang sehr bedeutende Summen; aber man wußte es nicht anders und hielt diesen Wettbewerbsaufwand für eine wirtschaftliche Naturnotwendigkeit.

Jetzt, nach dem Kriege, vollzieht sich in der Brauereiindustrie eine konkurrenzausschaltende Konzentration. Nicht etwa, weil der Reichtum dieser Industrie sich in Trustform verankern und sichern möchte. Sondern ganz im Gegenteil, weil sie zu arm ist, um fernerhin noch die Wettbewerbskosten bezahlen zu können. Wie manchem anderen, so ist auch diesem Gewerbszweige (wenigstens soweit er großindustriellen Charakter trägt) das Kleid seiner Anlagen und Betriebsmittel viel zu weit geworden. Die Brauereien bekommen fünf vom Hundert der Gerstenmengen, die sie vor dem Kriege verbrauchten. Der Export, der früher so beträchtlich war, — wo in der Welt trank man nicht deutsches Bier? — kommt vorläufig kaum in Betracht. Der Verbrauch zu Hause ist gesunken und kann zunächst nicht wieder auf den alten Stand gebracht werden. Ich habe die „Dividendenjauche" der Gründerjahre nicht gekannt. Aber vermutlich war sie Nektar im Vergleich zu dem Getränke, das uns heute unter dem entweihten Namen Bier vorgesetzt wird, und für das wir bald soviel bezahlen sollen, wie vor dem Kriege für das gleiche Quantum annehmbaren Sekts.

Riesenhafte Anlagen, die nur zu einem Bruchteile ihrer Leistungsfähigkeit ausgenutzt werden können. Eine gegenseitige Absatzkonkurrenz, die viel mehr Geld kostet als sie Vorteile bringt. Was soll der Wettbewerb, wenn die Marke (hinter der ja keine Qualität mehr steht) jede Bedeutung verloren hat, wenn die Lieferungsmöglichkeit ebenso gering ist wie die Nachfrage? Die Bierbrauer sind in ihrer Mehrzahl wahrscheinlich keine Jünger Rathenaus. Aber sie lernen empirisch, daß bei zusammengeschnürter Produktion

und eingeschrumpftem Absatze Konkurrenzwirtschaft zu teuer, Planwirtschaft billiger ist. Zwei Brauereien haben in einer und derselben Stadt ihre Niederlagen mit Geschäfts- und Lagerräumen, Lagerhaltern, Bürokräften, Kutschern, Fuhrwerken, Pferden Da die Erzeugung klein und der Konsum flau ist, läuft der kostspielige Apparat hier wie dort zur Hälfte leer. Macht man aus den zwei Niederlagen eine, so ist sie vielleicht voll oder doch annähernd voll in Anspruch genommen. Produktion ist im Großbetriebe bekanntlich um so teurer, je schwächer die vorhandenen Anlagen ausgenutzt werden. Wenn man sieben Betriebsstätten hat, die man nur zu je zehn Prozent ausnutzen kann, so ist es rationeller, sechs davon ganz still zu legen und die siebente mit siebzig Prozent ihrer Leistungsfähigkeit arbeiten zu lassen. Aber das geht nur unter öffentlichem Zwang (wie in der Kriegswirtschaft, wo ja in manchen Branchen die ganze Erzeugung auf wenige „Höchstleistungsbetriebe" konzentriert wurde) oder wenn alle sieben Betriebsstätten einem Unternehmen gehören.

Diesem Bedürfnisse geld- und kräfteersparender Zusammenlegung und Zusammenfassung entspringen die Fusionen im Braugewerbe, auf die die weitere Oeffentlichkeit durch die Vereinigung der größten Berliner Brauereien, Patzenhofer und Schultheiß, aufmerksam geworden ist. Die Fusionen sind kein Zeichen kapitalistischen Erstarkens der Brauindustrie, sondern sie sind nur die Folge und die ausdrückliche Anerkennung der Tatsache, daß diese Industrie viel mehr Sachkapital, viel größere Betriebsanlagen besitzt als sie vorderhand verwerten kann. Sie sind ein Versuch der Rationalisierung, aber sie sind noch keine Sanierung. Saniert kann die deutsche Brauindustrie nur als Exportindustrie werden, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ohne planmäßig-systematische fremde Unterstützung.

Die letzten Bankbilanzen.

Nach der Deutschen Bank haben die übrigen Banken ihre Abschlüsse veröffentlicht, die Dresdner, die Darmstädter und die Diskontogesellschaft. Die Linie der Entwicklung ist natürlich überall dieselbe. Enorme Aufblähung aller Bilanz- und Gewinnrechnungsziffern, außerordentlich gesteigerte Rohüberschüsse (namentlich an Zinsen und Provisionen) auf der einen, rapides Wachsen der Unkosten (vor allem der personellen) auf der anderen Seite. Reichliche Reservestellungen, magere Dividendenzuschläge. Das Bilanzbild beherrscht durch das beispiellose Anschwellen der fremden Gelder, die zum großen Teile in Schatzanweisungen (also in Darlehen an Reich und Staaten), zu einem kleineren, aber immer noch sehr beträchtlichen, in Warenwechseln und im Kontokorrent angelegt sind.

Der ganze Status flüssig und solid, aber natürlich ziemlich eindeutig auf den Staatskredit gestellt.

So gigantisch wie die der Deutschen sind die Ziffern der anderen Banken natürlich nicht. Am besten zeigt den Abstand die Zahl, die den Bilanzen die Signatur gibt: die Summe der Kreditoren. Sie betrug Ultimo 1919 bei der Deutschen Bank nahezu 14 Milliarden, bei der Diskontogesellschaft 8,2, der Dresdner Bank 8,1, der Darmstädter Bank knapp 4 Milliarden. Der Gesamtkonzern der Diskontogesellschaft (einschließlich Norddeutscher Bank und Schaaffhausen), dessen „Gemeinschaftsbilanz" bisher nicht veröffentlicht worden ist, rückt noch näher an die Deutsche Bank heran; die Kreditorensumme dieser Gemeinschaftsbilanz soll sich auf über 10 Milliarden stellen. Durchschnittlich sind die fremden Gelder Ende 1919 doppelt so hoch wie Ultimo 1918; nur bei der Dresdner Bank bleibt der Zuwachs ein wenig unter hundert Prozent.

Für die Anlagepolitik ist vor allem das Verhältnis zwischen Wechselportefeuille und Kontokorrentdebitoren charakteristisch. Die Deutsche Bank hat ein Wechselportefeuille von fast 10 Milliarden und rund 2,1 Milliarden Debitoren. Bei der Diskontogesellschaft sind die Wechsel und Schatzanweisungen mit 4¼ Milliarden ausgewiesen, die Schuldner mit fast 2½ Milliarden. Von den Aktiven der Dresdner Bank machen die Wechsel 4,4, die Debitoren 1,9 Milliarden aus. In der Bilanz der Darmstädter Bank endlich ist der Wechselbestand mit 2,1, die Debitorensumme mit 1,1 Milliarden verzeichnet. Der Unterschied springt in die Augen. Zwar ist überall die Anlage in Wechseln (das heißt in der Hauptsache in staatlichen Schatzanweisungen) stark bevorzugt. Aber nirgends dominiert sie doch (gegenüber dem laufenden Kundschaftskredit) auch nur annähernd so absolut wie bei der Deutschen Bank.

Solange unsere Finanzpolitik mit der Erneuerung und Ausdehnung schwebender Schulden arbeitet, müssen die Banken einen großen Teil ihrer Mittel verwenden, um die Wechsel der Regierungen aufzunehmen. Das ist zwangsläufig. Nicht ganz zwangsläufig ist natürlich der Grad, in dem sie um dieser Verpflichtung willen private Kreditansprüche zurückdrängen. Aber eine „richtige" Relation läßt sich da kaum bestimmen. Kommen wir zur Gesundung, so wird jede richtig gewesen sein. Verfallen wir dem Zusammenbruche, so war jede falsch; denn der Ruin des Staates reißt auch die Privatwirtschaft mit in den Abgrund. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

„IM ZEITALTER DES JUDAS"

Léon Daudet, der französische royalistische Politiker, veröffentlicht soeben den fünften Band seiner Lebenserinnerungen, dem er den Titel „Im Zeitalter des Judas" gibt, einen wilden, bezichtigenden Buchtitel, der auf zwei Mächte im vorkriegerischen Frankreich gemünzt ist, auf die Juden und auf Deutschland. Diese beiden sind die bösen Gewalten der Tücke, an denen das Franzosentum hinsiechte, sie beide die eigentlichen Macher der „Dreyfußaffaire." „Die Dreyfußaffaire war eine vorangehende Anstrengung des Erbfeindes, um uns durch den inwendigen Krieg zu entzweien, bevor er uns mit den Waffen von außen her vernichten wollte," so heißt es, zum Buchtitel erläuternd, im Vorwort, und dies ist der mit Advokaten-Beredsamkeit, fletschendem Draufgängertum, Findigkeit und Uebereifer vorgetragene Leitgedanke. Auf ihn soll nicht mit Gegenargumenten eingegangen werden. Auch bestehen für uns Deutsche keine eigentlich sachlichen Gründe, uns mit der Dreyfußangelegenheit, die für Frankreich scheinbar noch Aktualität besitzt, erneut zu beschäftigen. Wir, als fremdes Volk, dürfen das, was um die Dreyfußaffaire seinerzeit in Paris taggeboren, tagverloren herumwirbelte, dies Getümmel von edlen und unedlen Leidenschaften als Kuriosum und als nichts weiter nehmen und haben im Lebenserinnerungsbande des Léon Daudet die Gelegenheit, neue Kuriositäten in Hülle und Fülle vorm Auge vorbeiziehen zu lassen.

Léon Daudets Freunde sind alle die, welche in der Dreyfußsache zur Armee hielten; es ist nicht unbedingt nötig, daß sie Anhänger des Herzogs von Orleans und der katholischen Kirche sind, wohl aber, daß sie sich gegen den zerstörenden Einfluß des Pazifismus und Internationalismus stellen. Er bedenkt also alle die mit höchsten Lobsprüchen, welche sich wie Barrès, Coppée, Paul Bourget, Rochefort um Ch. Maurras und um die Patrie française scharten. Aus diesen Kreisen wurde die antidreyfußistische, sehr regsame „Ligue française" gebildet, just um diejenigen Intellektuellen in Frankreich zu bekämpfen, die es mit den republikanischen Zivilgewalten hielten. Wütend zieht Daudet gegen sie vom Leder. Es entstehen Bildnisse von Zola, von Jaurès, von Caillaux, von den Direktoren der Groß-Pariser Presse, welche Untieren aus fabelhaften Menagerien gleichen. Zola wird als ein Neidhammel dargestellt, der, überaus furchtsam, sich, wenn es donnerte, unters Bett zu verkriechen pflegte. Das Zustandekommen des berühmten „J'accuse"-Artikels führt Daudet auf reine Schriftstellereitelkeit zurück. Im Augenblicke, wo die Affaire losbarst, sei der Ruhm Zolas im Abnehmen begriffen gewesen; Freunde hätten sich von ihm losgesagt, andere gegen ihn und den Naturalismus öffentlich Stellung genommen. Zola, verwirrt durch den Zeitumschwung, habe zu tasten begonnen und es mit „keuschen", ja mit „mystischen" Büchern versucht. Die Affaire Dreyfuß sei ihm wie gerufen gekommen, um seinen Ruf wieder aufzufrischen. Von Jaurès heißt es, er sei falsch, nebelhaft, unfähig zur Steigerung seines Wesens gewesen, habe sich nur an seinen Worten berauscht.

Daudet nennt ihn eine Blase, die sich beliebig mit Wind füllte. Besser kommt der Dreyfusard Clemenceau weg, weil er später zum Nationalismus heimgefunden hat. Diese Umkehr ist Daudet etwas so Merkwürdiges, daß er, um sie zu erklären, das Walten mystischer Kräfte einschaltet. Im Herzen Clemenceaus sei dasselbe Gnadenwunder wie in Jeanne d'Arc vor sich gegangen; das Erbarmen mit Frankreich habe ihn zum endlichen Siege gestärkt.

Der Kampf, welcher an der Marne für Frankreich siegreich zu werden begann, hatte nach Daudet seinen Urheber vom ersten Tage, nämlich von 1870 ab, im deutschen Geld und im deutschen Juden. Daudet berichtet, daß sich auch das Freimaurertum den Deutschen zur Verfügung gestellt habe. Mit solchen Helfern sei es gelungen, sich genaue Personenlisten der gesamten französischen Armee und die Anweisungen über Heeresveränderungen zu verschaffen. Als der Pariser royalistische Abgeordnete Syveton in öffentlicher Kammersitzung den Kriegsminister André ob seiner Nachlässigkeit ohrfeigte und Syveton, bevor sein Rechtsgeding eingeleitet war, freiwillig aus dem Leben schied, munkelte schon damals Paris, Syveton sei fremder Mörderhand zum Opfer gefallen: diese fremde Mörderhand benennt Léon Daudet nun halb geheimnistuerisch, halb überreizt: „Deutschland."

Die Schilderung hat nach alledem den Stil der Kinodarbietung: sie rechnet auf die niedrigen Sensationsgelüste im Menschen. Und auch die Politik selber, wie sie Daudet zwanzig Jahre mitgemacht hat, eine von Schiebern, Kokotten, Bankhaltern, literarischen Abenteurern betriebene Politik, hat die böse und unheimliche Beleuchtung des Kinotheaters. Die Masse und das, was sie ersehnt, taucht nirgends so mitspielend auf: alles wird von den Politikern in Klubs, Restaurants, Bars, Kammerkorridoren gebend, nehmend verhandelt. Der gräuliche Positivismus dieses Treibens zeigt, daß Léon Daudet recht hat, wenn er den Untergang dieser Kultur vorhersagt, nur sind die Ideale, welche er vertritt, durch ihn und die Seinen zu entheiligt, als daß sie wieder gesellschaftsbildend wirken könnten.

F. M. Huebner.

AMT GEGEN DIE ÄMTER

In der „Vossischen" ist vor ein ein paar Tagen mit Ziffern, die verblüfften, das Anwachsen der Bürokratie geschildert worden. Zwar mußten die krassesten Ziffern infolge einer ziemlich gründlichen Berichtigung des Reichswirtschaftsministeriums von der „Vossischen Zeitung" revoziert werden, aber daß die Tendenz der Sozialbürokratie auf Anstellung ungezählter Beamtenkräfte geht, bleibt bestehen. Dagegen wird nun in der „Vossischen" vorgeschlagen, eine besondere Instanz zu schaffen, die prüfen soll, ob in den verschiedenen Verwaltungszweigen nicht zu viele Räte, Sekretäre, Hilfsarbeiter, Kanzlei-, Unterbeamte und Schreibmaschinistinnen beschäftigt werden. Diese Instanz gegen die Instanzen soll auch das Recht haben, Einschränkungen, Vereinfachungen und Verminderungen des Personalstandes durchzuführen.

Vorzüglicher Einfall. Zu prüfen wäre vor allem, wieviel Räte, Sekretäre, Hilfsarbeiter, Kanzlei-

beamte und Stenotypistinnen bei der neuen Instanz anzustellen sind. Da es sich um einen ziemlich ausgedehnten Wirkungskreis handelt, wird wohl in jeder Haupt- und in geringerem Umfang in jeder Kreisstadt eine Abteilung des neuen Reichsamtes einzurichten sein. Die erforderlichen Lokalitäten sind sofort anzusprechen. Um ein dilettantisches und deshalb gefährliches Hineinpfuschen der neuen Instanz zu vermeiden, wird man ferner gut tun, jedem Ministerium eine Sektion, die sich ausschließlich mit der Vereinfachung des Beamten- und Verwaltungsapparates zu befassen hat, anzugliedern. Diese über das ganze Reich verzweigte Organisation wäre dann in einem Reichsverwaltungsamt zusammenzufassen, für welches hoffentlich schon im nächsten Haushaltungsvorschlag die notwendigen Arbeits- und Hilfskräfte einzusetzen sind.

Zur Kontrolle über das geplante Reichsverwaltungsamt — und um vor allem dort unnötige Anstellungen und Besetzungen zu prüfen und zu vermeiden — wird eine beaufsichtigende Reichsverwaltungsstelle geschaffen, durch welche das Ueberwuchern des Bürokratismus in dem neuen Verwaltungszweig verhindert wird.

Schließlich wird auch diese beaufsichtigende Reichsverwaltungsstelle in geeigneter Weise kontrolliert werden müssen, und zwar ...

Genug. Heiliger Bernhard, steh mir bei!

ANTWORT AN HERRN LEWIN

Die Bemerkungen, die Sie im „Tage-Buch" (Heft 17) an die hier von mir veröffentlichten Berichte aus Sowjetrußland knüpften, sind mir erst heute zu Gesicht gekommen. Ich glaube, sie würden angenehmer zu lesen sein, wenn sie nicht von der Unterstellung ausgingen, daß ich mich mit diesen Darstellungen, so wie sie mir zu Händen kamen, identifiziere. Das war mir nicht im geringsten möglich; was ich an ihnen zu beurteilen vermochte, das ist nur ihre Echtheit und ein gewisses Maß von Authentizität. Ich habe Sowjetrußland Ende 1918 verlassen, und auch während meines letzten längeren Aufenthaltes in Rußland habe ich nicht die Gelegenheit gehabt, mir über alle die in den Berichten dargestellten Tätigkeitsgebiete eine eigene Anschauung zu verschaffen, und noch weniger, mir ein abschließendes Urteil zu bilden. Daß ich den Berichten kritische Leser wünschte, habe ich in der kurzen Einleitung, die ich ihnen mitgab, mit aller Deutlichkeit gesagt. Was nun Ihre „Richtigstellungen" anlangt, so liegt es nahe, sie mit mancherlei Fragen zu beantworten. Ist es nicht ein wenig naiv, von einem Kinde, das gehen lernt, die Schritte eines erwachsenen Mannes zu erwarten? Ich bin im übrigen durchaus geneigt, zwischen dem Programm der russischen Sowjetregierung, „die eine neue Weltordnung schaffen will", und dem, was in Rußland tatsächlich vor sich geht, zu unterscheiden; meine beiden Bücher über das kommunistische Rußland beweisen das. Wenn Sie indessen sagen, daß die kühnen Gedanken der Kommunisten, ihre Reformen der sozialen Ordnung usw. nichts seien als eine Fassade der Revolution, die in Wirklichkeit mit dem Kommunismus nicht das geringste zu tun habe, — so geht Ihre Argumentation in das dialektische Gebiet über; ich kann

eine solche Behauptung nur komisch finden. Hier mag es genügen, zu sagen, daß alle Einwände gegen die mehr oder weniger papierene Wirksamkeit der Sowjetregierung noch kein Argument gegen die Existenz der Sowjetregierung überhaupt darstellen. Die von mir veröffentlichten Berichte erheben ebensowenig einen Anspruch darauf, das theoretische Programm der kommunistischen Regierung darzustellen, wie Rußland zu schildern, wie es jetzt ist. Für beides fehlt ihnen die Ausführlichkeit. Dennoch, meine ich, wird der Leser nicht die Zeit zu bereuen haben, die er aufwendet, um ein wenig über den Inhalt dieser Berichte nachzudenken.

Alfons Paquet.

*

Ich gebe die für mein Gefühl ein wenig gereizte Erwiderung Paquets hier wieder, weil ich bestätigen kann, daß er den veröffentlichten „Berichten aus Sowjetrußland", eben weil sie aus Sowjetquellen stammen, wiederholt behutsame Leser gewünscht hat. Es erscheinen übrigens in der nächsten Zeit im Ernst Rowohlt-Verlage die Tagebuchblätter „Moskau 1920" von Dr. Alfons Goldschmidt, der soeben von einer Studienreise aus Rußland zurückgekehrt ist. Hier wird dem Bedürfnis — nicht nur Lewins — nach selbstgeschauten Bildern, noch dazu eines volkswirtschaftlich geschulten Beschauers, Genüge getan. Das „Tage-Buch" wird einige Abschnitte des Buches veröffentlichen.

EIN ROMAN AUS SOWJETRUSSLAND

Der Roman von Victor Panin, „Die schwere Stunde" (verlegt bei Paul Cassirer 1920), ist der erste, der uns über die Menschen im bolschewistischen Rußland unterrichtet. Er ist kein politisches Buch; die Sowjet-Regierung wird als Fatum hingenommen, über Theorien wird auffallend wenig diskutiert. Die politischen und sozialen Zustände sind nur der Rahmen für ein Bild menschlichen Elends. Ein berühmter Schriftsteller, der aus deutscher Kriegsgefangenschaft heimgekehrt ist, erlebt den Niedergang seiner Familie. Seine Frau verläßt ihn, seine Tochter verdirbt, sein Söhnchen verhungert. Das Leben ist ein auf die Dauer hoffnungsloser Kampf gegen Frost und Hunger. Victor Panins Buch ist ein lange nachzitternder Akkord aus der ewigen Melodie menschlichen Leides. Sein Buch ist russisch, das heißt christlich. Ein aus der Front in den inneren Krieg verschlagener Soldat sagt: „Keine Ruhe hat der Mensch, das ist es; Kreuzesqual wird dir auferlegt, wofür aber, das weiß kein Mensch!"

P. M.

ZEICHEN DER ZEIT

Am 18. Juni stand im „Berliner Tageblatt" ein Inserat, das erschreckte:

Tüchtige Vertreter
sofort gesucht
Lippische Filzschuh- und Pantoffel-
industrie
Hamlet & Comp.
Bad Salzuflen

Hamlet, der seinerzeit, irrtümlich, totgesagt war, lebt und sucht sofort tüchtige Vertreter. Die Nachricht würde erfreuen, wäre sie nicht mit der Feststellung verbunden, daß Hamlet, dem Zug der Zeit folgend, unter die Geschäftsleute gegangen

ist und sich in Deutschland etabliert hat. Bis zum Friedensschluß wird er wohl in Dänemark gelebt haben, das hat ihn kommerziell gemacht, denn wer hielte die Nähe der neutralen Warenschieber aus, ohne angekränkelt zu werden? Wahrscheinlich hat auch ihn seine Armut auf Handelswege getrieben, denn er war ein armer Mann, so lange er an Claudius' Hof lebte („Ich, Bettler, der ich bin, sogar an Dank bin ich arm"). So unsichere Naturen wie er, moralischen Infektionen leicht ausgesetzt („wir sind ausgemachte Schurken, alle — trau keinem von uns"), konnten in diesen Tagen der allgemeinen Kommerzialisierung der Neigung, von Lieferungsverträgen und Warenspekulationen zu profitieren, nicht wiederstehn. In den Umgang mit Schiebern hat er sich vielleicht deshalb leichter geschickt, weil seine Umgebung von jeher nicht sehr zuverlässig gewesen ist. („Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft".) Soviel Adelige sich auch neuerdings entschlossen haben, ins Geschäft einzutreten, daß Hamlet sich zu firmieren entschloß, ist doch der verdrießlichste Fall. Wer mag Hamlets Komp. sein? Es ist naheliegend auf Rosenkranz & Güldenstern (richtig: Goldstern) zu raten, auf deren Geschäftsschild kein rassenbewußter Baltikumer ein Hakenkreuz gemalt hätte. Daß Hamlet sich gerade auf die Erzeugung von Pantoffeln und namentlich von Filzschuhen verlegt hat, stimmt zu seinem Wesen. Altenberg schwärmte für Antiphone, die den Lärm der Welt von ihm fernhielten, der neurasthenische Sonderling Hamlet, etwas altväterischer, wünscht, daß der Nebenmensch leise auf Filzschuhen durchs Dasein schleiche .... Wissenswert wäre es, festzustellen, wieviel Herren der Branche sich auf das Inserat meldeten? Es gehört immerhin Courage dazu, sich als tüchtigen Vertreter Hamlets zu fühlen.

SIEGFRIED JACOBSOHN

Dem Theaterspatzen, habe ich etwas länger geantwortet als ich wollte. Deshalb muß die Antwort fürs nächste Heft zurückgestellt werden. Ich schwanke, ob ich mit der Antwort auf den kläglichen Klatsch sachlich denkende Leser behelligen, oder ob ich die Siebung des Theaterquatsches lieber gesondert erscheinen lassen soll. Vielleicht schmücke ich die Abrechnung mit einer sinnigen Ueberraschung.

TAGE-BUCH-PREIS

Auf der zweiten Umschlagseite dieses Heftes teilt der Verlag mit, daß der Verkaufspreis des Tage-Buchs für das einzelne Heft auf 2 Mark und das Abonnement fürs Vierteljahr entsprechend auf 25 M. erhöht werden muß. Der Redakteur fügt sich leidend ins Unabweisliche; nicht er, der eigentlich Produzierende, sondern Papierfabrikant, Drucker und Postbehörde haben diese Erhöhung auferlegt, von welcher Verlag, Herausgeber und Mitarbeiter nichts profitieren. Den vielen tausend Freunden, die das „Tage-Buch", über alle Parteigrenzen hinweg, in diesem halben Jahr erworben hat, gebe ich das Versprechen, die Erhöhung nicht länger mitzumachen, als sie mir selbst auferlegt wird. Ich möchte den großen Erfolg des „Tage-Buch" durch Verbilligung, sobald ich kann, zu einem noch größeren machen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.